SUCHARD's



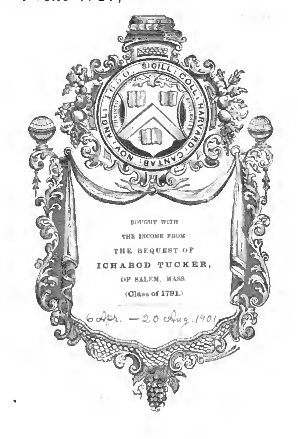
SCHWEIZER
ALPENMILCH

DE

FEIN UND STARKEND

Westermanns Monatshefte

George Westermann, Adolf Glaser,
Friedrich Spielhagen, Gustav Karpeles, Friedrich Düsel


SIGILL : COLL : HARVARD : CANTAB : NOV : ANGL : 1650
BOUGHT WITH
THE INCOME FROM
THE BEQUEST OF
ICHABOD TUCKER,
OF SALEM, MASS.
(Class of 1791.)
6 Apr. — 20 Aug. 1901

Westermanns

Illustrierte Deutsche Monatshefte.

Ein Familienbuch

für das

gesamte geistige Leben der Gegenwart.

Neunzigster Band.

April 1901 bis September 1901.

Braunschweig.

Druck und Verlag von George Westermann.

1901.

Westermanns illustrierte deutsche Monats-Hefte

für das gesamte geistige Leben der Gegenwart.

Fünfundvierzigster Jahrgang. Neunzigster Band.



Verzeichnis der Mitarbeiter

am

neunzigsten Bande

der

Illustrierten Deutschen Monatshefte.

Achelis, Thomas, in Bremen, 223. — Bie, Oskar, in Berlin, 230, 307. — Bodenhausen, Ludovika Freifrau von, in Berlin, 320. — Buchner, Hans, in München, 582. — Diercks, Gustav, in Steglitz, 189. — Düsel, Friedrich, in Berlin-Friedenau, 484. — Ebhardt, Bodo, in Grunewald bei Berlin, 85. — Eckstein, Ernst, in Dresden, 397. — Fredrich, C., in Berlin, 620. — Gleichen-Rußwurm, Alexander Freiherr von, in Schloß Greifenstein ob Bonnland, 587, 729. — Grothe, Hugo, in Berlin, 357. — Hauser, Otto, in Wien, 796. — Hesdörffer, Max, in Berlin, 524. — Herzfeld, Felix, in Braunschweig, 695. — Hoff, A., in Berlin-Friedenau, 333. — Hollaender, Felix, in Berlin, 58, 202. — Kirchbach, Wolfgang, in Berlin-Steglitz, 389. — Klein, Hermann J., in Köln, 763. — Klemm, Johanna, in Rostock, 341. — Klitscher, Gustav, in Berlin, 513. — Knauer, Friedrich, in Wien, 109. — Krieger, Heinz, in Berlin, 560. — Matthiaß, Bernhard, in Rostock, 37. — Mayne, Harry, in Berlin, 715. — Meyer, Johann Georg, in Berlin-Steglitz, 660. — Meyer, Erich, in Weimar, 46. — Müller, Johannes, in Erlangen, 456. — Münch, Wilhelm, in Berlin, 244. — Muschweck, Georg, in München, 504. — Noack, Friedrich, in Rom, 788. — Ostwald, Hans, in Berlin, 438. — Prem, S. M., in Graz, 127. — Rosenberg, Adolf, in Berlin, 21, 173. — Schenck, Luise, in Friedrichroda, 780. — Scholz, Friedrich, in Bremen, 632. — Voß, Richard, in Berchtesgaden, 1, 141, 277, 413. — Weisser, Wilhelm, in Ulm, 645. — Wichert, Ernst, in Berlin, 468, 541, 677. — Zeiß, Karl, in Dresden, 463. — Zetzsche, Karl, in Berlin, 806.

Inhalt
des neunzigsten Bandes.

Die Leute von Valdaré. Ein Roman aus den Dolomiten von Richard Voß, 1, 141, 277, 413.
Gustav Eberlein. Von Adolf Rosenberg, 21, 173.
Luxus und Recht. Von Bernhard Matthiaß, 37.
Das moderne französische Drama. Von Erich Meyer, 46.
Thomas Truck. Ein Buch von gestern und morgen von Felix Hollaender, 58, 202.
Die Hohkönigsburg bei Schlettstadt im Elsaß. Von Bodo Ebhardt, 85.
Sonderbare Tiere eines merkwürdigen Landes. Von Friedrich Knauer, 109.
Adolf Pichler. Von S. M. Prem, 127.
Levico-Vetriolo, die Perle des Valsugana. Von Gustav Diercks, 189.
Friedrich Ratzel. Von Thomas Achelis, 223.
Die Kunst des Zeichnens. Alte Meister. Von Oskar Bie, 230, 307.
Von menschlicher Schönheit. Von Wilhelm Münch, 244.
Zur Erinnerung an den Großherzog Karl Alexander von Sachsen. Von ***, 257.
Marie Adelaide, Herzogin von Bourgogne. Ein Lebensbild vom Hofe Ludwigs XIV. von Ludovica Freifrau von Badenhausen, 320.
Die Kaisergräber im Dom zu Speyer. Von A. Hoff, 333.
Muttersprache. Novelle von Johanna Klemm, 341.
Ins türkische Sibirien. Vom Bosporus ins armenische Hochland. Von Hugo Grothe, 357.
Ernst Eckstein. Ein Gedenkblatt von Wolfgang Kirchbach, 389.
Ein Blick in die Zukunft. Sprachliche Plauderei aus dem Nachlaß von Ernst Eckstein, 397.
Neuere Glasmosaiken. Von Hans Ostwald, 438.
Johannes Müller. Von Johannes Müller, 456.
Im Hebbelhaus. Von Karl Zeiß, 483.
Tagebuch einer Mutter. Von Ernst Wichert, 488, 541, 877.
Detlev von Liliencron und Gustav Falke. Zwei deutsche Lyriker der Gegenwart. Von Friedrich Düsel, 484.
Kanäle und Kanalprojekte. Von Georg Muschweck, 504.
Der Gottessucher. Eine Hüttengeschichte aus den Hochalpen von Gustav Mitscher, 513.
Moderne Blütenformen. Von Max Hesdörffer, 524.
Die Berliner elektrische Hoch- und Untergrundbahn. Von Heinz Krieger, 560.
Max von Pettenkofer. Ein Nachruf von Hans Buchner, 582.
Die Brüderschaft. Historische Erzählung aus der Zeit Michelangelos von Alexander Freiherr von Gleichen-Rußwurm, 587, 729.
Ein Ausflug in Klein-Asien. Von C. Fredrich, 620.
Goethe und die Freimaurerei. Von Friedrich Scholz, 632.
John Ruskin. Von Wilhelm Weisser, 645.
Das Luftmeer. Von Johann Georg Meyer, 660.
Rothenburg ob der Tauber. Ein Städtebild von Felix Herzfeld, 695.
Wilhelm Raabe. Eine litterarische Würdigung zu seinem siebzigsten Geburtstage von Harry Maync, 715.
Der Planet Mars. Von Hermann J. Klein, 763.
Verde antico. Eine harmlose Geschichte aus der guten alten Zeit von Luise Schenck, 780.
Casa Buti in Rom. Von Friedrich Noack, 788.
Algernon Charles Swinburne. Eine Studie von Otto Hauser, 798.
Die Kunst in der Schule und das Kunstverständnis des Volkes. Von Karl Zetzsche, 808.
Litterarische Rundschau, 133, 267, 401, 530, 671, 810.

Namen- und Sachregister
zum neunzigsten Bande.

Berliner elektrische Hoch- und Untergrundbahn, Die. Von Heinz Krieger, 560.
Blütenformen, Moderne. Von Max Hesdörffer, 525.
Bourgogne, Marie Adelaide, Herzogin von. Von Ludovica Freifrau von Bodenhausen, 320.
Brüderschaft, Die. Von Alexander Freiherr von Gleichen-Rußwurm, 587, 729.
Casa Buti in Rom. Von Friedrich Noack, 788.
Drama, Das moderne französische. Von Erich Meyer, 46.
Eberlein, Gustav. Von Adolf Rosenberg, 21, 173.
Eckstein, Ernst. Von Wolfgang Kirchbach, 389.
Glasmosaiken, Neuere. Von Hans Ostwald, 438.
Goethe und die Freimaurerei. Von Friedrich Scholz, 632.

Gottesdiner, Der. Novelle von Gustav Klitscher, 513.
Hebbelhaus, Im. Von Karl Zeiß, 463.
Hohkönigsburg, Die, bei Schlettstadt im Elsaß. Von Bodo Ebhardt, 85.
Kaisergräber, Die, im Dom zu Speyer. Von A. Hoff, 333.
Kanäle und Kanalprojekte. Von Georg Muschweck, 504.
Karl Alexander, Großherzog von Sachsen. Von ***, 257.
Klein-Asien, Ein Ausflug in. Von C. Fredrich, 620.
Kunst, Die, in der Schule, und das Kunstverständnis des Volkes. Von Karl Zetzsche, 806.
Liliencron, Detlev von, und Gustav Falke. Von Friedrich Düsel, 484.
Levico-Vetriolo, Die Perle des Valsugana. Von Gustav Diercks, 189.
Luftmeer, Das. Von Johann Georg Meyer, 660.
Luxus und Recht. Von Bernhard Matthiaß, 37.
Mars, Der Planet. Von Hermann J. Klein, 763.
Müller, Johannes. Von Johannes Müller, 456.
Muttersprache. Von Johanna Klemm, 341.
Pettenkofer, Max von. Von Hans Buchner, 582.
Pichler, Adolf. Von S. M. Prem, 127.
Raabe, Wilhelm. Von Harry Maync, 715.
Ratzel, Friedrich. Von Thomas Achelis, 223.
Rothenburg ob der Tauber. Von Felix Herzfeld, 695.
Ruskin, John. Von Wilhelm Weigand, 645.
Swinburne, Algernon Charles. Von Otto Hauser, 796.
Schönheit, Von menschlicher. Von Wilhelm Münch, 244.
Sibirien, Ins türkische. Von Hugo Grothe, 357.
Tagebuch einer Mutter. Von Ernst Wichert, 468, 541, 677.
Tiere, Sonderbare, eines merkwürdigen Landes. Von Friedrich Knauer, 109.
Truck, Thomas. Von Felix Hollaender, 58, 202.
Valdarè, Die Leute von. Von Richard Voß, 1, 141, 277, 413.
Verde antico. Von Luise Schenck, 780.
Zeichnens, Die Kunst des. Von Oskar Bie, 230, 307.
Zukunft, Ein Blick in die. Von Ernst Eckstein, 397.

Litterarische Rundschau:

Adelmann, Alfred: Aus Italien, 675.
Bechhold, H.: Die Umschau, 273.
Beckers Weltgeschichte, 532.
Berndt, G. H.: Das Buch der Wunder und der geheimen Wissenschaften, 274.
Berneker, Erich: Graf Leo Tolstoj, 267.
Bernhard, Marie: Ein Gottesmann, 408.
Bernhard: Der Taugenichts, 269.
Betten, Robert: Praktische Blumenzucht und Blumenpflege im Zimmer, 273.
Bilderatlas zur deutschen Geschichte, 537.
Bliedner, A.: Goethe und die Urpflanze, 820.
Blum, Hans: Aus dem tollen Jahr, 535.
Bode, Wilhelm: Kunst und Kunstgewerbe am Ende des neunzehnten Jahrhunderts, 138.
Bode, Wilhelm: Zwei vertrauliche Reden: Meine Religion — Mein politischer Glaube, 817.
Bode, Wilhelm: Goethes Lebenskunst, 817.
Bott, C.: Vor dreißig Jahren, 536.
Brausewetter, Ernst: Finnland im Bilde seiner Dichtung, 269.
Brausewetter, Ernst: Finnländische Rundschau, 270.
Brockhaus' Konversationslexikon. Revidierte Jubiläumsausgabe, 539.
Brockhaus, F. A.: Arnold Böcklin, 137.
Breysig, Kurt: Kulturgeschichte der Neuzeit, 533.
Busse, Karl: Triebsand, 402.
Boerenkrieg, Der. Von ***, 537.
Busse, Karl: Die Schüler von Polajewo, 403.
Burtons Abc der modernen Photographie, 272.
Conrad, Heinrich: Friedrich der Große und sein Hof, 534.
Der Amateurphotograph, 272.
Der Stein der Weisen, 272.
Deutscher Tierfreund, 272.
Ebhardt, Bodo: Denkschrift über die Wiederherstellung der Hohkönigsburg bei Schlettstadt im Elsaß. — Die Grundlagen der Erhaltung und Wiederherstellung deutscher Burgen, 821.
Eckart und Philipp: Brauch und Sitte; vier skeptische Thesen, 272.
Eckermann, Joh. Peter: Faust am Hofe des Kaisers, 812.
Eigenbrodt, Wolrad: Fähnrich Stahls Erzählungen, 289.
Festgabe zur Enthüllung des Wiener Goethe-Denkmals, 816.
Fischer, Kuno: Gedächtnisrede auf den Großherzog Karl Alexander von Sachsen, 815.
Gardini, Carlo: In der Sternbannerrepublik, 676.
Geiger, Ludwig: Das junge Deutschland und die preußische Censur, 412.
Gerstenbergk, Jenny von: Ottilie von Goethe und ihre Söhne Walther und Wolf, 817.
Giesenhagen, K.: Unsere wichtigsten Kulturpflanzen, 273.
Gnade, Elisabeth: Nordlicht, 407.
Goethe-Jahrbuch, 813.
Gradmann, Robert: Das Pflanzenleben der Schwäbischen Alb, 271.
Gräf, Hans Gerhard: Goethe über seine Dichtungen, 816.
Grotthuß, Jeannot Emil Frhr. v.: Die Halben, 401.
Gsell-Fels: Rom und die Campagna, 674.
Haacke, W.: Das Tierleben der Erde, 272.
Haeckel, Ernst: Kunstformen der Natur, 270.
Handwörterbuch der Astronomie, Anthropologie und Ethnologie, 271.
Heinemann, Karl, und E. Elster: Gesamtausgabe von Goethes Werken, 811.
Herrmann, Max: Jahrmarktsfest zu Plundersweilern, 818.
Herzl, Theodor: Philosophische Erzählungen, 405.
Heydemann-Möhring, Elisabeth: Die Letzten, 407.
Hildeck, Leo: Herbstbeichte, 276.
Hochstetter, S.: Bis die Hand sinkt, 275.
Hoffmann, Hans: Tante Fritzchen, 402.
Hoffmann, Wilhelm: Um Liebe, 406.
Hoffmann, Nina: Dostojewsky, 268.
Holitzscher, Arthur: Der vergiftete Brunnen, 405.
Jahn, Hedwig: Sesam und Lilien, 409.
Janitschek, Maria: Stückwerk, 408.
Jägers Monatsblatt, 272.
Jensen, Wilhelm: Nacht- und Tagesspuk, 401.
Kalsenberg, Moritz v.: Napoleon I. und Eugenie Désirée Clary-Bernadotte, 534.
Kellner: Ein Jahr in England, 675.
Klein, Hermann: Handbuch der Allgemeinen Himmelsbeschreibung, 272.
Kleinpaul, Rud.: Italienischer Sprachführer, 675.
Klemperer: Justus von Liebig und die Medizin, 272.
Kobell, Luise v.: Farben und Feste, 409.
Kohlenegg, Victor v.: Bille Brandt, 275.
Kohlrausch, Robert: Schwimmendes Land, 403.
Krauß, Maximilian: Dös giebt's, 405.
Kuttner, H.: Unter dem roten Kreuz, 537.
Lassar-Cohn: Die Einführung in die Chemie, 271.
Launhardt: Am sausenden Webstuhl der Zeit, 273.
Laverrenz, Victor: Deutschland zur See, 538.
Leitgeb, Otto v.: Gänsemännlein. — Um Liebe, 406.
Lichtwark, Alfred: Palastfenster und Flügelthür. — Erziehung zum Farbensinn, 137.

Lochner, Max: Grundlagen der Lufttechnik, 271.
Lohde, Clarisse: Im Weltgetriebe, 408.
Löwenfeld, Raph.: Deutsche Gesamtausgabe der Tolstojschen Werke, 139.
Löwy, Emanuel: Die Naturwiedergabe in der älteren griechischen Kunst, 411.
Ludlinski, S.: Litteratur und Gesellschaft, 538.
Manteuffel, Ursula Zöge v.: Zur linken Hand, 406.
Marbach, Hans: Christus und Faust, 820
Marshall, William: Zoologische Plaudereien, 272.
Mau, August: Pompeji in Leben und Kunst, 134.
Meinhardt, Adalbert: Allerleirauh, 407.
Meißner, Franz Hermann: Franz von Defregger, 411.
Meisterwerke aus den Kunstsammlungen des deutschen Kaisers, 135.
Mendelsohn, Henry: Böcklin, 411.
Merzbacher, Gottfried: Aus den Hochregionen des Kaukasus, 671.
Minor, Jacob: Goethes Faust, 818.
Mystifizinsky, Deutobold Symbolizetti Allegoriowitsch, s. Vischer.
Natur und Haus, 273.
Netto und Wagner: Japanischer Humor, 133.
Neumann-Hofer, Annie: Sophie, 275.
Ornithologische Monatsschrift, 272.
Oltmann, Victor: Jakob Casanova von Seingalt, 821.
Pochhammer, Paul: Dantes Göttliche Komödie, 822.
Prem, S. M.: Goethe, 816.
Ranke, Leopold v.: Römische Päpste in den letzten vier Jahrhunderten, 532.
Rickert, Heinrich: Kulturwissenschaft und Naturwissenschaft, 271.
Ries, C. E.: Der Meisterfahrer, 276.
Rittland, Klaus: Nur Weib, 275.
Rodran, Paul: Das große Schweigen, 407.
Rodenberg, Julius: Lieder und Gedichte, 530.
Rompel, Frederik: Siegen oder Sterben. Die Helden des Burenkrieges, 537.
Rosebery, Lord: Napoleon I. am Schluß seines Lebens, 535.
Ruskin, John: Die sieben Leuchter der Baukunst, 409.
Ruskin, John: Die Steine von Venedig — Wege zur Kunst. — Aphorismen zur Lebensweisheit. — Was wir lieben und pflegen müssen. — Was wir arbeiten und wirtschaften müssen, 409.
Ruskin, John: Der Kranz von Olivenzweigen, 410.
Rüttenauer, Benno: Symbolische Kunst, 410.
Saar, Ferdinand v.: Camera obscura, 405.
Saenger, Sam.: John Ruskin, 410.
Schaarschmidt, Friedrich: Kunst und Leben, 675.
Schick, Rudolf: Tagebuchaufzeichnungen über Arnold Böcklin, 136.
Schlaf, Johannes: Die Kuhmagd und anderes — In Dingsda, 402.
Schmitt, Eugen Heinrich: Leo Tolstoj und seine Bedeutung für unsere Kultur, 267.
Schnell, Heinrich: Mecklenburg im Zeitalter der Reformation, 533.
Schöll, Adolf: Goethes Briefe an Frau von Stein, 810.
Schudin, Ossip: Peterl, 407.
Schulz-Album, 138.
Schultze, Siegmar: Falk und Goethe, 816.
Schurtz, H.: Urgeschichte der Kultur, 532.
Schweiger, Lazarus: Philosophie der Geschichte, Völkerpsychologie und Sociologie, 272.
Schweiger-Lerchenfeld, v.: Frauenreiz, 676.
Semrau, Max: Die Kunst des Mittelalters, 409.
Sergejenko, Peter: Wie Leo Tolstoj lebt und arbeitet, 140.
Servaes, Franz: Hans Thoma, 137.
Seydlitz, E. v.: Lehrbuch der Geographie, 536.
Sogemeier, H.: Das Menschlichkeitsideal in Goethes „Faust“ und Hauptmanns „Versunkener Glocke“, 820.
Spielhagen, Friedrich: Freigeboren, 274.
Sponsel, Jean Louis: Die Kabinettstücke der Meißener Porzellan-Manufaktur von Johann Joachim Kändler, 135.
Stehr, Hermann: Der Schindelmacher, 404.
Stein, Philipp: Briefwechsel zwischen Goethe und Schiller, 811.
Sterne, Carus: Werden und Vergehen, 270.
Stratz, Rudolf: Die ewige Burg, 404.
Stratz, Rudolf: Die thörichte Jungfrau, 404.
Stumpf, C.: Der Entwickelungsgedanke in der gegenwärtigen Philosophie, 412.
Stückelberg, E. A.: Das Wappen in Kunst und Gewerbe, 140.
Thode, Henry: Kunst, Religion und Kultur, 411.
Thoma, Albrecht: Katharina von Bora, 532.
Thöny-Album, 138.
Tolstoj: Aufruf an die Menschheit, 268.
Tovote, Heinz: Die rote Laterne. — Frau Agna, 404.
Tschechoff, Anton: Ein bekannter Herr, 266.
Türck, Herm.: Eine neue Faust-Erklärung, 819.
Verdy du Vernois, von: Im Hauptquartier der II. Armee 1866 unter dem Oberbefehl Sr. Königl. Hoheit des Kronprinzen Friedrich Wilhelm von Preußen, 535.
Viebig, Clara: Das tägliche Brot, 406.
Vischer, Fr. Th.: Faust, der Tragödie dritter Teil, 812.
Volbehr, Theodor: Das Verlangen nach einer neuen deutschen Kunst, 410.
Wagner siehe Netto.
Weichelt, Hans: Nietzsches Mission. Christlich oder modern? 538.
Wellisch, Siegmund: Das Alter der Welt, 271.
Wengerow, S. A.: Die Grundzüge der Geschichte der neuesten russischen Litteratur, 138.
Werckmeister, Karl: Das 19. Jahrhundert in Bildnissen, 134.
Wichert, Ernst: Litauische Geschichten, 403.
Wilbrandt, Adolf: Franz, 401.
Wislicenus, Georg: Deutschlands Seemacht sonst und jetzt, 536.
Zabel, Eugen: Russische Litteraturbilder, 138.
Zabel, Eugen: Tolstoj, 139.
Zacher, Albert: Römische Augenblicksbilder, 675.
Zernin, Gebhard: August von Goeben, königl. preußischer General der Infanterie, 535.
Ziegler, Theobald: Geistige und sociale Strömungen des 19. Jahrhunderts, 536.
Zeitlexikon, 540.



WESTERMANNS
ILLUSTRIERTE DEUTSCHE
MONATSHEFTE
FÜR DAS
GESAMTE GEISTIGE LEBEN DER GEGENWART.

BRAUNSCHWEIG.
GEORGE WESTERMANN.



Die Leute von Valdaré.

Ein Roman aus den Dolomiten

von

Richard Voß.

I.

(Nachdruck ist untersagt.)

Erstes Kapitel.

Ein Dorf, welches im Winter seine Toten nicht begraben kann.

Die Gegend, darin jener unselige Ort liegt, heißt Ladinien und ist das Dolomitengebiet zwischen dem wilden Eisackstrom und den venetianischen Alpen. Das Dorf selbst führt den fremdartigen und zugleich klangvollen Namen Valdaré. Das Wort ist ladinisches Idiom und romanischen Ursprungs und soll — wie behauptet wird — „Thal des Goldes" bedeuten, welche Bezeichnung die Leute von Valdaré für bitteren Hohn auf ihre trostlose Felsenöde nehmen können. Denn Valdaré ist von allen hochgelegenen, weltverlassenen und armseligen Dolomitendörfern das höchste, weltverlassenste und armseligste.

Niemals gelangt ein Fremder, nur selten ein herumziehender Händler dahin. Sogar aus den benachbarten Dörfern — das nächste Dorf befindet sich in einer Entfernung von zwei starken Stunden — versteigt sich kaum jemals ein Mensch hinauf. Auch wüßte wohl niemand zu sagen, um welcher Ursache willen das geschehen sollte.

Der nächste Ort heißt Crocetta. Schon aus den großen, fruchtbaren und stark bevölkerten Dolomitenthälern des Unterlandes nach Crocetta zu kommen, ist nicht leicht: besitzen doch selbst jene weltbekannten Bezirke erst seit wenigen Jahrzehnten eine gute Fahrstraße und regelmäßige Postverbindung mit dem Eisackthal, Anzeichen einer Kultur, welche zur Zeit dieser Geschichte erst im Herannahen begriffen war.

Auch das Kirchdorf Crocetta ist ausschließlich nur von armen Bergbauern und Holzschnitzern bewohnt. Nicht einmal hier giebt es Felder und Äcker, sondern nur magere Viehweiden und düsteren Birkenwald.

Dieser ist Crocettas kostbarstes Eigentum. Denn er liefert den Schnitzern das wertvolle Material zu ihren Arbeiten. Der Wald ist Gemeindegut, wird sorgfältig gepflegt und schützt das Dorf, dessen kümmerlichen Wohlstand er ausmacht, zugleich vor Lawinen. Jedes Familienhaupt besitzt das Anrecht auf einen Stamm im Jahre, der im Herbst bedachtsam ausgewählt und dem Mann zum Fällen überwiesen wird. Brennholz müssen auch die Leute von Crocetta von weither sich

beschaffen; und es gilt der Holzfrevel für ein schweres Verbrechen: wer Holz stiehlt, wird einem Räuber und Übelthäter gleich gehalten.

Außer seiner Föhrenwaldung und seinem Gotteshause besitzt Croeetta neben der Kirche ein bescheidenes Gasthaus, wo ein von dem bäuerischen Wirt stark gewässerter roter Tiroler ausgeschenkt wird und wo an Sonn- und Feiertagen zuweilen Fleisch: Schaf- und Lammfleisch, zu haben ist. Der Gast, der bei festlichen Gelegenheiten diese Genüsse sich gönnt, merkt jedoch nicht, daß der Wein sauer und wässerig ist, das Fleisch zähe und mit ranzigem Fett zubereitet. Dem Manne sind der schlechte Wein und das kaum genießbare Fleisch seltene Festfreuden, um welche sein noch ärmerer Nachbar ihn bitter beneidet. Diese Genügsamkeit, eine Folge der großen Armut, ist die Ursache, daß in Croeetta ein Berauschter so selten ist wie ein Bär, und die Bären sind in den Dolomiten längst ausgestorben.

Eine weitere Auszeichnung, welche das Dorf Croeetta vor Valdarò genießt, ist das Vorhandensein eines Kramladens, wo alles zu kaufen ist, dessen der Mensch zum Leben bedarf; wohlverstanden die Einwohner Croeettas und der nachbarlichen Ortschaften. In jenem wunderbaren Gewölbe kann der Wohlhabende außer Speck und Öl, Polenta und Mehl, Salz und Tabak sogar Kaffee erstehen. Desgleichen Tuch zu einem Gewande. Von diesem ist jedoch nur ein einziges Stück vorhanden, und davon ward in langen Jahren erst wenig verkauft. Denn auch die Wohlhabenderen kleiden sich in selbstverfertigte Stoffe aus nußfarbenem grobem Garn für den Sommer und aus gesponnener Schafwolle für den Winter.

Auch Gebetbücher sind in dem Laden erhältlich, Heiligenbilder, Rosenkränze und Wachskerzen, heißbegehrte Gegenstände christlicher Andacht, die zu kaufen ein jeder Geld hat. Sie werden zum geistlichen Herrn getragen, um sie weihen zu lassen. Damit ist dann auch für das Heil der Seele bestens gesorgt.

Die Kirche von Croeetta ist im Vergleich zu den übrigen Häusern ein Palast zu nennen; und doch ist sie nur ein sehr bescheidenes Heiligtum, jeglichen Prunkes bar. Aber die Leute von Croeetta sind stolz auf ihr stattliches Gotteshaus; und ihr guter geistlicher Herr gilt ihnen als ein auf Erden wandelndes Stück Allmacht. Dafür ist der Pfarrer von Croeetta aber nicht allein ein getreuer Seelenhirte seiner kleinen Gemeinde, sondern zugleich auch ihr weiser Arzt, Apotheker und Advokat, ihr hilfreicher Berater in allen irdischen Dingen, ihr einziger Vermittler mit der Welt, weit da draußen. Es giebt auch eine Schule, zu welcher die Kinder der nächsten, dem Kirchdorf zugeteilten Gemeinden nur auf stundenweiten, mühseligen und häufig gefahrvollen Wegen gelangen können. Der Lehrer ist ein Bauernsohn aus einem überaus armen Dolomitendorfe. Während des größten Teiles der guten Jahreszeit bleibt die Schule geschlossen, weil die Schüler bei der Heuernte helfen oder das Vieh weiden müssen; und nur spärlich besucht wird die Bildungsanstalt für die ladinische Jugend während des ganzen Winters; denn wegen der Schneemassen, welche dann Weg und Steg versperren, wenn nicht gar zerstören, können die Kinder nicht kommen. Und der Winter dauert in Croeetta volle sechs Monate. Bisweilen auch noch länger. Wird endlich Frühling, weht der Südwind und beginnt der Schnee zu schmelzen, so bleiben die Kinder der entfernteren Dörfer auch dann meistens aus: die durch Wochen fortwährend niedergehenden Lawinen bedrohen den Wanderer beständig mit Verschüttung und Tod.

Handwerker giebt es in Croeetta nicht, da ein jeder sein eigener Handwerker ist. Wie er sich selbst seine Schuhe aus selbstgegerbter Rindshaut verfertigt, selbst sein Kleid webt und schneidert, selbst aus grauem Dolomitenstein sein Haus baut und mauert, so verfertigt er sich selbst die Geräte, deren er bedarf, wie er sich auch zu guter Letzt seinen eigenen Sarg zimmert — wenn er nämlich ein besonders bedachtsamer Mann und guter Hausvater ist. Der Sarg ist gewöhnlich das teuerste, was ein Bewohner Croeettas je besitzt; besteht doch diese letzte Ruhestätte meist aus kostbarem Zirbelholz. Schade um das schöne Material, das so viel besser sich verwerten ließe, als mit einem Häuflein Knochen angefüllt im Schoß von Mutter Erde zu faulen.

Eine Merkwürdigkeit des Ortes darf nicht unerwähnt bleiben. Es ist das ein wirk-

licher Kirschbaum. Auch dieses seltene Exemplar gehört der Gemeinde und ist weit und breit der einzige Fruchtbaum. Von jung und alt wird er geliebt, bewundert, verehrt. Steht er — gegen Ende Juni — in Blüte, so hangen aller Augen an ihm; reifen — im August — seine Früchte, so ist das für die Kinder eine Zeit froher Erwartung, die Kirschenernte ein Freudenfest für den ganzen Ort. Der Baum liefert kleine, pechschwarze, herb schmeckende Früchte. Sie werden unter die Kinder sämtlicher zu Croetta gehörigen Gemeinden verteilt, aber nur unter solche, die nicht über vierzehn Jahre alt sind. Diese werden zu den „Großen" gezählt. Und die „Großen" sind betrübt, daß sie schon für voll gelten, während ihnen doch die Kirschen immer noch schmecken.

Fällt Frost in die Blüte, so jammern mit den Kleinen auch die Erwachsenen; und der Frost zerstört die Blüte gar manches Jahr. Solch verderbliches Ereignis beraubt für die Kleinen, die wirklich noch Kinder sind und Kirschen essen dürfen, den Sommer seiner schönsten Freude.

* * *

Wenn die Leute von Croetta, die in dem beneidenswerten Besitz einer Kirche und Schule, eines Gasthauses, Kramladens und Kirschbaumes sind — wenn diese Glücklichen von den Leuten in Baldaré sprechen, so meinen sie, halb verächtlich, halb bedauernd: Das sind armselige Leutlein, die da droben in Baldaré! Im Winter können sie sogar ihre Toten nicht begraben. Gott besser's! Aber wie soll Gott das können, da sie doch nicht einmal einen eigenen geistlichen Herrn haben ... Recht armselige Leutlein sind's!

Sollte ein Bewohner Croettas diese Meinung über seine Nachbarn etwa gegen einen Fremden äußern, so würde dieser ihn wahrscheinlich erschrocken anstarren und ausrufen: Um Himmels willen! Sind denn die Leute von Baldaré noch armseliger als ihr?

Aber sie werden selten Gelegenheit haben, mit einem Fremden über das Elend in Baldaré zu reden, denn auch nach Croetta gelangt ein derartiges Wundertier selten oder niemals; und verirrt sich wirklich einmal jemand dorthin, so kommt er sicher nicht wieder. Also können sie nur zu anderen armseligen Nachbarn über die noch armseligeren Leute von Baldaré mit mitleidigem Achselzucken reden.

Schwarze Gewänder tragen sie: Männer und Frauen, rabenschwarze Gewänder! Und so dunkel wie ihr Kleid ist ihre Gemütsart. Das kommt daher, weil fünf Monate im Jahr keine Sonne bei ihnen scheint. Jawohl: nicht einen einzigen Sonnenstrahl während voller fünf Monate! Dabei kann der Mensch wohl schwarze Gewänder tragen und finsteren Gemütes werden!

Die Leute von Baldaré kennen kein Lachen, und Lieder kennen sie auch nicht.

Und im Winter können sie nicht einmal ihre Toten begraben!

So armselig sind sie, daß niemand darum sich kümmert, ob sie auf der Welt sind oder nicht. Nicht einmal der Staat fragt nach ihnen; denn Steuern sind bei denen ja doch nicht zu holen. Auch nicht Soldaten! Wo es nicht einmal Gras genug giebt, um ein paar Kühe halten zu können, wie sollten da wohl die Menschen gedeihen?

Schwächliche kleine Kerle sind die Leute von Baldaré, die unser Herr Kaiser nicht brauchen kann. Auch unser Herrgott nicht! Denn — er läßt sie ja im Winter nicht einmal ihre Toten begraben.

In solcher mitleidigen und verächtlichen Weise reden die armseligen Leute von Croetta über ihre Nachbarn, die nicht lachen und nicht singen können, weil das Leben für sie so schwarz ist wie das Gewand, welches sie tragen.

* * *

Keine Straße führt zu ihnen hinauf. Denn beständig geht es steil den Fels hinan, von dem bereits hochgelegenen Croetta aus noch zwei volle Stunden stark bergan. Nur ein Saumpfad ist der Weg. Mühselig in den Felsen gehauen, leitet er an jähen Schroffen empor, häufig an tiefen Abgründen entlang. Dabei ist er oft so schmal, daß, wenn zwei sich begegnen, der eine sich an die Wand drücken muß. Ein Maultier geht ihn zur Not; jedoch ein Rind nach Baldaré zu treiben, wäre bedenklich. Zum Glück giebt es

dort droben, des kümmerlichen Graswuchses wegen, nur Schafe und Ziegen.

An den abschüssigsten Stellen sind eiserne Klammern in die Wände eingelassen und starke Seile gezogen.

Die Farbe des Gesteins ist ein fahles Grau, und ringsum grünt nicht Baum, nicht Strauch. Der Weg hinauf nach Valdarè führt durch eine Öde, die wie Tod ist.

Nähert sich der Wanderer dem verrufenen Ort, so wächst vor seinen Augen allmählich ein gigantischer Felsenberg auf: einer der Könige der Dolomiten. Wo die Wände des Kolosses nicht allzu senkrecht abfallen, leuchten sie in ewigem Firnschnee. Doch sind solcher Stellen, wo der weiche Glanz zu haften vermag, nur wenige. Die meisten Gipfel und Grate, Zinken und Zacken starren als kahle, leichenfarbene Felsennadeln gen Himmel, der diese Stätte in seinem Grimm erschaffen zu haben scheint, um seine Allmacht auch einmal durch ein solches Werk zu bethätigen.

Die einzigen Laute in dieser erbarmungslosen Natur sind der schrille Pfiff des Murmeltieres, der gackernde Schrei des Adlers, das Geprassel der abstürzenden Steine; sind der dumpfe Donner der Lawinen, das Heulen des Sturmes und das Brausen des Wildwassers in dem schwarzen Grund der Schlucht, an deren Wänden der Pfad emporführt.

Je höher der Wanderer gelangt, um so näher rückt er dem Dolomitenriesen, um so enger umschließt ihn die Alpenwelt, um so stärker vernimmt er das Rauschen des Baches, ohne welches ihn das schauerliche Schweigen menschenleerer Öde umfangen würde.

Und doch leben hier Menschen!

Dort, wo Pfad und Bach sich begegnen, ist die Stätte erreicht, an welcher — und das bereits vor zwei Jahrtausenden! — Menschen sich ansiedelten, ihre Qual auch in diese Welt tragend, die hier noch jetzt Wildnis ist.

Gleichsam in den Dolomitenkoloß eingesprengt eine nicht allzu große Halde mit magerem, graugrünem Graswuchs bedeckt, von den Trümmern vieler Bergstürze besäet. Mitten darunter — so daß beim ersten Anblick schwer zu unterscheiden ist, was menschliche Wohnstätte, was natürlicher Fels — eine Anzahl mißfarbiger Häuser, um ein armseliges Kirchlein geschart, als drängten sie sich hilfeflehend und schutzsuchend an das Gotteshaus. Dieses ist gleichfalls aus dem grauen Gestein aufgemauert und hat nicht einmal den armen Schmuck von Bewurf und Tünche empfangen.

An die Kirche stößt ein stumpfer, niedriger Turm, der seinen Zugang vom Gotteshause hat. Die Glocke von Valdarè ist viele Hundert Jahre alt und wird von den Dorfleuten leidenschaftlich geliebt, als wäre sie ein beseeltes Wesen. Sie hat einen vollen schönen Klang, der weithin gehört wird.

Das Wildwasser durchströmt den traurigen Ort. Es findet seinen Ursprung in geringer Entfernung in einem kleinen, schier kreisrunden Alpensee, unmittelbar darüber steigt der Dolomitenkoloß auf. Der See, der durch eine tangähnliche Wasserpflanze eine eigentümliche, blutrote Färbung erhält, schützt das Dorf vor Lawinen.

Das Dorf ist Valdarè, ist der Ort, dessen Bewohner im Winter nicht einmal ihre Toten begraben können.

Den gewaltigen Felsenberg nennen die Leute in ihrem romanischen Idiom den Sas da Rú, den Bach die Lega, das rote Alpenwasser den See von Mortú.

Zweites Kapitel.

Die Cusa vom Hof Freina und die Bragá von Valdarè.

Waren die Leute von Valdarè in ganz Ladinien wegen ihrer großen Armut, ihrer schwarzen Kleidung und ihres düsteren Wesens bekannt, so waren sie dies in gleich hohem Grade auch um ihrer leidenschaftlichen Heimatsliebe willen.

Sie liebten ihr elendes Dorf, das allen anderen als ein Ort der Verdammnis erschien, als wäre es ein Garten Eden.

In Häusern lebend, die Höhlen glichen, von einer Öde umgeben, die kaum wenigen Schafen und Ziegen genügend Nahrung bot, mit einem Winter, der sieben Monate und länger währte, davon fünf vollkommen sonnenlos waren, liebten sie trotzdem ihre trostlose Heimat fanatisch.

In früheren Zeiten ward Valdarè viele Male von Bergstürzen zerstört, unter Felstrümmern begraben. Ebenso viele Male bauten seine obdachlos gewordenen Bewohner es wieder auf.

Da sie die Kunst nicht kannten, aus Steinen Brot zu backen, so mußten sie, wollten sie nicht Hungers sterben, wenigstens so viel verdienen, um Mehl zu kaufen.

Die jüngeren verdingten sich zur Heuernte auf die Almen, so für ihre ganze Familie erwerbend. Die meisten dienten jedoch nur während des Sommers, kamen zum Winter in die Heimat zurück: gerade wenn die schreckliche, sonnenlose Zeit begann. Immerhin waren sie wieder zu Hause!

Während des Winters spannen und webten die Frauen, und die Männer schnitzten ein Weniges. Nur ein Weniges. Denn das gute, weiche Holz war teuer, und in den fensterlosen Räumen, die nur das Herdfeuer erwärmte und zugleich erhellte, herrschte oft bittere Kälte. Die starren Hände konnten das Schnitzmesser kaum führen, und nur die Frauen mit der Spindel und am Webstuhl hielten aus.

Wer nichts that — nichts thun konnte — der hockte den lieben langen Tag am Herde. Dort, wo es am hellsten und wärmsten war, kamen die Nachbarn zusammen; gewöhnlich eine Woche in diesem, die nächste in jenem Hause. Dann wurden Geschichten erzählt; am liebsten Geistergeschichten.

Nirgends in dem sagen- und geisterreichen Ladinien gab es ein Dorf, wo die Köpfe so voll steckten von allerlei Spuk; freilich lag auch kein anderes Dorf in solcher tiefen Einsamkeit, in solcher düsteren, dem Menschen feindseligen Natur. Eine Natur war's, die der Himmel selber zum Aufenthalt von Dämonen und für das Walten übernatürlicher Mächte bestimmt zu haben schien.

In Valdarò glaubten Kinder und Greise an Kobolde und Hexen, an Zauberei und Geister so unerschütterlich, wie jung und alt an Himmel und Hölle glaubte. Ja, sie glaubten an den tollsten Geisterspuk womöglich noch fester als an die lieben Heiligen und Gott den Vater, sowie Gott den Sohn.

Zu den Geistergeschichten am Herdfeuer heulte der Sturm. Das waren die armen Seelen der Gestorbenen, die in ihren Gräbern keine Ruhe fanden, weil sie drunten in Crocetta begraben lagen. In wilden Winternächten stiegen sie aus ihren Grüften, stürmten den Berg hinan, fuhren wimmernd um die Häuser, stöhnend und ächzend Einlaß begehrend. Aber wer ihnen mitleidsvoll aufthat, den nahmen sie mit sich fort.

Das wäre anders gewesen, hätten die Leute von Valdarò einen eigenen Priester und einen eigenen Kirchhof gehabt. Aber der Bischof von Brixen wollte ihnen keinen Geistlichen geben. Nicht etwa weil sie so jammervoll arm waren, sondern weil kein Geistlicher bei ihnen ausgehalten hätte.

Darum mußten sie ihre Toten drunten in Crocetta begraben; darum mußten diese immer wiederkommen, weil sie in der fremden Erde keine Ruhe fanden.

Ach ja! Hätten sie doch nur einen eigenen Geistlichen und einen eigenen Kirchhof gehabt, dann wäre ihnen in diesem geholfen gewesen.

* * *

Es kam nie vor, daß ein Bursch oder ein Mädchen aus Valdarò jemanden aus der „Fremde" heiratete.

Als „Fremde" galt den Valdaròsen bereits das nächste Dorf. Eine uralte Sage ging bei ihnen um — die jedoch welthistorische Wahrheit war —, laut welcher einstmals von weither ein fremdes Volk in ihrer Öde erschienen war und sie, die Leute unter dem Sas da Rù, sogar aus ihrer heißgeliebten Heimat vertrieben hatte.

Dieses gewaltthätige und siegreiche Volk war aus der heidnischen Stadt Rom gekommen und von einem Kaiser regiert worden, welcher Tiberius hieß und der leibhaftige Satanas war.

Viele wundersame Sagen gab es in Valdarò aus den Zeiten der Römer.

Aber das fremde Volk mußte aus der Wildnis weichen; und seine uralten Bewohner, die Rhätier, zogen wiederum ein.

Immerhin blieb dieser und jener Fremdling zurück. Und mit den Zurückbleibenden erhielten sich römische Namen, römische Sprache, sogar römischer Brauch.

Doch mehr und mehr schwand aus dem Dorfe zu Füßen des Dolomitenkönigs das Fremde. Nur an einem einzigen Hause der seit den Römerzeiten vielleicht zum sechstenmal neuerstandenen Ortschaft blieb es haften, die Jahrhunderte überdauernd. Das war ein gewaltiges, turmähnliches Gemäuer, noch von den Fremden errichtet und von

allen Bergstürzen des Sas da Rú verschont geblieben.

Das feste Haus lag in einiger Entfernung von Valdaré, gleichsam wie abgeschieden und ausgestoßen von der kleinen Gemeinde der Weltentlegenen.

Das Römerhaus hieß Hof Freina.

Auf Hof Freina saßen seit undenklichen Zeiten die Cusa; und war es diese Familie, die noch von den Römern abstammen sollte, gleich dem von ihr bewohnten mächtigen Mauerwerk. Aber wie das Haus abseits lag, so wurden auch seine Bewohner von den Leuten von Valdaré als nicht zu ihnen gehörig betrachtet. Eben als Fremde, also als Feinde.

Die Cusa mußten ihre Frauen aus anderen Ortschaften sich holen; vielleicht blieben sie gerade darum ein starkes Geschlecht. Alle waren sie von großer Wohlgestalt und einer ganz ungewöhnlichen Schönheit. Und die Männer heirateten nur Frauen, die ihnen glichen.

Ehemals waren die Cusa auch die weitaus am meisten Begüterten in der armen Gemeinde. Verschlagen und betriebsam durchzogen sie als Handelsleute Welschland. Aber auch sie kehrten immer wieder aus der üppigen lombardischen Ebene und dem reichen Venetien zurück zu ihrer wilden Halde unter dem Gipfel des Sas da Rú, die nicht einmal ihre eigentliche Heimat war und die sie dennoch liebten.

Diese leidenschaftliche Heimatsliebe war das einzige, was das schöne und trotzige Geschlecht mit den Leuten von Valdaré gemeinsam hatte — außer dem gemeinsamen Friedhof drunten in Crocetta.

* *
*

Bereits gegen Ende des achtzehnten Jahrhunderts jedoch waren die Cusa derartig herabgekommen, daß sie womöglich noch erbärmlicher daran waren als die Leute von Valdaré. Ihr „Hof“ glich schon damals einer Ruine. Von ihrem ganzen ehemaligen Besitz erhielt sich nur die Schönheit des Geschlechtes, sein hochfahrender Stolz und finsterer Trotz. Letztere Eigenschaften lehrten sie mit Leidenschaft wider die Dorfleute, welche die Cusa um ihrer römischen Abkunft willen ebenso haßten, wie diese wiederum die Dorfleute wegen ihrer Armut, die jetzt noch größer war als die ihre, verachteten.

Zu Anfang des letzten Jahrhunderts lebte nur noch ein einziger Cusa auf dem Sitz der Familie, den in besseren Zeiten mehrere kinderreiche Haushaltungen bewohnt hatten. Dieser eine war der letzte seines Stammes mit dem stolzen Namen Drusus, den jederzeit der älteste Sohn erhalten hatte. Leitete doch die Familie ihre Abkunft von keinem Geringeren her als von jenem Drusus, dem Enkel eines Imperators, der mit den römischen Legionen nach Rhätien gekommen sein sollte.

Dieser letzte Drusus Cusa war von allen Cusa der ärmste, wie er von allen vielleicht der schönste war. Die Schuld an seiner Armut trug weniger ein steter Hang zur Trägheit — der übrigens bei der letzten Generation mehr und mehr als Familienübel sich ausgebildet hatte — als vielmehr eine bedenkliche Neigung zur Träumerei. Seine Eltern, deren einziges Kind er blieb, starben früh; so hauste der Knabe als Herr von Hof Freina mutterseelenallein in dem öden Gemäuer seiner Ahnen, inmitten der Felsentrümmer des Sas da Rú. Er lebte ohne einen einzigen Gespielen, ohne einen Menschen, der sich des Verwaisten angenommen hätte, mit keinem anderen Gefährten in der Einsamkeit als einer Geiß und einigen schwarzen Bergschafen, die sein letztes Hab und Gut ausmachten. In solcher Umgebung der sieben Monate lange dunkle, furchtbare Winter, dem nur ein kurzer Sommer folgte! Und dieser vermochte die graue Felsenwildnis auch nicht gerade heiter zu gestalten.

Bei der tödlichen Öde, die jahraus, jahrein des jungen Menschen Dasein ausmachte, schuf sich seine Phantasie aus den phantastischen Erzählungen seiner Eltern eine eigene Welt: die sinnverwirrende Welt Roms, deren goldene Sonne einstmals sogar bis zu dem leichenfarbenen Gipfel des Sas da Rú einen Strahl geworfen. Und er, Drusus Cusa, war ein Nachkomme jenes gewaltigen Volkes, das, gleich einer triumphierenden Gottheit, seinen Siegeslauf durch die Welt gehalten hatte ...

Als es für diesen letzten der Cusa Zeit wurde, ein Weib zu nehmen, war er bereits derartig verträumt, daß er sich nicht mehr vom Fleck rührte und seine fürchterliche Ein-

samkeit in Gottes Namen als etwas Unabänderliches hinnahm.

Da sah er eines Tages — es war am See von Mortù — ein Mädchen, ein blutjunges Geschöpf, von einer Schönheit, als gehörte es zum Stamme der Cusa. Die Schöne hieß Verena Pecei und war aus Valdarè.

So lang der Hof Freïna stand, hatte noch niemals ein Cusa ein Mädchen aus Valdarè gefreit. Es hätte ihn allerdings auch keine genommen. Nun, diese eine nahm den Cusa. Obendrein that sie das vier Wochen vor dem Termin, der für ihre Hochzeit mit einem braven, jungen Menschen, der sie leidenschaftlich liebte, festgesetzt war.

* * *

Auf der Ehe des jungen Paares ruhte kein Segen — vielleicht eine Folge der Schuld, die sie beide an einem dritten begangen hatten.

Auch jetzt raffte sich Drusus Cusa zur Arbeit und Thatkraft nicht auf. Kaum daß die junge Frau durch Spinnen und Weben genug erwarb, um auf Hof Freïna nicht Not zu leiden.

Um ihre Gespinste, die sie während des Winters verfertigte, zu verkaufen, mußte sie mit den Sachen hausieren gehen. Denn die Leute von Valdarè hätten ihr nichts abgekauft, und wäre sie auch vor ihren Augen Hungers gestorben. Für sie war Verena Pecei, die einen Cusa zum Mann genommen, eine Abtrünnige und Verräterin an ihrem eigenen Blute geworden. Um ihnen eine solche Meinung über die Frau beizubringen, hätte es der Treulosigkeit gegen ihren Verlobten gar nicht bedurft. Die Heirat mit dem Fremden, dem Römer, genügte, um sich von ihr loszusagen. Es erschien daher noch als ein Glück, daß das schöne Mädchen eine Waise war; sonst hätten Vater und Mutter sie sicher verflucht.

Drusus Cusa ließ sein junges Weib für sich arbeiten, statt seiner in der Fremde krämern gehen, und fuhr fort, sein Leben zu verträumen.

Dieses nahm übrigens sehr bald ein jähes Ende. Noch war der Knabe, den Verena ihrem Mann geboren, keine drei Jahre alt, als sie der Frau — es geschah eines Morgens im Spätherbst — den Vater ihres Sohnes tot ins Haus trugen. Noch dazu hatte der Nachkomme des römischen Drusus den schimpflichen Tod eines Verbrechers gefunden.

Einen Baum, welcher der Gemeinde gehörte, hatte der Cusa gefällt; und Baumfrevel galt in dem holzarmen Valdarè gleich Kirchenraub.

Überdies hatte es mit dem gestohlenen Baum, der stürzend den Cusa erschlug, eine eigene Bewandtnis. Es war eine vielhundertjährige, mächtige und prächtige Zirbe, die auf dem Faèllaplan stand, der einzige Baum in einem Umkreis von Meilen. In seinem immergrünen, weitschattenden Wipfel sollte der Schutzgeist von Valdarè, eine Ganna, hausen. Die Gannes waren wunderschöne, unirdische Frauen mit schneeweißem Antlitz, goldigem Haar und meergrünen Augen, wie ein Schilfrohr so schlank. Sie bewohnten die Wälder Ladiniens und hielten ihre Reigen auf den Firnen und den Blumenfluren am Rande der Gletscher. Aus den großen schwarz-blauen Gentianen wanden sie Kränze und flochten sie in das gelöste Haar, welches so lang und dicht war, daß sie sich darein wie in einen goldenen Mantel hüllen konnten. Sie liebten die Menschen, zu denen sie sich häufig wie in Sehnsucht gesellten; aber wurde eine Ganna eines irdischen Mannes Weib, so mußte dieser in der Hochzeitsnacht sterben.

Und einen dieser von seligen Elfenwesen bewohnten und behüteten Bäume hatte der Cusa räuberischerweise gefällt.

Die Leute von Valdarè hielten die Zirbe auf dem Faèllaplan heilig und wollten daher dem Toten kein christliches Begräbnis geben, wollten ihn auf dem Trümmerfeld bei seinem Ödhofe eingescharrt haben. Sein junges Weib und seinen kleinen Sohn warfen sie mit Steinen. Der Pfarrer von Crocetta mußte zuverlässige Männer abschicken, die den Sarg sicher hinabbringen würden. Nur die Witwe und ihr Knabe folgten. Als der kleine Leichenzug im Morgengrauen durch Valdarè kam, standen die Leute vor den Thüren und riefen dem Toten und den Überlebenden laute Verwünschungen nach. Es kam nur deshalb nicht zur Leichenschändung, weil der Pfarrer auf den Sarg ein Kruzifix hatte legen lassen.

Drusus Cusa wurde in Crocetta christlich begraben; aber am nächsten Morgen fand man den Sarg herausgewühlt. Er wurde unter Glockengeläut, mit großen Ceremonien von neuem bestattet, und die Witwe hielt nachts Wache am Grabe.

Eine volle Woche wachte sie, ihren toten Gatten vor grabschänderischen Händen behütend. Für den Knaben bereitete sie neben sich ein Lager, und das Kind ruhte darauf Nacht für Nacht in friedlichem Schlaf.

Einer erbot sich, mit Verena Cusa die Wache zu halten. Es war ein Mann von Valdaré, Iwana Bragû mit Namen, der Meßner von Valdaré und jener junge Mensch, dem der tote Cusa die Braut genommen. Er war es auch gewesen, welcher den Baumfrevler unter der Zirbe erschlagen gefunden hatte. Und jetzt kam er, um an dem Grabe seines Feindes mit dessen Witwe die Wache zu halten. Aber Verena schickte ihn fort.

* * *

Kurze Zeit vor dem jähen Tode des Cusa hatte auch Iwano Bragû sein Weib verloren, welches er zwei Jahre nach dem Verrat seiner Braut genommen hatte, wie eben ein Mann ein Weib nimmt, um jemand zu haben, der sein Haus besorgt. Die Verstorbene war ein schmächtiges blasses Geschöpf gewesen, sanft und still. Ihr Mann hatte nicht gerade unglücklich, aber auch nicht glücklich mit ihr gelebt. Er konnte eben die Treulose nicht vergessen, die einem anderen gehörte.

Manche Nacht war er heimlich von seinem Lager aufgestanden, hatte sich zum Hof Freïna gestohlen, war um das alte Römergemäuer herumgeschlichen, stundenlang, halbe Nächte lang.

Seit der Heirat des jungen Cusa hatte Iwano Bragû seine ganze Ruhe verloren, alle Lust und Liebe zum Leben. Tausendmal wünschte er sich tot. Darüber verkümmerte der hübsche frische Mann, verkam er fast.

Seine junge Frau wurde immer schmächtiger, blasser, stiller.

Er gewahrte es nicht einmal. Auch dann nicht, als sie sein Kind unter dem Herzen trug. Es sollte im Herbst geboren werden; aber noch im Hochsommer begab sich die Frau auf die Alpe Vanna, wohin sie sich als Recherin verdungen hatte.

Ihr Mann ließ sie gehen; er war froh, daß sie ging. Brauchte er dann doch nicht mehr heimlich nach Hof Freïna zu schleichen, wo die Frau lebte, an die er beständig denken mußte, trotzdem sie einem anderen gehörte: seit nun bald drei Jahren!

Schon auf dem Weg zur Alpe wurde die junge Frau des Meßners von den Wehen befallen. Bis zu dem alten Zirbenbaum auf dem Fadllaplan konnte sie sich noch schleppen. Dort genas sie — viel zu früh — eines Kindes, dessen Geburt der Mutter das Leben kostete.

Es war ein Mädchen, das auf den seltsamen und feierlichen Namen Salva getauft ward. Mit dieser Taufe hatte es seine eigene Bewandtnis gehabt; wenigstens erzählten sich die Dorfleute darüber wunderbare Dinge.

Die kleine Salva Bragû war noch kein Jahr alt, als ihr Vater den Cusa tot unter dem Zirbenbaum fand, darunter ihre Mutter ihr das Leben gegeben.

* * *

Von den Dorfleuten wie eine Pestkranke gemieden, betrauerte die Witwe des Cusa leidenschaftlich ihren Mann. Es gelang ihr, den Baum, welcher dem schönen Drusus das Leben gekostet, käuflich an sich zu bringen. Das würde unmöglich haben geschehen können, wenn nicht die Gemeinde den als heilig verehrten Baum durch den Frevel des Cusa für entweiht gehalten hätte. Aber auch so fiel der Ankauf Verena schwer genug, und jahrelang mußte sie spinnen und weben, während des Sommers wandern und hausieren, bis sie ihre Schuld an die Gemeinde abgetragen hatte.

Den untersten Teil des schönen Stammes, den sie selbst zersägte, selbst hinunter nach Crocetta schaffte, ließ sie zu Brettern zerschneiden und daraus einen prächtigen Tisch anfertigen. Sie konnte lesen und schreiben und lehrte beides ihren Sohn. Kaum verstand der Knabe — er hieß Drusus Bérta — seinen Stift leidlich zu führen, als er auf die glänzende Platte mit seinen großen unbeholfenen Buchstaben folgende Worte

niederschreiben mußte: „Unter diesem Zirbenbaum wurde mein lieber unvergeßlicher Vater Drusus Cusa am siebenundzwanzigsten Oktober des Jahres 1851 erschlagen gefunden."

Damit die Schrift unverlöschbar bleibe, schnitt Verena die Buchstaben in das Holz ein. Diese Schrift auf dem Tisch war des Verstorbenen Grabtafel, ihm von seinem Weibe und seinem Sohne gestiftet.

Das übrige Holz der Zirbe verwitterte unverbraucht. Manchen dunklen bitterkalten Wintertag saß Verena mit ihrem Sohn frierend bei dem feuerlosen Herd. Das Holz aber rührte sie nicht an. Hatte doch, damit Weib und Kind nicht frieren sollten, Drusus den schmachvollen Diebstahl begangen.

Drittes Kapitel.

Bèrto Cusa sucht Gold, und Salva Bragù prophezeit ihm.

„Gald!" Dieses Wort, das einen Klang hat wie „Gatt", murmelte ein Knabe von etwa zwölf Jahren, in die schwarze Tracht der Leute von Valdaré gekleidet.

An einem Frühsommerabend — für das Dorf unter dem Sas da Rù war es ein Frühlingsabend! — schlenderte er einsam hinter dem trübseligen Ort dem See von Mariù entgegen, aus düsteren leidenschaftlichen Augen in das vom schmelzenden Schnee getrübte wilde Wasser starrend. Dabei hatte sein farbloses schmales Gesicht, das von fremdartiger ungewöhnlicher Schönheit war, einen Ausdruck, als wäre das köstliche Metall in den grauen Wellen zu suchen, und als gäbe er sein Seelenheil darum, es zu finden.

„Gald!" Unausgesetzt flüsterte der Knabe den Namen des leuchtenden Dämons, der die Welt beherrscht und unterjocht, den die Menschheit, sollte sie zwischen ihm und dem Himmel wählen müssen, unbedenklich als Gottheit anbeten würde. Als spräche er eine Zauberformel, durch die ihm alles Glück der Erde zu teil werden könnte, klang es fort und fort von den jungen Lippen: „Gold!"

Jetzt plötzlich blieb er stehen, starrte unverwandt auf eine Anschwemmung von Sand und Geröll, die in der Mitte des Baches kaum merklich aus den Wellen hervorragte. Er begann heftig zu zittern, atmete schwer, stand wie gebannt, um plötzlich mit einem Ausruf, der wie ein Schrei klang, vorzustürzen, hinein in den Bach, seiner Kleider nicht achtend. Gleich darauf brachte er aus jenem Haufen Schutt einen kleinen grauen Stein zum Vorschein, an dem etwas Flimmerndes und Funkelndes — etwas Goldiges glänzte.

Seinen Schatz in der festgeschlossenen Hand, sprang der glückliche Finder mit triefenden Kleidern wieder ans Land. Sein Gesicht bedeckte noch immer die fahle Blässe einer gewaltigen Erregung; aber aus seinen melancholischen Augen leuchtete ein Triumph, als hielte er das Heil seines Lebens in Händen. Hätte in diesem Augenblick jemand versucht, den Stein, daran ein Goldschimmer haftete, kaum größer als ein Tautropfen, dem Knaben zu entreißen, er würde sich eher haben töten lassen, als das winzige Stück Glanz wieder herzugeben.

Gald! Ein Jubelruf war's, den die Dolomiten zurückwarfen. Zweimal, drei- und viermal wiederhallte es von den Wänden: Gald! Es war, als ob unter dem gewaltigen Zauber dieses Wortes der tote Fels sich belebte und jauchzend ausrief, was der Puls der Menschheit pochte und was die Berge eher versetzen würde als der Glaube, der solches Wunder vollbringen soll.

Die Hand um den Stein krampfhaft geballt, mit dem Blick eines Verzückten, lief der Knabe weiter dem Laufe des Baches entgegen, immer wieder seinen Jubelruf ausstoßend, als müßte er sein Glück in alle Welt hinausrufen. Stünde er doch droben auf dem himmelhohen Gipfel des Sas da Rù! Seine Knabenhand, in der er den Gottesfunken des Goldes hielt, hätte er zur Sonne aufgehoben und zu dem himmlischen Gestirn emporgerufen: Gald! Gold! Gold!

* * *

Regungslos ruhte der See zu Füßen des Sas da Rù, welcher seine blasse Majestät in der purpurfarbenen Flut wiederspiegelte. Hier sang kein Vogel, grünte kein Grashalm. Aber gleich einem Goldreif umfaßte den See ein schmaler Blumensaum: gelber Krokus, Blüte gedrängt an Blüte.

An dem nämlichen Abend, da der Knabe in der Lega das Stücklein Katzengoldes

fand, saß am Ufer des einsamen Alpsees ein kleines blondhaariges Mädchen. Auch das Kind trug bereits die düstere Tracht der Dorfleute, welche diese wie eine große Familie von Trauernden erscheinen ließ: Männer wie Frauen gleichmäßig schwarz, ohne eine heitere Farbenspur an den groben Gewändern, ohne ein helles, lustig flatterndes Band für die Mädchen, ohne ein buntes Tuch für die Burschen oder eine rote Nelke am Hut.

Das schwarz gekleidete Geschöpfchen kauerte inmitten der gelben Blumen. In dieser starren Felsenöde, am Rande des so unheimlich gefärbten Wassers glich es einem der Fabelwesen, welche die Dolomiten bewohnen sollten. Es war auch so fein und binsenschlank wie ein solches; mit einem blassen süßen Gesichtchen, aus dem große gentianenblaue Augen gar tiefsinnig in die Welt blickten, die hier nur als Himmel und Gestein erschien.

Die Kleine vergnügte sich damit, mit eifrigen Händchen die Krokus abzureißen und in den See zu werfen. Einer Schar ertrunkener gelber Schmetterlinge gleich trieben die Blüten auf der finsteren Wasserfläche dahin.

Bei jeder ins Wasser fallenden Blume that die Kleine mit lauter Stimme einen Wunsch, als opferte sie die goldenen Kelche einer Gottheit und forderte dafür eine kleine Gegengabe: „Bérto Cusa soll das Gold vom Sas da Rü finden ... Er soll nicht immer gleich so wild werden, wenn ich ihm von Andram Plaza erzähle ... Er soll so gut werden wie der Andram."

Frische Opferspenden pflückend, dachte sie: Denn der Andram ist so gut wie kein anderer. Und mich hat er lieb, ganz schrecklich lieb hat er mich. Schade, daß er gar nie mit mir spielt ... Aber nein, ich bin doch froh darüber. Wollte der Andram mit mir spielen, würde Bérto ihn totschlagen.

Ihre kleine Hand war voller Krokus, die sie sämtlich ins Wasser warf, dabei rufend: „Bérto Cusa soll Andram Plaza nicht totschlagen!"

Sie fing an, bitterlich zu weinen, wiederholte schluchzend: „Nicht totschlagen, nicht totschlagen!"

Eifrig pflückte sie dann weiter, beruhigte sich dabei, setzte das anmutige Blumenspiel fort: „Andram Plaza soll an die Gannes und Silvanes glauben, sonst thut ihm der böse Orco vom Col Maladét ein Leides an; und wenn ihm ein Leids geschieht, gräme ich mich zu Tode. Dann weint mein Vater, und Bérto Cusa ist böse, weil ich wegen des Andram gestorben bin."

Und mit frischen Blüten noch mehr Wünsche: „Mein Vater soll nicht immer traurig sein ... Bérto Cusas Mutter soll nicht so arm sein ... Keiner von uns soll im Winter sterben, wo keiner begraben werden kann ... Alle sollen wir leben, und die Sonne soll bei uns das ganze Jahr über scheinen."

Sie hatte noch Blumen zum Ausstreuen, mußte sich jetzt aber doch auf neue Wünsche besinnen. Das dauerte eine kleine Weile, dann wußte sie deren schon wieder genug: „Bérto Cusa soll nicht so faul sein. Seiner Mutter Ziegen und Schafe soll er hüten und fleißig Gras suchen für den Winter ... Unser Brot soll nicht immer gleich so hart werden, daß wir's mit dem Hammer zerschlagen müssen ... Ich möchte gern einmal Fleisch essen und so schön sein wie der Bérto; aber —"

Aber, dachte das kleine Ding verstummend, so schön wie der Bérto Cusa kann ein anderer Mensch gar nicht sein. Der Andram ist häßlich. Gar zu schön ist der Bérto.

Plötzlich schrak sie leicht zusammen, wandte das kleine Köpfchen und lauschte. So saß sie regungslos, die Blumen entfielen ihr.

Jetzt hörte sie deutlich rufen: „Gold!"

Sie konnte den Rufenden noch nicht sehen; aber schon in seiner Stimme schien für das Kind ein Zauber zu liegen. Es erhob sich und ging der Richtung entgegen, als gehorchte sie einem Gebot und fürchtete, gescholten zu werden, wenn sie zögerte.

Jetzt lief sie sogar. Dann sah sie die dunkle, schlanke Knabengestalt am Rand des Baches zwischen dem grauen Gestein auftauchen. Barhaupt, die schwarzen Locken flatternd, eilte er auf das Mädchen zu. Seine rechte Hand hielt er in die Höhe, wieder und wieder das Wort rufend, das so gewaltigen Klang hat: „Gold!"

Die Kleine blieb stehen, sah scheu auf die emporgehobene Hand, frug erschrocken: „Du hast das Gold? Bérto, o Bérto! Du hast das Gold vom Sas da Rü?"

„Nur erst ein Stück davon; aber ich muß alles haben.“

Zitternd forschte die Kleine weiter: „Gaben dir's die guten Gannes oder die bösen Bregóstanes?“

„Keiner gab es mir. Ich fand's. Sieh mich doch an. In der Lega fand ich's.“

Erst jetzt sah sie, daß seine Kleider trieften, und brach in laute Klagen aus: „Gewiß hast du das Gold von der Wasserfrau? Wirf es fort! Lieber, lieber Vérto, wirf es gleich fort. Es verbrennt dich sonst.“

Sie bat so flehentlich und war in ihrer Angst um ihn so reizend, daß Vérta sie eine Weile bei dem Glauben ließ: die Wasserfrau hätte ihm das Gold gegeben, nur damit sie ihn recht bitten und um ihn sich ängstigen sollte. Endlich spottete er sie tüchtig aus. Gleich darauf umschlang er sie leidenschaftlich und küßte sie. „Salva! Kleine, dumme Salva! Kleine, süße Salva!“

Da verstand sie, daß er das Gold nicht von der Wasserfrau bekommen hatte, und lachte ihn an. Als sie aber den Fund sehen wollte, mußte sie ihm dafür so und so viele Küsse versprechen; und erst als diese bis auf den letzten gezahlt waren, ließ er sich herbei, die Hand zu öffnen.

Da war denn freilich die Enttäuschung seiner kleinen Freundin groß, als sie auf das Fünklein Glanzes schaute, das an dem häßlichen, grauen Stein haftete.

Vérto verdroß das Schweigen seiner Spielgefährtin. Wie konnte sie nur so stumm und starr darauf hinsehen, anstatt zu staunen, zu frohlocken, aufzujubeln?

Er hätte sie, für die er doch am liebsten die goldene Sonne vom Himmel herabgeholt, schlagen mögen, so böse machte ihn ihr thörichtes Schweigen.

„Du sagst ja nichts? So freu dich doch! Es ist Gold, wahrhaftiges Gold.“

Mechanisch sprach sie ihm nach: „Wahrhaftiges Gold ...“ Darauf faßte sie sich ein Herz und sagte leise, ganz leise: „Es ist gar so wenig.“

Vérto lachte hell auf. Also das hatte sie stumm gemacht? Darum schwieg sie so lange, daß er sie beinahe geschlagen hätte. Er spottete: „Gar so wenig? Und wenn es noch weniger wäre — es ist Gold. Verstehst du, du kleines, dummes Ding: Gold ist's! Und ich fand es in der Lega, die aus dem See von Martú kommt. Und im See von Martú liegt das viele Römergold vom Sas da Rú. Jetzt verstehst du doch wohl? Und wie ich dieses Stücklein fand, werde ich das ganze Gold finden, davon der Berg voll ist, so viel auch die Römer davon nahmen. Es ist mein Gold, weißt du. Denn wir, die Cusa vom Hof Freina, sind Römer. Und denen hat einstmals hier alles gehört; also auch alles Gold vom Sas da Rú, das sie fanden, und welches seit langem verschwunden ist, ohne daß ein Mensch es wiederfinden kann. Ich werde es finden, du kleine, dumme, süße Salva, ich, Vérto Cusa, vom Hof Freina.“

Er lachte nicht mehr. Der Knabe sprach diese kindischen Worte laut und langsam, zugleich so ernsthaft und feierlich, als leistete er angesichts des Himmels seiner Heimat und ihrer gewaltigen Alpenwelt ein Gelübde. Dabei lag ein heller Glanz auf dem jungen Antlitz. Wie Widerschein war's der Lebensglut, die in seinen düsteren Augen braunte, und es waren Augen eines Schwärmers, eines Fanatikers — obgleich der Knabe noch ein Kind war.

Mit angehaltenem Atem, strahlenden Blickes hörte die kleine Salva zu. Jetzt zweifelte sie nicht mehr, daß, was ihr Freund in der Hand hielt, wahrhaftiges Gold sei; und nicht mehr zweifelte sie daran, daß er „alles“ Gold finden würde — hatte sie doch eben erst die gelben Blumen in den See geworfen und dabei laut sich gewünscht: „Vérto Cusa soll das Gold vom Sas da Rú finden.“

Glückselig nickte sie ihm zu. Mit einem Ton in ihrer weichen Stimme, daß es wie ein Zauberspruch klang, sagte das Kind: „Ja, Vérta Cusa wird das Gold vom Sas da Rú finden.“

* * *

Der Knabe sah der kleinen Prophetin leuchtendes Lächeln, ihren glanzvollen Blick, und ein Schauer überlief ihn. Zugleich mußte er des geheimnisvollen Ereignisses gedenken, das bei Salvas Geburt stattgefunden haben sollte.

Als damals die junge Frau Iwana Bragás inmitten der erbarmungslosen Felsenwelt unter dem alten Zirbenbaum hinsank,

rief sie die süße Mutter des Herrn um Hilfe an: nicht für sich, sondern für das Kind, welchem sie in der Wildnis das Leben geben sollte. Da rauschte es in dem Wipfel der Zirbe, und aus den Zweigen schwebte eine lichte Frau hernieder. Die gute Ganna war's, die den Baum bewohnte. Die Gottesmutter hatte sie an ihrer Statt der Verlassenen gesendet, nicht zu ihrem, sondern zum Schutz des Kindes — wie die arme Mutter in Todesnöten gebeten hatte.

In jener Nacht ward der Pfarrer von Crocelta von einer feinen, süßen Frauenstimme, welche wie Musik klang, aus tiefem Schlaf geweckt: für ein zu früh geborenes, mutterloses Kindlein ward die heilige Nottaufe begehrt. Der geistliche Herr erhob sich eilends, kleidete sich an und begab sich in die Kirche.

Aber ihm schien, als schliefe und träumte er: das armselige Gotteshaus strahlte in Kerzenglanz, als wäre es der Dom von Sankt Peter in der heiligen Stadt Rom. Ein wundersamer Wohlgeruch, tausendmal herrlicher als der köstlichste Weihrauch, erfüllte die kleine Kirche. Den Düften entquoll ein hyazinthenfarbener Dunst, und durch das blaue Gewölk wurden die Gestalten der Versammelten, Schatten gleich, sichtbar.

Denn das ganze Schiff der Kirche war besetzt von einer feierlich wartenden Gemeinde. Es waren lauter Frauen, sämtlich in silbergraue, schleierhafte Gewänder gekleidet; um die blassen Stirnen dichte Kränze aus dunkelblauen Gentianen, darunter das herrliche Haar wie Wellen puren Goldes herniederfloß. Alle waren jung und schlank, gleich Lilienstengeln, mit süßen, weißen Gesichtern, darin nur die Augen Leben hatten; Augen von dem nämlichen, tiefdunklen, strahlenden Blau wie die Alpenblumen, welche die Bleichen kränzten.

Als der geistliche Herr die Kirche betrat, erklang vom Chor eine leise, leise Musik; so süß und zugleich so schwermütig und sehnsuchtsvoll, wie die Erde gar keine Töne kennt. In tiefster Seele erschüttert, jedoch ohne die mindeste Scheu oder Furcht, schritt der Ehrwürdige zum Taufbecken.

Hier nun standen drei Frauen, davon die mittelste ein Kindlein trug. Dieses war in spinnwebfeines Linnen gewickelt, hatte die Augen geschlossen und hielt die rosigen Händlein über einem schneeweißen Kissen geballt.

Auf die Frage des geistlichen Herrn: welcher Eltern Kind das Neugeborene sei, antwortete die Frau mit glockenreiner Stimme: „Das Mägdlein ist die Tochter des Meßners von Baldarö. Die Mutter liegt tot unter dem Zirbenbaum auf dem Fasllaplan. Wir drei aber wollen dem mutterlosen Kinde Pate sein."

Obgleich dies alles durchaus nicht in der Ordnung war, schickte sich der Ehrwürdige ohne weiteres an, die heilige Handlung an dem Täufling zu vollziehen, getrieben durch eine innere Gewalt, gegen welche er machtlos war. Als er die Gevotterinnen frug: welchen Namen er dem Töchterchen Iwono Bragüs beilegen sollte, erwiderte die mittlere:

„Das Mägdlein soll die Namen: Druso Ganno Salva empfangen."

Da wußte der geistliche Herr, wer die Bekränzten waren, und taufte deren Patenkind auf die drei Namen. Während der Ceremonie strahlten die Kerzen heller, duftelen die Wohlgerüche süßer, ertönte noch unirdischer die Musik.

Da schlug es vom Kirchturm eins.

Mit dem Glockenschlag verloschen die Lichter, verklangen die Melodien, verschwonden die Geister. Nur von dem Wohlgeruch blieb noch ein Hauch zurück.

Und in der dunklen Kirche beim Taufbecken stand der geistliche Herr und hielt den Täufling in den Armen ...

In aller Morgenfrühe kam er zu dem jungen Meßner von Baldarö hinaufgestiegen; ihn begleitete seine alte Magd, die mit großer Vorsicht einen verdeckten Korb trug. Darin lag, in spinnwebfeines Linnen gewickelt, ein neugeborenes Kind.

Der Ehrwürdige sagte: „Iwono Bragü, ach, Iwano Bragü! Dein gutes Weib Versa genas gestrigen Tages allzu früh eines Töchterleins, welches mir diese Nacht gebracht ward, und dem ich im Namen des dreieinigen Gottes die heilige Nottaufe gab. Es führt die Namen Drusa Ganno Salva. Sie stehen nicht im Kalender, gehören auch keiner Heiligen an. Dennoch gab ich sie deinem Kinde; es wird trotz der unchristlichen Namen gesegnet sein."

So sprach an jenem Morgen der Ehrwürdige zum Meßner von Valdarè und zeigte dem Manne sein Kind.

Aber Iwano Bragù hatte seines Weibes wegen kein gutes Gewissen, achtete daher nicht des Kindes und rief: „Wo ist mein Weib?"

Die Antwort lautete: „Dein Weib findest du unterm Zirbenbaum auf dem Fasllaplan. Du aber, o Iwano Bragù, solltest dem Hause des Herrn in der Wildnis fortan womöglich ein noch treuerer Hüter und deinem mutterlosen Kinde ein zärtlicher Vater sein. Denn der Herr hat an deinem Kinde sichtbarlich ein Wunder gethan."

Die letzten Worte des Priesters vernahm Iwano nicht mehr. Mit einem dumpfen Aufschrei war er davongestürzt.

Auf dem Fasllaplan unter dem Zirbenbaum fand er sein Weib. Sie lag, als schliefe sie und hätte einen seligen Traum: daß Iwano Bragù sein Weib liebe!

Die Tote war mit blauen Gentianen wie überschüttet.

Viertes Kapitel.

Das Gold vom Sas da Rù.

An die Sage, die in Valdarè über die kleine Salva im Umlauf war, und die durch den seltsamen Namen des Kindes gewissermaßen bestätigt ward, an all das Wunderbare dachte der Knabe, als seine reizende Freundin ihm in feierlicher Weise verkündigte: er würde das leidenschaftlich geliebte und so eifrig gesuchte Gold finden; und er war daher von der zukünftigen Erfüllung seines Traumes nur um so mehr überzeugt. Die beiden Kinder gingen Hand in Hand zum See, über den die gelben Blüten gestreut waren.

„Siehst du das Gold?" flüsterte der Knabe, durch den Anblick der gelben Flocken aufs neue in leidenschaftliche Erregung versetzt.

„Meine Blumen sind's."

„Gold ist's! Das Gold der toten Römer. Geistergold! Darum kann ich's auch nicht nehmen, sonst spränge ich gleich in den See und holte es mir." Da sie noch zu zweifeln schien, sprach er in heftigem Flüsterton weiter, ihr die Geschichte des spukhaften Goldes erzählend: „Wo jetzt der rote See ist, da stand vor vielen, vielen hundert Jahren eine prächtige Stadt. Diese Stadt hatten die Römer gebaut, als sie von ihrem goldenen Rom hierher kamen, um die Leute zu besiegen, die Rhätier hießen und die wie wilde Tiere in Höhlen lebten. Von diesen Höhlenmenschen stammt Andram Plaza ab, was jedermann dem groben, garstigen Gesellen mit dem gelben Haar ansehen kann. Dabei ist er auf seine Tiermenschen-Abstammung obendrein noch stolz und verachtet uns Cusa, die hier einstmals wie die Könige herrschten."

Wie vorhin die Gier nach dem Gold, so glühte jetzt aus den Augen des Knaben der Haß! Wiederum war er totenblaß geworden und zitterte am ganzen Leibe.

So oft Vèrto wild ward, fürchtete sich Salva vor ihm und wäre am liebsten fortgelaufen, wenn sie dazu nur den Mut besessen. Auch jetzt schlug ihr angstvoll das kleine Herz, und um ihren Mund begann es verräterisch zu zucken. Aber sie hielt sich tapfer, unterdrückte die hervorquellenden Thränen und verteidigte heldenhaft den von dem hochmütigen Abkömmling der Römer so sehr gehaßten Sohn rhätischer Eltern. „Den Andram sollst du nicht schelten; denn er thut dir nichts. Keinem Wurm thut er etwas zuleide — so gut ist er! Tausendmal besser als du. Wenn er auch garstig ist und gelbe Haare hat, habe ich ihn darum doch lieb. Tausendmal lieber als dich habe ich ihn. Und jetzt kannst du mich gleich totschlagen, du böser häßlicher Vèrto." Und sie schluchzte herzbrechend.

Mit fast erstickter Stimme rief ihr kleiner Freund: „Du sollst ihn aber nicht lieb haben, den rhätischen Hund! Keinen Menschen sollst du lieb haben! Auf der ganzen Welt niemanden als mich — wie von allen nur ich dich lieb haben darf; hörst du wohl, ich einzig und allein!"

Vèrto war außer sich, aber in seinem Zorn so schön, daß Salva ihn anstarrte, als wäre er ein Wesen aus einer anderen Welt. Wie konnte sie ihm nur sagen, daß sie den Andram lieber hätte als ihn? Andram Plaza, der von den Höhlenmenschen abstammte, lieber als Vèrto Cusa, der so schön war, wie der herrliche heilige Georg als Knabe gewesen sein mußte.

Das Kind, bei welchem die Gannes selber zu Gevatter gestanden, liebte das Schöne,

wie die Leute von Valdarô ihre wilde Heimat liebten, wie Vèrto Cusa das märchenhafte Gold vom Sas da Rù und wie Andram Plaza die kleine Salva liebte. Schön waren die Blumen, die Wolken, die Sterne. Aber das schönste war der wilde Knabe, der sie jetzt umschlang und ihr zuraunte: „Salva! Kleine süße Salva! Alles Gold, das drunten auf dem Grund des Sees liegt, hole ich für dich herauf; und alles Gold vom Sas da Rù finde ich für dich. Aber lieb mußt du mich dafür haben, ganz unsäglich lieb."

Das wurde denn auch bereitwilligst zugesagt, worauf der Friede wiederhergestellt war. In bester Eintracht ließen sich die Kinder am Rand des Sees unter den Blumen nieder, und die Kleine bat ihren eifersüchtigen Freund, ihr vom Gold des Sas da Rù zu erzählen. Sie hatte die wundersame Geschichte wohl bereits zu hundert Malen von ihm gehört, bat jedoch stets von neuem darum, wohl wissend, wie gern er sie ihr immer wieder berichtete. Und Vèrto begann:

„Als die Waldmenschen hier hausten, wußte keine Seele etwas davon, daß unser Berg voller Gold sei. Denke doch nur: voller Gold! Da kamen die Römer, verjagten die Rhätier, wurden hier die Herren, schlugen die Wälder nieder, gruben in den Berg.

„Tief hinein gruben sie, legten weite Gänge an, durchwühlten die Felsen, fanden das Gold. Sie nannten die Schlucht unter dem Sas da Rù das Goldthal und erbauten dort die prächtige Stadt.

„Als sie damit fertig waren, nahmen sie sie sich Frauen. Die raubten sie den Rhätiern. Aber sie holten nur die ganz jungen und wunderschönen. Diese schmückten sie mit goldenen Reifen um die Stirn, goldenen Spangen um die Arme, goldenen Ketten um den Hals und lebten mit ihnen in ihrer Stadt, die voller Glanz und Herrlichkeit war."

„Ja, und dann ..."

Aber was dann geschah, wollte jetzt Salva erzählen. Sie that es mit weit offenem, visionärem Blick, als schaute sie vor sich, was vor vielen, vielen hundert Jahren geschehen war, da, wo unter dem Sas da Rù mit seiner roten regungslosen Flut der See von Mortù lag, an derselben Stelle, wo jetzt die beiden plaudernden Kinder saßen.

Mit gedämpfter Stimme erzählte Salva weiter: „Aber die Römer waren böse Heiden und beteten Götzenbilder an. Die standen in bunten Kirchen auf Altären aus weißem Marmorstein und waren aus Gold und Elfenbein. Von dem Gold, welches die Fremden aus unserem Sas da Rù holten, waren die Götzenbilder gemacht und sonst noch tausend andere Dinge in der prächtigen Stadt.

„Dann kamen nach Ladinien die Christen, und ihre Priester predigten von dem süßen, für unsere Sünden gestorbenen Gotteslamm Jesus Christus.

„Auch in die reiche römische Stadt kamen sie und verkündigten mit lauter Stimme den Heiland.

„Die Römer verspotteten und verlachten den gekreuzigten Herrn, aus dessen weißem Leib das rote Blut floß, und priesen die Macht und Herrlichkeit ihrer goldenen Götter. Die Verkündiger des Heilands und alle, die sich zu ihm bekannten, wurden von ihnen ergriffen, in ihre Stadt geschleppt und vor den Tempeln angesichts ihrer Götter geschlachtet, als ob sie Tiere wären.

„Aber aus den Getöteten quoll es wie eine Blutflut hervor. Auch als ihre Leiber längst kalt und weiß waren, entströmte den Wunden immer noch Blut. Die entsetzten Römer wollten die blutenden Leichname der Christen aufnehmen und begraben. Ihre Hände waren jedoch wie gelähmt, daß sie sie nicht zu rühren vermochten.

„Und die Getöteten bluteten und bluteten.

„Dabei verfinsterte sich die Sonne, die Erde erzitterte, der Berg wankte. Und immer noch bluteten die toten Christen.

„Die Heiden flohen in die Tempel, brachten Opfer dar und flehten zu den Bildnissen ihrer Götter: dem Christengott zu zeigen, welche Macht sie besaßen.

„Da kam das Blut der Christen über die Stufen in die Tempel geströmt, schwoll höher und höher bis zu den goldenen Bildnissen auf den Altären und floß über dieselben hinweg. Die Erde that sich auf, der Gipfel des Berges stürzte herab, und als es wiederum Tag ward — siehe: da war die Stadt der Römer vom Erdboden verschwunden, als wäre sie nie gewesen, und an ihrer Stelle ruhte ein tiefer, tiefer See.

„Der See aber hatte ein Wasser, das war rot wie Blut ...“

Salva schwieg; da rief Bèrto mit lautem Jammer: „Und verschwunden war alles Gold der Römer, verschwunden war auch der Eingang in den Schacht, darin die Römer das Gold gegraben hatten. Verschwunden blieb alles!“

Bèrtos Schmerz um das verlorene Heil der Welt kam so leidenschaftlich zum Ausbruch, daß seine Gefährtin ihn zu trösten versuchte. Leise an seinen Arm rührend, flüsterte sie ihm zu: „Vergiß nicht, daß Bèrto Cusa vom Hof Freïna das Gold der Römer finden wird.“

* * *

In diesem Augenblick schaute der Knabe auf und stieß einen Schrei aus.

Es war inzwischen Abend geworden und die Sonne untergegangen. Der gewaltige Felsenberg stand da in einer Röte brennend, als wäre er ein glühender Goldkoloß. Er spiegelte sich in dem See, daß dieser einer Flut geschmolzenen Goldes glich.

Es schien, als wollte der Himmel selbst dem Nachkömmling der Römer die Verheißung geben: Bèrto Cusa vom Hof Freïna wird das Gold des Sas da Rü finden.

Fünftes Kapitel.

Ein Romulusenkel in den Dolomiten.

In Valdarè läutete der Meßner den englischen Gruß.

Wie eine Geisterstimme, wie die gespenstische Stimme der Felsenwildnis, hallte der harte Glockenklang zum Seegestade empor, wo noch immer die beiden Kinder weilten.

Während des Geläutes verblich auf dem Sas da Rü die Goldglut, verglomm sie, als wäre sie ein höllischer Spuk, der bei den heitigen Tönen weichen und schwinden mußte.

In Leichenfarbe stand der Dolomitenriese unter einem fahlen Himmel, und in dem Grund der Felsen lag der Alpsee wie ein offenes Grab.

Jetzt gingen die Kinder.

Bèrto sagte: „Komm mit mir nach Hause. Dein Vater weiß, daß du bei uns bist.“

Das wußte ihr Vater freilich. Wie und wann das Kind nur konnte, war es mit Bèrto zusammen. In letzter Zeit sah Iwano Bragú seiner Tochter große Freundschaft mit dem schönen Sohn der „Fremden“ nicht gern; und besonders unlieb war es ihm, wenn Salva in dem Hause der Cusa verweilte. Freilich hatte er ihr weder das eine, noch das andere jemals ausdrücklich verboten. Aber auch trotz eines väterlichen Verbots hätte Salva mit Bèrto gespielt und wäre nach Hof Freïna geschlichen. Zwar fühlte sie sich eigentlich viel glücklicher, wenn sie sich mit Andram Plaza zusammen befand. Trotzdem würde sie ihrem Vater aufs Wort gehorcht haben, hätte er die Gemeinschaft mit diesem nicht gewollt.

Als daher Bèrto seine Freundin aufforderte, ihn nach Hause zu begleiten, war sie — allerdings mehr willenlos als willig — sogleich bereit, mit ihm zu gehen, obschon die Nacht bereits hereinbrach und sie von ihrem Vater zurückerwartet wurde. Sie wäre dem Knaben ebenso gefolgt, hätte dieser sie auf den unbesteigbaren Gipfel des Sas da Rü oder hinab in jene nächtlichen Tiefen des Berges führen wollen, wo das Römergold liegen sollte, zu dem jeder Zugang schon vor grauen Zeiten verloren gegangen war.

Das alte Haus der Cusa lag in einiger Entfernung vom See und unmittelbar unter den Felsen der Dolomiten. Die Trümmer des Bergsturzes umgaben chaotisch den einsamen Römerturm, der mit seinem gewaltigen Quadergefüge selbst einem herabgestürzten Felsen glich. Solch ein wüstes Durcheinander von Blöcken war's, als hätten hier mit den Göttern Giganten gekämpft, vom Sas da Rü Riesensteine herabreißend und sie auf die Unsterblichen schleudernd.

Die römische Kolonie, die zur Zeit Kaiser Tiberius' in dem wilden Alpenland nach Unterwerfung seiner Bewohner gegründet wurde, hatte bis hierher sich erstreckt und der Turm zur einstmaligen Arx gehört. Ein Erdbeben, bei welchem der Sas da Rü seine Felsen niedersandte, der Eingang zu den Goldminen verschüttet ward, ein Abgrund sich aufthat und ein Seebecken sich bildete, begrub bereits im dritten Jahrhundert die Siedlung des weltbeherrschenden Volkes.

Von der ganzen Römerstadt blieb nur jener Wachtturm übrig; von der Schrift, in

welcher Rom seine Macht über die Erde niederschrieb, nur ein armseliger Buchstabe...

In dem Untergeschoß von Hof Freïna stand die Thür, die zugleich als Fenster und Rauchfang diente, offen, und der Schein des Herdfeuers leuchtete weit hinaus.

Der Herd war aus Felssteinen aufgemauert. Darüber, an einem rußgeschwärzten Balken aus hartem Eichenholz, hing der kupferne Kessel. In diesem hauptsächlichen Gefäß des Haushaltes kochte am Morgen der Mehlbrei, Scartó genannt, kochte des Abends die Polenta; außer Ziegenmilch und steinhartem, des Jahres nur zweimal gebackenem Brot so ziemlich die einzigen Gerichte auf Hof Freïna sowohl wie in Valdaró. Jeden Morgen Scartó, jeden Abend Polenta und Ziegenmilch; Scartó oder Polenta und Ziegenmilch auch des Mittags. Auf Hof Freïna ward überdies der Scartó aus dem schlechtesten Roggenmehl, mit Haferschrot stark gemischt, bereitet; die Polenta aus einer Maissorte, womit man in Italien die Hühner füttert; und die Milch erhielt durch die elende Weide einen bitteren Geschmack, der durch das reichlich hinzugeschüttete Wasser nicht besser ward.

Der Fußboden des Herdraumes, geebnet und geglättet, war natürlicher Fels. Eine wohlhabendere Generation hatte Wände und Decke mit einer schweren Täfelung aus Zirbenholz versehen, die einem Edelsitz zur Zierde gereicht haben würde. Damals besaß das Gemach auch ein Fenster, welches später, zur Zeit der zunehmenden Verarmung der Familie, vermauert ward; wohl, weil sämtliche Scheiben zerbrochen waren, und um im Winter die kostbare Wärme möglichst festzuhalten. An die besseren Zeiten des Hauses erinnerten ferner eine überaus prunkvoll geschnitzte Truhe, in welcher Verena ihre Gewebe bewahrte, und einige Stücke kostbaren Majolikageschirrs. Ein umherziehender Cusa hatte es aus dem schönen Lande Italien einst mit heimgebracht.

Nach welscher Sitte gab es in keinem der Gemächer einen Ofen. Es brannte also während der langen kalten Zeit kein anderes Feuer als die Fichtenscheite auf dem Herde, um den die Familie sich versammelte, und dessen Flamme dem auch bei Tage nur mäßig erleuchteten Raum das Licht geben mußte. Denn die Thür stand nicht weiter offen, als notwendig war, um den Rauch hinauszulassen. Bei starker Kälte und Sturm wurde sie ganz geschlossen.

In der dem Eingang gegenüberliegenden Ecke befand sich jener schöne Tisch aus Zirbenholz, der im ganzen Lande bekannt geworden war. Seine Platte strahlte in rötlichem Glanz und war das Prachtstück des Hauses. Eine Bank, welcher die getäfelte Wand als Lehne diente, umlief zur Hälfte den Tisch.

Wer auf der Bank saß, blickte durch die offene Thür über das kahle Trümmerfeld, an dessen Rand der Römerturm sich erhob, und auf den blutfarbenen Spiegel des Alpsees. Das war hier die Welt.

Aus dem Untergeschoß führte eine Steintreppe in die höheren Stockwerke. Derartig ausgetreten waren die Stufen, daß die Stiege einer steilen Felsenrinne glich.

Oben befand sich der Raum, darin der Ernährer von Mutter und Sohn, der Webstuhl, aufgestellt war. Das Gemach empfing sein Licht durch schmale, schießschartenähnliche Öffnungen, die geöltes Papier verklebte.

Hier saß Bértos immer noch jugendliche Mutter viele, viele Wintertage und warf das Weberschifflein. Neben ihr, auf einem Schemel, stand ein kleines, irdenes Becken mit glühenden Kohlen, darüber sie von Zeit zu Zeit ihre starren Hände hielt. Schaurig war's hier droben bei Sturm. Nächtelang fuhr die Windsbraut um das hohe Haus, häufig mit einer Gewalt, daß es war, als müßte das mächtige Mauerwerk einstürzen. Die Geister aller der Cusa waren es, die drunten auf dem Kirchhof von Crocetta bei den Leuten von Valdaró, ihren Erbfeinden, begraben lagen und die Wohnstätte ihres Geschlechtes, Einlaß begehrend, umheulten.

In demselben Gelasse war Verenas Lager. Bérto schlief in einer Kammer des höchsten Stockwerkes und konnte von dort Umschau halten über das ganze Dolomitengebiet von Valdaró, als dessen Herrscher der königliche Sas da Nü throute.

Das war Hof Freïna, wo der Enkel des Drusus residierte, in dem Hause seiner Väter wie in der Wildnis aufwachsend.

* *
*

In einer Umgebung von Fels und Öde, in einer dem Menschen feindlichen Natur, die ihre Bewohner unausgesetzt zwang, mit ihr in grimmiger Fehde zu liegen, einer Natur, die kein göttlicher Geist, sondern ein Dämon zu beseelen schien, in solcher grausamen Welt bildete sich der Charakter des vaterlosen Knaben. Von seinen Eltern hatte er die Schönheit, von allen seinen Vorfahren die Grazie geerbt, dieses äußere Kennzeichen echt römischer Rasse.

Und geerbt hatte er von dem Volke, dessen mystischen Ahnherrn die palatinische Wölfin gesäugt, und dessen Söhne einstmals Herren der Welt gewesen, jenen römischen Wolfshunger nach Besitz.

Was für seinen Vater zeitlebens nebelhafte Gebilde geblieben waren, hatte in Bèrtos Seele bereits in der Kindheit feste Gestalt gewonnen: Gold! Das leuchtende Spukbild jenes Schatzes, den die Römer in dem Dolomitenberg entdeckt, der ihnen gehört hatte, und der mit ihnen unwiederbringlich verloren gegangen war.

Im ersten Sommer nach dem jähen Tode des Cusa mußte dessen Witwe ihr kleines Kind auf ihre weiten Wanderschaften mitnehmen. Zu der Last ihrer Gewebe kam der unbändige Knabe als zweite Bürde. Er quälte seine Mutter mit Fragen: wann sie wieder nach Hause gingen, mit Bitten, daß es bald, recht bald geschähe. Von seinem siebenten Jahre an blieb Bèrto auf Hof Freìna allein zurück, während die Mutter ihre sommerliche Wanderung antrat, die für den Lebensunterhalt der kleinen Familie die Mittel herbeischaffen mußte.

In Valdarò gab es nur einen Menschen, der des einsamen Knaben während seiner langen Verlassenheit aus Leidenschaft für die Mutter sich würde angenommen haben: das war der Meßner. Aber eine eigentümliche Scheu hielt Iwono Bragù von dem Sohn des toten Cusa fern.

Auch Bèrto mied den Meßner; denn so leidenschaftlich wie er der kleinen Salva zugetan war, ebenso heftig fühlte er sich von dem Vater abgestoßen; so daß er, um den Freundschaftsbezeigungen des Meßners zu entgehen, lieber seine geliebte heimatliche Öde verlassen hätte und mit der Mutter in die Fremde gezogen wäre.

Bereits im Winter freute er sich heimlich auf die Zeiten, da er ganz allein nach Herzenslust sich würde herumtreiben können. Manchen Tag lief er frühmorgens fort, um erst spät abends wieder heimzukehren. Das war dann ein herrliches Leben, frei wie der Vogel in der Luft! Auch ebenso unbekümmert um den nächsten Tag. Das Haus blieb — wie ein jedes Haus in Valdarò — unverschlossen, und die zwei Ziegen nebst den wenigen Schafen weideten hirtenlos zwischen den Felsblöcken, wo hartes Gras und Gestrüpp spärlich gedieh. Verspürte er Durst, so lockte er eine der Geißen und trank deren Milch; kaum anders als Romulus einstmals die Milch der Wölfin getrunken hatte. Hungerte ihn, so holte er einen der kleinen runden Brotlaibe und zerschlug davon mit einem Stein, soviel er bedurfte, um satt zu werden. Das schmeckte herrlich!

Tagelang durchstreifte er die Dolomiten, mit wahrer Wut den Vögeln nachstellend, deren es in den hohen Alpen wenig genug gab: Steindrosseln, Schneehühner und bisweilen einen Falken. Was er mit erstaunlichem Jagdgeschick in seinen Schlingen fing, wurde mit Wollust getötet, gerupft und an der offenen Glut geröstet. Das Vergnügen des Verzehrens war viel geringer als die Lust zu erbeuten und zu morden.

Bèrto hätte in der Einsamkeit seines Lebens einen guten Kameraden haben können. Das war Andram Plaza, der Sohn des wohlhabendsten und angesehensten Mannes in Valdarò; denn sein Vater, Peter Plaza, war Bürgermeister und zugleich der erste Saltner in dem großen Ochsenwalde. Aber obgleich die beiden Knaben in einem Alter standen, hielten sie doch keine Gemeinschaft miteinander. Das war Bèrtos Schuld. Denn Andram kehrte sich nicht an das böse Gerede der Leute über den Cusa. Im Gegenteil: er wäre für sein Leben gern des verfemten Knaben treuer Freund und Beschützer geworden. Aber der Abkömmling der Römer haßte den jungen Rhätier mit einer Leidenschaft, als wäre er der Vertreter seines ganzen Volkes, welches einstmals als Todfeinde aller Barbaren ins Land gekommen war und nicht eher geruht hatte, bis es diese unterworfen hatte. Auch äußerlich fühlte sich der Knabe, bei dem jede Bewegung

die Pose einer antiken Statue hatte, von dem plumpen, gelbhaarigen und blaßäugigen Jungen auf das heftigste abgestoßen.

Mit Vértos Haß gegen Andram, seiner Leidenschaft für Vogelmord, seiner Gier nach dem märchenhaften Gold ließ sich nur seine Liebe zu dem Kinde des Meßners vergleichen, welches die elfenhaft schlanke Gestalt, das holdselige Antlitz, die goldig schimmernden Haare und tiefblauen Augen jener geisterhaften Frauenwesen besaß, die es aus der Taufe gehoben haben sollten. In der ersten Zeit ihrer Freundschaft zitterte das feine Geschöpfchen beständig vor dem leidenschaftlichen Knaben. Sie lief vor ihm fort, versteckte sich vor ihm, suchte bei Andram Schutz. Aber Vérto brach allen Widerstand; und schließlich wurden die zwei Kinder unzertrennlich, trotzdem die kleine Salva noch manches Mal am liebsten vor ihrem Spielgefährten geflohen wäre — hin zu dem anderen, den Vérto so tödlich haßte!

* * *

„Spielgefährten“ waren die beiden — Gefährten ohne Spiele waren sie. Die Kinder von Valdaré, die in einer fast blumenlosen Natur aufwuchsen, waren nicht auf die Weise anderer Kinder jung. Kamen sie zusammen, so erzählten sie sich Sagen und Märchen. Beide waren unermüdlich im Berichten wie im Zuhören. Von ihrem Vater hatte Salva ihre Geschichten nicht. Denn Iwano Bragü wurde von Jahr zu Jahr selbst seinem einzigen Kind gegenüber schweigsamer und verschlossener, ein Mann, der zu der Welt beinahe nur durch das Glöcklein sprach, welches er zu Ehren Gottes in der Wildnis zu läuten hatte. Vérto begriff gar nicht, woher Salva alle ihre Geschichten wußte. Sie wußte sie eben, als ob die Sagen Ladiniens in ihr, einem Kinde, verkörpert seien.

Salva erzählte von den wunderschönen Gannes, die von Blumendüften sich nährten, auf Sonnenstrahlen sich wiegten und Winters zu den Menschen kamen, um an ihrem Herdfeuer sich zu wärmen; von den Vivenes, die keinen Tod kannten und sich sehnten, in einem Grabe, wie es den Erdenkindern bereitet ward, von ihrem Geisterleben auszuruhen. Von den bösen Bregóstenes und dem schrecklichen Spukgeist Orco vom Col Maladét erzählte das Kind; von den geflügelten, grimmigen Drachen in den Seen von Boá und Púz, die miteinander kämpften, daß die Wellen hoch aufschäumten, die des Nachts mit feurigem Schweif sausend durch die Lüfte fuhren; von den Hexen Ladiniens, die ewig jung und schön blieben, und die — um ewig jung und schön zu bleiben — die Leichen unschuldiger Kindlein ausgruben, deren Herzen sie in der Nacht vom Donnerstag zum Freitag nach einem wilden Reigen auf den Sörreswiesen verzehrten ...

Dagegen wußte wiederum Vérto kein Ende von der in den See von Mortù versunkenen prächtigen Römerstadt und dem verschwundenen Golde im Sas da Rú, welches der Knabe im Wachen und träumend schaute, dadurch in einen Zustand geratend, daß auch sein Wachen zum Traum ward.

War dann der Sommer vorbei und kehrte Verena mit dem Erlöse ihrer Webereien zurück, so mußten sogleich die Wintervorräte beschafft werden: Mehl und Salz, Garn und Wolle; und vor allem Heu und das kostbare, schwer zu beschaffende Brennholz. Seit dem Tode ihres Mannes fand Verena jedes Jahr bei ihrer Heimkehr den winterlichen Heu- und Holzvorrat bereits vor. Iwano Bragü that dies jeden Herbst für die Witwe des Cusa, und diese ließ es ihn thun, den einzigen Liebesdienst, den ihr ein Mensch erweisen durfte. Doch jeden Herbst am Tage nach Allerseelen, erschien Verena im Meßnerhause und zahlte ihre Schuld.

Ende September wurde dann das Brot für den Winter gebacken; und häufig genug fiel jetzt schon der erste Schnee, der oft genug liegen blieb. Nun begann für die Leute von Valdaré der sonnenlose, lange, furchtbare Winter.

In ihrem Gemache saß Verena Tag für Tag, bis spät in die Nacht hinein, mit froststarren Fingern webend und webend, indessen ihr Sohn drunten am Herdfeuer kauerte, in die rote Glut starrte, an das Gold vom Sas da Rú dachte und daran, was er mit dem Gold beginnen wollte, wenn er es erst glücklich gefunden: am See von Mortù ein Haus bauen wie ein Königsschloß; und in dem Königsschloß er und seine Mutter und

Salva, die in schimmernde Gewänder gehüllt war und eine goldene Krone trug.

Niemals aber kam dem kindischen Träumer der Gedanke, wenn er das Gold gefunden hätte, mit seiner Mutter und Salva davonzuziehen und sein goldenes Haus an einem anderem Orte als inmitten einer Trümmerstätte zu bauen. So liebte auch dieser Cusa seine freudlose Heimat.

Sechstes Kapitel.

Warum Andram Plaza nach Brixen gehen und geistlich werden will.

Den ganzen Weg über freute sich Bòrto darauf, seiner Mutter den Goldfund zu zeigen. Jetzt, nachdem er mit Salva angelangt war, brachte er kein Wort über die Lippen.

So ging es ihm stets, wenn er zu seiner Mutter von dem fabelhaften Golde des Sas da Rü reden wollte. Sie sah ihn dann schweigend an, und er verstummte.

Verena war am Herde mit der Zubereitung der Polenta beschäftigt. Sie schaute nicht auf, als die Kinder Hand in Hand eintraten und ihr mit leiser Stimme guten Abend wünschten. Salva entzog Bòrto ihre Hand, folgte ihm jedoch nach dem Tisch zur Bank, wo beide sich setzten, sich eng zusammendrückten und sich ganz still verhielten.

So oft Salva hier saß, mußte sie vor sich den Tisch betrachten und auf die tief eingegrabene Schrift starren. Als sie noch nicht die Worte zu lesen vermochte, kannte sie sie bereits auswendig: „Unter diesem Zirbenbaum ward mein lieber, unvergeßlicher Vater Drusus Cusa erschlagen gefunden.“

Es klang so schaurig, zugleich so geheimnisvoll, als hätte nicht der stürzende Baum den Mann, der ruchlos daran die Axt legte, getötet, sondern eine mörderische Hand ihn getroffen. Es klang beinahe wie eine Mahnung, den Mörder zu suchen und den Totschlag an ihm zu rächen.

Noch etwas anderes beschäftigte Jwano Braguis kleine Tochter unausgesetzt. Der eigene Sohn des Toten hatte die schrecklichen Worte geschrieben. Da er nun mit seiner Mutter des Morgens, Mittags und Abends an dem Tische saß, so mußte er sie beständig lesen, so waren sie gewissermaßen ihres Freundes Morgen-, Mittag- und Abendgebet. Das mußte furchtbar sein! Auch auf Salvas Vater machte die Schrift auf dem Tisch tiefen Eindruck ...

Eines Tages — es war im dritten Jahr ihrer Witwenschaft — war der Meßner nach Hof Freïna gekommen in der Absicht, daselbst ein großes Wort zu sprechen. Er fand Verena zu Hause, grüßte stumm und wurde aufgefordert, Platz zu nehmen: auf der Bank vor dem Tische, der gerade vor wenigen Tagen seine Gedenkschrift erhalten hatte, von der in Valdaré noch niemand wußte.

Der Meßner wollte sein Anliegen vortragen; da fielen seine Augen auf die Inschrift. Er wurde totenblaß, saß eine kleine Weile stumm da und entfernte sich dann, ohne das große Wort, um dessentwillen er gekommen war, gesprochen zu haben. Und er hatte um die Witwe des Cusa werben wollen ...

Als der Mann die Schrift gelesen, mochte ihm eingefallen sein, daß unter dem nämlichen Baum, aus dessen Holz der Tisch gezimmert war, auch sein junges Weib das Leben ausgehaucht hatte.

Seitdem scheute sich der Meßner noch mehr als sonst, nach Hof Freïna zu kommen; und seitdem konnte er es noch weniger leiden, wenn Salva sich dort aufhielt. Gewiß saß auch sie an dem Tische, der eine Gedenktafel für den Verstorbenen war.

Aber er fand nicht den Mut, seiner Tochter den Besuch des Römerturms zu verbieten. Also kam Salva mit ihrem Freunde immer wieder in dessen Haus, saß immer wieder auf der Bank, starrte die Schrift an und fühlte dabei ein heimliches Grauen.

* * *

Die Polenta war fertig.

Verena hob den Kessel aus seinem eisernen Haken und schüttete seinen goldgelben, zu einem dicken; trockenen Brei gekochten Inhalt in eine Majolikaschüssel, die für jede Herrentafel kostbar genug gewesen wäre. Auch die Ziegenmilch ward in einem solchen Geschirr, dessen Wert die Besitzerin nicht kannte, aufgetragen und drei aus Zirbenholz geschnitzte Löffel daneben gelegt, obgleich Salva, saß sie auch noch so häufig mit den beiden Cusa an deren Tische, nie einen Bissen anrührte. Längst nötigte nie-

mand sie mehr; aber jedesmal wurde für sie der Löffel hingelegt.

Stets gab Verena beim Auftragen sorgsam acht, die Schüsseln nicht auf die Inschrift des Tisches zu setzen, so daß diese stets bis auf den letzten Buchstaben zu lesen war. Aber Vèrto, der sie geschrieben hatte, für den sie bestimmt war, sah sie gar nicht mehr.

* * *

„Gold, Mutter!"

Länger hielt er es nicht aus. Er saß am Tisch, die Hand über seinem Stein geschlossen, vor Erwartung, was wohl die Mutter dazu sagen würde, keinen Bissen anrührend. Jetzt war es glücklich heraus. Zugleich streckte er seine Hand hin und öffnete sie.

„Katzengold," sagte seine Mutter verächtlich, ohne überhaupt nur hinzusehen.

Hätte Verena ihren Sohn ins Gesicht geschlagen, es würde ihn weniger hart getroffen haben. Der thörichte Knabe begriff nicht, daß ein Mensch die Echtheit seines Goldes bezweifeln konnte, und nun ward ihm dieser Schmerz von seiner eigenen Mutter zugefügt.

Sprachlos starrte er sie an. Seine Hand zitterte so heftig, daß der kostbare Stein ihr entfiel, über den Tisch hinunter und bis zum Herd rollte. Aber Vèrto gewahrte es kaum. Es war das größte Weh seines Lebens, das der leidenschaftliche Knabe in diesem Augenblick empfand.

Leise erhob sich Salva, ging auf den Zehen hin, nahm den Stein auf, legte ihn möglichst heimlich neben ihren Freund auf die Bank und rührte dann schüchtern an Vèrtos Arm, mit scheuer Liebkosung darüber hinfahrend. Es geschah zum erstenmal, daß die Kleine sich ein Herz faßte, in Gegenwart Verenas gegen ihren Genossen zärtlich zu sein.

Vèrto sah sie mit zuckenden Lippen an. Seine Augen sagten: Katzengold schilt die Mutter mein Gold. Du bliebst stumm, weil es gar so wenig ist; aber du weißt, daß es echtes Gold ist. Denn du — du glaubst daran.

Lächelnd nickte sie ihm zu: Freilich glaube ich daran. Ich glaube, daß du das Gold vom Sas da Rú finden wirst.

Und Vèrto fühlte sich durch ihren Blick, durch ihr Lächeln wundersam beruhigt.

„Es ist wahrhaftiges Gold, Mutter. Ich fand es in der Lega. Aber du weißt, der ganze Berg ist voll davon. Das andere Gold finde ich auch. Alles gehört mir und dir und — ja, und Salva! Dann werden die Leute von Valdars dich nicht mehr die Witwe des Holzdiebes schelten."

Noch niemals war zwischen Mutter und Sohn der Todesursache des Cusa Erwähnung gethan, noch niemals der Schmach gedacht worden, die auf seinen Hinterbliebenen einem Fluche gleich lag. Denn es war ein Fluch, den die Leute von Valdars auf die Schuldlosen schleuderten. Und beide hielten angstvoll voreinander verborgen, was in Valdars selbst die Kinder wußten und auf der Gasse dem Knaben nachriefen. Nun hatte die heftige Erregung des Tages ihm den Mund geöffnet: für die Leute von Valdars waren sie auf Hof Freina die Witwe und der Sohn eines Diebes.

Regungslos stand Verena und sah mit ihren düsteren, mächtigen Augen unverwandt auf den Sohn, der seinem Vater so glich.

Er wußte es! So groß die Einsamkeit ihres Lebens auch war, hatte er es dennoch erfahren und voll Kindesliebe seiner Mutter bis heute verschwiegen.

Sie sprach kein Wort, sah ihn nur immerfort an. Wäre sie allein mit ihm gewesen, so hätte sie vor ihm sich niedergeworfen, ihn umfaßt und sein Gesicht mit Küssen bedeckt.

Bald nachher brach Salva auf. Vèrto wollte sie begleiten, aber seine kleine Freundin sagte: „Gewiß kommt mir mein Vater entgegen."

Da blieb Vèrto zurück. Er wußte, daß es Iwano Bragú gewesen, der seinen Vater unter dem Zirbenbaum erschlagen gefunden; er hatte niemals gehört, daß auch der Meßner dem Toten jenes Schimpfwort ins Grab nachgerufen. Aber dennoch und dennoch konnte er seine Abneigung gegen den Vater seiner heißgeliebten Salva nicht überwinden.

So blieb er auch jetzt zurück, um dem Meßner ja nicht begegnen zu müssen.

(Fortsetzung folgt.)



 Zu Rosenberg: Gustav Eberlein.

G. Eberlein: Griechische Flötenspielerin.



Gustav Eberlein.

Von
Adolf Rosenberg.

I.

Wenn man auf die Entwickelung der deutschen Bildhauerkunst im neunzehnten Jahrhundert zurückblickt, wird das Auge nur auf drei Stätten haften bleiben, in denen sie eine ununterbrochene, liebevolle Pflege gefunden hat. Auch in anderen deutschen Städten sind zwar zeitweilig Bildhauer aufgetreten, die sich durch Kraft, Urwüchsigkeit und Umfang ihres Schaffens über den engeren Umkreis ihrer Thätigkeit hinaus Beachtung errungen haben. Es sind aber nur vereinzelte Erscheinungen geblieben, die auf den Entwickelungsgang der deutschen Bildhauerkunst weiter keinen Einfluß geübt

haben. Die Thaten, auf denen sich die Geschichte der neueren Bildhauerkunst in Deutschland aufgebaut hat, sind nur in Berlin, München und Dresden vollbracht worden.

Malerei und Architektur können überall gedeihen und fröhliche Blüten treiben. Wir haben es in den letzten Jahrzehnten erlebt, daß sich in einsamen Bergstädtchen und Heidedörfern ganze Malerkolonien gebildet haben, deren Mitglieder, ungestört von den zerstreuenden Einwirkungen des großstädtischen Lebens, stille Einkehr in die Natur halten wollten. Aus dieser Weltflucht sind denn auch künstlerische Schöpfungen von großer Stimmungskraft hervorgegangen, die dem flachen Werkstatttreiben der Maler in der Großstadt eine ernste Mahnung vorgehalten und manchen auch zu größerer Vertiefung gedrängt haben. Die Bildhauerkunst ist aber eine Pflanze, die nur in der Großstadtluft gedeihen kann, jetzt ebenso wie in der ganzen ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts, wo sie ausschließlich von der Gunst der Fürsten auf den Thronen abhängig war. Wenn die Bildhauer von ihren Schöpfungen, die nicht monumentalen Charakters sind, etwas unter das Publikum bringen wollen, müssen sie sich der Industrie bedienen, und diese blüht, soweit es sich um Vervielfältigungen plastischer Werke durch Metallguß, Thonbrand oder Gipsnachbildung handelt, nur in den Großstädten. So ist auch die plastische Kleinkunst immer von einem großen Mittelpunkt des Verkehrs abhängig, mag sie auch noch so geringe Vorteile von der Gunst des Fürstenhofes oder von der mehr systematischen Kunstpflege des Staats erwarten.

Aus diesen Ursachen ergiebt es sich als selbstverständlich, daß die Bildhauerkunst dort am kräftigsten gedeiht, wo sich unter der Führung energischer Herrscher oder doch ohne Hinderung durch gleichgültige ein kraftvolles politisches Leben entwickelt. Der Wille des Schicksals hat es gefügt, daß sich das höchste Maß dieser Kraft in Preußen angesammelt und diese in seiner Hauptstadt den Ort gefunden hat, wo sie sich offenbaren konnte. In Berlin hat Friedrich Wilhelm III., ein keineswegs kunstbegeisterter, aber doch praktischen Erwägungen zugänglicher Herrscher, das Bedürfnis gefühlt, die hervorragendsten Feldherren der Befreiungskriege durch Denkmäler zu ehren, aus denen die Nachkommen die Geschichte des Heldenkampfes ihrer Vorfahren wenigstens in den Hauptzügen herauslesen konnten, vielleicht nicht die ganz richtige Geschichte, aber doch jene Art, die den Zeitgenossen für richtig galt. Indem der weitaus volkstümlichste dieser Helden, Blücher, in den Vordergrund gestellt wurde, griff der König an das Herz des Volkes. Er hat dadurch auch den Grundstein zur weiteren Entwickelung der Plastik in Berlin gelegt, und seine Nachfolger haben Sorge dafür getragen, diese Pflege der Kunst besonders zu hegen und zu einer Blüte zu bringen, die sich über alle Erwartung reich entfaltet hat.

Dem kunstbegeisterten und auch kunstverständigen König Ludwig I. von Bayern ist das trotz heißen Bemühens nicht gelungen. Auch er hat in seiner Hauptstadt Denkmäler über Denkmäler für Helden des Schwertes und Ritter des Geistes errichten lassen, er hat sogar in der Walhalla bei Regensburg einen Ruhmestempel erbauen lassen, in dem plastische Abbilder aller großen Deutschen Aufnahme finden sollten. Aber die Saat, die er ausgestreut, ist nicht aufgegangen. Das größte Talent, über das er zu verfügen hatte, Ludwig Schwanthaler, war mehr dekorativ als monumental gerichtet, und der romantische Ton, den er nicht ohne Glück angeschlagen hatte, verhallte mit seinem Tode. Was nach ihm in München auf dem Gebiete der Plastik geschaffen wurde, spielt in der Geschichte der deutschen Bildhauerkunst keine Rolle. Erst in neuerer Zeit hat die Physiognomie der Münchener Plastik eigenartige, teils dem Volkscharakter entsprungene, teils durch fremde Einwirkungen ausgeprägte Züge angenommen.

Dresden ist durch Rietschel, den Schüler Rauchs, frühzeitig den Einflüssen der Berliner Schule unterworfen worden. Was Rietschel als Bildner von Denkmälern vermochte, hat er von Rauch gelernt. Seine eigene Individualität sprach sich mehr nach der Seite der Empfindung aus, im Ernst in der religiösen Plastik, in Scherz und Humor in antikisierenden Genrebildern. Trotz der Gegenwirkung seines Antipoden Hähnel ist das Anmutige, Gefällige und Liebens-

würdige der **Grundzug** der Dresdener Plastil geblieben, ganz **im** Einklang mit dem sächsischen **Volkscharakter**.

Der Berliner **Plastik** hat diese Neigung



Gustav Eberlein in seiner Werkstatt.
(Hinter ihm das Standbild König Friedrich Wilhelms III. und die Büsten von Blücher und Stein für die Siegesallee in Berlin.)

zum Anmutigen und Idyllischen anfangs gefehlt. Die Mark Brandenburg hat von jeher als eine für den Aufenthalt der Grazien ungünstige Stätte gegolten, und erst die neueste Zeit hat diesen üblen Ruf einigermaßen in Vergessenheit gebracht. Rauch, das Haupt der Berliner Bildhauerschule, hat wenig dazu gethan, diesen Ruf zu zerstreuen. Das poetische oder gar das idyllische Element hatte in seiner Kunst keinen Raum. Er war als Bildhauer ein Geschichtschreiber, der nur die Höhen der Geschichte sah, diese dann aber auch mit der unverbrüchlichen Objektivität des auf der höchsten Warte stehenden Historikers zu schildern suchte. Wenn dem ernsten Schüler der Antike einmal die Sehnsucht nach etwas Anmutigem kam, ward eine Siegesgöttin dar-

aus. Seinen Schülern ließ Rauch demnach ein weites Feld offen, nachdem die großen Denkmalaufträge, an denen sie unter seiner Leitung mitgearbeitet hatten, erschöpft waren. Auf das Heldenepos folgte jetzt die Pflege der idyllischen Poesie, und die große Zahl der freigewordenen Kräfte sorgte dafür, daß die Berliner Plastik den engen Kreis, in dem sie sich bisher bewegt hatte, nach allen Seiten sprengte. Keine Gattung der Darstellung war ihr mehr fremd, als die Ereignisse von 1870 und 1871 Berlin zur Hauptstadt des neuen Deutschen Reiches machten und diese Ereignisse auch eine Verherrlichung durch die Kunst forderten, die am eindrucksvollsten von der Plastik zu erwarten war.

Alle Künstler, die Kraft und Willen in sich verspürten, drängten nach Berlin, wo man den Herzschlag der Nation am lautesten zu hören meinte, und unter ihnen befand sich auch ein Anfänger, der eben erst den vorschriftsmäßigen Lehrgang einer Kunstschule durchgemacht hatte und nun sehen wollte, wie weit er der gesammelten Kraft vertrauen konnte. Gustav Eberlein, der sich in seiner Unerfahrenheit eines solchen Wagnisses vermaß, hatte vorher schon so viele äußere und innere Kämpfe durchgemacht, daß ihm auch vor dem schwersten nicht mehr bange war. In Spielershausen, einem Dorfe bei Hannöversch-Münden, war er am 14. Juni 1847 als Sohn eines Steuerbeamten, der eine Bauerntochter geheiratet hatte, zur Welt gekommen. Seine Schulbildung hat er auf der Realschule in



G. Eberlein: Weinendes Mädchen.

Münden erhalten, wohin auch später seine Eltern übersiedelten, und noch während seiner Schulzeit regte sich der bildnerische Trieb in ihm so stark, daß er sich zunächst in Holzschnitzereien versuchte. Sie fanden auch wohlwollende Beachtung bei guten Freunden und Nachbarn; aber bei den beschränkten Mitteln der Familie war an eine sorgsame Pflege dieser ersten künstlerischen Regungen nicht zu denken. Zumal in der Enge der kleinen Stadt, wo nur ein Gewerbe betrieben wurde, das einigermaßen an Kunst erinnerte, das Goldschmiedehandwerk. Dafür entschied sich auch der junge Eberlein, als er sich einen Beruf wählen sollte. In dem Handwerk, wie es damals betrieben wurde, fand er freilich keine Gelegenheit, seinen Drang nach künstlerischem Schaffen zu befriedigen, auch nicht, als er sich nach beendigter Lehrzeit auf die Wanderschaft begab und zunächst in Hildesheim, wo doch von alters her das Goldschmiedehandwerk im Dienste der kirchlichen Kunst thätig war, und später in Kassel als Gehilfe arbeitete. Zwischendurch zog es ihn immer wieder nach der Heimat, wo er im väterlichen Hause der Bildschnitzerei oblag und in heißem Bemühen Porträtköpfe in Holz schnitzte, die wenigstens durch ihre Ähnlichkeit auffielen. Einmal wagte er sich auch an die Gestalt des gekreuzigten Heilands, und dieser Versuch fiel so glücklich aus, daß der Seelsorger der Familie daraufhin das Wagnis unternahm, sich mit der Bitte um



G. Eberlein: Das Geheimnis.

ein Stipendium für seinen Schützling an die Königin-Witwe Elisabeth von Preußen zu wenden. Seine Bitte hatte Erfolg, und damit war das erste Hindernis beseitigt. An die hohe Kunst dachte der junge Eberlein damals noch nicht. Ihm schwebte als nächstes Ziel nur die Vervollkommnung in der Holzschnitzkunst vor, die er vornehmlich für kirchliche Zwecke ausüben wollte, und dazu schien ihm Nürnberg mit seiner Kunstschule, die sich damals, dank dem Eifer und der Energie ihres Direktors August von Kreling, eines hohen Ansehens erfreute, der geeignetste Ort. Auch schon deshalb, weil Eberlein bei Kreling, der doch als geborener Osnabrücker sein engerer Landsmann war, eine freundliche Aufnahme erhoffen konnte. Bezeichnend für die fromme Sinnesart des angehenden Kunstjüngers war es, daß er, bevor er die Heimat verließ, das von ihm verfertigte Holzkruzifix etwaiger Profanation entziehen wollte. Zusammen mit seinem Vater vergrub er es im Garten des väterlichen Hauses.

Der Leiter der Nürnberger Kunstschule war nicht bloß ein Mann, der es mit dem Kunstunterricht sehr ernst nahm, sondern auch selbst ein ausübender Künstler, der alle Fächer beherrschte, die damals gelehrt wurden. In seiner Brust stritten sich zwei Neigungen. Er war ein ebenso eifriger Maler wie Bildhauer, und aus diesem Zwiespalt erwuchs etwas Drittes, das Kunsthandwerk, worin sich Plastik und Malerei begegnen und ineinander zusammenfließen. Die Blüte der Künste und Gewerbe, die das alte Nürnberg im fünfzehnten, sechzehnten und siebzehnten Jahrhundert gesehen, wollte er erneuern, und er bot selbst seine ganze schöpferische Kraft auf, um durch Anfertigung von Entwürfen die Handwerker Nürnbergs zu künstlerischen Leistungen anzuspornen. Besonders lag ihm die Förderung der Goldschmiede am Herzen, denen er Entwürfe zu Pokalen, Tafelaufsätzen und anderen Geräten im Stile der deutschen Renaissance lieferte. Dabei unterstützte ihn eine leicht schaffende Phantasie und eine schnellfertige Handübung. In die Tiefe drang er nicht, und darum sind auch seine künstlerischen Schöpfungen, seine monumentalen Bildwerke und seine Brunnenentwürfe, seine dekorativen Malereien und seine Illustrationen schnell vergessen worden, selbst seine ungemein geistreich ersonnenen und flott durchgeführten Zeichnungen zu Goethes „Faust“, die durch ein 1876 erschienenes Prachtwerk Verbreitung gefunden haben.*

Unter seinen Schülern ist die Erinnerung an seine fördernde, befruchtende und anspornende Lehrthätigkeit desto lebendiger geblieben. Denn er hat ihnen etwas ganz Unschätzbares auf ihren Lebensweg mitgegeben: die frühe Anleitung zur Selbständigkeit. Sobald sie nur einen tüchtigen Kern zeigten, hat er sie gezwungen, sich von vornherein auf eigene Füße zu stellen und erst zur Prüfung vor den Lehrer zu treten, wenn etwas Fertiges zu stande gebracht war. Als Lehrer suchte er seine Schüler an die größtmögliche Einfachheit in der Behandlung der plastischen Formen zu gewöhnen. Alles Kleinliche sollten sie meiden und nur auf das wesentliche, auf die großen Züge, auf große Flächen sehen. Es ist dieselbe Lehre, die heute von den Modernen so lebhaft verkündet wird, und an sie hat auch Eberlein wieder bei einzelnen Bildwerken seiner letzten Jahre angeknüpft.

Nach dreijährigem Studium in Nürnberg war Eberlein über seinen zukünftigen Beruf ins klare gekommen. Aus dem Kunsthandwerker war ein Künstler geworden, der die erworbenen technischen Fertigkeiten so schnell wie möglich an Gebilden eigener Phantasie erproben wollte. Dem Maler genügt dazu eine Leinwand, auch ein Blatt Papier, das er in jedem Raume bemalen kann. Der Bildhauer bedarf aber zur Ausführung seiner Pläne eines größeren Apparates und größerer Mittel. Um diese zu erwerben, begab sich Eberlein 1871 nach Berlin, wo sich nach der Beendigung des Krieges alle geistigen und materiellen Kräfte vereinigten und aus ihrem Zusammenwirken auch ein Aufschwung der Kultur und des allgemeinen Wohlstands erwuchs, der sich bis auf die Gegenwart gesteigert hat.

In den ersten Jahren war es freilich für einen Neuling schwer, sich in dem rücksichtslosen Wettbewerb aller Kräfte um For-

* Unser letztes Septemberheft hat zwei dieser Faust-Bilder in dem Aufsatz von Alexander Tille wiedergegeben. D. Red.



G. Eberlein: Das Kaiser Wilhelm-Denkmal in Mannheim.
(Nach einer Photographie von Anton Weinig, Hofphotograph in Mannheim.)

tungs Gunst ein wenn auch noch so bescheidenes Plätzchen zu erringen. Zur Begründung einer eigenen Werkstatt hatte Eberlein nicht die nötigen Mittel, und er war daher wie alle Anfänger in der Bildhauerkunst darauf angewiesen, in der Werkstatt eines vielbeschäftigten Bildhauers Mitarbeit gegen Tages- oder Wochenlohn zu suchen. Eine solche Arbeitsstelle fand er bei Gustav Blaeser, der damals an dem großen, für Köln bestimmten Reiterdenkmale König Friedrich Wilhelms III. arbeitete und bei dem beträchtlichen Umfang der Aufgabe mehrerer Hilfskräfte bedurfte. Durch Blaeser, der zu den begabtesten Schülern Rauchs gehörte, wurde Eberlein im Handwerk sehr gefördert. Er trat damit in den noch kräftig fließenden Strom der Rauchschen Überlieferungen ein, die damals die Berliner Bildhauerschule noch ausschließlich beherrschten, da Reinhold Begas, dem später die Führung zufallen sollte, damals durch seine erste große That in Ber-



G. Eberlein: Die Kaiserproklamation in Versailles. Vom Kaiser Wilhelm-Denkmal in Mannheim.

dium, das ihm die erste Reise nach Italien ermöglichte. Ein Aufenthalt in Venedig gab ihm die Anregung zu einer Gruppe, welche den Reichtum des Meeres symbolisierte, und die in Rom empfangenen Eindrücke verkörperten sich in einer anderen Gruppe, die die Errettung eines christlichen Märtyrers vom Kreuzestode durch eine Römerin darstellte. In diesen Erstlingswerken sind bereits die Pole angedeutet, zwischen denen sich Eberleins Kunst in den Jahren ihrer Reife bewegte. Auf der einen Seite die Schilderung an-

lin, das Schillerdenkmal, mehr Entsetzen als Bewunderung erregt hatte. Lange behagte es aber Eberlein in der Werkstatt Blaesers nicht. Der lustige, lebensfrohe Rheinländer liebte einen ungebundenen Ton, den seine Gehilfen im jugendlichen Übermut noch etwas stärker stimmten, und dieses Treiben erregte in dem feinfühligen Eberlein, der sich noch von der frommen Atmosphäre des Vaterhauses umwoben fühlte, einen so heftigen Widerwillen, daß er 1873 seine Thätigkeit bei Blaeser aufgab, um sein Glück auf eigene Hand zu versuchen.

Ganz und gar fehlte es ihm an Aufmunterungen, an Augenblicken, wo ihm das Glück lächelte, nicht. Von Nürnberg ward ihm der Auftrag zu einem Grabdenkmal, und vom Staat erlangte er ein Stipen-

mutiger Lebensfülle und heiteren Lebensgenusses, auf der anderen ein ernster Zug tiefen Sinnens, das sich mit den höchsten Aufgaben beschäftigt, die das religiöse Gefühl eines tiefgläubigen Menschen dem bildenden Künstler stellen kann. Es sollte aber noch lange dauern, ehe Eberlein die volle Freiheit fand, seine Kräfte nach beiden Richtungen gleichmäßig auszubreiten.

Als er wieder nach Berlin zurückkehrte, voll von Plänen und Hoffnungen, erwarteten ihn lange Jahre harter Prüfung. Wo er auch um Arbeit anklopfte, überall fand er verschlossene Thüren, und es gab Zeiten, wo ihn nur der mutige Zuspruch und die praktische, auf eigenen Erwerb bedachte Entschlossenheit seiner Lebensgefährtin, die in vollem Vertrauen auf seinen Genius die

Fahrt durchs Leben mit ihm gewagt hatte, aufrecht erhielten. Endlich gelang es ihm, in dem Architekten Martin Gropius, einem Künstler von seinem Geschmack, der gerade mit der Ausführung einiger, plastischen Schmucks bedürftiger Monumentalbauten beschäftigt war, einen wohlwollenden Gönner zu finden. Für den Neubau des Kunstgewerbemuseums trug er ihm die Ausführung eines Frieses für das Vestibül und für die Universität in Kiel zwei Statuen von Plato und Hippokrates auf. Seine Empfehlungen eröffneten ihm auch die Beteiligung an dem Schmuck anderer Staatsbauten. So führte er für die Fassade der technischen Hochschule in Charlottenburg das Standbild Leonardos da Vinci aus, und einige Jahre später hat er noch einen fünfundvierzig Meter langen Fries für die Fassade des Kultusministeriums geschaffen, auf welchem er in etwa fünfzig lebensgroßen Figuren den Wirkungskreis dieser Behörde geschildert hat.

Der Stil, den er sich damals gebildet hatte, spricht sich schon in diesen Arbeiten deutlich aus, nicht aber die volle Kraft seiner Phantasie, die in jenen Jahren des Ringens, unter dem frischen Eindruck des gesamten Kunstvorrates Italiens, auf etwas ganz anderes gerichtet war. Über den frommen Kunstjünger, der das Heilige auch als das künstlerisch Höchste achtete, war mit vollem Ansturm die Macht der Schönheit gekommen. In Rom ist Eberlein, wie sehr er auch anfangs dagegen sich sträuben mochte, ein Schüler der Antike geworden, und aus dem von dem Studium der Antike entflammten Schönheitsenthusiasmus ist sein erstes freies Werk entsprossen: der „Dornauszieher", der auf der Berliner Kunstausstellung von 1880 erschien und mit der vollen Überraschung wirkte, die nur die erste Offenbarung eines wirklichen Talentes hervorrufen kann. In den Kreisen jener Kunstausstellungsbesucher, die durch ihre Beredsamkeit in großer und kleiner Geselligkeit die öffentliche Meinung machen, war man zwar schnell fertig mit dem Wort, mit der Klassifizierung des neu aufgetauchten Genies und pries es als eine neue Blüte der Schule von Reinhold Begas, die damals für die neuerungssüchtigen Ver-



G. Eberlein: Das Altersversorgungsgesetz. Vom Kaiser Wilhelm-Denkmal in Mannheim.

liner schon alles umfaßte, was sich zu der Überlieferung der Rauchschen Schule in irgend welchen Gegensatz stellte. Eberlein hat aber in seiner ersten Berliner Zeit ebensowenig wie jemals später die Neigung gehabt, sich an Begas und seine Schule anzuschließen. Er ist nicht, wie Begas, erst auf dem Umweg über die Barockkunst zu dem Studium der Natur gekommen, sondern er hat sich ihr ohne Vermittelung genaht, in der schlichten Ehrfurcht, die ihm seine häusliche Erziehung eingegeben, dann aber auch in der künstlerischen Absicht, sich ihr unterzuordnen, nicht sie willkürlich in genialem Besserwissen zu meistern. Der Knabe, der durch den seine Locken umflechtenden Weinlaubkranz und die Pansflöte in seiner Hand als einer vom Gefolge des Bacchus gekennzeichnet ist, kann zwar seine erste Abstammung von einem berühmten antiken Bildwerk nicht verleugnen; aber in seiner Bewegung, in seiner Körperbildung, besonders aber in der individuellen Behandlung des nackten Körpers weicht er doch ganz und gar von seinem antiken Vorbilde ab. Hier steht der „schlichten Einfalt der Antike" die Beweglichkeit und gesteigerte Nervosität des modernen Lebens gegenüber. Es wäre ein schweres Unrecht gegen unsere Zeit, wenn wir in blinder Antikenverehrung den Fortschritt verkennen wollten, den unsere modernen Bildhauer nach der Seite der Empfindung und inneren Beseelung über die Antike hinaus gemacht haben. Nicht etwa weil die antiken Bildhauer minder feinfühlig und scharfblickend gewesen wären als die unserigen. Es verlangt nur jede Zeit, in den Werken der bildenden Künste auch den Reflex der Empfindungen zu sehen, die den Gesichtern ihrer Menschen das charakteristische Gepräge geben. Dieser Forderung ist auch Eberlein gefolgt, indem er die antikisierenden Figuren, die er auf seinen „Dornauszieher" folgen ließ, zwar im Geiste der Antike entwarf, aber in allen Einzelheiten doch nach der Natur, die ihm das moderne Leben gab, bildete und sie auch mit dem Seelenleben unserer Zeit erfüllte. Daß er dabei fast immer die naive Unbefangenheit, die wir an den Werken der antiken Bildnerei rühmen, erreicht, ist einer der Hauptvorzüge seines künstlerischen Wesens.

Der „Dornauszieher" hat dem ganzen Schaffen Eberleins fast für ein volles Jahrzehnt seine Richtung gegeben. Der erste Gedanke dazu mag ihm durch eine zufällige Naturbeobachtung gekommen sein. Ein römischer Hirtenknabe ist während der Weinlese durch die Campagna geeilt und hat sich in schnellem Lauf einen Dorn in den Fuß getreten. Um den Schaden zu besichtigen, hat er sich auf einen antiken Henkelkrug niedergelassen, dessen Bauch mit der Reliefdarstellung eines Bacchanals geschmückt ist. So ergab sich der Gedanke an die Antike von selbst. Der jugendliche Körper verrät aber in jedem Zuge seine Herkunft von einem modernen Modell, von einem modernen römischen Knaben, den der Künstler nicht durch die Brille der Antike gesehen hat.

Daß ihm der erste Gedanke zu diesem Bildwerk, das seine Zukunft bestimmen sollte, durch eine blitzschnelle Eingebung gekommen ist, hat er in späteren Jahren selbst bekannt. Als er die Kraft gefunden hatte, auch seine innersten Empfindungen in den Wohllaut der sprachlichen Form zu gießen, offenbarte er auch die „Geburt eines Werkes". Den begeistert dahinströmenden Versen gab er das Bild des „Dornausziehers" bei, und ihm gilt also die Schlußstrophe des Gedichtes, in der er das schöpferische Sinnen eines Künstlers in der Morgendämmerung nach langer Nacht schildert:

Und es stieg auf im Geist, es war gefunden,
Das lange formlos mir in Sinnen lag,
Bis es nach langen, mühevollen Stunden,
Dem Schmetterlinge gleich, die Hülle brach,
Bis es dem Erdenstaube sich entwunden,
In edlen Lauten zu dem Herzen sprach.
Darum gebührt, o glaubt mir ohne Frage,
Ein Jubelhymnus diesem goldnen Tage.

Diese köstliche, lebenswarme Naturstudie in antikem Rahmen trug dem Künstler nicht nur seine erste Auszeichnung, die kleine goldene Medaille, sondern auch, was ihm damals noch wertvoller erscheinen mochte, den Auftrag zur Marmorausführung für die Nationalgalerie ein. Und der erste große Erfolg zog bald andere nach sich. Diese neue Art, die Götterwesen der alten Kunst und ihr Gefolge mit frischem Leben zu erfüllen, sie dem modernen Empfinden näher zu bringen, fand bei den Kunstfreunden solchen Beifall, daß Eberlein die günstige Gelegenheit mit



G. Eberlein: Goethe, Schillers Schädel betrachtend.

rascher Entschlossenheit ausnutzte. Er schuf in den folgenden Jahren eine lange Reihe von Einzelfiguren und Gruppen, die zwar dem Namen nach aus dem von Venus, Amor und Bacchus beherrschten Reiche stammten, aber in ihrer durchaus modernen Individualisierung, in ihrer glücklichen Mischung von Empfindsamkeit, Schalkhaftigkeit und satirischem Humor den Zusammenhang mit dem modernen Empfindungsleben nicht verleugnen konnten und wollten. Dem „Dornauszieher" folgte schon im nächsten Jahre (1881) die Gestalt einer griechischen Flötenspielerin, deren anmutiges Gesicht keineswegs durch das Blasen der Doppelflöte entstellt wird, das einst in den goldenen Zeiten der Olympier den höchsten Abscheu der herben jungfräulichen Göttin Athene hervorgerufen hat. Auch diese Flötenbläserin gehört zum Gefolge des Bacchus, dessen Mitglieder Eberlein aber niemals in jenem Zustand trunkener Ausgelassenheit dargestellt hat, in dessen widerwärtiger Schilderung sich manche moderne französische und belgische Bildhauer nicht genug thun können. Wie sehr er auch in dieser Periode seines Schaffens dem Kultus der Schönheit, der Verherrlichung der nackten, jugendlichen Menschengestalt ergeben war, so hat ihn doch stets sein fein ausgebildetes Keuschheitsgefühl davor bewahrt, seine Kunst in den Dienst niedrigen Sinnenreizes zu stellen. Ein wenig Koketterie, wie sie z. B. in der Gestalt des „weinenden Mädchens" (1884; Abbild. S. 24) bemerkbar wird, mag ihm dabei nachgesehen werden. Ist sie doch nicht so sehr das Erzeugnis seiner persönlichen Auffassung als das Ergebnis einer Beobachtung, die sich keinem scharf Blickenden versagt. Bei einem Schmerz, der nicht sonderlich tief geht, sucht das weibliche Geschlecht immer eine Haltung zu bewahren, die die Wirkung seiner körperlichen und geistigen Vorzüge nicht zu sehr schädigt. Das Posieren, das unserer Zeit zum Bedürfnis geworden zu sein scheint, hat auch in gewissen Werken Eberleins seinen Reflex gefunden, und es mußte ihn finden, wenn der Künstler der Aufgabe, die er sich selbst gestellt, den Empfindungsgehalt unserer Zeit nach und nach auszuschöpfen, genügen wollte.

Die trotz alles modernen Wesens antike Naivetät der Auffassung Eberleins giebt sich besonders in den Gruppen kund, die Venus und Amor vereinigen. Einmal züchtigt Venus den wankelmütigen, ungetreuen Knaben ganz nach der Art der Erdenmütter, und ein anderes Mal leiht sie ihm, zärtlich und nachsichtig wie diese, ihr Ohr, weil er ihr ein Geheimnis, natürlich wieder einen tollen Streich, zuflüstern will (Abbild. S. 25). Auch den losen Unheilstifter allein hat Eberlein mehrere Male dargestellt, wie er auf Beute lauert, wie er seinen Pfeil schärft und prüft und wie er sich zum sicher treffenden Schuß anschickt. Die individuelle Lebenswahrheit dieser Werke wurde noch gesteigert, wenn sie in Marmor ausgeführt wurden. Aus dem Handwerk hervorgegangen, hatte Eberlein die handwerkliche Seite seiner Kunst, das rein Technische, schon beherrschen gelernt, als diese Notwendigkeit der Beherrschung aller technischen Mittel einer Kunst noch keineswegs zu allgemeiner Anerkennung durchgedrungen war oder gar als etwas Selbstverständliches betrachtet wurde wie in unserer Zeit, wo freilich wieder dem Technischen ein ungebührliches Übergewicht über das Geistige eingeräumt worden ist. Als geschulter Techniker hatte Eberlein schon während seines ersten Aufenthaltes in Rom die große Überlegenheit der italienischen Marmorarbeiter über die deutschen erkannt, und es gelang ihm auch später, sich ihre Kunstgriffe in so hohem Grade zu eigen zu machen, daß er getrost mit ihnen wetteifern konnte. Die Neider, an denen es keinem Künstler fehlt, auch dem nicht, der sich in harter Arbeit emporringen mußte, haben freilich nicht versäumt, ihn angesichts der virtuosen Marmorbehandlung, die die mythologischen und Genrebildwerke Eberleins vor vielen anderen auszeichneten, in den Verdacht zu bringen, daß er mit fremden Kälbern pflüge, und er hat sich auch wirklich, als sich die Aufträge häuften, der Mitwirkung italienischer Marmorarbeiter bedient. Das hat aber jeder deutsche Bildhauer gethan, der sich in Rom in gleicher Lage wie er befunden hat.

In Rom, wo ihm der erste glückliche Wurf gelungen war, hatte er nämlich seine künstlerische Heimat gefunden. Dort hat er auch (1886) den „Dornauszieher" für die Nationalgalerie in Marmor ausgeführt, nachdem er

sich eine eigene Werkstatt begründet, in die er seitdem jedes Jahr zu emsigem Schaffen zurückkehrt. Der „Dornauszieher" war auch in der Marmorausführung sein eigenes Werk gewesen, und das individuelle Gepräge, welches das Technische gleichsam durchgeistigt, hat er auch allen seinen späteren, in Marmor ausgeführten Bildwerken mitgegeben, da er keine von einem Gehilfen in Marmor übertragene Schöpfung aus seiner Werkstatt entließ, bevor er sie nicht sorgfältig übergangen und ihr dadurch jene persönliche Note mitgegeben hatte, die deutlicher als jedes verbriefte und besiegelte Ursprungszeugnis spricht.

Trotz beträchtlicher materieller Erfolge fand Eberlein auf die Dauer in dem immerhin eng begrenzten Kreise, den ihm eine günstige Fügung des Schicksals gezogen hatte, keine volle Befriedigung seines künstlerischen Ehrgeizes. In diesem Kreise hatte er zwar zuerst seine individuelle Kraft entfaltet, diese damit aber keineswegs erschöpft. Er fühlte, daß die Schwingen seiner Phantasie kräftig genug waren, ihn zu höherem Fluge zu tragen, und wie er um sich herum sah.



G. Eberlein: Fürst Bismarck.

wie viele seiner Kunstgenossen ein zum Teil geringeres Können an monumentalen Aufgaben verwenden durften, trieb ihn sein Ehrgeiz, sich um ähnliche Aufgaben zu bewerben. Auch er wollte seinen Anteil an den Denkmälern haben, mit denen seit dem Tode Kaiser Wilhelms I. das Gedächtnis des unvergleichlichen Herrschers, der seinem Volk ein Held, ein Führer und ein Vorbild aller guten menschlichen Eigenschaften zugleich gewesen war, in allen großen und kleinen Städten des Reiches geehrt werden sollte. Eine solche Aufgabe zu erlangen, war nur auf dem Wege des allgemeinen Wettbewerbes möglich, da selbst mittelgroße und kleine Städte die Verpflichtung fühlten, ihren Einwohnern nur ein Denkmal hinzustellen, das aus dem Wettbewerb der tüchtigsten Kräfte hervorgegangen war. Eberlein trat mit der Zuversicht, die nur die Begeisterung für den Gegenstand, also hier für die Persönlichkeit des Helden, geben kann, in diese Wettkämpfe ein. Er wäre kein echter Künstler gewesen, wenn er sich trotz seiner hannöverschen Herkunft nicht für das große Werk begeistert hätte, das Kaiser Wilhelm I. und Bismarck zu stande gebracht haben. Eberlein hat diese Begeisterung schon zu einer Zeit offenbart, als ihm seine materiellen Mittel eigentlich noch nicht erlaubten, nur seiner Begeisterung für einen verehrten Helden nachzugeben. Auf jener Ausstellung von 1880 erschien neben dem „Dornauszieher" und zwei anderen Bildwerken von geringerem Interesse auch die anmutige Gestalt einer Siegesgöttin, die die auf einem Pfeiler aufgestellte Büste des Kaisers Wilhelm mit dem Siegeslorbeer bekränzt. An eine Ausführung dieses von hohem poetischem Schwung erfüllten Gipsgebildes war damals nicht zu denken. Dazu war die Zeit noch nicht reif genug. Der schlichte, demütige Sinn des Kaisers lehnte alles ab, was über die Büste oder ein Standbild in streng soldatischer Erscheinung hinausging, und diese Gesinnung wurde ja allgemein geachtet, daß jede andere Auffassung, auch wenn sie reinster dichterischer Begeisterung entsprungen war, als etwas Byzantinisches abgelehnt wurde. Eberlein war aber von seiner Überzeugung, daß das unveräußerliche Recht des Idealismus auch bei Bildwerken von rein geschichtlichem Charakter gewahrt bleiben müsse, so tief durchdrungen, daß er sich durch seinen ersten Mißerfolg nicht abschrecken ließ.

Von den Mitteln, die ihm der Verkauf seiner ersten Arbeiten eingebracht hatte, verwandte er vielmehr einen Teil auf eine umfangreiche Schöpfung, die wiederum der Verherrlichung Kaiser Wilhelms I. gewidmet war. Auf der großen Berliner Kunstausstellung des Jahres 1883, die aus Mangel an einem anderen Raum im Neubau der technischen Hochschule in Charlottenburg stattfinden mußte, erschien ein mehrere Meter hohes Gipsrelief unter dem Titel „Der Genius Deutschlands", das eine Verherrlichung Kaiser Wilhelms I. sein sollte, nicht des siegreichen Helden, sondern des Vaters des Vaterlandes, der während eines Jahrzehntes des Friedens darauf gesonnen hat, auch den Ärmsten in seinem Volke die Wohltaten eines starken und mächtigen Regiments zu spenden. Diese Schöpfung Eberleins ist sichtlich unter dem erhebenden Eindruck der Botschaft vom 17. November 1881 entstanden, in der der Kaiser die ersten Grundzüge seines von reinster Menschenliebe eingegebenen sozialpolitischen Programmes verkündete. Das darin gepredigte Evangelium zündete in der Seele des Künstlers, und was er selbst nach diesen beglückenden Verheißungen in edler Begeisterung empfand, suchte er plastisch zu gestalten. Über der auf einem niedrigen Säulenpostament aufgerichteten Kaiserbüste schweben die Siegesgöttin mit dem vollen Lorbeerkranz in der Linken und der Genius des Friedens mit der Palme, der segnend seine Hand über das Haupt des Kaisers breitet. Eine jugendliche Mädchengestalt erhebt sich auf den Spitzen ihrer Füße, um die Büste des Kaisers von unten herauf zu bekränzen, und auf beiden Seiten drängen Greise, Männer, Frauen und Kinder heran, um dem Vater des Vaterlandes zu danken. Auf der einen Seite der tapfere Krieger, der sein Weib umschlungen hält, und der kraftlose Greis, der sich auf Krücken herangeschleppt hat, auf der anderen Seite Frauen und Mädchen, die sich um die Kranken und Verwaisten mühen. Auf der vorderen Stufe des Postaments sitzt der Genius Deutschlands, der mit sorglichen Händen das Wahrzeichen der Eini-



G. Eberlein: Kaiser Wilhelm II.

gung Deutschlands, die Krone als das höchste Sinnbild der Kaiserwürde, schützt.

Die Begeisterung, die der Künstler selbst bei der Arbeit an seinem Werke empfunden, die ihn aufrecht erhalten und wenigstens zu einem idealen Ziele geführt hatte, fand wohl in den Herzen vieler Besucher der Ausstellung in Berlin und später auch in München freudigen Wiederhall; aber die Zeit zur Verwirklichung so kühner plastischer Gedanken war auch damals noch nicht gekommen. Wenn sich auch Patrioten gefunden hätten, die zur monumentalen Ausführung eines solchen Werkes die Mittel hergegeben hätten, so waren doch immer die Rücksichten auf den alten Kaiser selbst entscheidend, dem alles, was auf eine Verkörperung seiner Persönlichkeit und eine Verherrlichung seiner Thaten in den Ausdrucksformen einer frei schaffenden, um die Wirklichkeit unbekümmerten Phantasie hinauslief, in innerster Seele zuwider war, nicht etwa aus mangelndem Kunstsinn, sondern nur weil er in seiner durch strenge Selbstzucht gefestigten

Bescheidenheit, solange er lebte, eine entschiedene Abneigung gegen jede über das menschliche Maß hinaus gesteigerte plastische oder malerische Darstellung seiner Person fühlte. Alle anders Denkenden und Wollenden vertröstete er immer auf die Zeit nach seinem Tode, der nach menschlichem Ermessen bald zu erwarten war.

Als dann auch Kaiser Wilhelm I. der Natur seinen Zoll zahlen mußte und nach den Zeiten der Trauer die Zeit froher Erhebung kam, die aller Orten das Gedächtnis des großen Kaisers in Stein und Erz verewigt sehen wollte, war auch Eberleins Kunst und Kraft mit der Zeit vorwärts geschritten. In der Ausführung jenes Reliefs sah er längst nicht mehr das höchste Ziel seines Strebens. Ein Denkmal für den Mann, der den Traum von Jahrhunderten verwirklicht hatte, verlangte einen ganz anderen Maßstab, nachdem er aus dieser Zeitlichkeit geschieden und in das Licht der Geschichte getreten war. Die Gedanken, die Eberlein in jenem Relief ausgesprochen, die Gestalten, durch die er sie verkörpert hatte, sollten aber nicht verloren gehen. Die Zeit, bis er dazu kam, hat er in emsiger Arbeit ausgefüllt. Zugleich mit jenem Relief erschien nach auf der Kunstausstellung von 1883 das Modell zu einer Standuhr, die, in Bronze und Marmor ausgeführt, mit den allegorischen Figuren der Tages- und Nachtstunden geschmückt, zu den Geschenken der preußischen Städte zur silbernen Hochzeit des kronprinzlichen Paares gehörte. Ein griechisches Mädchen, das auf dem Altar der Aphrodite Trauben opfert, war wohl als Seitenstück zu der Flötenbläserin gedacht.

In das heitere Land der griechischen Phantasie kehrte Eberlein auch in den folgenden Jahren immer wieder zurück, aber ohne daß die einmal erwachte Neigung zu ernsten historischen und monumentalen Darstellungen dadurch schwächer wurde. Nachdem er zu seinem Schaden erfahren hatte, daß eine ideale, romantische Auffassung der Geschichte, die er miterlebt, nach keinen Wiederhall fand, mußte er sich zu einer rein historischen Auffassung verstehen. Sie kam in zwei Werken zum Ausdruck, die auf der Kunstausstellung von 1888 erschienen: einer Statue der Königin Luise mit dem Prinzen Wilhelm, dem späteren Kaiser, und einem Relief mit einer geschichtlichen Darstellung aus dem Dreißigjährigen Kriege, das der Künstler für die Stadt Münden als Geschenk bestimmt hatte.

(Schluß folgt.)





Westermanns Illustrierte Deutsche Monatshefte. Zu Rosenberg: Gustav Eberlein.

G. Eberlein: Knabe, durch einen Dorn verwundet.
(In der Königl. Nationalgalerie zu Berlin.)



Luxus und Recht.

Von
Bernhard Matthiaß.

Die materialistische Geschichtsauffassung will uns glauben machen, daß die Rechtsordnung, besonders die Privatrechtsordnung, nur der Ausdruck der jeweils herrschenden Wirtschaft sei, daß also wohl ein gestaltender Einfluß der Wirtschaft auf das Recht, nicht aber umgekehrt des Rechtes auf die wirtschaftlichen Verhältnisse stattfinde; das Recht vermöge allerdings sich dem wirtschaftlichen Fortschritt zeitweilig feindlich entgegenzustellen, werde dann aber von der Wirtschaft siegreich überwunden, niemals weise das Recht der Wirtschaft den Weg. Man hat diese Auffassung aus der Geschichte meines Erachtens mit Erfolg widerlegt, aber mit den Lehren der Geschichte ist es ein eigenes Ding. Wir sollten sie aufnehmen, wie das Kind die Lehren seiner Mutter aufnimmt: als heilige unumstößliche Wahrheiten, nur zu oft aber legen wir in das große Lehrbuch der Geschichte diejenige Wahrheit hinein, die wir zu hören wünschen. In den Kämpfen der Meinungen und Bestrebungen der Gegenwart geht die Objektivität der Geschichtsauffassung, ja selbst das Streben nach ihr verloren. Wir werden daher nicht hoffen dürfen, die materialistische Geschichtsauffassung mit geschichtlichen, empirischen Argumenten allein widerlegen zu können. Widerlegt ist sie erst durch den Hinweis, daß innerhalb des socialen Lebens, des Lebens der menschlichen Gemeinschaften, die verschiedensten Faktoren, unter ihnen auch die wirtschaftlichen, zusammenwirken. Alle diese Faktoren stehen in engster Verbindung und in gegenseitiger Wechselwirkung, keiner von ihnen läßt sich rein herausschälen. Die Rechtsordnung ist aber ein Schutzmantel für das gesamte einheitliche sociale Leben, und so können in ihr nicht allein die Wirtschaft, sondern müssen notwendig in ihr auch die sonstigen Faktoren des socialen Lebens zum Ausdruck gelangen, wie z. B. die religiösen Vorstellungen, die moralischen Anschauungen, die Vorstellungen von der uns umgebenden Natur. So formt sich nicht nur die Wirtschaft, sondern das gesamte sociale Leben die ihm zukommende Rechtsordnung. Diese wiederum wirkt aber auch zurück auf das sociale Leben und so auch auf die Wirtschaft. Die materialistische Geschichtsauffassung krankt daher an Einseitigkeit, sie zerreißt die Einheit des socialen Lebens, stellt die wirtschaftlichen Faktoren in ihrer Isolierung hin und vergißt darüber die große Bedeutung der idealen Faktoren. Sie will ferner der Wirtschaft zwar Einfluß auf das Recht, nicht aber dem Recht Einfluß auf die Wirtschaft zugestehen.

An einer einzelnen Erscheinung des wirtschaftlichen Lebens, dem Luxus, und der Beachtung, die sie im Rechte gefunden hat, wird sich die Einheit des socialen Lebens und die Wechselwirkung zwischen ihm und der Rechtsordnung bestätigen.

Was ist Luxus? Unter Luxus verstehen wir den ein bestimmtes Maß überschreitenden Verbrauch und Gebrauch wirtschaftlicher Güter zur Befriedigung materieller oder geistiger Bedürfnisse. Die Schwierigkeit liegt in der Bestimmung des Maßes. Wollen wir den Begriff des Luxus absolut festzustel-

ten, so liegt dieses Maß in dem, was nach Naturgesetz zur Erhaltung des Daseins erforderlich ist. Daraus ergiebt sich, daß der Luxus nur da fehlt, wo der Mensch in völligem Naturzustande lebt, daß aber schon auf den Stufen primitiver Kultur sich der Luxus einstellt, und daß mit der steigenden Kultur der Luxus immer weiter um sich greift. Nicht nur das primitive Bedürfnis der Daseinserhaltung sucht neue Mittel auf, sondern die Kultur selbst erzeugt neue Bedürfnisse materieller und geistiger Art, und diese werden im Verbrauche und Gebrauche wirtschaftlicher Güter befriedigt. Robinson Crusoe, nackt und bloß auf seine öde Insel verschlagen, sucht zunächst seine Existenz zu sichern, sehr bald aber geht er dazu über, die darüber hinausliegenden Bedürfnisse zu befriedigen. Die Menschheit ist ein solcher Robinson, nur erwirbt sie die Bedürfnisse allmählich, die Robinson mitbrachte.

Legen wir diesen absoluten Maßstab an, so sind der Lendenschurz des Negers, seine bescheidene Hütte, die wertlosen Glasperlen, die sein Weib schmücken, seine einfachen Musikinstrumente — Luxus. Und sehen wir uns in unseren Verhältnissen um, so umgiebt uns Luxus überall. Dieser absolute Begriff des Luxus ist es aber nicht, den wir mit dem Worte verbinden. Das aus dem Lateinischen stammende Wort enthält für den Römer wie für uns ein Werturteil, einen Tadel. Unversehens wird die Frage: welche Konsumtion ist Luxus, mit der anderen Frage verquickt: wann ist die Konsumtion verwerflich, wann nicht, und nur die als verwerflich bezeichnete Güterkonsumtion belegen wir mit dem tadelnden Namen Luxus. Damit erhält dann die Abgrenzung einen schwankenden Charakter. Luxus ist der verwerfliche Verbrauch und Gebrauch wirtschaftlicher Güter. Die Grenze, bei deren Überschreitung der Verbrauch verwerflich wird, in Luxus übergeht, bestimmt sich nun notwendig relativ. Wir müssen einen bestimmten Kulturzustand eines Volkes, die Verhältnisse eines bestimmten Standes oder eines einzelnen Menschen zu Grunde legen, um festzustellen, ob dieses Volk, diese Klasse des Volkes oder dieser Einzelne verwerflichen Luxus treibt. Auch dann noch wird die Grenze verschieden gezogen werden, je nachdem sich der Wirtschaftspolitiker, der Moralist, der Arzt oder der Rechtspolitiker mit der Grenzfeststellung befaßt. Wir müssen eben beachten, daß die Menschheit nicht dazu bestimmt erscheint, im Naturzustande zu verharren, sondern einer höheren materiellen und geistigen Kultur nachzustreben und zugeführt zu werden. Mit der Kultur wachsen die Bedürfnisse und die Mittel ihrer Befriedigung, zugleich ändern sich die Anschauungen über das, was wirtschaftlich, moralisch, gesundheitlich richtig ist. So wird, was in einem früheren Kulturstadium verwerflicher Luxus gewesen wäre, nunmehr als völlig normale Konsumtion zu betrachten sein. Nicht anders liegt es bei den einzelnen Individuen, die derselben Zeit, demselben Volk angehören. Was nach den individuellen Verhältnissen (Vermögen, Lebensstellung, Bildung) bei dem einen verwerflich ist, kann bei dem anderen völlig normale Güterverwendung sein. Die mäßige Tafel eines Reichen ist für den Minderbegüterten Schwelgerei. Ja selbst bei einem und demselben Individuum ist die Grenze schwankend, seine berechtigten Bedürfnisse sind z. B. andere in der Jugend als im Alter, andere solange er sich im Vollbesitz der Gesundheit befindet, als wenn er unter dem Einflusse von Krankheit und Gebrechen steht.

So erscheint es selbstverständlich, daß das Werturteil über den Luxus immer nur ein relatives sein kann, trotzdem hat man das häufig übersehen. Man hat besonders den Fehler begangen, die Luxuskonsumtion jüngerer Kulturzustände an der einer älteren Zeit desselben Volkes oder fremdes Luxusgebaren an der eigenen Auffassung zu messen. So versetzt sich Plinius der Ältere zurück in die Zeiten des alten Rom mit seiner Kultur eines fast ausschließlich Ackerbau und Viehzucht treibenden Volkes, und von diesem künstlich eingenommenen Standpunkte erklärt er die Erfindung des Segelschiffes für einen frevelntlichen Eingriff in die Natur, die künstliche Spargelzucht und »Konsumtion seiner Zeit als ungeheuerliche Schlemmerei. „Wie schuldlos, wie glücklich, ja wie anmutig wäre das Leben, wenn es nichts anderes begehrte, als was von der Erdoberfläche stammt,“ ruft er aus. Den Schätzen unter der Erde soll man nicht nachgraben,

Goldringe zu tragen, Goldmünzen zu prägen, ist ihm das ärgste Verbrechen. Das schmeckt nach der Weisheit der Utopisten, die uns für eine Seifenblase begeistern wollen und die Kultur verdammen. Und köstlich naiv ist die Erzählung des Venetianers Dandolus. Er berichtet von einer hochgestellten Byzantinerin, die im Luxus so weit fortgeschritten, daß sie statt der Finger einen goldenen Zweizack zum Speisen benutzt habe. Zur Strafe dieser Unnatur habe sie eine sehr unappetitliche dauernde Krankheit befallen.

Unzutreffend war es auch, daß Volkswirte, Philosophen, Historiker teils den Luxus an sich verdammten, teils ihn an sich billigten. Ist es wahr, daß der Luxus eines Volkes die Wirkung und Äußerung seiner Kultur ist, so können wir ihn weder an sich verdammen noch preisen, wir müßten denn die steigende Kultur schlechthin verdammen oder ohne Einschränkung preisen wollen. Die Lobredner des Luxus loben in ihm nur die gesteigerte Bildung und Kultur, die Tadler des Luxus ihre Schattenseiten. In der That trägt der Luxus eines Volkes den Charakter des jeweiligen Kulturzustandes des Volkes oder bestimmter Volksklassen. Solange Handel und Gewerbe noch unentwickelt sind, das Volk noch im wesentlichen Ackerbau und Viehzucht treibt, der Volksreichtum ein geringer und gleichmäßig verteilter ist, die geistige Kultur noch auf einem niederen Niveau steht, zeigt auch die Luxuskonsumtion ein entsprechendes Bild. Die Lebensmittel und ihre Bereitung bieten wenig Abwechselung. Mit Fleisch, Brot, Bier und Wein ist die Speisekarte erschöpft, ausschweifender Luxus zeigt sich hier in der gesteigerten Quantität, die bei festlichen Gelegenheiten verbraucht wird. Im Altertume taucht, durch den Rechtszustand der Sklaverei begünstigt, schon in dieser Zeit einfacherer Kulturzustände der Bedienungsluxus auf: der Reiche prunkt mit einer großen Zahl von Dienern. Da die Mode noch konstant ist, offenbart sich in der Bekleidung der Luxus in der Anzahl der Gewänder — ich erinnere nur an die neun Jacken des Hofschulzen in Immermanns „Oberhof" — oder in dem Werte des einzelnen Gewandes. Die Kunst steht noch in ihren Anfängen, die Gebrauchsgegenstände, die sie schmückt, zeichnen sich noch mehr durch den Wert des Materiales aus. Der Geselligkeitsluxus zeigt oft den gleichen rohen Charakter in den gelegentlichen Gastmählern, die sich durch Zeitdauer, große Anzahl der Gäste und die Quantität der Speisen und Getränke auszeichnen, wie wir das noch heute bei den Hochzeiten, Taufen und Leichenschmäusen unserer Bauern beobachten können.

Mit dem Einzug von Handel und Gewerbe, der Zunahme des Wohlstandes, der Verfeinerung der Sitten und der Steigerung der geistigen Bildung tritt hier überall eine bemertenswerte Änderung ein. Das Bedürfnis besserer Lebenshaltung führt zur Vervielfältigung und feineren Zubereitung der Speisen und Getränke. Es treten ganz neue Genußmittel hinzu, wie z. B. der Tabak. Der Rücksicht auf Gesundheit, Reinlichkeit, Bequemlichkeit werden bei der Anlage und Einrichtung der Wohnstätten, der Kleidung größere Opfer gebracht. Die geselligen Vergnügungen verfeinern sich. Die geistigen Bedürfnisse fordern ihr Recht, die künstlerische und die wissenschaftliche Produktion erstarken, Kunstsinn und Wissensdrang verallgemeinern sich, und eine weitverzweigte Produktion entspricht überall dem neuen Konsumtionsdrange. Zerfällt endlich die Kultur, tritt ein Niedergang der Bildung, Verbildung und Überbildung ein, so treten ungesunde, verwerfliche Bedürfnisse, entsprechende Luxuskonsumtion und Luxusproduktion auf.

Dieses in allgemeinen Umrissen gezeichnete Bild des Luxus wird sich im einzelnen noch vervollständigen, wenn wir uns die Frage vorlegen, wie sich denn die Rechtsordnung zum Luxus, d. h. zum Luxusverbrauch und zur entsprechenden Luxusproduktion verhält. Dabei muß ich mich darauf beschränken, das Walten der Rechtsordnung da zu verfolgen, wo es den Ausschreitungen der Luxuskonsumtion und -Produktion entgegentritt; denn wollte ich das Verhältnis der Rechtsordnung zum Luxus überhaupt auch in seiner billigenswerten Ausdehnung vorführen, so müßte ich die Beziehungen des Rechtes zur gesamten Wirtschaft fast erschöpfen. Das allgemeine Motiv, das die Rechtsordnung, konkreter gesprochen den Gesetzgeber, veranlaßt, den Auswuchs des Luxus zu bekämpfen, liegt

darin, daß der verwerfliche Luxus die Grundlagen des socialen Lebens untergräbt. Der Luxusexceß kann vom privat- und volkswirtschaftlichen Standpunkt aus verwerflich erscheinen. Er ist unvernünftige Güterzerstörung. Wie der einzelne seinen Aufwand so weit einschränken muß, daß nicht nur sein Kapital und seine Arbeitskraft erhalten werden, sondern auch ein Überschuß als Reservefonds und Grundlage ausgedehnterer wirtschaftlicher Produktion verbleibt, ebenso darf auch im Volk der Aufwand, die Konsumtion nicht zur Vernichtung des Kapitals und der Arbeitskraft führen. Die notwendig eintretende Folge, die Verarmung der einzelnen und des Volkes, ist aber selbstverständlich für den Gesetzgeber nicht gleichgültig.

Ein zwingender Anlaß zum Einschreiten des Gesetzgebers kann aber auch vorliegen, wenn Luxuskonsumtion und -Produktion unsittlich werden oder die Volksgesundheit, die öffentliche Ruhe und Sicherheit beeinträchtigen, wie besonders der Vergnügungs-, der Eß- und Trinkluxus. Endlich kann der Luxus so eigenartige Gestalt annehmen, daß er direkt schwere politische Gefahren mit sich bringt und die Gesetzgebung alarmiert.

In den einzelnen Akten der Luxusgesetzgebung wird dann bald dieses, bald jenes Motiv schärfer hervortreten, und auch die Mittel, die der Gesetzgeber zur Bekämpfung der Ausschreitungen des Luxus in Bewegung setzt, sind verschieden, teils solche, die sich direkt gegen die Luxuskonsumtion wenden, teils solche, die ihm indirekt Einhalt thun sollen. Ein anziehendes Beispiel der Luxusgesetzgebung zeigt uns der römische Sklavenluxus. Dem socialen Leben der alten Welt giebt die Sklaverei ihr Gepräge; der Sklave ist Sache und steht im Eigentum seines Herrn wie andere Sachen, die gesamte Arbeit im Hause, in Garten und Feld, in Handwerk und Industrie, ja sogar die Arbeit des Lehrers, des Arztes, des Künstlers, des Unterbeamten sehen wir durch Sklaven des Staates oder der einzelnen verrichtet, während wir die Arbeitsthätigkeit ganz und gar freien Arbeitern zuweisen. Rom ist hier eine Sklavenfrage erwachsen, die aber, da der Sklave nicht Mitglied der Rechtsgemeinschaft ist, völlig verschieden ist von dem, was wir die sociale Frage nennen. Das Angebot dieser sklavischen Arbeitskräfte war ein ganz ungeheures, es wuchs der Sklavenstand schon in der Republik ins Ungeheure zunächst auf Grund des Rechtssatzes, daß Sklavenkinder wieder Sklaven wurden, dann aber besonders durch den Krieg; denn es war allgemein geltendes Gesetz, daß der Kriegsgefangene als Beutestück dem siegreichen Staate zum Eigentum anheimfiel. Da der Staat diese Sklavenmassen nicht behalten konnte, so gelangten sie durch Verkauf an die Privaten. Zu Zeiten des Lucullus war das Angebot auf dem Sklavenmarkt zu Rom so groß, daß ein Sklave nur etwa drei Mark kostete. Nun müssen wir weiter beachten, daß nach der eigenartigen Verfassung der römischen Republik alle Regierungsgewalt, besonders das Amt und die Mitgliedschaft im Senat, in den Händen einer geschlossenen Aristokratie lag, die an sich den Reichtum vertrat und der das Amt eine beständige Quelle des Reichtums war. Mit dieser Ansammlung des Reichtums in den Händen einer Kaste ging eine fortschreitende Verarmung des Volkes in Rom und ganz Italien Hand in Hand. Daher dürfen uns die ungeheuerlichen Zahlen des Sklavenbestandes in den Familien der römischen Aristokraten nicht überraschen. Wenn auch die meisten Angaben hierüber aus der ersten Kaiserzeit stammen, so können doch diese Verhältnisse gegen Ende der Republik nicht viel andere gewesen sein. In einem einzigen Palaste eines römischen Reichen werden gelegentlich vierhundert Sklaven festgestellt. Eine afrikanische Witwe, die nicht einmal eine sehr angesehene Rolle in der Welt spielte, überließ ihrem Sohne ein Landgut mit vierhundert Sklaven, behielt aber selbst eine weit größere Zahl von Sklaven für sich zurück.

Bezeichnend ist, daß man von dem Plane, den Sklaven eine besondere Kleidung beizulegen, Abstand nahm mit der Begründung, daß das zu gefährlich wäre, da dann die Sklaven die freien Bürger zählen könnten. Ein Zustand, der also den in Bukarest vor einigen Jahrzehnten bestehenden weit hinter sich läßt; denn in Bukarest kamen auf 100000 Seelen nur 30000 Dienende. So wurde in Rom die verfügbare Arbeitskraft in den Händen der Reichen monopolisiert, der kleinere Grundbesitzer wich dem mit Sklaven-

herden arbeitenden Großgrundbesitzer, die Bildung eines gewerblichen Mittelstandes war ausgeschlossen. Diese Verhältnisse unterstützten nicht nur den Luxus auf allen Gebieten, sie gestatteten vor allen Dingen dem reichen Römer einen Luxus persönlicher Bedienung, den die Welt nicht wieder gesehen hat. Lucian versetzt uns indiskret in das Boudoir einer reichen Römerin. Die sehr zahlreichen und vielseitigen Funktionen bei der Toilette bis zu den geringsten Handreichungen sind mit eigenen Sklavinnen besetzt, ja fast jedes Toilettenstück ist einer besonderen Sklavin anvertraut.

Die beständige Gewöhnung der Bedienung erzeugt das Bedürfnis des Bedientseins und steigerte es fortgesetzt. Schon in alter römischer Zeit giebt eine Mutter, die ihren Sohn verstößt und aus dem Hause jagt, ihm dennoch vier Sklaven mit. Und Augustus hält für einen zur Strafe Verbannten noch immer zwanzig Sklaven für notwendig.

Es war bei den geschilderten Verhältnissen nicht wunderbar, wenn Laune und raffinierte Unsittlichkeit gerade in der Verwendung der sklavischen Diener so grell und für unser sittliches Gefühl, das ja die Sklaverei überhaupt verdammt, so abstoßend hervortritt. Ich will nur an den römischen Markt der „Naturwunder" erinnern, auf dem zur Befriedigung einer verbreiteten Liebhaberei Zwerge und sonstige mißgebildete Menschen angeboten wurden, die man aus der unglücklichen Sklavennachkommenschaft geradezu künstlich heranzog.

Um den schädlichen Einfluß, den ein Zustand ausgedehnter Bedienung äußert, zu verstehen, können wir eine analoge Erscheinung des Tierlebens heranziehen. Einige Ameisenarten sind Sklavenhalter, sie haben andere Arten derart unterjocht, daß diese alle Arbeit für sie thun, die Herrenameise hat infolge dieser Bedienung den größten Teil ihrer natürlichen Instinkte verloren, ihr Körperbau selbst ist infolge dieser Lebensweise verändert. Die Baukunst, häusliche Arbeit, Sorge für die Jungen, Sammlung der Nahrung, alles fällt der Sklavenameise zu, die sogar die Herrenameise, wenn ein anderes Nest gewählt werden soll, auf dem Rücken dorthin trägt und sie, die sogar das Fressen verlernt hat, füttert; nur eins hat dieser sonst ganz energielose Herr nicht verlernt: die Fähigkeit, Sklaven zu machen und festzuhalten. Statt der Fühler hat er gewaltige Zangen, und im Kriege ergänzt er seinen Sklavenbesitz. In Heeren von hundert bis dreitausend Streitern, denen sich auch der Sklave anschließt, brechen diese Herrenameisen auf, liefern dem Feinde bei seinem Hügel eine Schlacht, und als Sieger schleppen sie seine Larven und Puppen fort. „Eine schlagende Lehre von dem erniedrigenden Einflusse der Sklaverei," sagt Lubbock, dem ich diese Schilderung verdanke. Der Bedienungsluxus in Rom hatte in der That die Herren der Welt in eine völlige Abhängigkeit von ihren Dienerschwärmen versetzt. Man war alles durch seine Sklaven oder bildete sich in unsäglicher Blasiertheit ein, es zu sein. Der Calvisius Sabinus zu Senecas Zeit hielt sich Sklaven, von denen einer den ganzen Homer, ein anderer den Hesiod, wieder andere die lyrischen Dichter auswendig gelernt hatten. Jeder kostete ihm 100000 Sesterzen. Von diesen ließ er sich beim Gastmahle, um gebildet zu erscheinen, Bonmots und Citate zuflüstern. Ein Parasit — selbst eine der häßlichsten Ausgeburten des antiken Luxus — forderte den kranken und hinfälligen Sabinus auf, zu ringen. „Wie ist das möglich?" fragte Sabinus, „ich lebe ja kaum?" — „Sage das nicht," versetzte der Parasit, „vergißt du denn, daß du so viele riesenstarke Sklaven hast?"

Die schädlichen Folgen des Sklavenluxus auf wirtschaftlichem und moralischem Gebiete hat man in Rom wohl empfunden. Unter dem Einflusse der griechischen Philosophie verschloß man sich nicht einmal der Erkenntnis, daß die Sklaverei von natürlich-sittlichem Standpunkte aus verwerflich sei. Aber nicht einmal von wirksamen Maßregeln zur Beschränkung des Sklavenstandes wissen wir etwas; denn die unkontrollierbare Bestimmung des altitalienischen Gesetzgebers Zaleukos, keine Freie sollte sich von mehr als einer Sklavin begleiten lassen, außer wenn sie betrunken wäre, ist offenbar nur auf den Frauenluxus gemünzt, stimmt mit den Tendenzen der römischen Luxusgesetzgebung überein, enthält aber keine Schranken für den Sklavenbesitz. Erwähnt mag nur werden,

daß man in Rom unter den ersten Kaisern zu Gesetzen gelangte, die eine humanere Behandlung der Sklaven erstrebten und die häßlichsten Mißbräuche des Herrenrechtes bekämpften. Der Sklavenluxus hatte aber noch eine sehr verhängnisvolle politische Folge, die ich kurz berühren muß. Sie äußerte sich in der Zeit der sinkenden römischen Republik. Der Herr hatte die Möglichkeit, den Sklaven durch Freilassung zum freien Mann zu machen. Bei der Wohlfeilheit der Sklaven und dem großen Reichtum der Herren wurde von der Freilassung aus den verschiedensten Motiven, z. B. um mangelhafte Sklaven durch bessere zu ersetzen oder um treue Diener zu belohnen, ein mehr und mehr sich steigernder Gebrauch gemacht. Diese Freigelassenen blieben in starker ökonomischer Abhängigkeit von ihrem Herrn, ihrem „Patron". In alter Zeit verband den Patron und den Freigelassenen ein gegenseitiges Pietätsverhältnis. Schon die Massenhaftigkeit der Freilassungen mußte den sittlichen Wert dieses Verhältnisses drücken. Desto stärker machte sich die wirtschaftliche Abhängigkeit geltend, und aus dem Sklavenstande gingen die zahlreichen Almosenempfänger und Parasiten hervor, die sich in der Umgebung der Reichen in ihrer fadenscheinigen Moralität breit machen. Wir sehen aber auch, daß gegen Ende der Republik diese Freigelassenen, die als römische Bürger in den Volksversammlungen ihre Stimme bei Wahlen, Akten der Gesetzgebung und als Richter über schwere Strafthaten abgeben konnten, mit der ganzen Masse der Ärmeren in völliger politischer Abhängigkeit von der reichen Aristokratie stehen und ein stets der Bestechung zugängliches Agitationsobjekt für die ehrgeizigen Politiker bieten. Es war das um so bedenklicher, als diese in die Bürgerschaft eindringenden Elemente aus allen fremden Nationen stammten und das national-römische Element der Bürgerschaft mehr und mehr überwucherten. Der Sklavenluxus untergrub so nach und nach die Grundlage der alten Verfassung. Eine Luxusgesetzgebung war es also, die freilich viel zu spät und mit ganz ungenügenden Mitteln zur Zeit des Augustus die Freilassungen einzuschränken suchte. Was sollte gegen das Übel die Gesetzgebung helfen, die lediglich die Freilassung im Testamente beschränkte und hier den Erblasser an die Maximalzahl von hundert seiner Sklaven band! Konnte er doch bei Lebzeiten so viele freilassen, als er wollte. Und selbstverständlich wurde überhaupt nur das politische Übel durch diese Gesetzgebung bekämpft, nicht aber die wirtschaftlichen und moralischen Schäden, die der Sklavenluxus sonst mit sich brachte. Die politischen Gesichtspunkte dieser Gesetzgebung verloren in der Kaiserzeit mehr und mehr an Wert, und die spätere Gesetzgebung begünstigte die Freilassungen unter dem Einflusse der christlichen Kirche und ihrer Lehre. Die Sklaverei selbst aber, die Wurzel alles Übels, hat die römische Rechtsordnung nicht abzustoßen vermocht.

Eine weitere in den Rechtsordnungen der alten und modernen Völker vertretene Kategorie von Luxusgesetzen bekämpft die Excesse des Schmuck- und Kleiderluxus, den Trink- und Eßluxus, die Übertreibungen der Gastlichkeit, den Prunk bei Begräbnissen und den Luxus von Schaustellungen und sonstigen Lustbarkeiten. Aus der großen Fülle dieser Rechtssätze, die die Rechtsgeschichte bewahrt, kann ich nur einige Beispiele bieten: die Kleiderordnungen bezwecken nicht immer die Bekämpfung des Luxus, sondern in erster Linie die Aufrechterhaltung der in socialer und rechtlicher Beziehung maßgebenden Standesordnung. Aber auch in letzter Bedeutung wirken sie als Luxusgesetze und wenden sich namentlich gegen den Hang, Schnitt und Farbe des Gewandes willkürlich zu wechseln, also gegen den Modeteufel. Dem Oppischen Gesetze aus der Zeit des zweiten Punischen Krieges, welches unter anderem den Frauen verbot, mehr als eine halbe Unze Gold als Schmuck und verschiedenfarbige Kleider zu tragen, können wir mehrere Bestimmungen der Gesetze des alten Deutschen Reiches zur Seite setzen. So leitet die Reichspolizeiordnung von 1577 im Titel IX ihre Kleiderordnung folgendermaßen ein: „Nachdem ehrlich, ziemlich und billig, daß sich ein jeder, was Würden oder Herkommens er sey, nach seinem Stand, Ehren und Vermögen trage, damit in jedem Stand unterschiedlich Erkenntnis seyn möge, und aber die Köstlichkeit der Kleidung unter

den Herrn, Ritterschaft, Adel, Bürger und Bauersmann dermaßen überhand genommen, daß dadurch nicht allein sondere Personen, sondern auch ganze Landschaften in Abnehmung und Ringerung ihrer Nahrung kommen seyn: — So haben wir uns mit Churfürsten, Fürsten und Ständen nachfolgender Ordnung der Kleidung vereinigt und verglichen, die wir auch bei Straff und Peen darauf gesetzt, gänzlich gehalten haben wöllen."

Die Ordnung im einzelnen, die selbstverständlich auch Frauen und Kinder berücksichtigt, liest sich wie ein Modejournal: „Item, der vom Adel Hauß-Frauen mögen vier seidene Röcke ihnen anmachen lassen und dieselben öffentlich tragen und haben: Nemlich ein Sammet, und die übrigen drei von Damast, oder dergleichen seidene Röck, und nicht über vier, doch ohne Perlen, Silber oder Gold, und ab sie dieselbigen verbremen wöllen lassen, mögen sie solches thun, von Perlen, Silber oder silbern Tuch, allein oben herum und nicht über ein halb Viertheil einer Ellen breit."

Ganz besonders energisch ist der Kampf des Rechtes gegen den Luxus im Verbrauche geistiger Getränke, namentlich des Branntweins. Gegen ihn hat der Gesetzgeber die ganze Skala der überhaupt verfügbaren Mittel angewendet. Man hat verhindernde, vorbeugende Maßregeln getroffen in der hohen Besteuerung des Alkohols, in der Einführung des Monopols für den Staat oder staatlich geschützte Gesellschaften und in der Beschränkung der Brennereien und Gastwirtschaften, endlich auch, wie in Österreich und Schweden, durch die privatrechtliche Bestimmung, daß Trinkschulden der Klagbarkeit entbehren. Nicht minder zahlreich sind die repressiven Mittel. Sie wenden sich gegen den Gastwirt entweder als Strafverbote, wie z. B. die Bestimmung unseres Strafgesetzbuches gegen den Wirt, der das Verweilen der Gäste über die Polizeistunde hinaus duldet, oder als gewerbepolizeiliche Maßregel der Entziehung der Konzession, z. B. für den Fall, daß der Wirt Branntwein an solche Personen verschänkt, die ihm von der Behörde als Trunkenbolde bezeichnet sind. — Vorbeugende und repressive Rechtsbestimmungen richten sich aber auch direkt gegen den Trinker selbst. Dem alten Gesetzgeber Zaleukos, der einen Trunk ungemischten Weines ohne ärztliche Verordnung mit dem Tode bestrafte, haben sich andere, auch deutsche Gesetzgeber im alten Reich und in den Territorien im Princip angeschlossen, die das übermäßige Trinken, besonders aber das Zutrinken, das ja noch immer einen festen Bestand unserer akademischen Sitten bildet, unter allerdings sehr viel mildere Strafe stellten. Noch im Jahre 1736 erließ Georg II. von Hannover das Gesetz: „Erstens soll die Branntwein-Trunkenheit scharf geahndet und von der Gerichtsobrigkeit mit dreitägiger Gefängnißstrafe zu Wasser und Brod, bei nicht verspürter Besserung aber dieser Laster dem Befinden nach pro criminali (d. h. als Verbrechen) gehalten und mit Karren-, Zucht- und Spinnhausstrafe belegt werden."

Heute und in unserem Reichsstrafgesetzbuche ist man von dieser bedingungslosen Bestrafung der Trunkenheit zurückgekommen. Haft und Überweisung an die Landespolizeibehörde zum Zwecke der Unterbringung in ein Arbeitshaus trifft den, der sich durch den Trunk zum Unterhalt seiner selbst oder derjenigen, die er zu ernähren hat, unfähig macht. — In neuerer Zeit haben dann wieder Juristen, Irrenärzte und Socialpolitiker nachdrücklich Rechtsbestimmungen gegen die Trunksucht verlangt. Zwei Entwürfe eines Trunksuchtsgesetzes, die sich zumeist auf früher schon beschrittenen Wegen hielten, gelangten 1881 und 1892 an den Reichstag, wurden aber nicht Gesetz. Eine, für alle deutschen Rechtsgebiete neue, außerhalb Deutschlands aber schon bestehende Bestimmung des Entwurfes von 1892 ist in das Bürgerliche Gesetzbuch aufgenommen. Nunmehr kann entmündigt werden, wer infolge von Trunksucht seine Angelegenheiten nicht zu besorgen vermag oder sich oder seine Familie der Gefahr des Notstandes aussetzt oder die Sicherheit anderer gefährdet. Die Folge der Entmündigung ist die Beschränkung der Geschäfts- und Prozeßfähigkeit und die Stellung unter Vormundschaft. Zu diesen Beschränkungen treten für den entmündigten Trinker noch solche auf dem Gebiete des öffentlichen Rechtes hinzu, z. B. der Verlust des aktiven und passiven Wahlrechtes zu den Volksvertretungen.

Mit ähnlichen Mitteln hat das Recht auch den Luxus auf anderen Gebieten bekämpft und bekämpft ihn noch heute, so das Glücksspiel, die übertriebene Gastlichkeit, den Prunk bei Begräbnissen, bei Lustbarkeiten aller Art. Eines gegen jede Art des Luxusverbrauches wirkenden Privatrechtsinstitutes sehr ehrwürdigen Alters ist noch zu gedenken: der Entmündigung wegen Verschwendung. Sie ist nach dem Bürgerlichen Gesetzbuch statthaft, wenn jemand in Verschwendungssucht verfallen ist und die Besorgnis besteht, daß er sich oder seine Familie der Gefahr des Notstandes aussetzt. Die Entmündigung des Verschwenders hat, von weniger einschneidenden Wirkungen abgesehen, die gleichen Folgen wie die des Trunksüchtigen.

Endlich darf nicht übersehen werden, daß sich alle Bestimmungen der Rechtsordnung, die die Unsittlichkeit bekämpfen, direkt oder indirekt auch gegen den Luxus wenden, dessen Verwerflichkeit in der Unsittlichkeit beruht.

Fragen wir uns nun, welche Mittel des Rechts wohl von unserem heutigen Standpunkte aus die zur Bekämpfung des Luxus wirksamsten sind, so ist daran zunächst zu erinnern, daß mit der Änderung der Verhältnisse und unserer Anschauungen gewisse Mittel sich überlebt haben. Das ist der Fall bei den direkten Strafverboten des Luxusverbrauches, besonders den Kleiderordnungen, den Vorschriften über die Ausrichtung von Hochzeiten, Kindtaufen, Begräbnissen. Nur geringe Reste dieser bevormundenden Gesetzgebung sind da noch vorhanden. Das Strafverbot hat sich auf einzelne bestimmt abgegrenzte Ausschreitungen der Luxusbethätigung zurückgezogen. — Auf den ersten Blick empfiehlt sich das Mittel der Besteuerung des Luxus, wie wir es ja auch gegenüber dem Trinkluxus zur Anwendung gebracht sahen. Nähere Betrachtung läßt aber dieses Mittel sehr erheblich im Werte sinken. Faßt der Staat oder die Gemeinde bei der Besteuerung von Gegenständen, die Luxusgegenstände sind, den finanziellen Ertrag in erster Linie ins Auge, so muß die Steuer so veranlagt werden, daß der Verbrauch nicht unterdrückt wird, da sonst der finanzielle Erfolg entfiele. Der Luxusverbrauch wird also seinen Fortgang nehmen. Solche Luxussteuern sind namentlich die auf bestimmte Gegenstände des Luxus**besitzes** deshalb gelegten, weil in diesem Besitze sich Reichtum und Steuerfähigkeit der Besitzer offenbart; dahin gehören die Steuern auf Equipagen, Pferde, Diener, Schmuck; in Deutschland rechnen hierher die Hundesteuer und als etwas Verwandtes die Abgaben von Lustbarkeiten, z. B. Tanzlustbarkeiten und Schaustellungen. Derartige Abgaben sind geschichtlich aus den direkten Strafverboten des Luxus hervorgegangen, wie der Schlußartikel einer städtischen Hochzeitsordnung von 1434 klar erkennen läßt. Es heißt da, wer die Vorschriften nicht halten wolle, der solle der Stadt zwei Mark zahlen und möge dann so viele Gäste laden, wie er wolle. — Häufig tritt nun aber der Gesichtspunkt des finanziellen Erfolges ganz zurück, die Form der Besteuerung wird gewählt, um den Besitz bestimmter Gegenstände, eine bestimmte Konsumtion aus Gründen der Volksgesundheit, der Sittlichkeit oder aus sonstigen, idealen Erwägungen einzuschränken. Solche Gesetze sind wahre Luxusgesetze, sie wirken wie Verbote. Ein Beispiel bietet die Steuer auf das Halten von Nachtigallen in Hessen aus dem Jahre 1853. Die Steuer beträgt 8 Mark 60 Pfennig für die Nachtigall und war für die Etatsperiode 1888/1891 insgesamt mit 68 Mark 80 Pfennig veranschlagt, so daß also nur noch auf acht gefangene Nachtigallen im Großherzogtum gerechnet wurde. Daß solche Gesetze einen bestimmten Luxus abstellen können, beweist dieser Fall ganz klar, diese Gesetze lassen aber die Neigung zum Luxus im ganzen unberührt und hindern nicht, daß die Neigung sich auf andere Objekte wirft. Nahe verwandt ist dieser Form der Besteuerung der Schutzzoll. Als Kampfmittel gegen den Luxus könnte er in Betracht kommen, wenn dieser die Erzeugnisse ausländischer Produktion bevorzugt und dadurch die eigene nationale Produktion schädigt. Er berührt sich ebenfalls mit den älteren direkten Strafverboten, die auch zum Teil zum Schutze der einheimischen Produktion erlassen wurden. Wie behutsam aber gerade dieses an sich in seiner Wirkung problematische Mittel verwendet werden muß, damit die sonstigen wirtschaftlichen Beziehungen zum Auslande nicht gestört werden, ist uns genugsam bekannt.

So bleiben uns im wesentlichen die specialisierten Strafverbote, die polizeilichen, besonders gewerbepolizeilichen und sittenpolizeilichen Maßregeln und die vereinzelten privatrechtlichen Bestimmungen, unter denen die Entmündigung wegen Verschwendung und Trunksucht hervorragt. Die Entmündigung wird aber hinter den Strafbestimmungen und den Polizeimaßregeln zurücktreten; denn sie tritt erst dann ein, wenn das Übel, das sie bekämpfen soll, weit um sich gegriffen und seine verderbliche Wirkung schon geäußert hat. Eine gewisse vorbeugende Wirkung ist aber auch der Entmündigung und den sonstigen privatrechtlichen Bestimmungen, wie z. B. der Klaglosigkeit der Spielschulden, nicht abzusprechen.

So mag es gerechtfertigt sein, die Macht des Gesetzgebers dem Luxus gegenüber wie gegenüber anderen verhängnißvollen Entwickelungen auf wirtschaftlichem, moralischem und politischem Gebiete gering einzuschätzen. Sicherlich besitzt die Rechtsordnung den Erscheinungen des Lebens gegenüber nicht das entscheidende Zauberwort, und der Appell an den Gesetzgeber muß oft genug unerhört bleiben. Das Recht soll und kann nicht mehr sein als eine äußere Ordnung menschlichen Verhaltens. Es würde über seine Aufgaben hinausgehen, wollte es unbegrenzt die Gebote der Sittlichkeit in sich aufnehmen. Die Vorschriften, die das Recht aufstellt, sollen sich aber gründen auf die in der Gemeinschaft bestehenden Anschauungen über das thatsächlich und sittlich Richtige. Und hier wieder kann das Recht, will es seinen begrenzten Zweck nicht verfehlen, in dem beständigen Kampfe und Wechsel dieser Anschauungen nicht einseitig Partei nehmen, sondern es muß sich bescheiden, den Durchschnittsanschauungen gerecht zu werden. So kommt dem Rechte nur eine sekundäre Bedeutung zu; das Recht ist nicht Führerin der Kultur, sondern Ausdruck derselben. Ist das aber der Fall, so muß die Energie seiner Mittel auch notwendig dazu beitragen, Bildung und Gesittung im Kampfe gegen Unvernunft und Unsittlichkeit zu stärken. Den Kampf gegen den verwerflichen Luxus, den aus Unbildung und Unsittlichkeit geborenen Riesen, werden wir daher nicht dem Rechte allein zuschieben dürfen, sondern Mehrung wahrer Bildung und Stärkung der Sittlichkeit müssen diesen Feind überwinden.

Uns mag es unter anderem eine gewisse Beruhigung gewähren, wenn wir sehen, wie der gesunde Sinn unseres Volkes selbst ein sehr wirksames Mittel gefunden hat, den Luxus fernzuhalten. Es ist nicht der geringste Ruhmestitel Deutschlands, daß auf seinem Boden das Sparkassenwesen erstanden und in der mannigfaltigsten rechtlichen Organisation so mächtig erstarkt ist. Dem gleichen Zwecke dient auch das vielgestaltige Versicherungswesen. Durch diese Einrichtungen findet der Sparsinn seine kräftigste Anregung und Unterstützung.





Das moderne französische Drama.

Von

Erich Meyer.

(Nachdruck ist untersagt.)

„Von Scribe zu Ibsen" betitelt ein bekannter französischer Kritiker, René Doumic, einen seiner letzten, den modernen Erzeugnissen der Pariser Bühne gewidmeten Bände. Das ist eine Wanderung von jener in Ernst und Scherz gleich harmlosen Kunst, die als vornehmste Rücksicht die angenehme Unterhaltung des Zuschauers setzt, mit ihren stets zur allgemeinen Zufriedenheit lösbaren Konflikten, über des jüngeren Dumas „blutige Ausschnitte aus dem modernen Eheleben", zu den düsteren, sittlichen und socialen Gemälden der jüngsten Schule. Ein halbes Jahrhundert voll reicher Entwickelung und glänzender Namen.

Um die Mitte des Jahrhunderts wird der Einfluß der Romantik, der seit dem Neuaufblühen der Litteratur durch Victor Hugo auch die Bühne beherrscht hat, gebrochen. Einige Jahre lang scheint es fast, als wolle man wieder in die Geleise des Klassicismus zurückkehren. Die unvergleichliche Rachel spielt Corneille und Racine, wie sie nie gespielt worden sind, und die seit Jahrzehnten verödete Comédie française hat an ihren klassischen Abenden die vollsten Häuser. Ponsard schreibt seine „Lucrèce", Augier seine „La Ciguë" für einen Geschmack, der Griechen und Römer zu sehen verlangt. Aber diese Zeit geht rasch vorüber. Beide Dichter wenden sich, der eine zögernder, der andere entschlossener, modernen Stoffen zu. Die Tragödie hohen Stiles tritt zurück. Zehn Jahre nach „La Ciguë" (1852) führt der jüngere Dumas seine „Kameliendame" auf. Von diesem Augenblick an ist der Sieg des modernen Theaterstückes in seinen beiden Formen: Drama und Komödie entschieden.

Welchen Ruhm Dumas für sich ersehnte, verriet er selbst unter durchsichtiger Verblümung. „Der dramatische Dichter," rief er aus, „der den Menschen kennen würde wie Balzac und die Theatermache wie Scribe, würde der größte dramatische Dichter aller Zeiten sein." Den Menschen in seiner unendlichen Mannigfaltigkeit kannte nun freilich Dumas so wenig wie irgend einer, so wenig wie Balzac selbst. Aber die Menschen, die er kannte, mit denen ihn seine eigentümliche sociale Stellung als natürlicher Sohn seines großen Vaters Dumas in Berührung brachte, die schaute er mit den klaren und durchdringenden Augen Balzacs, des Vaters des Naturalismus, an und stellte sie mit unvergleichlicher Gestaltungskraft und rücksichtsloser Grausamkeit dar. Dabei war er aufrichtig überzeugt, der höchsten Pflicht des Dichters nachzukommen und durch Aufdeckung des geheimnisvollen und unzerstörbaren Zusammenhanges von Schuld und Sühne auf die sittliche Erziehung seiner Zeitgenossen einzuwirken. Gerade darin stand er im Wettstreit mit Augier, der dem gleichen Ziele auf etwas anderem Wege nachstrebte. Dieser war vorsichtiger in der Darstellung des Lasters und fürchtete, daß Beispiele locken, während jener von dem „Beispiele schrecken" überzeugt war. Ob Dumas an seiner Überzeugung endlich irre geworden ist, ob ihn Zweifel bewegten an jenem Tage, wo er einem jüngeren Dichter schrieb: man habe genug an der ewigen Darstellung von

Sünde und Schande, wer mag das sagen? Eins aber geht sicher daraus hervor: nachdem etwa ein Menschenalter seit seinem ersten Erfolge vergangen war, hatte er das unabweisbare Gefühl, daß die Zeiten anders geworden wären und neue Aufgaben stellten. Auch aus anderen Äußerungen ging hervor, daß er die französische Litteratur an einem Wendepunkte angekommen glaubte.

Neue Zeiten, neue Menschen. Die Vertreter der seit 1852 anhebenden glänzenden Blüte des französischen Theaters gingen dahin oder zogen sich von ihrer Thätigkeit zurück. Der fruchtbare Labiche starb 1888. Augier folgte ihm im nächsten Jahre. Dumas schloß 1896 die Augen, Meilhac 1897, Pailleron 1899, und von all den weltberühmten Namen, die weit über Frankreichs Grenzen hinaus die Bühne beherrschten, bleiben nur wenige, und deren Träger sind alt, wie der siebzigjährige Sardou, aber schaffensmüde.

Obschon der Tod in dem letzten Jahrzehnt eine so reiche Ernte gehalten hat, ist die dramatische Produktion nichts weniger als zurückgegangen. Eine große Schar Jüngerer sind an die Stelle der Ausgeschiedenen getreten. Das Theater spielt in dem Leben der Hauptstadt — und nur dort, nicht sonst noch irgendwo in der Provinz wird bekanntlich heute wie immer die Litteratur gemacht — eine zu bedeutsame Rolle, als daß nicht zahlreiche Talente zum Kampf um die öffentliche Gunst angelockt würden. Es ist also ein sehr geeigneter Augenblick, um eine Überschau zu halten und nachzusehen, was die ersichtlich abgelaufene Epoche der neuen als wertvolle und unvergängliche Erbschaft übermittelt hat und was diese nun von dem Ihrigen hinzuzuthun sich bemüht und welcher Erfolg sie dabei begleitet.

Da als die berufensten Beurteiler ihrer Kunst doch schließlich die Franzosen selbst anzusehen sind, so stellen wir die beiden Dramatiker an die Spitze, die nach französischem Urteil am meisten dazu beigetragen haben, die Theaterdichtung in neue Wege zu leiten: Henri Becque und Paul Hervieu. In einem Punkte unterscheiden sie sich sicherlich weder von ihren Vorgängern, ja auch nicht von der Mehrzahl ihrer Zeitgenossen. Die aus der specifisch französischen Form der Eheschließung hervorgehenden Konflikte liefern auch ihnen den Stoff. Gaston Paris, der große Sprachforscher, hat vor wenigen Jahren in einer akademischen Rede einmal seiner tiefen und berechtigten Entrüstung darüber Ausdruck gegeben, daß die modernen Schriftsteller seines Volkes ersichtlich gar nicht bedächten, wie durch die auf der ganzen Welt gelesenen und gespielten Romane und Dramen eine Vorstellung von der französischen Sittlichkeit verbreitet würde, die sicherlich nicht zum Ruhme ihres Vaterlandes beitrage. Niemand wird mehr von diesem Vorwurfe betroffen als Henri Becque. Geboren 1837, hat er bereits 1899 die Augen geschlossen, nachdem die Welt jahrelang vergeblich auf das von ihm mehrfach angekündigte Meisterstück gewartet hatte. Als er mit seinem zweiten Stücke, „Die Pariserin“, 1886 am Renaissance-Theater ein gewaltiges, ebensoviel Widerspruch wie Anerkennung hervorrufendes Aufsehen erregte, war er also nahezu fünfzig Jahr alt. Allerdings war in diesem Stücke vieles neu, und man konnte nur darum nicht von einer Kühnheit des Neuerers reden, weil er sich augenscheinlich der Bedeutung seines Unterfangens gar nicht bewußt war. Wenn er so manche Regel, als da sind: sorgfältige Anlage einer Intrigue mit deutlichem Hinstreben auf eine Lösung, gewissenhafte Vorbereitung aller eintretenden Ereignisse, klare Entwickelung der treibenden Motive — wenn er all dies mißachtete, so schien das zu geschehen, weil er es gar nicht gekannt hatte. Der aus kleinbürgerlichen Verhältnissen hervorgegangene Pariser war von keinen theoretischen Kenntnissen beschwert. Und wenn somit hinsichtlich der Form seine Neuerung in einer Mißachtung derselben bestand, so sah es, wenn man in das Innere seines Schaffens drang, auch nicht anders aus. Die landläufige Moral schien für ihn wie für seine Gestalten niemals nach irgendwo vorhanden gewesen zu sein. Wollte er einen Typus hinstellen, war die Pariserin wirklich so wie seine Klotilde, die in voller Übereinstimmung mit ihrem Geliebten Lafont handelte, als wenn der Ehebruch die allernatürlichste und vernünftigste Einrichtung wäre? die ihr Dasein durch eine ununterbrochene Lüge aufrecht erhielt, ohne zu ahnen, daß sie sich verächtlich machte? Das konnte nun freilich wie

eine furchtbare Ironie wirken, wie eine Sittenpredigt des kaltlächelnd ohne jeden Kommentar vorgehaltenen Spiegels. Aber man hatte nicht das Gefühl, daß hinter diesen gewissenlosen Gestalten ein ernster, mit feinfühligem Gewissen begabter Dichter stände. Diese Leute, die allen Sittengesetzen Hohn sprachen, fühlten sich in ihrer Atmosphäre außerordentlich wohl, und nicht der geringste Hauch trübte ihren Himmel.

Hierin machte sich freilich ein starker Gegensatz zu Augier wie Dumas bemerkbar: jeglicher Versuch einer Einwirkung auf die Sittenanschauungen der Zuhörer war unterlassen, Moral und Kunst streng voneinander geschieden. Der Irrtum der Naturalisten, daß sie das Leben darstellen wollten und könnten, wie es wirklich wäre, hatte auch



Henri Becque.

hier seine verhängnisvolle Wirkung geäußert. Nur traten, wie begreiflich, die Wirkungen hier schneller ein. Man konnte sich nicht lange dem Eindruck entziehen, daß auch Becque nicht die Welt schilderte, wie sie war, sondern wie sie seinem Auge durch die Brille kalter Geringschätzung erschien. Seine Gestalten besaßen keine Seele, darum enthielt er sich jeglicher psychologischer Führung. Er selbst war kein philosophischer Kopf, er vermochte nicht durch die Oberfläche des Scheines in die tieferen Schichten des Lebens hineinzudringen. Vergeblich bemühte er sich, diesen Mangel seinen Zuschauern als Vorzug aufzudrängen. Die Gunst wandte sich von ihm ab, und in bitterer Vereinsamung, unfähig etwas Weiteres zu schaffen, geplagt von der galligen Laune eines Mißverstandenen, ist er 1899 gestorben.

Aber der Anstoß, den er gegeben hatte, blieb nicht wirkungslos. Andere fanden sich, die, höher begabt, im stande waren, den neuen Weg zu schreiten, ohne in seine Übertreibungen zu verfallen. Zu ihnen gehört vor allem Paul Hervieu, eine von Becque durch Bildung und Richtung wesentlich verschiedene litterarische Gestatt. Schon im Dezember 1898 kandidierte er für den durch Meilhacs Tod erledigten Sitz in der Akademie. Er ist zwar nicht Nachfolger dieses glänzendsten Vertreters, wenn nicht Erfinders der Pariser Komödie geworden, aber er hat im Januar 1900 den Sitz des geistreichen Verfassers der „Welt, in der man sich langweilt“, Pailleron, eingenommen. Der Litterarhistoriker F. Brunetière, der ihn in der Aufnahmesitzung begrüßte, that ihm die Ehre an, angesichts dieser „erlauchten Versammlung führender Geister“ zu sagen, daß zwei seiner Stücke, „Les Tenailles“ (Der Ehezwang) und „La loi de l'homme“ (Das Recht des Mannes), „in der Geschichte des zeitgenössischen Theaters eine gewisse Revolution hervorgerufen hätten“, und nannte als seine Vorgänger neben Henri Becque niemand Geringeren als Alex-

ander Dumas. Sicher haben wir in Hervieu einen der Dichter, die so ernst genommen werden müssen, wie sie selbst ihre Aufgabe auffassen. Langsam sucht er seinen Weg, und gewissenhaft erarbeitet er seine Kunst. Mit Schilderungen des Lebens, wie er es als Beamter des Ministeriums des Auswärtigen kennen lernt, beginnt er. Eindringende Beobachtungsgabe, scharfe, von bitterem, aber kühlem Ernst getragene Satire charakterisieren seine ersten Bücher. Glänzend kommen seine Gaben bereits in seinem Roman „l'Armature" zur Geltung, in dem er „das Gerüst" des modernen Lebens mit unerbittlicher Grausamkeit bloßlegt, wie es sich in nackter Häßlichkeit unter dem gleißenden Äußeren verbirgt. Dann verliert er sich in dem Studium absonderlicher psychologischer Probleme. Der geistig erkrankte Mensch, in dessen Gehirn die Prozesse nach absonderlichen Gesetzen ablaufen, fesselt sein Auge: aus dem Anormalen gilt es das Normale zu begreifen. Aber bald befreit er sich wieder von dieser Richtung, in die er durch eine vorübergehende Mode hineingedrängt ist, und nunmehr wendet er sich zum Theater. Seine oben genannten Stücke geben ein wenig erfreuliches Spiegelbild von der Welt. Beide vertreten aber eine sociale These, im Grunde dieselbe. „La loi de l'homme" zeigt, daß das Gesetzbuch nur für den Mann gemacht ist: ihm leiht es Waffen, der Frau entreißt es sogar den Schutz. In diesem Stück beugt zuletzt die Frau ihr Haupt und nimmt um ihrer Tochter willen das Martyrium auf sich, das der Gatte ihr bereitet hat. In „Les Tenailles" schafft sie sich eine Rache. Die Ehe ist ein Zwang, unter dem sie zwanzig Jahre hindurch an der Seite eines ungeliebten Gatten gelitten hat, der mit lächelnder Grausamkeit auf die ihm vom Gesetz gegebenen Rechte gepocht hat. Nun wendet sich das Blatt. Was das menschliche Recht ihr nicht gewähren konnte, das hat sie von dem Recht der Leidenschaft verlangt: sie hat ihren Gatten hintergangen. Durch besondere Umstände gezwungen, entdeckt sie ihm ihre vor zehn Jahren begangene Untreue und zwingt ihn nun ihrerseits, will er nicht den Hohn der Welt auf sich laden, neben ihr, die ihn haßt und verachtet, den Rest seines Lebens auszuhalten und die Lüge einer glücklichen Ehe weiterzuspinnen. Überwältigend ist in beiden Stücken die logische Klarheit, mit der uns die Entwickelung auseinandergelegt wird. So und nicht anders müssen diese Menschen handeln, nachdem sie durch ihre Schuld und die unerbittliche Gesetzgebung einmal in eine bestimmte Bahn gedrängt sind. Doch hat man nicht das Gefühl, einen Ausschnitt aus dem wirklichen Leben vor sich zu haben. Die Vorgänge sind konstruiert, um eine These zu beweisen.



Paul Hervieu.

Das Theater erscheint wie ein chemisches Laboratorium, in dem der Dichter mit den Elementen der modernen französischen Ehe experimentiert. Was ihm fehlt, ist die Fähigkeit, einen Ausweg aus der qualvollen Enge zu zeigen, und mehr noch die warmherzige Teilnahme an dem Schicksal seiner Gestalten. Er hat sie nicht lebendig geschaut, sie sind ihm aus einer Idee erwachsen und Konstruktionen geblieben, die nicht einmal seine Sympathie gewinnen konnten.

Gerade in dieser Hinsicht ist ein dritter Dichter, der auch auf Henri Becques Spuren geschritten ist, Hervieus gerades Gegenteil: Maurice Donnay. Eine gründliche wissenschaftliche Bildung steht ihm zu Gebote. Er ist seines Zeichens Mathematiker, aber wie sich das nicht selten findet, das Reich der Abstraktionen war für ihn das Vorland der Poesie. Von Becque wie von Hervieu unterscheidet ihn eine glühende Sinnlichkeit. Er weiß, wie zauberhaft schön das Leben sein kann, er kennt das sehnsüchtige Verlangen der Menschenseele, das Glück in vollen Zügen zu trinken, ohne erst von Gesetz und Herkommen die Erlaubnis zu holen. Aus diesen Elementen gingen seine ersten Stücke hervor, unter denen „Amants" das bedeutendste ist. Als es 1895 mit außerordentlichem Erfolge aufgeführt wurde, erzählten die Zeitungen die rührende Geschichte, daß die Portiersfrau Donnays ihr Schicksal in dem der Heldin, Claudine, wiedererkannt und ihm mit ihren Thränen die Wahrheit seiner Schilderung bestätigt habe. Aber auch die vornehme Welt war nicht weniger entzückt. Das erscheint, selbst wenn man Pariser Verhältnisse in Anrechnung bringt, auffallend. Denn die Lehre des Stückes, sobald man sie unverblümt ausspricht, lautet: Ganzes Glück ist nur in der Halbehe. Die Lösung des Rätsels ist eben, daß ein Dichter diese These verfochten und die „Liebenden" in eine Glorie unirdischen Lichtes gehüllt hatte, daß man darüber die Bedingungen der Erde vergaß, die selbst der Himmelstochter im Interesse der Allgemeinheit Fesseln anlegen muß. Die Berliner Censur verbot das Stück besonders wahl des zweiten Aktes wegen, der mehr als gewagt ist und nicht einmal die Entschuldigung hat, daß er in der Komposition des Ganzen unentbehrlich sei. In ihm steht auch die Niedlichkeit, die selbst in Frankreich böses Blut machte: „Du weißt, in jener Gesellschaft (nämlich der besten), wenn da eine Frau unglücklich ist, so giebt ihr Beichtiger ihr den Rat, lieber sich mit einer Liaison zu trösten, als sich scheiden zu lassen."

Den hier angeschlagenen Accord der nach vollem Ausklingen verlangenden Leidenschaften vernahm man auch noch in den nächsten Stücken, „L'Affranchie" und „La Douloureuse". Aber zwei neue Töne machten sich bemerkbar. „La Douloureuse" bedeutet im Pariser Argot die Rechnung, die man, wenn auch mit Schmerzen, begleichen muß. Das läßt allein schon erkennen, daß ein gewisser Nachdruck auf die ausgleichende Gerechtigkeit gelegt ist, die ein Durchbrechen der allgemeinen Sittengesetze straft. Dieser Ton klang noch weit stärker in „Le Torrent" an. Hier ist das Thema der Wahlverwandtschaften behandelt, stellenweise auch unter großer Mißachtung jeglichen Schamgefühles. Aber die unglückliche Heldin vollzieht an sich selbst die Strafe, indem sie sich in den „Gebirgsstrom" stürzt, der den Maschinen ihres Gatten die Kraft liefert. Verrieten nun schon diese drei Stücke, deren letztes im Frühjahr 1899 aufgeführt wurde, daß Donnay den Übergang zum socialen Drama suchte, so hat er ihn seitdem vollzogen. War er nie ein Freund der bestehenden Gesellschaftsordnung gewesen, so ist er in seinem während der Ausstellung am Théâtre Antoine gespielten Stück „La Clairière" zum ausgesprochenen Feinde derselben geworden. Freilich nicht aus eigener Kraft allein: er hat sich einen Bundesgenossen geholt, Lucien Descaves, dessen von Haß und Galle erfüllter Roman „Les Sous-Off" („Die Unteroffiziere") auch bei uns Aufsehen gemacht hat. Gewonnen hat er bei diesem Wandel allerdings nicht. Auf einer Farm, die den symbolischen Namen die Lichtung, La Clairière, führt, hat sich eine Zahl von Neulandsbürgern zusammengefunden, denen die Stiftung eines reichen Sonderlings einmal die praktische Erprobung kollektivistischer Träume ermöglicht. Gemeinsame Arbeit, gemeinsamer Genuß, Freiheit von allen Vorurteilen, Friede, Freude und Frohsinn herrschen. Es ist das reine Paradies — aber es dauert nicht ewig, so wenig wie das erste

auf Erden. Es ergiebt sich, daß auch diese vorurteilsfreien Menschen merkwürdigerweise für die Monogamie sind. Wilde Eifersucht flammt zwischen ihnen empor und nutzt die theoretisch so verachtete Gesetzgebung der Gesellschaft als Waffe gegeneinander aus. Was anfangs als Ehrentitel galt, der Mangel geistlichen Ehesegens, wird als Schimpf betrachtet, Verfehlungen gegen die bürgerliche Moral werden wirklich als Fehltritte angesehen. Die niedrigsten Leidenschaften toben durcheinander, und auf der „Lichtung" schießt üppig das Unkraut der sogenannten Vorurteile auf. Die Dichter meinen zwar, daß das Mißlingen eines solchen Versuches noch nicht entmutigen dürfe. Wer aber das Stück gesehen hat, wird schwerlich die Geldmittel zur Anstellung des Versuches in der Wirklichkeit stiften mögen, und wenn es eine Wahrheit ist, daß Freiheit nur innerlich freien Menschen zuträglich sei, so ist es eine andere, daß wahre Freiheit darin besteht, nur von Gesetzen abzuhängen, wie einst ein nicht ganz unbedeutender französischer Denker gesagt hat.

So viel nun auch verkündet wurde, daß es den bisher genannten Dichtern gelungen sei, eine Umwälzung der dramatischen Dichtung herbeizuführen, so wenig kann man das bei ruhiger Betrachtung zugeben. Vieles, was neu war, ist nicht gut und wird bei einer Weiterentwickelung abgestreift werden müssen, wie, um nur eins zu nennen, die über alles hinausgehende Mißachtung des Schamgefühls. Man wird bereits wieder inne, daß zwar das Schöne auch nackt schön ist, nicht aber das Ekelhafte und Abstoßende, das endlich unerträglich wird. Ein neuer Stil war durch Beseitigung mancher lästigen technischen Regeln geschaffen, auf die Behandlung socialer Fragen war hingewiesen. Aber man sah noch nicht ein, wie daraus der Dramatik ein neuer Aufschwung erwachsen könne, und wurde an den Spruch erinnert: Plus cela change, plus cela reste la même chose.

Dasselbe gilt auch von dem vierten Dramatiker, der augenblicklich die französische Bühne mit den genannten beherrscht, dem 1858 geborenen Eugène Brieux. Einmal hat es allerdings geschienen, als wenn er sich eine besondere Stellung schaffen und sich den Ruhm erwerben wollte, die in Frankreich



Maurice Donnay.

eingedrungenen Ibsenschen Ideen zu bekämpfen. Sein 1895 aufgeführtes Stück „L'Evasion" suchte sich mit jener Ansicht auseinanderzusetzen, daß wir durch vererbte und unveränderliche geistige Eigenschaften zu einer bestimmten Entwicklung rettungslos prädestiniert seien. Wäre dem so, dann wären wir gewissermaßen in einem Kerker; Brieux unternahm es, das „Entweichen", „L'Evasion", als möglich hinzustellen. Er zeigte mit glücklicher Überzeugungskraft, daß jene Theorie eben nur eine Theorie sei, ihre wirkliche Gefahr aber in einer lähmenden Suggestion

bestehe. Nun gebe es aber noch Kräfte genug in der Seele, die man erfolgreich zur Befreiung von dieser Lähmung aufrufen



Eugène Brieux.

könne. Das Stück fiel gerade in eine Zeit, wo sich zahlreiche vernünftige Stimmen gegen die Einbildung gewisser Kreise erhoben, man gehöre einer Verfallzeit an und sei rettungslos dem Untergange geweiht, wie das Jahrhundert ja auch seinem Ende entgegengehe. Weit weniger glücklich war Brieux in seinem nächsten Stück: „Le berceau". Hier hatte der Versuch, eine Lösung nach Ibsenschen Rezept herbeizuführen, ihm einen Streich gespielt. Die Heldin Laurence ist in erster Ehe mit einem Herrn Chantrel vermählt gewesen. Als dieser eine Untreue begeht, verläßt sie ihn und läßt sich von ihm scheiden. Das Kind dieser Ehe, Fabien, wird ihr zugesprochen. Dann geht sie eine zweite Ehe ein. Aber der kleine Fabien wird krank, sein Vater macht von seinem Rechte Gebrauch, ihn zu sehen, an der Wiege des Kindes begegnet ihm Laurence und kommt zu der Erkenntnis, daß sie an Chantrel mit so starken sittlichen Banden gefesselt war, daß die Lösung eine Sünde bedeutete. Was nun? Sie erklärt den beiden Männern, daß sie fortan keinem angehören werde, und geht nach dieser „sittlichen Befreiungsthat" befriedigt davon, ein neues Leben zu beginnen. Nicht so befriedigt war das Publikum, welches die Verblüfftheit der beiden Ehemänner über diese sogenannte sittliche Lösung teilte.

Brieux ließ sich belehren und betrat diesen Weg nicht wieder. Sein Meisterstück hatte er bereits 1897 mit „Les trois filles de Monsieur Dupont" gegeben, in dem er ähnliche Fähigkeiten wie Hervieu an den Tag legte und sich doch frei von der Sucht, zu theoretisieren, zeigte. Dies Drama ist ein „blutiges Stück Leben", eine furchtbare Satire auf die französische Durchschnittsehe. Eine herbere Kritik der Vernunftehe kann nicht gedacht werden, als sie der Streit der beiden Ehegatten Julie und Antonin im dritten Akt darstellt, und sie ist in den Vorgängen des ersten Aktes nur allzu gut begründet. Die Ehe ist ein Handelsgeschäft zwischen den Eltern gewesen. Es galt, für Julie Dupont einen Gatten zu kaufen. Antonins Eltern fordern fünfzigtausend Franken, Julies bieten fünfundzwanzigtausend, man einigt sich auf dreißigtausend, versäumt aber nicht, sich dabei durch allerhand Unehrlichkeiten übers Ohr zu hauen. Julie und Antonin selber belügen sich gegenseitig gründlich über ihren Charakter, ihre Lebensgewohnheiten, ihre Ideale. So wird diese Ehe geschlossen. Julie kommt zur Erkenntnis dessen, was sie gethan hat, aber noch einigen empörten Bewegungen entschließt sie sich doch, lieber ihre Fesseln schweigend zu tragen. Was ihre Schwestern

erlebt haben, beweist ihr, daß es nichts Unpraktischeres giebt, als sittliche Ideale zu besitzen. Als Trost winkt der Hausfreund. Die Schwäche und Feigheit, mit der die Welt, in der sie leben muß, lieber jede Unsittlichkeit hinnimmt, als daß sie einen Skandal herbeiführt, triumphiert.

Übertroffen wird diese Satire noch durch das Stück, das Brieux dem Ausstellungspublikum bot, ohne im geringsten darauf Rücksicht zu nehmen, in welcher Weise er darin den Richterstand Frankreichs vor aller Welt bloßstellte. „La Robe rouge" ist der rote Talar des Appellationsgerichtshofs, die Sehnsucht aller Richter in der Provinz. Ihn zu erwerben, sind sie zu jeder Pflichtvergessenheit bereit. Staatsanwalt, Untersuchungsrichter, Gerichtspräsident schauen nach einem „schönen" Prozeß aus, in dem sie ihre Findigkeit erweisen können. Glücklicherweise kommt ein Mord vor. Ein Unschuldiger wird verhaftet. Der Untersuchungsrichter findet die Schuldbeweise ungenügend, erkennt das, wenn auch mit blutendem Herzen, an. Aber die Kollegen sind damit nicht einverstanden. Der Unschuldige wird verurteilt, und der Schneidigste erhält die freigewordene Stelle am Appellationsgericht. Das Stück wird dadurch nicht besser, daß es einen sentimentalen Schluß hat: die Frau des Verurteilten erdolcht den glücklichen Sieger im Wettlauf um den roten Talar.

Um diese bisher genannten Dramatiker gruppiert sich nun noch eine nicht geringe Anzahl nicht unbedeutender Namen, die aus einem oder dem anderen Grunde trotz einzelner Erfolge kaum von bestimmendem Einfluß auf die Entwickelung des Theaters sein werden. Da ist in erster Linie François Curel zu nennen, von dem die Kritik bei jeder Gelegenheit zu versichern pflegt, daß er „eine der größten Hoffnungen des Theaters" sei, ohne daß diese Hoffnung sich erfüllen will. In Stücken wie „L'Amour brode" führt er uns in das Wirrsal zweier moderner, in der Auflösung begriffener Seelen ein, denen die Liebe — daher der seltsame Titel — auf den grauen Kanevas des Lebens ein buntes Muster bizarrster Formen stickt, um es über Nacht wieder zerfließen zu lassen. Nachdem er einmal festgestellt hat, daß in der Empfindungs- und Denkweise solcher Détraqués durchaus keine Folgerichtigkeit zu finden ist, hat er ein leichtes Spiel, uns die ungeheuerlichsten und unerwartetsten Sprünge des Fühlens und Wollens vorzuführen, die aber nicht interessanter sind als das regellose Hin und Her einer Wetterfahne. Nicht viel anders scheint „La Figurante" gewesen zu sein. Das im vorigen Jahre wieder aufgenommene ältere Stück „Les Fossiles" soll anscheinend die These verteidigen, daß kein Land des Adels entbehren kann. Aber die



Henri Lavedan.

Mitglieder der Familie Chantemelle beweisen eigentlich das Gegenteil: sie sind recht wertlose Specimina des Menschengeschlechtes. „La Nouvelle Idole“ aus dem Jahre 1899 brachte einen seltsamen Vorgang auf die Bühne. Der Arzt Albert Donat experimentiert mit Bacilleninjektionen gefährlichster Art an Menschen, die durch irgend eine Krankheit doch dem Tode verfallen sind. Er bedauert nur, daß ihm nicht andere zur Verfügung stehen. Denn „wenn es einem General erlaubt ist, ganze Regimenter zur Ehre des Vaterlandes massakrieren zu lassen, ist es ein Vorurteil, einem Gelehrten das Recht zu bestreiten, einige Existenzen für eine erhabene Entdeckung zu opfern.“ Die Folge dieser Begriffsverwirrung bleibt nicht aus. Er impft einem jungen, im letzten Stadium der Lungenschwindsucht liegenden Mädchen, Antoinette, Krebsbacillen ein, sie aber stirbt nicht, gesundet und geht nun dem Tode durch Krebs entgegen, ein Opfer des „neuen Götzen“. Er straft sich, indem er sich zu einem gleichen Tode verurteilt, und sie vergiebt ihm um seines edlen Zweckes willen. Auch hier kann man schlechterdings nicht enträtseln, was der Dichter gewollt hat, als er diese seltsamen Vorgänge vor unseren Augen entrollte. Es steckt eine These in dem Stück, aber er scheint sie selbst zurückzuweisen. Oder hält er sie für bewiesen? Und was dann? Alle anderen Forderungen, die man etwa an ein Kunstwerk stellen kann, kommen selbstverständlich einem solchen Stück gegenüber gar nicht in Frage.



Vicomte Henri de Bornier.

Was François Curel in den „Fossiles“ versuchte, unternahm mit mehr Glück ein talentvoller Romanschriftsteller, Abel Hermant, in seinem Ende 1899 aufgeführten „Le Faubourg“, womit der Faubourg St. Germain, das Stadtviertel des hohen Adels, bezeichnet ist. Der Held des Stückes, der Prinz von Entragues, ist inmitten einer von fossilen Vorurteilen befangenen, hochadligen Gesellschaft Socialist geworden, man weiß freilich nicht recht wie. Vergebens hofft er seine Gattin für seine humanitären Unternehmungen zu gewinnen. Das Seltsame zieht sie einige Augenblicke an, dann findet sie anderen Sport amüsanter und hintergeht ihren Gatten. Fesselnd ist die Schilderung dieser vornehmen Nichtsthuer, aber gerade das, worauf der Hauptton gelegt werden müßte, der Kampf des fürstlichen Socialisten für seine Ideale und mit ihnen um die Seele seiner Frau, geht in dem mit übertriebener Detailmalerei ausgeführten Milieu für die Aufmerksamkeit verloren.

Demselben Gebiete hat Henri Lavedan seine Stücke „Le prince d'Aurec“ und „Les deux noblesses“ entnommen. Seine Bedeutung liegt auch auf dem Gebiet des Romans. Es war eine Ironie des Schicksals, daß dieser Schriftsteller, der mit einer satirischen Schärfe ohnegleichen den französischen Adel geschildert hat, 1899 bei seiner Aufnahme in die Akademie von dem

Marquis Costa de Beauregard begrüßt wurde. Bei aller akademischen Courtoisie ließ dieser sich doch die Gelegenheit nicht entgehen, Lavedan zuzurufen: „Geben Sie uns doch ein wenig allgemein menschliches Leben, anstatt uns so viel Pariser Leben zu fabrizieren." Es würde das gewiß auch den Wünschen Lavedans entsprechen, nur wohl nicht seinem Können. Besonders in „Les deux noblesses" nimmt er dazu einen Anlauf. „Den Geburtsadel wird der Charakteradel ersetzen," lautet das Thema, aber die Durchführung ist von einem Ungeschick, wie man es bei einem theaterkundigen Franzosen nicht verzeihen kann. Wir folgen dem Helden, dem französischen Petroleumkönig Roche, mit merklichem Interesse nur so lange, bis uns zugemutet wird zu glauben, daß er in Wahrheit der Prinz von Aurec sei, der den seltsamsten aller Romane in Amerika abgesponnen hat, um dann unter dem Namen Roche Petroleumkönig zu werden. Und dies ist nicht die stärkste Zumutung an unsere Leichtgläubigkeit. Die Freunde Lavedans hoffen jedoch, daß er diese Neigung zu melodramatischen Effekten überwinden und Vollkommeneres leisten wird.

Wenn man es verantworten kann, des hochbegabten Lyrikers Jean Richepin dramatische Versuche in dieser Übersicht zu übergehen, so darf in ihr der Name des Vicomte Henri de Bornier nicht fehlen. Während die bisher Genannten fast ohne Ausnahme von ihren Landsleuten und deren Sitten ein wenig erfreuliches Bild entrollen, bemüht sich Bornier, seinem großen Vorbilde Corneille nachzueifern und tüchtige Charaktere, sittlich gesunde Menschen und vaterländische Ideen auf die Bühne zu bringen, von Frankreich und den Franzosen nur Gutes zu sagen. Bornier ragt aus einer weit älteren Epoche herüber: er ist fast fünfundsiebzig Jahre alt, und wenn es schon nicht möglich ist, sein Werk, das ein halbes Jahrhundert umfaßt, in wenigen Zeilen zu würdigen, so gehört



Edmond Rostand.

er überhaupt nur durch sein letztes Drama, „France ... d'abord!" („Frankreich über alles") hierher. Das in klassisch gefeilten Alexandrinern geschriebene Drama spielt in der Jugend Ludwigs IX., des Heiligen, in der Zeit, wo er noch unter der Vormundschaft seiner Mutter Blanka von Kastilien stand. Sie hatte die Devise: „France ... d'abord!" und wie Bornier in der Einleitung der Buchausgabe sagt: „Was in diesem Drama vorherrschen soll, wenn meine Kraft meinen Wunsch nicht in Stich läßt, ist das Opfer, das dem einzelnen für das Glück und die Ehre der Allgemeinheit auferlegt wird." Beim Lesen bekommt man nicht den Eindruck, als wenn in dem Stücke wirkliches dramatisches Leben pulsiere, es scheint besser

gemeint als gelungen. Doch sind einige Stellen von großer Schönheit und einige von großer rhetorischer Wirkung darin. Und wenn man weiß, wie gerade solche vom Pariser Publikum geliebt und mit frenetischem Beifall belohnt werden, so schätzt man das Stück gewiß nicht leicht zu hoch ein: es ist im Hinblick auf das, was sonst auf den Pariser Bühnen vernommen wird, edelstes Gut in schöner Form.

Edmond Rostand.

So bliebe denn nur ein Dichter noch zu nennen, der auch bei uns sehr bekannt ist: Edmond Rostand. Er war der Träger der schönsten Hoffnungen — war, denn ob er es noch ist, kann man leider nicht wissen. Mit einem Beifall ohnegleichen wurde am 28. Dezember 1897 sein „Cyrano" begrüßt. „Uns ist ein Dichter geboren," jubelte drüben einmütig die Kritik. Seitdem hat er nur das eine Stück gegeben „L'Aiglon", und darin sind wohl alle einig, daß dies keine Fortentwickelung bedeutet. Der „Junge Adler" ist ein Stück für die Ausstellung, eine glänzende Rolle für Sarah Bernhardt, die auch in einer Hosenrolle auftreten wollte und „Ganz Paris" schon dadurch in Aufruhr setzte, daß sie sich eigens dafür ihre Haare abschneiden ließ; es ist eine Huldigung für den noch immer im Steigen begriffenen Napoleonkultus; es ist wer weiß was nicht alles, aber es ist kein Beweis dafür, daß dem jungen Aar Rostand die Schwingen mächtiger gewachsen sind. Schwerkrank, wenn nicht körperlich gebrochen, war er lange unfähig, die Buchausgabe zu besorgen. Er sagte selbst, daß er jeden Alexandriner erst durchprüfen müsse, das heißt, er wußte, was schon das Ohr der Kritiker zu vernehmen glaubte, daß auch die Form nicht zu größerer Sicherheit und Klarheit fortgeschritten ist, sondern daß die bedenkliche Zersetzung des Verses, die sich bereits im „Cyrano" zeigte, noch gewachsen ist. Und woher dies alles? Den Eingeweihten kann es nicht überraschen. Dieser heißblütige Südfranzose aus Marseille wäre nicht der erste, der mit seiner Muse nach Paris gewandert ist, um sie dort in der gefährlichen Luft übermäßigen Triumphes kränkeln zu sehen. Wer denkt nicht sofort an Alphonse Daudet, dessen tragisches Schicksal es war, sein einzigartiges Talent in den großen, alles gleichmachenden Strudel der Pariser Litteratur hineingerissen zu sehen. In wie vielen Romanfiguren hat er diesen verderbenbringenden Einfluß der Hauptstadt geschildert, der nur ein Symptom ist von dem Antagonismus von Paris und Provinz, in dem Frankreichs Schicksal auf allen Gebieten in gutem und bösem Sinne beschlossen ruht.

Als Rostand 1894 mit seinem ersten Stück „Les Romanesques" an die Öffentlichkeit trat, kannten ihn nur wenige und wußten,

daß er bereits einen Band Gedichte veröffentlicht hatte, den der greise Leconte de Lisle hochschätzte. Das war seine glücklichste Zeit. Vermählt mit einer anmutigen Dichterin, von der auch ein Bändchen Gedichte unter dem Namen Rosemonde Gérard vorlag, lebte er ein Leben fern von jedem litterarischen Parteitreiben, fern von der traurigen Wüste, in der sich die Lyriker der Décadence mit den Gesten von Irrsinnigen bewegten, mitten in dem Lande der köstlichsten Romantik. Aus ihm brachte er nach Jahresfrist seine „Princesse Lointaine“, die rührende Geschichte des aquitonischen Troubadours Joffroy Rüdel, der todkrank über das Meer zieht, um im Angesicht des Schlosses seiner geliebten Mélissinde zu sterben. Aber es war weit mehr darin als diese höchst romantische Geschichte. Es war die Sehnsuchtsfahrt des Dichters nach dem Lande der Poesie in wundervoll verständlichen Symbolen, und mehr als eine Scene bewies, daß der Dichter mit einem Denker gepaart sei, der die Geheimnisse des Lebens zu deuten verstehe.

In dem folgenden Stück „La Samaritaine“ hatte sich der Dichter wieder in ein ergreifendes Seelenproblem vertieft. Diese Dramatisierung der Geschichte von Jesus und der Samariterin wurde in der Osterwoche 1897 aufgeführt. Zu dieser Zeit haben die Pariser Theater die Wahl, zu schließen oder dergleichen religiöse Stücke zu geben. In der „Samaritaine“ war, wie in der „Princesse“, die Titelrolle von Sarah Bernhardt gespielt worden, die, wie die Widmung sagte, „eine Flamme und ein Gebet war“. Schon damals fürchtete man, daß Rostand zum Hofdichter dieser Königin unter den Pariser Schauspielerinnen werden möchte. „Cyrano“ schien diese Befürchtung zu zerstreuen. Mit Beglückung vernahmen seine Freunde die kräftigen Verse, in denen er sich durch Cyranos Mund von allen nicht aus seinem Genius herfließenden Rücksichten frei erklärte. Und nun, nachdem er zwei Jahre geruht hat, finden wir ihn wieder in dem Zauberbann der gefährlichen Frau. Er schuf ihr eine Rolle, die ihrer Kunst, nicht aber ein Werk, das seines Genius würdig ist. „Ungleich und prächtig, voller Schönheiten und Mängel, pathetisch und monoton“ nannte es ein Pariser Kritiker und glaubte Victor Hugos lyrisches Talent in diesem sogenannten Drama zu finden.

Dennoch beruht auf der Hoffnung, daß Rostand wieder gesunden und zu seiner Eigenart zurückkehren werde, augenblicklich das Schicksal des modernen französischen Dramas. Große Techniker im dramatischen Aufbau, Künstler in der Behandlung des Dialoges, scharfblickende Beobachter des Lebens sind die meisten der genannten Dramatiker, manche von ihnen voll ernsten Strebens, die Aufgaben ihrer Kunst hoch und höher zu stellen. Aber unserem Gefühle nach ist kein einziger so im stande, sich siegreich über das Vergängliche im Dasein hinauszuheben, das Bleibende und Ewige in der Erscheinungen Flucht zu erfassen und es im himmlischen Lichte der wahren Poesie zu zeigen, wie Edmond Rostand es war, solange er noch so frei und kühn daherschritt wie sein Cyrano, der bis zum letzten Atemzuge gegen Lüge, Vorurteil, sittliche Schwäche und Feigheit kämpft. Jeder Gedanke an die Zukunft der französischen Bühne verwandelt sich in einen Wunsch für ihn.





Thomas Truck.

Ein Buch von gestern und morgen.

Von

Felix Hollaender.

VII.

(Nachdruck ist untersagt.)

Vierter Teil.

Musik — Tod und Leben.

Als Thomas Truck vor dem vegetarischen Speisehause in der Dorotheenstraße angelangt war, blieb er noch lange stehen und blickte ruhig in den verhängten grauen Himmel und auf die pustenden, atemlosen Menschen, die durch das Schneegestöber und den pfeifenden Wind jagten.

Endlich trat er ein.

Wenn ich nur keine Seele treffe, dachte er bei sich.

Jede Aussprache, jeder freundschaftliche Verkehr that ihm geradezu weh Er blickte sich scheu um. Gottlob, niemand war da. Erschöpft ließ er sich nieder. Er sah elend und verkümmert aus. Er bestellte sich ein Glas Milch und Erbsenpüree. Als das Essen vor ihm stand, stieg ein Widerwille in ihm auf. Er spürte, das er es nicht anrühren konnte. Vergrämt starrte er vor sich hin.

Jemand klopfte ganz leise auf seine Schulter. Erschrocken fuhr er zusammen, und den Kopf emporhebend, stotterte er: „Wa—as ist denn das?"

Ein Mann mit einer hochgewölbten, weißen Stirn, einem blonden, das ganze Gesicht umrahmenden Vollbart, braunem, langem Haupthaar, das fast bis zu den Schultern reichte, wasserhellen, durchsichtigen, blauen Augen stand in dürftiger Kleidung vor ihm.

„Ich bin es," sagte er mit einer weichen, gutklingenden Stimme.

Thomas war es, als ob er diesen Menschen schon einmal gesehen haben müßte.

„Sie kennen mich doch?" fragte der Fremde.

Thomas strengte sein Gedächtnis an, aber er konnte sich nicht sofort erinnern.

Der Mann lächelte sanftmütig. „Wir sind," sagte er dann, „vor langer, langer Zeit zusammen auf der Eisenbahn gefahren."

„Ah," machte Thomas. Wie hatte er das vergessen können!

„Darf ich mich zu Ihnen setzen?"

Thomas nickte nur.

Der Fremde nahm ihm gegenüber Platz und bestellte sich ein Glas Milch, das er schluckweise trank.

„Ich habe Sie seit langem verfolgt, Thomas Truck! Sie leiden unsagbar."

„Ich? ... ich? ... ja, woher kennen Sie denn meinen Namen?“

„Ich war dabei, als Sie über die Freiheit sprachen.“ Bei diesen Worten zuckte es um seine Mundwinkel in mildem Spotte.

„Das, was ich sagte, scheint Ihnen nicht eingeleuchtet zu haben?“ fragte Thomas müde und gleichgültig.

„Sie leiden, weil Sie sich mit wertlosen Dingen quälen. Die geistigen Probleme,“ setzte er ernst hinzu, „liegen tiefer.“

Thomas blickte erstaunt, und von dem Ton dieser sanften und ernsten Stimme betroffen, empor.

„Giebt es denn etwas Höheres als die Freiheit?“ fragte er apathisch.

„Es giebt nichts Höheres. Aber der Weg, den Sie gehen, führt nicht zur Freiheit.“

Was war denn das für ein Mensch, und was wollte er eigentlich von ihm? Er betrachtete ihn plötzlich mit der Miene des Arztes. Vielleicht war er gar nicht zurechnungsfähig.

Der Fremde fuhr mit seiner feingeäderten, edlen, schmalen Hand über die hohe Stirn.

„Ich sehe Ihre Gedanken, ich sehe sie deutlich. Sie irren. Ich gehöre zu denen, die gesundet sind.“

Diese Worte verwirrten Thomas völlig.

„Worin besteht denn Ihre Freiheit, und wie gelangt man zu ihr?“ fragte er unvermittelt und schüchtern.

Der Angeredete legte die Hände auf die Brust und schwieg eine lange Weile, während er beständig die reinen Augen auf Thomas gerichtet hielt.

„Erinnern Sie sich nicht,“ sagte er kaum hörbar, „daß ich Ihnen den Weg durch die Pforte wies, den Weg vom Carma zum Nirwana — vom Willen zum Wissen und zur Weisheit — vom Leben zur Erleuchtung und zum Frieden? Kennen Sie nicht die Geschichte vom Prinzen Siddhârta Gautama?“

„Ich kenne sie nicht!“

„Wollen Sie sie hören?“

Thomas nickte. Ihm wurde fremd zu Mute. Er erinnerte sich jetzt auch klar an jene erste Begegnung. Die Stimme des Menschen wirkte auf ihn wie ein leiser feiner Sprühregen, den man nicht zu hören vermag, und den man doch empfindet. Und zuweilen bekam sie etwas wie Musik, die ganz von weitem tönt, von fernem Wasser sehnsüchtig herüberklingt. So etwas Rührendes hatte sie, so etwas Schlichtes und Einfältiges wie die langgezogenen Töne einer Harmonika in einsamer Stille ...

„Es kam die tiefe Nacht,“ begann der Fremde und schloß dabei die Augen, „wo der Prinz Siddhârta vom Geschlechte der Çakyas, geboren zu Kapilawastâ, den Königspalast verließ, von seinem jungen, schönen Weibe Yasodhara, von seinem einzigen Sohn, den sie ihm gerade geboren hatte, sich trennte, ein Bettlergewand anzog und in das Dunkel ging, um ein heimatloser Wanderer, ein verachteter Schüler zu werden. In den einsamen Dschungeln des Uruwela führte er sechs Jahre ein Büßerleben, rang und rang in Sehnsucht und Verzweiflung nach Erleuchtung. In Sehnsucht und Verzweiflung,“ wiederholte er noch einmal ... „Aber an dem Tage, wo das große Wissen über ihn kam, da erzitterte die Erde mit den Meeren und Bergen wie ein bewußtes Wesen ... wie eine liebende Braut, die gewaltsam von ihrem Bräutigam gerissen wird — wie die Blumengehänge an einem Weinstock, die unter den Stößen des Wirbelwindes beben ... Dann aber zog er nach den Ufern des Nairanjara ... Unter dem Schatten des mächtigen Badhibaumes marterte er sich in seinen Zweifeln und Ängsten vom frühen Morgen bis zum Sonnenuntergang ... Und als der Tag zur Neige ging, da war er der Buddha geworden — der Erleuchtete, der den Sieg über sich selbst gewonnen, das große Mysterium des Lebens gelöst hatte ... Das Mysterium des Lebens,“ flüsterte er leise. Bei diesen Worten wechselte er die Farbe, während seine bleichen Augen um einen Schatten dunkler wurden.

„Ich kann jetzt nicht weiter sprechen,“ sagte er mühsam.

Er winkte dem Mädchen, das die Speisen verabreichte, und bezahlte seine Milch.

„Ich heiße Matthäus Lind und wohne am Krögel 4, für den Fall, daß Sie mich wiedersehen wollen,“ setzte er hinzu. Und mit einer auffallenden Hast, ohne eine Antwort abzuwarten, eilte er davon.

Was hat denn das alles zu bedeuten? fragte sich Thomas furchtsam. Träume ich?

... Bin ich wach? ... Was will denn dieser Mensch von mir? ... Und in völlig anderem Gedankengange wurde er auf einmal schamrot. Er mußte an die Katharina denken und an die letzte Scene, die er mit ihr erlebt hatte. Wieder hatte er versucht, ihr in Güte zu nahen.

Da war sie dicht auf ihn zugetreten und hatte ihn angesehen mit Augen, die weit geöffnet und lüstern waren, und ihre dunkle Haut hatte geleuchtet.

Nein, nein, nein, hatte er nur gestammelt. Und in namenloser Angst war er zurückgewichen.

Der Ausdruck ihres Gesichts wurde feindselig, und als ob sie das klar empfände und ihn zu täuschen suchte, mühte sie sich zu lächeln. Aber auch ihr Lächeln drückte etwas Feindseliges aus.

Mit hoffnungsloser Miene hatte er sich abgewandt.

Die Erinnerung an den Vorgang, die sich ihm jetzt aufdrängte, bereitete ihm körperlichen Schmerz. Und wieder stellte er an sich die Frage: Warum habe ich sie geheiratet? War es der Hunger nach Wärme? Konnte ich mir dann nicht einen Hund nehmen? ... Nein, nein, das war es nicht allein. Es war etwas anderes ... Ich glaubte, sie erlösen zu können ... ich dachte nur daran ... ich hatte den Wahn sie zu erlösen ...

Die Schwachen, die erlösen wollen, sind geisteskrank, fügte er hinzu. Ich bin schwach — ich wollte erlösen — also war ich schon damals geisteskrank ...

Und er lächelte trübe, daß er etwas, das im innersten Kern morsch und faul war, hatte gesund machen wollen ... das war entweder Schwachsinn oder — oder geistiger Hochmut. Und ich will ein Arzt sein!

Sein Gesicht wurde weinerlich und demütig.

Ich hatte doch solches Mitleid mit ihr, und einen so starken Glauben hatte ich! ... Trifft mich darum wirklich solche Schuld? Bettina! ... Bettina! ...

Warum hatte er sich von ihr abgewandt und ihr seit jener Zeit nicht mehr geschrieben?

Ich weiß es, sagte er hart, ich schämte mich vor ihr. Ich wandte mich von ihr ab aus Scham. Aus elender, feiger Scham wandte ich mich von ihr ab.

Und nun wurde es ihm auf einmal deutlich, daß sein größtes Vergehen, die schwerste Versündigung gegen sich und sie in dieser seiner Abkehr bestanden hatte. Es hämmerte und klopfte in seinen Schläfen.

Nein ... nein, auch das stimmte nicht. Ich mied sie mit allen meinen Gedanken, weil ich schuldbeladen — weil ich ihrer nicht wert war ... Das war es, das war es allein.

Er wischte sich den Schweiß von der Stirn, und ohne seine Speisen nur berührt zu haben, wollte er sich entfernen.

„Sie haben noch nicht bezahlt," sagte die Kellnerin, „ich bekomme vierzig Pfennig."

„Vierzig Pfennig?" wiederholte er und lächelte weltfremd.

„Ja, vierzig Pfennig."

Langsam zog er sein Portemonnaie und reichte ihr Groschen für Groschen. Dann verließ er gesenkten Hauptes die Speisehalle.

* * *

Auf dem Nachhausewege ging er zum Drucker — ein Gang, der ihm sauer wurde. Er mußte um Frist bitten. Es gab keine Möglichkeit, die diesmalige Rechnung zu begleichen.

Er wurde in das Comptoir geführt, wo er einige Minuten warten mußte. Es kam ihm wie eine Ewigkeit vor. Endlich öffnete sich die Thür. Ein untersetzter Mann trat ein.

„Sie wünschen, Herr Truck?"

Er fuhr ein wenig empor. Mit der Rechten stützte er sich auf den Schreibtisch, während seine Linke, unsicher und tastend, über das Haar irrte. Stockend brachte er sein Gesuch vor.

Der Mann hörte ihn ruhig an und sah nur zuweilen in das versorgte Gesicht des Sprechers.

„Ich habe nichts dagegen," sagte er dann rasch. „Im übrigen ist es mir angenehm, daß Sie hier sind! Offen gestanden," fuhr er zögernd fort, „ich habe keine rechte Lust mehr, den ‚Festsaal' weiter zu drucken. Man hat" — er machte eine kleine Pause und strich seinen Knebelbart zurecht, dann wiederholte er: „man hat polizeilicherseits

vor ein paar Tagen vertraulich bei mir angefragt, in welcher Auflage der ‚Festsaal‘ erschiene und wohin er ginge. Ich habe selbstverständlich“ — er warf sich ein wenig in die Brust — „jede Auskunft verweigert: Geschäftsgeheimnis! Darüber ist kein Wort zu verlieren! Aber sehen Sie, viel Gutes höre ich nirgends über Ihr Blatt! Und wenn ich aufrichtig sein soll — ich bin schon von verschiedenen Seiten gewarnt worden. Also, wie gesagt, ich hätte nichts dagegen, wenn Sie wo anders … Schließlich möchte man sich keine Ungelegenheiten machen. Man hat genug Sorgen, daß man zu Rande kommt.“

Thomas erwiderte nichts. Er hatte nur zerstreut zugehört. Er nickte zu allem.

Auf der Straße dachte er daran, die Katharina irgendwo aufs Land zu bringen, zu einfachen Leuten, die abseits und einsam wohnten. Vielleicht daß sie hier gesundete. Er konnte ihre Nähe kaum noch ertragen. Er sah kein Ende. Er wollte ihr in Güte zureden. Was konnte sie schließlich dafür, daß sie willensschwach war! Gab es überhaupt eine Schuld?

Die alte, ewige Frage, an der sich die Menschen die Köpfe zerbrochen, die Hirne wund gerieben hatten.

Er fühlte, daß er ein paar Wochen des Alleinseins brauchte. Für sie und ihn konnte daraus Rettung werden.

Für ihn? … Er empfand, daß alles tot und hoffnungslos in ihm war. Er wollte auch nicht an sich denken. Mit aller Energie wollte er versuchen, sie zum Bewußtsein ihrer selbst zu bringen.

An der Aufgabe mußte — mußte er festhalten. Er würde es ihr heute … jetzt, sofort sagen.

Er beschleunigte seine Schritte, achtete nicht des Unwetters und atmete erst auf, als er vor seiner Wohnung angelangt war. Es war ihm eine unabweisbare Erkenntnis, daß er sie dazu bringen mußte, daß er sie nur so retten konnte. Dieses Wort „retten“ verursachte ihm geradezu Pein. War der ganze Rettungsgedanke nicht einer der Grundirrtümer im Menschen?

Was war das nur für ein sonderbarer Heiliger, den er zufällig im Speisehaus wieder getroffen hatte! Wo wohnte er? Am Krögel 4. Nie hatte er die Straße nennen hören. Was gab es überhaupt für merkwürdige Menschen! Der Simpelste war so kompliziert, daß man ihn nicht zu entwirren vermochte.

Müde schloß er auf. Er öffnete das Wohnzimmer. Katharina lag auf dem Sofa ausgestreckt, sprang aber sofort bei seinem Eintritt mit einer bei ihr außergewöhnlichen Beweglichkeit empor. Ihr Gesicht war gerötet, sie blickte ihn gespannt, fast fieberhaft an.

Ahnt sie etwa, was ich ihr sagen will? fragte er sich. Er betrachtete einen Augenblick seine abgemagerten Hände, dann raffte er sich auf und teilte ihr in ruhigem Ton sein Vorhaben mit. Er sprach leise und freundlich, als ob er an ihr schuld hätte.

Sie ließ ihn nicht ausreden. Ein Ausdruck maßlosen Zornes beherrschte ihr Gesicht.

„So, dann ist ja alles klar … für so dumm hältst du mich also? … Gott sei Dank, daß ich rechtzeitig hinter den Schlich gekommen bin!“ — Und triumphierend zog sie aus der Tasche einen zerknitterten Brief hervor. — „Deshalb willst du mich wohl aus dem Hause schaffen? … Deshalb also?“

Er sah sie verständnislos an. Er begriff sie einfach nicht.

„Das hast du ja recht schlau eingefädelt,“ sagte sie, und ihre Lippen kräuselten sich hochmütig. „Ich rühre mich nicht von der Stelle — hörst du, ich rühre mich nicht von der Stelle.“ Und in einem Tone des Hohns fragte sie, während sie den Brief ein wenig in die Höhe hob: „Wer ist denn diese edle Jungfrau?“

Einen Augenblick starrte er sie wortlos an. Dann hatte er ihr mit einer raschen Bewegung das Couvert aus den Händen gerissen. Es trug den Poststempel Paris. Es hatte die Schriftzüge der Bettina. Seine Hände zitterten. Vor seinen Augen wurde es dunkel. Alles und jedes ging durcheinander.

Bettina! … Bettina! …

Ohne auf Katharina zu achten, war er mit ein paar Schritten aus dem Zimmer. Er drückte den Brief fest an sich. Wie ein Verfolgter stürzte er die Treppe hinab.

— — — — — — — — — — — — — —

In der Luisenstraße wußte er eine kleine Konditorei. In wenigen Minuten hatte er sie erreicht. Kein Gast war da. Er flüchtete

sich in den engen Nebenraum, ließ sich auf das eingedrückte, braune Plüschsofa nieder und warf geistesabwesend einen Blick in den großen Spiegel, dessen vergoldeter Rahmen brüchig und schadhaft war.

„Eine Tasse Kaffee?"

„Eine Tasse Kaffee!" wiederholte er mechanisch.

Als er wieder allein war, zog er den Brief hervor. Soll ich ihn denn lesen? fragte er sich, und seine Züge wurden kleinmütig und zaghaft. „Ja, ich will, ich will," antwortete er sich laut und breitete langsam den Bogen aus. Er las: „Tom, ich spiele am dritten Dezember in Berlin. Am ersten komme ich nachmittags fünf Uhr, Bahnhof Friedrichstraße, an. Tom, sei gut mit mir, ich freue mich so unendlich! Bettina."

„Wa—a—as," lallte er, und mit beiden Händen hielt er sich den Kopf.

Das Mädchen, das den Kaffee hereinbrachte, betrachtete ihn mit halb neugierigem, halb mitleidigem Blick.

„Wünschen der Herr noch etwas?" fragte sie.

Da sie keine Antwort erhielt, ging sie schweigend hinaus.

„Das ... das ... ist ... ja ... nicht ... möglich, das ... das ... kann ja ... das darf ja ... gar nicht sein!"

Sein Gesicht bekam etwas unsagbar Rat- und Hilfloses.

„Ja, was ist denn das! Nein ... nein! ... Fräulein!" rief er zitternd.

Das Mädchen war sofort im Zimmer.

„Fräulein" — er wagte sie nicht anzublicken. „Fräulein, der wievielte ist denn heute?" brachte er scheu flüsternd hervor.

„Der Erste!" antwortete sie kaum vernehmlich, gleichsam von seiner Furcht angesteckt.

„Der Erste? ... Der Erste?" ...

„Gewiß, der Erste!"

Sie ließ ihn wieder allein.

In dieser Sekunde fühlte er, wie sich alles in ihm auflöste. In seinem erregten Zustande kreuzten sich die entlegensten und widersprechendsten Ideen. Es gab da keinen Sinn und keinen Zusammenhang mehr. Er sah die Tamara auf dem Totenbette ... Er sah sich und die Bettina in der Bodenkammer ... Er war plötzlich in der Lichtenstein-Allee bei den Steinathols ... Er schritt als kleiner Junge neben dem Vater die Straße entlang und trug die Elektrisiermaschine ... Er lag am Weiher im Garten ... Er stand hochaufgerichtet in Kellers Festsälen und sprach vor dem versammelten Volke, und seine Stimme erfüllte den weiten Raum ... Er stand im Schulzimmer, die Augen trotzig auf den Lehrer gerichtet, als wollte er ihn zum Kampfe herausfordern ... Und dann wieder spielte die Bettina unter blühender Sommerpracht lockende Weisen ... Er zog den Duft der Blumen ein und wiegte sich in den Tönen ... Und alles das zerrann. Um ihn wurde es dunkel ... Nachtvögel schlugen die Flügel zusammen; und wie aus weiter Ferne vernahm er Weh- und Klagerufe ... Seine Hände tasteten durch das Leere. Er sah sich furchtsam um, goß sich in die Handfläche ein paar Tropfen Wasser und rieb sich die Stirn. Ich muß aufwachen, raunte er sich zu und nahm einen Theelöffel von dem schwarzen Kaffee. Und jetzt stand es bei ihm fest, daß er unter allen Umständen auf die Bahn gehen würde. Er wollte sie wiedersehen. Er wies den Gedanken von sich, zu fliehen. Er zog die Uhr. Es war wenige Minuten nach vier. Wieder schrak er zusammen. Er malte es sich aus, wie qualvoll es gewesen wäre, wenn Bettina, ohne sich anzumelden, ihn in seiner Wohnung überrascht hätte. Er begriff jetzt auch die Katharina. Ein demütiger Zug trat auf seine Miene. — Sie hatte den Brief geöffnet und an ein abgekartetes Spiel geglaubt. Er erhob sich schwerfällig und müde und entrichtete an der Kasse das Geld. In tiefer Mutlosigkeit durchquerte er die Straßen. Was sollte er ihr sagen, mit welchen Augen sollte er sie ansehen! Gab es überhaupt noch zwischen ihnen ein Band? Nein ... nein, brachte er mit blutlosen Lippen hervor, das ist alles zu Ende! Sie und ich, wir sind aus anderen Welten. —

Es war bereits ganz finster. Die Laternen waren angezündet, der Schnee stöberte beständig weiter, der graue Himmel blickte trostlos hernieder. Über den Stadtbahnbogen der Friedrichstraße sauste gerade ein Zug. Der weiße Qualm schlug wollig zu Boden. Der Zug mit den erleuchteten Coupés erschien Thomas wie eine einzige brennende Schnur. Und solch ein Ungetüm,

dachte er, bringt in den nächsten Minuten die Bettina.

Warum hat sie mir geschrieben? ... warum kommt sie? ... Und bei dieser Frage, die er an sich selbst richtete, wurden seine Züge von Leid und Gram noch mehr entstellt. Warum? ... Warum?

Er verdeckte sich mit der linken Hand die Augen, als ob er dadurch allem entgehen könnte, richtete sich mit einemmal gerade auf und schloß die Lippen fest aufeinander.

Ich werde dir sagen, Thomas, was du in dieser Stunde denkst: du schämst dich vor dem Wiedersehen! Du kommst dir wie ein Zerbrochener vor, dessen Ehrgefühl es nicht erträgt, daß einer aus der Heimat ihn in seinem Elend sieht.

Er hob die Achseln ein wenig empor.

Das ist ja alles Unsinn, sagte er erschreckt. Bin ich denn verkommen? Nein ... nein, ich führe den Kampf bis aufs Messer ... ich lebe ... ich kämpfe ... ich bin ein Amboß — gut ... ich bin nicht nur Amboß, ich bin Hammer! ...

Er ließ die Schultern wieder fallen und betrat aufgerichtet, den Kopf ein wenig zurückgebogen, den Perron.

In dem nämlichen Augenblick fuhr der Zug ein. In seinem armseligen, ausgewachsenen Anzuge stand er kerzengerade da. Dennoch fürchtete er jede Sekunde, daß er einen Schwindelanfall bekommen und umsinken könnte. Er hielt seinen Blick unbeweglich auf die Coupés geheftet ... Und da stand sie dicht vor ihm, wieder wie damals, den Geigenkasten in der Linken. Mit erweiterten Augen sah sie zu ihm empor. „Tom ... Tom!" brachte sie schwer und hilflos hervor. Und dann auf einmal schlang sie ihre Arme um ihn, und unfähig sich zu beherrschen, unbekümmert um all die Menschen, fing sie bitterlich zu schluchzen an. Und immer wieder entrang sich ihr nur dies eine Wort: „Tom!" ...

Langsam gingen sie die Treppen hinab. Sie hielt seine Hand fest wie früher, wo sie als Kinder gespielt hatten; sie hielt sie fest und drückte sie sanft.

Und in ihm blutete alles. Er hatte nur den einen Wunsch, stark zu bleiben, nicht wie sie in Thränen auszubrechen, nicht vor Erschöpfung und Elend umzufallen ...

Sie standen jetzt am Gepäckschalter. Der Gepäckträger hielt bereits den Koffer und wies auf den Schutzmann, der die Marken für die Droschken austeilte.

Ein paar Minuten später saßen sie in einem geschlossenem Wagen. Da lehnte Bettina ihren Kopf an Thomas' Schulter, und herzzerreißend wimmerte sie: „Tom, was haben sie aus dir gemacht, wie siehst du aus?!"

Er hatte sich vor ihrem Mitleid gefürchtet, und nun that es ihm wohl, wie linder Regen den Blüten im Frühling wohlthut. Aber dann kam wieder diese namenlose Angst über ihn. Sie wußte ja noch nichts ... das Schlimmste stand ja noch bevor. Er ergriff plötzlich ihre beiden Hände, und indem er sie flehentlich ansah, stieß er hervor: „Bettina, ich muß dir etwas sagen, hörst du, Bettina?"

Ihr Auge verschleierte sich. „Nicht jetzt," sagte sie angstvoll, „nicht jetzt, Thomas!" Und wie ein krankes Kind streichelte sie seine Hand.

„Bettina, ich muß," wiederholte er mühsam.

„So sprich," sagte sie und lächelte leidvoll.

„Bettina, du mußt, du mußt mit mir gut sein, was du auch hören magst, hörst du, Bettina?"

„Ich höre," antwortete sie und sah ihn voll Jammer an.

Eine kleine Weile schwieg er still. Alle Leiden, alle Enttäuschungen, alles Weh der letzten Zeit erschien ihm geringfügig im Vergleich zu dem, was ihm bevorstand. Und während er die Daumen der Hände mit den übrigen Fingern hart und fest umschloß, sagte er: „Bettina, ich ... ich ... Ich bin verheiratet!" ...

Sie hatte an seiner Miene gehangen, als wollte sie sich jede Linie seines zerstörten, leidensdurchfurchten Gesichtes einprägen. Nun, wo er gequält und zerrissen sein Bekenntnis hervorgestoßen, drehte sich ihr alles im Kreise. Sie hörte das Wehen des Todes. Sie sah deutlich, wie der Tod seine Fittiche aneinander schlug, dann aber blickte sie wieder in seine vergrämten Züge, und auf einmal stieg in ihr ein furchtbarer Gedanke auf, der gleichwohl für sie etwas Erlösendes hatte. Er ist nicht bei Sinnen, sagte sie sich leise. Er ist krank. Er fiebert Und dent-

lich meinte sie aus seiner Miene ein irres Lächeln herauszulesen. Laut aber entgegnete sie: „Tom, das ist doch kein Grund, daß du dich so furchtbar aufregst!"

„Ich bin verheiratet," stotterte er noch einmal.

Wieder nahm sie seine Hand, und wie man zu einem Kranken spricht, beruhigend, tröstend, wenn einem selbst das Herz blutet, erwiderte sie: „Nun gut, du bist verheiratet." Und beinahe schalkhaft setzte sie hinzu: „Jeder Mensch verheiratet sich einmal."

Da veränderte sich sein Gesicht. Er begriff sie. Mit einem Schlage begriff er sie. Und fast heiser schrie er: „Du hältst mich für krank, Bettina, für gestört, du glaubst es nicht ... Aber so wahr ich neben dir sitze, Bettina, es ist wahr!" Und mit gedämpfter Stimme fügte er hinzu: „Du mußt zu ihr gut sein, Bettina!" Und viele Gedanken überspringend: „Sie kann nichts für ihr Elend, du mußt gut zu ihr sein!"

Es stieg plötzlich eine Idee in ihm auf. Er öffnete die Wagenthür und nannte dem Kutscher die Adresse der Brose.

„Du kannst nämlich nicht bei mir wohnen," setzte er ohne weitere Erklärung hinzu.

Sie nickte stumm und gedrückt. Alles zog sich in ihr zusammen.

Eine wahre Angst erfüllte sie. Wenn es nun doch wahr wäre ... O Gott, laß es nicht wahr sein ... lieber, lieber Gott, erbarme dich! Sie sah wieder zu ihm empor, und eine feine Scham durchdrang sie.

Was haben sie nur aus ihm gemacht? Was haben sie nur aus ihm gemacht?! fragte sie sich immer wieder.

— — — — — — — — — — — — — —

Die Brose wohnte im vierten Stock einer Hofwohnung der Lothringerstraße, die im Norden Berlins liegt.

Als es bei ihr läutete und Thomas und Bettina in der Entreethür standen, stieß sie zuerst einen Schrei der Überraschung aus und wich zurück. Dann aber drückte sie in aufwallender Zärtlichkeit das Mädchen an sich.

„Ich bin in einer halben Stunde wieder da," sagte Thomas unruhig. „Helfen Sie ihr, Brose," setzte er hastig hinzu.

Die Brose führte Bettina hinein. Sie setzte sich ihr gegenüber. Und als sie das verweinte, blasse Gesicht des Mädchens sah, legte sie ihre Arme um sie. Bettina stand auf. Ihr drehte sich alles im Kreise.

„Ich will die Wahrheit wissen," wimmerte sie, und mit beiden Händen hielt sie sich an der Stuhllehne fest.

„Hat er es Ihnen denn nicht gesagt, Fräuleinchen?" entgegnete zitternd die Brose.

Sie schüttelte den Kopf.

„Ist er krank? Hat er Leid? Was fehlt ihm?" Sie brachte es stoßweise hervor. Die Brose kam sich wie ein Henker vor. Der Anblick des verängsteten Mädchens, das den Reisemantel und Hut nicht abgelegt hatte und so elend vor ihr stand, erschütterte sie.

„Hat er Ihnen denn nichts von der Person erzählt?"

Bettina neigte tief ihren Kopf. In diesem Augenblick sollte die andere ihre Züge nicht sehen. Und während ihr Herz zu versagen schien, flüsterte sie: „Ich will alles wissen."

Da erzählte die Brose stockend, während sie zur Seite trat und das Mädchen nicht anzusehen wagte. Sie hörte auch nicht das Stöhnen der Bettina, das diese mit wunden Lippen in sich hineinbiß.

Er hatte also nicht im Fieber gesprochen! Mit einer anderen, die er damals noch gar nicht gekannt, mit einer, die er von der Straße aufgelesen, hatte er sich zusammengethan, während sie draußen in der Fremde nach ihm gehungert und gedarbt hatte, während sie im tiefsten Leide sein Bild wie das eines Heiligen wachend und träumend bei sich getragen hatte. Er hatte sich für das Leben gekettet, während er ihr in all der Zeit nicht ein Wort hatte zukommen lassen. Nicht einmal von dem wichtigsten Schritte seines Lebens hatte er sie benachrichtigt! In all ihrer Sehnsucht, in all ihrer Trauer hatte sie immer und immer nur an dieses Wiedersehen gedacht. Und nun? ... nun? ... Warum hatte er nicht eine Silbe an sie geschrieben? Sie preßte die Hände an ihre Schläfen. Sie hätte ja alles begriffen, wenn es jene andere gewesen wäre, aber so ... so? Und dann sah sie wieder seine abgehärmten Züge, und wieder murmelte sie nur: Tom, was haben sie aus dir gemacht! Und da begriff sie alles: warum er ihr nicht geschrieben, weshalb er sich ...

Draußen ertönten seine Schritte. Die Brose öffnete. Und als er nun hereintrat, da flog sie ihm entgegen, und ihr Gesicht leuchtete tief auf. Sie sagte nichts weiter als: „Tom! ... Tom ..." und schmiegte sich an ihn zart und keusch.

Lange saßen sie beisammen. Die Brose hatte sich schweigend entfernt. Jedes Wort, das er sprach, bohrte sich wie ein Stachel in ihre Seele. Sie ließ seine Hand nicht los. Und einmal küßte sie ihn auf die Stirn und sagte bebend: „Ich küsse dich wie eine Schwester, Tom!"

Und dazwischen rannen ihr beständig die Thränen über die Wangen, so sehr sie dagegen ankämpfte. Er kam ihr so siech, so matt, so hoffnungslos vor. Sie hatte keine Vorwürfe, kein Wort des Zorns für ihn. Sie sah ihn in diesem Elend, sie sah ihn, wie er blutete, sie sah auf seinen braunen Locken die Dornenkrone.

„Tom," flehte sie, „sieh mich nicht so an! Stolz und groß sollst du mich ansehen, Tom!" Und in aufschluchzendem Weh fügte sie hinzu: „Du darfst dich nicht herunterkriegen lassen, Tom, das Leben darf dich nicht herunterkriegen."

Da nahm er ihre Rechte und legte sie an seine Wange.

„Bettina, das thue ich ja auch nicht! Ich bin nur ein wenig müde und abgearbeitet. Ich kämpfe, Bettina," sagte er, und seine Stimme hatte etwas Tiefernstes, sie klang ihr wie reingestimmte Glocken. „Ich kämpfe für meine Wahrheit, solange ich nur kämpfen kann!" Er schwieg ein paar Minuten, und indem er sie dann groß und tiefäugig ansah: „Gegen niemanden habe ich so schwere Schuld wie gegen dich. Und dennoch," fuhr er fort, „ist es keine Schuld im gewöhnlichen Sinne. Es kommt mir so vor, Bettina, als ob ich mich jetzt erst begriffe. Wenn ich an dir gesündigt habe" — seine Stimme brach sich, als ob er innerlich leise weinte — „so sündigte ich aus Ehrfurcht vor dir!" Und sich fest an sie klammernd: „Ich hatte so eine namenlose Scham ... du ... du mußt mich verstehen, Bettina."

Sie zuckte mit keiner Wimper.

„Ich verstehe dich," antwortete sie, und ein großartiges Glücksempfinden verklärte ihr durchgeistigtes Gesicht. „Ich verstehe dich, Thomas, der du besser bist als alle anderen!"

„Nicht, nicht, Bettina," sagte er und wehrte mit der Rechten ab. Sein schmerzhafter und gequälter Gesichtsausdruck schlug alle ihre Hoffnungen nieder. Sie begann zu frieren. Er war nicht mehr von dieser Welt ... Er lag am Wege ... Er war an ein einsames Kreuz geschlagen, draußen auf einem schneebedeckten, kahlen Winterfelde ...

Und als ob er plötzlich ihre Gedanken erriete, lächelte er sanft. „Nein, Bettina, nein, du irrst," sagte er ruhig.

Sie aber hörte nicht seine Worte, sie sah nur sein Todeslächeln und barg das Gesicht in die Hände.

* * *

Die ganze Nacht, als Thomas längst gegangen war, hatte sie aller Müdigkeit zum Trotz mit der Brose durchwacht. Die Malersfrau saß an ihrem Bett und hielt ihre Hand. Bis in alle Einzelheiten mußte sie ihr erzählen, wie es gekommen war. Wortlos lauschte Bettina. Nur zuweilen fiel ein scheuer Blick auf das Gesicht der anderen. Sie empfand, daß die mit ihr litt. Sie fühlte und hörte heraus, welchen Anteil die Brose an ihm nahm. Auch die, dachte sie schwermütig.

Die Brose berichtete ihr, wie er sich entwickelt hatte, wie alles an seinem Munde hing, wenn er sprach, wie jeder das Empfinden hatte, daß von ihm Reinheit und Lauterkeit ausging. Welch entbehrungsreiches, dürftiges Leben er führte, wie er jeden Groschen sich abhungerte, und mit welch beispielloser Willensstärke er innerhalb dieses aufreibenden Lebens noch seine Studien vollendet hatte. Jedes Wort sog Bettina wie eine Verdürstende auf. Jedes Wort der Brose war Balsam auf ihre Wunden. Auch von den Konflikten, die er mit den Freunden hatte, erfuhr sie, und daß er unbeirrt an dem, was er für recht und gerade erkannt, festhielt.

„Das Leben hat ihn doch nicht mürbe gemacht," schloß die Brose. Und leiser fügte sie hinzu, wie stolz und unnahbar er jedes Mitleid zurückgewiesen. „Und doch giebt es nur eine Rettung für ihn: er muß von ihr los, er darf sich nicht unnütz aufreiben

und aufopfern." Das waren die letzten Worte, die die Brose sprach.

In dieser Nacht schmiedete Bettina die verwegensten und abenteuerlichsten Pläne. Aber jedesmal, wenn sie die Dinge zu einem glücklichen Ausgang geführt hatte, lächelte sie elend und verzweifelt. Ich habe ja keine Macht über ihn, sagte sie sich in bitterem Weh. Und dann wälzte sie sich unruhig in den Kissen und errötete in mädchenhafter Scham.

Sie konnte es sich gar nicht vorstellen, daß er verheiratet, daß er ein Ehemann war und Tisch und Bett mit einer anderen teilte. Ihr ganzes Empfinden sträubte sich dagegen. Dann wieder sagte sie sich zu ihrer eigenen Beruhigung, daß er nichts, nein, nichts von einem Ehemann an sich hatte. Sein Gesicht war rein und edel wie das eines Jünglings geblieben. Weit eher sah er aus wie ein asketischer Mönch, der sich in Gewissenspein und Seelenqualen marterte. Und auf einmal richtete sie sich in ihren Kissen auf und faltete kindlich die Hände.

„Großer Gott, so soll es sein," sagte sie demütig, und wie eine Erleuchtung war es über sie gekommen.

Sie wollte zu dieser Frau gehen und sie flehentlich bitten, ihn freizugeben. Kein Vorwurf sollte über ihre Lippen kommen, nur bitten wollte sie, unterwürfig bitten ...

Aber wenn alles Bitten nichts half, wenn jene auf ihren Eheschein pochte — was dann? Ein heißes Gefühl des Zornes stieg in ihr empor, und böse Kindheitserinnerungen tauchten in ihr auf. Sie dachte an den Haß, den sie all die Jahre gegen ihren Vater genährt hatte. Sie dachte daran, wie sie als kleines Mädchen in ahnungsvoller Grausamkeit ihm die kostbare Amati zertrümmert hatte; sie erinnerte sich ferner, wie in der Zeit ihres künstlerischen Ringens eine der stärksten Triebfedern in ihr der Wunsch gewesen war, ihn durch ihr Können zu besiegen. Und nun fühlte sie, wie auch jetzt eine jähe Grausamkeit in ihr aufwucherte und über sie Gewalt bekam. In der undurchdringlichen Finsternis fiel ihr auch jene Kindheitsscene ein, wo sie im Nachtkittel an Thomas' Schlafzimmer gepocht und ihm das Dolchmesser abgefordert hatte, aus Angst, er könnte sich vergehen. Er hatte es ihr willig durch die Thürspalte gereicht und sie auf die Stirn geküßt. All die Jahre hatte sie dieses Messer wie eine Kostbarkeit mit sich geführt. Vielleicht konnte es ihr jetzt gute Dienste leisten.

Es begann sie zu frösteln. Sie schlug die Zähne zusammen ... wenn das Thomas wüßte! ... Die Augen wurden ihr immer schwerer, und dennoch konnte sie keinen Schlaf finden ... Wenn ich ihm mit meiner Musik helfen könnte, dachte sie. Und dann fiel ihr ein, daß sie schon in zwei Tagen vor wildfremden Menschen spielen sollte — in diesem Zustand spielen sollte! Wie hatte sie sich in dem Gedanken gefreut, daß sie niemanden sehen, daß sie nur für ihn allein geigen würde — für ihn allein ...

Die graue Wintersonne stahl sich armselig durch die Scheiben, als sie endlich müde und zerschlagen einschlief.

* * *

Sie war gerade aufgestanden, als Thomas kam. Sie streckte ihm beide Hände entgegen und versuchte zu lächeln. Aber dieses Lächeln erstarb auf ihren Lippen. Beim Tageslicht sah er noch verfallener und kummervoller aus.

Sie nahm sich zusammen. In ihr weinte alles. Sie streichelte seine Hand und sagte: „Du mußt mit mir aufs Land, Thomas, und wenn es nur ein paar Wochen sind. Ich geige dich gesund, Tom! Weißt du noch, wie du mir im Garten lauschtest? Du darfst nicht so ein ernstes Gesicht machen, hast ja das Lachen verlernt! ... Ich lehre es dich wieder. Ich lehre dich das Leben, den Frühling, die Musik. Der Frühling und die Musik gehören zusammen," fuhr sie schmerzhaft fort, „sie sind das Leben, Thomas!"

Er hörte ihr schweigend zu, während ein verträumter Zug um seinen Mund spielte. Und mit seinem alten Lächeln sagte er: „Du darfst mich nicht so furchtbar traurig ansehen, Bettina, ich lebe und will leben! Ich bin stärker, als du glaubst!"

Es zuckte freudig über ihr Gesicht, als wenn er ihr eine Heilsbotschaft gebracht hätte. Sie setzte sich ein Pelzmützchen auf und warf sich ein Cape um. Dann nahm sie ihren Geigenkasten.

„Komm mit mir, ich habe nämlich Probe," sagte sie schüchtern, „sei dabei!"

Sie sah, wie er blaß wurde, und blickte ihn forschend an.

„Ich will dich erst am Abend hören, Bettina. Ich ... ich habe eine solche Angst vor deiner Musik!"

Sie senkte den Kopf.

„Darf ich dich begleiten?" fragte er.

Der Ton seiner Stimme that ihr so weh, so unendlich weh.

„Wie du nur sprichst, Thomas," entgegnete sie demütig und dankbar. Gemeinsam gingen sie die Treppen hinunter. Die Brase hatte sich nicht blicken lassen. Sie bogen in die Friedrichstraße und gingen von da zu den Linden. Es war ein frisches, kaltes Wetter, das ihnen wohl that. Ganz leise legte sie ihren Arm in den seinigen. Und plötzlich sagte sie tiefernst: „Thomas, liebst du diese Frau?"

Aber gleich darauf schrak sie zusammen. Sein blasses Leidensgesicht sah so verwundet aus.

„Nein, nein, ich will nichts wissen ... ich will nichts fragen ..."

Seine Züge hatten sich wieder geglättet. „Du hast ein Recht dazu, Bettina, du allein! Ich bin an diese Frau gekettet durch meinen eigenen Entschluß. Dieser Mensch sinkt, wenn ich ihn verlasse. Ich kann einen Menschen nicht sinken sehen ..." Er strich sich das Haar zurück. „Die anderen glauben, Bettina," fuhr er fort, „ich ginge an diesem Konflikt zu Grunde. Das ist nicht wahr! Es ist in mir etwas anderes zerstört ... ich komme mir so furchtbar allein, so furchtbar einsam vor. Ich fühlte so deutlich, Bettina, daß ich allein stehe, daß die anderen getrennt von mir kämpfen ... In mir ist eine Leere, ich ringe ... ich ringe," sagte er demütig, „und komme zu keiner Klarheit, zu keiner Erkenntnis. Alles in mir ist noch dunkel. Zuweilen dämmert es für einen Augenblick jäh auf, aber dann ..."

Er brach ab. Sie standen vor der Universität. Er blickte wie geblendet auf die Statuen der beiden Humboldts.

„Man glaubt eine Wahrheit zu haben, Bettina," sagte er, „für die man auf das äußerste kämpft, und dann stellt es sich heraus, daß man sich selbst betrogen, sich selbst Ketten angelegt hat, um eines erbärmlichen Irrtums willen. Ah," sagte er, „das ist es, was einen elend macht ... Immer wieder muß man seine Erkenntnisse und Wahrheiten aufgeben. Sie versinken vor einem wie Nebelbilder, Bettina! Hier drinnen, Bettina, lehren sie das Wissen. Elender und ärmer, hoffnungsloser bin ich herausgekommen, als ich hineingegangen. Komm weiter!"

Sie sahen beide nicht, daß die Menschen stehen blieben und ihnen nachblickten. Ihre eigenartige, unberührte Schönheit und seine Armseligkeit fielen auf.

Nun schritten sie durch das Kastanienwäldchen. Auf den Bäumen lag der festgefrorene Schnee. Und bald hatten sie das freiliegende Gebäude der Singakademie erreicht, die der älteste und vornehmste Konzertsaal Berlins ist. Einzelne Orchestermusiker, die Instrumente unter den Armen, schritten an ihnen vorbei.

„Ich muß mich beeilen," sagte sie. „Die Musiker scheinen schon da zu sein! Nämlich, ich spiele mit Orchester."

Er drückte ihr die Hand.

„Wo treffen wir uns?" fragte sie.

Er überlegte eine Sekunde. „Willst du nicht heute zu ihr gehen?"

Sie wurde etwas blasser. „Ich gehe nach der Probe zu ihr!"

„Du wirst zu ihr gütig sein, nicht wahr? Du kannst ja gar nicht anders!" Er sah sie nicht dabei an.

Sie nickte.

„Ich treffe dich dann bei der Brose. Adieu!"

„Adieu," sagte sie und wandte sich rasch ab.

* *
*

Langsam ging er wieder die Linden entlang, kaum wissend, wo er schritt, niemanden sehend. Vom Strom ließ er sich treiben. Am alten, verwitterten Schloß kam er vorbei, betrachtete es sinnend und bewegte sich vorwärts, ohne Ziel, still vor sich hinträumend. Auf einmal stand er in dem Getriebe des Massenmarktes und blickte sich verwirrt um. In diese Gegend war er nur selten gekommen. Er betrachtete sie aufmerksam. Er ging in eine Seitengasse ...

Was war denn das? ... Das war ja gar nicht möglich ... und doch, ganz deutlich

standen da auf einem Schild die beiden Worte: Am Krögel.

Beinahe ängstlich und beklommen trat er in die schmale Straße. Und nun war er wie in einer anderen Welt, die nichts mit dem übrigen Berlin zu thun hatte. Uralte Häuser mit mächtigen Mauern und Quadern aus versunkenen Jahrhunderten tauchten vor ihm auf. Und jedes Haus hatte zur Einfahrt ein rundes Thor. Eines stand weit offen. Ein großer Hof lag vor ihm, aus dem Hämmern und Schlagen zu ihm drang. Derartige Höfe erinnerte er sich nur auf Domänengütern gesehen zu haben.

Die ganze Gegend kam ihm verzaubert vor. Er blickte in ein Erdgeschoß und sah, wie eine steinalte Frau die glanzlosen Augen über die enge Gasse schweifen ließ. An einem anderen Fenster hockte ein vertrocknetes Mädchen mit flachsgelben, dünnen Haaren und blätterte mit fleischlosen Fingern in einem vergilbten Buche. Und etwas weiter bemerkte er einen Alten mit milchig weißem Haupthaar und glattrasiertem Gesicht. Er saß auf einem Schemel und beguckte durch die Lupe ein Uhrwerk. Etwas von dem Geheimnisvollen der Uhrmacher, die bei ihrem Basteln über das Leben grübeln, lag auf seinen Zügen. Er gehörte offenbar noch zu jenem Schlage, den man kaum noch antrifft. Thomas trat in den Hof, von dem das Hämmern zu ihm tönte ... aha, es war eine Schmiede. Ein Mann mit einem großen Schurzfell, kräftig und jung, trat ihm entgegen.

„Verzeihen Sie," fragte Thomas, „wo bin ich hier hingeraten?"

Der Mann lachte derb auf.

„Ein paar Jahrhunderte zurück," meinte er kurz. Und den Frager mit den Augen von Kopf zu Fuß streifend, fügte er hinzu: „Dies Haus steht an die vier Jahrhunderte. Die letzte Besitzerin ist erst jetzt gestorben. Von Geschlecht zu Geschlecht hat es sich fortgeerbt. Nun ist es an die Kommune von Berlin gefallen." Er wies auf ein Giebelfenster: „Da oben wohnt eine Frau, die neunzig Jahre alt ist, die ist hier nach geboren. Die Gegend hat ihre Geschichte, darüber wäre viel zu sagen."

Er brach ab und ging wieder an seine Arbeit.

Thomas entfernte sich mit einsilbigem Gruß. Als er am Ende der Gasse war, stand er auf einer kleinen Brücke. Vor ihm lag die Spree. An ihren Ufern erhoben sich ihm gerade gegenüber verräucherte Speicher und Fabriken mit Schloten und Essen. Und da war auch die Waisenbrücke — und aus den Spreekähnen stieg der frische Duft der Äpfel zu ihm herauf.

Hier also hauste Matthäus Lind.

Er betrachtete noch eine flüchtige Weile das brausende Leben und ging dann in die Gasse zurück.

Vor dem Hause Nummer vier blieb er stehen.

Ein kleiner Junge von elf Jahren sagte ihm, daß Matthäus Lind im zweiten Stockwerk bei seiner Mutter wohne. Er stieg die breiten, ausgetretenen Treppen empor. Unter seinen Füßen hallte es wieder.

Eine Thür öffnete sich, und eine junge, blühende Frau, die an der offenen Brust einen Säugling hielt, kam auf ihn zu. Sie errötete und suchte mit der einen Hand die Blöße ihres Körpers zu verdecken.

„Wohnt hier Matthäus Lind?"

Sie wies stumm auf die nächste Thür und verschwand.

Er klopfte an. Unmittelbar darauf wurde ihm geöffnet.

Ohne das geringste Zeichen des Erstaunens bat ihn sein Bekannter, näher zu treten.

Es war ein kahler, schmuckloser Raum. Auf der Erde lag eine Feldmatratze, mit einem zerlumpten Fell bekleidet. Den armseligen, wackeligen Tisch bedeckten ein paar Bücher. In der geöffneten Schublade sah Thomas Äpfel und getrocknetes Obst. Hinter einem dunklen Vorhang mochten Waschutensilien aufgestellt sein. Aber die Sonne drang hell durch die Fensterscheiben und breitete ihr Licht aus. Und in einem altmodischen Kamin knasterte und knitterte ein erwärmendes, frohes Feuer.

„Hier ist gutes Wohnen," sagte Thomas, „hier ist es still und einsam."

„Ja," wiederholte mit sauberer Betonung Matthäus, „hier ist es still und einsam."

Eine kleine Pause.

„Ich bin zu Ihnen gekommen durch einen seltsamen Zufall. Nun ich da bin, möchte

ich mehr vom Prinzen Siddhârta Gautama erfahren."

Matthäus Lind hatte ihm mit einem sanften Lächeln zugehört. Dann wies er schweigend auf den einzigen hölzernen Stuhl, der sich in der Kammer befand.

Thomas nahm Platz.

Sein Wirt durchmaß mehreremal das Zimmer, lehnte sich an die Wand und begann: „Ich war bei dem Punkt angelangt" — er schloß wie damals die Augen — „wo Siddhârta zu Gayâ unter dem Schatten des Bodhibaumes zum Buddha, zum Erleuchteten geworden war," er dämpfte die Stimme und sprach: „Von da zog der Buddha weiter und verkündete in der großen Stille des Abends seine Lehre. Der Abend, sagen unsere Bücher, glich einer lieblichen Maid. Die Sterne waren die Perlen auf ihrem Nacken, die dunklen Wolken ihr geflochtenes Haar; der verfinsterte Raum ihr wallendes Gewand. Gleich einer Krone trug sie den Himmel, ihre Augen waren die weißen Lotosblumen, die sich vor dem aufgehenden Monde öffnen, und ihre Stirne glich dem Summen der Bienen. Es kam diese liebliche Maid, um den Buddha zu verehren und der ersten Verkündigung des Wortes zu lauschen."

Er hielt inne.

Seine Züge nahmen etwas Visionäres und Schwärmerisches an. „Was verkündete der Buddha? Der Buddha verkündete, daß die Begierde des gedankenlosen Mannes wie eine Schlingpflanze wächst. Er rennt von Leben zu Leben wie ein Affe, der im Walde nach Früchten sucht. Wen die wilde Gier bewältigt, die giftartige, dessen Leiden mehren sich wie wuchernder Taumellolch. Wer sie bewältigt, die Gier, dem fallen ab die Leiden, wie Wassertropfen von einem Lotosblatt ..."

Er richtete jetzt sein Auge durchdringend auf Thomas.

„Wodurch entsteht die Gier?" fragte der leise.

„Hören Sie es, und graben Sie es in Ihr Innerstes ein," seine Stimme bekam etwas Predigerhaftes, „die Gier entsteht durch den Wahn vom Ich. Er erzeugt die Begierde nach dem Leben. Er ist die Quelle zur Sinnlichkeit, zur Sehnsucht nach zukünftigem Leben oder zur Liebe der gegenwärtigen Welt. Er ist der Ursprung alles Leidens ... ‚die Ketzerei der Individualität' nennen ihn unsere Bücher. Alles ist feuerentbrannt, sagt der Buddha. Es ist entbrannt vom Feuer der Lust, Leidenschaft, der Unwissenheit, entbrannt aus Furcht vor Geburt, vor dem Tod aller, aus Kummer, Klage, Elend und Verzweiflung ... Nur der sinnliche, unwissende Mensch klammert sich wie ein Ertrinkender an die Begriffe: ‚Ich bin' — ‚dies Ich besteht' — ‚ich werde sein' — ‚ich werde nicht sein' ... Wer Weisheit erworben, dem steigen so unsinnige Ideen nicht mehr auf. Darum sagt der Buddha: Werdet teilhaftig des vierfachen, edlen Pfades, der zur Weisheit, zur Heiligkeit, zur Erfüllung, zum Nirwana führt. — Werdet euch eurer Freiheit bewußt und wirket dahin, daß für euch die Wiedergeburt und Wiederkehr in dieser Welt erschöpft sei ... Den heimatlos, wunschlos Wandernden, den nenne ich einen Heiligen! ... Werdet selbstlos, sagt der Buddha, denn der Glaube an das Selbst führt zum Leiden, zum Schmerz, zur Verzweiflung ... Geht den edlen Pfad eines tugendhaften und gedankenvollen Lebens; denn der Belehrte ist frei von den Zweifeln und Täuschungen des Ich ..."

Er wischte sich den Schweiß von dem blassen Gesicht, ehe er ganz langsam fortfuhr: „Unser Thun, unser Handeln ist unser Carma." Dieses Wort sprach Matthäus geheimnisvoll und flüsternd aus. Und nach einer langen Pause: „Es sagt, daß unsere Gegenwart die Frucht unserer Vergangenheit ist. Wir selber machen unser Schicksal, wir selber bestimmen unsere Endlichkeit ... Unser Körper stirbt, aber unser Carma bleibt übrig, um in einer neuen Wiedergeburt auf Erden neue Leiden und neue Schmerzen zu erzeugen ... Wir tragen an dem Kummer, den wir in einem früheren Leben uns selbst bereitet haben. Diejenigen aber, welche den vierten, edlen Pfad durchschritten haben, sind frei von allem Carma ... Ihr altes Carma ist erschöpft, kein neues vermag mehr zu entstehen ... Sie haben das Nirwana auf Erden, und wenn ihr Körper zerfällt, tritt keine Wiedergeburt an sie heran ... Sie sind untergetaucht in das große, heilige All, in das Einzige, das allein Gott, Welt, Mensch, ich und du ist."

Bei dieser Stelle seiner Rede brach er wieder ab. Sein Antlitz war von der höchsten Freude erfüllt. Die wasserblauen Augen leuchteten in einem übersinnlichen Glanz.

Thomas hatte alles um sich vergessen. Dieser Mensch hatte in seiner Sprache und in seinem Wesen etwas, das ihn geradezu hypnotisierte. Er hing an seinen Lippen.

Plötzlich faßte Motthäus seine Hand, die er unmerklich drückte. Kaum hörbar nahm er seine Rede wieder auf. „Das Sein ist eine Lug- und Trugvorstellung, voll Leid und Qual, ein böser, schwerer Traum! ... Das Nichtsein ist die Erlösung! ... Darum schreitet durch die enge Pforte, die zur Einheit führt, entrinnt dem Scheinleben! ... Unterdrückt alles Begehren, das uns an das Rad der Tode und Geburten fesselt ... Habt den Willen zur Weisheit, und ihr werdet Erkennende! ... Ihr seid Wissende! Die Unwissenheit, sagt der Buddha, ist die Ursache der Selbstsucht — die Selbstsucht die Ursache des Elends. Werdet selbstlos! ... Erkennt, daß wir eins mit dem All sind, und ihr werdet den edlen Pfad betreten! ... Aus der großen Symphonie des Alls bist du ein losgelöster Ton. Du willst zusammenklingen mit dem großen All ... aber nicht eher klingst du zusammen, bis du dich selbst rein und frei gestimmt hast! ... Hier in der Wirklichkeit mußt du deine Ewigkeit durchleben! ... Kämpfe mit dem Leben, um das Leben und das Leiden zu überwinden. ... Opfere dich selbst, und du wirst frei werden von Neid, von Eifersucht und allem Gefühl des Hasses ..." Er ließ Thomas' Hand los und atmete schwer auf.

Und indem er ihn in unsagbarem Mitleiden ansah, wandte er sich direkt mit den Worten an ihn: „Geben Sie den Wahn vom Ich auf — und in wesenloser Ferne liegt Fürchten wie Hoffen. Die Außenwelt vermag Sie nicht zu quälen. Sie wissen, daß sie nur Ihre Vorstellung, Ihre Einbildung, Ihr Traum ist. Sie allein schaffen und bewegen, was ist! ... Sie reden nicht mehr von Gott und Seele! ... Sie werden der Erleuchtete! Sie sind der Wissende! ... Sie sind das All! ... Vor Ihnen liegt Nirwana, in Ihnen ist Weisheit, Güte und Frieden!"

Es war jetzt todesstill. Keiner von ihnen sprach ein Wort.

Thomas war wie benommen. Aber auf einmal erhob er sich, und indem er Motthäus Lind fest ins Auge faßte, fragte er: „Sind Sie wunschlos?"

„Ich bin es!"

„Und können Sie so leben?"

„Ich lebe ohne Furcht und Hoffnung!"

„Und das ertragen Sie? Das Leben ohne Hoffnung?"

„Es ist das Leben ohne Haß! Es ist das Leben der Stille! Über Gerechte und Ungerechte scheint die Sonne! Ich sehe keinen Schuldigen, ich sehe keinen Sünder! Ich fand mein Ich, indem ich mich von seinem Wahn befreite. Ich bin ein Mendikant! Ich habe den Buddha begriffen! Und jetzt gehen Sie, gehen Sie," sagte er hastig, „es ist genug für heute!"

Thomas wäre gern noch länger geblieben, aber der Mendikant, wie er sich selbst nannte, wurde unruhig, und wieder trat jener krankhafte Zug auf sein Gesicht, den Thomas schon in der vegetarischen Speisehalle an ihm wahrgenommen hatte.

„Sie leiden! Ich bin Arzt," sagte er schüchtern.

„Nein, nein, gehen Sie," drängte Motthäus.

Und Thomas ging, obwohl er klar und deutlich sah, daß dieser gebrechliche Mensch des Schutzes bedurfte, daß er dem Zusammenbrechen nahe war.

Er ging, den Kopf schwer beladen von dem, was er gehört hatte.

Unten auf der Straße flüsterte er vor sich hin: Was ist das für eine sonderbare Lehre?! Das ist die Lehre von der Güte und Barmherzigkeit um der Sünden der Eltern willen, an denen die Kinder bis ins siebente Glied bluten ... Das ist die Lehre, die das Leben leugnet, das Blühen, die Freude, das Wachstum! ... Was bleibt von mir, wenn mein Ich erst Ich wird, nachdem es alle Lebenskraft in sich wie in einem Mörser zerstampft hat ...?

Und da überlief es ihn kalt.

Am Ende, sagte er zu sich selbst, ist mein ganzer Zustand, mein ganzes Leiden nichts anderes als alte Schuld ... Und am Ende ist alle meine Lebensmüdigkeit und Trauer, all meine Melancholie nichts anderes als eine Brücke, die über den geheimnisvollen Strom

des Nirwana führt. Diese Gedanken beunruhigten ihn und ließen ihn nicht mehr los.

Wie kann ich als naturwissenschaftlich geschulter Mensch mich mit solchen Dingen überhaupt abgeben? fragte er sich. Und ist denn das eine Lösung der Dinge? Sind das nicht alles Trugschlüsse? Ich und das All ... gut! ... aber weshalb muß ich mich auflösen, um zu dem All zu gelangen?

Er wollte nicht mehr daran denken ... das ist ja nichts weiter als das Kausalitätsgesetz ... überall muß ein zureichender Grund sein ... alles ist gesetzmäßig ... nun ja — nun ja! ... Was habe ich damit gewonnen?

Er sah plötzlich das selige Lächeln des Matthäus.

Die Seligkeit des reinen Herzens, sagte eine Stimme in ihm.

Und in dem Augenblicke stand die Bettina vor ihm und blickte ihn mit ihren großen, kummervollen Augen traurig an. Aber gleich darauf war sie wieder verschwunden.

Er biß sich auf die Lippen und zog den Rock fest an sich.

Ich bekomme wieder Hallucinationen, sagte er ängstlich.

Und in beschleunigtem Tempo schritt er weiter.

* *

Die Probe war für Bettina ein Triumph gewesen. Die Herren vom Orchester hatten sich erhoben und ihr zugeklatscht.

Sie stand bewegungslos da. Sie hörte auch nicht die freundlichen Worte, die der Kapellmeister zu ihr sagte.

Sie steckte den Geigenkasten in das gelblederne Futteral und eilte davon. Ihre Gedanken waren bei ihm.

Auf der Straße hatte es wieder zu schneien und zu stöbern begonnen.

Ein Herr vom Orchester besorgte ihr einen Wagen.

In der Droschke weinte sie in sich hinein. Wenn ich ihm nur helfen könnte!

Sie beugte sich noch einmal hinaus. „Sie haben mich doch richtig verstanden? Ich will nach der Luisenstraße."

Der Kutscher nickte bloß.

Wie würde sie dieser Frau gegenübertreten? Was würde sie ihr sagen? Das war der schwerste Gang, den sie je angetreten. Immer wieder sah sie sein Leidensgesicht. Aber immer wieder sagte sie sich auch, daß durch das Leiden seine Züge nur noch adeliger geworden waren.

Nein, er war ohne Schuld — er war ohne Fehl!

Die Droschke hielt.

Dennoch stieg sie nicht sofort aus. So eine namenlose Angst hatte sie.

Der Kutscher sprang vom Bock und öffnete den Schlag.

„Wir sind da, Fräulein," sagte er kurz und grob. „Ich kriege sechzig Pfennige."

Sie gab ihm eine Mark und winkte ab, als er herausgeben wollte.

Sie drückte den Kasten fest an die Seite und stieg mit pochendem Herzen die Treppenstufen empor.

Ach, was hatte sie in diesem Hause schon für leidvolle Stunden durchlebt! Sie wollte nicht daran denken. Nein, jetzt nicht.

Ich werde ihr alles sagen ... ich werde demütig sein ... ich werde mich vor ihr erniedrigen.

Sie klingelte beherzt.

„Jesus Maria!" schrie die alte Frau und wich einen Schritt zurück. „Fräulein, sind Sie es denn? Sind Sie's wirklich und leibhaftig?"

„Ich bin's," erwiderte sie und wagte nicht aufzusehen.

„Der Herr Doktor ist nicht zu Hause," flüsterte die Alte furchtsam.

Bettina schüttelte den Kopf. „Ich will zu ihr," antwortete sie leise.

Die Frau erwiderte nichts. Sie machte das Zeichen des Kreuzes und wies stumm auf die Thür.

Auf den Fußspitzen trat das Fräulein näher, während die Wirtin sich scheu zurückzog.

Bettina klopfte mit bebenden Fingern, und da niemand „herein!" rief, öffnete sie die Thür. Sie blieb verdutzt stehen.

Auf dem Sofa lag Thomas' Frau und schlief. Der Rock war ihr herabgeglitten. Aus der halbgeöffneten Taille quoll der Busen hervor. Das dunkle, reiche Haar war aufgelöst und fiel unordentlich über die Schultern der Schlafenden.

Bettina betrachtete sie eine lange Weile. Das Gesicht erschien ihr aufgeschwemmt, aber

nicht unschön. Sie glaubte sogar in diesen Zügen etwas Schmerzensreiches und Unglückseliges zu entdecken.

Behutsam schloß sie die Thür und setzte sich auf einen Stuhl. Und von neuem warf sie forschende Blicke auf sie.

Das Gesicht mit den zusammengewachsenen Brauen kam ihr jetzt zerstört und hart vor.

Die Katharina warf sich unruhig zur Seite, so daß das Fräulein zusammenfuhr. Dann wurden ein paar gähnende Laute vernehmbar, Bettina erhob sich, und unmittelbar darauf wurde auch die Schläferin lebendig.

Sie richtete sich auf, stieß einen kurzen Schrei aus, zog unwillürlich den Rock hoch und erhob sich hastig.

„Verzeihen Sie, ich heiße Bettina," sagte das Fräulein mit stockender Stimme.

Auf dem Gesicht der Katharina ging bei diesen Worten eine merkliche Veränderung vor. Sie sah das Mädchen mißtrauisch an, erwiderte aber nichts.

Bettina stand verlegen, hilflos, unruhig da.

„Sie entschuldigen mir wohl einen Augenblick," unterbrach Katharina das Schweigen. Und ohne eine Entgegnung abzuwarten, trat sie an den Schrank, nahm ein Kleid heraus und verließ das Zimmer.

Bettina drückte ihr Gesicht an die kalte Fensterscheibe. Dieses „mir" gellte ihr in den Ohren.

Nach etwa fünf Minuten kam die Katharina wieder herein. Sie hatte sich umgekleidet und sich das Haar flüchtig zurechtgesteckt.

Ihre ganze Haltung war jetzt verändert. Ihr Gesicht war herrisch und gerötet. Ihre Augen schienen stechend.

„Bitte, nehmen Sie Platz," sagte sie auffordernd.

„Ich möchte lieber stehen," erwiderte Bettina zaghaft. Sie bekam Furcht vor diesem Wesen.

„Wie Sie wollen, Fräulein!"

Dieses „wie Sie wollen" klang hart und wie in unterdrücktem Zorn.

Bettina wurde mutlos.

Und jetzt stemmte die andere die Hände in die breiten Hüften und trat gleichsam drohend auf sie zu. Und stoßweise, in abgerissenen Sätzen, während ihr Atem schneller ging, sagte sie: „Wir wollen uns nicht aufhalten, Fräulein, Sie müssen mich nicht für eine dumme Gans halten. Ich weiß genau, weswegen Sie gekommen sind. Aber daran ist nicht zu rühren, hören Sie? Denken Sie, ich merke nicht, daß alles gegen mich hetzt? Ich bin ein elender Mensch," brachte sie leidenschaftlich hervor. „Sie sind jung und haben das ganze Leben vor sich ... aber ich ... ich ... wissen Sie, Fräulein, daß ich mich auf die Gasse legen kann, wenn ich ihn nicht habe? ... daß ich dann hundsverlassen bin?" Sie machte eine kleine Pause. „Ja, noch schlimmer als das! ... Wenn ich krepiere, dann rührt keiner einen Finger nach mir!" Und jetzt bekam ihre Stimme etwas Schreiendes und Kreischendes: „Ich will nichts hören ... ich lasse ihn nicht ... ich lasse ihn nicht! ... Alles, was er Ihnen erzählt hat, ist gar nicht so schlimm ..." Und sich beinahe überstürzend, fuhr sie fort: „Seien Sie man erst mal verheiratet! ... In jeder Ehe kommt so was vor ... ohne so was geht's nirgends ab! Deshalb ... pah!" Sie atmete tief auf und sah Bettina halb spöttisch, halb mit überlegener Frauenmiene an. „Wenn er sich auch so stellt — lieb hat er mir doch — Sie können sich darauf verlassen, Fräulein!" Und als ob sie ihren letzten Trumpf ausspielen wollte, sagte sie mit Todesruhe: „Bis ans Ende gehören wir beide zusammen!"

Dann kreuzte sie die Arme und ließ keinen Blick von dem Mädchen, aus dessen Zügen jeder Blutstropfen gewichen war. Aber plötzlich schien etwas wie Mitleid in ihr aufzutauchen, und indem sie die Achseln emporhob, murmelte sie nur: „Ich kann nichts dafür — daran ist nu mal nichts zu ändern!"

Die Bettina hatte sich abgewandt; das Wort erstarb ihr. Nicht eine Silbe hätte sie zu ihr sagen können. Sie nahm den Geigenkasten, an den sie sich festklammerte, während sie in der Linken ihr Batisttüchelchen zerknitterte und die Nägel in ihre Handfläche grub. Sie dachte nur an das eine: Ich will nicht vor ihr weinen ... ich will nicht weinen ... ich will nicht weinen!

Befremdet und verwundert starrte Katharina sie an. Es war ihr, als müßte sie dem Mädchen nach irgend etwas zu ihrer

Verteidigung, zu ihrem Verständnis sagen. Aber sie fühlte, daß ihr der Kopf wehe that, und daß sie trotz aller Anstrengung nicht das Rechte finden würde. Einen Augenblick kam es ihr in den Sinn, ihre ganze Geschichte zu erzählen und auf diese Weise zu zeigen, daß sie unschuldig sei. Ein Gefühl der Rührung beschlich sie dabei: Nee, nee, wozu denn, dachte sie dann und warf die Lippen trotzig auf. Man hat schließlich auch seinen Stolz, fügte sie im stillen bei sich hinzu. „Na, machen Sie's gut," sagte sie kurz, als Bettina, kaum nickend, sie verließ.

Dann stand sie eine Weile allein, mitten im Zimmer, ohne sich zu rühren. Sie ließ die Arme schlaff fallen. Die Mundwinkel zogen sich ihr in bitteren Falten herab. Und als ob sie ein Verbrechen begehen wollte, sah sie sich nach allen Seiten verschreckt um. Dann wimmerte sie nur: „O, du meine Güte ... o, du meine Güte!"

— — — — — — — — — — — —

Unten im Hausflur blieb Bettina stehen. Starr blickte sie vor sich hin ... Wie Nacht lag es über ihren Zügen ... Kein Laut entwand sich ihr ...

Dann that sie ihr Batisttüchelchen an den Mund und biß mit den Zähnen darauf ... Die Zeit verstrich, und sie bewegte sich nicht von der Stelle ... Menschen kamen und gingen ... Sie sah nichts ... Sie wußte nur das eine: daß sie jetzt erst ... erst jetzt das ganze Leid des Thomas Truck erkannt hatte.

* *
*

Der Abend, an dem das Konzert der Bettina stattfand, war kalt und klar. Die Sterne funkelten.

Vereinzelte Droschken hielten vor der Singakademie. Ab und zu ging eine kleine Gruppe von Menschen hinein. Noch nicht ein Drittel des Saales war gefüllt.

Die Freunde vom „Festsaal", die vollzählig erschienen waren, blickten sich ein wenig verstimmt um. Sie kannten die Musikverhältnisse Berlins zu wenig. Sie wußten nicht, daß nach unserer Riesenstadt aus allen Weltrichtungen die Virtuosen gepilgert kommen, für ihre letzten Groschen sich ein Konzert veranstalten lassen, bloß um hier besprochen zu werden. Mit den Kritiken in der Tasche ziehen sie dann in die Provinz, wo sie sich schadlos zu halten suchen. Die Leute vom „Festsaal" wußten auch nicht, daß jeden Tag eine ganze Reihe von Konzerten namhafter Künstler stattfand, daß das Publikum in Berlin mit Musik überfüttert wird, daß man an den Neulingen nur geringes Interesse nimmt.

Die Besucher, die sich an dem Abend in der Singakademie eingefunden hatten, waren selbstverständlich auf Freibillets gekommen, zum größten Teil Musiklehrer und -lehrerinnen, die wiederum ihre Bekannten mitgenommen hatten.

Die meisten dieser Konzerte brachten den Veranstaltern nur Sorgen und Enttäuschungen. Nach jahrelangem Arbeiten und Studieren traten sie auf, um dann in der Presse mit ein paar mitleidigen oder gar höhnischen Worten abgethan zu werden. Viele, die ihre ganze Jugend dem aufreibenden Studium geopfert hatten, mußten hören, daß ihr Können denn doch nicht für ein öffentliches Auftreten ausreiche. Anderen wurde der Rat gegeben, noch ein paar Jahre fleißig und ernsthaft an sich zu arbeiten.

Wie oft entschied so ein Abend über das ganze Schicksal solch eines armen Menschen! Nur für ein paar wenige war Platz, die übrigen wurden ohne Schonung zurückgedrängt, um in bitterer Vergessenheit durch Stundengeben mühselig sich durchzuschleppen. Es war gleichsam ein Trost und eine Genugthuung für sie, wenn sie dann in all den folgenden Jahren den Fall jener miterlebten, die wie sie hoffnungstrunken hierher kamen. Sie waren die schärfsten Kritiker im Konzertsaal. Jeden falschen Ton hörten sie heraus, und ihre verständnisvoll lächelnden Blicke trafen sich. Sie legten den strengsten Maßstab an. Sie zahlten sozusagen heim, was man ihnen angethan hatte ...

Und vor diesen Leuten sollte Bettina zum erstenmal in Berlin spielen!

Am Abend vorher hatte sie Thomas froh geigen und sich selbst über all das Leid hinwegbringen wollen. Er hatte aber so verstört abgewehrt, daß sie jeden Versuch aufgab.

„Nein, heute nicht," war das einzige, was er hervorbrachte.

Und auch darin begriff sie ihn. Sie hatte wortlos den Geigenkasten beiseite gestellt und unaufhörlich zu erzählen begonnen, um ihn hinwegzutäuschen über das, was in ihr arbeitete.

Vor dem Konzerte hatte er sie abgeholt. Darauf hatte sie bestanden.

Während der Fahrt fragte sie ihn, ob die anderen kommen würden.

„Alle werden kommen," entgegnete er leise, „außer Katharina."

Sie schmiegte sich an ihn und nahm seine Hand, die sie nicht mehr losließ. Und so niedergebeugt und mutlos sie war, so hielt sie doch der eine Gedanke in dieser Stunde aufrecht, daß sie nur für ihn spielen würde. Ich werde nur für ihn spielen, wiederholte sie sich in einem fort. Da wußte sie, daß sie alles geben würde, was in ihr lag. Ihr wurde ganz warm, obwohl sie nur ein Cape über ihrem dünnen, weißen Tüllkleid trug, um es nicht zu drücken.

„So, wir sind da," sagte sie erregt. „Du mußt bei mir bleiben, bis es beginnt. Du mußt," bat sie innig und nahm seinen Arm.

Eine Minute später waren sie in dem Künstlerraum, von dem aus eine Treppe zu dem Podium führt.

Sie hatte das Cape abgeworfen und stand nun vor ihm in ihrem bescheidenen Kleidchen, dessen Spitzeneinsatz bis zum Halse ging. Dennoch sah sie anmutig und eigenartig aus. Das Kleid stimmte zu ihrem feinen Persönchen. Ihr todestrauriges Gesicht hatte etwas unsagbar Rührendes. Sie achtete nicht auf seinen armseligen, fadenscheinigen Anzug, sie sah nur in seine Augen, als wollte sie das Letzte in ihm ergründen. Und auf einmal sagte sie weich und wunderbar lächelnd: „Du sollst mich küssen, Thomas, wie eine Schwester sollst du mich küssen!"

Sie sah, wie seine ernsten Züge gleichsam aufblühten, als er sich zu ihr herabbeugte; und wieder hatte sie die Vorstellung, er sei gar nicht verheiratet. Und diese Vorstellung verstärkte sich noch, als er sie küßte, während sie die Lider schloß. So rein, so keusch, so jünglinghaft kam er ihr vor.

Sie hörte Schritte. Unmittelbar darauf stand ein mittelgroßer Mann mit einer spiegelglänzenden Glatze und einem pfeffergrauen, dürftigen Vollbart, der am Kinn ausrasiert war, vor ihnen. Die lebhaften, kleinen Augen, die etwas Stechendes hatten, waren hinter einem Kneifer verborgen. Das Gesicht hatte einen rötlichen Ton.

Nachdem er zuerst Thomas einigermaßen erstaunt beäugelt hatte, reichte er ihr einen Strauß dunkler Rosen, sagte ein paar belanglose Worte und zog gleichzeitig die Uhr vor. „In fünf Minuten fangen wir an!"

Sie nickte nur. Und auf Thomas weisend, sagte sie: „Sie gestatten wohl, daß ich Ihnen meinen Vetter vorstelle. Herr Thomas Truck — Herr Konzertdirektor Behr!"

Der Konzertdirektor verbeugte sich mit einem undefinierbaren Zug um die Lippen und räusperte sich unverständlich. Dann ging ein seltsames Zucken über sein Gesicht, als fiele ihm irgend etwas ein. Er brachte eine höfliche Phrase hervor und fügte hinzu: „Es ist übrigens Zeit, daß Sie Ihren Platz aufsuchen. In zwei Minuten beginnen wir. Die Philharmoniker sind pünktlich. Die Leute haben es immer eilig, nach Hause zu kommen!" Er meinte damit die Orchestermusiker.

Bettina nahm Thomas' Hände, und voll Demut sagte sie wieder: „Ich spiele für dich!"

Ohne auf den Agenten zu achten, küßte er sie auf die Stirn. Dann entfernte er sich.

Der Konzertdirektor rieb einen Augenblick seine Hände. „Hören Sie mal, mein Fräulein," sagte er mit einem verlegenen Ausdruck, „ist das etwa der Thomas Truck, von dem man so viel in den Zeitungen liest ... der in Versammlungen —"

„Ja, der ist es," antwortete sie ruhig und weidete sich an seiner Bestürztheit.

„Kindchen," sagte der Agent in einem väterlich protegierenden Ton, „Sie müssen hier in Berlin etwas vorsichtig sein! So'n Mensch kann Sie — Sie nehmen mir das nicht weiter übel — erlauben Sie mal, wie der Mensch schon angezogen ist! ... Das ist doch keine Konzerttoilette! So ein Mensch kann Sie kompromittieren! Sie dürfen es mir ..." Er sprach nicht zu Ende.

Bettina hatte ihren Kopf ein wenig zurückgebogen und blickte so zornig und abweisend auf ihn, daß er betroffen wurde.

„Verzeihen Sie," sagte sie in schlecht verhaltenem Unwillen, „diesen Menschen kenne ich besser als Sie. Das ist ... der ist ..."

Sie wollte offenbar eine Erklärung abgeben, aber als ob sie sich eines Besseren besannen hätte, hielt sie mitten im Satze inne, kehrte sich um und nahm ihre Geige in die Hand.

„Aber Fräulein!“ In dem Tone des Konzertdirektors lag etwas Begütigendes. „Lassen Sie sich nicht die Stimmung verderben, in keinem Fall wollte ich Sie verletzen!“ Er wurde wieder etwas kühler und reservierter. „Übrigens ist Ihnen schlecht? Sie sehen so furchtbar angegriffen aus. Wünschen Sie vielleicht ein Glas Rotwein?“

„Nein, nein, ich will jetzt hinaus!“

Der Konzertdirektor führte sie zur Treppe. Sie hielt sich an dem Geländer. Auf jeder Stufe blieb sie eine Sekunde stehen. Ihr Gesicht war vergrämt. Sie fühlte, wie die Thränen langsam in ihr aufstiegen.

Und jetzt trat sie vor das Publikum. Ich spiele für ihn ... Ihre blutlosen Lippen bewegten sich kaum. Die Arme waren ihr schlaff.

Der Kapellmeister nickte ihr ermutigend zu.

Sie legte die Geige an. Ihr Auge irrte suchend durch den leeren Saal. Und da entdeckte sie ihn. Ihre ganze Gestalt wuchs. „Ich spiele für ihn,“ flüsterte sie wieder, und sie bemerkte nicht, daß viele Gläser auf sie gerichtet waren.

In der ersten Reihe saßen Herr und Frau Steinthal. Neben ihr Rechtsanwalt Karnfeldt.

Der Kapellmeister gab das Zeichen.

Sie setzte den Bogen an zu Beethovens großem Violinkonzert.

Nach den ersten Tönen war es allen, die in dem fast leeren Saal sich eingefunden hatten, klar, daß etwas Außergewöhnliches ihrer wartete. Groß, voll und feierlich klangen die Töne. Hier wurde Beethoven nicht gespielt, hier wurde er erlebt, im Innersten erlebt. Dies Spiel war von einer Reinheit und Kraft getragen, von einer Größe der Auffassung, daß es atemlose Stille schuf.

Sie aber dachte beständig nur: ich spiele für ihn.

Als der erste Satz verklungen war, war es einen Augenblick ganz still. Dann aber zerklatschte man sich die Hände.

Sie hörte es teilnahmlos. Sie suchte nur ihn, aber sie konnte ihn jetzt nicht finden. Er hatte sich vor ihren Blicken verborgen.

In ihm war Widerstreit und Auflösung. Auch er sah keinen Menschen um sich. Er sah nur den Garten, wo sie für ihn allein gespielt hatte, während im Winde ihr weißes Kinderkleidchen wehte und alles um ihn duftete. Versunkene Zeiten tauchten vor ihm auf. Geheimnisvolle Schauer durchdrangen ihn. Ihm war es, als ob ihr Spiel alles das, was wie eine Eiskruste hart auf ihm gelastet hatte, sanft, behutsam und milde von ihm nahm. Es trug ihn weit fort. Es schloß ihn auf. Es kam ihm vor, als ob es ihn kindlich fromm machte, als ob es alles Mystische und Religiöse, das in ihm schlummerte, auslöste. Und ohne daß er sich völlig darüber klar wurde, tauchte in ihm die Erkenntnis auf, daß er die ganzen Jahre gewaltsam die Augen geschlossen hatte, um das blühende Leben nicht zu sehen. Daß er in seinem Freiheitsrausche, in seinem heißen Bemühen, das Leben zu kneten und zu gestalten, alles Lebendige, alles Empfindende in sich ausgeschaltet hatte: den Frühling und die Musik, wie Bettina es nannte.

Und in dieser Stunde hellsten Bewegtseins hörte er seine Glocken läuten. Eine weite Sehnsucht durchdrang ihn, eine Sehnsucht nach der großen Erfüllung, nach dem großen Einklang. Ich habe gehungert, weil ich mir selbst die Nahrung entzog ... Ich habe mich in die Irre führen lassen, weil ich meinen Weg nur dunkel vor mir sah.

Und mitten in dem Spiele der Bettina wurde es ihm klar, daß sein ganzes Wesen von Grund aus auf Andacht gestimmt war. Wieder horchte er auf ... Ist denn dieses Erwachen nicht zu spät? fragte er sich trostlos. Habe ich noch die Kraft ... die Stärke ...?

Und da begegnete er den Augen Bettinas, die angstvoll ihn suchten. Er sah sie ernst und gedankenvoll an. Dann senkte er den Blick und wurde wieder unruhig. Alles wogte von neuem in ihm durcheinander: der „Festsaal“ ... Tanz ... Andacht ... Musik ... Aus seinen Träumen weckte ihn der brausende Beifall.

Die Menschen hatten sich erhoben und klatschten Bettina zu. Sie aber ließ bewegungslos alles über sich ergehen.

Und immer stärker und brausender wurde der Jubel.

Sie blickte teilnahmlos über die Menschen hin, nur erfüllt von ihrem Leid um ihn.

In der fünften Reihe stand der Musiker Abraham Gebhardt und starrte sie regungslos wie eine Erscheinung an.

Nach dem letzten Satze mußte sie unzähligemal hervorkommen. Müde und erschöpft dankte sie. Ihr Aussehen, das niemand sich erklären konnte, hatte etwas Erschütterndes.

Vermutungen wurden laut ... Man munkelte sich allerhand abenteuerliche Dinge zu.

Zuletzt folgte sie nicht mehr den Rufen. Sie brach im Künstlerzimmer auf einem Stuhle zusammen. Sie fror.

Dann fuhr sie empor. Der Konzertdirektor war an ihrer Seite. Er war ganz verwandelt. Er nahm ihre Hand.

„Ich gratuliere Ihnen aufrichtig! Sie sind mit einem Schlage berühmt geworden. Sie sind eine Künstlerin allerersten Ranges. Morgen werden Sie es in den Zeitungen lesen — heute sage ich es Ihnen! Und das ist vielleicht für Sie mehr wert!" fügte er hinzu. „Man hat mir nicht zu viel über Sie geschrieben. Ich kann Ihnen schon jetzt versichern, Sie werden von Berlin aus Ihren Siegeszug machen!"

Er sprach in einem fort. Sie müßte in wenigen Tagen noch ein Konzert geben und dann eine große Tournee antreten. Lächelnd schloß er: „Sie werden gar nicht wissen, wohin Sie mit all dem Gelde sollen!"

Und nun sah er sie erwartungsvoll an.

„Ich danke Ihnen für Ihre Freundlichkeit," erwiderte sie leise. „Aber ich gehe nicht aus Berlin fort. Ich bleibe hier." Und bekräftigend setzte sie hinzu: „Ich muß hier bleiben!"

„Nun, darüber reden wir noch," meinte der Konzertdirektor.

Er schob sie wieder zur Treppe.

Sie wandte sich noch einmal um. „Wollen Sie mir einen Gefallen thun?" fragte sie bebend.

„Aber gewiß!"

„So bitten Sie den Herrn, Sie wissen schon, er möchte nach der nächsten Nummer zu mir kommen. Er sitzt links in der neunten Reihe."

Der Konzertdirektor nickte.

„Übrigens," setzte sie hinzu, und für einen Augenblick verklärte ein glückseliges Lächeln ihre traurige Miene, „dieser Herr ist Arzt!" Und als ob sie etwas höchst Bedeutungsvolles mitgeteilt hätte, wiederholte sie noch einmal: „Er ist Arzt!"

Dann ging sie rasch die Treppen hinauf.

Sie wurde mit lautem Beifall empfangen und dankte ernsthaft.

Und wieder riß ihr blühender Ton, ihr vertieftes, innerliches Spiel, ihre sichere Überlegenheit alles hin.

„Sie ist ein Phänomen," flüsterte die Steinthal Kornfeldt zu.

Allem Beifall und allem Rufen zum Trotz zeigte sie sich nur einmal.

Sie eilte die Treppen hinunter, Thomas entgegen.

Schluchzend umhalste sie ihn.

Sie sagte kein Wort. Ihr war so wohl und weh zu Mute, als seine Hand ihr Haar glättete.

— — — — — — — — — — — — — — —

Am Ausgang der Singakademie stand eine Gruppe von Menschen und wartete auf sie. Man wollte sie auch in der Nähe betrachten. Man wollte genau wissen, wie sie aussah. Man war ja zugegen gewesen bei dem großen Ereignis. Man wollte am anderen Tage auf das genaueste berichten können.

Die Leute mußten lange aushalten.

Als sie endlich kam, rissen sie verwundert die Augen auf, steckten die Köpfe zusammen und tuschelten.

Sie schritt Arm in Arm mit einem reduzierten Menschen, der trotz der Kälte nicht einmal einen Mantel trug. Und hinter ihr bewegten sich fragwürdige Gestalten, die man in der Singakademie nicht zu sehen gewohnt war.

„Wie interessant!" rief ein junges Mädchen.

Als die Liers jetzt vorbeikam, kicherte es laut los.

An der anderen Seite der Bettina ging Abraham Gebhardt.

„Wie glücklich müssen Sie sein," sagte er in ehrlicher, neidloser Bewunderung. Er konnte aber ihre Züge nicht erkennen. Er erzählte ihr, daß er in wenigen Wochen das „Reich der Freude" aufführen werde.

Sie hörte es nicht.

Sie schmiegte sich fest an Thomas.

Und jetzt spürte sie keine Kälte.

Sie ging mit ihm, mit ihm allein durch den Garten, und es war wie in längst entschwundener Kinderzeit. Sie standen am Weiher, lehnten sich an die Weiden und spiegelten sich in dem dunklen Wasser.

Hinter ihnen schritt die Brose mit Heinsius, der zuweilen einen trockenen Husten von sich gab.

Fründel ging zwischen der Ingolf und der Gerving. Er achtete nicht darauf, daß Liers vergeblich sich mühte, der Josefa etwas zuzuflüstern.

Die Letzten waren die Lissauer und Blinsky.

Ganz einsam für sich schlich die Maria Werft.

Und über diesen zwieträchtigen Menschen funkelte der sternenklare Winterhimmel.

* * *

Die nächste Nummer des „Festsaals" brachte aus der Feder Thomas Trucks einen Aufsatz, welcher für seine Beziehungen zu den Freunden von folgenschwerer Bedeutung werden sollte. Er trug den Titel „Die Weltanschauung und Religion des selbstbewußten Ich" und legte in seinem wesentlichen Gedankeninhalt dar, daß der entwickelte, auf der Höhe angelangte Mensch mit dem Begriff Freiheit allein nicht auszukommen vermöge. Alle bedeutsamen und weitgreifenden Wirkungen seien nur von reinen Persönlichkeiten ausgegangen, die sich zu einer großen Weltanschauung durchgerungen hätten und dadurch erst zur eigentlichen Freiheit gelangt seien. In diesem Sinne müsse der freie Mensch Religion haben. Man solle sich an das Wort nicht stoßen. Religion im tiefsten Sinne sei wesentlich unterschieden vom dogmatischen Buchstabenglauben. Die freiheitlichen Denker sprechen von der Hochhaltung, Selbstwürde und Majestät der Persönlichkeit. Sie verurteilen die materialistische Geschichtsauffassung, die Zwangsrecht und Autorität predigt und zur Knechtung des einzelnen führt. Nach ihr hat das Individuum nicht den leisesten Spielraum mehr. Es wird bedingt und bewegt durch die Masse. Es ist an sich null und nichtig. Dieses wesenlose Objekt wird unter das Joch des Zukunftsstaates gespannt. Es darf unter dem Schweiße seines Angesichtes den Pflug ziehen, aber es darf nicht denken. Es wird gefüttert, aber es darf nicht zum Bewußtsein seines Ich kommen. Zwangsrecht und Staatsautorität knebeln es härter denn je. Das ist das würdelose Dogma des Materialismus, der keine Zukunft haben kann, weil er keine Religion besitzt.

In der völligen Verneinung und Leugnung der Persönlichkeit haben also die freien Geister den Bankerott der materialistischen Geschichtsauffassung, des gemeinen Socialismus erkannt. Sie haben erkannt, daß die Wurzeln des Volksgrams tiefer ruhen als in den ökonomischen Verhältnissen — daß an sich eigentlich schon heute die Produktionsmittel in den Händen der Arbeiter sind, daß nur durch ein geheiligtes Raubrecht die Produktion selbst ihnen gestohlen wird.

Indem sie immer und immer wieder auf das unantastbare Recht der Persönlichkeit hinweisen, haben sie in unbewußtem Ahnen auch den Keim zu einer religiösen Weltanschauung gelegt. Sie haben begriffen, daß das höchst entwickelte Ich, die reine Persönlichkeit ein Bild der Unendlichkeit ist.

Denn was bedingt anderes die Ehrfurcht vor der Persönlichkeit, wenn nicht ihre Unendlichkeit, ihre Ewigkeit! Der Mensch aber, dem dieser Gedanke erst einmal aufgegangen ist, fühlt sich eins und verwoben mit dem All. Für ihn entsteht die Gleichung: Ich = All. In ihm ist das große, ahnungsvolle Erwachen des Allbewußtseins; indem er sich als Urgeist fühlt, durchdringt ihn das Gemeinschaftsgefühl.

Aus der höchsten Selbstliebe, aus dem reinsten Egoismus quillt die Nächstenliebe hervor. Und darum ist es eins der tiefgründigsten Worte: „Liebe deinen Nächsten wie dich selbst." Erst wenn du zum Bewußtsein kommst, zur Erkenntnis, zur Ehrfurcht, zur Liebe deines Selbst gelangt bist, wenn du die Ehrfurcht vor dir, dem Menschen gelernt hast, wenn die große Freiheitsidee wie eine reine Flamme in dir aufgegangen ist, dann bist du der höchsten Nächstenliebe fähig.

Das nennen wir: die Freiheit des Ich — das Erwachen des Menschen — die Auferstehung — die Religion. Weil die ma-

terialistische Geschichtsauffassung in diesem Sinne der Religion entbehrt, irreligiös ist, bekämpfen wir sie als eine Denkrichtung, die die Geister verflacht und ins Irre führt.

Als der Buddha unter die Brahmanen trat, denen das Allbewußtsein längst aufgedämmert war, und ihnen, die sich Götter fühlten, zurief: „Ich bin ein Mensch, ich bin der erleuchtete, der wissende Mensch, ich bin das All-Ich", da war die Wirkung dieser Worte eine unbeschreibliche, eine gewaltige, die brausend alles mit sich fortriß.

Und als Christus, der öfter denn einmal verkündet hatte, ich bin des Menschen Sohn, in der Stunde, die ihn ans Kreuz bringen sollte, auf die Frage pfäffischer Richter und Rabbiner: „Bist du Gott?" alle Todesfurcht weit von sich wirft und nur die eine Antwort hat: „Ihr sagt es, ich bin's!" — was thal er da anderes, als daß er die große Ureinheit von Ich und All, das Hohelied vom Menschen verkündete!

Folgen wir den Spuren, die der Erleuchtete und der Christ gegraben haben.

Versuchen wir es, unsere Weltanschauung in uns zu wecken, den Weg zur Freiheit — zur Religion zu finden ...

Die Erkenntnis, die diesem Aufsatz zu Grunde lag, war in Thomas unter den Klängen Beethovenscher Musik am Konzertabend der Bettina wie Schößlinge, die der Regen in der Frühlingsnacht aus dunklem Erdreich hervortreibt, emporgeschossen. Sie waren dann in den nächsten Tagen und Wochen gewachsen und ungeahnt zur Reife gekommen.

Die Gespräche mit Matthäus Lind waren ebenso Anregungen zum Nachdenken und Forschen gewesen.

Mit der Klarheit, die über ihn kam, die ihn zuerst im Inneren erschütterte, hatte ihn auch ein tiefes Gefühl der Ruhe erfüllt.

Bevor er einen Gedanken niederschrieb, hatte er ihn mit Bettina besprochen.

Sie wich nicht von seiner Seite. Sie hörte ihm still zu, empfänglich für jedes seiner Worte. Oder sie nahm die Geige und gab ihm mit leuchtenden Augen das Beste, was sie hatte: ihre Seele.

Es war seltsam — sobald in seinen geistigen Kämpfen eine Vorstellung ihn mutlos und mürbe machte und der Weg zum Wissen und Erkennen über Baumwurzeln in der Dunkelheit führte, brauchte sie nur zu spielen, und alle Finsternis versank.

Langte er dann zu Hause an, wo ihn Katharina mit finsteren Augen empfing und nur darauf lauerte, ihn in ihrer Furcht zu quälen und zu schmähen, so hörte er sie still und stumm an, und auf seinen bleichen Leidenszügen lag nur Mitgefühl und Trauer.

Er kam ihr wie behext vor.

In ihr schrie alles auf, daß sie ihn nicht zu reizen vermochte.

Und in bitterem Auflachen warf sie alle Schuld auf Bettina ...

Als Thomas seine Gedanken für den „Festsaal" formulierte, da war es ihm, als ob plötzlich eine schwere Last von ihm gefallen wäre. Er hatte aber das unabweisbare Empfinden, daß er in keiner Redaktionssitzung über die Früchte seines Nachdenkens des längeren und breiteren zu sprechen vermochte. Die Dinge waren ihm so heilig, daß er die Debatte bis nach dem Erscheinen des Aufsatzes vertagt wissen wollte.

Niemals hatte er so langsam gearbeitet. Von Woche zu Woche hatte er die Veröffentlichung hinausgeschoben. Nur den Extrakt des Gefundenen hatte er geben, nur andeuten wollen. Er war sich der ganzen Tragweite seines Handelns bewußt. Er zweifelte nicht daran, daß mit diesem Aufsatz für den „Festsaal" ebenso wie für ihn eine neue Epoche beginnen würde. Aber er sah fest und ruhig dem Kampfe entgegen.

Einmal sagte er zu Bettina: „Du bist es, die mir einen Teil meiner Heiterkeit zurückgiebt. Ich habe das Leben geleugnet, indem ich seine höchsten Triebe verneinte. Du bringst mir das Leben zurück — du und deine Kunst!"

Aber als nun die betreffende Nummer herauskam, da brach ein Sturm unter den Freunden los, den er in solcher Stärke doch nicht erwartet hatte.

Es war in der Wohnung der Brose, wo die Geister aufeinander platzten.

Die Brose hatte es kommen sehen.

Sie wollte Bettina den Anblick eines Kampfes ersparen, dessen Widerwärtigkeiten sie vorausahnte. Aber Bettina wich nicht.

Es war ganz still, als Heinsius die Sitzung eröffnete.

Er erklärte, und auf seinen Backenknochen brannten rote Flecken, er habe beim Lesen des Artikels zunächst einen Blick auf den Kalender geworfen und sich überzeugt, daß Fasching sei. Und wenn dieser Aufsatz nichts weiter als eine Parodie, einen Fastnachtsscherz bedeute, so könne man ja von ihm zur Tagesordnung und ernsthafteren Dingen übergehen.

Alle sahen nun gespannt Thomas an, auf dessen Gesicht sie jedoch keine Veränderung wahrzunehmen vermochten.

„Ich finde die Art des Angriffes," antwortete Thomas in ernster Ruhe, „nicht würdig. Will mir Heinsius eine Brücke bauen? Oder will er mich verhöhnen? Ich weise das eine wie das andere zurück. Die Sache ist mir zu heilig, als daß ich sie auf solche Methode behandeln könnte. Ich habe eine Entwickelung meines inneren Menschen ausgedrückt — denn," fügte er nachdenklich hinzu, „jetzt erst ist mir der Begriff ‚Mensch' klar geworden. Mir kommt es vor, als ob ich all die Zeit in einem Irrgarten der Erkenntnis gewandelt wäre. Wenn ich große Beispiele anführen werde, so lehne ich von vornherein den Vorwurf ab, daß ich mein kärgliches Thun und Handeln auch nur vergleichen wollte mit denen, die mir vorbildlich waren. Es kam der Tag," fuhr er mit gedämpfter Stimme fort, und dabei sah er Bettina unverwandt an, „wo der Buddha und der Christus erkannten, daß sie nicht mit Selbstkasteiungen und Askese ihr Ziel erreichen würden. So verließ Buddha die Wälder von Uruwela und Christus die Wüste ... All die Jahre habe auch ich den Menschen in mir kasteit, die Freiheit gepredigt, ohne sie eigentlich verstanden zu haben. Ich gehe den Weg der Wahrheit und des Lebens, wenn ich umkehre. Ihr sollt mich darum nicht schelten," sagte er bittend, „denn was ich schrieb, schrieb ich in Ehrfurcht vor euch. Ist es denn nicht möglich, daß auch ihr die Brücke betretet, auf der ich nunmehr stehe ...?"

Während Thomas sprach, hatte Fründel nicht den Blick von ihm gelassen. Seine Miene hatte etwas Fanatisches, Triumphierendes und geradezu Niederträchtiges. Sie schien auszudrücken: Da seht ihr's, wie recht ich gehabt habe! Nun ist er in seine eigene Falle gegangen.

Er hatte sich von seinem Platz erhoben und war dicht an Thomas herangetreten, um ihm zu erwidern.

Aber Heinsius, dessen Züge streng und von innerer Erregung beherrscht waren, kam ihm zuvor.

Seine Stimme klang hart und trocken.

Nach jedem Satze machte er eine Pause und wischte sich den Schweiß von der Stirn. „Ich bin leider nicht im stande," entgegnete er, „auf den versöhnungsseligen Ton, der soeben angeschlagen wurde, einzugehen. Das ist für mich eine Fülle von tragischer Ironie. Der Artikel bedeutet für mich nicht mehr und nicht weniger als einen Treubruch, eine Felonie ... Jahrelang hat man dazu gebraucht, um sich von Formeln und Dogmen frei zu machen. Endlich ist man so weit, diesen Ballast von sich zu werfen, gemeinsam für die Ideen der Zukunft den Acker zu bestellen ... und da kommt einer, dem man blindes Vertrauen geschenkt hat, wärmt den alten Kohl von neuem auf, schmalzt und salzt ihn und setzt das üble Gericht den Gläubigen vor! Wenn irgend ein Idiot diese Phrasen auftischte, denn für mich sind das nur Phrasen, so wäre das bedeutungslos. Aber wenn Sie Ihre Autorität in die Schale werfen und den Lesern, die vertrauensvoll das Blatt in die Hände nehmen, einen solchen sentimentalen Wust vorsetzen, so müssen Sie Verwirrung stiften! Ich werfe Ihnen Unredlichkeit gegen uns vor; denn der ‚Festsaal' wird auch von uns vertreten, und diejenigen, die ihn lesen, müssen zu dem Glauben kommen, daß Sie in unser aller Namen sprechen. Das Renegatentum freier Geister wird mir aus Ihrem Falle klar! Ich begreife jetzt, daß es Menschen giebt, deren vermeintliche Stärke nur ein Selbstwahn, ein Aushängeschild ihrer inneren Schwäche ist. Es kommt die Stunde, wo sie kläglich umfallen! Ich kann keine Versöhnungspolitik treiben," schloß er, und seine Stimme schien überzuschlagen; „denn hier handelt es sich nicht um Meinungsverschiedenheiten, hier ist ein Gegensatz, der scheidet und trennt! ... Wir treten nicht auf Ihre Brücke, deren Pfeiler morsch sind. Und es ist wieder eine Ihrer Wahnvorstellungen, wenn Sie sich als Brückenbaumeister aufspielen! ... Die Brücke steht seit uralten Zeiten! Immer und immer

wieder wird sie von den Schwachen und Einfältigen benutzt ..."

Er brach ab und sah Thomas mitleidig und sarkastisch an.

Dem war zu Mute, als ob eine Mauer, die ihm bisher Halt und Stütze gewährt hatte, hinter ihm zusammenbrach. Es wurde einen Augenblick dunkel um ihn.

Er seufzte in sich hinein.

Nein, nein, ich hatte mir doch nicht vorgestellt, daß es so schwer sein würde, dachte er bei sich. Laut aber sagte er: „Wogegen soll ich mich zuerst verteidigen? Ihr blickt mit drohenden Gesichtern auf mich, und wie einen Angeklagten, wie einen Verbrecher behandelt ihr mich! Was wollt ihr von mir? Die Freiheit der Persönlichkeit ist euch das Höchste, so sagt ihr wenigstens; und nun stellt einer Sätze auf, die euch unbehaglich sind, die ihr im Augenblick vielleicht nicht zu fassen vermögt, und laut ruft ihr: Haltet den Dieb! Ich soll unredlich sein! Ich wußte doch, daß ich diese Kämpfe mit euch ausfechten müßte. Aber ich glaube und glaube ein unverbrüchliches Recht zu haben, zu denen zu reden, die bisher meine Stimme vernommen! Sie irren, Heinsius, wenn Sie glauben, mich in Harnisch und Zorn zu bringen. Und ebensowenig werden Sie mich einschüchtern können. Ich bin ein Stein im Rollen, ich muß zu meinem Ziele," sagte er langsam und träumerisch, „niemand ... nein, niemand kann mich aufhalten! Sie verwechseln und werfen alles durcheinander! Sie verstehen mich nicht — das muß wohl an mir liegen," setzte er gleichsam entschuldigend und demütig hinzu. „Ich weiß ja, wie sauer mir selbst der Weg geworden ist, den ich gegangen bin. Ich fühle mich auch nicht als Baumeister, beileibe nicht! Die großen Führer habe ich genannt. Ich bin ein unbeträchtlicher, bescheidener Mensch! Wenn ich etwas für mich in Anspruch nehmen darf, so ist es der Drang zur Ehrlichkeit! Viele der Gedanken, die ich angedeutet und noch weiter auszuführen habe, müssen wohl in all den Jahren langsam in mir gewachsen sein. Ich schäme mich nicht, es einzugestehen, daß ich in dem von mir festgelegten Sinne eine religiöse Natur bin. In mir ist," sagte er leise, „auch viel Mystik! Alles das habe ich gewaltsam lange Zeit zu unterdrücken gesucht. Ich wähnte, euer Weg sei der richtige! So kämpfte ich gegen mein eigenes Erwachen an. Ich ließ mich von Ihnen, Heinsius, bethören. Unter dem Feldgeschrei ‚Freiheit, Freiheit!' ließ ich mir ausreden, daß die Kunst etwas sei, das man beiseite schieben, das man mißachten müßte. Heute weiß ich, daß die echte Kunst zu den wahrhaftigsten und elementarsten Lebensäußerungen des Menschen gehört, daß sie einen wesentlichen Bestandteil seiner religiösen Naturveranlagung ausmacht. Ich sehe auch keinen Grund ein, daß ihr mit Steinen auf mich werft! Ihr wollt mit mir brechen, nachdem wir jahrelang zusammengehalten haben! Ich bitte euch," sagte er und lächelte beinahe furchtsam, „laßt davon ab!"

Bei diesen Worten begegnete sein Auge dem Fründels.

Er senkte erschreckt den Blick. Eine tiefe Trauer befiel ihn. Er sah in den Zügen des Mechanikers nur blinden feindseligen Haß.

Und als ob es ihn selbst drängte, das ihm drohende Ungewitter zu entladen, verschränkte er die Arme, verzog sonderbar sein Gesicht, kniff ein wenig die Augen zusammen und sagte: „Sprechen Sie nur, Fründel, ich fürchte auch Sie nicht!"

Der Mechaniker musterte ihn verächtlich. „Sie haben sich ein wenig in uns getäuscht," entgegnete er. „Wir lassen uns nicht wie die Gimpel fangen und einschüchtern! Übrigens bin ich für mein Teil nicht verwundert. Ich habe das alles vorausgesehen. Genau so mußte es kommen! Ich verzichte auch auf Diskussionen mit Ihnen! Für mich sind Sie ein Verlorener! Ein Überzähliger! Ein Mann über Bord!" Er machte eine kleine Pause. „Ich bin nur erstaunt," begann er dann wieder, und nun kaute er jedes Wort gleichsam hervor und betonte es eigentümlich, „mit welchem Verständnis und mit wie scharfem Erfassen Sie Stirner, Dühring, Nietzsche gelesen haben! Diese Menschen haben die Sklavenmoral für denkende Leute zerstört, die Legende vom Christentum in ihre absurden Bestandteile aufgelöst. Und was Dühring anbelangt, so hat er dem Buddhismus, auf den Sie, wie es scheint, ebenfalls hereingefallen sind, mit ein paar grausamen Begleitworten eine klägliche Grabstätte bereitet! Er hat, wenn ich mich

recht erinnere, in einem Buche, das ‚Der Wert des Lebens‘ heißt, die jämmerliche Lebensfeindlichkeit dieser sogenannten religiösen Anschauungen in ihrem Kern getroffen! Und nun tischen Sie uns diesen Salm auf! Wir danken Ihnen schönstens! Die Mahlzeit mögen Sie allein verspeisen! Wir essen nicht mit! Wir sind auch gegen die geistige Blutvergiftung! Die Unehrlichkeit, von der Heinsius sprach, dokumentiert sich für mich nicht am wenigsten in dem Punkte, daß Sie die Dreistigkeit gehabt haben, in Ihrem Mischmaschaufsatz zwischen sich und Stirner eine Beziehung zu finden! Das ist der Gipfel der Unverfrorenheit und heillosesten Verwirrung!“

„Sind Sie fertig?“ fragte Thomas. Er war jetzt um einen Schatten bleicher geworden.

„Es lohnt mir nicht, mehr zu sagen,“ erwiderte der Mechaniker wegwerfend. „Es hat nämlich keinen Zweck,“ fügte er hinzu.

Thomas Truck richtete sich gerade auf. „Nach dieser Erklärung wende ich mich nicht mehr an Sie, sondern an die übrigen. Ich habe nur zu bemerken, daß mich solche Angriffe nicht treffen. Sie machen mich tachen und lassen mich kalt! Aber eines möchte ich betonen: So weit wie der Autoritätsglaube meines früheren Mitstreiters Fründel geht, reicht der meinige nicht! Mein Erkennen macht vor keiner Autorität Halt! Daß ich es rund herausjage: Ich halte die Beurteilung Christi sowohl bei Stirner, Dühring wie Nietzsche für einen verhängnisvollen Irrtum! Und gerade hier sehe ich das Brüchige in dem Denken dieser Forscher. Wie klein, eng und beschränkt haben sie Christus angesehen! Ich begreife es schlechthin nicht, daß Männer von ihrer geistigen Veranlagung ein solches Zerrbild von der Erscheinung Christi entwerfen konnten. Ich habe die Überzeugung, daß sie niemals die Evangelien gelesen haben, daß sie mit vorgefaßten Schuljungenansichten an die Betrachtung und Beurteilung dieses Ewigen, Einzigen herangetreten sind. Und nun habe ich nur noch folgendes zu bemerken: Mit vollstem Bewußtsein habe ich die Beziehung zwischen mir und Stirner aufgestellt. Denn Ihr Max Stirner, der den reinen Egoismus predigt, sagt an einer Stelle — ich habe die Worte auswendig gelernt,“ rief er mit leuchtenden Augen, „weil sie für mich ein Wegweiser und ebenfalls eine Brücke waren —: ‚Soll ich etwa an der Person des anderen keine lebendige Teilnahme haben, soll seine Freude und sein Wohl mir nicht am Herzen liegen, soll der Genuß, den ich ihm bereite, mir nicht über andere, eigene Genüsse gehen? Im Gegenteil. Unzählige Genüsse kann ich ihm mit Freude opfern. Unzähliges kann ich mir zur Erhöhung seiner Lust versagen, und was mir ohne ihn das Interesse wäre, das kann ich für ihn in die Schanze schlagen, mein Leben, meine Wohlfahrt, meine Freiheit. Es macht ja meine Lust und mein Glück aus, mich an seinem Glück und an seiner Lust zu laben, aber mich, mich selbst opfere ich ihm nicht, sondern bleibe Egoist und — genieße ihn.‘ So zu lesen zweite Auflage, Seite 299. Und eine Seite später: ‚Ich liebe die Menschen auch, nicht bloß einzeln, sondern jeden. Aber ich liebe sie mit dem Bewußtsein des Egoismus. Ich liebe sie, weil die Liebe mich glücklich macht; ich liebe, weil mir das Lieben natürlich ist, weil mir's gefällt. Ich kenne kein Gebot der Liebe.‘“

Nun machte Thomas eine kleine Pause und sah mit einem prachtvollen, ironischen Lächeln, wie wir es uns wohl bei Christus vorstellen mögen, wenn die Jünger mit ratlosen Mienen und verständnislosen Fragen ihn quälten, oder bei Sokrates, wenn die Schüler seines Wesens Hoheit nicht begriffen, den Mechaniker an.

„Was ist das anderes,“ fragte er, „als Nächstenliebe, die aus der höchsten Selbstliebe fließt? ... Was ist das anderes als eine Äußerung des selbstbewußten Ich, das sich im Zusammenhang und in der Gemeinschaft mit den anderen Wesen fühlt und empfindet? ... Trotz verschmitzter Dialektik und aller sophistischen Klügeleien hat auch in diesem Menschen eine dunkle Ahnung von dem geheimnisvollen All-Ich gelebt. Und es ist kein Zufall, wenn dieser arme, verhungerte Schulmeister, der olle Schranken durchbrach und in die Einsamkeit des klaren Denkens flüchtete, von dem ‚Verein der Gleichen‘ spricht. Vielleicht,“ fuhr Thomas leise fort, „hätte sich ihm das Rätsel des Daseins entschleiert, wenn er nicht jedwedes Ding als

Realpolitiker geschaut hätte, wenn er nicht gekommen wäre, um aufzulösen, anstatt zu erfüllen. In jedem Falle aber war es mein ehrliches Recht, mich auf ihn zu berufen. Und wenn mir schließlich als bitterster Vorwurf der entgegengeschleudert wird, daß ich alte Dinge auftischte, so antworte ich: die Wahrheit ist uralt und urewig! Und der Gedanke, den ich selbständig und im Innersten durchgearbeitet, gehört mir, wird mein geistiger Besitz, mein Eigentum, auch wenn er vor mir klar formuliert worden ist. Das nämlich," schloß er, „ist eines der seltsamsten geistigen Phänomene, daß dem suchenden Menschen sich plötzlich von allen Seiten diejenigen aufdrängen, auf Schritt und Tritt ihm begegnen, die vor ihm gesucht und gefunden haben. Nur eine enge Seele kann das verstimmen! Der andere wird den Kopf höher heben und nur freudig bewegt sein, wenn er seine Wahrheit durch fremde Erkenntnis bestätigt findet!"

Er atmete tief auf, und wieder sah er zu Bettina hinüber, die angstvoll an seinen Lippen hing.

Fründel nahm seinen Hut. „Für mich ist hier kein Platz mehr," stieß er rauh hervor. „Sie sind ein Prestidigitateur! Sie sind ein Jongleur und Taschenspieler! Sie werfen die Worte wie Bälle in die Luft, daß einem vor den Augen schwindlig wird und man nicht mehr folgen kann. Ich habe genug von Ihnen!" Sein Gesicht war wutverzerrt, und gleichzeitig blinzelte er in nervösem Zorn beständig mit den Augen.

„Das Streiten hat wirklich keinen Zweck," sagte Lissauer. „So viel ist klar geworden, wirr kennen nicht mehrr zusammengehen." Auch sein Gesicht hatte etwas Strenges und Fanatisches.

Heinsius erhob sich ebenfalls. „All mein Leben habe ich gerungen," sagte er finster, „ich falle nicht um, nun, wo es bei mir zum Sterben kommt! Ich sinke nicht zurück! Ich gebe keinen Deut meiner Freiheit auf! Ich warte auf den Tod und sage ihm: Ich fürchte dich nicht, denn ich bin frei!" Ein Hustenanfall schnitt ihm für eine Weile das Wort ab. Sie blickten besorgt auf ihn. Er sah so jammervoll aus. Alles in seinem gebrechlichen Körper schien zu wanken und aus den Fugen zu gehen.

Dennoch wandten sie sich rasch ab. Sie wußten, daß jedes Mitgefühl ihm peinlich war.

Als er endlich zur Ruhe kam, sagte er, und Thomas schien es, als ob er dabei schmerzhaft lächelte und ihn wunderlich anblickte: „Gefühl ist Ballast, ein Mensch wie ich braucht leichtes Gepäck!"

Fründel und Heinsius gingen zur Thür. Auch Lissauer und Blinsky rüsteten sich.

Lissauer reichte ihm die Hand. Der kleine bucklige Mann mit der Utopistenstirn und dem glatt zurückgekämmten Haar zitterte auf einmal. „Ich will … ich will nicht weich werden," statterte er. Und während er zur Seite schielte, fuhr er fort: „Ich will mich nicht verwirren lassen; nein, nein, das geht nicht," sagte er heftig. „Man hat so lange an sich gearbeitet — und das alles soll umsonst … soll Thorheit gewesen sein? … Nein … nein … nein! … ich will nicht!" Und mit beiden Händen hielt er sich die Ohren zu, als könne er keinen Einwand mehr hören.

Auch der kleine Blinsky wollte ein Wort des Abschieds reden. Er machte ein paar Ansätze dazu, aber das Wort blieb ihm im Halse stecken. Er wurde puterrot, als ob er einen Knochen verschluckt hätte und krampfhaft würgte. Schließlich gab er Thomas nur wortlos die Hand und folgte den anderen.

Als die Thür sich hinter ihnen geschlossen hatte, entfernte sich auch die Brase. Aber ihr Blick sagte deutlich: Ich halte zu dir — und wenn alles weicht!

Und nun waren Thomas und Bettina allein.

Sie standen sich tiefernst gegenüber.

Die Augen Bettinas strahlten eine wunderbare Helligkeit aus.

Dieser blasse Mensch in seiner ärmlichen Kleidung, die an dem müden Körper nur so hing, mit der reinen Stirn, dem blutenden Lächeln um die zuckenden Lippen, dem in sich gekehrten Blick hatte sie durchleuchtet.

Das war der Thomas, dem sie als Kind im Garten zugejubelt und Kränze ins Haar geflochten. Das war der Thomas, an dem sie mit wehem Herzen all die Jahre gehangen hatte. Ihr Elend und Gram schienen ihr in dieser Stunde gering, lagen weit, weit hinter ihr.

Ihr war es, als ob er sie aufgeschlossen hätte, als ob sie erst jetzt in sich zu blicken vermochte. Sie, sie allein begriff ihn; sie ahnte ihn wenigstens.

Er war untergetaucht in den Strom des Lebens, bis in seine Tiefen und Abgründe hatte er ihn durchforscht, an Steinen sich blutig und wund gerissen. Schlamm und Tang hatten sich an ihn gelegt, ihn umschlungen. Aber die Wellen hatten ihn wieder in die Höhe getragen, und sein Körper strahlte in Reinheit.

„Du ... du!“ flüsterte sie.

Und in diesem „du“ lag ihre starke Liebe. Da sah er sie groß und voll an.

Ihr dünkte es, als ob seine Augen heller würden und sich weiteten, als ob sein schlanker Körper nach wüchse. Und seine Stimme klang ihr wie nie gehörte Musik, die sie durchdrang und alles in ihr auslöste bis in die letzten und geheimsten Zusammenhänge: Leid und Jubel ...

„Sie fallen von mir ab, du siehst es! Sie fallen von mir ab wie die Regentropfen vom Baume! Sie stoßen mich von sich wie einen räudigen Hund! Nun bin ich einsamer denn je ... ich friere nicht! ... ich sehe ins Licht ... ich wandle im Licht! ... das Licht blendet mich nicht! ... du bist bei mir — und alles um mich ist hell!“

Er hielt eine Sekunde inne.

Ganz leise und gedämpft brachte er mehr für sich hervor: „Im ‚Festsaal‘ brennen alle Kerzen ... sie brennen in weißen Leuchtern.“ Dann beugte er sich zu ihr herab und küßte sie mit keuschem Munde. „Ich lasse dich nicht,“ sagte er, und seine Stimme klang groß und fest.

* *
*

Die Josefa maß Liers mit einem höhnischen Blicke.

Sie weidete sich an seiner hoffnungslosen Liebe. Sie, die so gequält wurde, empfand eine grausame Genugthuung, auch einen anderen leiden zu sehen. Im übrigen kümmerte sie Liers' Zustand nur wenig. Hinter ihrer Stirn hatte all die Wochen hindurch nur ein Gedanke beständig gearbeitet und von ihr Besitz genommen.

„Das sind ja Phrasen,“ sagte sie unvermittelt. „Sie reden sich das ein!“ Und indem sie in ein niederträchtiges, leises Gelächter ausbrach, setzte sie mit einer verkniffenen Miene hinzu: „Das sind Zwangsvorstellungen, mein Lieber!“

Liers blickte überrascht empor. „Woher haben Sie denn den Ausdruck?“ fragte er.

„Das thut ja nichts zur Sache,“ entgegnete sie.

„Wie können Sie denn behaupten, daß ich Sie belüge? Was für Beweise haben Sie dafür?“ Und bitter fügte er hinzu: „Wie schlecht verstehen Sie sich auf andere!“

Sie griff eines seiner Worte auf: „Beweise ...“ Sie hob die Achseln empor und betrachtete ihn halb neugierig, halb mißtrauisch von der Seite. „Ich habe eben gar keine Beweise,“ sagte sie dann geringschätzig. „Sie müssen doch nicht glauben, daß Ihre Worte auf mich Eindruck machen! Für so einfältig müssen Sie mich doch nicht halten! An der nächsten Ecke schwatzen Sie dasselbe Zeug einer anderen vor! Unsereins wird mit der Zeit helle!“

„Das ist einfach Verleumdung!“

Sie warf die Lippen auf. „Denken Sie, ich finde es hübsch, daß Sie so gegen Ihre Frau handeln? ... Glauben Sie, ich werde Ihre Frau betrügen? ... Es genügt, wenn Sie es thun!“

Er wurde blaß vor Zorn. „Kommen Sie mir doch nicht mit so kindischen Dingen!“

„Kindisch?! Ich finde es reizend, daß Sie das kindisch nennen!“

Er blieb stehen. Sein müdes Gesicht wurde auf einmal straff. Er stampfte energisch mit dem Fuße auf. „Ich will nicht, daß Sie sich über mich lustig machen! Mit meiner Frau hat die Geschichte nicht das mindeste zu schaffen. Es ist ein Unglück, daß ich Sie liebe; glauben Sie, ich weiß das nicht? Es wäre noch größer, wenn ich mich dagegen wehren wollte. Was Ihre Moral dabei soll — verstehe ich nicht! ... Ach was, das wissen Sie so gut wie ich ... Man kann doch nicht an sich selbst zum Verbrecher werden!“

Sie horchte auf. „Diese Dinge sind sehr moralisch,“ entgegnete sie. „Das Gegenteil laß ich mir nicht weismachen! Übrigens, was meinten Sie denn mit Verbrecher an sich selbst werden?“ Ihr Ton klang gespannt.

„Damit meine ich," antwortete er langsam, „daß man um eines anderen willen nicht seine eigene Existenz aufgeben kann und darf!"

„Hm," machte sie. „Und Sie lieben mich also wirklich? Das ist kein Scherz?"

Er sah sie nur an und erwiderte nichts.

„Ja, was würden Sie denn für mich thun? Man thut doch etwas für den, den man liebt!"

„Alles!"

„Das ist viel," sagte sie halb spöttisch, halb ernsthaft. „Würden Sie beispielsweise mit mir sterben?"

„Nein! Ich will mit Ihnen leben!"

„Sind Sie von Hause aus ängstlich?"

„Absolut nicht!"

Eine lange Weile schwieg sie jetzt. „Wollen Sie sich denn von Ihrer Frau trennen?" nahm sie dann das Gespräch wieder auf.

Er stutzte. „Wozu fragen Sie mich das? Wir sind ja noch gar nicht so weit!"

„Ah," antwortete sie, „das ist prachtvoll! Sie weichen schon jetzt aus! Ich finde das neckisch! Bilden Sie sich denn ein, daß ich noch einmal mit mir werde spielen lassen?"

„Ich werde nicht mit Ihnen spielen! Ich bin im stande, alles für Sie zu opfern!"

„Und wenn ich Sie beim Wort nähme?"

„Thun Sie's!"

„Wenn ich von Ihnen verlangte ..." Sie sprach nicht weiter. Sie kämpfte ein paar Minuten mit sich selbst. Immer wieder sah sie ihn prüfend an, ob sie ihm trauen könnte.

Sie waren, ohne es zu wissen, an der Königin-Augusta-Straße angelangt, deren kahle, mit Eiskrusten bedeckte Bäume ebenso wie die Lichter der Laternen im Kanal sich spiegelten. Sie blieben beide stehen und sahen schweigend in das Wasser.

Plötzlich nahm sie seine Hand. „Würden Sie um meinetwillen ... wären Sie im stande, wenn ich Ihnen alles verspräche, etwas zu thun ... etwas, das ..." Wieder brach sie ab.

„Ach, das ist ja Unsinn! Das ist ja Schwindel! ... hinter dem Gerede steckt noch nicht so viel!"

Sie knipste Daumen und Zeigefinger zusammen. Dabei sah sie ihn fieberheiß an.

„So sprechen Sie doch," drängte er unruhig. Ihr seltsames, flackerndes Wesen hatte sich ihm mitgeteilt. „Sprechen Sie getrost," wiederholte er.

„Gut!" Ihr Gesicht bekam einen ehernen, entschlossenen Ausdruck. Sie zog ihn dicht an sich heran. „Die Sache ist die," sagte sie heiser, „ich kann nicht existieren, solange der Mensch atmet ... ich bin es nicht im stande, hören Sie! ... Ich weiß das seit Wochen ... mit einem Worte, dieser Mensch muß fort!"

Er war entsetzt zurückgewichen. Mit einem Male begriff er sie. „Ich soll ..." stammelte er bleich und verstört.

„Ja," antwortete sie hart.

Etwas Furchtbares ging in ihm vor. Er hielt sich die Hände vor die Augen. Dann ließ er die Arme schlaff sinken und blickte mit hoffnungsloser, verträumter Miene zu ihr auf. „Nein, nein, das kann ich nicht," brachte er ganz leise und demütig hervor. Und etwas lauter fügte er hinzu: „Um Gottes willen, Josefa, machen Sie sich nicht unglücklich!"

Sie brach in ein irres Gelächter aus.

Es war so unartikuliert und währte so lange, daß ihm unheimlich zu Mute wurde. Er packte sie am Arme, als wollte er sie auf diese Weise zur Besinnung bringen.

Endlich faßte sie sich. „Sie sind also wirklich darauf reingefallen," sagte sie, und ihre Augen brannten wie die eines wilden Tieres. Sie kniff sie einen Augenblick so eigentümlich zu, daß er nur einen schmalen Streifen der Hornhaut und ein Pünktchen in ihren Pupillen zu sehen vermochte. „Ich finde Sie furchtbar komisch," sagte sie dann und reichte ihm zum Abschied ihre Hand, die kalt und feucht war.

(Schluß folgt.)

84



Hohkönigsburg: Blick auf Hochschloß mit Brunnenturm und Hauptthor



Die Hohkönigsburg bei Schlettstadt im Elsaß.

Von

Bodo Ebhardt.

Die Hohkönigsburg im Elsaß ist im Mai 1899 von der Stadt Schlettstadt Seiner Majestät dem Kaiser geschenkt worden und damit in den Vordergrund des Interesses getreten. Schon längst aber hätte sie verdient, mehr gewürdigt zu werden, als dies bis heute geschehen ist, ist sie doch unfraglich eines der schönsten und großartigsten Bauwerke, welche uns aus den Zeiten des deutschen Mittelalters erhalten geblieben sind.

Merkwürdigerweise haben sich die Franzosen in der Zeit, als sie das Elsaß beherrschten, mehr für die prachtvolle Burg interessiert als die Deutschen seit 1870; nicht zum wenigsten hängt dieser Umstand vielleicht damit zusammen, daß Elsaß-Lothringen namentlich für viele Norddeutsche ein völlig fremdes Gebiet geworden war. Ja noch heute, dreißig Jahre nach der Wiedervereinigung der Länder mit dem Deutschen Reiche, fühlt sich der Norddeutsche, so verwandt ihm das Volk hier auch erscheint, doch gewissermaßen in die Fremde versetzt, wenn er das reiche Weinland betritt und dort unter gänzlich veränderten, ungewohnten Lebensverhältnissen ein fast südliches Klima kennen lernt.

Hohkönigsburg: Der Burgberg von Südwesten.

Das reiche Elsaß ist in der Geschichte häufig der Spielball der Schicksalslaunen gewesen und hat, auf der Grenze zwischen zwei Völkern gelegen, seit ältester Zeit hundert Kriege zu erdulden gehabt.

Ein getreues Bild dieser Kämpfe giebt die Geschichte der Hohkönigsburg, deren Ruinen jetzt im alten Geiste wieder ausgebaut werden sollen.

Um eine Beurteilung der Burg als Verteidigungsanlage und ihrer Bedeutung im Verhältnis zu anderen deutschen Burgen zu ermöglichen, möchte ich kurz die verschiedenen Burgformen charakterisieren. Die festen



Hohkönigsburg: Hochschloß und Bollwerke vom Südabhang gesehen.

Wohnsitze des Mittelalters — wohlverstanden die Wohnsitze einzelner Familien im Gegensatz zu den Städten — waren in ihrer Anlage zum großen Teil von der Bodenformation des Landesteiles, in welchem sie errichtet wurden, abhängig.

Wir kennen die großen Unterabteilungen der Höhen- und der Tiefburgen. Die Höhenburgen selbst zerfallen wieder in Anlagen auf den Gipfeln einzelner Bergkegel und in solche auf vorspringenden Bergnasen an Abhängen bedeutenderer Bodenerhebungen. Wir rechnen ferner zu ihnen die Höhlenburgen und die Felsenburgen, teils auf, teils in den Felsen gebaute Festen, die besonders im Elsaß und in der Pfalz nicht selten sind.

Wir zählen unter die Tiefburgen die Wasserburgen und die Sumpfburgen, abgesehen von den älteren Wallburgen, die, sobald sie von größerem Umfange sind, wohl meistens als Bauwerke ganzer Stämme anzusehen sind.

Die Hohkönigsburg nun ist eine Höhenburg. Sie liegt auf einem steilen felsigen Bergkamm, 755 Meter über dem Meer, ringsum bis an den zwei Wegstunden entfernten höheren Bergrücken des Tännchel alle Vorberge hoch überragend. Nördlich zieht sich das breite Leberthal am Berge hin, im Süden bietet die oberrheinische Tiefebene einen überwältigenden Ausblick. Während der ganze Kamm, der aus wild übereinander getürmten Felsen besteht, etwa 1000 Meter lang ist, nimmt die am Ostende gelegene eigentliche Burg nur 250 Meter mit ihren Werken ein; die am westlichen Ende befindlichen Burgreste sind heute völlig Ruine und werden schon um 1417 „Ödenburg“ genannt.

Die Abbildung S. 85 giebt ein ungefähres Bild von der Form des Burgberges. An Hand dieser eigenartigen Form und nach dem eben Gesagten finden wir, daß die Burg zu der nicht sehr häufigen Art der Burggruppen gehört, und dieser Umstand hat zu mannigfachen Erklärungen Anlaß gegeben. Unter anderem ist von Viollet le Duc behauptet worden, daß die kleinere Burg nur als ein Vorwerk der größeren zu betrachten sei. Das ist entschieden nicht der Fall. Die Geschichte zeigt uns, daß urkundlich schon im dreizehnten Jahrhundert eine große Anzahl von Besitzern auf der Burg nachgewiesen ist. Diese Mehrzahl macht es wahrscheinlich, daß die gleichzeitigen Besitzer nach und nach einen Bau neben den anderen gesetzt haben. Strategische Gesichtspunkte werden freilich gleichfalls erfordert haben, beide Bergkammenden

zu bebauen, doch scheinen die Anlagen nach den heute noch vorhandenen Resten der Frühzeit vor dem spätgotischen Umbau durchaus gleichwertig gewesen zu sein.

Im Jahre 1267 verpflichteten sich sieben Mitglieder der Familie Ratsamhausen, nicht der eine ohne die Genehmigung des anderen seinen Anteil an der Hohkönigsburg zu verkaufen, dasselbe that 1276 eine Anzahl Herren von Hohenstein, welche mit den Ratsamhausen bereits lange Inhaber der Burgen waren.

Solche gemeinsamen Besitzrechte vieler Familienglieder an einer Burganlage sind im Mittelalter nichts Seltenes. So finden wir bei einer großen Reihe von sehr bekannten Saale, eine Menge von Besitzern, denen die Nutznießung des Besitzes zustand und die dort nebeneinander wohnten. Man nannte das eine Ganerbschaft.

Auch im Elsaß war diese Art der Besitzteilung vielfach gebräuchlich, und die daraus entstehenden Bauten nahmen hier eine besonders eigenartige Form an, wenn sie auf den Sandsteinfelskämmen der Vogesen erbaut wurden. So zeigen die Grundrisse der Dahner Schlösser in der Pfalz eine Anlage, welche, gleichfalls auf einem Bergkamm erbaut, mehrere Burgen unmittelbar nebeneinander aufweist.

Ähnlich haben wir uns vielleicht die ursprüngliche Hohkönigsburg zu denken. An



Hohkönigsburg: Aufgang zum Hochschloß.

deutschen Burgen, z. B. bei der Burg Schönburg bei Oberwesel am Rhein oder bei der fränkischen Salzburg bei Neustadt an der beiden Enden des Bergkammes hat eine ganze Reihe von Bauten gestanden, welche unter sich abermals durch tief in den Felsen

gehauene Gräben getrennt woren, während die Mitte des Felsgrots frei blieb. Von diesen Einzelbouten ist die östliche Gruppe später zu der heutigen Hohkönigsburg zusommengefoßt worden, während die westliche vielleicht schon vor 1417 ganz oder teilweise dem Verfall überlossen blieb und später ihren Nachborn dadurch verhängnisvoll wurde, daß die immer noch gewoltigen Mouern den Belagerern Schutz bei etwoigen Angriffen boten.

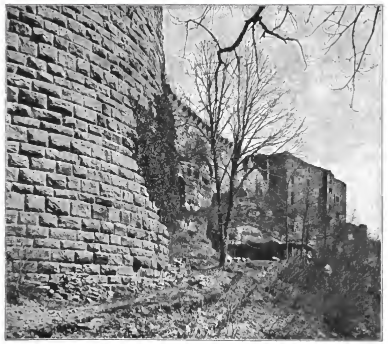
Abbildung S. 86 zeigt die Anlage der heutigen Hohkönigsburg, wie sie von unten, vom Bergabhang, erscheint, Abbildung S. 85 den ganzen Bergkamm mit beiden Ruinen von Westen gen Osten gesehen.

Ehe nun die Örtlichkeit weiter beschrieben wird, sei es gestottet, ein flüchtiges Bild der Geschichte dieses Burgsitzes zu entrollen, welcher jetzt das Eigentum des deutschen Koisers geworden ist.

Es ist bekannt, doß das Elsoß schon in römischer Zeit im Besitz einer hohen Kultur wor. Boureste ous dieser Zeit wären olso an sich auch auf diesem Burgberge nicht unmöglich. Über Burgonlogen pflegen einwondfreie Nachrichten jedoch longe nicht so weit zurückzugehen; sie fehlen ouch hier, ebenso bestimmte örtliche Spuren, nach denen man on dieser Stelle römische Anlogen vermuten könnte. Schon in einer Urkunde ous dem Johre 775 finden wir jedoch einen Berg Stoufen im Zusommenhong mit der Abtei St. Hypolite erwähnt, welche Abtei bereits in der Mitte des achten Johrhunderts gegründet sein soll; später ist ous ihr der Ort St. Pilt geworden, der zu Füßen der Burg liegt. Es könnte nun geschlossen werden, doß dieser Nome Stoufen mit einem später auf eine Burg angewondten Nomen Estuphin gleichbedeutend wor, besonders da diese Burg gleichfalls mit St. Pilt zusommen erwähnt wird. Von der Existenz der Hohkönigsburg als solcher ist dogegen noch keine Rede. Zweihundert Jahre später, im Jahre 1080, erhielt Friedrich von Büren, ein Vorfohr der hohenstaufischen Koiser, mit der Hond der Tochter Koiser Heinrichs IV., Agnes, dos Herzogtum Schwoben und durch Erbschaft von seiner Mutter Adelheid reiche Besitzungen im Elsoß. Nun wird weiter berichtet, daß im elften Johrhundert Friedrichs von Büren Mutter, Adelheid von Hohenlohe, geb. Gräfin von Egisheim, in Schlettstadt eine Kirche und Priorei „Zum heiligen Glauben“ gründete und dobei bestimmte, doß die Schutzvogtei einer Fomilie Staufen vorbeholten bleiben sollte. Wor das die Familie der Gründerin, die Hohenstaufen, oder ein vielleicht nach dem bereits früher erwähnten Berge Stoufen zwischen



Hohkönigsburg: Hauptthor und Hochschloß vor den Ausgrabungen.



Hohkönigsburg: Blick aus dem südlichen Zwinger auf das Hochschloß.
(Mit Genehmigung von Wilhelm Ernst u. Sohn, Verlag für Architektur und technische Wissenschaften in Berlin.)

St. Pilt und dem Weilerthal genanntes elsässisches Adelsgeschlecht?

1148 beansprucht der Abt von St. Denis eine Burg Estuphin, in welcher zwei Hohenstaufen Türme besitzen, für das Kloster St. Denis. Man nimmt an, daß Estuphin und das spätere Hohkönigsburg — Kunegesburg kommt zuerst 1192 vor — identisch sei, da in Lehensurkunden einmal Estuphin, das andere Mal Kungsberg in demselben Zusammenhange erwähnt wird. Jedenfalls war Hohkönigsburg im dreizehnten Jahrhundert lothringisch.

Die Besitzung lag jedoch außerhalb der eigentlichen lothringischen Grenzen, und der Herzog von Lothringen belehnte den Landgrafen des Unterelsaß, von Werd, damit, und dieser nahm abermals als Unterlehnsträger die Familien Ratsamhausen und Hohenstein an, die sich auch von Kunegesburg genannt haben mögen.

Die Familie von Werd, als eigentliche Lehnsträgerin der Lothringer, war in der Mitte des dreizehnten Jahrhunderts dem Aussterben nahe. Während der Minderjährigkeit des einzigen noch vorhandenen Grafen vom Elsaß, Heinrich von Werd, wurde daher ein gewisser Kuno von Bergheim zeitweiliger Inhaber der Burg Estuphin und des Ortes St. Pilt. Kuno von Bergheim blieb aber verpflichtet, die Burg dem Grafen von Werd, nachdem dieser mündig geworden war, zurückzugeben.

Der letzte Graf von Werd übergab 1336 mit seinen elsässischen Besitzungen die Hohkönigsburg seinem Schwiegersohn, einem Grafen von Öttingen. Diese Familie, deren Hauptbesitzungen weit jenseits des Rheines lagen, versuchte sehr bald, sich der fernliegenden Herrschaft dadurch zu entledigen, daß sie dieselbe verschiedenen Fürsten zum Kauf anbot, so Karl IV., Kaiser von Deutsch-

land, dem Bischof Johann von Straßburg und zwischen 1350 und 1360 laut einer erhaltenen Urkunde auch dem Erzherzog von Österreich.

Die Urkunde lautet: „Wir Ludwig, vnd Friderich gebrüder Grafen von Ötingen, vnd wir Graf Ludwig des egenanten Graf Friderich von Öting iune. Veriehen vnd tun kunt offentlich mit diesem brief allen den, die in sehent oder horent lesen, daz wir, mit wol bedachten müt, vnd nach gutem rat vnserr vreunt, zu der zeit, da wir ez wol getun mochten, dem Hochgeborn Fürsten Hertzog Albrechten ze Österreich ze Steyr, vnd ze Kernden, vnserm gnedigen Herren, vnd seinen erben, verchoust haben vnser Lantgrafschaft zu Nydern Elsazze, vnd waz dartzu gehort, die purg Franchenburg, die purg Kunigsperg, die Stat datz sand Polten, die purg Werde, die Stat Erstain, die Purg Gaysselpoltzhain, die Purg Weyrspurch u. s. w., als si von erbschaft an vns chomen sind, wie daz genant ist, Vnd achtzehen Hundert



Hohkönigsburg: Blick vom großen Bollwerk auf das Hochschloß.

phunt phenning geltes Strazpurger münzze in derselben Lantgrafschaft als der Länder sit vnd gewonhait ist. Umb funftzig tausent phunt alter haller phenning u. s. w. Wienn, an Tinstag nach sand Mathias tag, anno domini MCCC...."

Es erscheinen dann der Bischof von Straßburg und der Erzherzog von Österreich beide mit Ansprüchen auf den Besitz der Feste und



Hohkönigsburg: Hochschloß von Süden.

der dazu gehörigen Besitzungen, während andererseits der Herzog von Lothringen als oberster Lehnsherr Einspruch gegen einen Verkauf erhob, der seine Lehensoberheit beeinträchtigen könne. Aber alle diese Veränderungen und Wirren scheinen nicht verhindert zu haben, daß währenddem die Herren von Ratsamhausen und von Hohenstein nach wie vor im eigentlichen Besitz der Burg und Bewohner derselben blieben. Jedenfalls kommen sie bis ins fünfzehnte Jahrhundert im Zusammenhang mit der Hohkönigsburg in Urkunden vor.

So heißt es im Reichsregistraturbuche zu Wien vom Jahre 1417: „Item an dem andern (2.) tag des Meyen sind verlihen Jeratheus von Ratzenhusen die nachgeschriben lehen mit namen die burg zu dem Stein mit allen rechten vnd zugehorungen, item zween höue zu Ottenrode u. s. w. item ein drittevle an der Ö d e n b u r g zu Kunigsberg." Oder in der Lehensurkunde selbst vom Jahre 1442: „Wir Fridrich u. s. w. Bekennen u. s. w., das fur vns komen ist Heinrich von Hohenstein ritter, vnser vnd des richs lieber getreuer vnd vns demutiklich gebeten hat, das wir ime vnd Heinrich von Hohenstein vitztumen seine gevettern dise nachgeschriben lehen vnd gutere die von vns vnd dem rich zu lehen rurent in gemeinschaft verlihen gnediklich geruchten, a l s s y e v n d i r e v o r d e r n v o n r o m i s c h e n K e i s e r n v n d K u n i g e n v n s e r n v o r f a r n a m r i c h i n g e m e i n s c h a f t e n t p h e n g l i c h h e r b r a c h t h a b e n m i t n a m e n K o n i g e s p e r g h d a s s l o s s e mit seiner zugehorungen" u. s. w.

Diese Urkunden sind besonders wichtig, da sie beweisen, daß die Burg jetzt wieder unmittelbar von Kaiser und Reich abhing. Die erste von 1417 läßt durch ihre Benennung der westlichen Burg als Ö d e n b u r g eine vorausgegangene Zerstörung dieses Baues vermuten. Nach den Bauformen gehörte der noch in Ruinen erhaltene Pallas mit seinen Spitzbogenfenstern der frühesten Zeit der Gotik an und erlitt keine Umbauten in anderem Stil, so daß er wertvolle Rückschlüsse auf die Ausbildung eines frühmittelalterlichen Burgbaues zuläßt, doppelt interessant neben den daneben liegenden entwickelteren Bauten der Spätgotik an der eigentlichen Hohkönigsburg.

Es war im Jahre 1446, als der König von Frankreich und der König von England



Hohkönigsburg: Blick auf das Hochschloß vom östlichen Burghof.

im Begriff standen, über die Besitzverteilung in Frankreich Frieden zu schließen, und während des vorhergehenden Waffenstillstandes ihre Söldner, die berüchtigten Armagnaken, dem Kaiser Friedrich III. zur Hilfe schickten gegen die aufständischen Schweizer Bauern. Die Armagnaken drangen auch bis auf Schweizer Gebiet vor und schlugen die Bauern einmal nach blutigem Kampfe. In Wirklichkeit lag aber ihren Führern nichts daran, dem Kaiser Friedrich Hilfe zu leisten, dagegen alles, ihre Truppen auf Kosten eines noch nicht ausgesogenen Landes zu verpflegen, und diese Räuberbanden allerschlimmster Art hausten daher mehrere Jahre mit Morden, Schänden und Brennen in dem bis dahin so gesegneten und reichen Elsaß, ohne daß das Deutsche Reich irgend etwas that, oder daß auch nur die elsässischen Stände sich zu einem einigen, kräftigen Handeln aufgerafft hätten. Jeder war vielmehr einzeln auf sich gestellt, der Adel feindlich seinen Bauern, deren Neigung zu den Schweizern er fürchten mochte, beide feindlich den Städtern, und nur die Städte selbst, besonders die größeren, waren in der Lage, sich erfolgreich zu verteidigen. Kein Wunder, daß auch die Hohkönigsburg und ihre Bewohner ganz auf ihre eigene Kraft angewiesen und daß letztere verwildert waren, und, als Dörfer und Ländereien verwüstet, deren Bauern geflohen oder erschlagen waren, ihnen nichts weiter übrig blieb, als durch die Gewalt ihrer Faust zu leben. Sie öffneten ihre Burg den Herren von Westernach, welche in fortdauernden Fehden die Landschaft verwüsteten, um so mehr, als sie mit den Städten zu keinem freundlichen Verhältnis kommen konnten. Ihre Streifereien blieben lange Zeit unbestraft. Schlecht bekam es ihnen aber, als sie auch den Kurfürsten Friedrich den Siegreichen von der Pfalz belästigten.

Der Kurfürst ließ die Hohkönigsburg wegnehmen, wie Michael Behaim in seiner Reimchronik naiv erzählt:

Hohen Kunigsperg ein vestes huß
im Elsaß gelegen daruß,
der pfaltzgraff Fridrich vnd die syn
wurden beschedigt mit vil pyn
on al redlich vrsache
bewart ihrer eren swache
Hat es auch lassen uberzogt
durch seinen undren lantuogt
vnd houbetlut in dem Elsas.
mit macht vnd gewalt geschach das
daz er daz sloß erobert
nötigel vnd dekodert (in Besitz nimmt).

Später wurde durch ein ritterliches Schiedsgericht die Sache so beigelegt, daß dem Kurfürsten in dem Anteil des Hans von Westernach (eines Ganerben der Hohenstein) das Öffnungsrecht zustehen solle, so lange Anton von Hohenstein lebe; dieser war in die Gefangenschaft der Pfälzer geraten und mußte außerdem sein Viertel an der Hohkönigsburg und ein Viertel der Stadt Bergbieten der Pfalz zu Lehen auftragen.

Verwandte der Hohenstein, die May von Lambsheim, waren 1462 in Fehde mit den elsässischen Städten und verursachten durch ihre Überfälle Straßburger und Baseler Bürger schließlich im Jahre 1462 eine Belagerung und Eroberung der Burg, die dem letzten noch erhaltenen romanischen Bau verhängnisvoll wurde. Die Burg wurde nach einer Beschießung von wenigen Tagen „zerbrochen", doch gelang es den Verteidigern, in der letzten Nacht zu entkommen.

Später, mit ihrem Hauptführer Heinrich May von Lambsheim an der Spitze, machten sie dann ihren Frieden mit den Eroberern, eine Thatsache, die darauf schließen läßt, daß die Zeitgenossen sie doch als kriegführende Partei betrachteten und nicht unbedingt als Straßenräuber, wie die Neuzeit sie oft genannt hat.

Bei der Belagerung hatten unter anderen der Erzherzog von Österreich, die Bischöfe von Straßburg und von Basel, sowie diese beiden Städte und auch der Herr von Rappoltstein zusammengewirkt, doch scheinen die Besitzrechte abermals nicht recht aufgeklärt worden zu sein.

Hohkönigsburg: Blick auf die Außenmauer des Hochschlosses mit romanischen Resten.

So war es möglich, daß der Kaiser Friedrich III. von Reichs wegen 1479 die Grafen Thierstein mit dem „zerprochen sloß Hohenkunigsperg" belehnte, das „raubenswegen an das Reich heimgefallen" war, und daß er zugleich der Stadt Straßburg befehlen konnte, diese mächtigen und reichen Grafen, die sich hervorragender Kriegsthaten in österreichischen und lothringischen Diensten rühmen konnten, bei dem Aufbau der Burg zu unterstützen. Straßburg that dies auch, indem es dem Grafen achttausend Gulden zum Bauen lieh, wofür die Stadt das Recht der Öffnung in der Burg, ein Zufluchts- und Verteidigungsrecht erhielt.

Andererseits befahl jedoch der Herzog Sigismund von Österreich seinem Landvogt im Elsaß, dem Herrn von

Rappoltstein, daß er das „niederlege“, was die Grafen Thierstein etwa gebaut hätten, ohne vom Hause Österreich belehnt zu sein. Die Grafen Thierstein gaben nach und nahmen die Burg auch von Österreich zu Lehen, doch scheint, wie wir später sehen werden, das hiermit erworbene Recht für tigen Felsblöcken gen Himmel (Abbild. S. 87 u. 88). Ein riesiges Bollwerk, ein Stück Mauer von sechs bis sieben Meter Stärke, an das sich nördlich und südlich zwei gewaltige Türme anschließen, schirmt den Bau im Westen gegen die einzige Seite, von der ein Feind wirksam angreifen konnte; da-



Hohkönigsburg: Hof mit Blick auf den Bergfried.

Österreich nur ein unsicheres gewesen zu sein.

Die Thiersteiner nun haben den gewaltigen Bau in seiner heutigen einheitlichen, schönen und mächtigen Form errichtet. Und wahrlich, ein Baumeister ersten Ranges muß das Werk geschaffen haben, so stolz, so schön und zweckmäßig und so gewaltig an Umfang erscheint es noch heute.

Außen ragen gewaltige Quadermauern über senkrecht aufeinander getürmten gewal- hinter strecken sich zwei starke Verbindungsmauern gegen Osten, die einen Garten einschließen, der auf gewaltigen Felsblöcken an Stelle früherer romanischer Wohngebäude etwa fünfzehn Meter hoch über dem Zwinger angelegt ist (Abbild. S. 86 u. 89).

Ehe man dann, von Westen nach Osten fortschreitend, an das weiter östlich gelegene eigentliche Hochschloß (Abbild. S. 90) gelangt, durchschneidet noch einmal ein tiefer Graben den Berggrat, außen unsichtbar, da

nördlich und südlich die Verbindungsmauern mit ihrem Wehrgang bis an das Hochschloß reichen. Über den Graben führte eine leichte Brücke, teilweise als Zugbrücke ausgebildet, von der ein Mauerpfeiler bei den Ausgrabungsarbeiten auf dem Grunde des Grabens wieder aufgefunden worden ist.

Das Hochschloß selbst (Abbild. S. 91 u. 92) manische Mantelmauer bestimmt wird, liegen nördlich, westlich und südlich an dem engen Burghof (Abbild. S. 94), während sich östlich auf dem hier abermals noch fünf bis sechs Meter aufsteigenden Felsen noch zwei Geschosse des alten romanischen Bergfriedes erheben.

Alle drei Bauten überraschen innen durch



Hohkönigsburg: Kapelle.

ihre künstlerisch vollendete Ausgestaltung mit Kaminen, mit Balkendecken und Gewölben.

Die größten Hallen birgt der Bau gegen Westen; hier öffnen sich im ersten Stock zwei große Fenster gegen den Hof, und die Reste reicher Bogenarchitektur im Inneren, sowie aller Zwischendecken, Kamine, Schornsteine u. s. w. lassen die alte Erscheinung völlig feststellbar erscheinen. Schon den großen französischen Architekten Viollet le Duc hat die kühne und eigenartige Konstruktion dieses Hallenbaues zu einer glänzenden Wie-

zeigt außen wenige Kunstformen. Fels und Mauer steigen hier fast vierzig Meter vom Zwinger senkrecht auf, und nur hoch oben öffnen sich Fenster und Erker nach außen. Neben den Erkern (Abbild. S. 93) zeugt ein großes dreiteiliges Fenster durch seine romanischen Formen von der monumentalen Erscheinung der älteren Burg, die 1462 zerstört wurde.

Drei vierstöckige gotische Wohnbauten ohne innere Korridore, deren Außenumfang fast ganz durch die 1462 stehen gebliebene ro-



Hohkönigsburg: Küche im Hochschloß.

man fast auf allen Bergfesten, die eine größere Besatzung aufzunehmen hatten, in steter Verlegenheit um das nötige Wasser war. Ein geschätzter Brunnenbauer zu jener Zeit war Jörg Geyer, welcher unter anderen die Brunnen zu Landskron, Morsperg, Pfirt und Belfort angelegt hatte. Franz Konrad von Sickingen ließ sich für den Cisternenbau auf Hohkönigsburg einen Cisternenmacher eigens aus Luxemburg kommen. Dies billigte die Regierung zu Innsbruck vollkommen; sie verfehlte indessen nicht, auch ihre Ratschläge in folgender Weise dazu zu geben (Schreiben vom 20. März 1568):

„Was dann die Zistern betrifft dieweil wir aus euren uns gethanen berichten vernemen, das ir ainen beruemthen zistern maister auß den lanndt Luxelburg bekhomen und denselben schon alberait vor drey wochen auf kunigsperg die arbait an die hanndt zuemen abgeferttigt habt, so lassen wir uns solches wolgefallen, haben auch den durch unns fürgenommen zistern maister darauf widerumben abreißen lassen. Wir wollen euch aber daneben nit verhalten, daß Khurz verschiener iar hie zu lanndt als zu Ernberg unnd Kuefstain zwai ansehnliche zistern in velsen gemacht, aber damit weil khain kutt oder dergleichen khunst nit helffen wellen, vil vergeblich unkosten auferloffen. Damals man gesehen, das gar khain kutt helffen wellen hat man umb ain anndern maister sehen mueßen, der hats alsdann mit gemeur, tigl unnd laimb (Ziegel und Lette) angefullt, auch das ror in der mitten mit zieglstainen gemacht; so ist auch das ror, so auf dem grund steet, und die capell genent wirdet, von ziegl und nit von gehauten

derherstellungsskizze angeregt, welche in seinem Dictionnaire abgedruckt ist.

Von großem Interesse ist hier der einzige gotische Anbau, der außen über die ursprüngliche romanische Ringmauer gegen Norden hinausgeht. Er enthält in seinem unter der Hofgleiche liegenden Kellergeschoß eine große Cisternenanlage von fünf Meter Tiefe, deren wagerechte Steinbalkendecke von zwei Sandsteinsäulen getragen wird, während die an sich schon starken Außenwände, die gegen innen noch mit sauber bearbeiteten Sandsteinplatten verkleidet waren, erst mit einer starken Letteschicht gedichtet sind. Aus Akten der Jahre 1559 ff. sehen wir, daß der Bau einer solchen Cisterne (die Hohkönigsburg zählt drei) große Kopfschmerzen und viel Schriftwerk zwischen den österreichischen Regierungen in Innsbruck und Ensisheim verursachte.

Gute Brunnenbauer und Cisternenmacher waren damals außerordentlich gesucht, weil

stücklen oder halzwerck gemacht; zwischen denselben zieglen geet das wasser durch in den sannt cassten (Sandkasten) und ist dermaßen gericht, das der sannt nit aussprizt; und udersenden ein madell derselben zistern allain darumben zue, das ir dieselben dem zistern maister zuetzustellen (zuzustellen) habt; und ist der sannt ziechprunen und capell an beiden artten bestenndig bliben."

Wir sehen daraus, daß die heutigen Sandfilteranlagen schon damals bekannt und angewandt waren.

Im Südbau ist der varnehmste Raum die zweistöckige Kapelle (Abbild. S. 95), die leider jetzt nur noch in Spuren ihre alte Schönheit verrät, so daß mancher Besucher sie durchschreiten mag, ohne ihre Bestimmung zu erkennen. Bald wird hoffentlich die Wiederherstellung hier Wandel schaffen, haben dach die Ausgrabungen zahlreiche fehlende Teile wieder an das Tageslicht gebracht und ergeben dach die örtlichen Reste für den Kenner genügende Aufschlüsse, um die Echtheit der Erscheinung stimmungsvall nachzubilden.

Graßer Wert wurde van der österreichischen Regierung immer auf die Besetzung des Kaplanpastens gelegt. In den Anstellungs-Urkunden der Burgvögte der Jahre 1521 bis 1533 wird ihnen ausdrücklich vargeschrieben, auf der Burg zu halten: „ainen verstenndigeu unnderhaubtmann von österreichischem adel, aineu raisigen knecht, ainen pueben (Buben) bei den Pferden, ainen püchsenmeister, ain keller (Beschließer), ain koch, ain kuchenpueben, ain pfister, zwen eisenknecht,



Hohkönigsburg: Hof des Hochschlosses mit Küchenbau und Bergfried.

sechs wachter und ainen tagwachter auf dem gugger (Bergfried), ain portner, ain schmid," und zu guter Letzt „ain caplan und zwo mägd." Für den Umfang des Baues wahrlich keine große Garnison. Natürlich mußte sie in unruhigen Zeiten wesentlich verstärkt werden; so schreibt Franz Konrad von Sickingen gelegentlich des französischen Krieges, er habe nun außer der gewöhnlichen Besatzung sechs Soldaten zum Schutze der Burg, müsse aber eigentlich wenigstens vierzig Mann haben.

Doch zurück zur Betrachtung des Bauwerkes.

Außer der Kapelle haben den Südbau im ersten und zweiten Geschoß eine Reihe von Wohnräumen angefüllt, die in noch erhaltenen Holzbalken und Sandsteinkaminen Reste einer stattlichen Einrichtung bieten.

Das Erdgeschoß desselben Baues nimmt eine große, offene Halle ein, deren Gewölbe wunderbarerweise noch ganz erhalten sind, sie diente zur Vergrößerung des engen Burghofes (Abbild. S. 94). Zwei Decken der Geschosse darüber sind dann eingestürzt, während das vierte Geschoß seine alten Steingewölbe, die ehemals das Dach trugen, wenn auch hier und dort geflickt, bewahrt hat.

Der nördliche Bau enthielt unten die Küche (Abbild. S. 96) mit gewaltigen Kaminen, in denen ein ganzer Hammel am Spieß gebraten werden konnte. Hier liegt sogar der alte Spülstein noch an seinem Platze. Neben der Küche lag die Speisekammer; in einem der Obergeschosse, die mit schönen Sandsteinkaminen geschmückt waren, die Bogenkammer, so genannt, weil dort eine Sammlung von Bogen und Pfeilen und anderen Waffen aufbewahrt wurde.

Alle drei Bauten haben seit Beginn des Jahrhunderts das Interesse und die Begeisterung der Gelehrten und Baukünstler erregt. Ist doch eine ähnliche Schönheit und Kühnheit der Konstruktion wohl nirgends in Deutschland an Burgbauten erhalten.

Der Bergfried (Abbild. S. 97), noch heute der höchste Teil der ganzen Ruine, ist innen zur Zeit des spätgotischen Umbaues mit schweren, spitzbogigen Kreuzgewölben versehen, er ragte damals, zur Zeit der Thiersteiner, noch viel höher in die Lüfte. Erst unter den Sickingern, nicht lange vor dem Jahre 1557, ist der höhere Teil bis in die „zween Lands-



Hohkönigsburg: Se. Majestät der Kaiser im östlichen Burghof; Hauptthor von innen.

knecht Spieß-Höhe" abgebrochen worden und der Wehrgang, welcher die übrigen Bauten des Hochschlosses mit steinernen Zinnenmauern schon umgab, auch hier herum geführt worden. Der Herr von Sickingen erzählt nämlich den österreichischen Kommissaren, die von Ensisheim gekommen sind, eine genaue Geschichte der Bauten, die unter seiner Leitung vorgenommen wurden.


Hohkönigsburg: Hauptthor von außen.

Es heißt in dem ausführlichen Bericht (aus dem Jahre 1557) des Hans Wilhelm von Lichtenfels und Ulrich Stadel über die Bauten der Sickinger:

Wo man zum Schloß hinaus auf den Mantel gehe allernächst am Schloßgehäuse seien zu beiden Seiten zwei Gewölbe, von denen das eine zur Rechten als Speisekammer gebraucht werde; hier habe früher eine alte Behausung gestanden, welche die Sickingen abgebrochen hätten. Der Graben daran sei ausgesäubert. Jenseits desselben befinde sich ein Garten bis an die Steige des neuen Mantels (das große westliche Bollwerk), derselbe sei vier Fuß hoch aufgehöhet, die früher darin befindlichen Gebäude, ein Backhaus und eine Badestube, seien abgebrochen. (Kosten 100 Gulden.)

Oben an genanntem Garten sei von den Sickingen an den alten auswendigen Mantel ein Anstoß, 78 Schuh lang und 34 Schuh breit, erbaut und darauf eine Hütte für das Geschütz. In dem Anstoß seien eine Badestube mit Zubehör, unten aber etliche gewölbte „Gemächlein" eingerichtet. Auswendig am alten Mantel sei ein Stück am Felsen „abgeschlissen" worden. (Kosten 1000 Gulden.)

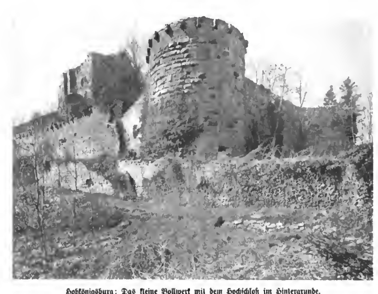
Den Turm, Lug-ins-Land genannt (Abbild. S. 97, Bergfried), hätten die Sickingen „bis in die zween Landtsknechtspieß" hoch abgebrochen, mit neuen, verkitteten Platten eingedeckt und eine neue Brustwehr herumgeführt, so daß ein bequemer Umgang für die Wacht geschaffen. (Kosten 300 Gulden.) Auch die Brustwehr oben um das „Geheuß", welche zum Teil vom Winde abgeworfen gewesen, hätten sie wieder ausbessern lassen. (Kosten 80 Gulden.)

Ein Bleidach auf dem Gehäus (Abbild. S. 90, Hochschloß), das alt und mangelhaft gewesen, habe Schweickhart von Sickingen abgehoben, die Dachung mit steinernen Platten wieder eingedeckt und verkittet. Für das verkaufte Blei seien 200 Gulden gelöst worden, die wieder bei der Eindachung verbaut seien. (Kosten 300 Gulden.)

Wegen des häufig herrschenden Unwetters sei dies Dach gar nicht wehrhaft, daher habe Franz Konrad von Sickingen auf der Seite gegen Bergheim die alten Platten wieder aufgehoben und an deren Stelle neue, überhauene, aber nicht verkittete gelegt. Diese Dachung sei bisher für gut und wehrhaft befunden. (Kosten 300 Gulden.)

Das Geschütz, so auf dem Schloß stehe, sei neu gefaßt worden. (Kosten 40 Gulden.)

„Am Geheuß auf der Seiten gegen dem



Hohkönigsburg: Das kleine Bollwerk mit dem Hochschloß im Hintergrunde.

Leberthal zu", in welcher die „Kuchen" (Abbild. S. 96) unten und oben „etliche Gemach, deren eins man die Bogenkammer nennt, gefaßt sein", wird befunden, daß auswendig das Mauerwerk und vornehmlich das Eck vom Fundament bis oben hinaus zerrissen, ein weiter Spalt darin und daß es dermaßen überhänge, daß die Last des ganzen Gebäues sich „heraus gelassen" und die anderen Eckquadern also zerdrückt, daß noch eine kleine „habung" daran und zu besorgen sei, „wo sollichs nit fürderlich für kommen, das zu einem merklichen und großen Schaden des ganzen Gebäues erwachsen werde". Auch die Gewölbe inwendig seien zerspalten. Das Gutachten der Werkmeister gehe dahin, es sei eine Mauerstrebe in Entfernung von zwanzig Schuh vom Zwingel aus aufzuführen auf fünfzig Schuh hoch, samt einem gehauenen Eck, welcher an zweien Orten auch streben solle bis zu Anfang der Mängel, mit gutem Mauerwerk und gehauenen Quadern. Und soll „sollich gestreb" sechzig Schuh lang verfertigt werden. (Kosten 800 Gulden.) [Wurde 1560 ausgeführt.]

Man könne die Arbeit an die Mailändischen Werkleute zu Bergheim verdingen.

Bei dem Eingang aus dem Vorhof in das Schloß (Abbild. S. 92 u. 98) befinde sich der Brunnen, welcher „nitt die geringst Kleinoth und nodtürfft" des Schlosses sei. Derselbe sei auswendig nur durch ein Mäuerlein zwei Schuh dick ummauert und eingefaßt, so daß, wenn das Haus von dem Zimmerplatz aus belagert würde, die Mauer in zwei bis drei Stunden abgeschossen werden möchte. Dann könne man nicht mehr zu dem Brunnen kommen, außerdem wäre die Verbindung zwischen Haus und Vorhof unterbrochen, da kein anderer Eingang zu ersterem vorhanden sei. Deshalb sei es rätlich, daß bei der Pforte unterm Vorhof (Abbild. S. 99) ein Gewölbe gemacht werde, welches 50 Schuh lang, 18 Schuh weit und 24 Schuh hoch sei. Die Mauer, welche dieses Gewölbe tragen solle, müsse 18 Schuh dick sein und das „vorder Haupt", d. h. die Front dieser Mauer nach dem Zimmerplatz zu, von oben bis unten aus gehauenen Quadern. Also daß es obenauf einen Platz

Westermanns Illustrierte Deutsche Monatshefte

Zu Ebhardt: Die Hohkönigsburg

Hohkönigsburg. Wiederherstellungsentwurf von Bodo Ebhardt.

gebe, darauf man zur Zeit der Not das Geschütz brauchen könne, derselbe würde ungefähr 50 Schuh lang und 40 breit sein. (Kosten 3000 Gulden.)

Und würde dieser Bau dermaßen beschaffen sein, daß aus demselben und aus dem Turm, den der Graf zu Thierstein an den Mantel gebaut, die Streichwehren gar wohl zusammenreichen würden.

Sickingen behauptet, „über die fürnehmbsten gebew“ noch viel mehr gebaut zu haben, was sich aber schwer überschlagen lasse, jedenfalls habe er und seine Brüder außer den 2500 Gulden, über die sie Rechnung gelegt, mindestens noch 1500 verbaut.

Gegen Osten legt sich etwa zehn bis fünfzehn Meter tiefer ein weiter Hof (Abbild. S. 92) an die Felsen, welche das Hochschloß tragen. Hier liegen Stallungen, Schmiede, „Porthuslin“, „Niedere Wacht“- und Wirtshaus, welches letztere bereits im Jahre 1500 erwähnt wird, als Graf Heinrich von Thierstein sich mit Friedrich zu Rhein, Hans von Baldegg und Wendel von Homburg gegen die Eidgenossen verbündete. Es wurde bei dieser Gelegenheit ausdrücklich ein Wirt eingesetzt, der die Fremden auf der Burg gegen Bezahlung verpflegen sollte. Auch diese Anlagen (Abbild. S. 100), nach außen abermals durch Batterietürme und Graben geschützt und nördlich und südlich je durch ein Thor zugänglich (Abbild. S. 99 u. 101), sowie der ganz bis an den Gipfel des Berges vorgeschobene, an seinem Ende bastionartige Bau sind einheitlich in der Art des großen Bollwerkes erbaut und gehören alle nach den Ergebnissen der Urkundenforschung und der Bauformenbetrachtung der Bauzeit nach 1479 an.

Einer späteren Zeit ist der Brunnenturm (Abbild S. 98) zuzuschreiben, der in seinem Inneren jetzt nach vollendeter Ausgrabung wieder seine alte Tiefe von rund zweiundsechzig Metern aufweist. Bei der Aufdeckung fand sich noch der Eisenbeschlag des alten Brunneneimers (Abbild. S. 104) auf dem Grunde des Schachtes.

So bot der Bau nach seiner Gestaltung um 1500 das glänzendste Bild eines spät mittelalterlichen Burgsitzes: auf der einen Seite trotzig allen Feinden drohend, auf der anderen Seite mit allem versehen, was das Leben eines stolzen Edelherrn erforderte. Neben den Sälen des Westbaues die Kapelle für den Hauskaplan, neben den groß angelegten Stallungen, in denen z. B. die



Hohkönigsburg: Nordthor zur östlichen Vorburg.

Pferdeställe schon unterirdische Entwässerung haben, ein Tiergarten zur Belustigung der Bewohner, alles umgürtet von einer zweifachen Reihe von Verteidigungsmauern, die äußeren schwächer, die inneren aber von einer Gewalt der Erscheinung, die stellenweise noch heute einem Angriff nicht ohne weiteres zu weichen brauchte.

Schönheit und Stärke haben dieses Berghaus errichtet.

Die erste Frage des prüfenden Architekten wird natürlich die sein: Wer war der Meister dieses Baues? Und wer waren seine Vorgänger?

Leider sind darüber bisher nur unklare Andeutungen zu finden gewesen. Ungewöhnlich großartig, ungewöhnlich konstruiert, ungewöhnlich einheitlich trotz der Wiederverwendung nicht unbedeutender romanischer Baureste bei dem großen Neubau nach 1479, klingen Formen des Baues hier an deutsche, dort an schweizer, auch an französische Vorbilder an. Schon in den siebziger Jahren hat diese Frage den elsässischen Forscher Carl Gérard beschäftigt. In seinem Buche über die elsässischen Künstler im Mittelalter hat er ihr folgende interessante Ausführungen gewidmet:

„Die Baugeschichte unserer alten Bergschlösser ist völlig dunkel. Alle diese mächtigen Werke, welche noch mit ihren Ruinen die Gipfel der Vogesen zieren, haben eifersüchtig die Namen der Baumeister als Geheimnis bewahrt, die sie gegründet, vergrößert, umgestaltet und oft genug neu gebaut haben, wenn Unwetter oder Krieg sie zerstört hatten. Es ist trotzdem zweifellos, daß seit dem dreizehnten Jahrhundert im Rheinthal und im Elsaß eine besondere Schule der feudalen Kriegsbaukunst existiert hat, welche die Fürsten und Barone mit Ingenieuren und Bauleitern für ihre Landsitze und Festen versorgte.

„Die Architekten, welche die Felsen von Windstein, des Fleckensteins, des Falckensteins aushöhlten und zu dem verborgenen Gebäu, welches Mißtrauen und Furcht geheimnisvoll und düster in die Eingeweide des Gebirges gebrochen hatten, in wilder Harmonie den kraft- und energietrotzenden Außenbau fügten, diese Architekten waren gewiß keine gewöhnlichen Menschen, keine Zufallsarbeiter. Sie waren die Repräsentanten einer menschenscheuen und düsteren Kunst, die, wie ich wohl weiß, dem barbarischen germanischen Genie entsprang, gekennzeichnet durch die tragische und grausame Poesie der Nibelungen, aber es war doch Kunst, die sie vertraten.


Hohkönigsburg: Ausgrabungen am großen Bollwerk.
(Mit Genehmigung von Wilhelm Ernst u. Sohn, Verlag für Architektur und technische Wissenschaften in Berlin.)

„Die Leute, welche die Pläne erfanden, die Aufrisse und Profile zeichneten, die bald strenge, bald graziöse Ornamentik feststellten für die Schlösser Girbaden, Lützelburg, Andlau, St. Ulrich und die bewundernswerte Hohkönigsburg, die so vollkommen in ihrem Ausdruck und so reich an Zier ist, das waren Architekten, Künstler, deren Namen verdient hätten, vor der Vergessenheit bewahrt zu bleiben.

„Betrachtet man die Einzelheiten dieser malerischen Rittersitze, den Rittersaal zu St. Ulrich, die monumentalen Kamine und

Wendeltreppen zu Hohkönigsburg, die reichen, ausgehauenen Fenster der Wasenburg, die schönen Thore, die Kapellen, Bergfriede, Mauertürme, dieses ganze blühende Steinwerk, das noch das Leben des Mittelalters zu atmen scheint, so sucht die Einbildungskraft unwillkürlich nach den Namen der Meister, welche diese **Museen feudaler Architektur** geschaffen haben. Aber wir müssen verzichten, wir werden sie niemals erfahren ... Ich habe auch nicht einen einzigen Architekten entdeckt, dessen Name mit irgend einem unserer Bergschlösser in Verbindung gebracht werden könnte."

So weit Carl Gérard. Wahrscheinlich bleibt sein Wort jedoch nicht das letzte, das über diesen Punkt gesprochen ist.

Während der Zeit der Thiersteiner hat die Burg in verschiedenen Fehden als Stützpunkt gedient.

1504, als die Herren mit dem Pfalzgrafen Philipp bei Rhein einen „Spahn" hatten, plante dieser die Burg zu belagern; darüber giebt uns der Bericht eines Kundschafters, des Hauptmanns Albrecht von Berwangen, Nachricht, der dem Pfalzgrafen vorschlägt, die Ödenburg zu besetzen, um von dort aus die Hohkönigsburg überraschend und nachdrücklich zu beschießen.

Aus Anlaß derselben kriegerischen Begebenheit, des pfalz-bayerischen Erbfolgekrieges, wird es wohl auch geschehen sein, daß des Thiersteiners Fußknechte von der Hohkönigsburg auch gegen andere als den Pfälzer und seinen Anhang gewaltthätig verfuhren, so daß Kaiser Maximilian selbst den Grafen ermahnte, den Unfug abzustellen, widrigenfalls Landvogt und Statthalter zu Ensisheim angewiesen seien, „mit der Thar dagegen zu handeln".

Gut scheint während all der Zeit das Verhältnis der Thiersteiner zu Straßburg gewesen zu sein. Die Stadt hatte sich durch das Darlehen von achttausend Gulden, das sie den Grafen für den Umbau gegeben hatte, sowie für eine Zinsschuld, die daraus erwachsen war, das Öffnungsrecht an der Burg erkauft; als Kaiser Maximilian dies Recht der Straßburger nach dem Übergange der Burg in seinen Besitz bestritt, betonten



Hohkönigsburg: Ausgrabungen.

sie ausdrücklich, daß die Grafen von Thierstein es alle Zeit anerkannt hätten.

Nicht lange sollte jedoch das stolze Geschlecht der Thiersteiner sich seines ragenden Burgsitzes erfreuen. Nachdem manche Fehde ohne Spuren an dem Bauwerk vorübergegangen war, schloß der letzte Graf schon 1517 einen Kaufvertrag mit Kaiser Maximilian, nach welchem er dem Hause Österreich für den Fall seines kinderlosen Ablebens die Burg Hohenkunigsperg mit Geschütz und fahrender Habe (d. h. Möbel und Geräte) für zwölftausend Gulden verkauft.

Es kennzeichnet die hohe strategische Wichtigkeit der Burg, daß der ewig geldarme Maximilian die Burg nochmals kaufte, die ihm doch beim Aussterben der Lehensträger so wie so hätte zufallen müssen. War die Burg vielleicht ursprünglich erbaut, um dem Hause Thierstein, das sich in der Schweiz von den Eidgenossen mehr und mehr bedrängt fühlen mochte, einen neuen Stützpunkt zu seinem Widerstand gegen die Schweizer zu bieten, so wurde die Feste jetzt neben Breisach der wichtigste Waffenplatz der vorderösterreichisch-oberelsässischen Lande.

Die Österreicher setzten zuerst Hauptleute auf der Burg ein, die ein jährliches Burghutgeld erhielten und in unmittelbaren Diensten der österreichischen Regierung in Ensisheim oder in Innsbruck standen. Damit begann jedenfalls die traurigste Zeit der Burg. Der Burghauptmann sollte achthundert Gulden Burghutgeld und bestimmte Abgaben empfangen, aber niemals scheint dieses


Hohkönigsburg: Beschlag des alten Brunneneimers, 61 Meter tief gefunden.

Geld pünktlich gezahlt zu sein. Schon 1520 schreibt die Regierung zu Ensisheim nach Innsbruck, daß das Haus Hohkönigsburg ganz ohne Proviant sei.

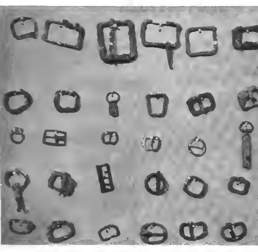
Schnell wechselten die Hauptleute, von denen mancher neue seinem Vorgänger erst das Geld auszahlen mußte, das dieser von der österreichischen Regierung für Gehalt und dergleichen zu fordern hatte. Wohl war die Feste noch mit Geschützen und fahrender Habe reich ausgerüstet, an Dach und Fach aber wurde jahrelang nichts gethan, so daß schließlich im Verfolg zahlreicher Schreiben über die vorhandenen Baufälligkeiten bereits im Jahre 1529 von Ensisheim nach Innsbruck berichtet wurde, größere Reparaturen seien dringend nötig, denn das Bleidach sei derart schadhaft, daß es durch die Gewölbe in die Gemächer und Kammern regne, also „daz zu regens zeitten nit vil druckhner gemach im sloß zu behalten und die bettwatt von ainem ort zu dem andern darselb vor regen und nössen zu verhuetten, verruckht werden muessen".

Diese ewige Geldverlegenheit veranlaßte Österreich schließlich, 1533 die Burg den Herren Franz Konrad, Schweickhardt und Hans von Sickingen — den Söhnen des berühmten Franz von Sickingen — als Deckung für eine Schuldforderung, die diese an das Haus Österreich hatten, zu verpfänden.

Die neuen Bewohner haben etwa siebzig Jahre die stolze Feste innegehabt; kurz ehe sie deren Pfandherren wurden, sind mehrere Inventare aufgestellt worden, die uns noch heute ein genaues Bild der Ausstattung der Burg zur Zeit der Thiersteiner geben, und die auch bei einer Wiederherstellung die besten Unterlagen für die Wiedererweckung des alten Bildes bieten werden. Darin werden sowohl die alten Waffenbestände, wie die Himmelbetten und das Küchengeschirr, das Pulver im Turm, das Geschütz auf dem Mantel und „Küfer Hansens Gut" sorgfältig aufgezählt; auch die Ausstattung der Kapelle und der Sattelkammer, der Inhalt der Rumpelkammer und der Schmiede, sowie des Wirtshauses wird angegeben, so daß wir eine genaue Kenntnis erhalten von allem, was damals an Gemächern auf der Burg

bestand und wie sie benutzt wurden. Von all dem Reichtum sind Zeugen nur in Gestalt von Tausenden von zertrümmerten Fundstücken auf uns gekommen.

Besonders bei den im Sommer 1900 vom



Hohkönigsburg: Schnallen u. s. w. im Schutt gefunden.

Verfasser auf Befehl des Kaisers Wilhelm II. ausgeführten Ausgrabungen (Abbild. S. 102 u. 103) kamen diese Reste von Geräten, Waffen und Bauteilen zu Tage. Unzählige Scherben von Ofenkacheln aus drei Jahrhunderten, Pfeilspitzen, Hellebarden, Schwerter, Schlösser und Schlüssel, Thor- und Fensterbeschläge, Wappensteine und Gläser, sowie Kinderspielzeuge haben sich in stark zerstörten, aber mannigfaltigen Bruchstücken erhalten und bilden eine weitere Quelle zum Studium der Geschichte und der früheren Erscheinung der Burg.* Unsere Abbildung auf S. 105 zeigt allein dreißig verschiedene Schnallen.

Die Sickinger waren dauernd bemüht, den Verteidigungswert der Burg durch Ergänzungsbauten zu heben und das Bestehende in Ordnung zu halten. Oft freilich mußten sie aus ihrer Tasche das Baugeld vorschießen, aber vergeblich bestürmten sie immer wieder die Regierung des Erzhauses, sie mit der Burg zu belehnen. Der Kaiser forderte schon 1533 ein Gutachten der Innsbrucker Regierung ein, ob den Sickingern die Burg als Erblehen übergeben werden dürfe, aber die Regierung widersprach energisch, da von dem Schloß Hohenkunigsperg aus, falls es in fremden Händen, die vorderen Erblande hart bekriegt und belästigt werden könnten. Aus diesem Grunde „raten Statthalter, Regierung und Kammerräte dem Kaiser, das Schloß nicht aus der Hand zu lassen, es würde die Begebung einer so starken Befestigung der Erblande die von Lothringen, die Eidgenossen und andere Nachbaren mit Befremden und Besorgnis erfüllen." So behielt Österreich das „Orthaus", dessen strategische Bedeutung zum „Abstellen" des Passes durch das Leberthal nach Frankreich immer wieder betont wird, und wachte mit eifersüchtiger Sorge über der Unterhaltung und Besetzung des Baues, wie zahllose Briefe und Akten, namentlich von 1520 an, bezeugen. Von keiner der vielen Burgen, deren Geschichte und alte Form ich aus Bauresten und Akten zu enträtseln suchte,* habe ich entfernt solche Massen von Akten und Urkunden gefunden wie hier. An tausend Abschriften habe ich gesammelt, die mehr oder weniger wertvolle Winke und Hinweise für die Wiederherstellung geben.

Das Verhältnis Österreichs zur Hohkönigsburg blieb auch dasselbe, als an Stelle der Sickinger der Herr von Bollweiler als Pfandherr trat, welcher 1606 den Sickingern ihren auf rund 21700 Gulden angewachsenen Pfandschilling teils bar aus-

* Siehe darüber meine Arbeit in dem Buche „Das Kunstgewerbe in Elsaß-Lothringen". Straßburg, Ludolf Beust, 1901.

* Siehe „Deutsche Burgen". Berlin, Ernst Wasmuth, 1898 ff.

zahlte, teils hypothekarisch auf die Burg eintragen ließ.

Auch aus seinen Briefen spricht eine ewige Sorge um den Bau, und die Kenntnis der Bauteile bis ins einzelne, wo heute ihre Form und Bedeutung verwischt ist, verdanken wir zum großen Teil solchen Korrespondenzen.


Hohkönigsburg: Alter Burgweg, unterer Teil.

Nach dem 1616 erfolgten Tode des von Bollweiler trat sein Schwiegersohn, aus dem berühmten Geschlechte der Fugger, die Pfandherrschaft an. Sein Untervogt war ein Junker von Lichtenau, der die alte Bergfeste ein Menschenalter hindurch bewohnte und sie 1633, als die Schweden durch das vom Dreißigjährigen Kriege zerfleischte Deutschland bis hierher vorgedrungen waren, heldenmütig verteidigte.

Den Gang dieser Belagerung können wir aus den Briefen genau verfolgen, die seit Beginn derselben im Juli 1633 bis zum September zwischen Lichtenau und der österreichischen Regierung in Breisach gewechselt worden sind.

Die Schweden lagerten sich anscheinend im Westen der Burg auf dem hohen Sattel, der sie von der einzigen beherrschenden Höhe, dem Tänuchel, trennt, und von dort aus gruben sie ihre Schanzgräben immer näher und näher an die Burg.

Lichtenau war zu standhaftester Gegenwehr bereit. Nachdem vom 17. bis 18. Juli die Festung belagert und von beiden Seiten „scharmutzieret" worden, suchte er um Waffenstillstand nach, was aber die Schweden nicht beachteten, sondern „mit Schantzen und Schüessen der Vestung so Tag und Nacht Ihr länger und mehr zugesetzt, also daß über alle dapfere Gegenwehr derselbe nunmehr nicht allein seine Verschantzung nächst zu und um die Partten gepracht, sondern zumahl auch (dadurch dann uns aller Paß abgeschnitten) das Haus engst und also umblegen lassen, daß ohne Leib- und Lebensgevahr niemanden mehr auß oder einkamet. ... Es leidet der Feindt von uns vor der Vestung mit Verlust der Mannschaft merklichen Schaden und seyndt kürtzlich von denenselben mit einem Stückschusse fünf Soldaten tödlich verwundet und sechs alsbald tot geblieben, auch über solches dem Feind an zwei Stück Geschütz die Räder von uns zerschossen worden, also daß sie dieselben wieder abführen mußten."

Oft wurde dem wackeren Hauptmann Hilfe versprochen, aber sie kam nicht. Da wurde schließlich die Besatzung wankelmütig. Drinnen rissen zuerst die lothringischen Kriegsknechte aus, dann, als der Mangel immer größer wurde, weigerten sich auch die Bauern der naheliegenden Dörfer, die zum größten Teil die Besatzung bildeten, ferner Wachtdienste zu thun, besonders als die Schweden hinter dem Rücken des Kommandanten Verbindungen mit diesen Verteidigern anknüpften und den Bauern drohten, wenn sie noch länger oben aushielten, ihre Dörfer völlig niederzubrennen, wie sie schon manches Haus derselben vor den Augen der verzweifelten Leute in der Burg, die das Land weit und breit übersehen konnten, den Flammen übergeben hatten.

Zweimal hatte der tapfere von Lichtenau eine mit den schlimmsten Drohungen begleitete Aufforderung zur Übergabe der Burg abgelehnt, endlich aber scheinen Mangel an Lebensmitteln und Verteidigern, sowie die Verzweiflung an der Möglichkeit eines Entsatzes durch die Kaiserlichen seine Kraft gebrochen zu haben, so daß die Übergabe mit Accord wahrscheinlich ist.

Die Schweden unter dem Oberstwachmeister Jörg Sebastian Fischer vom Anhaltschen Regiment besetzten die Burg, und vier

Wochen später wurde der stolze Bau, nach einer Notiz in einem alten Kirchenbuche in Orschweiler, „umbrandt", d. h. den Flammen übergeben, nachdem vorher wohl sorgfältig alles Wertvolle weggeschleppt worden war.

Verlassen stand die gewaltige Ruine, der das Feuer verhältnismäßig wenig geschadet haben mag — da nur wenig Holz zum Bau verwandt war — jahrhundertelang da.

Habsüchtige Hände haben dann zu weiterem Verfall beigetragen, indem sie alles Brauchbare aus den alten Mauern rissen: so sieht man deutlich die Spuren derjenigen, die mit Gewalt die starken eisernen Gitter aus den äußeren Fenstergewänden gesprengt haben, die jedes erreichbare Stück Metall, wie Thürhaken und dergleichen, raubten; übermütige und rohe Ausflügler haben dann ein übriges gethan, um zu zerstören und zu verwischen, was an vergänglicheren Aufbauten vorhanden war. Gut, daß uns ein wertvoller Stich aus dem Jahre 1633 die damalige Erscheinung der Burg wenigstens im Bilde bewahrt hat.

In der Mitte des neunzehnten Jahrhunderts, 1856 bis 1864, hat die französische Regierung dann endlich einmal wieder etwas für das Bauwerk selbst gethan. Sind auch die damals angestellten Rettungsarbeiten nicht alle günstig für das Bauwerk gewesen, so haben sie doch manche Teile vor völligem Einsturz bewahrt, und gleichzeitige Aufmaße haben namentlich dem bereits erwähnten Viollet le Duc Anlaß und Unterlagen zu einer begeisterten Schilderung gegeben, die zu den schönsten Stellen seines Dictionnaire raisonné de l'architecture gehört.



Hohkönigsburg: Alter Burgweg, oberer Teil.

Private haben dann weiter gewirkt, namentlich die Familie Ditsch und die letzte Besitzerin, die Stadt Schlettstadt, bis diese das auch in Trümmern noch großartige und stolze Kleinod mittelalterlicher Profan-Baukunst in die Hände des deutschen Kaisers Wilhelm II. legte, der ihm nun eine würdigere Zukunft bestimmt hat.

Einst Eigentum der Hohenstaufen, später lange Zeit der Habsburger, ist dieser wahrhaft königliche Bau jetzt in die Hände einer dritten deutschen Kaiserfamilie, der Hohenzollern, gekommen. Königlich gelegen, weithin von Straßburg bis zu den Alpen und bis an die Schwarzwaldkette die deutsche Landschaft überschauend, acht andere stolze Burgen zu ihren Füßen überragend, trägt sie mit Recht ihren schönen, vollklingenden Namen: Hohkönigsburg.

Lange schon hat das Volk, haben die Gebildeten die Schönheit des Baues und der Lage entdeckt, und Tausende und Abertausende haben durch den herrlichen Vogesenwald an der Nord- und Westseite oder durch

die sonnendurchglühten Rebengelände und Kastanienwälder des Südabhanges auf steilen Pfaden, worunter der uralte Platteuweg (Abbild. S. 106 u. 107), Winter und Sommer die Höhe erklommen, ein freundliches Gasthaus nimmt die Wanderer eine Viertelstunde unter dem Gipfel auf, und mit Staunen und Rührung mag mancher Reichsdeutsche Sonntags den elsässischen Gesangvereinen gelauscht haben, die das Lob des Wasgenwaldes in mehrstimmigen deutschen Liedern dort erschallen ließen.

Möge der Gedanke unseres Kaisers sich erfüllen und die wiederaufgerichtete Burg immer mehr ein Vereinigungspunkt der Deutschen aller Landesteile werden, und mögen die noch viel zu wenig gewürdigten Schönheiten der Vogesen, welche der Wanderer von der Zinne der Burg erblickt, anregen zu weiteren Fahrten in die Wälder und Berge und in die malerischen Dörfer und Städte unseres wiedergewonnenen herrlichen Grenzlandes, von dem Graf Türkheim, der ehemalige französische Präfekt, selbst ein Elsässer, gesagt hat: „Mein Elsaß, du wirst wachsen und groß werden unter deutschem Schutz, du wirst wieder in deiner deutschen Natur die originelle Urwüchsigkeit finden, welche die fremden Verhältnisse, lange Angewöhnungen nach und nach oberflächlich mit unechter Farbe übertüncht hatten. Du mußt unter deutschem Schutz gedeihen, weil dein innerer Kern urdeutsch geblieben ist!“



Hohkönigsburg: Se. Majestät der Kaiser besichtigt die Burg. Mai 1900.



Sonderbare Tiere eines merkwürdigen Landes.

Von
Friedrich Knauer.

Die Tierwelt, wie wir sie heute in den verschiedensten Arten über die Erde verteilt sehen, war nicht von jeher überall da, wo sie heute auftritt, in denselben Formen vorhanden. Die einheimischen Tierarten dieses und jenes Landgebietes, durch das Meer von der Heimat anderer Arten abgeschnitten, haben sich in charakteristischer Weise fortentwickelt. So sind Charaktertiere einzelner Gebiete entstanden, die sich wesentlich von den typischen Tieren anderer Faunengebiete unterschieden, wobei aber nicht ausgeschlossen war, daß sich verschiedenen Ortes bei gleichen Existenzbedingungen selbständig ähnliche Tiertypen herausbildeten. Wo nun lange Zeit hindurch oder doch vorübergehend zwischen den einzelnen großen Tiergebieten Landverbindungen bestanden, kam es zu einem periodischen Tieraustausch, indem wanderfähige Arten aus- und einwanderten.

Unsere geologischen und paläontologischen Kenntnisse Afrikas, Südamerikas und eines großen Teiles von Asien sind noch sehr dürftig. Über das unter dem Inlandeise ruhende antarktische Festland wissen wir fast gar nichts. Da können denn unsere Vorstellungen über die allmähliche Verbreitung der Tiere über die Erde und die Ausgestaltung der faunistischen Verhältnisse bis zu ihrem heutigen Stadium nur sehr hypothetisch sein.

Vor kurzem hat der amerikanische Paläontologe Henry F. Osborn den Versuch gemacht, ein Bild der tiergeographischen Verhältnisse zur Tertiärzeit der Erde zu geben. Um hierzu die erforderlichen Landverbindungen zwischen den Festländern zu gewinnen, denkt er sich alles heutige Festland mit den Platten, auf denen die ja nicht unmittelbar aus dem Meeresgrunde hervorragenden Kontinente stehen, um zweihundert Meter gehoben und nimmt mit vieler Wahrscheinlichkeit, aber keineswegs einwandfrei an, daß die so zu Tage tretenden Bindeglieder als wichtigste Landverbindungen der Tertiärzeit wenigstens periodisch aus dem Wasser emporstanden. Osborn unterscheidet drei große Tiergebiete der Tertiärzeit: die Arktogäa, welche Europa, Afrika, Asien und Nordamerika umfaßte und die Heimat der Affen, Halbaffen, Fledermäuse, Insektenfresser, Raubtiere, Nager, Paarhufer, Unpaarhufer und ausgestorbenen Raubtiere, Zahnarmen und nagetierähnlichen Säuger war, die Neogäa oder Südamerika, die Urheimat von fünf Tierarten, darunter Zahnarme und Huftiere, und die Notogäa oder Australien, die Heimat der Beuteltiere und Kloakentiere. Zwischen Südamerika und den beiden anderen großen Tiergebieten kam es, wie Osborn annimmt, zu einem viermaligen großen Tieraustausch. Eine erste große Tierwanderung führte zur Entstehung der dortigen autochthonen Fauna, eine zweite brachte Tiereinwanderung aus der Arktogäa, eine dritte eine Auswanderung über das südpolare Festland nach Australien und eine vierte eine Tierauswanderung ebenfalls über antarktisches Festland nach Afrika. Aber auch das südliche Afrika war nach Osborn Centrum einer selbständigen Entwickelung von Tierarten, und von hier sind vom Beginn bis zum Schluß der Tertiärzeit Tierauswande-

rungen nach dem Norden der Arktogäa und von hier nach Südamerika erfolgt.

Ob dem in allem so war, darüber endgültig zu entscheiden, reichen, wie gesagt, unsere heutigen geologischen und paläontologischen Kenntnisse nicht aus. Jedenfalls haben solche Landbrücken zwischen den Kontinenten, über welche hinweg ein Austausch der nicht flugfähigen und nicht schwimmfähigen Festlandstierwelt stattfinden konnte, einmal bestanden, und auch Australien, dem unser Artikel gilt, stand zu Ende der Tertiärzeit über die Halbinsel Malakka hinweg mit dem asiatischen Festlande in Verbindung. Aber diese Landverbindung währte nur kurze Zeit. Seit vielen, vielen Jahrtausenden liegt dieser Kontinent vereinsamt, von den anderen Festländern getrennt da. So konnte sich die autochthone Tierwelt Australiens in charakteristischer Weise weiterentwickeln, so konnten sich hier uralte Formen, die anderswo auf der Erde schon längst den andringenden neuen Formen hätten weichen müssen, erhalten, so blieb Australien lange von all den Einwanderern fremder Gebiete, wie sie sich anderswo auf Kosten der einheimischen Tierwelt breit gemacht haben, fast völlig frei, so ist Australien das Land ohne Affen und Halbaffen, ohne Bären, Löwen, Tiger, Marder, Hunde, Ziegen, Schafe, Rinder, Hirsche, Antilopen, Pferde, Schweine, überhaupt ohne höhere Säugetiere, ohne Geier, Spechte, Fasane geblieben, das Land einer uralten, altmodischen Tierwelt, wie sie anderswo längst schon durch moderne Tierformen verdrängt worden ist.

Beginnen wir mit den Säugetieren. Autochthone Säugetiere hat Australien nur aus den Ordnungen der Beuteltiere und Kloakentiere aufzuweisen. Was sonst an Säugetieren im Lande lebt, ist früher oder später mit dem Menschen, mit oder ohne dessen Zuthun, ins Land gekommen oder in jüngerer Zeit, wie die Fledermäuse und verschiedene Nager, fliegend oder schwimmend nach Australien gelangt. Nur bezüglich des Dingo ist man im Zweifel, ob man es mit einem vor dem Menschen eingewanderten oder mit dem Menschen ins Land gekommenen Tiere zu thun hat. Sonst fehlen dem Lande alle die charakteristischen Tiere anderer Faunengebiete, die Affen, ohne die man sich einen exotischen Urwald gar nicht denken kann, alle die großen und kleinen Raubtiere, wie sie anderswo das Leben friedliebender Tiere beunruhigen und gefährden, alle die flinken Wildpferde, Antilopen, alle die Rinderarten, die die grasreichen Ebenen bevölkern, und die verschiedenen Geweihtiere, diese Charaktertiere fremdländischer Wälder. Dagegen sind Australien ganz allein eigen die sonderbaren Kloakentiere, die sonst nirgends auf der Erde angetroffen werden, und fast allein eigen die artenreiche Welt der Beuteltiere, die nur in einer einzigen Familie, den Beutelratten, auch in Amerika zu Hause sind.

Von allerehrwürdigstem Alter sind die Kloakentiere, Vertreter der ältesten, primitivsten Säugetiergruppe, die wahrhaften Ursäuger, so altmodisch und fremdartig, daß man begreift, weshalb die älteren Zoologen sie zwar als „Haartiere“ anerkannten, aber nicht zu den Säugetieren gestellt wissen wollten. Denn bedenkt man, daß diese Tiere großdotterige Eier legen — wie drollig mag manchem der Begriff „eierlegende Säugetiere“ vorkommen —, daß sie für die Ausmündung des Darmes und für die Absonderungen der Harn- und der Geschlechtsorgane nur eine Öffnung, die Kloake, besitzen, daß die beiden Schlüsselbeine zu einem Gabelbeine vereinigt sind, und besieht man sich die sonderbare Gestaltung des Mundes, dann werden die Bedenken verständlich, so vogelähnliche Tiere den Säugern zuzugesellen. Wir haben da die veritable, lebende Zwischenform zwischen Säugetier und Vogel vor uns.

Bis heute kennt man zwei Familien dieser niedersten Säugetierordnung, die Ameisenigel (Echidnidae) mit zwei Gattungen und die Schnabeltiere (Ornitharhynchidae) mit einer Gattung. Zu niederst steht das Schnabeltier (Ornitharhynchus nativus), einziger Vertreter der Gattung und Familie, der nur im südöstlichen Viertel des Festlandes und auf Tasmanien lebt. Merkwürdig an dem Tiere ist insbesondere die entenschnabelartige Bildung der Kinnladen, welche sich nach den Augen zu schildförmig verbreitern und ganz mit einer hornartigen Haut überzogen sind. In seiner Jugend besitzt das Schnabeltier acht wirkliche, flache, mit Höckern besetzte Zähne im Ober- und Unterkiefer, die aber

bald abgenutzt sind und ausfallen. Das Männchen führt an den Hinterfüßen einen mit einer Drüse versehenen Dorn. Nach Art eines Schwimmvogels lebt das Schnabeltier an den Ufern von stehenden Gewässern und Flüssen. Hier gräbt es sich in die Uferwände Wohnhöhlen, zu welchen ein schräger Zugang unter und ein, vielleicht nur dem Luftzutritt dienender Zugang über dem Wasserspiegel führt. In diesem Bau verharrt es den größten Teil des Tages und verschlummert es die trockene Sommerszeit. Bei Eintritt der Dämmerung geht es dann auf Nahrungssuche aus und gründelt nach Entenart im Schlamme nach Muscheln, Würmern, Insektenlarven, bei welcher Taucharbeit die Augen durch die schildartige Hautverbreiterung des Schnabels geschützt sind. Das Schnabeltier hat einen dichten Haarpelz und an seinen Grabfüßen volle Schwimmhäute, welche über die Krallen hinausreichen und sich beim Graben zurückziehen.

Rücken der ganze Haarpelz mit bis sechs Centimeter langen Stacheln völlig überdeckt, während sich solche Stacheln bei der zweiten Gattung nur ganz spärlich vorfinden. Lebt das Schnabeltier längs des Laufes der fließenden Gewässer, so halten sich die Schnabel- oder Ameisenigel in unzugänglichen, wilden Felsgegenden und in den australischen Scrubs, von Akazien und Eukalyptusbäumen gebildeten Urwäldern, auf, wo sie sich unter den Baumwurzeln Gänge und Höhlen graben. Da sie überdies gleichfalls tagscheu sind, bekommt man diese lebhaft an unseren Igel erinnernden Tiere nur schwer zu Gesicht.



Die Kontinente zur Tertiärzeit. Nach Osborn.

Weiter verbreitet sind die Schnabeligel, von welchen die Gattung Echidna in drei Abarten (Echidna aculeata var. typica, E. aculeata var. lawesi und E. aculeata var. setosa) das ganze australische Festland, Tasmanien und Südost-Neuguinea, die Gattung Proechidna Nordwest-Neuguinea bewohnt. Bei der ersten Gattung ist der ganze Körper von einem dichten Haarpelz mit eingestreuten glatten Borsten bedeckt und am

Zur Zeit befindet sich ein lebender Ameisenigel im Berliner zoologischen Garten. Die Ameisenigel sind ausgesprochene Kerbtierfresser. Bei ihrer Jagd auf Ameisen und Termiten kommen ihnen die zu einer langen dünnen Röhre verbundenen Kiefer wohl zu gute. Wie bei den bekannten Wurmzünglern, den Ameisenbären, schiebt sich auch hier aus dem Röhrenmunde eine dünne, wurmförmige Zunge nach dem krabbelnden Kleingetier aus und ein.

Wohl am meisten muß uns an den Vertretern dieser niedersten Säugetierordnung ihre Fortpflanzungsweise interessieren. Schon als Schnabeltier und Schnabeligel zuerst bekannt wurden, behaupteten die Eingeborenen, daß diese Tiere Eierleger seien. Das hielt man für eine Fabel, um so mehr, als

man später bei den Tieren die Milchdrüsen entdeckte. Da brachte das Jahr 1884 gleichzeitig von zwei Gelehrten die Entdeckung, daß man es hier in der That mit eierlegenden Säugetieren zu thun habe. Am 2. September genannten Jahres legte der bekannte deutsche Zoologe Wilhelm Haacke der Royal Society of South Australia in Adelaide ein Ei des Ameisenigels vor, und an demselben Tage verlas man in Montreal in Kanada ein Telegramm des Professors Liversidge in Sydney, daß die Kloakentiere großdotterige Eier legen. Man darf da nicht an ein Hühnerei denken, sondern etwa an ein Gebilde wie ein Reptilienei, und man muß nicht glauben, daß, wie bei anderen Säugetieren, das eben geborene Kloakentier die Eihäute sprengt; es bleibt vielmehr in der pergamentartigen Hülle noch eine Weile eingeschlossen und erhält die Nahrungsmilch von außen durch Endosmose, d. h. die Milch dringt durch die Eihäute ein. Das Schnabeltier legt mehrere weichschalige Eier, die es innerhalb des Nestes ausbrütet.

Schnabeltier (unten) und Ameisenigel (oben Unterseite mit Brutbeutel, in der Mitte Ameisen fangend, rechts zusammengerollt).

Die Ameisenigel aber legen nur ein Ei. Dieses Ei wird von einem an der Bauchseite sich bildenden, nach hinten geschlossenen Brutbeutel aufgenommen, innerhalb dessen eine höhere Temperatur herrscht, als die sonstige Eigenwärme des Tieres sie hat. Das Muttertier schiebt das etwa fünfzehn Millimeter messende Ei mit der Schnauze in den Brutbeutel, wo der in die lederartige Hülle eingeschlossene Embryo sich weiterentwickelt. Ist der Embryo etwa fünfzehn Millimeter lang geworden, so sprengt er die Eihülle und liegt nun frei im Brutbeutel, wo er die sich abscheidende Milch aufschlürft. Ein Saugen wie bei anderen Säugetieren ist diese Milchaufnahme nicht, da gar keine Zitzen vorhanden sind, sondern die milchartige Flüssigkeit durch die zahlreichen Löcher der Milchdrüsen, welche als modifizierte Schweißdrüsen anzusehen sind, infolge Muskeldruckes ausfließt. Sobald die Stacheln des Haarkleides hervorzubrechen beginnen, fangen die Jungen an, selbständig zu werden, und verlassen den Beutel, kommen aber in der ersten Zeit noch öfters zur Mutter zurück, die sie in den Beutel nimmt und trinken läßt. Später verschwindet dann der Brutbeutel wieder.

Die anatomischen Untersuchungen haben ergeben, daß das Gehirn, insbesondere des Ameisenigels, viel größer und komplizierter ist, als nach den geringen geistigen Fähigkeiten dieser Tiere zu erwarten stand, und daß beim Schnabeltier, was ja zu seinem Wasserleben stimmt, der Geruchssinn sehr verkümmert ist. Mit vielem Interesse studierten die Anatomen die Verhältnisse der Haut von der ersten Anlage bis zur Ausbildung der Stacheln. Es wird wohl vielen Lesern bekannt sein, daß niedere Wirbeltiere, Fische, Lurche, eigentümliche Hautsinnesorgane besitzen. Auf diese sind nach der Ansicht Maurers die Haarbildungen der höheren Wirbeltiere zurückzuführen. Diese Hypothese findet eine Stütze

in dem Nachweise verschiedener primitiver Zustände bei Kloakentieren, so der Anordnung der Stacheln bei ihrer ersten Anlage in Längsreihen, dem frühzeitigen Durchbruche der Stacheln an den Körperseiten, den papillären Erhebungen hinter den größeren Stacheln (letzten Resten eines einstigen Schuppenkleides). Meistens stellt man sich die Kloakentiere als auf einer niederen, einfachen und ursprünglichen Entwickelungsstufe stehen gebliebene Tiere vor; andererseits wieder erscheinen viele Einrichtungen, so der Bau des Darmrohres, dem z. B. die Magendrüsen fehlen, die Zahnlosigkeit nur scheinbar als ursprüngliche, während sie in Wirklichkeit nachträgliche, in der Ordnung der Kloakentiere selbst gebildete, sekundäre Umwandlungen sind. Eins wollen wir hier noch erwähnen: die auffallend niedere Eigenwärme der Kloakentiere. Nach eingehenden Untersuchungen von Alexander Sutherland über die Temperaturen der sogenannten warm- und kaltblütigen Tiere schwankte bei siebenundzwanzig verschiedenen Messungen die Temperatur der Ameisenigel zwischen 22 und 36,6 Grad, das ist ein an die Reptilien gemahnendes, bei Säugetieren ganz eigentümliches Schwanken der Temperatur des Körpers. Betrug hier das Mehr der Eigenwärme über die Außentemperatur doch immer noch 8 bis 9½ Grad, so zeigte die Körpertemperatur des Schnabeltieres bei einer Wasserwärme von 22,2 Grad gar nur 24,8 Grad, also nur ein Mehr von 2,6 Grad, erscheint mithin gegenüber der Regel, daß die Eigenwärme anderer Säugetiere zwischen 37 und 40 Grad schwankt, das Schnabeltier mit 24,8 Grad fast als ein kaltblütiges Tier. Wenn es richtig ist, daß Lebhaftigkeit und Intelligenz mit der Warmblütigkeit Hand in Hand gehen, dann kann uns das lethargische, stumpfsinnige Wesen der Kloakentiere nicht wundernehmen.

Bei ihrer nächtlich versteckten Lebensweise und spärlichen Artenzahl fallen die Kloakentiere begreiflicherweise dem Beobachter australischen Tierlebens lange nicht so auf wie die viel zahlreicher vertretenen Beuteltiere, die in mannigfaltigen Formen das Land bevölkern. Wir sagten schon, daß Australien die Heimat der Beuteltiere ist. Sie müssen also von hier aus in andere Landgebiete



Teufel (links) und Beutelwolf.

eingewandert sein, denn die paläontologischen Funde ergeben, daß vor dem Ende der Kreidezeit Beuteltiere Afrika, Europa und Amerika bewohnten, und gewiß werden sie auch in Asien nicht gefehlt haben. Während sie aber, mit alleiniger Ausnahme der Beutelratten Amerikas, in der Arktogäa und Neogäa unter dem Andrange neuer, lebensfähigerer Tierformen ausgestorben sind, haben sie sich in der Notogäa bis heute erhalten, lebende Wahrzeichen des uralten Charakters der australischen Fauna.

Diese herrschende Beuteltierwelt Australiens tritt in so ganz verschiedenen Typen auf, unterscheidet sich äußerlich in Gestalt, Lebensweise und Nahrung der verschiedenen Arten so auffallend, daß der Laie sie wohl kaum als Verwandte zusammenstellen würde. Wer möchte z. B. das Riesenkänguruh und das Zuckereichhorn und den plumpen Wombat für Zugehörige einer Tierordnung erklären. Es ist, als ob das an Säugetierordnungen so arme Australien für den Mangel all der typischen Wald- und Feldbewohner anderer Faunengebiete entschädigt werden sollte und ihm diese eine Ordnung der Beutler eine Reihe bekannter Tiertypen ersetzen sollte. Die pflanzenfressenden, springenden Känguruhs sind hier die Vertreter der Wiederkäuer, die Weidetiere der Ersatz für das mangelnde Wild. Die Kletterbeutler, im Geäste sich herumtummelnd, vertreten die

Stelle der Affen und Halbaffen. Die Wombats mit nagetierähnlichem Gebiß ersetzen die fehlenden Hasen und Kaninchen. Die Flugbilche sind Australiens Eichhörnchen. Die Beutelmarder mit Raubtiergebiß treten an Stelle der fehlenden Marder, Füchse, Wölfe. Die insektenfressenden Beuteldachse gemahnen an die Spitzmäuse anderer Länder. Sie alle bevölkern den australischen Scrub, die Ebene und das Gebirge, werden aber unter dem Vordrängen eingeführter Tierarten und unter der Verfolgung der um ihre Herdentiere besorgten Ansiedler immer seltener. Dies gilt insbesondere von den großen Känguruharten.

Unter den raubtierartigen Beuteltieren sind besonders zu erwähnen der Beutelwolf (Thylacinus cynocephalus) von Vandiemensland, ein schakalgroßer Bewohner der Höhlen und Flüsse, die er erst nachts verläßt, ein böser Feind der Schafherden, heute aber ganz in das Innere der Gebirgsinsel zurückgedrängt, dann der plumpe häßliche Beutelbär (Dasyurus ursinus), ebenda zu Hause, der „Teufel" der Ansiedler, und der blutdürstige, eichhorngroße Beutelbilch (Phascogale penicillata), gewissermaßen das Wiesel Süd- und Westaustraliens. Die Beuteldachse (Peramelidae) mit sehr schwachen Vorderbeinen und starken, sprungfähigen Hinterbeinen erinnern lebhaft an unsere heimischen Insektenfresser. Echte Baumtiere mit langem Wickel- und Greifschwanz sind die von Blättern, Knospen, Früchten sich nährenden Fruchtbeutler, zu welchen unter anderen das kaum vier Zoll lange Beutelflugeichhörnchen (Petaurus pygmaeus) mit behaarter Flughaut, der Fuchskusu (Phalangista vulpina) und der plumpe, großköpfige Koala (Phascolarctus cinereus), alle in Neusüdwales heimisch, gehören. Alle diese Beutler sind in unseren großen Tiergärten ab und zu zu sehen, aber bei ihrer nächtlichen Lebensweise meist recht stumpfsinnige, mürrische, langweilige Gesellen, die sich den Besuchern eines Tiergartens wenig auffällig zu machen wissen und wohl meist übersehen werden. Wie fast alle australischen Tiere finden sie sich ganz gut in die Gefangenschaft, sind gegen Kälte durchaus nicht so empfindlich wie andere exotische Tiere und pflanzen sich in der Gefangenschaft auch fort. Mir ist ein Pärchen Fuchskusus durch Unachtsamkeit des Wärters dreimal entkommen; die beiden ersten Male wurde es nach einigen Tagen wieder eingefangen, das dritte Mal aber erst nach mehreren Monaten auf dem Dache eines mitten im Walde stehenden Häuschens; zu meiner Freude hatte das Weibchen ein allerliebstes Junges.

Als die echten und rechten Charaktertiere Australiens aber erscheinen uns allen die Känguruhs. Australien und Känguruhs sind zwei nicht zu trennende Begriffe. Es ist noch nicht so lange her, daß nur die großen Känguruhs, wie sie in den Tiergärten zu sehen waren, allgemeiner bekannt waren. Heute kennen wir aus unseren großen zoologischen Gärten neben dem Riesenkänguruh, dem roten Känguruh, dem Bennett-Känguruh auch alle die kleineren bis hinab zur Känguruhratte (Hypsiprymnus murinus), dem Känguruh en miniature. Wir konnten uns früher Känguruhs nur auf ebenem Weideboden in großen Sätzen dahinjagend oder grasend von Platz zu Platz hüpfend denken und bekamen dann zu unserem Erstaunen die mit größter Behendigkeit auf felsigem Terrain herumspringenden Berg- und Felsenkänguruhs (Petrogale) und die wunderbar kletternden Baumkänguruhs (Dendrolagus) zu sehen. Der Hase auf dem Baum! Man muß Felsenkänguruhs auf scharfkantigem, vielzerrissenem Felsgestein sich herumtreiben, Baumkänguruhs bis zu den äußersten Spitzen ihres Kletterbaumes emporsteigen gesehen haben, um sich von der Behendigkeit, Schnelligkeit und Geschicklichkeit dieser Tiere eine Vorstellung machen zu können. In unseren Tiergärten gehören die Känguruhgehege zu den von Besuchern am meisten umlagerten Schauplätzen. Neugierig spitzen die Tiere die Ohren, stellen sich die Riesenmännchen mannshoch in die Höhe, jagen in mächtigen Sätzen von einem Ende ihres Auslaufes nach dem anderen hin, ringen abwechselnd miteinander, sich mit den Vorderbeinen umschlingend, mit den Hinterbeinen gegen den Gegner anspringend. Bei all ihren Bewegungen dient der kräftige Schwanz als Stütze. Allerliebst sind die Jungen, die bald aus dem Beutel des Muttertieres hervorgucken, bald sich ganz dorthin zurückziehen, bald rasch daraus hervorspringen. Gar oft ist man überrascht, aus dem Beutel ein überaus großes, er-



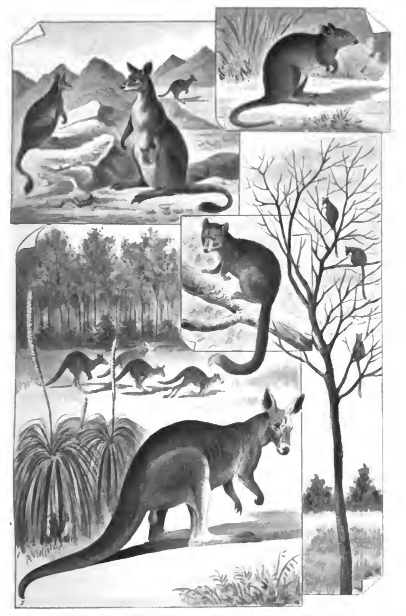
Oben links Fuchskusu, rechts Beutelbilch, in der Mitte Koala, unten links Beuteldachs, rechts Wombat.

wachsenes Junges mit langen Hinterbeinen hervorkommen und behende hinter den Alten hersetzen zu sehen; man kann gar nicht begreifen, wie denn dieses große, stark- und langbeinige Tier im Beutel der Mutter Platz haben soll und wie das Muttertier mit solcher Last sich frei zu bewegen im stande ist. Trotzdem befremdet es, von neueren Beobachtern zu hören, daß auf der Flucht befindliche weibliche Känguruhs ihr Junges aus dem Beutel werfen, um so leichter vorwärts zu kommen. Solcher in der Tierwelt seltener Mangel an Mutterliebe stünde wohl mit der geringen Intelligenz dieser Tiere in ursächlichem Zusammenhange. Vielleicht ist aber auch bloß die heftige Bewegung an dem Herausfallen schuld. Ich konnte an gefangenen Tieren zweimal beobachten, daß noch nicht eingewöhnte Weibchen, als der Wärter in ihren Wohnraum trat, wie toll herumjagten und dabei ihr ganz unentwickeltes Junges aus dem Beutel verloren.

In grellem Gegensatze zu den agilen Springbeutlern stehen die überaus plumpen, schwerfälligen, stumpfsinnigen Wombats (Phascolomys), dachsgroße, dichtbehaarte, kurzbeinige, rundköpfige Wurzelfresser mit nagetierähnlichem Gebiß, höchst langweilige Geschöpfe, die in ihrer Teilnahmlosigkeit für die Umgebung fast noch die Faultiere übertreffen und weder dem Pfleger, noch dem Besucher der Tiergärten ein sonderliches Interesse abgewinnen.

Ehe wir Australiens Säugetierwelt verlassen, müssen wir nochmals auf den schon oben erwähnten Dingo zurückkommen. Echter Wildhund oder verwilderter Haushund? Seit der Tertiärzeit einheimisches oder erst mit dem Menschen eingewandertes Raubtier? Von den meisten Gelehrten wurde der Dingo als erst mit der schwarzen Urbevölkerung ins Land gekommener, später verwilderter Haushund angesehen. Neuerdings ist man aber geneigt, im Dingo einen echten Wolf, ein nach seinem anatomischen Bau dem indischen Wheria (Canis pallipes) nahestehendes Raubtier zu sehen, einen nächsten Verwandten des Wildhundes von Sumatra. Man stützt sich dabei auf paläontologische Funde. In pliocänen und quarternären Schichten der Kolonie Victoria, welche nicht die geringsten Spuren menschlichen Daseins verraten, will man fossile Knochen des Dingo gefunden haben. Dann wäre der Dingo während der Pliocänzeit, da Australien vorübergehend mit dem asiatischen Festlande in Verbindung gestanden, vor dem Menschen in Australien eingewandert. Heute hat sich der Dingo so vermehrt, daß er die einheimischen Raubbeutler, so insbesondere den Beutelwolf, sehr verdrängt hat. Die Ansiedler sind dabei aus dem Regen in die Traufe gekommen, denn der Dingo ist den Schafherden ein ebenso gefährlicher Feind wie der Beutelwolf. Und noch mehr haben die Känguruhs unter den Verfolgungen der Dingos, die in kleinen Rudeln gemeinsam jagen, zu leiden. Dingos, die ich jahrelang in Gefangenschaft beobachten konnte, fielen durch ihr besonders scheues Wesen auf, das nichts von der Zutraulichkeit und Intelligenz der Hunde verrät. So lange sie jung sind, geben sie sich possierlicher und freundlicher und erinnern einigermaßen an Füchse; das dauert aber nicht lange: bald werden sie scheu und unzugänglich und entziehen sich, den Schwanz einziehend, hastig jeder Annäherung. Unter den Verfolgungen seitens der Ansiedler haben sich die Dingos in Australien immer mehr in die ausgedehnten, einsamen Alpenwälder zurückgezogen.

Daß Australiens Vogelwelt nicht gleichfalls auf uralter Entwickelungsstufe stehen geblieben sein kann, ist wohl begreiflich. Denn wenn auch das australische Faunagebiet nicht groß genug war, selbständig denen anderer Faunagebiete ähnliche moderne Vogelformen zu erzeugen, so blieb es doch den flugfähigen Vögeln, für die es keine ländertrennenden Meere giebt, nicht verschlossen. Solchen einwandernden fremden Formen gegenüber konnten sich die altmodischen Formen, die Zahnvögel der Vorzeit, nicht erhalten. Immerhin aber ging dies nicht so schnell, und auch in dieser Richtung zeigt sich Australien als das zurückgebliebenste Faunengebiet, seine Vogelfauna als die veraltetste unter all den heutigen Vogelfaunen. Muß es ja schon auffallen, daß vielverbreitete Vogeltypen anderer Länder, so die Geier, die Spechte, die Fasane, die eigentlichen Finken, der australischen Fauna fehlen, daß das Land so arm an echten Rabenvögeln, während Australien andererseits wieder so viele ungewöhnliche,



Oben links Felsenkänguruh, rechts Känguruhratte, in der Mitte Baumkänguruh, daneben mehrere auf einem Baume, unten Riesenkänguruh.

anderswo nicht zu findende Vogeltypen besitzt und man in keinem anderen Tiergebiete so viele flugunfähige Vögel trifft.

In erster Linie erwähnen wir die Großfußhühner oder Wallnister (Megapodius), nicht sowohl nach ihrem Äußeren — man könnte sie für plumper gebaute Fasane oder Wasserhühner halten — als nach ihrer in der ganzen Vogelwelt einzig dastehenden Brutpflege. Uns schwebt, wenn wir von der Vermehrung der Vögel sprechen, der „brütende“ Vogel vor, der mit rührender Ausdauer zehn bis achtundzwanzig Tage, ja bis sechzig Tage (Strauße) auf den Eiern sitzt, ihrer Entwickelung mit seiner hohen Körperwärme zu Hilfe kommend. Die Wallnister Australiens aber scharren mit den kräftigen, langen Nägeln ihrer Füße abgefallenes Laub, moderndes Gezweig, Erde zu oft mehrere Meter hohen, viele Meter weiten Bruthügeln zusammen und bringen in diese die sehr großen Eier, um sie unter dem Einflusse der Gärungswärme auszubrüten. Ist es schon auffallend, daß sich so die Großfußhühner dem in der Vogelwelt allgemein gültigen Brutgeschäft entziehen, so stoßen wir da noch auf eine andere Eigentümlichkeit, die, wie das Errichten von Bruthügeln, auf uralte, primitive Gepflogenheiten hindeutet. Sonst gilt ja das Vogelweibchen als ein Muster mütterlicher Fürsorge und Opferwilligkeit; hier aber ist es das Männchen, welches die Arbeiten der Brutpflege übernimmt, die Bruthügel aufbaut, in diese die Löcher für die von den Weibchen abzulegenden Eier wühlt, die Bruthügel überwacht, zeitweise, wenn die Gärungswärme zu sehr sich steigert, lüftet und die ausgeschlüpften Jungen in den ersten Nächten mit Laub zudeckt. Von den verschiedenen Arten der Großfußhühner ist das Buschhuhn oder Talegallahuhn (Catheturus lathami) am besten bekannt geworden.

Recht altertümlich, von unseren modernen Vogelformen auffallend abweichend, erscheinen die sogenannten Schnepfenstrauße oder Kiwis (Apteryx) Neuseelands, haushahngroße Vögel, deren Flügel so winzig sind, daß man sie auf den ersten Anblick für flügellos halten möchte. In den meisten Lehrbüchern stehen die Kiwis heute noch bei den Straußen. Aber die vier bekrallten Zehen, der lange, dünne Schnabel mit den Nasenöffnungen fast an der Spitze, das Fehlen des Afterschaftes der Federn, das Vorhandensein einer Öldrüse am hinteren Körperende und die Dünnschaligkeit der großen Eier stimmen schlecht zu dieser Einordnung. Sie gehören jedenfalls, wie die gleichfalls flugunfähigen, wohl erst in geschichtlicher Zeit ausgerotteten Moas, von denen die Heldengesänge der Maoris heute noch zu singen und zu sagen wissen, zu den Hühnervögeln. Die Kiwis sind heute in fünf Arten bekannt, von welchen Apteryx australis Shaw und Apteryx australis Mantelli Barte uns wohl am vertrautesten sind. Die Kiwis leben in der Regel paarweise in den wenig zugänglichen Bergwäldern Neuseelands. Den Tag verschlafen sie unter Baumwurzeln oder in Höhlen versteckt. Nachts gehen sie auf Nahrungssuche aus, die in Würmern, Schnecken, Insekten und Vegetabilien besteht. Ich war in der Lage, einen Kiwi im Jahre 1889 drei Monate in Gefangenschaft zu halten, und habe auch die zwei Kiwis des Berliner zoologischen Gartens gesehen. Die Mühe, welche solche seltene Gäste eines zoologischen Gartens bereiten, stehen in keinem Verhältnisse zu dem Interesse, das sie den Besuchern bieten. Will man ihren Lebensgewohnheiten nicht Gewalt anthun, so muß man sie gewähren lassen. Da bleiben sie denn den ganzen Tag im dunkelsten Winkel ihrer Behausung versteckt, und der Besucher hat das Nachsehen. Es wäre aber nicht richtig, aus diesem lichtscheuen, tags über verschlafenen Wesen auf Trägheit und Schwerfälligkeit dieser Vögel überhaupt zu schließen. Beobachtet man sie in mondhellen Nächten, so sieht man sie lebhaft herumtrippeln, jeden Augenblick mit dem Schnepfenschnabel tief in die Erde stochernd und die vorgefundenen Würmer ruckweise hervorziehend und dann im ganzen verschlingend. Ein Kiwi sieht nichts weniger als wehrhaft aus, und doch verteidigt er sich durch kräftige Schläge mit den Füßen und kann mit seinen Klauen recht unangenehme Verletzungen zufügen. Im Londoner zoologischen Garten hat man wiederholt das Brüten der Kiwis zu beobachten Gelegenheit gehabt. Die Weibchen scharren, wenn eine solche nicht schon vorhanden, eine etwa armlange Höhlung für das Nest

aus, schlcppen etwas Reisig und Holzwerk für ein recht oberflächliches Nest zusammen und belegen dieses mit zwei Eiern. Damit ist ihre Arbeit erledigt; die weitere Brutpflege ist — dies erinnert an die Strauße — Sache des Männchens, welches die Eier bebrütet und zwar, wie aus Beobachtungen in der Heimat der Kiwis und im Londoner Tiergarten zu schließen, auffallend lange. Die ausgeschlüpften Jungen sind dann wohl sofort im stande, herumzulaufen und selbständig nach Nahrung zu suchen.

Recht eigenartige Vögel, gleichfalls auf Neuseeland zu Hause, sind die Eulenpapageien (Stringops). Der Papogei ist uns ein



Das Buschhuhn.

lebhafter Baumbewohner, ein echtes Kind des Waldes, der Affe unter den Vögeln; wir können ihn uns nur denken als lärmenden, im Gezweige herumkletternden, den sonnigen Tag liebenden Waldvogel. Und da präsentiert sich uns ein eulenartiger Vogel mit dem bekannten Gesichtsschleier der Eulen, der Kalopo, der nicht auf Bäumen, sondern auf dem Boden in natürlichen oder selbst gegrabenen Höhlen wohnt, nicht fliegt, nicht klettert, sondern auf dem Boden herumtrippelt und ein nächtliches Leben führt, eine wahre Zerrgestalt eines Papageien. Auch der Höhlensittich (Geopsittacus) Südaustraliens ist ein nächtlicher Höhlenbewohner, der auf dem Erdboden sich aufhält, nicht klettert und nur im äußersten Notfalle auffliegt.

Wieder in ganz anderer Weise ungewöhnlich und auffällig erscheinen uns die herrlichen Paradiesvögel Neuguineas und die Leierschwänze von Neusüdwales. Solch wundersamer Federzier, meist begleitet von herrlichstem Farbenschmucke, begegnen wir nicht wieder auf der Erde. Die lebhafteste Phantasie vermöchte sich nicht solch reizend schönes, mannigfaltiges, sonderbares Federngewirr zu ersinnen, wie es diese Prachtvögel zur Schau tragen. Mit Recht sagt Haacke, nur im Frieden der Urwälder Neuguineas, das eine ungestörte Entwickelung durchlaufen hat, konnten sich solche märchenhaften Vogelformen entwickeln. Den Paradiesvögeln zählt man auch den Hopflappenvogel oder die Huio Neuseelands zu, bei welcher der Schnabel des Männchens etwo kopflang, gerade und gleichmäßig zugespitzt, der des Weibchens aber doppelt so lang und stark säbelförmig gebogen ist. Nach Baumspechtart hackt und bohrt das Männchen die Rinde alter, von Bohrinsekten heimgesuchter Bäume an, während dann das Weibchen die bloßgelegten Kerfe mit seinem Krummschnabel hervorholt. Zu unseren zoologischen Gärten gehören lebende Paradiesvögel zu den allerseltensten Erscheinungen. Ganz neue Arten sind vor einigen Jahren in Paris angelangt. Ein prächtiges Exemplar von Paradiesea apoda befindet sich zur Zeit in der Schönbrunner Menagerie zu Wien.

Und ebenfalls aus dem ungestörten Gottesfrieden des australischen Urwaldes heraus erklärt sich das Werden der sonderbaren Laubenvögel mit ausgesprochenem Sinn für Spiel und Tanz, für hübsche Farben und Zierrat aller Art. Sie errichten sich unter dem Schutzdache überhängender Bäume aus feinen, biegsamen Zweigen, deren Spitzen und Gobeln oben zusammenlaufen, Lauben mit einem vorderen und hinteren Eingange; sie schmücken diese Lauben mit allerlei grellfarbigem Tand, mit Muschel- und Schneckenschalen, Vogelfedern, farbigen Blüten und Blättern, Moos, kleinen Knochen, Steinchen aus und tanzen hier den Hochzeitsreigen. Der raubtierbewohnte Wald anderer Landgebiete mit all seinen vielfältigen Gefahren für den wehrlosen Vogel ließ so harmloses Vogelleben nicht aufkommen.

Ein anderer wunderlicher Geselle der austra-

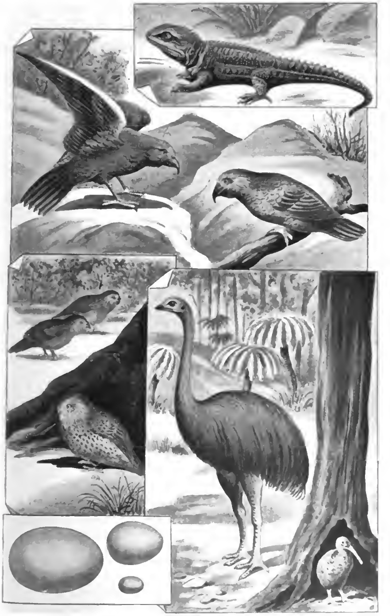
lischen Vogelwelt, Besuchern der zoologischen Gärten wohlbekannt, ist der Jägerliest oder Riesenfischer (Halcyon giganteus), der „lachende Hans" der Ansiedler, mit einer Länge von einem halben Meter, der Riese unter den Eisvögeln, ein eifriger Jäger auf kleine Reptilien, zumal Schlangen, und deshalb bei den Kolonisten in bestem Ansehen. Sein Ruf ist ein überaus lautes, weithin hörbares Lachen, das in aller Frühe im förmlichen Chorus allseitig durch den Wald tönt. Die grell-weißen Eier werden in Baumhöhlen abgelegt. Die Alten verteidigen ihre Brut aufs tapferste.

Australien ist ferner das Land der Kakadus. Sie stellen ja zu unseren Papageikollektionen allbekannte zutrauliche, plauderlustige Vertreter. Zu ihnen gehören auch die eigenartigen Nestorpapageien Neuseelands, dohlen- bis rabengroße, gedrungen gebaute, düsterfarbige Papageien mit starkem, langem, seitlich zusammengedrücktem Schnabel. Unter ihnen sind der Kaka und der Keo, wie sie die Maoris nennen, die bekanntesten. Der Keo, der größere, beschränkt sich auf das Hochgebirge und kommt nur in strengen Wintern aus dem Alpengebiete herab, während der Kaka das ganze Gebiet der westlichen Alpen vom Fuße bis zur Grenze des Hochwaldes bewohnt. Diese Nestorpapageien, früher friedliche Pflanzenfresser, sind neuester Zeit echte Raubvögel geworden, die nicht nur nach Geierart Abfälle von Schafen in der Nähe von Schlachthäusern verzehren, Kadaver vertilgen, sondern lebende Schafe anfallen und ihnen lebendigen Leibes das Fleisch vom Körper reißen oder sich mit ihren Fängen in der Wolle der fliehenden Tiere verfangen und festhalten, bis ihnen die zu Tode gehetzten Schafe zum Opfer fallen. Wieder eine schier unglaubliche Umgestaltung der Papageiennatur, ein Seitenstück zu dem zur Höhleneule gewordenen Stringops.

Nur kurz wollen wir endlich noch des in den letzten Jahren ziemlich häufig nach Europa gebrachten Pastor- oder Predigervogels (Prosthemadera novae-Seelandiae) Neuseelands, des Poë oder Tui, gedenken. Als es mir vor acht Jahren glückte, zwölf wunderbar erhaltene Vögel dieser Art in einer großen Voliere zur Schau zu stellen, war der Käfig von Besuchern umlagert, die sich an dem schmucken Äußeren dieser Vögel — zwei zierliche, reinweiße Halsfederbüschel erinnern an die Halsbäffchen eines Pastors in Amtstracht — und an dem glockenhellen „Tui-tui" nicht genug erfreuen konnten. Die Poës sind überaus lebhafte, bald sehr zuthulich werdende Vögel, die überdies, wie die Stare, Elstern und Spottdrosseln, die Stimmen anderer Vögel überraschend gut nachzuahmen im stande sind.

Nun zur niederen Wirbeltierwelt Australiens übergehend, müssen wir uns erst recht auf einige der auffallendsten Typen beschränken. Wenn auch die in den letzten Jahren allerorts erstandenen Aquarien- und Terrarien-Liebhabervereine viel dazu beigetragen haben, auch für die mannigfaltigen Vertreter der kaltblütigen Vertebraten Interesse zu wecken, so ist es doch nicht jedermanns Sache, sich für Echsen, Schlangen und Molche zu erwärmen. Recht auffallenden und altmodischen Formen werden wir aber auch hier begegnen.

Sehr sonderbare Erscheinungen sind die Kragenechse (Chlamydosaurus Kingi) und der Moloch (Moloch horridus). Erstere, durch die eigentümliche Halskrause des Männchens ausgezeichnet, lebt mit Vorliebe auf Bäumen, bewegt sich aber auch auf dem Boden sehr behende und ist im stande, wie ein Vogel sehr rasch auf den Hinterbeinen dahinzulaufen. In der Erregung richtet sich der sonst zusammengefaltet anliegende Halskragen wie ein Halsschirm auf. Bei der südaustralischen Amphibolurus barbatus bläht das erzürnte Tier den Kehlsack mächtig auf und scheint bereit, mit geöffnetem Rachen auf den Feind loszustürzen. Recht wunderlich sieht sich der Moloch an, am ganzen Oberleibe von einem Walde großer und kleiner Stacheln bedeckt. Wär's nicht ein so kleiner Knirps, kaum von der Größe einer mittelgroßen Zauneidechse, man könnte vor dem stachelbewehrten Reptil Furcht empfinden. Auf die Vogelwelt mögen alle die stachelüberreichen Geschöpfe wohl als Schreckgestalten wirken. Dr. Schnee, der in jüngster Zeit so interessante Beobachtungen über exotische Reptilien veröffentlicht hat, sagt, daß die Bewegungen dieses Tieres langsam, molchartig und eigentümlich eckig sind. Wie es



Neuseeländische Tiere: Zu oberst Brückenechse, dann Nestorpapageien, dann links Eulenpapageien, rechts die ausgestorbene Moa und der Kiwi, unten links Hühnerei, Straußei und Ei der Moa.

ruckweise den Kopf dreht, hochbeinig dahinschreitet, den Vorderkörper schaukelartig bewegt, macht es den Eindruck eines kleinen Automaten. Seine Nahrung besteht fast ausschließlich aus schwarzen Ameisen.

So recht zu den altmodischen Formen australischer Tierwelt paßt die Stutzechse (Trachysaurus rugosus), ein aus unseren modernen Terrarien gut bekanntes Reptil mit absonderlichem, an den Stummelschwanz gewisser Schafrassen erinnerndem Stutzschwanz, stumpf pyramidenförmigem Kopf und auffallend dicker, rauher Beschuppung, die dem Leibe das Aussehen eines Tannenzapfens verleiht. Diese ziemlich langweilige, mit Vorliebe Insekten fressende Echse bringt lebende Junge zur Welt.

Wir schließen unsere Betrachtungen über Australiens Kriechtierwelt mit der Besprechung der vielleicht altertümlichsten Tierform des australischen Gebietes, der Brückenechse (Hatteria), der Tuatara der Neuseeländer. Außer auf Neuseeland kommt dieses Reptil nirgends auf der Erde vor. Es existiert kein lebendes Tier, mit dem man die Brückenechse zu einer Gattung, einer Familie vereinigen könnte. Zuerst hielt man sie für ein kleines Krokodil. Sie steht aber auch den Schildkröten und Echsen nahe und ist heute eine ganz isolierte, vereinsamte Form, die ganz allein eine eigene Gattung, eine eigene Familie, ja eine eigene Ordnung repräsentiert und deren allernächster Verwandter die längst aus der Erdenwelt verschwundene Urbrückenechse aus dem sächsischen Rotliegenden ist. Seit jüngster Zeit mehren sich die biologischen Mitteilungen über diese letzten Überbleibsel des ältesten Kriechtierstammes. Professor Schauinsland hatte Gelegenheit, die Brückenechsen in der Cookstraße zwischen der Nord- und Südinsel Neuseelands zu beobachten. Sie führen dort ein nächtliches Leben, hausen gemeinsam mit Sturmtauchern in mehrere Meter langen, bis fünfzehn Centimeter breiten, unterirdischen Höhlen, welche von den Vögeln ausgehöhlt werden. Abseits aber von diesen Wohnhöhlen graben die Weibchen der Brückenechse eigene, fünfzehn bis achtzehn Centimeter tiefe, fünf bis acht Centimeter weite Löcher, in die sie die Eier ablegen, welche sie dann mit Moos oder Gras bedecken. Nach Beobachtungen A. Dendys werden die Eier im November abgelegt und brauchen etwa dreizehn Monate zu ihrer Entwickelung. Die Embryonen verbringen den australischen Winter in einem Zustande des Winterschlafes. Vor Winterbeginn verstopfen sich ihre Nasenlöcher vollständig durch Bildung eines zelligen Gewebes. Es sind das also recht eigentümliche, von der Entwickelung der Echsen sehr abweichende Verhältnisse, die einigermaßen an die embryonalen der Schildkröten erinnern. Zwei Exemplare dieser seltenen Echse, die ich im Jahre 1891 längere Zeit zu beobachten Gelegenheit hatte, zeigten sich zwar nicht so agil wie die meisten Eidechsen, aber doch nicht so langweilig wie die Stutzechsen. Reicht man ihnen Wasser oder Nahrung, so erwartet man unwillkürlich das übliche Züngeln der Eidechsen, man bekommt aber die Zunge nicht zu sehen, auch wieder, wie Dr. Werner richtig bemerkt, ein nicht unwichtiger biologischer Unterschied zwischen den Brückenechsen und anderen Echsen.

In vieler Beziehung ist Australien dem Reptilienleben günstiger geartet als andere Faunengebiete. Hier brauchen sich diese Kaltblütler nicht in die Erde zurückzuziehen. Fast alle größeren Bäume Australiens samt ihren stärkeren Ästen und Zweigen sind nach Dr. Schnee hohl und bieten so den Reptilien willkommene Schlupfwinkel. Dazu ist das Holz der australischen Bäume, besonders der häufigen Eukalyptusbäume, sehr weich und giebt, einmal abgestorben, sehr bald eine lockere, schwarzbraune Masse, in die sich die Echsen und Schlangen, ohne einen rechten Winterschlaf zu halten, einwühlen. Selbst die großen Warane halten sich mit Vorliebe in solchen Baumschlupfen auf.

Und nun am Schlusse unserer flüchtigen Heerschau über Australiens sonderbare Tierwelt noch ein recht absonderliches Tier, in gewissem Sinne vielleicht unter all den bisher genannten das sonderbarste, weil es zwischen zwei großen Tierklassen, den Lurchen und Fischen, das lebende Bindeglied bildet. Wir meinen den Lungenfisch (Ceratodus Forsteri) der australischen Flüsse Burnett und Mary. Wenn etwas seine Bedeutung für unsere vorliegenden Betrachtungen abschwächt, so ist es nur der Umstand, daß auch das tropische Afrika und das heiße Brasilien solche Lungenfische, jenes den Pro-

topterus, dieses die Lepidosiren, besitzen. In seinem ganzen Gehaben ist der Lungenfisch eigentlich mehr Lurch als Fisch. Meist lebt er unbeweglich zwischen dem Pflanzengewirr und Wurzelwerk der Flußufer hier von Würmern, Schnecken, Krebstieren und nur nebenbei von Pflanzenkost sich nährend. Er geht nicht, wie es früher hieß, aus Land und gräbt sich nicht während der heißen Zeit in den Schlamm ein. Vor nicht langem glückte es, im Warmwasserbecken gehalten und mit Garneelen gefüttert, vier im River Mary in Queensland gefangene Exemplare lebend nach Europa in den Zoologischen Garten von London zu bringen. Dem sehr schmackhaften Fische wird von australischen Ansiedlern und Bergleuten sehr eifrig nachgestellt, so daß die Befürchtung nahe lag, der Lungenfisch würde bald ausgerottet werden. Deshalb sah sich die Royal Society of Queensland veranlaßt, eine Anzahl Lungenfische nach verschiedenen neuen Wohnorten zu verpflanzen. Was an diesen Lungenfischen den Zoologen am meisten interessiert, ist die Atmung, die neben der Kiemenatmung auch als Lungenatmung auftritt, indem die Schwimmblase nach Bau und Gefäßversorgung in eine Art Lunge umgewandelt erscheint. Wie sehr diese Lungenfische den Charakter von Fischen und Lurchen vereinen, geht wohl daraus hervor, daß ihr erster Entdecker die Lurchfische als fischähnliche Reptilien bezeichnete und spätere Zoologen sie als Schuppenlurche zu den Amphibien stellten. Wir haben es da gewissermaßen mit werdenden Lurchen zu thun. Auch die Flossen befinden sich im Stadium des Überganges vom Ruder- und Steuerapparat zum Kriechorgan. Was soll dem zwischen dem dichten Pflanzengewirr herumkriechenden Tiere ein Schwimm- und Ruderorgan; es braucht Schieber, und zu solchen sind seine fußartig angebrachten Flossen auch umgewandelt.

So haben wir denn Australien als überaus reich an bizarren, uraltmodischen Formen, als das Land der eierlegenden Ursäuger, der Beutler, der vielen flugunfähigen Vögel, der sonderbaren Wallnister, der zu nächtlichen Bodenbewohnern gewordenen Euleapapageien, der auffallenden Paradiesvögel und Leierschwänze, der farbensinnigen Laubenvögel, der ganz vereinsamten, anhanglosen Brückenechse. der zu Kriechlurchen gewordenen Lungenfische kennen gelernt, als ein Faunengebiet, das, von allen anderen Kontinenten seit vielen Jahrtausenden abgetrennt und isoliert, gewissermaßen auf der einstmaligen Entwickelungsstufe stehen geblieben ist. Hier konnten sich uralte Tierformen, von fremden Eindringlingen unbeirrt, auf ziemlich primitiver Stufe erhalten, da ja der Anlaß zu irgendwie forcierter Fortentwickelung fehlte, hier konnte sich im friedlichen Urwalde ein harmloses, an Spiel und Tand sich erfreuendes Vogelleben entfalten und der nicht gefährdete Vogel allmählich seine Flugfähigkeit einbüßen, hier führte die sengende Hitze, die stellenweise herrschende Unwirtlichkeit des Landes zur vorwiegend nächtlichen Lebensweise, zur Beutelbrutpflege. So hat Australiens Tierwelt mit anderen Faunengebieten in der Fortentwickelung nicht Schritt gehalten und ist das Land der „lebenden Fossilien", aus uralter Zeit wie lebende Ruinen in die moderne Tierwelt hereinragender Tierformen geworden. Und im australischen Faunengebiete selbst ist es besonders Neuseeland, die Heimat der flugunfähigen Kiwis und Eulenpapageien, der Nestorpapageien mit den Allüren eines Raubvogels, des uralten Hatteriageschlechtes, das so ganz besonders altmodischen Charakter zur Schau trägt, in welchem es gar keine einheimischen Säugetiere giebt, wenn nicht der bisher nur von weitem beobachtete Waitoteke sich als solches, wie Haacke vermutet, tiefststehendes Landsäugetier mit väterlicher Brutpflege entpuppt. Bis heute ist es nicht gelungen, dieses nach seinem Äußeren einem Fischotter ähnliche, wahrscheinlich auf die Gebirgsseen der Südalpen Neuseelands beschränkte Tier zu erbeuten. „Neuseeland," sagt Haacke, „besitzt von allen Ländern der Erde die tiefststehende Vogelwelt; wohl möglich, daß (dieses) sein einziges lebendes, eingeborenes Säugetier so tief unter den Gabeltieren (Kloakentieren) steht, wie diese unter den Beutlern, und somit noch wichtige und vielleicht ungeahnte Aufschlüsse liefert über die Uranfänge der auch den Menschen einschließenden obersten Wirbeltierklasse."

Wir haben so das altmodische Tierleben des „jüngsten" Kontinents, wie es war, als

es entdeckt wurde, und wie es zum Teil noch ist, geschildert. Wird es aber noch lange auf dieser Stufe bleiben?

Was vor der Besiedelung Australiens durch die Weißen ins Land gekommen ist, durch die Luft oder zu Wasser, Vögel, Fledermäuse, Robben, schwimmfähige Nager, war in zu spärlicher Zahl vertreten, um der einheimischen Tierwelt hinderlich zu werden. Mit den Kolonisten aber kamen unbeabsichtigt, unbedacht und planmäßig Tiere aller Art ins Land. Es lag ja nahe, daß der Ansiedler in Gedanken an die ferne Heimat vor allem verschiedene heimische Vögel in der Fremde einzubürgern trachtete. So kamen die Sperlinge, Lerchen, Stieglitze,



Jägerliest mit erbeuteter Todesotter.

Buchfinken, Ammern, Singdrosseln, Stare, Fasane nach Australien, die sich alle hier so rasch vermehrten, daß schon der so früh nach der Südsee gekommene Forscher Dr. Finsch vor zwanzig Jahren klagte, daß man auf Neuseeland mehr den Gesang von Amseln, Drosseln, Hänflingen, Stieglitzen u. s. w. höre als den des Pastorvogels und anderer befiederter Eingeborener, und erstaunt und enttäuscht war, im Thale des Tasmanflusses wie im Urwalde von Tauranga Heimatsvögeln fast zahlreicher zu begegnen als erwarteten einheimischen. Der Haussperling, dem die hohlen Gummibäume willkommene Nestschlupfe bieten, hat sich so vermehrt, daß in Melbourne reifende Kirschen und Weintrauben in Füllsäckchen verwahrt werden müssen, sonst bliebe nicht eine Frucht übrig. Und ebenso haben sich die eingeführten Hasen, Schweine, Rinder, Pferde außerordentlich vermehrt. Auf Neuseeland sind durchgegangene Schweine und Rinder vollständig verwildert, in den australischen Alpen ganze Herden verwilderter Pferde entstanden, auf die eifrig Jagd gemacht wird. Auch sonst gemahnt die Fauna einzelner australischer Gebiete an die Tierwelt anderer Faunengebiete. So schildert Dr. Schnee das Vogelleben auf westaustralischen Guanoinseln ähnlich, wie uns das Leben und Treiben viel Tausender Bewohner nordischer Vogelinseln von anderer Seite geschildert wurde. Da brüten Tausende Seeschwalben, die dumme Seeschwalbe Noddy, die schwarze Seeschwalbe, die dünnschnäbelige Seeschwalbe und noch sechs andere Arten auf den oberen Zweigen des niederen Gebüsches oder im Unterholz oder einfach in ausgehöhlten Guanogruben oder gar auf dem nackten Boden, während zwei Sturmtaucherarten und ein Sturmvogel, welche den Rand der Inseln und sandige Plätze in ziemlich großer Zahl bewohnen, bis zu einem halben Meter tiefe Löcher ausscharren, diese mit einigen Reisern belegen und auf diese ihre zwei verhältnismäßig großen, weißen Eier legen. Die Taucher lassen sich bei Tage nicht sehen, kommen erst bei Nacht hervor und lassen dann ihr weithin hörbares, blökendes Geschrei, das ihnen den Beinamen „Hammelvögel“ eingetragen hat, hören.

Gegen den Willen der Einwanderer und wahrlich nicht zur Freude der Bewohner sind mit den Menschen die Wanderratten, die Stubenfliegen, die Schmeißfliegen, die Gelsen ins Land gekommen und stellenweise zur wahren Landplage geworden.

Die Einführung anderer Tiere wieder geschah ganz unbedacht. Fälle unüberlegter Acclimatisation sind ja mehrfach bekannt. Was haben die Sperlinge den Nordamerikanern schon für Unsummen gekostet! Auf der Insel Sable Island an der Küste von Neuschottland wurden englische Kaninchen eingeführt. Diese nahmen bald die ganze Insel ein. Dann kamen, wahrscheinlich von Schiffen, Wanderratten auf die Insel, die die Kaninchen rasch verdrängten und nun selbst zur Landplage wurden. Nun wurden

zur Vertreibung der Ratten Katzen ausgesetzt. Die Ratten verschwanden, nun mußte aber auf die überreiche Zahl der Katzen Jagd gemacht werden. Neuerdings kamen Kaninchen ins Land und vermehrten sich ins Ungeheure. Da flogen Schnee-eulen zu und hinderten die zu große Vermehrung der Kaninchen. So hatten sich auch in Australien die Kaninchen, die man der Jagd wegen in das wildarme Land gebracht hatte, seit 1862 ungeheuer vermehrt, daß sie zur wahren Landplage wurden. Die bewohnten Küstengegenden meidend, breiteten sie sich über das übrige Land, besonders aber über den ganzen Westen von Neu-Südwales aus, wo sich seit 1860 eine ausgiebige Schafzucht entwickelt hatte. Ehe man es gewahr wurde, hatten sich die Kaninchen von der Südgrenze Victorias bis zur Nordgrenze von Queensland ausgebreitet, die Flüsse überschritten, überall den Boden aufwühlend und das keimende Gras wegfressend, ehe es für die Rinder und Schafe hoch genug war. So mußten in regenarmen Jahren weite Weideplätze aufgegeben werden, und die Schafzucht ging auf ein Viertel ihres früheren Umfanges zurück! Natürlich kämpfte man mit



Lungenfisch.

allen Mitteln gegen diese Kaninchenplage an. Man umgab das Weideland mit Umzäunungen von engmaschigem Eisendraht — so wurde zwischen Neu-Südwales und Südaustralien ein 519 Kilometer langer Zaun gezogen, bei welchem sich die Kosten für den Kilometer auf zwölfhundert Mark beliefen —; man vergiftete die gefährlichen Schädlinge mit Arsenik, Strychnin und Phosphor, mit welchen man Wasserbehälter und Getreide-

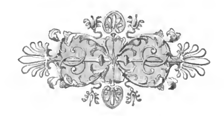


Moloch (oben) und Stutzechse.

körner versetzte; man richtete Hunde für die Kaninchenjagd ab, die aber bald verwilderten und ihrerseits den Schafherden gefährlich wurden; man zahlte Schußgeld für jedes erlegte Kaninchen und gab dafür Hunderttausende Mark jährlich aus; man schrieb einen Preis von 25000 Pfund Sterling für ein wirksames Mittel gegen die Kaninchen aus; man versuchte durch Einimpfung gewisser Mikroben eine verheerende Seuche unter den schädlichen Nagern zu erzeugen. Da alles nichts fruchtete, kam man auf den unglückseligen Einfall, Hermeline, Wiesel, Frettchen einzuführen. Diese mordgierigen, geschmeidigen, in alle Schlupfe eindringenden Räuber halten sich aber nicht nur an die Kaninchen, sondern fallen auch die einheimischen Vögel in ihren letzten Schlupfwinkeln an. Ihnen fällt also allmählich die im vielhundertjährigen Urwaldfrieden, der das mordende Heer der großen und kleinen Raubtiere nicht kannte, herangewachsene, verteidigungslose heimische Vogelwelt zum Opfer. Außerordentlich interessant, ein lebhafter Beweis für die starke Anpassungsfähigkeit der Tiere ist auch die Thatsache, daß sich die Kaninchen den geänderten, ungünstiger gewor-

denen Lebensbedingungen in Australien angepaßt haben. Das australische Kaninchen ist heute schon ein anderes Tier, als es vor Jahrzehnten dort war, und scheint zum Hasen auf dem Baum, zum Klettertier sich ausgestalten zu wollen. Es ist kleiner geworden, gräbt stellenweise nicht mehr, sondern nistet frei auf dem Boden, hat andere, passendere Färbung angenommen, hat schwimmen und klettern gelernt und kommt heute schon auf Sträuchern und Bäumen empor, um die Rinden und Blätter der Holzpflanzen wegzufressen, wo Kräuter und Gräser fehlen; heute schon sind seine Vorderfüße dünner, die Nägel länger und zugespitzter als bei den gewöhnlichen Kaninchen.

Zählen wir zu den von Wiesel und Frettchen vernichteten einheimischen Vögeln Australiens die Tausende Vögel, welche den verwilderten Hauskatzen zur Beute werden oder von den verwilderten Schweinen und Hunden in ihren Erdhöhlen oder Baumverstecken aufgestöbert werden oder von den ganz auf die Jagd angewiesenen Eingeborenen, so wenige es deren noch giebt, erbeutet werden, bedenken wir, wie immer neuen Ansiedlern ein Stück Urwald nach dem anderen weichen muß, und vergessen wir auch all der wissenschaftlichen und geschäftsmäßigen Naturaliensammler nicht, die so seltenen Belegstücken, wie sie Australiens Fauna bietet, eifrig auf der Fährte sind, so sehen wir den Tag, da eine uralte, so lange dem Andrange moderner Tierformen entgangene Fauna verschwunden sein wird, mit Riesenschritten näher kommen. Immer mehr ziehen sich die letzten einheimischen Tiere in die unzugänglichsten Gebirgsgebiete zurück. Aber die übers Meer gekommenen kleinen Räuber sind hinter ihnen her und werden sie bald auch in diesen ihren letzten Zufluchtsstätten vernichtet haben. Zu einer zweckgemäßen Anpassung, welche die australische Tierwelt versäumt hat oder richtiger früher nicht nötig hatte, zur Herausbildung von Schutz- und Verteidigungsmitteln, wie sie sich erst im Verlaufe langer Zeitläufte erwerben lassen, ist es zu spät. So ist, wie die autochthone Bevölkerung rettungslos dem Andrange der Weißen weichen muß, auch die altmodische Tierwelt dem sicheren Untergange verfallen. Trotz behördlichem Schutz ist die Zeit nicht mehr fern, da, vor allem auf Neuseeland, der letzte Vertreter dieser ältesten Tierwelt gewesen sein wird, Tui und Glockenvogel nicht mehr ihren melodischen Sang erklingen lassen, Kiwis und Eulenpapageien nur noch aus unseren Sammlungen bekannt sein werden. Auch über Australiens veraltete Tierwelt ist dann der unbarmherzig nivellierende Fortschritt tierischer Entwickelung gekommen, seine Fauna ist den herrschenden modernen Tierformen erobert.





Adolf Pichler.

Von
S. M. Prem.

Wer da vorwärts will, muß wechselnd
Mit den Füßen rüstig schreiten;
Nur durch Gegensätze werden
Stets bewegen sich die Zeiten.
Adolf Pichler.

Zu den tüchtigsten und originellsten Männern, die das gestaltenreiche Land Tirol hervorgebracht hat, gehört unstreitig der jüngst verstorbene Dichter und Naturforscher Dr. Adolf Pichler von Rautenkar. Obwohl er nach gewöhnlichen Begriffen „Großes“ nicht geschaffen, so ist doch das Vorhandene derart selbständig und eigen, daß sein Name im deutschen Schrifttum nie untergehen wird, so lange es ein solches giebt. Außerdem war er durchaus nicht einseitig Tiroler, sondern ein begeisterter Anhänger und Verfechter der deutschen Sache, und dies etwa auch nicht erst in den letzten Zeiten nationaler Kämpfe in Österreich, sondern schon seit seiner Jugend. Dies kommt sowohl in seiner politischen Haltung als auch in seinen Schriften mehrfach zum Ausdruck, denn bei ihm sind Leben und Dichten so innig miteinander verbunden, daß letzteres nur aus ersterem zu erklären ist.

Auf der schmalen Landzunge Nordtirols, die sich am rechten Innufer von Kufstein aus noch weit ins Bayerische vorschiebt, während das linke Gelände längst von blauweißen Pfählen abgesteckt ist, liegt bei dem Dorfe Erl ein einsames Zollhaus. Hier wurde am 4. September 1819 Adolf Pichler als Sohn eines Mautbeamten geboren, und in dieser ländlichen Abgeschiedenheit verbrachte er seine erste Jugend. Seine Eltern lebten in mehr als bescheidenen Verhältnissen und konnten daher wenig für den geweckten Knaben thun, der von einem Orte zum anderen ziehen mußte, wohin gerade sein Vater als Beamter versetzt worden war. Diese Punkte lagen aber alle in den Nordalpen, wo eine herrliche, bald liebliche, bald schaurige Natur den Menschen umgiebt. Eindrücke solcher Art ergriffen früh den Knaben und machten ihn zu einem begeisterten Bewunderer der Berge und ihrer Bewohner. Das bildet den Grundton in Pichlers Wesen. Schon ein stattlicher Bursche kam er 1832 an das Gymnasium in Innsbruck, wo er sich als armer Student durch alle Mühsale des Lebens durcharbeiten mußte, um etwas zu werden. Er litt oft Mangel an dem Nötigsten und lernte da sich einzuschränken und zu bescheiden. Später verdiente er sich den Unterhalt mit „Stundengeben“, und mit sechzehn Jahren war er schon ganz auf sich selbst gestellt. Hier liegen die Wurzeln zu seinem unbeugsamen, selbständigen Wesen, zu seiner Einfachheit, Mäßigkeit und Sparsamkeit, wodurch er sich zeitlebens auszeichnete.

Innsbruck war damals noch ein unbedeutendes und winkeliges Landstädtchen, aber es bewahrte reiche geschichtliche Erinnerungen, namentlich von Andreas Hofer und dem Freiheitskampfe der Tiroler im Jahre 1809,

die auf Pichler einen mächtigen Eindruck ausübten und später in seiner Dichtung tauten Nachhall fanden. Seine herrliche, bis 1848 reichende Selbstbiographie „Zu meiner Zeit" (Leipzig 1892) knüpft gerade an das Jahr 1809 an und beweist uns, daß Pichler sich früh mit bewußter Absicht auf den Boden des Historischen stellte.

Da das Schulwesen im vormärzlichen Österreich sehr im argen lag, suchte sich der strebsame Student auf eigene Faust fortzubilden. Mit großem Eifer las er neben den alten Klassikern auch die deutschen Dichter, besonders Schiller, Goethe und Platen, denen er für seine Form das meiste verdankte. Obwohl die österreichischen Grenzen gut bewacht waren, gelangten doch die Schriften des „Jungen Deutschland" und der Revolutionspoeten selbst nach Tirol, und sie übten gleichfalls einen bedeutenden Einfluß auf Pichler und andere Männer. Dazu kamen die Zeitereignisse, insbesondere die Austreibung der protestantischen Zillerthaler und die Einführung der verhaßten Jesuiten. Johannes Senn, Hermann Gilm und später auch Pichler wandten sich in scharfen Gedichten gegen die tirolischen Ultramontanen, gegen Reaktion und Jesuiten und rüttelten das Volk auf. Das bildete den Anfang des Liberatismus in Tirol.

Einen anderen wichtigen Einfluß übte die Philosophie Hegels, welche für alle Fragen des öffentlichen Lebens eine Antwort und auf alle Rätsel eine Lösung bereit hielt. Pichler beschäftigte sich darum sein ganzes Leben lang mit der Philosophie, wenn er sie auch nicht zu seinem Hauptstudium machte, und legte in „Aphorismen" und Denksprüchen seine Ansichten darüber nieder.

Im neugegründeten Museum zu Innsbruck erhielt sein Geist frische Nahrung an den Gegenständen der Kunst; er übte sich eifrig im Zeichnen und schärfte so sein Auge namentlich für Malerei und Plastik. Vorübergehend hegte er sogar die Absicht, Maler zu werden.

Als Brotstudium hatte er ursprünglich das Jus ergriffen, allein dabei konnte sein Herz keinerlei Befriedigung finden. Er ging zur Medizin über, um sich wenigstens mit Naturwissenschaften beschäftigen zu können, und begab sich, da in Innsbruck damals keine medizinische Fakultät bestand, im Herbst 1842 nach Wien.

Dieser Schritt hatte wichtige Folgen. Die alte Kaiserstadt an der Donau stellte auch litterarisch einen Mittelpunkt der Litteratur dar und besaß im Burgtheater die beste Pflegestätte der dramatischen Kunst. Neben Grillparzer, der sich allerdings schmollend zurückhielt und den Gipfel seines Ruhmes bereits überschritten hatte, gab es noch mehrere bedeutende Dichter in Wien, als J. G. Seidl, L. A. Frankl, Mosenthal, O. Prechtler, Adalbert Stifter und Friedrich Hebbel. Von 1844 ab war Pichler in diesem Kreise heimisch und veröffentlichte in Seidls „Aurora", Frankls „Sonntagsblättern", im „Wanderer" und in anderen Zeitschriften kleine Erzählungen und Gedichte, die noch nicht gesammelt sind.

Diese Verhältnisse und Hegels Lehren bildeten für Pichler die nächste Veranlassung, sich ernstlich dem Drama zuzuwenden. Ein Habsburgerstück, „Albrecht I.", blieb zwar Torso und wird erst jetzt aus dem Nachlasse veröffentlicht werden, aber in jene Zeit reichen auch die Anfänge der beiden Dramen „Die Tarquinier" und „Rodrigo" zurück, von denen das letztere 1862 in Innsbruck aufgeführt und zur Totenfeier am 15. Dezember 1900 wiederholt wurde. Allein Pichter war bei seiner vorwiegend episch-lyrischen Begabung kein Dramatiker, obwohl Hebbel den „Tarquiniern" eine Zukunft voraussagte. Zahlreiche Jugendversuche hat er als unreife „Jugendeseleien" später vernichtet, nur die dramatischen Fragmente „Der Student" und „Hutten" bewahrte er, um sie in seiner Selbstbiographie (1892) zu verwerten.*

In Wien zogen ihn auch die reichhaltigen Kunstsammlungen an, in denen er ganze Tage schauend und lernend zubrachte. Die Klassiker hatte er immer zu lieblichen Begleitern. Um auch fremde Litteraturen heranziehen zu können, studierte er moderne Sprachen, namentlich Italienisch und Französisch.

Damit haben wir die wichtigsten Bedingungen zu seiner Ausbildung berührt. Eine Vertiefung seines zielbewußten, ernsten Wesens führte die unglückliche Liebe zu einem

* Eingehenderes bietet meine Schrift: Adolf Pichler, der Dichter und Mensch. Mit einem Briefanhang. Innsbruck, Wagnersche Universitätsbuchhandlung, 1901.

Wiener Bürgermädchen herbei, der wir die tiefempfundenen „Emma-Lieder" im Anhang seiner Selbstbiographie verdanken.

Eben war Pichler, nachdem er sich den Doktorhut geholt hatte, im Begriff, Wien zu verlassen, um sich der ärztlichen Praxis zuzuwenden, als die Revolution ausbrach. Er nahm in der Studentenlegion an den Wiener Barrikadenkämpfen teil, wählte aber bald ein rühmlicheres Feld für seine Thätigkeit. Auf die erste Nachricht hin, daß Sardinien an Österreich den Krieg erklärt habe und in Verbindung mit Freischärlern die Grenzen Tirols bedrohe, erließ er einen Aufruf an die tirolischen Studenten in Wien und Innsbruck, zum Schutze des gefährdeten „deutschen" Vaterlandes auszuziehen. Der Advokat Dr. Andreas Gredler, ein gebürtiger Tiroler, begab sich zum Erzherzog Johann, um Waffen zu erhalten; da aber die Zeughäuser geplündert waren, mußte man sich auch an Private wenden. Bürger und Beamte spendeten auf eine öffentliche Aufforderung hin Waffen, der bekannte „Landsknecht" Fürst Schwarzenberg gab seinen besten Stutzen, die „Liesel", her, auch der ehemalige Gouverneur von Tirol, Graf Chotek, spendete einige prächtige Jagdgewehre, und am 15. April 1848 erfolgte der Ausmarsch. Pichler war zum Hauptmann erwählt worden und führte eine schwarz-rot-goldene Fahne mit dem Tiroleradler auf der Spitze, der greise Kapuziner Joachim Haspinger, Andreas Hofers Kampfgenosse von 1809, zog als Feldpater mit, und so rückten „Deutschlands Grenzsoldaten" an die welsche Gemarkung. Beim Übergang über den Chiese — am 12. Mai 1848 — und bei Caffaro gab es hitzige Gefechte. Pichlers Tapferkeit leuchtete allen voran, weshalb er den Eisernen Kronenorden erhielt und später geadelt wurde. Nachdem sich die Kompagnie am 15. Juni in Bozen aufgelöst hatte, begab sich Pichler nach Innsbruck und im Herbst wieder nach Wien. Hier beteiligte er sich nicht weiter am Aufstande, sondern kehrte, als er keinen Boden für seinen ärztlichen Beruf fand, nach Tirol zurück.

Im folgenden Jahre wurde er Lehrer am Gymnasium in Innsbruck. In dieser Eigenschaft wandte er sich der Germanistik und 1854 der Geologie zu. Pichler leistete auf dem Gebiete der Geologie und besonders als Alpengeognost Bedeutendes und brach der geologischen Erforschung Tirols die Bahn. Er wurde daher 1859 als Supplent an die heimische Universität berufen und wirkte hier von 1867 bis 1890 als ordentlicher Professor der Mineralogie und Geologie mit anerkanntem Erfolge; 1857 hatte er sich auch einen eigenen Hausstand begründet. Trotz der angestrengten wissenschaftlichen und lehramtlichen Thätigkeit vernachlässigte er die Poesie durchaus nicht. Er gab 1853 seine „Gedichte" heraus, die ob ihrer kernigen Frische und der prächtigen Naturanschauung Anerkennung fanden, während die „Hymnen" (1855) wegen der klassischen, an Pindar gebildeten Form bewundert wurden, darunter besonders das symbolische Gedicht „Die Wettertanne", welches als Komposition von Pembaur zuerst in Frankfurt a. M. gegeben wurde.

Adolf Pichler.

Auf seinen häufigen geologischen Ausflügen und weiten Gebirgswanderungen kam er vielfach in Verkehr mit dem Landvolke, das alte Geschichten am getreuesten als kostbares Erbgut der Väter bewahrt, und da entstanden die meisten Erzählungen Pichlers aus dem Volke und seine kleinen, volksmäßigen Epen. Die ersteren erschienen 1867 in einer größeren Sammlung bei Frommann in Jena unter dem Titel „Allerlei Geschichten aus Tirol". Sie ragen durch einfache Darstellung und innere Wahrheit hervor und werden wohl immer eine kräftige Kost für nicht verbildete Leute abgeben. In den letzten Jahren fügte Pichler der Neuausgabe dieser „historischen Volkserzählungen" noch vier weitere Bändchen als „Jochrauten" (1897) und „Letzte Alpenrosen" hinzu. Den „Allerlei Geschichten" folgten 1874 die „Marksteine", in denen

wir ausschließlich poetische Stücke finden, vor allem den „Hexenmeister“, die Geschichte eines Einsiedlers im Gebirge von Thaur. Um Ehre und Familienglück betrogen, hat sich dieser „Zottelbart“ mit Haß und Ingrimm vor den Menschen und ihren grausamen Satzungen in die Einsamkeit gerettet, wo er dem Dichter seine Lebensschicksale erzählt, indem er hinzufügt:

Nun wißt Ihr alles, urteilt über mich,
Wie's Euch beliebt, Ihr kennt mich lange schon.
Was ich gesündigt, mag mir Gott verzeihen,
Was ich gelitten, hab ich Euch gebeichtet.
Gebeichtet, ja, denn jeder soll die Last,
Die stumm getragen er und einsam stets,
Vor seinem Tod in einer treuen Brust
Noch niederlegen, daß das Irdische
Auf Erden bleibt. Also steig ich frei
Hinab ins Grab und leicht! —‘

Neben der poetischen Ausbeute ging Pichlers naturschildernde Thätigkeit her. In München ließ er 1861 seine Skizzen „Aus den Tirolerbergen“ erscheinen, die das tirolische Unterinnthal und die Gegend am Brenner behandeln. Sie zeichnen sich durch kräftige Sprache und durch große Objektivität vorteilhaft vor anderen derartigen Veröffentlichungen aus. Pichler sagt denn auch im Vorworte: „Ich habe lang genug das Brot der Fremde gegessen, um einen unbefangenen Maßstab für die Zustände meiner Heimat zu besitzen; es scheint mir daher nicht alles so unvergleichlich gut, als mancher meint, ich liebe aber mein Land zu innig, um ungerecht zu verkleinern, was daran groß und ehrenwert ist.“ Wie er auf der einen Seite durch offenen Tadel vorhandene Übelstände bessern half, förderte er andererseits durch seine herrlichen, inhaltreichen Aufsätze den Fremdenverkehr in Tirol. Er hat auch später noch zahlreiche Schilderungen von Land und Leuten geschrieben, in denen er sich als scharfer Beobachter und als ein Meister des deutschen Prosastiles erweist. Leider ist davon nur ein einziges Bändchen unter dem Titel „Kreuz und quer“ (Leipzig, 1896) erschienen.

Mangel an Anerkennung, mitunter wohl auch thörichte Anfeindungen und Verdrießlichkeiten aller Art brachten es mit sich, daß Pichler verbittert wurde und endlich seine Arbeiten entweder im Pulte liegen oder an unscheinbaren Orten vereinzelt drucken ließ. In größeren Zwischenräumen gab er dann Epigramme heraus, die sich zumeist heftig und derb gegen die Teilnahmlosigkeit und Geschmacklosigkeit des Publikums und gegen litterarischen Unfug wenden und ihm zahlreiche Feinde machten. Eine Neuausgabe dieser „Elegien und Epigramme aus Tirol“ (dritte vermehrte Auflage) ist vor kurzem in festlichem Gewande bei Pichlers Verleger Georg Heinrich Meyer (Berlin) erschienen.

War Pichler bis dahin in Deutschland wohl bekannt gewesen, so geriet er jetzt für eine Zeit fast in Vergessenheit. So kam es, daß seine schönste und abgeklärteste Dichtung, das kleine Versepos „Fra Serafico“ (1879), unbeachtet blieb.

Es war im Frühling; nach Italien
Treibt jedes Jahr auch mich die deutsche Sehnsucht,
Und so stieg ich am Bahnhof in den Wagen
Und dampfte fort. Im fernen Apennin,
Wo sich die Wasser teilen: jener Bach
Fließt zu des Ostens Meer, der stürzt nach West —
Vertraut ich mich den eignen Füßen wieder;
Ich kletterte dahin an dem Gehäng
So fort thalab zur Schlucht, thalauf zum Grat,

beginnt der Dichter, der nun in einem Tobel den Fra Serafico trifft, den weisen Mönch vom Gebirge, und dann droben in der Hütte dessen Schicksale erfährt. Im Kampfe für des Vaterlandes Ehre und Größe hat er sein Liebstes verloren, darum ist er weltflüchtig und Einsiedler geworden, um den armen Hirten im Gebirge Helfer und Tröster zu sein. Sein Lebensinhalt wird humane Entsagung, und so findet er schließlich den Frieden der Seele. Die Dichtung kann auch auf Pichlers eigenes Leben symbolisch angewendet werden. Wie Serafico, so hat auch „Adolfo“, der Dichter, für sein Vaterland gestritten und gelitten und nach dem Verluste des höchsten irdischen Glückes Trost in der Einsamkeit und in der Entsagung gesucht. Er sah sein Weib treulos fliehen und die Familie auseinandergehen.

Den höchsten Grad innerer Verbitterung erzeugten in ihm die folgenden Jahre der ärgsten Verkennung. Daß man in Österreich und in Tirol seine Schriften beiseite liegen ließ, das begriff er, allein daß man ihn auch in Deutschland ganz vergaß, das konnte er nicht verwinden. Hatte er doch 1870 der siegreichen Erhebung des deutschen Volkes zugejubelt und bei der Gefangennahme Napoleons ausgerufen:

Froh seh ich steigen am deutschen Rhein
Der Zukunft heilige Sterne.

Als die Dinge einen anderen Verlauf nahmen, als er gehofft hatte, schmerzte ihn dies am meisten von allen Enttäuschungen, die er erleben mußte, denn Pichler war in erster Linie national gesinnt. Man vergleiche nur die „Deutschen Tage" in der Sammlung „Für Straßburgs Kinder" (Berlin, 1870)! Verdrießlich und resigniert gab er 1885 im „Vorwinter" ältere und neuere Gedichte, in denen wir eine fortlaufende Reihe von Selbstbekenntnissen finden. Aus jener Zeit stammt auch der prächtige Hymnus „Der Tod des großen Pan", welcher allegorisch den Untergang des Heidentums mit dem Tode Christi am Kreuze behandelt und uns an eine schöne Episode in Linggs „Völkerwanderung" erinnert. In Zeitungen und Zeitschriften veröffentlichte er wohl ab und zu etwas, aber aus allem tönte die Klage: Es ist doch umsonst! Erst als sein siebzigster Geburtstag mit mancherlei Ehrungen gefeiert wurde, gewann er wieder allmählich das Vertrauen zur Öffentlichkeit. Im Mai 1890 ließ er bei Liebeskind in Leipzig „Neue Marksteine" erscheinen, die seine größeren epischen Dichtungen der früheren Zeit — mit Ausnahme des „Hexenmeisters" — und manches Neue enthielten, so das komische Gedicht „Ecke", das „Letzte Lied der Lerche" und das kleine Versepos „Der Zaggler Franz", die Geschichte eines Bauern, den widrige Schicksale aus der Lebensbahn geworfen, der aber in beschränkten Verhältnissen sich selbst wiederfindet und glücklich ist — einerseits an den „Hexenmeister", andererseits an den „Fra Serafico" gemahnend, zu denen er innerlich das verbindende Mittelstück bildet. Eine bewundernswerte Probe seines Könnens legt darin der Dichter mit der Darstellung einer blutigen Raufscene in fünffüßigen Jamben ab, die man ihm nicht so bald nachmachen wird. Die Ursprünglichkeit und Natürlichkeit seiner Ideen wetteifert mit der wahrhaft klassischen Form der Darstellung.

Im letzten Jahrzehnt seines Lebens stieg dann auch Pichler bedeutend in der Anerkennung und Wertschätzung der Gebildeten. Er selbst erhielt durch die neueste nationale Bewegung einen frischen Impuls für seine Poesie und söhnte sich am Abend seines Lebens mit den Verhältnissen völlig aus; das Gedicht „Die deutsche Flotte" (1900) bezeichnet am deutlichsten den Wandel in seiner Stimmung. Scharf wandte er sich ferner gegen den Klerikalismus und gegen alle rückschrittlichen Versuche der Gegenwart. Daher gestaltete sich die Feier seines achtzigsten Geburtstages zu einer großen deutschfreiheitlichen Kundgebung, an der sich namentlich die akademische Jugend mit Begeisterung beteiligte. Seiner Werke nahm sich inzwischen ein neuer, rühriger Verleger, G. H. Meyer in Leipzig-Berlin, an, der zuerst Pichlers „Spätfrüchte" (1896) und dann eine Reihe von Sonderausgaben und Neuauflagen seiner Gedichte und Erzählungen ausgehen ließ, so daß jetzt Pichlers Schaffen im ganzen Großen abgeschlossen und ziemlich vollständig in den bei Meyer erschienenen „Gesammelten Werken" vor Augen liegt.

Sein Nachlaß birgt aber noch manche poetische Perle, denn der Dichter war unablässig thätig, bis ihm der Tod die Augen schloß. Kurz vorher ordnete er seine Epigramme und Sprüche der letzten Jahre. Am frühen Morgen des 15. November 1900 raffte ihn in seiner stillen Wohnung in Innsbruck-Wilten nach kurzer Krankheit ein Herzschlag hinweg.

Ganz auf dem Boden seiner engeren Heimat fußend, hat Pichler in seinen Werken eine ausgeprägte Eigenart bekundet und doch immer im Geiste des ganzen Volkes gedacht und geschrieben. Von bleibendem Werte dürften vor allem seine markigen Erzählungen und seine beiden Versepen „Der Hexenmeister" und „Fra Serafico" sein, dann seine „Hymnen" und einzelne andere seiner lyrischen Gedichte. Ein Mann wie Adolf Pichler, der sich so tief in sein Volk versenkt und in den Boden der Litteratur eingegraben hat, kann nie ganz in Vergessenheit geraten, vielmehr wird „die Zeit, wenn sie einmal Auslese gehalten, Pichler zu denjenigen Dichtern zählen, die in der zweiten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts die eigenartigsten Töne angeschlagen haben".

* * *

Wenige Wochen vor seinem Tode sandte Adolf Pichler uns ein paar eben entstandene Gedichte, die wir im Anschluß an diesen Nachruf folgen lassen:

Traum.

War ich nicht einmal schon in dieser Welt?
Mich dünkt es fast! — Bin ich als Cimber nicht
Auf blankem Schild zur Etsch hinabgeglitten
Und kämpfte gegen Marius' Römeraar?
Auch früher war ich da! — Es reicht zurück
Schier in die graue Ewigkeit. — Jawohl!
War ich nicht einst im Ost bei jenen Weisen,
Die still in sich versenkt des Daseins Rätsel
Betrachtend schaun — nur schaun, doch lösen nicht?
Es tauchen Schatten hinter Schatten auf,
Sie führen ans Gestade mich des Nil,
Wo Isis bei Osiris friedlich thront,
Bis in die Urnacht selbst die Nacht versinkt
Und aus dem Dunkel schweigend starrt die Sphinx,
Vor deren Blick des Lebens Born versteint.
Einmal sogar war Freude mir vergönnt,
Es schmiegte sich ein Weib an meine Brust
Wie Aphrodite hold — des Phidias.
Mit frohen Kindern stieg ich in den Tempel
Und schlang die Blumenkränze um ihr Bild.
Jawohl! So war's. — Da flog ein greller Blitz —
Im tiefsten Acheron versank mein Glück.
Ich greife zweifelnd an die heiße Stirn!

Und dann? — Jahrhunderte sind abgerollt,
Bis ich ein Ketzer auf den Scheiterhaufen
Zu Innsbruck stieg ... dort war es bei dem Stadtturm!
Ein Kapuziner zupfte mich beim Ärmel,
Er deutete mit seinem Kreuz nach oben
Und lispelte gar süß von Gottes Liebe,
Bis er die Fackel mir zu Häupten schwang.
Doch jetzt! — Was bin ich jetzt? — Ein müder Greis,
Vor dessen Aug, das gern sich schließen möchte,
Die Bilder ziehn im ungeheuern Raum
Und sich verwischen. — Ist es Wirklichkeit?
Giebt's eine Wirklichkeit? — Das einst und jetzt,
Das hier und dort! — Wie lang dreht sich das Rad,
Das unser All im gleichen Schwung bewegt,
Zum Himmel aufwärts, in der Hölle Tiefen
Und wieder in sich selbst beschließt die Bahn.
Die Weltenuhr ist niemals abgelaufen,
Wenn sie auch andre Stunden wechselnd zeigt:
So kannst du dich verlieren nie, weil nie
Sich in der Zeit die Ewigkeit verliert.

Im Hochsommer.

Schon blühen die Alpenrosen
Weitum durchs ganze Land,
Doch keine darf ich pflücken
Mit meiner kranken Hand.

Ich sitz auf hohem Söller,
Die Berge stehn im Kreis,
Es leuchten ihre Stirnen,
Gekrönt von Gletschereis.

Und all die Bilder ziehen
An meinem Geist vorbei,
Wo ich auf ihren Gipfeln
Gestanden kühn und frei.

Ich denk an jedem Abend:
Es ist zum letztenmal,
Daß ich zur Sonne schaue,
Und blick hinab ins Thal.

Doch schlägt sie bald, die Stunde,
Legt nieder auf mein Grab
Den Kranz von Alpenrosen,
Den morschen Pilgerstab.



Litterarische Rundschau.

Von dem staunenerregenden Umschwung, der sich im Laufe des letzten halben Jahrhunderts in dem Kulturleben des japanischen Reiches vollzogen hat, ist den Lesern dieser Zeitschrift von gründlichen Kennern des Landes wiederholt in Wort und Bild berichtet worden. Namentlich waren es die Aufsätze von Adolf Fischer — wir erinnern hier nur an den letzten über Japans Bühnenkunst —, die uns mit der neueren Entwickelung des uns in mancher Beziehung so wahlverwandten Volkes vertraut gemacht haben. Auch das Buch, das derselbe Reisende im Verein mit einem eingeborenen japanischen Maler über die Wandlungen im Kunstleben Japans vor etwa anderthalb Jahren veröffentlicht hat, ist seiner Zeit hier eingehend besprochen worden. Auch dort war gelegentlich schon die humoristische Ader gestreift, über die die Söhne Nippons in so reichem Maße verfügen, dem Charakter des Buches entsprechend aber doch weit mehr Gewicht auf die ernste Kunst gelegt worden. Nun aber hat die Lücke eine kostbare Veröffentlichung des F. A. Brockhausschen Verlages in Leipzig ausgefüllt. Die Professoren Netto und Wagener haben sich vereinigt, um uns in einem mit Originalschöpfungen der japanischen Kunst reich illustrierten Werke **Japanischer Humor** (geb. 15 Mk.) mit dieser liebenswürdigsten Seite des ostasiatischen Kunstschaffens vertraut zu machen. „Liebenswürdig“ darf man mit Recht sagen, denn die bissige politische Satire, die in den Witzblättern der europäischen Nationen eine so große Rolle spielt, ist nicht gerade die starke Seite der Japaner; dafür vertiefen sie sich lieber in die menschlichen Schwächen ihrer Zeitgenossen, und besonders gepflegt erscheinen alle diejenigen Gebiete, die mit dem Volks- und Aberglauben, mit der Tierfabel und dem Märchen in Berührung stehen. Der Zusammenstoß der alten und der neuen Kultur liefert ihrem witzigen Wort und Pinsel hier immer neuen Stoff. Da ist zunächst die Mode — ganz wie bei uns, möchte man beinahe sagen, wenn nicht der Japaner auch hier seine Zuflucht zu den Gestalten seiner reich ausgebildeten Mythologie nähme, um sie zu Trägern seiner witzigen Persiflage zu machen. Sehr beliebt ist für derlei Vermittlerrollen der aus dem Chinesischen stammende Glücksgott Fukurokuju. Er wird gern als Zwerg mit unverhältnismäßig hohem Kopfe dargestellt, dem er, eitel wie er ist, eine besonders liebevolle Aufmerksamkeit und Pflege angedeihen läßt. Von hohem Reize sind in dem Netto-Wagenerschen Werke alle Darstellungen, die ihren Stoff aus dem Tierleben schöpfen. Schildkröten, Hasen, Mäuse, Frösche, vor allem aber die Affen erscheinen als Helden lustiger Geschichtchen und Abenteuer, in denen sich ein menschlicher Kern verbirgt, tausendfach personifiziert. Eine der beliebtesten Figuren ist der Affe, der sehnsüchtig nach dem Monde, der „goldenen Zwiebel“, dem „großen reifen Kürbis“ langt. Da er allein nicht dazu gelangen kann, sieht er sich nach einem Compagnon um und findet ihn im Langarm, der ihn nun in seinem himmelanstrebenden Unternehmen erfolgreich unterstützt. Den Vögeln ist in unserem Buch ein eigenes Kapitel gewidmet; allen voran drängt sich hier der freche Spatz. Ja, mit der Darstellung von Sperlingen in allen Lebens- und Lustlagen hat schon manch ein japanischer Künstler seinen Ruf begründet. Und in der That — der „Philosoph“ auf dem Bambuszweig mag dafür zeugen —, man weiß oft nicht, soll man das Verständnis, mit dem die verschiedenen Momente im Dasein des immer munteren Gesellen aufgefaßt, oder die flotte Geschicklichkeit, mit der sie in wenigen leichten Tuschstrichen aufs Papier geworfen sind, mehr bewundern. Ein weiteres Bildchen nimmt die Einführung der Sperlingsbraut in das Haus der neuen Schwiegereltern zum Vorwurf. Entgegen dem japanischen Herkommen, das die Wahl der Schwiegertochter den Eltern anheimstellt, scheint hier der Sohn auf eigene Faust gehandelt zu haben und nun mit etwas schwerem Gewissen den Eltern unter die Augen zu treten. Der Herr Papa, den eine verstohlene Prüfung der Auserwählten günstig gestimmt hat, getraut sich augenscheinlich nicht, seiner Ansicht der besseren Hälfte gegenüber Geltung zu verschaffen. Die Miene der gefürchteten Schwiegermama läßt für das Wohlergehen der jungen Frau in der neuen Heimat allerdings das Schlimmste befürchten. Das unschuldige Opfer von Brant sieht jedoch der Zukunft mit dem dem Spatzengeschlecht angeborenen Gottvertrauen ruhig

ins Auge, zumal da sie weiß, daß ihre Toilette „nicht von schlechten Eltern". Reichlich herhalten muß natürlich auch im „Lande der aufgehenden Sonne", wie überall, der auf Freiersfüßen wandelnde Liebhaber. Unsere fünfte Abbildung könnte man als Illustration zu einem umgekehrten „Handschuh" von Schiller auffassen. Der Text dazu würde dann ungefähr lauten:

Und sie wirft ihm die Kelle ins Gesicht:
„Zudringlichkeiten, die lieb ich nicht!"
Und verläßt ihn zur selbigen Stunde.

So bietet uns das Buch über anderthalbhundert, mehr oder minder belustigende Situationen aus



Fukurokuju bei der Toilette. (Kinnosai.)
(Aus „Japanischer Humor" von Netto und Wagener. Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.)

dem japanischen Alltags- und Gesellschaftsleben, und immer thun wir dabei interessante Blicke in die Gefühls- und Vorstellungswelt der Japaner. Denn der Text ist über seinen eigentlichen Zweck zum guten Teil hinausgewachsen und hat sich zu einer in leichtem plauderhaftem Ton vorgetragenen Religions-, Kultur- und Sittengeschichte erweitert. Die Verlagshandlung hat dafür gesorgt, daß sich das alles in vornehmer Ausstattung darbietet: zu dem bunten, in japanischem Geschmack gehaltenen Einband stimmen gut das feine Kunstpapier und die ganz in japanischer Art ausgeführten fünf zart abgestimmten Farbentafeln. —

Die feine Grazie, die die japanische Kunst auszeichnet, hat schon mehrmals Veranlassung gegeben, sie mit gewissen nachklassischen Kunstdenkmälern Pompejis zu vergleichen. Auch hier erfreuen uns intime novellistische Reize, die die strengere Antike vermissen läßt. Recht zu Bewußtsein kommt uns diese Verwandtschaft zwischen japanischer und pompejanischer Kunst, wenn wir unmittelbar nach dem Brockhausschen Prachtbande einen ähnlichen der Verlagshandlung von Wilhelm Engelmann in Leipzig zur Hand nehmen, darin der beste und gründlichste Kenner der verschütteten campanischen Hafenstadt, Professor August Mau, **Pompeji in Leben und Kunst** darstellt, natürlich gleichfalls von einem langen Reigen entzückender Illustrationen (278 Textabbildungen, 12 Heliogravüren als Vollbildern und 6 Plänen) unterstützt (506 Seiten; Preis geh. 16 Mk., geb. 19 Mk.). Alles, was wir am Schlusse des Jahrhunderts über Pompeji wissen, ist hier weiteren Kreisen gebildeter Leser kurz und faßlich vorgelegt, und die Ergänzungen und Fortschritte gegenüber der letzten (4.) Auflage des von Mau bearbeiteten Overbeckschen Buches sind nicht gering. In den sechzehn Jahren, die seitdem verflossen, ist das Bild der alten Stadt in vielen Punkten beträchtlich klarer und vollständiger geworden, wovon sich unsere Leser schon durch die verschiedenen Aufsätze überzeugen können, die die „Monatshefte" in den letzten beiden Jahrzehnten über Pompeji und die dortigen Ausgrabungen veröffentlicht haben. Ein besonders dankenswerter Fortschritt gegen frühere Darstellungen tritt an dem Mauschen Buche in den zahlreichen Rekonstruktionen von Bauwerken, namentlich von Wohnhäusern zu Tage, die nun erst, dank der vielseitigen Forschungen, in solchem Umfange möglich waren. Denn es braucht wohl kaum betont zu werden, daß ein so gewissenhafter Forscher wie Mau nichts der Phantasie überläßt, sondern auch die kleinste Einzelheit seiner Wiederherstellungen auf wissenschaftlich erlangte Sicherheit oder wenigstens auf große Wahrscheinlichkeit stützt. Nach alledem darf dieses kulturhistorische Werk über das getreueste und inhaltreichste Museum des römischen Altertums als die umfassendste, zuverlässigste und geschmackvollste Orientierung empfohlen werden. Namentlich alle die, welche sich zu einer Reise nach Süditalien rüsten und dabei an Pompeji nicht vorübergehen wollen, werden unbezahlbaren Nutzen daraus ziehen. —

Das hier wiederholt, nie ohne nachdrückliche Empfehlung angezeigte Porträtwerk der Photographischen Gesellschaft in Berlin, **Das 19. Jahrhundert in Bildnissen**, herausgegeben von Karl Werckmeister, hat inzwischen mit dem 480. Bildnis seinen vierten (vorletzten) Band abgeschlossen. Auch in diesem Bande herrscht die bunte, vielseitige Mannigfaltigkeit, welche die vorausgehenden auszeichnete. Alle höheren Berufsarten und Thätigkeitszweige des öffentlichen Lebens sind gleich zahlreich und würdig vertreten, und überall hat der Herausgeber mit Erfolg nach guten, charakteristischen Porträts Ausschau gehalten, die auch wirklich von dem geistigen Wesen des Dargestellten etwas geben. Aus dem Reiche der Dichtkunst, der Malerei und Bildnerei, der Musik, der Baukunst, der rein geistigen und der exakten

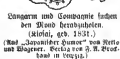
Wissenschaften tritt uns entgegen, was irgend auf originale Bedeutung Anspruch erheben darf: nicht nur Männer, sondern auch Frauen, so daß sich nicht selten das Charakteristische zugleich mit dem Schönen und Anmutigen paart. Zu den Bildern gesellt sich immer auch ein kurzer Text, für den durchweg nur wirklich bewährte Federn, wie die Bölsches (Naturwissenschaften), Falkenheims (Philosophie), Herm. Grimms (Kunst- und Sprachgeschichte), Marcks (Geschichte), Pfleiderers (Theologie), herangezogen sind. In den Schlußlieferungen des vierten Bandes finden wir namentlich England und Amerika stark berücksichtigt. Wir nennen den eigenartigen Dichter Walt Whitman, Emerson, Gladstone, Buckle, Browning (mit seiner Frau Eliza), die einst weitbekannte Verfasserin von „Onkel Toms Hütte", Harriet Beecher-Stowe, und die Gruppe der englischen Präraffaeliten: Charles Swinburne, Burne-Jones, Rossetti und Watts. Auch die deutschen Geisteshelden fehlen nicht: neben Richthofen stehen Adolf Bastian und Georg Schweinfurth, neben Eduard Mörike Joseph Joachim, Ed. v. Gebhardt und Ludwig Büchner; um Karl Mathy scharen sich Georg Vincke, Welcker und Rotteck, Radowitz, Simson, der alte Friedrich Harkort, Bamberger, Windthorst und Schulze-Delitzsch.

Derselbe Kunstverlag hat neuerdings in einer kostbaren Veröffentlichung, die wir in ihren Ausstellungsräumen an der Stechbahn in Berlin bewundern konnten, einen Glanzpunkt der Pariser Weltausstellung bleibend festgehalten und in Photogravüren weiteren Kreisen zugänglich gemacht: die **Meisterwerke aus den Kunstsammlungen des deutschen Kaisers**, im wesentlichen also die Hauptwerke jener französischen Meister der Rokokozeit, die Friedrich der Große bei der künstlerischen Ausschmückung seiner Schlösser in Potsdam bevorzugt hatte. Darunter als Glanzstücke die Watteaus aus dem Salon der deutschen Kaiserin, allen voran „Die Einschiffung zur Liebesinsel" und die beiden sogenannten „Firmenschilder", die übrigens für Paris nicht hergegeben waren. Zu Watteau gesellen sich Lancret, Boucher und Pater, insgesamt mit siebenundzwanzig ihrer berühmtesten und entzückendsten Schöpfungen vertreten. Ein Hauch anmutigster Grazie liegt über all diesen Bildern, mögen sie nun Feste und Tänze im Freien, Spiele, Konzerte oder galante Schäferscenen darstellen. Stimmung und Kostüm dieser eleganten Rokokogemälde brauchen hier nicht näher beschrieben zu werden; als Salonschmuck gehören sie noch heute zu den beliebtesten unserer vornehmen Gesellschaft, die mit Friedrich denken mag:

Dans le cours de mes ans, ferme si peu durable
Je veux sur mon chemin du moins semer des fleurs,
Et, peignant tout en beau, rendre ma vie aimable;
La vérité désagréable
Ne vaut pas mes douces erreurs.

Aber was die herrlichen Photogravüren der Photographischen Gesellschaft erst wieder recht zu Bewußtsein bringen: die malerische Wirkung dieser Bilder ist im ganzen keineswegs so einseitig, wie man vielleicht anzunehmen geneigt ist, zumal da die Reproduktion Licht und Schatten überraschend voll und kräftig abzutönen und die Auswahl Wiederholungen in den Sujets möglichst zu vermeiden verstanden hat. Treue in der Wiedergabe vermählt sich mit entzückender Tiefe und Weichheit des Tons, und die Größe der Blätter (70:50) ermöglicht auch in den kleinsten und feinsten Einzelheiten die vollkommenste Schärfe.

Fast gleichzeitig mit dem großen Prachtwerk über die Meißener Porzellanmanufaktur von Professor Karl Berling, von dem unser letztes Dezemberheft reichhaltige Proben gebracht hat, ist im Verlage von Hermann Seemann Nachfolger in Leipzig ein kleineres Specialwerk über denselben Gegenstand erschienen, darin Dr. Jean Louis Sponsel die **Kabinettstücke der Meißener Porzellan-Manufaktur von Johann Joachim Kändler** behandelt (Preis brosch. 30 Mk., eleg. geb. 32,50 Mk.). Es ist ein Prachtwerk in Großquart mit zahlreichen Beilagen und Abbildungen im Text, vorzüglich nach Originalaufnahmen aus der königlichen Porzellansammlung in Dresden hergestellt. Der Verfasser, auf dem Gebiete der Kunstwissenschaft eine anerkannte Autorität, hat sich nicht damit begnügt, einen bloßen Beitrag zur Geschichte der Meißener Manufaktur zu liefern,



Langarm und Compagnie suchen den Mond herabzuholen. (Kiosai, geb. 1831.)
(Aus „Japanischer Humor" von Netto und Wagener. Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.)

sondern ist erfolgreich bestrebt gewesen, die erste große Blütezeit der Meißener Kleinkunst im Zusammenhang mit den Kunstbestrebungen am Hofe Augusts des Starken zu schildern. Besonders reichhaltig ist die Kleinkunst des Rokoko vertreten, aber auch der beachtenswerte Versuch Kändlers, das Porzellan für ein großes monumentales Kunstwerk, das geplante Reiterdenkmal Augusts III., heranzuziehen, findet seine eingehende Schilderung und Würdigung. Dem als Modell ausgeführten Kabinettstück sind eine ganze Reihe von ebenso lehrreichen wie schönen Abbildungen gewidmet. Das Schlußkapitel des Werkes endlich beschäftigt sich mit den Kändlerschen Kabinettstücken seit Anfang der fünfziger Jahre des achtzehnten Jahrhunderts, also mit der reifsten Schaffensperiode des Künstlers, durch die die Glanz- und Blütezeit der Meißener Manufaktur gewissermaßen ihre Krönung findet. Die sächsische Kunstgeschichte hat durch Sponsels Veröffentlichung eine wertvolle Bereicherung erfahren; aber auch der Liebhaber keramischer Kleinkunst — besonders schön erscheinen alle Tierstücke, namentlich die aus der Vogelwelt — wird in dem Werke reiche Anregung für seinen Schönheitssinn finden.

Und nun aus den vergangenen Jahrhunderten und den fremden Kulturgebieten, aus Japan, Pompeji, christlichem und islamitischem Mittelalter, Rokoko und Barock wieder zurück in unsere eigene Gegenwart, zu zwei deutschen Meistern, die, um einen Goethischen Superlativ zu gebrauchen, die unserſten sind, weil sich in ihrem künstlerischen Schaffen die deutsche Seele am schönsten, vollsten und reinsten unter allen ihren Mitstrebenden offenbart hat: zu Arnold Böcklin und Hans Thoma. Was an dem Schöpfer der unvergänglichen „Toteninsel" sterblich war, das ist nun im leise gleitenden Kahn selbst zu dem dunklen Felseneiland hinübergefahren, von der es hierher keine Wiederkehr giebt; sein Unsterbliches aber webt in ewiger Jugend im leuchtenden Reigen auf den „Gefilden der Seligen". Wir wissen, wie unendlich langsam und widerwillig das deutsche Publikum Böcklins herrliche Farbensymphonien verstehen und lieben gelernt hat; uns die Gesamterscheinung des Gottbegnadeten ganz erkennen zu lehren, dazu werden auch nach seinem Tode noch Jahre über Jahre nötig sein. Aber ein glückliches Geschick fügt es, daß fast gleichzeitig mit dem Hinscheiden des Meisters aus der Feder eines seiner Schüler und Jünger ein Werk erscheint, das uns Böcklin den Menschen aus intimster Nähe schildert. Es sind die **Tagebuchaufzeichnungen über Arnold Böcklin**, die Rudolf Schick in den Jahren 1866, 1868 und 1869 niedergeschrieben hat (Berlin, F. Fontane u. Co.; Preis geh. 12 Mk.). Sie enthalten, sagt Hugo von Tschudi, der Direktor der Berliner Nationalgalerie, im Vorwort mit Recht, das meiste, was uns die bisher erschienenen Schriften über Böcklin schuldig geblieben sind. Der diese Tagebuchblätter mit Eckermannscher Hingebung und Wahrheitsliebe niederschrieb, war ein junger Berliner, der 1864 den großen Staatspreis für Geschichtsmaler errungen hatte und dann auf seiner Studienreise nach Rom kam, wo er als fünfundzwanzigjähriger Jüngling den damals im kraftvollsten Mannesalter stehenden Meister trifft. Nun wird er von dem Älteren alsbald zu intimem Verkehr herangezogen und genießt eine Zeitlang sogar das Glück, mit ihm das Atelier zu teilen. Rückhaltlos erschließt sich ihm das Gedanken- und Gefühlsleben des Meisters, und mit treuer, gewissenhafter Feder zeichnet der begeisterte Jünger alles auf, was ihm Böcklin aus seinem reichen Borne spendet. Das Bild eines vollen, ganzen Menschen erschließt sich uns, eines Menschen und eines Künstlers. Über Böcklins Naturstudium, über Böcklins Kunstverstand, der stets „im inneren Herzen spüret, was er erschafft mit seiner Hand", über Böcklins minutiöse technische Experimente erhalten wir hier immer fesselnde und lehrreiche Mitteilungen, denen es auf Schritt und Tritt zu gute kommt, daß ein Maler, selbst ein Zünftiger der farbenfrohen Kunst, sie aufgezeichnet hat. Das Aphoristische der nirgends künstlich stilisierten Darstellung erhöht nur ihren intimen Reiz, wie ihre zeitliche Beschränktheit den Vorzug der Frische und Wandlungsfähigkeit in sich schließt. So bilden diese Tageblätter in der That für die Kennzeichnung der künstlerischen Persönlichkeit des Baseler Meisters ein unschätzbares Dokument, da man ja weiß und aus ihnen nun Seite für Seite bestätigt sieht, daß wenige Künstler lebten, die so unbeirrt von äußeren Einflüssen jederzeit nur sich selbst und sich selbst jederzeit so ganz gaben wie Arnold Böcklin. Der Verfasser der Aufzeichnungen hat selber ihre Herausgabe leider nicht mehr erlebt. An seiner Stelle — er starb am 26. Februar 1887 — haben Direktor Dr. von Tschudi und Dr. Cäsar Flaischlen die Veröffentlichung besorgt: zahlreiche Skizzen nach Bildern und Entwürfen Böcklins sind beigefügt, dem Titelblatt steht ein bisher so gut wie unbekanntes Bildnis Böcklins (von Albert



Ein Philosoph. (Tsunenobu, 1637 bis 1713.)
(Aus „Japanischer Humor" von Netto und Wagener. Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.)

Krüger) aus den Jahren 1866/67 voran, und ein sorgsames Personen- und Sachregister ermöglicht auch den Gebrauch für den Augenblick. — Im Anschluß hieran sei auf die ebenso verständnisinnige wie fein abgewogene, Wesen und Werden des Künstlers schildernde Gedächtnisrede aufmerksam gemacht, die Prof. Dr. Heinrich Brockhaus, der Direktor des Kunsthistorischen Instituts in Florenz, bei der dortigen Böcklin-Gedächtnisfeier hielt. Ihr ist es zu gute gekommen, daß sie im Angesicht des Palazzo Medici entstand, „von dem die Medicäer-Kunst sich verbreitet hat," und daß ihr Verfasser zugleich seit Jahren in der Nähe Fiesoles, Böcklins Wohnsitz, heimisch ist, unter der florentinischen Sonne, die uns allein die letzten Schönheiten der Böcklinschen Bilder auskosten lehren kann. Die Rede ist als Büchlein (**Arnold Böcklin**; Preis 60 Pf.) im F. A. Brockhausschen Verlage in Leipzig erschienen.

Weltweiter ist Böcklin, heimatstärker ist Thoma. Das giebt ihm die feste Fröhlichkeit, das macht ihm die Erde, mag er auch ihre Schwere fühlen, dennoch so lieb und vertraut, das schmeichelt ihn auch mit seinen für den verbildeten Kunstgeschmack steifen und „holzgeschnitztesten" Bildern ins Innerste unseres Herzens. Hübsch, mit der feinen, eindringlich impressionistischen Charakterisierungskunst, die dem Essay taugt, hat diese künstlerische Wesensart des lieben Schwarzwälder Meisters Franz Servaes in einem Heftchen der von Dr. Hans Landsberg mit anerkennenswertem redaktionellem Geschick geleiteten Sammlung „Moderne Essays" gezeichnet (Heft 3: **Hans Thoma**. Berlin, Gose u. Tetzlaff; Preis jedes Heftes 50 Pfg.). Der Servaes' Essaybuch „Präludien" (Berlin, Schuster u. Loeffler) entnommene kleine Aufsatz stellt der Stilkunst des Verfassers ein schönes Zeugnis aus.

Für die Erweckung unseres ästhetischen Kunstschauens und für die Veredlung eines künstlerischen Dilettantismus in weitesten Kreisen ist seit Jahren Alfred Lichtwarck, der Direktor der Hamburger Kunsthalle, in hervorragendem Maße thätig. Auch in erfolgreicher Weise, wie es scheint, denn sein Buch **Prunkfenster und Flügelthür** (Berlin, Bruno u. Paul Cassirer; Preis geb. 4 Mk.), unter dessen viel zu engem Titel sich nicht mehr und nicht weniger als eine intime, geistvolle Einführung in die moderne Kunst und die Kunst als wirtschaftliche Macht verbirgt, liegt nun, kaum ein Jahr nach seinem ersten Erscheinen, bereits in zweiter Auflage vor. Es läßt uns Einkehr bei uns selbst halten, führt uns in Flur und Stube, auf die Veranda, auf den Balkon und in den Erker und wieder auf die Straße und weckt von überall anregende Gedanken über unser Bauen, unsere dekorative Ausstattung, über unsere Möbelaufstellung u. s. w. Nicht für den Fachgelehrten, wie man nach dem Titel beinahe fürchten möchte, sondern in erster Linie für den Hausherrn und vor allem für die — Hausfrau ist es geschrieben: ihnen allen, denen an einem geschmackvollen und zugleich traulichen und gemütlichen Heim gelegen ist, hat es unendlich viel Beherzigenswertes zu sagen. Nur die zahlreichen Druckfehler hätten sich vermeiden lassen müssen! — Derselbe Verfasser hat uns neuerdings auch ein Buch über die **Erziehung zum Farbensinn** geschenkt (ebd., Preis geb. 2,50 Mk.). Ein sehr erwünschtes und nötiges Buch; denn noch immer ist die Empfindung für Farbe in Deutschland nur schwach entwickelt, wir sind hier sehr rückständig gegen das Ausland und von ihm fast in allem abhängig. Zum Teil liegt das daran, daß wir das Gefühl für Farbe absichtlich haben verkümmern lassen, weil es bei uns noch heute für einigermaßen unmännlich gilt, „in Farbenfreude zu schwelgen". Und doch sollte das nun einmal in uns gelegte Gefühl, das nachweisbar bei allen Völkern und Rassen von Natur annähernd gleich stark ist, auch gepflegt und ausgebildet werden. Deshalb beginne die Erziehung so früh wie möglich, beim Kinde schon, im Elternhause, in der Schule. Nicht nach festumgrenzten Lehrplänen, sondern mittels und während des Unterrichts, besonders des Anschauungs- und Zeichenunterrichts, bei Natur- und Kunstgeschichte. Zoologische Gärten und Museen sind die Gebiete für die fruchtbringendsten Streifzüge durch das Märchenland



Sperlingsbrautleute. (Kiosai, geb. 1831.)
(Aus „Japanischer Humor" von Netto und Wagener. Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.)

der Farbe. Und nach dem naturgeschichtlichen das Völkermuseum! Endlich ist der „Dilettantismus“ die höchste Stufe der künstlerischen und also auch der Farbenerziehung. Wer Gelegenheit hat, Kunstgalerien zu studieren, kann hier die tiefsten Einblicke in Farbendurst und Farbenempfinden des menschlichen Gemütes thun. Hier sieht man, wie die Farbenwelt großer Künstler ganzen Jahrhunderten erst erschlossen und geradezu erst erschaffen wurde… Das ein paar der leitenden Gedanken aus der anregenden und höchst beherzigenswerten Schrift.

Innere Verwandtschaft mit den Lichtwarckschen Büchern hat die jüngste Veröffentlichung von Wilhelm Bode, dem Direktor der Königlichen Gemäldegalerie in Berlin: **Kunst und Kunstgewerbe am Ende des neunzehnten Jahrhunderts** (Berlin, Bruno u. Paul Cassirer; Preis geb. 5 Mk.) Auch in dieser Aufsatzsammlung offenbart sich ein feines Verständnis und ein starkes Interesse an der modernen Bewegung in Kunst und Kunstgewerbe. Nachdem ihr Entstehen im Auslande verfolgt und ihre Bedeutung für Deutschland aufgedeckt ist, gehen die weiteren Aufsätze auf die Anfänge dieser Bewegung in Deutschland selbst ein, um schließlich einen Überblick über ihren augenblicklichen Stand zu geben. Doch der Verfasser ist nicht allein Diagnostiker, sondern auch Arzt. Er weist auf die Bedingungen für eine gesunde Entwickelung der „neuen Kunst“ hin und sucht den mancherlei Gefahren, die ihr drohen, zu begegnen. „Die plötzliche und fast gewaltsame Art, wie sich die Bewegung gerade in Deutschland Bahn gebrochen hat,“ sagt er im Vorwort, „der Umstand, daß sie die vielen unkünstlerischen Elemente, die ihr anfangs feindlich entgegengestanden, mit aufgenommen hat, zeigt, daß sie in der That gefährliche Wege einzuschlagen droht und zum Teil schon eingeschlagen hat.“ Nichts kann uns in solchen kritischen Augenblicken erwünschter und heilsamer sein, als auf die Stimme besonnener und doch wohlwollender kunstverständiger und kunsterfahrener Mahner zu hören, wie Bode einer ist. —

Schließlich sei hier noch nach all den theoretischen Schriften über Kunst auf zwei Albums hingewiesen, die Schöpferisches bringen. In dem **Schulz-Album** (München, Albert Langen; Preis in Lwbd. geb. 6 Mk.) empfangen wir dreißig Blatt Märchenbilder in mehrfarbigem Druck auf vornehmem Kunstdruckpapier, die in Erfindung, Zeichnung und Farbengebung echt heimatlich anmuten. Die ganze deutsche Märchenstimmung empfängt uns, und doch ist das Buch nicht etwa bloß für Kinder geschaffen; auch die Erwachsenen, soweit sie für naive Kunst Sinn haben, werden echte Freude darüber empfinden. Frischer und liebenswürdiger Humor wechselt mit Ernst und Wehmut; auch in den Versen herrscht ein glücklicher Volksliedton vor, der oft recht gelungene Weisen schafft. — Ganz anders geartet ist das Gegenstück zu dieser Heimatsgabe: das **Thöny-Album** (ebd., geb. in Lwbd. 6 Mk.). Auch hier dreißig Blatt in mehrfarbigem Druck auf Kunstdruckpapier, aber was bei Schulz das Gemüt und der Humor, das ist bei Thöny der Witz und die Satire. Die verschiedensten Typen der menschlichen Gesellschaft, Vertreter der verschiedensten Nationen ziehen in buntem Reigen an uns vorüber: Süd- und Norddeutsche, Österreicher, Engländer, Großstädter und Kleinstädter, Hofleute und Pflastertreter, Modegecken und derbe Bauerngestalten. Immer weiß ihnen des Künstlers scharfer Witz mit seinem Stift eine satirische Seite abzugewinnen. Wie alle Satiriker, denen wir glauben, ist auch Thöny ein vollendeter Techniker. Alles ist scheinbar mit müheloser Leichtigkeit hingeworfen, und doch steckt in den Einzelheiten dieser lustigen Sachen ein strenger künstlerischer Ernst, welcher auch ohne die von ihm gewählten interessanten Stoffe Beachtung und Anerkennung verdiente. Beide Albums stellen sich in einem Einband dar, der, apart und kräftig ausgeführt, den Inhalt wirksam charakterisiert.

F. D.

Die Grundzüge der Geschichte der neuesten russischen Litteratur hat in einer schmalen Broschüre S. A. Wengerow, Docent für russische Litteraturgeschichte an der Universität von St. Petersburg, gezeichnet (übersetzt von Traugott Pech; Berlin, Johannes Räde). Zur Orientierung und Nachprüfung ist das Büchlein gewiß von Nutzen, zumal da es, was so vielen deutschen Arbeiten über russische Litteratur abgeht, überall von den allgemeinen Kulturverhältnissen des modernen Zarenreiches ausgeht und vieles berücksichtigt, was bisher in Übersetzungen noch nicht zugänglich ist. — Eine für sich selbst sprechende lebendige Darstellung der modernen russischen Litteratur aber wird der deutsche Leser hier vergebens suchen, wie wir denn wohl überhaupt noch keine zusammenhängende Geschichte der neueren russischen Litteratur in deutscher Sprache haben. Bis dies Werk erschienen, das nicht nur an sich ungemein interessant sein könnte, sondern wahrscheinlich auch noch ungeahnte Einflüsse und Zusammenhänge aufdecken würde, wird man sich mit Einzeldarstellungen begnügen müssen, wie z. B. erst kürzlich wieder Eugen Zabel, der Rußland aus mehrfachen längeren Besuchen und sorgsam gepflegten persönlichen Verbindungen genauer kennt, einige zu einem stattlichen Bande vereinigt hat (Berlin, Allgem. Verein für Deutsche Litteratur). Diese **Russischen Litteraturbilder** entwerfen eindringende Charakteristiken von Puschkin, Gogol, Dostojewski, Gontscharow, Tolstoj und Turgenjew. Sie legen das Hauptgewicht auf das Persönliche, aber sie bleiben nirgends etwa an äußerlichen, unfruchtbaren Lebensdaten haften, sondern suchen die innere Biographie der Dichter zu geben. Als besonderes Verdienst werden es ihnen die deutschen Leser anrechnen, daß sie es nicht verschmähen, ausführlich den Inhalt der Hauptwerke zu

erzählten und hier und da auch eine jener lehrreichen und deutsamen Anekdoten einzuschalten, für deren litterarischen Wert der alte Fontane eine Lanze gebrochen hat. Bloßer Essay geblieben ist der Beitrag über Turgenjew und die Frauen; er hätte, wenn schon einmal im Buch dargeboten, wohl einen Ersatz durch ein abgeschlossenes Lebensbild verdient. Dagegen merkt man der eingehenden und liebevollen Charakteristik Tolstojs an, daß Zabel im Lauf der Jahre tiefere Studien über ihn gemacht und aus mancherlei selbständigen Beobachtungen sich ein Gesamtbild des russischen Dichters aufgebaut hat, von dem hier gleichsam nur ein vorläufiger, Vollendeteres versprechender Abriß gegeben wurde. Inzwischen hat der Verfasser dieses Versprechen eingelöst. In der von Dr. Rudolf Lothar herausgegebenen Sammlung litterarischer Lebensbeschreibungen ist sein **L. N. Tolstoj** erschienen (Leipzig, Berlin und Wien, Verlag von E. A. Seemann und der Gesellschaft für graphische Industrie; geh. 3 Mk., geb. 4 Mk.). Dem Charakter der Sammlung entsprechend, ist auch in dieser Darstellung besonderes Gewicht auf den äußeren Lebensgang des Dichters gelegt, ja der richtigen Erwägung, daß dieser mit einem Schleier des Geheimnisvollen umgebene Russe mit dem, was wir von seinem Leben und Schicksal hören, fast noch stärker auf die westeuropäischen Leser wirkt als mit seinen dichterischen und agitatorischen Werken, die auch bei uns schon — als eine der neuesten und litterarhistorisch ansprechendsten sei die kritische Skizze von **Anna Ettlinger** empfohlen (Berlin, Alexander Duncker; 2 Mk.) — eine Unzahl von größeren und kleineren Abhandlungen oder Monographien hervorgerufen haben. Die Nachrichten über Tolstojs seltsames Thun und Treiben, über die Gewohnheiten, denen er sich auf seinem Landsitz hingiebt, werden mit Begierde aufgenommen und geben Anlaß zu den wunderlichsten Gerüchten und Vermutungen; zwischen einem litterarischen Genie und einem wunderlichen Heiligen schwankt die Stellung, die man dem Grafen im Urteil der großen Masse einräumen möchte. Um so verdienstlicher und lohnender ist es nachzuweisen, welcher Zusammenhang zwischen dem Leben und Schaffen dieses eigenartigen Menschen und Dichters besteht, wie beides sich auseinander erklärt und demselben Gesetz der Entwickelung unterworfen ist. Für die Jugendjahre Tolstojs folgt der Verfasser dabei im wesentlichen dem leider bisher unvollendet gebliebenen Werke von **Raph. Löwenfeld**, der uns ja auch die schöne **deutsche Gesamtausgabe der Tolstojschen Werke** (Leipzig, Arwed Strauch, bisher acht Bände) geschenkt hat, für die späteren Jahre verdankt er seinen Beziehungen zur russischen, insbesondere zur Moskauer Gesellschaft augenscheinlich viel bisher Unbekanntes oder wenigstens Unverwertetes, wie die Schrift überhaupt auf Schritt und Tritt die Vertrautheit mit russischen Lebensverhältnissen und -anschauungen verrät, ohne doch dem Anekdotischen allzu große Zugeständnisse zu machen. Auch sonst zeichnet die Darstellung eine ruhige Klarheit und Besonnenheit aus, im Stil wie im Urteil. Bei der Besprechung der einzelnen Werke vermißt man dann und wann vielleicht die rechte charakteristische Prägnanz, die im stande wäre, Situationen, Gestalten und Stimmungen der Dichtungen unmittelbar lebendig zu machen, dafür aber entschädigt die unparteiische, nirgends von theoretischen Scheuklappen beengte Betrachtungsweise und der ebenmäßige, weise eingedämmte Fluß der Sprache. In dem umfangreichen, mit Feinsinn und Sorgfalt ausgearbeiteten Schlußkapitel „Tolstojs Weltanschauung und Persönlichkeit“ würdigt das Buch die neueste Phase der Tolstojschen Entwickelung und bespricht, immer den Blick auf die Gesamterscheinung, auch be-



Abgeblitzt.
(Aus „Japanischer Humor“ von Netto und Wagener. Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.)



(Kiosai, geb. 1831.)
(Aus „Japanischer Humor“ von Netto und Wagener. Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.)

reits den jüngsten Roman, die „Auferstehung“. Dabei ist es besonders dankenswert, daß der Roman gegenüber den vielerlei allgemein ästhetischen und moralischen Würdigungen einmal vom russischen Standpunkt, gewissermaßen aus seinem landschaftlichen und gesellschaftlichen Milieu heraus betrachtet wird. An Bilderschmuck ist auch in dieser Veröffentlichung des Seemannschen Verlages nicht gespart worden, ja auf den ersten Blick scheint der Segen fast allzu freigebig zu fließen. Erst wenn man die auf breitester Grundlage des russischen Kulturlebens aufgebaute Architektur des Buches recht versteht, ist man außer für die zahlreich eingefügten Bildnisse Tolstojs aus allen seinen Lebensaltern auch für die Abbildungen seiner Umgebung sowie für die russischen Geschichtsbilder und die Städteansichten dankbar.

Viele von den Bildern, die das Zabelsche Buch illustrieren, finden sich in den persönlichen Erinnerungen wieder, die des Dichters Landsmann Peter Sergejenko ursprünglich in den „Rußkij Wjedomosti“ veröffentlicht und dann zu einem kleinen Büchlein vereinigt hat, und man muß sagen, daß sie hier fast durchweg schärfer und geschmackvoller reproduziert sind als in dem Seemannschen Verlagswerke. Auch fügen sie sich noch harmonischer in den Text ein, der uns nur den intimen Tolstoj schildern will und deshalb den Titel führt: **Wie Leo Tolstoj lebt und arbeitet** (Deutsch von Heinrich Stümcke. Leipzig, Georg Wigand). Gegenüber den bisherigen durchweg recht flüchtigen Materialsammlungen für dieses reichhaltige Thema tragen diese Aufzeichnungen den Stempel der Gewissenhaftigkeit und Treue an der Stirn, wie sie auch weitaus das Vollständigste geben. Der Verfasser verfügt selber über eine nicht geringe schriftstellerische Begabung, wenigstens versteht er es vortrefflich, uns für seinen Gegenstand zu interessieren und uns zu unmittelbaren Teilnehmern seiner Unterhaltungen mit Tolstoj zu machen. Er ist ein Eckermann im kleinen, nur daß er sich nicht auf die vier Wände beschränkt, sondern den Dichter auch ins Freie zu seinen Hantierungen auf dem Felde und zu seinem Verkehr mit den Bauern und Armen im Geiste begleitet. Dabei thun wir tiefere Blicke in das innere Wesen, Denken, Fühlen und Wollen des Dichters, als manche gelehrte Abhandlung sie uns erschließt. Der warme Hauch seiner steten Nähe umgiebt uns; alles scheinbar Zufällige und Kleine aber, das von ihm berichtet wird, fügt sich unter höherem Gesichtspunkte zu einer inneren Einheit zusammen. Die Übertragung, die übrigens — nicht zu ihrem Schaden — mehrere Stationen durchlaufen zu haben scheint, liest sich sehr leicht und ungezwungen.

F. D.

Dem **Wappen in Kunst und Gewerbe** (Zürich, Emil Cattis Ww.) hat E. A. Stückelberg ein mittelstarkes Büchlein gewidmet, das vor allem praktische Zwecke verfolgt und alle diejenigen, die sich in kurzer Zeit mit dem Wesen der wahren Heraldik vertraut machen möchten, in der richtigen und geschmackvoll-künstlerischen Ausführung wie Anbringung eines Wappens unterweisen will. Dabei läßt sich der Verfasser von dem Grundsatze leiten, daß, da das Wappen noch heute sowohl in historischer wie in künstlerischer Beziehung seine Existenzberechtigung beweist, es Aufgabe der Heraldik sei, in gemeinverständlicher Form dem Liebhaber, Künstler und Handwerker entgegenzukommen. Das Büchlein verschmäht deshalb auch alle specialgelehrte Kunstsprache und führt unmittelbar zur Quelle, zur historischen Heraldik des Mittelalters zurück. Ein reicher Bilderflor dient zur Veranschaulichung und praktischen Unterstützung dieser dankenswerten Bestrebungen, die hier einen in Knappheit und Klarheit der Darstellung, in vorsichtiger Deutung und besonnener Nutzanwendung musterhaften Vertreter gefunden haben.

Berichtigung

In der „Litterarischen Rundschau“ unseres Februarheftes haben wir ein Versehen zu berichtigen, das die Besprechung der Gedichte von Adolf Grabowsky und von Erich Sachs betroffen hat. Der auf S. 727, Sp. 2 stehende Abschnitt: „Manchmal gelingen ihm ganz eindringliche Bilder u. s. w. — Das Mitternachtsreich“ sollte nämlich auf der folgenden Seite 728, Sp. 2 zwischen den Zeilen: „träumt sich in die Seele wie ein Hauch“ und „Der Verfasser zeigt eine gewisse Begabung für“ u. s. w. seine Stelle finden. Wir benutzen gern die Gelegenheit, den beiden Herren Verfassern, deren Büchern durch diese Umstellung im Satze eine Unbill widerfahren ist, unser Bedauern und unsere Entschuldigung auszusprechen. Die Redaktion.

Redaktion unter Verantwortung von Dr. Adolf Glaser in Berlin und Dr. Friedrich Düsel in Berlin-Friedenau.
Druck und Verlag von George Westermann in Braunschweig.

Alle für die Redaktion bestimmten Sendungen sind zu richten an:
die Redaktion von Westermanns Illustrierten Deutschen Monatsheften in Braunschweig.



Vor kurzem erschienen und zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Ein Prachtwerk über die Deutsche Flotte.

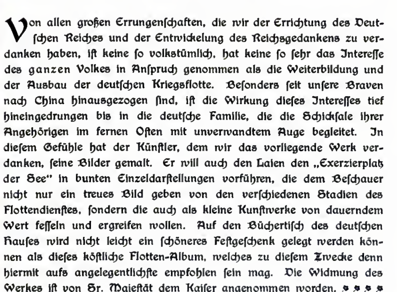
Deutsche Flottenmanöver.

Nach Aquarellen und Studien vom

Marinemaler Willy Stöwer.

Ein Album von 15 Blättern mit 26 Einzeldarstellungen in farbigem Kunstdruck. Mit begleitendem Text. In künstlerisch ausgestattetem Einbande.

* Preis 16 Mark. *



Von allen großen Errungenschaften, die wir der Errichtung des Deutschen Reiches und der Entwickelung des Reichsgedankens zu verdanken haben, ist keine so volkstümlich, hat keine so sehr das Interesse des ganzen Volkes in Anspruch genommen als die Weiterbildung und der Ausbau der deutschen Kriegsflotte. Besonders seit unsere Braven nach China hinausgezogen sind, ist die Wirkung dieses Interesses tief hineingedrungen bis in die deutsche Familie, die die Schicksale ihrer Angehörigen im fernen Osten mit unverwandtem Auge begleitet. In diesem Gefühle hat der Künstler, dem wir das vorliegende Werk verdanken, seine Bilder gemalt. Er will auch den Laien den „Exerzierplatz der See" in bunten Einzeldarstellungen vorführen, die dem Beschauer nicht nur ein treues Bild geben von den verschiedenen Stadien des Flottendienstes, sondern die auch als kleine Kunstwerke von dauerndem Wert fesseln und ergreifen wollen. Auf den Büchertisch des deutschen Hauses wird nicht leicht ein schöneres Festgeschenk gelegt werden können als dieses köstliche Flotten-Album, welches zu diesem Zwecke denn hiermit aufs angelegentlichste empfohlen sein mag. Die Widmung des Werkes ist von Sr. Majestät dem Kaiser angenommen worden.

45. Jahrg. Mai 1901. Heft 536.



WESTERMANNS
ILLUSTRIERTE DEUTSCHE
MONATSHEFTE
FÜR DAS
GESAMTE GEISTIGE LEBEN DER GEGENWART.

E. Doepler d. j.

BRAUNSCHWEIG.
GEORGE WESTERMANN.



Westermanns Illustrierte Deutsche Monatshefte Zu Rosenberg: Gustav Eberlein.

G. Eberlein: Königin Luise. Vom Denkmal in Tilsit.



Die Leute von Valdaré.

Ein Roman aus den Dolomiten

von

Richard Voß.

II.

Kaum hatte Salva den Römerturm verlassen, als hart neben dem Fußpfade in den Felsentrümmern die Gestalt eines Knaben auftauchte, der an dieser Stelle auf das Mädchen gewartet zu haben schien.

Salva erkannte ihn sogleich. Sie blieb stehen und rief ihm zu: „Du bist's, Andram? Ich glaubte, der Vater würde mir entgegenkommen. Woher wußtest du, daß ich auf Hof Freina war?"

„Wo solltest du wohl sonst sein?"

Schon war er an ihrer Seite. Der Pfad wurde jedoch so schmal, daß unmöglich zwei nebeneinander gehen konnten. Also kletterte Andram neben dem Wege einher, über all das hohe Geröll hinweg, was bei der Dunkelheit, die inzwischen eingebrochen, nicht leicht war. Aber der hochaufgeschossene, hagere, ungelenke Bursche wollte der feinen Kindergestalt möglichst dicht zur Seite bleiben, als drohte ihr Gefahr, vor der er sie schützen müßte. Seine großen, groben Hände waren stark genug.

Salva wollte ihm die große Neuigkeit von Bértos Goldfund mitteilen, sagte jedoch etwas ganz anderes: „Wärst du doch nur ins Haus gekommen, statt hier draußen zu stehen." Und da Andram stumm blieb, setzte sie schüchtern hinzu: „Bérto ist ja nicht schlecht. Und du bist so gut. Warum könnt ihr euch nur nicht lieb haben?"

Traurig erwiderte der Knabe: „Ich habe Bérto Cusa von Herzen lieb. Es hilft mir jedoch nichts. Du weißt ja, daß mir's nicht hilft. So oft ich meine Hand nach ihm ausstrecke, stößt er sie wieder zurück. Ich bete jeden Abend, daß er einmal meine Hand fassen möchte. Aber ich kann mir nicht denken, wie das geschehen soll, da er mich gar so bitter haßt."

Er sagte das stockend, die Worte mühsam suchend und sie aussprechend, als wäre Reden eine schwere Arbeit; schwerer noch als das Klettern im Dunkeln, wobei er bei jedem Schritt achtgeben mußte, nicht zu stolpern und zu fallen, was Salva hätte erschrecken können.

Er war froh über die bewölkte, sternenlose Nacht: so konnte ihm Salva nicht ins Gesicht sehen.

Die Kleine meinte altklug: „Es ist so schön, wenn die Menschen sich lieb haben — alle Menschen!“

Das war ein Thema, über das er besser sprechen konnte. Und es war ja so finster!

„Nicht wahr? Und wo es doch so leicht ist, die Menschen zu lieben — alle Menschen. Besonders wir Leute von Valdarò sollten untereinander in Eintracht und Frieden leben. Wir sind gar so armselig daran; und dann hassen wir uns noch gegenseitig, wo wir doch nichts haben als unsere große Armseligkeit. Nicht einmal einen eigenen Priester und einen Kirchhof, auf dem wir unsere Toten begraben könnten, gerade als ob wir Leute von Valdarò nicht auch Gottes Kinder wären.“

Salva erschrak fast; so hatte sie Andram noch nie reden hören! Sie hatte gar nicht geglaubt, daß er so reden könnte.

Sie war stehen geblieben und hörte, wie Andram schwer Atem holte. Sie befanden sich bereits nahe beim Dorfe, also war's für ihn hohe Zeit, mit der Sache, um derentwillen er heute nach Hof Freina gekommen war und eine volle Stunde auf Salva gewartet hatte, herauszurücken.

Es würde noch viel schwerer sein, wenn er erst im Hause des Meßners davon anfing, wo er mit Salva nicht mehr allein war, wo das Herdfeuer brannte und er beim Reden ihr Gesicht sah.

Ob sie sehr erschrecken würde, wenn er es ihr sagte? Ob es ihr leid thun würde, daß er von Valdarò fortging? So bald schon und für so lange Zeit? für viele, viele Jahre!! Ob sie ihn vermissen würde? Nur etwas und auch nur dann, wenn es in Valdarò Frühling wurde und am See von Mortù die gelben Krokus blühten!?

Bèrto Cusa blieb in Valdarò! Mit diesem war sie zusammen, immer mit diesem: während all der vielen, vielen Jahre seiner Abwesenheit. Es war hart für ihn!

Wenn er nun nicht fortginge, wenn er bliebe: in Valdarò und bei Salva Bragù? Oder wenn er später, wie die meisten jungen Leute thaten, nur für den kurzen Sommer fortging und im Herbst wiederkam: zurück nach Valdarò und — zu Salva!

Sein Vater würde ihn gar nicht fortlassen wollen, seine Mutter außer sich sein vor Leid. Seine gute Mutter, deren Lebensfreude und Hoffnung er war.

Sein Vater wollte ihn Saltner werden lassen. Das war ein herrlicher Beruf. Den ganzen Sommer über in dem prächtigen Föhrenwalde, den die vereinigten Gemeinden Ladiniens für ihre Ochsenherden bei der Alpe Vanna besaßen: bei der wundersamen Alpe Vanna, die fast so groß und herrlich war wie die berühmten Sörreswiesen.

Das könnte dann ein Leben werden in der grünen wonnigen Wildnis. Ja! Und auf der Alpe Vanna arbeiteten während des Sommers die Mäher und Recherinnen. Viele der jungen Leute von Valdarò verdingten sich dorthin. Salvas Mutter war daselbst Recherin gewesen. Vielleicht würde das später auch Salva sein. Und von dort bis zum Föhrenwalde war es keine Stunde weit ...

Schön könnte es werden!

Aber es durfte nicht sein. Er durfte seines Vaters Lieblingswunsch nicht erfüllen; er mußte fort von Valdarò, fort von seiner guten Mutter, seiner holden Freundin Salva, bei welcher Bèrto zurückblieb, der wunderschöne Bèrto, der den häßlichen Andram so tödlich haßte.

Recht sehr hart war es für ihn!

Doch es half nichts. Die Leute von Valdarò waren gar zu elend daran: denn — sie hatten nicht einmal einen eigenen Priester und einen Kirchhof!

* * *

Immer noch mühsam Atem holend, nach einem Ausdruck für seine Empfindungen suchend, in abgerissenen Sätzen sprechend, stammelnd und häufig stockend, begann er von dem Schweren endlich zu reden: „Ja, siehst du! Ich war vorhin bei deinem Vater. Aber du warst nicht zu Hause, und dein Vater meinte: du seiest gewiß droben auf Hof Freina. Also ging ich dir entgegen; denn du mußt wissen —“

Es war wirklich gar zu schwer. Gerade ihr die Sache zu sagen, war so entsetzlich schwer. Schon lange hatte er davor sich gefürchtet; aber es war noch viel schwerer, als er sich's gedacht hatte.

„Was muß ich wissen?“

Sie mußte ihn danach fragen; denn er schwieg beharrlich. Dabei rührte er sich nicht vom Fleck.

„Nun ja, Salva. Es ist nun einmal nicht anders. Ich gehe fort.“

Nun war es ausgesprochen — Gott sei Dank!

Salva verstand nicht; sie sagte: „Du gehst wohl mit deinem Vater in den Wald zu den Herden?“

Sie wollte noch mehr sagen, schwieg jedoch. Sagen wollte sie ihm, wie leid es ihr that, daß er fortging und den ganzen Sommer über fortblieb. In demselben Augenblick fiel ihr jedoch ein, wie froh Bèrto sein würde, und so schwieg sie.

Aber Andram meinte etwas ganz anderes: „Ich gehe nicht mit meinem Vater.“

„Mit wem gehst du sonst?“

„Ich gehe allein.“

„Allein nach dem Walde?“

„Nach Brixen, weißt du.“

Erstaunt frug sie: „Was thust du in Brixen?“

„Dort bleibe ich.“

„Den ganzen Sommer über?“

Es that ihr gewiß leid, daß er fortging, so herzlich leid, daß sie plötzlich ganz traurig wurde. Aber wiederum mußte sie an Bèrtos Freude denken und fühlte sich bei dieser Vorstellung etwas getröstet.

Um auch Andram etwas zu trösten — denn sie wußte wohl, wie ungern er fortging — um ihretwillen so ungern! redete sie ihm freundlich zu: „Der Sommer geht gar so schnell vorüber; bald kommst du wieder zurück.“

„Ach, nein.“

„Wie?“

„Ich komme nicht so bald wieder zurück.“

Jetzt erschrak Salva wirklich. Sie rief: „Aber Andram! Ach, Andram!“

Das Weinen war ihr plötzlich nahe.

Er hörte, wie sie ein Schluchzen unterdrückte, fühlte, wie es glühend in ihm aufstieg, stammelte: „Liebe Salva! Ach, Salva, es ist nun einmal so.“

„Was, Andram?“

„Daß ich in Brixen bleibe und geistlich werde.“

Nun wußte sie es!

Salva blieb so stumm, wie sie geblieben war, als Bèrto ihr vorher seinen wunderbaren Goldfund mitteilte ... Andram ging fort von Valdaré! Nach der großen, herrlichen Stadt Brixen ging er, um dort zu bleiben und — geistlich zu werden. Ihr guter Freund Andram Plaza, der sie so schrecklich lieb hatte, bei dem sie sich so wohl und geborgen fühlte, wurde ein geistlicher Herr! Gerade solch ein ernsthafter, ehrwürdiger Herr im langen, schwarzen Rock wie der Pfarrer von Cracetta drunten, dem sie demütig die Hand küssen mußte, und der sie segnete.

Diese Nachricht war noch viel wunderbarer als Bèrtos Goldfund. Kein Wort brachte sie über die Lippen. Auch weinen konnte sie jetzt nicht mehr.

In tiefem Schweigen standen die beiden Kinder, der scheidende Knabe und das zurückbleibende Mädchen, in der dunklen Nacht, inmitten des öden Gesteins einander gegenüber. Salvas leicht erregte Phantasie malte sich sogleich das Bild aus: Andram Plaza im schwarzen, geistlichen Gewande, Ehrfurcht gebietend vor ihr stehend, und sie vor ihm tief sich neigend, ihm die Hand küssend, welche Macht besaß, zu binden und zu lösen, zu segnen und zu fluchen im Namen Gottes, des allmächtigen Herrn des Himmels und der Erde.

„Andram, ach, Andram: warum willst du geistlich werden?“

„Warum?“

Plötzlich konnte Andram wiederum reden: gleich einer ungestüm hervorbrechenden Quelle kamen die Worte geflossen. Ganz beredt machte den schweigsamen, schwerfälligen Jungen Salvas schüchterne Frage.

„Das ist nun einmal so. Ich kann nicht anders. Unmöglich! Wir sind hier gar zu elend und armselig daran. Denke doch nur: nicht einmal einen Kirchhof für unsere Toten! Das ist furchtbar. Unchristlich ist's! Während des Winters können wir durch den Schnee kaum nach Cracetta hinunter. Nur die Jungen und Starken allenfalls, und auch dann nur, solange der Weg nicht zerstört ist. Die Alten und Schwachen müssen überhaupt daheim bleiben. Den ganzen Winter können sie nicht zur Kirche gehen, denke doch! Nicht dem heiligen Meßopfer können sie beiwohnen, nicht die Beichte sich abnehmen lassen, nicht das Wort Gottes hören. Und wenn sie im

Winter zum Sterben kommen, kann der Pfarrer von Crocetta durch den gewaltigen Schnee auf dem zerstörten Wege zu ihnen nicht hinauf. Er kann nicht! Da liegen sie dann in den letzten Zügen, schreien nach der letzten Wegzehrung, nach dem letzten Trost auf Erden und — schreien vergebens. Kein Priester hört sie, kein Priester kommt. Ungespeist und ungetröstet müssen sie dahingehen in die Ewigkeit, müssen ihre Seelen hinunter ins Fegefeuer. Ihre armen Leichname können wir nicht einmal christlich bestatten. Da liegen sie nun in der Kammer oder gar im Schuppen. Wir müssen sie einfrieren lassen und achtgeben, daß die Füchse und Marder nicht kommen und sie anfressen. Den ganzen langen Winter über müssen sie unbegraben daliegen, müssen wir sie vor den wilden Tieren bewahren! Denke doch nur, wenn im Winter dein Vater, wenn meine Mutter sterben sollte; und wir müßten sie daliegen lassen, bis der Schnee schmilzt, bis der Weg wieder gangbar wird, bis wir sie endlich hinabtragen können zur Bestattung. Ach, Salva, denke doch nur! Darum will ich geistlich werden: damit die Leute von Valdarò in ihrer großen Armseligkeit bei ihrem vielen irdischen Elend ein christlicheres Leben führen und zu jeder Zeit getröstet sterben können. Bin ich geistlich geworden, so gehe ich zum hochwürdigsten Herrn Bischof von Brixen und bitte ihn, in Valdarò eine Pfarre zu gründen und mich dort als Pfarrer einzusetzen. Der hochwürdigste Herr Bischof braucht mir keinen Kreuzer zu geben, wenn er mich nur Pfarrer werden läßt, damit ich in Valdarò den Lebenden das Wort Gottes verkündigen, ihnen die Beichte abhören, mit ihnen das Mahl nehmen kann; wenn ich nur die Sterbenden versehen, die Toten begraben und für ihre Seelen das Amt halten darf. Und müßte ich als Pfarrer von Valdarò jeden Tag Hunger leiden, wenn ich nur die Gemeinde mit der Hoffnung auf die Gnade des Herrn speisen darf. Auch sonst thut den Leuten von Valdarò ein Priester not wie den armen Seelen im Fegefeuer die Fürbitte der Gottesmutter. Sie glauben bei uns an böse Geister und Hexen, an allerlei Zauberei und teuflischen Höllenspuk. Bei solchem schwarzen Aberglauben geht ihnen das Heil ihrer unsterblichen Seele verloren. Das darf nicht sein. Das muß anders werden in Valdarò. Ich will es anders machen! Nicht eher will ich ruhen, als bis es anders geworden ist. Ein so großer Segen Gottesglaube ist, ein ebenso großer Fluch ist Aberglaube. Und die Leute beladen sich selbst so schwer mit diesem Fluche, daß sie von dem Segen des Himmels nur noch wenig verspüren. Den Fluch des Aberglaubens will ich von ihnen nehmen, auf daß sie wieder gesegnet seien. Ausrotten will ich ihn! Und sollte der hochwürdige Herr Bischof in Brixen meine Bitte nicht hören, so gehe ich nach Rom zum heiligen Vater. Der heilige Vater wird mich gewiß nicht von sich weisen. Meine Mutter soll in ihrer letzten Stunde getröstet werden. Ihr toter Leib soll nicht im Schuppen aufbewahrt und vor den Füchsen gehütet werden müssen! Meine Mutter ist ein mühseliges und beladenes Weib und soll als Ende ihres armseligen Lebens eine gute Sterbestunde haben. So lange wird sie gewiß noch leben bleiben, um von ihrem Sohn gesegnet ins Grab gelegt werden zu können. In Valdarò ins Grab! Siehst du: um all dieser Dinge willen muß ich nach Brixen gehen und geistlich werden ..."

Niemals in seinem Leben hatte Andram über irgend eine Sache so lange gesprochen: und niemals hatte er *so* gesprochen: mit solcher leidenschaftlichen Ergriffenheit, solchem glühenden Eifer, solcher heiligen Überzeugung.

Er sprach von seinem zukünftigen Priestertum so begeistert wie Bèrto vor wenigen Stunden von dem Golde des Sas da Rù.

Wäre es hell gewesen, so hätte Salva die Verklärung gesehen, in der das unschöne Gesicht Andrams erglänzte, das Feuer, das in seinen grauen Augen erglühte, das verzückte Lächeln, welches um seinen anmutlosen Mund spielte: es war das Lächeln und der Blick eines Schwärmers, den das Leben zum Fanatiker machen konnte.

Selbst das Kind Salva mußte denken: wie ähnlich und doch voneinander verschieden ihre beiden Freunde waren: verschieden in dem, *was* sie im Leben dereinst erreichen; ähnlich darin, *wie* sie es wollten.

Beide jungen leidenschaftlichen Menschenseelen schrien nach Gold: bei dem einen war es jenes harte strahlende Erz, nach dem

alles drängt, daran alles hängt; bei dem anderen der sanfte verklärende Schein, welcher als ein schimmernder Schleier über diese graue Erde vom Himmel herab sich niedersenkt.

Siebentes Kapitel.

Iwano Bragù trägt eine heimliche Last auf den Foëllaplan und kann nicht beten.

Als Bèrto erfuhr: Andram Plazo zieht nach Brixen, um geistlich zu werden, mußte er laut auflachen.

Wie konnte aus dem groben Jungen ein geistlicher Herr werden? Und geistlicher Herr in Valdarò, in dem Hungerloch!

Es war zu dumm von dem Andram.

Helfen wollte er den Leuten von Valdarò? Ihnen dadurch helfen, daß er Priester ward? Zu dumm war's!

Wenn er, Bèrto Cusa vom Hof Freina, das Gold vom Sas da Rù fand; wenn er die von seinen Vorfahren entdeckten und gleichsam durch einen bösen Zauber wieder versunkenen Schätze von neuem hob; wenn er den Fels öffnete, daß daraus die goldene Quelle wieder hervorbrach — dann, ja, dann wäre den Leuten von Valdarò geholfen. Dann kam für den elenden Ort und seine Bewohner eine neue Zeit: das goldene Zeitalter kam für sie wieder zurück!

Und wer brachte es ihnen?

Der von ihnen gehaßte und verachtete Sohn des Holzdiebes.

Wenn er erst über sie triumphierte, wie sie dann vor ihm kriechen würden; wie er den Bauernjungen, der aus Liebe zur Heimat Priester geworden war, mit seinem Golde zu Schanden machen würde!

Denn alle würden von dem armseligen Gottesdiener sich abwenden: ihm zu, dem Spender des Goldes; alle würden, wenn es sein müßte, jenen verleugnen, verlassen, kreuzigen. Und hätte der Priester für sie Steine in Brot verwandelt, aus Fels Wasser geschlagen und auf Schutt Weizen gebaut — ihn verleugnen, verlassen, ihn kreuzigen würden sie darum doch, wenn er, Bèrto Cusa, für sein Gold solches von ihnen forderte.

Denn so waren die Menschen nun einmal!

Keiner hatte es dem Knaben gesagt, durch nichts konnte er bei seinem einsamen Leben in der Öde erfahren haben, daß die Menschen „nun einmal" so waren. Aber er wußte es, als hätte eine göttliche Stimme ihm zugerufen: So sind die Menschen! Gieb ihnen das Gold vom Sas da Rù, und sie werden dir dafür ihren Herrn und Heiland verkaufen.

* * *

Inzwischen war es Sommer geworden. Der Schnee lag nur noch auf den höchsten Gipfeln und Graten, an denen er haften bleiben konnte, und in den nördlichen Schluchten und Gründen, wo er überhaupt nicht schmolz. Aber die Halden und das Felsgeröll gewährten schneefrei einen womöglich noch trostloseren Anblick. Denn die vielen Kars inmitten der himmelhohen grauen und gelben Dolomitenwände glichen nun einer schier endlosen braunen toten Steinwüste.

Am See von Mortù und längs des Felsenbettes der Lego sproßte jetzt Gras. Dieses hatte jedoch in Valdarò nicht die fröhliche Frische saftigen Sommergrüns, sondern eine fahle Färbung.

Schön waren dagegen die Gärtlein blühender Alpenrosen, die rings um Hof Freina zwischen den riesigen Felsblöcken glühten; und gleich einer himmlischen Flur leuchteten die Gentianenwiesen der Alpe Vanna.

Der Foëllaplan, darauf jene von den Dorfleuten heilig gehaltene hundertjährige Zirbe gegrünt hatte, blieb, seitdem der ehrwürdige Baum gefallen war, blütenlos, als sei mit dem Baume in Wahrheit der gute Genius der Stätte entwichen.

Ohne Abschied war Andram Plaza gegangen. Salva ließ er durch ihren Vater grüßen; und gleich am ersten Tage seiner Ankunft in Brixen schickte er ihr ein buntes Bildlein der heiligen Christina.

Zwei volle Wochen dauerte es, bis die Sendung in ihren Besitz gelangte. Ein Bote übergab sie dem anderen zur Besorgung; und nach Valdarò hinauf fand sich gerade keine Gelegenheit.

Salva legte das Geschenk des fernen Freundes in das Gebetbüchlein ihrer verstorbenen Mutter, wo es wie in einem Heiligenschrein bewahrt lag. Jeden Tag nahm sie das Bildnis der guten Heiligen aus dem Buch, betrachtete es andächtig, führte es

fromm an die Lippen und gedachte dabei seines Gebers. Fand sie seltene Blumen oder ein stark duftendes Kraut, so legte sie diese dazu. Bèrto erfuhr von dem allen nichts; er wäre sonst gleich wieder „wild" geworden.

Es kam die Zeit, wo Verena ihre weite Wanderung antrat. Groß und stark, wie Bèrto geworden war, hätte er seine Mutter sehr wohl begleiten können, um fortan statt der Frau den schweren Leinwandpacken zu tragen. Aber der Sommer war die einzige Zeit, wo ein Umherklettern in den Dolomiten möglich war; und der Knabe wäre außer sich geraten, dies aufgeben zu müssen. Deshalb verlangte Verena nicht seine Begleitung. Seit jenem Ausbruch ihres Sohnes, bei welchem er, seines toten Vaters gedenkend, aussprach, wie er an den Leuten von Baldarè Rache üben wollte für den Schimpf, den sie dem Andenken seines Vaters zufügten — seit jener Nachtstunde hatte die Frau dem Knaben gegenüber keinen Willen mehr.

Verena trug also nach wie vor ihren Packen allein durch die Welt, und Bèrto blieb nach wie vor in der Einsamkeit zurück. Doch kam jetzt seine glücklichste Zeit. Vom Morgengrauen bis zum Beginn der Dunkelheit durchstreifte er das wilde Gebirge, das er kannte wie niemand sonst im Lande. Keine Wand war dem kühnen Steiger zu steil, kein Schlund oder Spalt zu tief und unzugänglich. Zahllose Male schwebte er bei diesen tollen Klettereien in Gefahr, unter einer abgehenden Lawine begraben, durch einen stürzenden Stein zerschmettert zu werden. Oftmals verstieg er sich, wußte nicht mehr aus noch ein, hing wie schwebend zwischen Himmel und Erde, schien verloren und — rettete sich dennoch. Häufig überfiel ihn gerade an gefahrvoller Stelle ein plötzlich ausbrechendes Unwetter, ein Orkan, der ihn wie mit starken Armen faßte und in die Tiefe zu schleudern drohte. Dann rang Bèrto mit dem rasenden Elemente wie mit einem Todfeind. Er warf sich auf den Boden, der oft nicht einmal für seinen schlanken Körper Raum genug gewährte, umklammerte einen Felsenzacken und lag so stundenlang, jeden Augenblick von neuem gewärtig, losgerissen und in den Abgrund geschleudert zu werden.

Oder es fielen schwere Nebel ein, und es wurde plötzlich Nacht um ihn. Dann mußte er, gegen eine Wand gelehnt, stundenlang regungslos dastehen, bis das Gewölk wich und es wieder Tag ward.

Oder er befand sich in Höhen, wo die feuchten Wände vereist waren und mitten im Sommer sich ein Schneetreiben erhob, daß ihn die flimmernden Flocken in weißen Wirbeln umstoben.

Trotz allem und allem kam Bèrto nicht um. Sein Leben schien durch einen Zauber gefeit. Die Formel, die es schützte, lautete: Ich suche das Gold vom Sas da Rü, und ich werde es finden.

Seine müßigen Stunden, in denen er ausruhend fabulierte und träumte, verbrachte er am Ufer des Sees von Mortù. Dicht am Rande lag er ausgestreckt, starrte in die dunkel gefärbte Flut, gedachte der versunkenen reichen Römerstadt, spähte hinab in die Tiefe, ob er von all der begrabenen Herrlichkeit keine Spur sähe, lauschte, ob er keinen Ton vernähme.

Bisweilen ging durch die bewegungslose Wasserfläche ein Zittern, als wenn drunten im Grunde ein gespenstisches Leben sich regte. Dann schien zu dem lauschenden Knaben ein Ton emporzusteigen. Wie Stimmen und Winseln war's, wie ein ersticktes Schluchzen, ein dumpfer Jammerlaut.

Das waren die Geister der Versunkenen, die bis zum jüngsten Tage die Schätze bewachen mußten, und die bei ihrem Golde in der feuchten kalten Tiefe bitterlich froren.

Am wundersamsten war's in klaren Sommernächten. Dann spiegelte sich das glanzvolle Firmament auf der schwarzen Flut; dann war's, als stiege aus dem Grunde das Gold zu dem Knaben empor. Oft gab es ein Geflimmer und Gefunkel, daß Bèrto es zu greifen meinte, daß er sich hineinstürzen wollte, um in dem aufsteigendem Golde zu baden.

Salva sah er während des Sommers selten. Seine Sehnsucht nach der Gefährtin war weniger groß, da er zu viel umherstreifen und zu eifrig suchen mußte. Das Mädchen hatte auch mehr für die kleine Wirtschaft zu sorgen. Sie mußte die Ziegen dorthin treiben, wo sie die beste Nahrung fanden, und mußte ihrem Vater helfen, den

Heuvorrat für den Winter zu sammeln — eine gar mühselige Arbeit; Gras und Kräuter mußten an den Felslehnen und zwischen dem Steingetrümmer zusammengesucht werden.

Während des Sommers war der Meßner von Valdarè Wildheuer. Oft ließ er sich an einem Seil, welches um einen scharfen Felszacken geschlungen war, hinab und sichelte an sonst unzugänglichen Stellen den mageren Pflanzenwuchs ab, die spärliche Ernte entweder in Tüchern zusammenraffend oder gleich hinabwerfend, wo Salva stand und jeden Halm sorgsam auflas.

Das Holz, dessen sie bedurften, mußte von weither gebracht werden. Was für reiche, glückliche Menschen waren in den Augen der Leute von Valdarè jene, die drunten in den Thälern wohnten, wo es nicht allein fette Weiden und hochstämmigen Wald, sondern sogar Feld und Ackerland gab! In den sonnenwarmen Thälern von Brixen und Bozen wuchsen sogar Edelkastanien, reiften Trauben, ernteten die Menschen den köstlichen Mois. Wie das sein mußte, sein Vieh auf grüne Wiesen zu treiben, den Wald vor der Thür zu haben, Mais und Weizen in die Scheuer zu führen! ...

Aber dennoch und dennoch: hätten die Leute von Valdarè in jene glückseligen Gefilde auswandern sollen — nur mit lautem Jammer würden sie ihre Felsenwüste verlassen haben und hätten sich in den von Fruchtbarkeit strotzenden Thälern nach der unwirtlichen Heimat zurückgesehnt wie ein Verdammter nach dem Paradiese.

In der Abwesenheit des Meßners mußte Salva sein Amt versehen und in dem kleinen Heiligtum das Glöcklein läuten. Dies geschah des Morgens, Mittags und Abends. Zog sie den Glockenstrang und begann es über ihr zu hallen und zu schallen, so war es für sie stets von neuem ein gar wundersamer Gedanke, daß die Leute bei den Tönen, die sie dem Metall entlockte, nun von jeder Arbeit abließen, die Hände falteten und leise ihr Gebet sprachen: alle im gleichen Augenblick! Sie mußte an Vòrto denken, und ob wohl dieser in den Klüften des Sas da Rù den Glockenklang vernähme, still dastand und die Hände zu einem Gebet faltete. Und sie gedachte Andrams, der im selben Augenblick im fernen Brixen auch das himmlische Getön hörte. Ob er dann wohl des Glöckleins seiner Heimat gedachte?

* * *

Einmal im September war Iwano Bragù länger als sonst von Valdarè abwesend. Eine volle Woche blieb er aus. Er kam jedoch nicht mit Holz zurück — dieses wurde auf Maultieren nach Valdarè geschafft —, sondern mit einem Gegenstand, den er auf dem Rücken gleich einem Kreuz den steilen Felsen hinaustrug.

Es war ein blutrot angestrichener, ziemlich langer und starker Pfahl aus schwerem Buchenholz, daran eine große Tafel befestigt war. Auf dieser waren die Flammen des Fegefeuers dargestellt und eine Schar armer Seelen, die darin brennen mußten. Sie streckten aus den lodernden Bränden die Arme flehentlich zur süßen Gottesmutter empor, aus ihren Qualen jammervoll zu ihr aufschreiend. Die Himmlische erschien über den armen Verdammten in der Glorie und lächelte ihnen holdselig zu. Unter der in den grellsten Farben, mit der schauerlichsten Phantasie gemalten Darstellung der Feuerpein stand geschrieben: „Heilige Jungfrau Maria, gebenedeite Mutter des Herrn, o du Schmerzensreiche, erbarme dich unser.“

Der Meßner hatte die Tafel in Bozen malen lassen, daselbst auch den Pfahl besorgt und das fromme Bild den ganzen weiten Weg auf seinem Rücken getragen wie ein Wallfahrer und Büßer.

Im Hochsommer waren es gerade zehn Jahre gewesen, daß unter dem Zirbenbaum auf dem Fasllaplan Salva geboren worden war und der Meßner sein junges Weib, die stille, sanfte Versa, tot gefunden hatte. Und zehn Jahre wurden es in den nächsten Tagen, daß der Zirbenbaum, von frevelhafter Hand umgehauen, stürzend Vòrtos Vater, den jungen Drusus Cusa, erschlagen.

Noch immer hatte Versa Bragùs Todesstätte kein Erinnerungszeichen erhalten.

Dieses sollte nun endlich geschehen. Gerade am zehnjährigen Todestage des Cusa wurde Salvas Mutter die Gedenktafel gesetzt.

Für ihr Leben gern hätte Salva ihren Vater begleitet, als dieser an jenem Tage

sich auf den Weg machte, um das fromme Werk zu verrichten. Iwano wollte indessen ohne seine Tochter hinauf. Als er dem Kinde es ankündigte, hatte er wieder das blasse Gesicht und den seltsamen Blick, den Salva an ihrem Vater so gut kannte, und der ihr jedesmal bange machte. Also bat sie nicht mehr, und der Meßner trug die Last auch von Baldarò aus allein weiter.

Unterwegs gesellten sich zu dem einsamen Bergwanderer dessen Gedanken. Gern hätte er sie verscheucht, gewaltsam sie fortgetrieben. Aber es waren Begleiter, die keiner Gewalt wichen. Sie drängten sich zu ihm, schlichen ihm dicht zur Seite, hefteten sich an seine Fersen, krochen ihm nach ...

Für die arme Seele im Fegefeuer hatte er die Tafel malen lassen. Also mußte die Seele seiner Frau immer noch in den gräßlichen Flammen schmachten? Nein, nein! Zwar war sie jäh dahingefahren, ohne Sakrament. Er hatte jedoch für sie in Crocetta Messen lesen lassen: Messen genug, um die arme Seele von aller Flammenpein zu erlösen. Nein, seine Frau bedurfte der Fürbitte der gnadenreichen Gottesmutter sicher nicht mehr. Dagegen des Cusa an der nämlichen Stätte gleichfalls jäh dahingefahrene, schuldbeladene Seele.

Was ging ihn die Seele jenes Mannes an, der ihm die Braut genommen und dessen Leichnam er zufällig gefunden hatte?

Mochte für ihn doch die Witwe Messen lesen lassen, so viele Messen, bis auch seine Seele aus dem Fegefeuer begnadigt und erlöst himmelan stieg.

Aber des Cusa Witwe war eine schlechte Christin. Zwar betrauerte sie leidenschaftlich den Toten, gedachte seiner Tag und Nacht, jahraus, jahrein; zwar steckte sie am Tage von Allerseelen ein blutrotes, brennendes Wachslicht auf das eingesunkene, von Unkraut überwucherte Grab. Messen jedoch ließ sie für ihn nicht lesen; also daß seine Seele gewiß immer noch im Fegefeuer litt.

Gar zu gern hätte Iwano Bragù für sie die Messen lesen lassen. Aber was hätten die Leute von Baldarò davon denken müssen?

Selbst wenn sie es nicht erfuhren, hätte er doch als guter Christ dem geistlichen Herrn drunten in Crocetta sagen müssen: „Ehrwürdiger Herr, ich bitte um eine Seelenmesse für den toten Cusa. Jedes Jahr um eine Seelenmesse an seinem Todestage. Ich zahle sie, ich, Iwano Bragù.“

Was hätte der geistliche Herr davon denken sollen?

Also mußte der Cusa immer noch Qualen leiden im Fegefeuer.

Einmal hatte Iwano sich fest vorgenommen, die Messe an einem anderen Orte lesen zu lassen. Bereits war er auf dem Weg gewesen, um mit dem Priester die Sache zu bereden. Doch wie — wenn dieser ihn gefragt hätte: „Wer seid Ihr? Woher kommt Ihr? Warum laßt Ihr die Messe nicht in Eurem Heimatsdorfe lesen?“

Was hätte er darauf erwidern sollen?

Beichten hätte er müssen; und was das Beichten anbetraf — das war so eine Sache mit dem Beichten, eine schwere Sache war's!

Nun ja! Er ging in Crocetta zur Beichte. Denn er war ein guter Christ, vielleicht ein besserer als mancher andere. Überdies war er der Meßner; und ein solcher mußte ein ganz besonders frommer Christ sein und zugleich ein unbescholtener Mensch mit gottgefälligem Lebenswandel. Begab er sich nach Crocetta hinab zur Beichte, so war das jedesmal ein saurer Gang; ein Gang war's für den frommen Meßner, als schritte er auf bloßen Füßen über Disteln und Dornen. Kniete er dann im Beichtstuhl, und wurde er von dem Ehrwürdigen gemahnt: Gott, dem allmächtigen Herrn des Himmels und der Erde, seine Sünden, alle seine Sünden zu bekennen, so — bekannte er dem Herrn seine Sünden, und der Priester vergab sie ihm in dessen Namen, da er den Sünder bußfertig fand.

Bußfertig war Iwano Bragù. Nur der Himmel wußte, wie er büßte, und daß jeder Tag für ihn ein Bußtag war. Aber um alle seine Sünden zu bekennen, dafür war er nicht genugsam guter Christ, obschon er der Meßner von Baldarò war.

Hätte er es doch nicht länger zu sein brauchen! Hätte er das Amt, welches eines frommen Christen mit gottgefälligem Lebenswandel bedurfte, an einen Würdigeren abgeben, es von sich werfen dürfen gleich einer Bürde, die ihren Träger erdrückte.

Aber was den Leuten von Baldarò antworten auf ihre Frage — und fragen wür-

den sie —, warum er nicht länger das Glöcklein ihres kleinen Heiligtums läuten und es bewachen wollte: er, der gute Christ mit dem gottgefälligen Lebenswandel und dem fleckenlosen Rufe? ...

Wenn er sein Kind nicht gehabt hätte! Aber sollte seine Tochter von den Leuten hören, daß er der Meßner von Valdaré nicht länger sein konnte, weil er sich dessen unwürdig fühlte?

Nein! Er mußte auch fernerhin in Crocetta zu den üblichen Zeiten beichten gehen, ohne dem Ehrwürdigen alle seine Sünden zu bekennen; er mußte Meßner bleiben, mußte seine heimliche Last schweigend weiter tragen, wenn er auch endlich darunter zusammenbrach. Sein Schweigen mußte seine Buße sein; kein Priester konnte ihm eine Pönitenz auferlegen, die härter gewesen wäre.

* *
*

Also stieg Iwano Bragú mit seiner Doppellast: der des Schweigens in seiner Seele und der des Pfahles auf seinem Rücken, in Gottes Namen weiter im treuen Geleit seiner Gedanken. Er ächzte unter der nicht abzuwerfenden Bürde, bei der nicht fortzuscheuchenden Genossenschaft ...

Schon damals, als er, zwei Jahre nach der Untreue Verenas, die andere — die erste beste — zur Frau genommen und die Nächte heimlich aufstand, um nach Hof Freïna zu schleichen, verging er sich gegen Gottes Gebot; schon damals konnte er nicht alle seine Sünden zur Beichte tragen.

Dann ward seine Tochter geboren, woran die Mutter starb.

Er betrauerte die Tote. Sie war ein gutes Weib gewesen, welches ein besseres Schicksal verdient hätte. Die Dorfleute wunderten sich, wie leidenschaftlich er sie betrauerte; denn er ging umher wie ein von Gott geschlagener Mensch. Das kam davon, weil er mitten in seiner Trauer um sein gutes Weib Tag und Nacht an die andere denken mußte, also fortwährend an der Toten Untreue verübte.

Noch im nämlichen Sommer ereignete es sich, daß Iwano Bragú den Mann der anderen erschlagen unter dem Zirbenbaume fand ...

Kaum kam der Meßner vorwärts mit seiner Last. Sein Gesicht war entstellt, Schweiß rann von seiner Stirn, seine Seele erduldete die Qualen der Geister, welche die Fürbitte der himmlischen Frau aus der Lohe der Flammen erlösen sollte.

Für seine arme Seele würde kein Gebetlein gesprochen werden; diese mußte leiden, mußte brennen in dem Fegefeuer seines schuldigen Gewissens bis zum jüngsten Tag, bis zum letzten Gericht.

Wie würde für ihn das Urteil des göttlichen Richters lauten?

Gnade oder Verdammnis?

Iwano Bragú sann darüber nach, bis er im Gehirn einen bohrenden glühenden Schmerz verspürte.

Endlich langte er auf dem Faëllaplan an. Gerade war er mit seinen Kräften zu Ende, als die Last in seiner Seele und auf seiner Schulter ihn niederriß: an derselben Stelle, wo sein Weib den letzten Seufzer gethan und er den Cusa tot gefunden hatte.

Er lag am Boden, drückte das Gesicht gegen den Grund und regte sich nicht, als wäre er an diesem Platz der dritte Tote.

Erst da es Nacht ward, richtete er sich mühsam in die Höhe und pflanzte den Pfahl mit dem Bildnisse auf. Als die Denksäule stand, sank er davor auf die Kniee und streckte die Hände zum Himmel empor, an dem die Sterne zu funkeln begannen. Aber er konnte nicht beten.

Achtes Kapitel.

Salva geht mit Mariana Campill auf die Alpe Vanna, hat eine Vision und hört Lachen und Singen.

Obgleich Andram ausdrücklich gesagt hatte, er käme von Brixen sobald nicht wieder, wurde er von Salva im Herbst mit Bestimmtheit zurückerwartet. Aber der September kam, und kein Andram ließ sich sehen.

Nun war in diesem Sommer seine Mutter mit ihrem Manne, Petro Plaza, in den Wald gezogen, und da er hauptsächlich seiner lieben Mutter willen den weiten Weg von Brixen nach Valdaré gekommen wäre, erklärte dies sein Fernbleiben. Zugleich lag die Möglichkeit vor, daß er sich direkt nach dem Walde begeben hatte, denn der Weg über Enneberg und Buchenstein dorthin war von Brixen aus viel näher.

Wenn sie jetzt des Abends für ihren Vater den englischen Gruß läutete, dachte sie: Vielleicht steigt gerade von Croetta der Andram herauf und freut sich, wenn er unsere Glocke hört: die Glocke von Valdaró! Aber der Erwartete konnte die Glocke nicht hören, denn er kam nicht.

Mariana Campill, eine Nachbarin der Bragú, hatte diesen Sommer auf der Alpe Vanna, in deren Nähe der im ganzen Lande berühmte Ochsenwald lag, als Recherin sich verdingt. Vor einiger Zeit war die Frau zurückgekehrt, um nach ihrem Hauswesen zu sehen, und jetzt begab sie sich von neuem auf die Hochweide, wo die letzte Mahd eingebracht werden mußte.

Salva bat ihren Vater, die Nachbarin begleiten zu dürfen; war doch für die Leute von Valdaró die Alpe Vanna ein paradiesisches Gefilde, davon Salva seit ihren Kindertagen die wundersamsten Dinge vernommen hatte. Auch den großen Föhrenwald, darin mehr als tausend mächtig gehörnter Rinder wie in der Wildnis weiden sollten, und das braune Ballenhaus der Hirten hätte sie für ihr Leben gern einmal gesehen.

Vielleicht war der Andram doch bei seinen Eltern? Dann würde sie ihm böse sein. Gar nicht ansehen würde sie ihn, der nicht nach seinem lieben Valdaró und nicht zu seiner kleinen Salva gekommen war.

Der Meßner erlaubte ihr die weite Wanderung; und so machte sich denn Salva mit der Nachbarin schon in aller Frühe auf den Weg.

Mariana Campill war eine noch junge Frau. Da jedoch die Leute von Valdaró keine Jugend hatten: keine Jugend, wie andere Menschen sie haben, so machte auch sie den Eindruck eines verwelkten Weibes, auf dessen Seele das Leben wie die schwere Hand eines erbarmungslosen Gebieters lastete. Nach Art der Dorfleute — der Menschen mit dem sonnenlosen, schrecklichen Winter — war der Frau kaum jemals ein heiteres oder gar lustiges Wort über die Lippen gekommen; und so sprach sie denn auch jetzt mit dem Kinde lauter ernsthafte und trübselige Dinge, als wäre die kleine Salva schon erwachsen, also ein unter Mühsal und Nöten in der Öde groß gewordenes, frühzeitig verkümmertes Stiefkind des Himmels.

Allerdings war Salva solche freudlose Sprache von ihrer Wiege an gewöhnt, hätte eine andere gar nicht verstanden. Es gab einen uralten Spruch, welcher lautete:

Wer in Valdaró geboren,
Hat das Lachen abgeschworen.

Die Leute von Valdaró lachten nicht. Damit war alles gesagt.

Auf ihrem Wege mußten die beiden den Faëllaplan passieren, wo jetzt eine Tafel für die armen Seelen im Fegefeuer aufgerichtet stand. Die Flammen leuchteten der Tochter des Stifters schon von weitem entgegen.

Die Mariana meinte: „Wir Leute von Valdaró brauchen nach dem Tode gar nicht mehr ins Fegefeuer zu kommen; für uns ist diese Welt das Purgatorium und das Leben Strafe genug.“

Trotzdem kniete sie mit Salva vor der Tafel nieder und sprach für die arme Seele Verso Bragús ein kurzes Gebet.

Hierauf wollte Salva Blumen pflücken und davon einen Kranz für die Erinnerungssäule ihrer Mutter winden. Aber auf dem Alpenfelde, welches früher im Sommer und Herbst eine einzige Blumenflur gewesen war, wuchs jetzt nur häßliches Unkraut und hartes graues Gras. Die Mariana sagte: „Der Plon muß den Wettersegen bekommen. Eher gedeiht nichts darauf. Für den geistlichen Herrn von Croetta ist's zu weit bis hierher. Der kommt also nicht, kümmert sich auch sonst nicht um uns armseliges Volk. Wenn der Andram bei uns Pfarrer wird, muß er uns jedes Frühjahr den Wettersegen geben. Es muß aber der große Segen sein. Erst dann wird es besser hier oben werden. Wenn der Andram den Wettersegen recht groß und feierlich macht, können wir am See und an der Lega sogar Wiesengrund bekommen und ein paar Kühe halten. Jetzt sind's die Hexen, die jedes Frühjahr unser Gras anblasen, daß es grau und hart wird, bitter schmeckt und fast stinkend ist. Der große Wettersegen hilft uns auch gegen die Hexen. Uns kann's also recht sein, wenn der Andram geistlich wird. Nur soll er schnell machen und in Brixen den Segen gut lernen, sonst bringen uns vorher die Hexen noch um, und unser Gras wird so schlecht, daß selbst die Geißen es nicht mehr

anrühren. Was sallten wir dann wohl anfangen? Wir müßten rein verhungern."

Salva sagte verständig: „Ach ja, der Wettersegen! Es wäre schan gut, wenn der Andram uns den gäbe. Aber weißt du, Mariana, der Andram wird geistlich, damit wir die heiligen Sakramente und einen Kirchhof bekammen. An den Wettersegen für unser schlechtes Gras denkt er nicht; aber den Segen für unsere lieben Gestarbenen und das Tatenamt für die armen Seelen im Fegefeuer will er uns geben."

Die Mariana jedoch, die trotz ihrer Jugend schon ein welkes Weib war, rief zornig: „Den großen Wettersegen wallen wir haben. Die heiligen Sakramente und ein geweihtes Grab und Seelenamt können wir zwar auch recht gut brauchen. Dach sind die für das andere Leben, darin es uns so wie so besser gehen muß als in diesem. Denn sa schlecht wie hier kann es selbst im Fegefeuer nicht sein. Also müssen wir zuerst etwas Gutes für dieses Leben haben. Und da wird denn wahl besseres Gras, um ein paar Kühe zu halten, nicht zu viel verlangt sein. So meine ich's, und sa meinen es bei uns alle."

Die erregte Frau schwieg; nach einer Weile sagte sie in anderem Tane, als müßte sie sich bei Salva um ihrer heftigen Rede willen entschuldigen: „Wir sind eben gar so armselig!" Sie sagte es mit matter Stimme, als wäre sie schan jetzt vam Leben tief erschöpft und todmüde.

Beide gingen stumm und in Gedanken weiter.

Salva dachte: Wenn der Andram uns doch nur den Wettersegen geben möchte. Aber er thut es gewiß niht. Ich kenne ihn doch! Er will von den Hexen nichts wissen und wird gleich böse, wenn man davan spricht. Nicht einmal von den guten Gannes darf ich ihm erzählen. Er sagt, es gäbe keine Hexen, keine guten und bäsen Geister. Nur Engel und Teufel gäb's. Sündhafter, unchristlicher Aberglauben wär's, an die Gannes und Bivanes zu glauben. Ach nein, wir bekammen kein gutes Gras, und unsere armen Geißen müssen das harte Gestrüpp in Gottes Namen weiterfressen. Denn den Wettersegen giebt uns der Andram nicht.

Und alle werden ihn deshalb hassen, wie sie den Vèrto Cuja hassen.

Das Kind geriet in heftige Unruhe. Es nahm sich var, den Andram inständig zu bitten, ihnen dach ja den Wettersegen zu geben. Vielleicht that er's, wenn sie ihn recht darum bat. Er hatte sie ja lieb.

Auch die Mariana hatte des Knaben gedacht, der aus Liebe zu seinem elenden Heimatsart Geistlicher werden wallte, und sagte: „Gescheit ist der Andram. Ein geistlicher Herr kann sich einen guten Platz im Himmel verschaffen. Auch auf Erden geht es ihm besser als den anderen. Ein geistlicher Herr braucht nicht für Weib und Kind zu sorgen; nur für sich selbst. Bei uns für Weib und Kind sorgen, ist wohl hart für einen Mann. Der meine muß sich diesen Winter nach Sankt Ulrich als Knecht verdingen."

In der Art und Weise, wie die Mariana von ihrer großen Armut sprach, lag keine Klage. Etwas viel Schlimmeres war's: Haffnungslasigkeit. Und wiederum jene tiefe Ermattung, jene Tadesmüdigkeit.

Ganz unvermittelt sagte sie plötzlich: „Und doch ist's vam Andram dumm, geistlich zu werden anstatt Saltner im Ochsenwalde. Als Saltner hätte er es gut gehabt, tausendmal besser als wir anderen."

„Er will es aber nicht, daß es ihm besser gehe, er möchte es tausendmal schlechter haben als wir, wenn es uns dafür gut ginge."

Mariana hörte nicht auf den Einwand, sandern spann ihre Gedanken weiter: „Ja, und dann hätte er dich geheiratet. Ich habe immer geglaubt, daß aus euch beiden einmal ein Paar würde."

An was alles die Mariana dachte. Sagar ans Heiraten. Der Andram Plaza hätte Oberhirt werden und sie heiraten sollen. Damit war's nun vorbei! Denn jetzt wurde er geistlich ... Das war ein graßes Glück. Denn Vèrta hätte nicht gelitten, daß der Andram sie heiratete; eher hätte er ihn totgeschlagen. Das hätte er! Salva wußte das ja genau, als sähe sie die beiden, den Getöteten und den Tatschläger, leibhaftig var sich.

Bei dieser Varstellung schwamm es ihr plötzlich var den Augen. Ihr schwindelte, und sie stieß einen leisen Schrei aus ...

Mariana Campill sah Salva an und erschrak. Tatenblaß stand das Kind, die Augen

weit offen, mit einem Ausdruck, als schaute sie etwas Grausiges, Gräßliches. Marianas angstvolle Frage hörte sie gar nicht. Regungslos stand sie, schaute unverwandt vor sich hin mit dem Blick höchsten Entsetzens. Als die Frau sie anrührte, fiel sie ihr wie leblos in die Arme.

* *
*

Nachdem Salva nach einer kleinen Weile wieder zu sich gekommen, vermochte sie nicht zu sagen, was mit ihr vorgegangen war. Es sei ihr plötzlich gar so eigentümlich zu Mut geworden. Sie klagte über große Mattigkeit, so daß sie ihren Weg nur langsam fortsetzen konnten und häufig ausruhen mußten.

Salva blieb in sich gekehrt und behielt einen verträumten Blick. Was ihr vorhin zugestoßen, war gar zu seltsam gewesen.

Auch die Mariana mußte beständig daran denken. Salva hatte ganz denselben Blick gehabt, wie sie ihn einmal bei einem Mädchen wahrgenommen, welches das „Totenvoraussehen" hatte.

Solcher Seherinnen gab es in Ladinien viele. Bei einigen zeigte sich die grausige Gabe schon als Kind, häufig jedoch erst in späteren Jahren. Das Volk betrachtete sie mit ehrfurchtsvoller Scheu, gleich Prophetinnen, obgleich sie von der Zukunft eines Menschen nur seinen Tod voraussehen konnten.

Nach dem Vorgefallenen erschien es Mariana sehr leicht möglich, daß Salva Bragú zu solchen Auserwählten gehörte. Hatte ihre Mutter sie nicht viel zu früh zur Welt gebracht? War sie nicht daran gestorben? Sollten nicht die Gannes selber das Neugeborene hinunter nach Crocetta zur heiligen Nottaufe getragen haben?!

Dazu die feine Gestalt, das blasse, fast weiße Gesichtchen, die großen, weit offenen, strahlenden Augen.

Und vorhin der seltsame Anfall, die plötzliche Entgeisterung und Ohnmacht ...

Für die Leute von Valdaró wäre es ein Glück gewesen, eine Totenvorausseherin zu haben. Bereits Tage und Wochen vor dem Tode eines Menschen hätten dann die Weiber sich bei diesem versammeln, hätten schreien und wehklagen können. Auch der Sarg ließ sich leichter rechtzeitig beschaffen, die Leichenhemden und die Sterbekragen.

Mariana Campill wurde bei der Vorstellung eines derartigen glücklichen Ereignisses ganz vergnügt und faßte den Vorsatz, auf Salva scharf achtzuhaben. Möglicherweise mußte bei ihr die Gabe des zweiten Gesichts erst geweckt werden. Für diesen Fall hätte man ihr durch starke Sympathiemittel zu Hilfe kommen müssen. Es war dies mit den Nachbarinnen weislich zu überlegen.

So geschah es, daß um Salva Bragú der Aberglaube sein düsteres, unheilvolles Gewand zu weben begann.

Erst gegen Abend näherten sie sich der Alpe. Das war nun freilich eine andere Welt als die Steinwüste von Valdaró! Salva hatte solche Schönheit gar nicht für möglich gehalten. Alles war viel wunderbarer und wundervoller, als man ihr berichtet hatte.

Eine schier unabsehbare, schier unendliche Alpenwiese war's, noch im September bedeckt mit dem üppigsten Graswuchs, gleichsam ein einziger, gewaltiger Garten, auf einem himmelhohen Felsenplateau ruhend, bis zu den Grenzen leuchtender Gletscher aus den Tiefen der Thäler emporgehoben.

Viele Hütten lagen auf der schönen Flur, und ein ganzes Volk von Mähern und Recherinnen war noch spät am Abend beschäftigt, das Gras einzubringen. Schon von weitem vernahmen die beiden Ankömmlinge Lachen und Gesang. Denn hier war eine Welt, darin die Menschen lachen und singen konnten; hier beteten sie gewiß nicht so viel wie in Valdaró; aber gewiß der Himmel nahm ihr Lachen und Singen für Gebet. Dabei ließ sich leicht fromm sein!

Unter den Fröhlichen befanden sich auch Leute von Valdaró. Ihre schwarzen Gewänder machten sie schon von fern kenntlich: gleich Schatten bewegten sie sich in dem bunten Bild von Jugend und Lebensfreude.

Denn die meisten waren jung; und es schien, als hätten die stattlichsten Burschen und die blühendsten Dirnen des Landes sich eingefunden. Nur die Leute von Valdaró bildeten auch hier eine Ausnahme.

Die Mädchen hatten bunte Röcke: so recht grell bunt, so recht lustig bunt! Bunt waren

auch die Mieder, bei einigen sogar mit Silber und Gold gestickt. Diese und jene trug auf dem Kopf die altertümliche Cazina. Bei den Burschen war wenigstens der Brustlatz rot: so recht brennend rot!

Jubelnd wurden die beiden begrüßt. Überhaupt gebärdeten sich alle, als wäre auf der Alpe Vanna das Leben ein beständiges Fest, und jeder Augenblick müßte in Freude verbracht werden. Selbst die Arbeit wurde auf der wonnigen Hochwiese zur Lustbarkeit.

Einige Recherinnen führten Mariana in die Hütte, der sie zugeteilt worden war, und darin auch Salva Unterkunft fand. In jeder Hütte braunte ein fröhliches Herdfeuer, über dem die Palenta lachte.

Als die Nacht hereinbrach, begann das Feiern und Sichfreuen erst recht, gerade als machte hier die Arbeit den Menschen nicht müde. Vor den Hütten lagerten sie und hielten die Abendmahlzeit. Dabei wieder Lachen und Gesang! Und später Musik und Tanz. Das junge Volk that sich in Haufen zusammen, von denen ein jeder seinen eigenen Spielmann hatte. Hier zog ein junger Bursche die Harmonika, dort spielte ein zweiter die Zither; sogar eine Fiedel wurde wacker gestrichen. Dann tanzte das junge Volk! Die glatt gemähte Alpenwiese war der Ballsaal, der strahlende Sternenhimmel das Kerzenlicht. Sie tanzten die uralten Tänze der Väter. Oft waren sie wild bewegt wie ein leidenschaftliches Menschenherz; oft langsam und feiertich wie ein Reigen. Es war auch gar nicht immer nötig, daß ein Bursche mit einer Dirne sich schwang. Häufig tanzten hier die Burschen, dort die Mädchen untereinander. So währte es bis tief in die Nacht hinein, in der Salva auf ihrem weichen Lager vom letztjährigen Heu kein Auge schließen konnte. Sie mußte so viel an Bèrto Cusa denken, der das Gold vom Sas da Rù suchte und nicht wußte, was Jugend und Freude war; so viel an Andram Plaza, der geistlich ward und nicht heiraten durfte.

Morgen in aller Frühe wollte sie seine Eltern besuchen. Mariana hatte ihr die Stelle gezeigt, wo es aus der Tiefe dicht und dunkel zu den Hochwiesen aufragte: die immergrünen Wipfel des Ochsenwaldes.

* * *

Lange vor Sonnenaufgang begann das fröhliche Treiben von neuem. Wieder ertönten Lachen und Lieder, wieder ward die Arbeit zur Lust.

Jedem Mäher war eine Recherin beigegeben, die für sämtliche drei Heuernten des Sommers als seine Gefährtin galt; und zumeist erhielt ein junger, frischer Bursche auch eine junge, frische Dirne zur Genossin. Häufig ward aus dem lustigen Sommerpärlein ein ehrsames Lebenspaar.

Wenn zwei sich gut waren, so fand sich in warmen Nächten der Bursche vor der Hütte des Mädchens ein, um in allen Züchten und Ehren ein süßes „già de noòt“ zu halten. Entweder trat die also Umworbene zu ihm vor die Hütte, oder sie erschien nur an dem scheibenlosen Fensterlein, und die feierliche Dunkelheit umhüllte mit ihrem himmlischen Mantel junges, heimliches Liebesglück.

* * *

Salvas erster Gedanke am Morgen war: Sobald ich groß und stark genug bin, bitte ich meinen Vater, mich hierher verdingen zu dürfen. Wäre der Andram nicht in Brixen, so würde er im Walde seinem Vater helfen, und abends käme er gewiß herauf. Aber der Andram wird geistlich!

Bèrto Cusa — ja, wenn der Bèrto Mäher werden wollte!

Keiner der jungen, hübschen Burschen in seiner Feiertagstracht könnte mit ihm sich vergleichen, der in seinem schlechten, schwarzen Gewande doch der Schönste von allen wäre. Aber er thut es nicht; denn er muß das Gold vom Sas da Rù suchen.

Traurig schritt Salva über die gemähten Wiesen der Richtung zum Walde zu. Das Kind, welches nicht die Gedanken eines Kindes hatte, kam sich in der grünen, glücklichen Welt unaussprechlich verlassen vor. Warum hatten es auch gerade die Leute von Valdarò auf Erden so schlecht? Was hatten sie dem Himmel nur gethan, daß er bei ihnen nicht einmal gutes Gras wachsen ließ? Wäre der Himmel gütiger gegen sie, so würde Bèrto nicht nach dem Golde des Sas da Rù suchen, so würde Andram nicht geistlich werden. Dann besäßen auch die Dorfleute Wiesen und Wald, trügen auch sie

bunte Gewänder, sängen auch sie lustige Lieder und wüßten, was Lachen und Lust war.

Während Salva im vollen Morgenglanz über die Matten schritt, hatten sie zu Hause auf ihrer Felsenhalde nur noch für kurze Zeit Sonnenschein. Wenigstens das liebe Licht des Himmels hätte gerecht verteilt werden müssen.

Der Gedanke: daß es nun einmal so war, trug die Schuld an der Gleichgültigkeit und Stumpfheit der Leute von Valdarò; er machte sie hoffnungslos. Nur in der Seele der beiden Knaben Andram und Vèrto lebte — bei jedem nach seiner Natur — ein ungestümes Verlangen, es dennoch und dennoch anders haben zu wollen, selbst es anders zu machen und zwar aus eigener Kraft.

Schon in ziemlicher Entfernung vom Föhrenwalde vernahm Salva das dumpfe Gebrüll der weidenden Rinder. Die Herden sowohl wie das ganze große, von Hecken umzäunte Gehölz waren das kostbarste Eigentum vieler vereinigter Gemeinden — Vicinien genannt — welche auch die Alpe Vanna gemeinsam besaßen. Alle ladinischen Dorfgenossenschaften gehörten zu dem großen Bauernbunde; einzig und allein die Leute von Valdarò blieben davon ausgeschlossen: sie hatten keine Rinder, die sie weiden konnten! Es war für sie Glück genug, daß ein Mann von Valdarò Oberhirte war; konnte dieser doch aus seiner Heimat Mäher und Recherinnen für die Alpe dingen und für den Ochsenwald Knechte, welche die Rinder hüteten und auf die Märkte nach Bozen und Trient trieben.

Petro Plaza, der oberste Saltner, bewohnte mit seiner Frau am Eingang des Waldgeheges ein geräumiges Haus aus starken Föhrenstämmen gezimmert, die eine Farbe hatten, als wären sie in dem Sonnenfeuer verkohlt. Der Oberhirte war ein mächtiger Mann, dem man es ansah, daß er — wie von ihm erzählt ward — einen wild gewordenen Stier bei den Hörnern packte und zwei kämpfende Rinder auseinander riß. Dabei besaß der Riese wahre Kinderaugen, und sein helles Haar ringelte sich in dichten Locken um ein stark gebräuntes, gutmütiges Antlitz. Seine Frau, die gute Mutter Jakobine, war ein verkümmertes Weiblein, wie es für Valdarò sich schickte. Doch wurde sie von ihrem lebensvollen, stattlichen Mann gehegt, als wäre sie ein krankes Kind. Und war es ja zumeist seiner Mutter willen, daß Andram Priester ward, damit sie nicht etwa ohne letzte Wegzehrung aus der Welt gehen mußte und ihr toter Leib in Valdarò über den Winter unbestattet blieb.

Salva wurde von den beiden trefflichen Leuten mit lauter Freude begrüßt, daß es dem einsamen Kinde wohl und weh ums Herz ward und ihm die Thränen in die Augen traten. Mutter Jakobine trug sogleich frische Milch und köstlichen, goldgelben Waldhonig auf; auch Kuchenbrot, Fanèdes geheißen, diesen größten Leckerbissen Ladiniens.

Nun sollte der liebe Gast erzählen und immer wieder erzählen, und immer von Valdarò.

Sie aß ein weniges und erzählte: das Heu sei nun gesammelt, jetzt müßte an Holz und Mehl gedacht werden; ja, und — und mehr wußte sie nicht. Was hätte sie wohl mehr wissen sollen?

Mutter Jakobine frug: „Besorgt dein Vater auch dieses Jahr für die Cusa wieder Heu und Holz?"

„Auch dieses Jahr."

„Aber der Vèrto?"

„O, der Vèrto ..."

„Das ist der Rechte! Ein Faulenzer ist er, ein Tagedieb!"

Salva stammelte: „Vielleicht hilft er dieses Jahr meinem Vater."

„Vèrto Cusa und arbeiten!"

Mit glühendem Gesicht wiederholte Salva: „Dieses Jahr hilft er meinem Vater gewiß."

„Warum dein Vater wohl jedes Jahr für die Cusa Holz und Heu besorgt?"

Salva konnte es auch nicht sagen.

Noch immer hatte sie kein Wort über Andram gehört. Als sie seine Eltern nach ihm frug, begann Mutter Jakobine sogleich zu schluchzen, und Petro Plaza rückte unruhig auf der Bank. Da erfuhr sie es denn.

Viele Jahre lang würde er nicht nach Hause kommen, sondern in Brixen bleiben. Er selbst hatte es ihnen geschrieben: nicht eher käme er wieder, als bis er geistlich geworden sei und von dem hochwürdigsten Bischof die Erlaubnis erhalten hätte, in Valdarò Pfarrer zu werden. Das Kirchlein

sei ja schon da; es brauchte also nur noch des geistlichen Herrn. Sollte der hochwürdigste Bischof ihn nicht nach Valdaré schicken wollen, so blieb es dabei, daß er, Andram Plaza, zum heiligen Vater nach Rom ginge.

So standen die Dinge mit dem Andram, und darum weinte seine Mutter so bitterlich. Petro Plaza vermochte es nicht mit anzuhören, stand auf und ging hinaus in seinen Wald. Vielleicht war ein junger Stier wild geworden, und er konnte ihn bei den Hörnern packen und bändigen.

Das würde ihm gut thun.

Neuntes Kapitel.

Wie auch in Valdaré die Zeit verging.

Für die Leute von Valdaré schien die Zeit still zu stehen: nichts veränderte sich. Es waren immer die gleichen nachtdunklen Lebensfluten, die in einem engen Felsenbette lautlos lautlos, langsam langsam dahinflossen.

Einige „Weltbürger" wurden geboren, und einige der Bewohner Valdarés vertauschten ihr graues Steinhaus mit einem noch finsteren und engeren, darin sie es jedoch tausendmal besser hatten und von allen Mühsalen gar behaglich ausruhen konnten.

Dieser oder jener, der seine Todesstunde in günstiger Jahreszeit sich auswählte, bekam es zu allerletzt noch so gut, mit der heiligen Wegzehrung versehen aus dem Dasein zu scheiden, nach Crocetta hinabgetragen und daselbst christlich begraben zu werden. Andere legten sich mitten im Winter zur letzten Ruhe nieder, wo sie dann in ihrem lieben Heimatsorte liegen bleiben durften, bis es dem Himmel gefiel, auch dort oben die Sonne wieder scheinen und Frühling werden zu lassen.

Genau in derselben Weise wie vor hundert, wie vor zwei- und dreihundert Jahren lebten die Dorfleute weiter: ohne Pfarrer und Kirchhof, ohne Gasthaus und Kramladen, sogar ohne einen Kirschbaum. Des Sommers trugen sie ihre selbstgewebten, selbstgefärbten und selbstverfertigten Gewänder aus schwarzem, grobem Garn, des Winters aus schwarzem, grobem Wollstoff.

Nach wie vor war es in Valdaré des Jahres größter Freuden- und Feiertag, wenn der Ort die erste Stunde vollen Sonnenscheines wieder bekam; kaum ein besonders großer Trauertag war es hingegen, wenn sie das erste Mal im Herbst die Sonne nicht mehr sahen — sie waren eben daran gewöhnt. Nach wie vor zogen die Jüngeren, Männer wie Frauen, für den Sommer fort, als Knechte, Mäher und Recherinnen. Die Zurückbleibenden hüteten die Ziegen und Schafe, sorgten für die Wintervorräte, stiegen Sonntags nach Crocetta in die Welt hinunter, gingen zur Kirche, standen umher, bestaunten den Kramladen, tranken im Gasthause ein Glas wässerigen Weines oder sahen auch nur zu, wie andere ihn tranken. Kurzum: sie begingen einen Festtag.

Kehrten in den letzten Oktobertagen die Abwesenden heim, und hörten sie von weitem den Klang ihrer Glocke, so waren sie glücklich, wieder in der lieben Heimat zu sein. Die Jüngsten und Übermütigsten sangen sogar die Lieder, die sie in der fröhlichen Fremde gelernt hatten, die sie jedoch in Valdaré schnell wieder vergaßen.

Nach wie vor saßen sie dann des Winters eingehöhlt in ihre finsteren Gemäuer, welche das spärliche Feuer notdürftig erwärmte. Die Weiber spannen und webten mit steifen Händen; die Männer kauerten am Herde und schnitzten ein weniges. Es war kalt und dunkel drinnen und draußen kein Sonnenschein. Der Sturm heulte, der Schnee häufte sich höher und höher. Dann mußte durch den oft haushohen Schnee Bahn gebrochen werden, was Mühe genug kostete.

Und bei solchem Leben nicht einmal einen eigenen Pfarrer! Auch kein Gasthaus. Hätten sie wenigstens ein Gasthaus gehabt!

Statt das Wort Gottes zu hören, mußten sie einander Geschichten von Geistern und Hexen erzählen; statt behaglich im Gasthaus zu sitzen, dort sich versammeln, wo das hellste Kaminfeuer brannte.

* * *

Ja — und nach wie vor läutete Iwano Bragú die Glocke des kleinen Heiligtums, dessen Wächter er war. Und wenn die Dorfleute die Glockentöne vernahmen, fühlten sie sich nach wie vor in ihrer tiefen Weltabgeschiedenheit durch die frommen Klänge mit

der Welt verbunden, fühlten sie sich nicht mehr vom Himmel verlassen, von den Menschen vergessen, sondern als die Glieder einer großen Gemeinde.

Nach wie vor trug der Meßner zu den üblichen Zeiten seine Sünden hinunter nach Cracetta zur Beichte und ließ sie sich von dem geistlichen Herrn vergeben; nach wie vor schleppte er die ungebeichtete schwere Last mit sich herum, beugte darunter Haupt und Herz immer tiefer, fand jedoch nicht den Mut zu dem Worte, welches seiner in den Banden des Schweigens gefesselten Seele Befreiung und Erlösung gebracht hätte.

Nicht mehr wie früher stand es um Bérto. Seitdem das Kind Salva eine Jungfrau, der Knabe ein Jüngling geworden, thaten sie gegenseitig fremd, hielten sich fern voneinander. Kaum daß die beiden jungen Leute, wenn sie zufällig zusammentrafen, sich grüßten, wobei ein jedes mit scheuem Blick, als sähe er etwas Verbotenes, die Schönheit des anderen gewahrte.

Und es gab in ganz Ladinien keine herrlicheren Menschenbilder, als diese zwei es waren. Sogar den Dorfleuten, für welche Schönheit eine unbekannte Göttin war, offenbarte sich die hohe Himmlische in Gestalt jener beiden. Voll dumpfen Staunens schauten sie auf die Tochter ihres Meßners, auf den verhaßten und verachteten Sohn der Fremden vom Hof Freïna.

Mit Salvas blasser, eigentümlicher Schönheit hing wohl auch zusammen, daß die Sage, welche schon an ihrer Wiege gestanden, aus ihrem Leben nicht mehr wich. Dazu kam, daß Mariana Campill von dem seltsamen Anfall, welcher Salva auf dem Wege zur Alpe Vanna zugestoßen war — und gelegentlich dessen die Frau bei dem Kinde den „schauenden Blick“ gewahrt haben wollte —, zu jedem Weibe geschwatzt, auch allerlei Absonderliches hinzugethan hatte. Es gab daher über das arme, junge Blut viel Flüsterns. Zum großen Leidwesen der Frauen fuhr Salva beharrlich fort, auf die Bestätigung ihrer Wundergabe des „Totenvorausssehens“ warten zu lassen, wie sie denn auch verschiedenen Versuchen der aufgeregt harrenden Weiber: durch allerlei Sympathiemittel das zweite Gesicht bei ihr zu wecken, hartnäckig widerstand. Jene mußten also die Erfüllung ihrer Hoffnung in Geduld abwarten.

Nach wie vor ließ der junge Bérto — es war echte Welschenart! — seine Mutter für sich arbeiten und erwerben und brachte seine Tage zu mit Umherlungern und Umherstreifen, mit Träumen und Phantastereien. Nach wie vor suchte er das Gold vom Sas da Rü, vom Himmel selber sich bestimmt wähnend, die versunkenen Schätze zu heben.

Nur zwei Dinge in seinem Leben waren anders geworden. Wie er den Vorrat an Holz und Heu, dessen sie für das Jahr bedurften, nicht mehr von Iwana Bragù beschaffen ließ, sondern ihn selbst im Herbst aus den Thälern heraufbrachte, so begehrte er das Erschließen der alten Goldgruben nicht mehr für sich allein. Mit dem Goldstrom, den er aus den Felsen des Dolomitenkönigs zu schlagen gedachte, wollte er Valdarò überschwemmen. Es sollte durch ihn neu erstehen. Die vom Erdboden verschwundene prächtige Stadt sollte durch Bérto Cusa wieder erbaut werden. Die Leute von Valdarò, die seinem Vater noch im Tode schändliche Schimpfnamen nachriefen, die ihn und seinen Vater, die Nachkommen der großen Römer und die Überwinder der Waldmenschen, immer noch als Eindringlinge und Feinde betrachteten — sie sollten den Cusa auf Hof Freïna als ihren Beglücker und Wohlthäter preisen müssen. Verehren sollten sie ihn, ihm danken, ihn als Herrn anerkennen! Das Gold vom Sas da Rü, sein Gold, anbetend, sollten sie auch zu ihm die Hände aufheben. Nicht achten sollten sie jenes armseligen Priesters, der ihnen in dem Elend ihres Daseins als höchstes Gut nichts anderes zu spenden vermochte als auf einem steinigen Acker ein geweihtes Grab.

Jener andere ließ sich in seiner Heimat nicht blicken; er schien verschollen, war wie verdorben und gestorben. Die Dorfleute würden vollkommen vergessen haben, daß es einen Andram Plaza gab, wenn dessen Mutter nicht von Zeit zu Zeit erzählt hätte: der Andram studiere in Brixen immer noch auf geistlich und wollte noch immer nicht zurückkehren — nicht eher, als bis er Priester geworden! Priester von Valdarò!

Petro Plaza hatte seinen Sohn einigemal in der ehrwürdigen alten Bischofsstadt am

wilden Eisack besucht, jedoch seiner angstvoll fragenden Frau auch nicht viel berichten können.

Der Andram ließe grüßen; es ginge ihm gut, seine Mutter sollte sich nur gesund erhalten, damit sie dereinst den Leib des Herrn von ihrem Sohn in Valdaré empfangen könnte.

Darauf begann Mutter Jakobine bitterlich zu weinen, und auch dem mächtigen Oberhirten kam etwas in die Augen, das er heimlich wegwischen mußte.

Jedesmal war's die nämliche Botschaft; und jedesmal verschwieg Petro Plozo seiner Frau etwas, das schwer und schwerer auf seine Seele sich legte.

Denn bei jedem Besuche fand er den Sohn mehr verwandelt. Es war nicht zu sagen, was aus ihm geworden war: ein ganz neuer Mensch. Sein eigener Vater konnte ihn kaum wieder. Das mochte noch angehen. Aber — die eigene Mutter würde ihren geistlichen Sohn nicht wiedererkennen. Es war etwas, das Petro Plozo mit seinem beschränkten Hirtenverstand nicht zu fassen vermochte, worüber er sann und sann und was doch nicht auszusinnen war: wie man in so kurzer Zeit ein so ganz anderer Mensch werden konnte!

Dabei sah Andram schlecht aus, und in seinem wachsbleichen Gesicht brannten die Augen wie im Fieber. Nach nichts von alledem, was in Valdaré sich zutrug, frug er den Vater und sprach von keinem Menschen dort, außer von seiner Mutter. Nicht einmal von Salvo Brogü!

Der Soltner wußte, wie gern sein großer Junge die kleine Solva gehabt hatte. Als er daher das letzte Mal von ihr zu sprechen begann: wie groß und schön die Tochter des Meßners geworden sei, als Mädchen genau so schön wie Vérto Cuso als Mann — da sah Andram seinen Vater mit einem Blick an, daß diesem das Wort im Munde erstarb.

Solchen Blick hatte Petro Plozo einmal bei einem jungen Menschen gesehen, der von einem wilden Stier getötet ward: drei Tage vor der Hochzeit mit einem hübschen, braven Mädchen. Als der Ärmste nicht mehr reden konnte und der geistliche Herr zu ihm trat, schaute er diesen mit einem Blicke an, den der daneben stehende Soltner nicht mehr vergessen konnte. Der junge Mensch mußte sterben und hätte doch so gern noch gelebt. Und jetzt denselben Ausdruck in seines Sohnes Augen!

Wunderte sich Petro Plozo darüber, daß Andram von der inzwischen groß und schön gewordenen Solva nichts hören wollte, so wußte vollends die gute Mutter Jakobine nicht, was sie davon denken sollte, daß von keinem im Dorfe ihr Andram so schnell und gänzlich vergessen worden war wie von dem Mädchen, welches sie eben darum so sehr im Herzen trug, weil es ihres lieben Jungen beste Freundin gewesen. Und nun hatte gerade Solva kein Ohr dafür, wollte sie ihr schweres Mutterherz entlasten; ihr Mutterherz, das so voll von Sehnsucht und Stolz, von Leid und Glück war: denn ihr Sohn kam freilich noch immer nicht zurück; aber er würde zurückkommen, um für seine Mutter den Leib des gekreuzigten Herrn und Heilands zu brechen.

So verging die Zeit auch in Valdaré.

Zehntes Kapitel.

Andram Plaza muß warten, und der Bischof von Brixen läßt ihn warnen.

An einem schönen Herbstabend gingen auf der Landstraße, die von Brixen nach dem prächtigen Kloster Neustift führt, zwei Geistliche. Von den beiden war der eine ein Greis, der andere fast noch ein Jüngling, dessen dem Himmel angelobtem Haupt die Weihe des Priesters erst zu teil werden sollte.

Auf dem milden Antlitz des alten Herrn stand in tief gegrabenen Lettern zu lesen: „Und siehe, er hat die Prüfung bestanden" — indessen die Schrift auf dem bleichen Gesicht seines jungen Gefährten beredtes Zeugnis gab von dem heftigen Kampfe eines leidenschaftlichen Gemütes, welches die Prüfung erst noch bestehen mußte.

Zur Ergebung, Läuterung und Milde hatte das Leben den einen geführt — zur Askese und Härte gegen sich selbst und andere schien es unaufhaltsam den zweiten zu reißen.

Das gütige Auge des Greises ruhte mit einem Ausdruck inniger Teilnahme am Leben, mit herzlicher Freude an der Schönheit der Welt auf der in ihrem Herbstschmuck pran-

genden reichen Natur des Eisackthals; der Blick des Jünglings streifte fast feindselig die vom Segen des Himmels strotzenden Fruchtgelände: die Maisfelder und Weinberge.

Die beiden Männer, die in der Ausübung schwerer Pflichten einander so ähnlich, an Alter und Wesen so verschieden waren, legten den Weg, jeder mit seinen Gedanken beschäftigt, in tiefem Schweigen zurück. Die vielen, ihnen begegnenden Landleute und die auf ihrem Spaziergang sich befindenden Brixener Bürger grüßten auf eine Weise, die leicht erkennen ließ, in welchem hohen Ansehen das priesterliche Kleid in diesem Thale stand. Die Kinder liefen auf den alten Herrn zu, dessen freundlich dargebotene Hand zu küssen; der Jüngling flößte den Kleinen Scheu ein. Sie wagten sich an ihn nicht heran, was er jedoch nicht einmal zu bemerken schien.

Nun gelangten die beiden zu der Stelle, wo der Weg zum Kloster von der großen Landstraße nach Sterzing abzweigte, schritten jedoch auf der letzteren weiter. Die Straße verließ in sanfter Steigung die fruchtbare Thalsohle, dunkelbewaldeten Höhen sich zuwendend und bald einsam werdend.

Mit einer Stimme, so mild und wohlwollend wie sein Antlitz, begann der Greis: „Ich habe dem hochwürdigsten Bischof Ihr Anliegen vorgetragen, lieber Sohn, und erhielt die Zusage, es sollte weislich erwogen werden. Und das nicht allein, was das Heil Ihrer armen kleinen Heimatgemeinde betrifft, sondern auch in Bezug auf Ihr eigenes Wohl, mein guter Plaza."

Endlich!

Endlich sprach der alte Herr von dem, was Andrams ganze Seele erfüllte, wovon seine ganze Zukunft abhing.

Was kümmerte ihn indessen seine Zukunft? Die seiner „armen kleinen Heimatsgemeinde" hing ab davon, was tausendmal mehr war als sein eigenes Seelenheil. Überhaupt — wie konnte bei einem Geistlichen dessen Wohl in Frage kommen! Ein Geistlicher besaß kein eigenes Wohl oder Wehe, durfte weder das eine noch das andere besitzen.

In einem Tone, bebend von mühsam unterdrückter heftigster Erregung, versetzte Andram: „Ich danke Ihnen, Herr Pfarrer. Es lag mir schwer auf der Seele, ob Sie in Ihrer großen Güte und Nachsicht für mich — denn auch dieser bin ich sehr bedürftig — mit dem hochwürdigsten Bischof in meiner Sache Rücksprache nahmen. Da Sie vollkommen darüber schwiegen, begann ich schon die Hoffnung aufzugeben und suchte in meinem bedrängten Gemüte nach einem anderen Wege, um zu dem Ohre — nicht doch: zu dem Herzen — unseres Herrn zu gelangen. Denn seines Herzens bedarf ich für meine Sache. Nun sprachen Sie, baten Sie für mich. Meine Sache liegt zur Entscheidung in des Bischofs Händen, und es soll dabei sogar meines Wohles gedacht werden. Das ist mehr, als ich zu hoffen wagte; ist viel mehr, als ich bedurfte und dessen ich würdig bin."

Andram that einen tiefen Atemzug wie einer, der auf beschwerlichem Wege zu einem hohen Ziele stehen bleibt und für einen Augenblick ausruht — nur für einen Augenblick! Gleich darauf mußte weiter gestiegen, weiter emporgestrebt werden.

Der Pfarrer sagte: „Sie sind jung, reinen Herzens und starken Willens. Da glauben Sie denn, Sie könnten sich selbst verleugnen und das Kreuz für andere Mühselige und Beladene auf sich nehmen, ohne des Rückens zu gedenken, der das Kreuz tragen soll und darunter nicht einmal ermüden darf. Gut! Denken Sie nicht an sich selbst, und lassen Sie den Bischof väterlich für Sie denken. Er wird finden, was am besten für Sie taugt."

In starker Bewegung rief Andram: „Dann wird der Bischof mich nach Valdarè schicken! Nur dort werde ich dem Herrn mit allen meinen Kräften und mit vollster Hingabe zu dienen vermögen; denn nur dort bin ich an meinem Platze."

„Und nicht überall da, wo der Wille des Herrn durch den Mund des Bischofs Sie hinstellt?"

Es war keine Rüge, sondern nur eine leise Mahnung, welche die milde Stimme und der sanfte Blick des ehrwürdigen Mannes noch gelinder machte.

Andrams bleiches Gesicht rötete eine heiße Blutwelle. „Sie meinen es gut mit mir: so wage ich denn, Ihnen zu sagen, daß ich

nicht weiß, ob ich dem Gebote des Herrn durch des Bischofs Mund mich unterwerfen könnte, wenn ich an einen anderen Platz gestellt würde. Ich weiß nicht, ob ich die Kraft hätte, diese Prüfung meines kindlichen Gehorsams, den ich dem Bischof und dem Herrn schuldig bin, zu bestehen; ob ich dagegen mich nicht auflehnen würde. Da Sie mir so gütig gesinnt sind, so helfen Sie mir, nicht in Schuld zu verfallen. Ihnen vertraue ich mich an. Schildern Sie dem Bischof meinen Seelenzustand, eröffnen Sie ihm meine Schwäche; bitten Sie ihn in meinem Namen inständigst, ihrer sich zu erbarmen. Einzig und allein an einen Platz gehöre ich hin; einzig und allein an diesem werde ich segensreich wirken können. Das ist mein Heimatsdorf, welches eines Priesters bedarf wie eine arme Wittwe des Brotes für ihre hungernden Kleinen."

Von des Jünglings glühender Empfindung stärker bewegt, als er sich gestehen wollte, warf der Greis ein: „Und dieses Brot getrauen Sie sich den Hungernden zu spenden? Nach allem, was ich von den Leuten von Valdaré weiß, was Sie mir darüber mitteilten, handelt es sich für jene Gemeinde in Wahrheit um das Brot des täglichen Lebens. Mir scheint's, als bedürften sie dieser Sättigung noch mehr als einer Speisung der verschmachtenden Seelen."

Mit heißem Blick rief Andram: „Ihre irdische Mühsal mögen meine Landsleute behalten; ihre leibliche Not möge ihnen verbleiben. Sie mögen — wenn es sein muß — dursten und hungern. Aber sie sollen erhalten, was ihnen als Geschöpfe Gottes gebührt: den Diener Gottes, der ihre Mühsal teilt, der ihre Not mit leidet, der mit ihnen durstet und hungert, um ihnen zugleich mit vollem Herzen von dem Brot des Lebens zu spenden. Alsdann werden sie hungernd sich gesättigt fühlen, werden sie bei ihrer Entbehrung reich sein, in allem Elende glücklich. Denn der Herr liebt die, welche er züchtigt. Geliebt werden die Leute von Valdaré vom Herrn. Aber sie empfinden es nicht, empfinden nur Gottes grausame Zucht — ich will ihnen seine väterliche Liebe zeigen."

Der Jüngling sprach mit solcher Begeisterung, zugleich voll solchen Glaubens an eine Mission, die er zu erfüllen hatte, daß der Greis stumm blieb.

„Als die Römer zu uns kamen," fuhr Andram fort, „fanden sie in unseren Bergen Gold; von dem Golde, welches sie erbeuteten, entstand unter dem Sas da Rù eine prächtige Stadt, darin die Menschen in Freude und Herrlichkeit lebten. Doch es geschah, daß die Kenntnis der Goldgruben für die Nachkommen unseres Stammes, der von den Römern unterjocht worden war, verloren ging und diese zu den armseligen Leuten wurden, von denen es in Ladinien heißt: ‚Arm wie eine Maus von Valdaré'. Aber ich sage Ihnen —"

Andram verstummte, schwieg eine Weile, sprach alsdann mit unterdrückter Stimme und dem Blick eines Schwärmers weiter: „Aber ich sage Ihnen, Herr Pfarrer, für die Leute unter dem Sas da Rù war es kein Unglück, daß die Erde sich aufthat und der Römer Gold verschlang. Unsere Vorfahren beteten mit ihren Überwältigern zu den strahlenden Bildnissen der Götzen; und als der Gott auch zu ihnen kam, erkannten sie ihn nicht, durch den Goldschein der Olympier geblendet. Sie fanden den Herrn erst, als sie ihre Reichtümer wieder verloren hatten. Und verloren sollen sie ihnen bleiben. Gottes Hand selbst war es, welche den Berg mit den Goldgruben wieder für sie schloß; und wie würde Gottes Hand ihn von neuem öffnen? Es müßte denn sein, daß Gott die Leute von Valdaré von neuem mit Blindheit schlagen wollte, damit sie den allmächtigen Herrn des Himmels und der Erde nicht sehen sollen, weil sie dessen nicht würdig befunden werden. Darum mögen sie ihre Armut behalten. Aber ihnen soll ein Altar errichtet werden, bestimmt, das Allerheiligste zu tragen, damit der Herr in Leibesgestalt auch bei ihnen, den letzten und niedrigsten, verweile. Das ist ihr Christenrecht, und dieses fordern sie durch meinen Mund, der ich einer ihrer Söhne bin."

Der alte Priester erschrak. Er erkannte den Schwärmer; zugleich aber erkannte er, wie rein die Flamme in dieser jungen Menschenbrust glühte. In solchem Sinne wollte er — so nahm er sich vor — zu dem Bischof über den Jüngling sprechen. Er wollte für ihn bitten.

Gern hätte er mit lauter Stimme gemahnt: das heilige Feuer für das Gute rein zu erhalten, angstvoll zu wachen, daß es nicht zum verderblichen Brande werde, zu einer Lohe, die den Mann verzehrte und zugleich des Mannes Werk.

Aber auch dieses dritte erkannte der Greis: Seine mahnende Stimme würde jetzt nicht vernommen werden — jetzt noch nicht!

Schweigend traten sie bei anbrechender Nacht den Rückweg an.

* * *

Für Andram kam eine schwere Zeit. Jeden Tag erwartete er die Antwort, die Entscheidung seines geistlichen Oberherrn.

Aber Woche auf Woche verstrich in vergeblichem Harren, welches in Geduld zu ertragen dem leidenschaftlichen jungen Gemüt unausgesetzten Kampf kostete. Dazu kam, daß sein ehrwürdiger Freund ihm seit jenem Spaziergange absichtlich auswich und bei einer zufälligen Begegnung ihn mit stiller Sorge, ohne ein Wort der Ermutigung betrachtete. Der gütige Greis mußte doch wissen, daß dieses Schweigen und Warten für Andrams ungestüme Sehnsucht wahre Folterqual war.

Es wurde Winter.

Auch über das von einem Hauch des Südens erfüllte liebliche Brixener Thal legte sich Frost und Reif.

Andram gedachte Valdarés, wo die Welt unter Schnee schon lange begraben war. Auch in Valdaré mußten sie ausharren, bis das himmlische Licht wieder leuchtete. Da mußte er sich doch gleichfalls gedulden können!

Stets freute sich Andram, wenn auch Brixen Winter hatte. Die glanzvolle, Berg und Thal einhüllende weiße Decke verbarg alsdann die Üppigkeit des reichen Landes, all den Gottessegen. Um sich nicht gegen den Himmel zu empören, mußte er beständig sich vorsagen, daß der Herr wohlgethan hatte, über die Leute von Valdaré den Fluch der Armut zu verhängen, der zugleich ein Zeichen seiner Liebe war. Diese Vorstellung bemächtigte sich des Geistes des jungen Priesters mit solcher Gewalt, daß sie ihn vollkommen beherrschte.

Um die Weihnachtszeit wurde Andram von seinem ehrwürdigen Freunde zu sich beschieden — endlich! Endlich die Antwort des Bischofs, endlich die Entscheidung über das, was der junge Schwärmer nicht sein eigenes Schicksal, sondern das Geschick Valdarés nannte.

Dieses Mal begann der Greis sogleich: „Ich kann Ihnen Gutes melden. Dem hochwürdigsten Bischof gehen Ihre heiße Heimatsliebe und Ihr heiliger Eifer, dem Herrn zu dienen, zu Herzen. Er ist geneigt, Ihrer inständigen Bitte Gehör zu schenken und den Leuten von Valdaré einen eigenen Priester zu geben, welcher Sie, mein lieber Sohn, sein sollen. Sobald im Frühjahr die Wege gangbar sind, wird der Bischof selbst nach Valdaré sich begeben und Ihnen in Ihrer Heimat die Weihe erteilen. Zugleich sollen Sie in Ihr Amt eingesetzt werden ... Nein, mein lieber Plaza, nicht mir sind Sie Dank schuldig!"

Keines Wortes mächtig, stand Andram vor dem alten Herrn. Beide Hände hob er auf. Der starke Mensch zitterte, als würde er von Fieberschauern geschüttelt.

Ergriffen wiederholte der Pfarrer: „Nicht mir sind Sie Dank schuldig ..." Und er setzte mit tiefem Nachdruck hinzu: „Wenn Sie überhaupt dankbar sein wollen für eine Sache, die ein Leben voll beständiger harter Selbstverleugnung erfordert."

Noch immer vergeblich nach Worten ringend, machte Andram eine Bewegung heftiger Abwehr.

Der Greis fuhr fort: „Sie wehren sich gegen meinen Ausdruck: ‚ein Leben voll beständiger harter Selbstverleugnung'; denn Sie sind der Meinung: von jedem Priester werde beständige harte Selbstverleugnung verlangt. Gewiß müssen wir dem Himmel unausgesetzt unser ganzes Selbst darbringen; und Sie verstehen nicht, wie ich gerade in dieser Stunde Sie daran zu erinnern vermag, Sie, der Sie nichts Besseres wünschen, als mit all Ihrem Sein dem Herrn sich hinzugeben. Ihr ganzes Leben Priester in Valdaré! Darin liegt die Größe Ihres Opfers. Jung, wie Sie noch sind, liegt sie darin. Es geschieht auf Wunsch des hochwürdigsten Bischofs, daß ich Ihnen dieses noch einmal nachdrücklich zu Gemüte führe,

und zwar gerade in dieser Stunde. Denn Sie werden vielleicht für Lebenszeit in Valdarò ausdauern müssen. Bedenken Sie wohl, mein Sohn, für Lebenszeit. Sie lernten hier kennen, daß es auf der Welt noch anderes giebt als die Felsenöde in den Dolomiten. Was Ihnen als höchster Lohn und reichstes Glück erscheint, wird allgemein für eine schwere Pönitenz gehalten werden. Denn ähnliche Pfarreien, wie die Ihre eine sein wird, giebt es in unserer Kirche nur als Strafanstalten für ungehorsame und schlechte, um nicht zu sagen für verbrecherische Geistliche. Auch das zu bedenken ist der Wunsch des hochwürdigsten Bischofs für Sie. Der Bischof, lieber Sohn, läßt Sie warnen."

Jetzt hatte Andram seine Sprache wiedergewonnen. Er sagte jedoch nichts als: „Ich werde dem hochwürdigsten Herrn Bischof und Ihnen, Herr Pfarrer, lebenslang dafür dankbar sein, daß ich für Lebenszeit in die geistliche Strafanstalt von Valdarò geschickt worden bin."

Elftes Kapitel.

Die Leute von Valdarò bekommen einen eigenen Geistlichen.

So lange Valdarò bestand — und es bestand bereits seit einer stattlichen Anzahl von Jahrhunderten, war dort kein solches Pfingstfest gefeiert worden wie in diesem Jahre: von Brixen kam der hochwürdigste Herr Bischof; er brachte in eigener Person das Allerheiligste herauf und zugleich mit der Monstranz den Priester, der unter dem Gipfel des Sas da Rü das höchste Gut hüten sollte und der ein Sohn Valdaròs war: Andram Plaza!

Im ganzen Land sprach man davon; der Name Valdarò war in aller Mund; aus vielen Ortschaften sollten Pilgerzüge kommen, um in der Kirche des zur Pfarrei erhabenen berüchtigten Dolomitendorfes das ausgestellte Sanktissimum zu verehren, den Bischof in die Wildnis Einzug halten zu sehen und der Primiz des jungen Priesters, der Einsetzung des ersten Geistlichen von Valdarò als Kaplan, beizuwohnen.

Die große Neuigkeit gelangte durch den Pfarrer von Crocetta nach Valdarò. Der Ehrwürdige schickte dem Bürgermeister Petra Plaza des Bischofs Brief. Der Bote, welcher das Schreiben zu übergeben hatte, drang — es war um die Osterzeil — auf dem noch nicht wiederhergestellten Wege durch die Schneemauern mit Lebensgefahr hinauf.

Als die Dorfleute vernahmen, welches Heil ihnen widerfahren sollte, begriffen sie es zuerst gar nicht, waren sie zuerst voll dumpfen Staunens.

Sie sollten einen eigenen Geistlichen bekommen? Dann konnten sie also fortan jeden Morgen bei sich zu Hause zur Messe gehen, jeden Abend die Vesper anhören? Der Pfarrer — so nannten sie den Kaplan — konnte ihnen in ihrer eigenen Kirche predigen, Beichte abnehmen, die Sünden vergeben. Er konnte in der Heimat das göttliche Blut für sie trinken und des Heilands Leib ihnen reichen: konnte ihre Sterbenden versehen und ihre Toten einsegnen, diese sogar in ihrem Dorfe bestatten lassen. Denn auch einen eigenen Kirchhof sollten sie zugleich mit dem Priester erhalten.

Also brauchten die Toten aus Valdarò fortan nicht mehr aus ihren Gräbern zu steigen und in bitterkalten Winternächten ruhelos, ruhelos ihren Heimatsort zu umstürmen.

Zunächst war die Freude groß. Alsdann kamen allerlei Erwägungen, allerlei Bedenken.

Einen eigenen Geistlichen — nun ja, ja! Es war ja recht schön. Indessen —

So viele, viele hundert Jahre hatten sie keinen eigenen Geistlichen gehabt, und es war auch ohne einen solchen gegangen. Nicht gerade sonderlich gut; immerhin war es gegangen. Es hatte eben gehen müssen. Als dann der Andram nach Brixen ging, um geistlich zu werden, hatten sie von der Sache wohl gehört, aber nur die wenigsten dabei sich etwas gedacht. Sie mußten eben an ganz andere Dinge denken: wie sie am besten sich durchbringen sollten.

Einen eigenen Geistlichen also —

Bisher waren sie immer nach Crocetta zur Kirche gegangen. Dort war der Kramladen, und neben der Kirche befand sich das Gasthaus.

Auch den Kirschbaum konnten sie blühen und seine Früchte reif werden sehen.

Jetzt bekamen sie einen eigenen Geistlichen! Einen Kramladen, wo es alles, was der Mensch nur wünschen kann, zu kaufen gab,

und ein Gasthaus, wo derselbe Mensch für sein gutes Geld Wein trinken und mitunter ein Stück Fleisch essen kann — einen Kramladen und ein Gasthaus bekamen sie nicht!

Des Werktags freilich konnten sie ja die Messe in Valdarò hören. Des Sonn- und Feiertags aber mußten sie wie bisher nach Crocetta hinab: da sie nur an Festtagen Zeit hatten, einzulaufen und im Wirtshaus zu sitzen. Oder wenigstens davor zu stehen.

Ja, und dann: der Geistliche, den sie bekamen, war ein Sohn aus dem Dorfe. Das war ja so weit auch schön und gut. Ein Fremder wäre jedoch besser gewesen, viel besser! Wie konnten sie einem geistlichen Herrn, der ihresgleichen war, Ehrfurcht bezeigen? Die Männer sollten vor ihm den Hut ziehen, die Frauen und Kinder ihm gar die Hand küssen: dem Sohn von Petro und Jalobine Plaza, dem Andram?! Auch ihre Sünden sollten sie ihm beichten ...

Wäre wenigstens nach Valdarò als Geistlicher ein Fremder gekommen!

* *
*

Dagegen ergriff die Vorstellung, daß der hochwürdigste Herr Bischof selbst zu ihnen heraufkam, die Gemüter aller. Das war eine große Ehre für sie! Es war fast, als schickte der Himmel seiner Heiligen einen nach Valdarò.

So trafen sie denn für den großen Ehrentag ihres lieben Dorfes die festlichsten Vorbereitungen. Vor allen Dingen mußte der Weg für den Kirchenfürsten neu hergerichtet werden. Noch war der Boden nicht völlig schneefrei, als mit der Arbeit begonnen ward. Der Bürgermeister Petro Plaza stand an der Spitze; Frauen und Kinder arbeiteten mit, selbst die Frau Bürgermeisterin schleppte Steine herbei.

In ihrem Mutterstolz fühlte Frau Jakobine gar nicht, wie schwer sie drückten.

Nur die Cusa vom Hof Freina und Salva Bragü hielten sich von den Vorbereitungen für den Bischof, der den geistlichen Herrn nach Valdarò führte, fern. Dafür arbeitete der Meßner für drei.

Nachdem der Weg nach Möglichkeit gerichtet war, ging man an die Verschönerung des Dorfes selbst. Da war jedoch nicht viel zu machen. Die Gassen wurden bestens gesäubert, und der Bürgermeister bestimmte, daß die grauen Mauern mit dicken Gewinden aus Zirbenzweigen verziert werden sollten.

Die größte Liebe und Mühe ward dem Kirchlein gewidmet. Es erhielt einen Kalkbewurf und einen Anstrich von leuchtendstem Rosenrot; innen wurde es frisch getüncht: blütenweiß.

Als Vorboten des großen Ereignisses trafen aus Brixen für das neue Gotteshaus allerlei heilige Gegenstände ein: eine Altarbekleidung, Meß- und Abendmahlgeräte, Priestergewänder und anderes mehr. Auch der Beichtstuhl langte an. Die silbernen Leuchter für den Altar waren ein Geschenk der Eheleute Plaza; und das Allerheiligste stiftete der Bischof, der es auch selbst mit sich brachte.

Mit jedem Stück, das eintraf, wuchs bei jung und alt die Erregung. Ein jedes wurde mit scheuer Ehrfurcht betrachtet und für ein Wunder an Pracht erklärt. Als eine bescheidene Kirchenfahne mit dem Bildnis der lieben himmlischen Frau — eine Gabe Andrams — erschien, ward die Aufregung zur Begeisterung.

Laut der getroffenen Bestimmung würde der Bischof einen Tag vor Pfingsten in Crocetta anlangen und daselbst beim Pfarrer nächtigen. Er kam mit großem Gefolge, in vollem kirchlichem Prunk. In der Frühe des nächsten Morgens begab sich der Herr dann hinauf nach Valdarò. Hier hielt er zunächst feierliches Hochamt und vollzog alsdann an Andram Plaza die Weihe. Der junge Gottesdiener celebrierte hierauf zum erstenmal in seinem Leben die Messe. Ein Mahl beschloß das Fest.

Wer sollte dieses geben? Wo sollte es stattfinden?

Petro Plaza, der Bürgermeister und Vater des Beneficianten, beanspruchte das Recht, den Bischof und das Gefolge in seinem Hause zu bewirten. Das wollten jedoch die übrigen nicht leiden. Jeder wünschte sein Scherflein beizutragen. Der Bischof sollte aller Gast sein. Nun gab es aber in Valdarò kein Gemeindeamt; das einzige Haus, welches zur Not eine größere Zahl von Gästen aufnehmen konnte, war das des Bürgermeisters, wo fürs erste auch der neue Geistliche wohnte.

Man konnte sich nicht einigen und schickte hinunter nach Crocetta zum Pfarrer, der hochwürdigste Herr Bischof möge nicht im Hause des Bürgermeisters, sondern unter freiem Himmel Gast der Gemeinde sein.

Auch nach Brixen gingen Boten mit Briefen hin und her, so daß das Bischofsmahl in Valdarò schier zu einer geistlichen Staatsaktion ward.

Bald erfolgte die bischöfliche Entscheidung: unter Gottes freiem Himmel das Mahl! Das Brot gab die Gemeinde, den Braten der Vater des Beneficianten, den Wein der Bischof, den Segen der Herr.

Gegen solchen Ausspruch ließ sich nichts einwenden. Das der Gemeinde gestattete Brot sollte wenigstens neubacken sein, und der hochwürdigste Herr Bischof sollte in Valdarò Fanòdes speisen, die schließlich als Brot gelten durften. Petro Plaza sorgte für fette Zicklein und Lämmer, über offenem Feuer zu braten.

Als am See von Mortù der gelbe Krokus blühte und an der Lega das Gras zu sprossen begann, läutete Jwano Bragù eines klaren Juniabends das schöne, liebe Pfingstfest ein: das neue Heil für Valdarò!

Der ganze Weg von Crocetta hinauf bis zur Kirche war mit Zirbenzweigen bestreut und aus Zirbenzweigen am Eingang ins Dorf ein hoher Bogen errichtet. Er trug den Willkommensgruß der Dorfleute für den hochwürdigsten Herrn Bischof und lautete: „Sei bedankt, daß du uns nicht vergessen hast!“

Auch die Kirchenthür war mit Zirben- und Föhrenzweigen geschmückt, auch über ihr eine Schrift befestigt: „Andram Plaza, sei zu Hause willkommen!“

Die Schrift über der Kirchenthür hatte mit einfältiger Kunst der Meßner verfertigt; aber die Worte waren ihm von seiner Tochter vorgesagt worden.

Von Salva rührte auch der Schmuck der Kirche her. Eine ganze Woche hindurch hatte sie jede Nacht aufgesessen und aus Wachholder- und Zirbenzweigen prächtige Guirlanden gewunden. Das Äußere und Innere der Kirche war bekränzt. Bekränzt war der Altar, bekränzt die Glocke, die ihr Vater zum Einzug des Bischofs und des jungen Priesters läuten sollte.

Im Morgengrauen des Pfingsttages war Salva beim See gewesen, hatte einen großen Korb Krokus gepflückt und den Altar, auf dem in der Felsenöde das Allerheiligste eine bleibende Stätte finden sollte, mit den leuchtenden Blüten überschüttet, daß es wie Goldglanz davon ausging. Mit Krokus war auch der schlechte Boden des Kirchleins bestreut. Das junge Mädchen hatte alles in möglichster Stille gethan, wie bei einem heimlichen Liebeswerk.

Weil von nah und fern die Menschen nach Valdarò strömten, so war unter dem bischöflichen Ehrenthor aus Felssteinen ein Altar errichtet und mit scharlachrotem Seidenzeug bekleidet worden, vom Bischof zu diesem Zweck geschickt. Die beiden neuen schönen Silberleuchter wurden darauf gestellt, die hohen dicken Wachskerzen mit feinem Grün umwunden. An diesem Altar sollte Andram vor allem Volk sein erstes Meßopfer halten. Jwano Bragù und ein kleiner Sohn der Mariana Campill administrierten.

So war denn alles vorbereitet. Der Bischof konnte kommen!

* * *

Andram verbrachte die letzte Nacht vor dem großen Tage wachend und betend am Altar der Kirche von Crocetta, darauf abends vorher vom Bischof das für seine Heimat bestimmte höchste Gut feierlich niedergestellt worden war.

In Gegenwart der Gottheit prüfte und erforschte sich der Jüngling ein letztes Mal in diesen langen Nachtstunden: ob er würdig sei des mystischen Segens, welcher auf sein Haupt mit der Weihe des Bischofs vom Himmel herabsinken sollte. Zugleich stammelte er seinen Dank empor: „Herr, Herr! Siehe deinen Knecht, der dir sein Leben lang dienen und dienend dir danken wird dafür, daß du ihn bis hierher geführt hast.“

Und er rief sein Flehen hinauf zu Gott. „Herr, Herr! Führe mich weiter! Wohin es auch sei — siehe, dein Knecht wird dir folgen.“

Es geschah in dem heißen Drang dieser letzten Nacht, daß der junge Priester aus seinem Herzen eine Gestalt riß — zu reißen vermeinte —, die neben dem Bild der Gott-

heit dorin nicht länger bleiben durfte, die ihn zur Sünde und Schuld treiben konnte, wenn sie auch in dieser letzten Nacht aus seiner Seele nicht für immer entwich.

Bereits im Morgengrauen gelongten von ollen Seiten in Crocetto Pilger und Neugierige an. Sie durchzogen laut betend das Dorf, dessen Häuser gleichfolls festlich grünen Schmuck trugen, und drängten sich vor dem bekränzten Pforrhofe, darin der Bischof genächtigt hatte.

Unter Glockengeläut und Böllerschüssen trat der Herr herous. Er trug den großen Ornat und war von seinem gesamten geistlichen Gefolge umgeben.

Nachdem er der knienden Menge seinen Segen erteilt, begab sich der Bischof in feierlichem Zuge nach der Kirche, ihr das dort aufbewohrte Sonktuorium, welches er der neuen Pfarre zugleich mit dem Priester spendete, wieder zu entnehmen. Ein goldgesticktes Tüchlein bedeckte das hohe Heiligtum. Es sollte erst enthüllt werden, wenn es dort aufgestellt wor, wo es zum Trost oller Mühseligen und Beladenen fortan verblieb. Ein schimmernder Baldachin wurde von vier jungen Priestern über den ehrwürdigen Träger des höchsten Heiles gehalten.

Jetzt zogen sie, Geistliche und Volk, in longer Prozession nach Voldarò empor, auf dem Soumpfade, den die Dorfleute im Schweiße ihres Angesichtes zu einer bescheidenen Via triumphalis hergerichtet hotten.

Bleichen Angesichtes, verzückten Blickes schritt Andram der Heimot zu. Er ging gleich hinter dem Bischof, ganz allein, so daß alle ihn sehen konnten.

Acht Jahre war er fortgewesen! Jetzt kehrte er wieder: der Monn, ols der er hatte wiederkehren wollen! Als Priester von Voldarò sollte seine Mutter ihn wiedersehen; und — siehe, Mutter, dein Sohn kommt.

Für den hochwürdigsten Herrn wor es auch auf dem ausgebesserten Wege ein saurer Gong. Er hätte ouf einem frommen Moultier, dem Rosse heiliger Männer, einziehen können. Aber auch einem Bischof taugt bisweilen eine Wallfohrt. Als solche nahm der Herr von Brixen vielleicht die Reise nach dem armseligen Dolomitendorf und ging daher gleich einem Pilger und Büßer zu Fuße. Schwer trug er on dem von Gold und Kleinodien strotzenden Gewande und der hohen Bischofsmütze. Hätte das verhüllte Sanktissimum, welches er in Händen hielt, ihm nicht Stärke verliehen, so wäre er wohl völlig ermattet. Aber von der göttlichen Gegenwart strömte auf den Träger stets neue Kroft ein.

Schon in Crocetta war der Herr von der Öde der Gegend, der Weltabgeschiedenheit des Ortes und der Armut seiner Bewohner auf das höchste betroffen gewesen; jetzt entsetzte er sich fost. Immer tiefer hinein führte der Pfad in die Felsenwildnis der Dolomiten. Immer trostloser wurden Weg und Welt.

Niemols hotte der Bischof solche Wüsteneien gesehen. Die Natur schien hier wohrlich von Gott verlossen zu sein. Es war hohe Zeit, daß der Herr hierher geführt wurde; und ouch der Priester, diesem zu dienen.

Plötzlich der Klong einer Glocke. Inmitten der Felsenwüste die Himmelsstimme!

Als er sie vernohm, hätte der Bischof beinohe laut ausgerufen: Also weilst du doch hier, o Gott?

Die Glocke von Voldarò grüßte den einziehenden Herrn und alle, die mit ihm kamen.

Jetzt woren sie angelangt.

Das Häuflein elender, grouer Steinhütten, die um das kleine Gotteshaus sich drängten — an dieses sich onklammerten, war Voldarò! Die achtzig oder neunzig schwarzgekleideten, blaß und verkümmert aussehenden Menschen woren die Leute von Voldarò!

Darüber erhob sich mit seinen tausendfoch zerrissenen und durchklüfteten, nackten und fahlen Wönden, seinen unzugänglichen Spitzen und Zacken der Sos da Rù, als wäre hier dos Ende der Welt und dem toten Leben der Natur vom Himmel selbst ein Leichenstein gesetzt.

* * *

Mutter Jakobine stond bei den übrigen Weibern. Es wor die glücklichste und stolzeste Stunde ihres Lebens.

Domit sie sich gerode in dieser Stunde vor den anderen Weibern nicht überhöbe, stand sie in der hintersten Reihe, ols die letzte der Frauen.

Ihr Sohn würde wohl wissen, wo er sie zu suchen hatte. Ihres Sohnes Augen würden sie finden ...

Der Bischof war von Petro Plaza im Namen der Gemeinde begrüßt worden. Nun schritt er zu dem Altar unter der Triumphpforte und stellte darauf die Monstranz nieder.

Nachdem er kniend ein stilles Gebet verrichtet, erhob er sich, enthüllte das Heiligtum, hielt es hoch empor, wies es nach allen Seiten dem niedergesunkenen Volke.

Allein der Bischof stand.

Glockengeläut! Darauf ein lautes Gebet des Bischofs und die Erteilung des Segens.

Wiederum Glockengeläut, Gebet und Gesang der Gemeinde.

Jetzt sollte Andram Plaza in die Kirche geführt werden.

Von seinen Eltern geleitet, sollte der Sohn eintreten in seines Vaters Haus, diesem als sein Diener das Gelübde des ewigen Gehorsams und ewiger Treue zu leisten.

Petro Plaza trat vor und an seines Sohnes Seite, dessen leuchtender Blick die Mutter suchte.

Jakobine wußte nicht, wie ihr geschah, als laut ihr Name gerufen wurde, als zwei Frauen sie faßten und vorführten: hin zum Bischof, vor dem ihr Mann bereits stand, neben einem todbleichen jungen Menschen, der ihr fremd war, und der — ihr Sohn sein sollte.

„Mutter!"

Erst jetzt erkannte sie ihn. Erst an der Stimme, die ihres Sohnes Stimme geblieben war, erkannte sie ihn. Denn des jungen Menschen Gesicht war nicht mehr ihres Sohnes Gesicht.

„Mutter! Mutter!"

Und beim Klang der Stimme ihres Sohnes brach Jakobine Plaza in dem glücklichsten und stolzesten Augenblick ihres Lebens bewußtlos zusammen.

* * *

Die Weihe war vollzogen.

Die Stirn noch feucht von dem heiligen Salböl, las der junge Priester unter dem Himmel seiner Heimat die erste Messe.

Angesichts der Dolomiten erfüllte sich das göttliche Wunder der Wandlung.

Hoch empor hielt Andram die Monstranz, als wollte er sie Erde und Himmel weisen.

Es geschah in diesem Augenblick, daß er zum erstenmal Salva sah. Er erkannte sie nicht wieder. Aber nur sie, von der sein Vater ihm erzählt hatte, wie groß und schön sie geworden sei, konnte jenes junge Mädchen sein. Sie erschien ihm so verwandelt, so fremd und so schön, daß er erschrak. Zugleich durchzuckte ihn ein glühender Schmerz. Seine Hände, welche die Monstranz emporhielten, begannen zu zittern.

Als das Glöcklein des Administranten den Vollzug des Mysteriums verkündete, waren alle auf die Knie gesunken. Nur sie war stehen geblieben, die einzige, die Knie und Haupt nicht beugte, so daß er ihr gerade in die Augen schauen mußte.

Unverwandt sah Salva ihren Jugendfreund an.

Auch Andram hielt den Blick auf sie geheftet, während seine zitternden Hände das Heil der Welt umfaßten.

Aber sein Blick war streng und strafend. Er enthielt die mahnende Frage: Warum demütigst du dich nicht mit den anderen vor Gott? Demütige dich! Du sollst dich demütigen! Und von der Gewalt seines Blickes gleichsam niedergezogen, sank Salva auf die Knie, tief das Haupt neigend.

Andram hatte über sie gesiegt ... In ihm selbst war jedoch immer noch Streit — trotz der durchwachten, in heißem Gebet verbrachten und durchkämpften letzten Nacht.

Priester war er geworden; aber die Prüfung hatte er nicht bestanden: noch nicht!

Zwölftes Kapitel.

Der neue Geistliche weiht in Valdaré den Gottesacker und predigt seiner Gemeinde Eintracht und Liebe.

Das ganze Jahr über besprachen die Dorfleute den großen Tag: wie der Bischof zu ihnen heraufgezogen kam, wie Jakobine Plaza erst gesucht werden mußte und ihren geistlichen Sohn gar nicht wieder erkannte; wie Andram Plaza seine erste Messe las und dabei plötzlich das Antlitz eines Toten bekam; wie der Kirchenfürst mit seinem Gefolge, dem jungen Priester, dessen Eltern und den zehn ältesten Männern von Valdaré unter freiem Himmel speiste und trank.

Zwölf fette Lämmer und ebensoviele Zicklein wurden am Spieße gebraten und, was vom Mahle übrig blieb, unter die Ärmsten verteilt.

Der hochwürdigste Herr lobte das frischgebackene Brot; und die Fanédes, die ganz heiß auf die Tafel kamen, ließ er sich prächtig schmecken. Petro Plaza und die zehn tranken zum erstenmal in ihrem Leben ungewässerten Wein und gerieten darüber in helle Begeisterung.

Einige der Kühnsten fanden in dieser erhöhten Stimmung aller Lebensgeister gegen Ende des Mahles sogar den Mut, eine inständige Bitte ihrer Gemeinde dem Bischof vorzutragen. Diese war: den eigenen Geistlichen hätten sie nun, und den eigenen Kirchhof sollten sie auch bald bekommen. Zum Pfarrer und Gottesacker möchten sie nun aber auch den Krämer und den Kramladen, den Wirt und das Gasthaus erhalten. Besonders das Gasthaus!

Die Männer wurden von dem Bischof angehört; jedoch ihre Bitte erfuhr eine mehr als ernsthafte Ablehnung. Bald darauf brach der Kirchenfürst sichtlich mißgestimmt auf, ohne der Gemeinde nochmals seinen Segen gespendet zu haben. Für die Dorfleute war des Bischofs herb abweisender Bescheid Wermut in den Honig der Festfreude. So geschah es, daß der große Tag einen bitteren Nachgeschmack bekam.

Die Abgewiesenen und Gescholtenen wußten genau, wem sie die Ungnade des Bischofs zu danken hatten; keinem anderen als ihrem geistlichen Herrn, der überdies einer der ihren war: der leibhaftige Sohn ihres von ihnen gewählten Bürgermeisters Petro Plaza!

Alle hatten bemerkt, wie dem Andram bei der Bitte jener Mutigen wegen eines Kramladens und eines Gasthauses eine jähe Glut in das bleiche Gesicht stieg; hatten gehört, wie er leise und leidenschaftlich zu dem Bischof sprach. Darauf erfolgte der schroffe Bescheid: sie sollten Gott für den Geistlichen danken, eines Gasthauses bedürften sie nicht.

Obenein dankbar sollten sie dem Himmel sein für einen Mann, der um Kramladen und Gasthaus sie brachte ...

Den Kramladen hätten sie zur Not verschmerzen können; aber über das verweigerte Gasthaus kamen sie so leicht nicht hinweg. Also besonders das letztere trugen die Leute von Valdaró ihrem Priester, den sie ehrfurchtsvoll grüßen und dem sie demütig die Hand küssen sollten, im Herzen nach.

Einmal würden sie es ihm wohl zeigen können, daß sie sein Eifern gegen das Gasthaus ihm nicht vergessen hatten.

So war denn für Andram von vornherein vieles gut zu machen, noch ehe er mit Gutem oder Bösem in seiner Gemeinde überhaupt hatte beginnen können.

Jawohl, viel zu reden gab es in Valdaró!

Andrams Nächstes und Wichtigstes war, die neue Pfarrei einzurichten. Da sie überhaupt erst geschaffen werden mußte, war die Arbeit nicht leicht. Es gab viel Schererei und Schreibereien. Jeder notwendigen Anschaffung, jeder dringlichen Abmachung wegen mußte Andram womöglich selbst nach Enneberg oder gar nach St. Ulrich.

Jwano Bragú stand dem jungen Geistlichen vom ersten Augenblick an getreulich zur Seite. Außer seinem Vater war der Meßner der einzige, der fest zu ihm hielt. Alle übrigen, mit denen er zu thun hatte, waren ihm unfreundlich, fast feindlich gesinnt.

Bei diesen ersten schweren Einrichtungen kam ihm sehr zu statten, daß es Sommer war. Ein großer Teil der Dorfleute war abwesend. Allerdings mußte auch der Bürgermeister gleich nach der Einsetzung seines Sohnes seinen Saltnerposten antreten.

Andram wohnte einstweilen im elterlichen Hause; seine Mutter sorgte für ihn. Beiden brachte jeder Tag ein neues Glück. Denn Mutter Jakobine hatte ihren lieben Sohn bald wieder erkannt: gegen sie war er der alte geblieben.

Nur gegen sie!

Auch Salva war fort, diesen Sommer zum erstenmal auf der Alpe Vanna als Necherin.

In Valdaró erzählten sich die Weiber: die jungen Burschen wären auf Jwano Bragús Tochter ganz versessen, rein wie toll. Geradezu verhext hätte sie die Männer.

Gleich diesen ersten Sommer führten die Dorfleute laute Klage, daß, obgleich sie jetzt einen eigenen Geistlichen besäßen, es wiederum eine überaus schlechte Grasernte gab! Das Gras wuchs sogar noch spärlicher, war womöglich noch härter, sein Geschmack noch bitterer als in anderen Jahren. Die ältesten

Leute behaupteten, eines derartig elenden Graswuchses sich gar nicht entsinnen zu können. Niemals hätten sie unter ähnlichen Mühsalen solches Gestrüpp zwischen den Felsen gesammelt und in winzigen Bündeln im „Tabls", dem Heuschober, untergebracht.

Die Schuld an diesem Übelstande gaben sie Andram, der im Frühjahr zu spät nach Valdaré gekommen war, um den Wettersegen zu sprechen. Die Sache mit dem Gras würde nächstes Jahr freilich besser werden, da sie zu rechter Zeit den Wettersegen bekommen würden. Für das Gras war es ja doch gut, daß der Andram ihr Pfarrer geworden. Kein Fremder würde, was den Leuten von Valdaré not that, so gut verstehen wie ein Sohn des Dorfes. Allerdings hatte derselbe Mann sie um ein Gasthaus gebracht!

Mutter Jakobine war es, durch welche Andram alle diese Dinge erfuhr; sowohl was Salvas Zauberkünste betraf, als den Glauben seiner Landsleute an die unfehlbare Wirkung des Wettersegens gegen Hexenspruch. Der junge Priester wurde durch beide Mitteilungen heftig erregt. Von neuem nahm er sich vor, gegen den Aberglauben seiner Landsleute unerbittlich vorzugehen. Diesen Kampf gegen den dunklen Wahn hielt er für eine seiner vornehmsten priesterlichen Pflichten, nicht bedenkend, daß er, um sie mit Erfolg ausüben zu können, den Leuten von Valdaré vorerst eine andere Natur hätte schaffen müssen. Denn diese wilde, trostlose, grausame Natur selbst war die Schöpferin alles Grauens und aller Spukgebilde, welche die Phantasie des Volkes erfüllten.

Salvas Hexenkunst beruhte einzig auf ihrer Jugend und Schönheit; hartes, bitteres Gras wuchs allein darum in Valdaré, weil rings nur wüstes Gestein war und die Schlucht unter dem Sas da Rü fast ein halbes Jahr lang sonnenlos blieb. Beide Erscheinungen hatten ihre sehr natürlichen Ursachen, so daß es wahrhaftig nicht nötig war, zu ihrer Erklärung das Walten böser Geister zu Hilfe zu nehmen.

Andram grollte seiner Gemeinde, weil sie in diesen Dingen über die Begriffe eines Kindes nicht hinauskam und von ihrem Priester Handlungen forderte, die dem tiefsten Wesen des Christentums wehe thaten, Handlungen, durch welche Gott beleidigt ward. Und — Gott läßt sich nicht ungestraft beleidigen!

Solcher Anfang eines Berufes, der fortan sein Leben ausmachte, legte sich gleich schwerem Gewölk auf Andrams Gemüt, das vor kurzem noch leuchtende Hoffnung erfüllt hatte.

Noch düsterer gestaltete sich seine Stimmung, nachdem er wegen des Wettersegens mit seinem geistlichen Kollegen und Vorgesetzten, dem Pfarrer von Crocetta, sich besprochen hatte.

Eigens deshalb begab er sich ins Nachbardorf hinab, wurde von dem alten, freundlichen Herrn aufs herzlichste bewillkommnet, erhielt gastlich Wein und Backwerk vorgesetzt — beides noch von der Bischofsfeier herrührend — und brachte das Gespräch alsbald auf den Gegenstand, der ihn so sehr beschäftigte.

Acht Jahr war Andram abwesend gewesen. Diese lange Zeit hatte er in einer Welt zugebracht, von seiner Heimat derartig verschieden, als wäre sie von einer anderen Menschheit bewohnt. Manche Zustände Valdarés waren selbst ihm zu Traumbildern geworden. So hatte er völlig aus seiner Erinnerung verloren, daß der Pfarrer von Crocetta jeden Frühling den kümmerlichen Fluren seiner Gemeinde den Wettersegen: den Segen wider böse Gewalten, Hexenspruch und Höllenspuk erteilte. Andram hatte eine solche kirchliche Ceremonie, die etwas ganz anderes als der Segen von Feld und Flur bedeutete, nicht mehr für möglich gehalten.

Wie ward ihm zu Mute, als der alte Herr, behaglich seinen sauren Roten schlürfend, auf das gelassenste und gutmütigste sagte: „Mein lieber Plaza, Sie sind bei uns wirklich fremd geworden."

„Was wollen Hochwürden damit sagen?"

„Daß Sie in Brixen die Bräuche Ihrer Heimat vergaßen."

„Sie meinen den Aberglauben meiner Heimat? Nur zu oft gedachte ich dieses ladinischen Nationallasters. Es ist eine schwere Sünde, deren besonders meine Landsleute sich teilhaftig machen."

Unverändert gemächlich und wohlwollend erwiderte der Pfarrer: „Sie sprechen in starken Ausdrücken; doch redet die Jugend aus Ihnen."

„Wissen Hochwürden einen anderen und milderen Ausdruck für die mittelalterlichen Wahnideen unseres Bergvolkes?"

„Das Leben in Ihrer Gemeinde wird Ihnen eine mildere Auffassung, also auch mildere Ausdrücke lehren, junger Freund."

Andram erglühte. Er rief: „Das hoffe ich nicht!" Und er setzte mit weniger starkem Nachdruck hinzu: „Hinsichtlich des krassen Aberglaubens, der in meiner Gemeinde mehr herrscht als der Gottesglauben, weiß ich bestimmt, daß ich zu keiner anderen Auffassung gelangen werde. Das würde auch schlimm sein."

„Dann werden Sie nicht lange Geistlicher von Valdarś bleiben — wenn Sie über dergleichen Dinge nicht toleranter denken lernen."

„Hochwürden, ich hoffe Priester in Valdarś zu bleiben, so lange ich das Leben habe."

„Um so schlimmer für Sie."

Diesen letzten Ausspruch des Pfarrers überhörte Andram völlig. Ein Ausdruck seines Kollegen beschäftigte ihn dermaßen, daß er sein Gemüt davon nicht losbekam. Er sprach es alsbald freimütig aus: „Hochwürden redeten vorhin von ‚toleranter denken lernen' ... Nennen Sie die Duldung unchristlicher Vorstellungen beim Volke Toleranz?"

„Bei unserem Bergvolke, gewiß."

Andram rief: „Dann werde ich ein sehr untoleranter Geistlicher sein!"

„Ich muß wiederholen, daß dies schlimm für Sie wäre."

„Mag es! Ich bin ja nicht meinethalben Priester geworden."

Der alte Herr nickte ihm freundlich zu: „Ich weiß, guter Plaza! Nicht Ihretwegen."

Da brach es aus Andram hervor: „Meine Gemeinde verlangt den Wettersegen von mir!"

Gleichmütig ward ihm erwidert: „Und was weiter?"

„Den Segen gegen Hexen und Zauberkünste, damit unser Steinboden zu Weideland werde!"

„Nun ja."

„Ist das nicht zum Verzweifeln?!"

„Durchaus nicht."

„Das sagen Sie?"

„Gewiß."

„Wie können Sie das sagen —"

„Ich muß es sagen, weil ich den Wettersegen selbst spende."

„Sie?!"

„Jedes Frühjahr."

Andram stammelte: „Mein Gott, ja! Ich erinnere mich jetzt ... Aber Hochwürden sprechen den Segen nicht gegen die Hexen."

„Die Gemeinde glaubt's."

„Daß Hochwürden deswegen den Wettersegen erteilen?"

„Ich erteile ihn, seitdem ich hier Pfarrer bin, was bald dreißig Jahre sein wird. Ehe ich herkam, sprach ihn mein Vorgänger; und nach meinem Hintritt wird es mein Nachfolger thun. Er wurde in dieser Gemeinde vor einem halben Jahrtausend von dem Ortsgeistlichen gespendet, und er wird noch nach Jahrhunderten —"

Aber Andram unterbrach ihn heftig: „Das glaube ich nicht! Das will ich nicht glauben — niemals! Unsere Zeit führt ein flammendes Schwert. Mit feurigem Schwerte vertilgt sie derartige abscheuliche Überbleibsel aus früheren Jahrhunderten geistiger Finsternis."

In seiner Erregung sprang er auf. Der Pfarrer blieb sitzen und schenkte sich ein frisches Glas ein. Er trank jedoch nicht mehr, sondern sagte langsam und nachdrücklich: „Verstand ich recht, so kamen Sie zu mir, um sich bei mir Rat zu holen?"

„So war meine Absicht."

Ohne die starke Betonung des einen kleinen Wortes zu beachten, sprach der Pfarrer in derselben freundlich bedächtigen Weise weiter: „Also rate ich Ihnen: erteilen Sie nächstes Frühjahr in Ihrer Gemeinde den Wettersegen."

Mühsam an sich haltend, frug Andram: „Hochwürden sprechen im Ernste?"

„In vollem Ernste, lieber Plaza."

„Nun ja: da Hochwürden selbst den Segen erteilen ..."

„Nach uraltem Brauch."

„Der ja wohl heilig sein soll?"

„Wenigstens ist er ehrwürdig."

„Verzeihung! Ich finde ihn nur verwerflich."

„Finden Sie?"

„Und ich finde ferner: solchen Brauch befolgen nur darum, weil er althergebracht ist, heißt das Volk in seinem Wahn bestärken, statt ihm den Wahn zu nehmen — mit Gewalt, wenn es sein muß. Denn jede Wahnvorstellung rührt an dem Geist unserer Religion. Um diese von derartigen dunklen Flecken rein zu halten, dafür ward der Priester vom Herrn in sein Amt eingesetzt: rein zu erhalten den göttlichen Geist der christlichen Religion nach bestem Gewissen, mit allen seinen Kräften ... Niemals werde ich daher ödes Gestein im Namen Gottes segnen, damit es Gras trage; niemals einer Flur die priesterliche Weihe geben, damit der giftige Hauch einer Hexe ihr nichts anhaben könne. Immer werde ich in meiner Gemeinde jeder Erscheinung des Aberglaubens entgegentreten wie einem Todfeinde Gottes und der christlichen Religion. Und das mit aller meiner Kraft! Denn darum kam ich nach Valdaré, um der ärmsten und letzten aller Gemeinden des Landes zu den Schätzen des wahren Glaubens zu verhelfen; eines Glaubens, der ein leuchtendes Licht und nicht undurchdringliche Finsternis ist."

Durch die leidenschaftliche Art des Jünglings tief verletzt, geriet der Pfarrer gleichfalls in Eifer. Er nannte das Erteilen des Wettersegens eine symbolische Handlung, die dem Wesen der christlichen Kirche nicht widerspräche. Andram wollte diese Auslegung nicht gelten lassen, sprach offen aus: dem geistlichen Herrn gebräche es an Mut, mit einem uralten Herkommen heidnischen Ursprungs zu brechen, um dem Volke zu geben, was des Volkes — nicht sei.

Unfreundlich trennten sich die beiden Männer, die in der Wildnis der Dolomiten einträchtig nebeneinander hausen sollten als treue Nachbarn und Hirten zweier armen Gemeinden.

Zerrissenen Gemütes kehrte Andram in seine Öde zurück. Freudige Beistimmung und kräftige Mithilfe von seiten des würdigen Mannes hatte er erhofft; und einer Anschauungsweise war er begegnet, die er falsch nennen mußte und die ihm eines Priesters unwürdig erschien. Keinen Mithelfer, sondern einen Widersacher hatte er sich gewonnen. Allein mußte er den Kampf aufnehmen.

Diese Betrachtung schmerzte ihn weniger als die Erkenntnis: ein katholischer Priester that dem verderblichen Volksaberglauben wissentlichen Vorschub.

Wohl! Um so eifriger, um so unbeugsamer mußte **er** sein. Seine tiefe innere Einsamkeit sollte ihn nicht schwächen, sondern ihn stark machen.

War doch der Starke immer einsam.

* * *

Andrams erste priesterliche That betraf die Anlage des Gottesackers.

Rings um die Kirche war Felsboden. Die letzten Ruhestätten für die Leute von Valdaré hätten daher in das Gestein eingesprengt werden müssen: noch im Tode wäre ihnen die heimatliche Scholle feindlich gewesen. Es mußte also ein anderer Ort gefunden werden.

Andram entschied sich für das Seegestade. Es lag nahe beim Dorf, besaß einen wenn auch spärlichen Grasboden und war, unmittelbar unter den gewaltigen grauen Wänden des Sas da Rú, begrenzt von der regungslosen purpurfarbenen Flut, von einer schier schauervollen Majestät — der Majestät des Todes selbst.

Der Boden war Gemeindebesitz, und die Gemeinde wollte ihn, des Grases wegen, nicht hergeben. Nicht einmal ihren Toten wollten die Leute von Valdaré einen kleinen Grasflecken überlassen! Andram mußte einen Kampf führen, aus dem er zwar als Sieger hervorging, aber eine Wunde davontrug.

Gutes wollte er wirken, spenden wollte er seiner Gemeinde; und seine Absicht wurde gedeutet, als bezweckte er Übles, als wollte er einen Raub begehen. Und diese Auslegung wurde ihm von seinen lieben Landsleuten zu teil, die ihn besser kennen, ihm vor allem hätten vertrauen sollen.

Andram ließ den kleinen Platz von einer niedrigen Mauer aus Felssteinen umfrieden, wobei er selbst mit Hand anlegte; dann stieg er hinunter in Gegenden, wo Zirben wuchsen, erhandelte einen schönen Stamm, der hinaufgeschafft wurde und daraus der junge Geistliche mit Hilfe des Meßners ein Kreuz zimmerte. Es wurde schwarz angestrichen und in der Mitte des neuen Gräberfeldes.

welches noch keinen Bewohner empfangen hatte, aufgerichtet. Die priesterliche Weihe sollte der Totengarten erst erhalten, wenn die jetzt abwesenden Bewohner von den Hochweiden und aus dem Ochsenwalde heimgekehrt waren. Es sollte eine Feier werden, bei der Andram unter freiem Himmel zu seiner Gemeinde sprechen wollte.

Der Alpsee hatte bereits eine dünne Eisdecke, als die Gemeinde so ziemlich wieder beieinander war. Denn nur einzelne hatten sich auch für den Winter an andere Orte in die Fremde verdingt.

Auch Petro Plaza war zurück, ebenso Salva, die während des Sommers auf der Alpe Vanna an den jungen Burschen Zauberkünste geübt haben sollte und darüber womöglich noch schöner geworden war.

Am Tage von Allerheiligen sollte der Kirchhof geweiht werden.

Es war ein klarer Frosttag. Rauhreif war über Nacht gefallen und hatte das von kahlen Klippen starrende Felsenreich der Dolomiten in eine verzauberte Welt verwandelt, die in Silberschimmer erstrahlte. Das Seeufer glich einer bleichen Geisterau, darauf die holden Gannes ihren Reigen hielten. In vollem Ornat, von zwei Knaben begleitet, umschritt Andram den Platz. Die Knaben schwenkten das dampfende Weihrauchbecken, der Priester sprengte segnend das heilige Wasser.

Um das hohe Kreuz versammelt, stand die Gemeinde. Alle hatten sich eingefunden. Nur die beiden Cusa vom Hof Freïna fehlten. Mutter und Sohn waren noch niemals zum Meßopfer gekommen.

Als das Feld die Weihe empfangen hatte, trat Andram unter das Kreuz. Weit wichen die Leute zurück, so daß der junge Priester ganz einsam stand. Mit lauter, kraftvoller Stimme begann er: „Ich rede zu euch an der Stelle, woselbst wir unsere Toten dem Schoß der Erde übergeben wollen, auf daß sie in der Scholle ihrer Heimat ausruhen von ihrem harten Tagewerk, bis über ihren Gräbern die Posaune ertönt und der Herr sie ruft zu seinem letzten Gericht. Noch brauchten wir hier für keinen der unseren eine Grube zu graben, noch keinen aus unserer Mitte hinabzusenken. Noch flossen hier um keinen geliebten Menschen unsere Thränen, noch vernahm diese Stätte kein Schluchzen, keinen Schmerzensruf; rein blieb sie noch vom Jammer des Lebens. Aber wir werden hier das erste Grab schaufeln müssen; und diesem ersten Grabe wird ein zweites, ein drittes folgen. Wir werden den Raum füllen müssen mit Grüften und Kreuzen; werden hier sie hinabsenken müssen, die wir lieben und von denen wir geliebt wurden. Die wir lieben ... Meine liebe Gemeinde, lasset uns in Liebe und Eintracht beisammen sein! Lasset uns miteinander in einer Weise leben, daß wir, wenn wir hier unsere geliebten Toten begraben, an ihren offenen Grüften stehen können: mit Thränen in den Augen, mit Schmerz im Herzen, aber zugleich mit dem Bewußtsein: wir liebten sie, wie wir von ihnen geliebt wurden. Wir zeigten ihnen unsere Liebe, so daß wir nun in unserem Gewissen den Frieden haben dürfen, wie sie in ihren Gräbern in Frieden ruhen. Im Tode endet aller Streit. Ach, warum erst im Tode? Lasset uns friedlich miteinander leben; lasset, ach lasset uns hier einander lieben, auf daß wir nicht erst im Tode zum Frieden und zur Liebe gelangen müssen. Ich bitte euch alle. An dieser Friedensstätte bitte ich euch ..."

Andram sprach in heftiger Bewegung. In tiefem Schweigen standen die Leute, starrten voll dumpfen Staunens auf den jungen Priester, der solche seltsamen Worte zu ihnen sprach. Es waren Worte, die sie so wenig verstanden, als ob der Geistliche, der ja doch einer der ihren, ein Mann von Valdaré war, in einer fremden Sprache zu ihnen geredet hätte. Nur Petro Plazo sah mit einem großen leuchtenden Blicke zu seinem Sohn hinüber, und die Augen Iwano Bragùs hingen an des Redners Lippen. Mutter Jakobine schluchzte; aber auch sie wußte nicht recht, warum.

Salva hielt dieses Mal ihr Gesicht von dem jungen Priester abgewendet.

Dreizehntes Kapitel.

Bèrto Cusa will bei Iwano Bragù am Herdfeuer Platz nehmen und wird fortgewiesen.

Als der Bischof mit dem Allerheiligsten und dem zukünftigen Geistlichen von Valdaré daselbst seinen Einzug hielt, stand Bèrto

Cusa von fern; und als er den in Goldstickereien gehüllten Kirchenfürsten langsam und feierlich schreitend ankommen sah, verursachte ihm die glanzvolle Gestalt einen jähen Schrecken: nach Valdaré kam das Gold, und nicht er, nicht Bérto Cusa vom Hof Freïna brachte es dahin!

Seit jenem ersten Funde in der Lega war er nicht wieder so glücklich gewesen, auch nur einen Funken der goldenen Flamme, die im Sas da Rü glühen sollte, in Händen zu halten. Selbst sein zäher Geist hätte auf der Jagd nach dem versunkenen Glück von Valdaré schließlich erlahmen müssen, wäre er in dem Glauben: er sei der Auserwählte und bestimmt, Valdaré das goldene Glück zurückzugeben, wankend geworden. Zu diesem unerschütterlichen Glauben an seine Mission trug immer noch viel die Erinnerung bei, wie damals die kleine Salva ihm prophezeit hatte: „Bérto Cusa vom Hof Freïna wird das Gold vom Sas da Rü finden."

Bereits hatte Bérto die unirdischen Mächte um Hilfe angegangen; er war an jene verrufenen Stätten gedrungen, wo die Vivanes und Bregóstenes hausen sollten, diese Urgeister Ladiniens beschwörend, ihm zu erscheinen und ihn zu den verschütteten Eingängen der römischen Goldgruben zu führen. Diese wieder erschließen und in den Berg eindringen, wollte er aus eigener Kraft.

Die Geister kamen jedoch nicht auf seinen Ruf, trotzdem er versprach, ihnen zu geben, was sie verlangen würden: seine ewige Seligkeit, wenn es sein mußte!

Da er den Eingang nicht durch übernatürlichen Beistand fand, mußte er ohne diesen weiter suchen. Also suchte er weiter, unentwegt, Geist und Gemüt beständig auf das eine einzige Ziel gerichtet. Hatte er dieses erreicht, dann —

Dann wurde sein Gold das Heil von Valdaré, wurde er dessen Spender, Valdarés Heiland ...

Immer noch wichen sich Bérto und Salva aus. Vollends im Frühling, als das Dorf seinen Geistlichen erhielt, bekam der junge Mann die ehemalige Spielgefährtin kaum mehr zu Gesicht; und später verdingte sich Salva als Recherin auf die Alpe Vanna. Fortan brauchte Bérto, wenn er sich in der Nähe des Dorfes aufhielt, nicht mehr jeden Augenblick nach der feinen Gestalt ängstlich auszuspähen, nach dem Mädchen, welchem das schwarze Gewand der Frauen von Valdaré so fremdartig vornehm stand, dabei überlegend, wie er ihr für den Fall einer Begegnung ausweichen könnte.

Salva war also fort. Aber da ereignete sich etwas Wundersames. Sechs volle Tage hielt er es aus, keine Salva Bragù mehr zu Gesicht zu bekommen; am Morgen des siebenten befand er sich auf dem Wege zur Alpe Vanna.

Unterwegs stellte er sich beständig vor: Salva auf der schönen Hochwiese, wo die Menschen in bunten Kleidern, wie zu einem Feste geschmückt, ihre Arbeit verrichteten; wo das Leben eitel Lachen und Lust war; wo die jungen Burschen des Nachts vor das Fenster der Dirnen kamen, um mit diesen das süße già de noët zu halten.

Jeder Mäher hatte seine ihm zugeteilte Recherin, und beide waren wie ein Liebespaar. Nachmittags hielten sie miteinander Marënda, abends tanzten sie zusammen, und Sonntags fand in jeder Hütte das gustó da mount, der feierliche Bergschmaus, statt, der gleich einem Hochzeitsmahl war.

Auch Salva würde für die ganze wonnige Sommerszeit einem Mäher als Recherin angehören, und gewiß würde dieser der Schönste und Keckste von allen sein.

Das gab ein Paar!

Bérto lief fast auf dem steinigen Wege bergan, ruhte nicht einmal zur Mittagszeit, blieb kaum stehen, um Atem zu schöpfen.

Was war das nur mit ihm? Was hatte ihn plötzlich gepackt? Mit einer Gewalt, daß es den ganzen Menschen in Banden schlug; einer Gewalt, stärker noch als der Zauberbann, der für ihn von dem Römergold ausging.

Bei dem heiligen Herzen der Gottesmutter, noch stärker!

Schon nachmittags erreichte er die Alp. Was nun thun? Eine heiße Scham überfiel ihn plötzlich. Sollte er sich vor Salva sehen lassen? Sollte er ihr sagen: ich weiß selbst nicht, was das mit mir ist. Aber ich halte es ohne dich nicht länger aus. Ich mußte kommen, um dich zu sehen.

Was für ein Gesicht würde sie machen, wenn sie ihn auf einmal daherkommen sah:

ihn, Bérto, der sie seit einiger Zeit kaum noch anschaute, der niemals mehr ein Wort mit ihr sprach. Und plötzlich stand er dann vor ihr, sollte ihr sagen, daß er ihrethalben gekommen war.

Und der Bursche, dessen Recherin sie war, und der gewiß daneben stand ...

Unmöglich konnte er ihr unter die Augen treten!

Als ginge er auf Raub und Mord aus, umschlich er die Wiese, hinter Latschengestrüpp sich duckend, in dem hohen Buschwerk der Alpenrosen sich verbergend. Er war zu fern, um mehr als ein buntes Gewimmel von Gestalten erkennen zu können; aber die Stimmen des fröhlichen Sommervölkleins drangen zu ihm herüber, sein Lachen und seine Lieder. Gleich einem von aller Lebensfreude Ausgestoßenen kam er sich vor.

Ein solcher war er auch! Sein ganzes Leben hindurch war er ein von allen Gemiedener gewesen: er und seine Mutter. Ja, und auch sein Vater! Gleich Verpesteten wurden von den Dorfleuten die Cusa gemieden, ausgestoßen wurden sie, die nichts begangen hatten, die nur eben anders waren als jene.

Was konnten sie für ihre besondere Art?

In seinem Versteck warf er sich nieder; er lag mit dem Gesicht auf der Erde und fühlte sich unsagbar verlassen.

Plötzlich schreckten ihn wilde Freudenrufe und Jauchzen auf. Er erhob sich; es war tiefe Nacht geworden.

Viele helle Feuer brannten auf den Wiesen; überall flammten Holzstöße empor. Mehr als zwanzig hohe Brände mochten es sein. Als gewaltige Fackeln erleuchteten sie das Dunkel. Um jedes Feuer wurde gespielt und gesungen.

Deutlich verstand Bérta die Worte:

Johannisnacht, Johannisnacht!
Sie hat uns unsern Schatz gebracht:
Wer mit uns übers Feuer sprang,
Den müssen wir lieben unser Leben lang.

Die Paare faßten sich. Der Bursche umschlang sein Mädchen und schwang es mit starkem Arm über die prasselnden Flammen. Dabei stieß er einen Jauchzer aus, der wie ein Schrei des Lebens, der Jugend und des Glückes selbst durch die sternenklare Sommernacht tönte.

* * *

Einsam stand Salva vor ihrer Hütte und schaute von fern dem lustigen Treiben bei den Johannisfeuern zu. Sie wollte nicht tanzen. Mit keinem wollte sie über die lodernden Gluten sich schwingen, die in der St. Johannisnacht eine heilige Vorbedeutung hatten.

Ihr Mäher kam und wollte sie umfassen. Sie trat von dem Burschen zurück, mit einem Blick ihn ansehend, daß der junge Mensch davonging, als hätte ihn ein Schlag ins Gesicht getroffen. Und er war der Schönste und Keckste von allen.

Auch andere kamen und forderten Salva zum Johannistanz auf. Die einen verlangten ihn wie ein Recht, die anderen baten fast demütig.

Aber einer nach dem anderen mußte ohne Tänzerin davongehen. Zuletzt kam keiner mehr.

Wieder stand sie allein.

„Salva!“

Und nocheinmal: „Salva!“ Und „Salva!“ ein drittes Mal.

Im nächsten Augenblick fühlte sie sich von zwei Armen umschlungen und sah ein blasses, junges Antlitz dicht vor dem ihren, sah in Augen voll heißen Glanzes.

Sie that keine Bewegung, keinen Laut.

Widerstandslos, wortlos ließ sie sich fortziehen, hin zu den symbolischen Feuern.

Er hob sie hoch empor, schwang sich mit ihr über die flammenden Holzscheite, einen Jubelschrei ausstoßend, den die Felsen zurückriesen. Die ganze majestätische Alpenwelt jauchzte auf mit Bérta Cusa vom Hof Freina, der in der Johannisnacht auf die Alpe kam und sich die Braut holte:

Johannisnacht, Johannisnacht!
Sie hat uns unsern Schatz gebracht:
Wer mit uns übers Feuer sprang,
Den müssen wir lieben unser Leben lang.

(Fortsetzung folgt.)



 Zu Rosenberg: Gustav Eberlein.

G. Eberlein: Christus als Tröster. Gruppe vor der Garnisonkirche in Kiel.



G. Eberlein: König Friedrich I. von Preußen. Gruppe in der Siegesallee zu Berlin.

Gustav Eberlein.

Von
Adolf Rosenberg.

II.

Das Jahr 1888 war für die Künstler kein goldenes. Unter den Schicksalsschlägen, die dieses Jahr Deutschland und insbesondere dem preußischen Staat gebracht, hatten sie am schwersten zu leiden. Aber dank der unerschrockenen, überall Leben und Wärme verbreitenden Energie des jungen Herrschers kamen nach kurzen Monaten thatenloser Erwartung lange Jahre des Wachsens, des fröhlichen Gedeihens und der vollen Blüte. An diesen fetten Jahren hat die Bildhauerkunst einen Anteil gehabt, wie er ihr seit den Zeiten der Renaissance in Italien noch nicht beschieden war.

Wie es die erste Sorge des jungen Kaisers war, das Gedächtnis seines Großvaters zu ehren, so wurde diese Empfindung der Dankbarkeit in allen großen und kleinen Gemeinwesen Alldeutschlands geteilt. Jede Stadt war der Meinung, daß nur das Beste gerade gut genug für sie sei, und um dieses zu erreichen, wurden Wettbewerbe über Wettbewerbe unter allen deutschen Künstlern ausgeschrieben, gleichviel ob einer Bildhauer, Maler oder Architekt war.

Diese Wettbewerbe haben ihr Gutes gehabt. Durch die über alles Erwarten zahlreiche Beteiligung daran haben wir erst erfahren, welche Fülle künstlerischer Kräfte in Deutschland vorhanden ist, welch imponierenden Gedankenreichtum diese Kräfte darstellen, aber auch, wie sehr das Urteil der Preisrichter von der Volksstimme abweicht, wenn gewisse „Imponderabilien“ oft eine Entscheidung herbeiführen, welche gerade das rein Künstlerische vollständig außer acht läßt und nur der trivialen Zweckmäßigkeit dient.

Auch Eberlein hat unter diesen Erfahrungen bitter leiden müssen, als er sich mit kühner Entschlossenheit in den gefährlichen Strudel der Wettbewerbe stürzte, wobei der Erfolg ebenso unberechenbar ist wie bei den Wechselfällen eines Lotteriespiels. Oft hat er in diesem Spiel einen Treffer gezogen, aber ebenso oft ist sein heißes Ringen vergeblich gewesen, auch als er längst schon die Höhe reifer Meisterschaft erstiegen hatte. Die überquellende Fülle seiner Phantasie und seiner leichten Gestaltungskraft lassen ihn aber jeden Mißerfolg leichter verwinden als manchen weniger begnadeten Künstler, in dessen Seele nicht selten ein Stachel zurückbleibt, der sein ganzes ferneres Schaffen durchdringt und allmählich zerstört. Ganz ohne seelische Erschütterungen ist Eberlein auch nicht davongekommen, und sie werden schmerzlicher, je tiefer sein berechtigtes Selbstgefühl unverdiente Zurücksetzungen empfindet. Die Arbeit ist ihm aber immer das beste Heilmittel gegen alle Enttäuschungen geblieben, die ihm das Schicksal in seiner Kunst wie in seinem Leben gebracht hat, und nach jeder Niederlage hat er sich mit verdoppeltem Eifer einer neuen, lockenden Aufgabe zugewendet. Völlige Niederlagen hat er eigentlich selten erlebt. Fast immer ist er aus einem Wettbewerb, an dem er teilgenommen, wenn ihm nicht die Ausführung zufiel, mit einem Preise hervorgegangen, mit einem zweiten, einem dritten und einmal auch — beim Wettbewerb um das Denkmal des jungen Goethe in Straßburg — mit einem vierten. Doch eine solche Auszeichnung kann bisweilen schmerzlichere Empfindungen hervorrufen als die völlige Nichtbeachtung eines Entwurfs, und Eberlein hat auch gelegentlich gegen eine solche Auszeichnung, die fast einer Beleidigung nahekommt, protestiert. Die Wertschätzung eines Künstlers hängt aber nicht von den Mehrheitsbeschlüssen einer oft durch wunderbare Zufälle zusammengesetzten Jury, sondern von der Volksstimme ab.

Diese hatte er schon durch seine ersten Kaiser Wilhelm-Denkmäler für sich gewonnen, die er fast gleichzeitig für die Städte Elberfeld und Mannheim auszuführen hatte, nachdem er aus den dafür ausgeschriebenen Wettbewerben als Sieger hervorgegangen war. Bei seinen Entwürfen hatte er bereits gelernt, seine Phantasie so weit zu zügeln, daß die Gestalt des Kaisers den Zeitgenossen, die ihn noch unter sich gesehen hatten, als ein Abbild vollkommener geschichtlicher Wahrheit erschien. Davon wollte und konnte man nicht abgehen, und darin wird auch voraussichtlich, trotz aller Einwendungen von künstlerischer Seite, die Zukunft nicht anderer Meinung sein, da ihr Blick für das Historische noch stärker geschärft sein wird als der unserige. In unserer Zeit scheint sich dasselbe Schauspiel zu wiederholen wie vor etwa achtzig Jahren in Berlin, als man dort die Entscheidung über die Gestaltung des Friedrich-Denkmals traf.

Es war bis zu dieser Zeit durchaus selbstverständlich gewesen, daß man auch die zeitgenössischen Herrscher und Kriegshelden in der Tracht der römischen Imperatoren und Triumphatoren darstellte, die man für die ideale und darum allein zu künstlerischer Darstellung geeignete hielt. Dieser Auffassung gegenüber drang damals die streng historische durch, was als eine große Errungenschaft gepriesen wurde, weil man darin einen Sieg des schlichten Wirklichkeitssinnes über eine innerlich unwahre Theatralik und Maskerade sah. Es hat in unserer Zeit nicht an Künstlern und Kunstkritikern gefehlt, die in der Rückkehr zu dieser Drapierung unserer Helden des Schwertes und der Feder in antikisierende Gewänder den Weg zu einem neuen Idealismus sahen, der unsere Bildhauer allein von dem unerträglichem Zwange und der Geschmacklosigkeit der modernen militärischen und bürgerlichen Tracht befreien könnte, und diese Anschauung hat auch bisweilen bei öffentlichen Wettbewerben um Kaiser- und Heldendenkmäler ihren Ausdruck gefunden, ohne jedoch selbst bei starkem künstlerischem Kraftaufwand mehr als das Interesse an einem seltsamen Experiment zu erwecken.

Daß aber auch bei einer streng historischen Auffassung der Hauptfigur eines Denkmals das ideale Moment, der freie Zug bildnerischer Phantasie zu seinem vollen Rechte gelangen kann, hat zuerst Eberlein gezeigt, und dadurch hat er vielen anderen den Weg zu einer neuen bildnerischen Auffassung gewiesen, die jetzt zu allgemeiner Herrschaft gelangt und sogar von Künstlern angenom-

men worden ist, die einst selbst Bahnbrecher gewesen sind. In der vollen Wirklichkeit seines körperlichen Wesens, nur ganz unmerklich über gewöhnliches Menschenmaß hinaus gesteigert, erscheint Kaiser Wilhelm I. in den Denkmälern für Elberfeld und Mannheim (Abbildung S. 27). Das Roß, welches ihn trägt, zeigt schon mehr das Gepräge des freien schaffenden Idealismus, der sich den gewaltigen Kriegsherrn nicht gut auf einem frommen Paradepferd vorstellen kann, und in vollem Strome der Begeisterung an freier Formenschönheit durfte sich dieser Idealismus auf den Schmuck der Sockel ergießen. Mit den streng historischen Reliefs und den nicht minder streng abgemessenen allegorischen Figuren, mit denen die Schule Rauchs in Berlin ein halbes Jahrhundert lang ausgekommen ist, hat sich Eberlein überhaupt nicht abgegeben. Für ihn existierte das Gesetz, daß sich der bildnerische Schmuck dem architektonischen Gefüge des Sockels unterordnen und anschmiegen müsse, überhaupt nicht, und ebensowenig kümmerten ihn die feierlichen Regeln, die eine kurzsichtige Ästhetik aus den trägen Gewöhnungen der Rauchschen Schule abgeleitet hatte.

In Italien hatte er gesehen, wie dortige Bildhauer kraft ihres technischen Vermögens, das alle Schwierigkeiten des Materials spielend überwinden gelernt hatte, mit souveräner Verachtung die von der Kunstlehre aufgebauten Schranken durchbrachen und die Grenzlinien auslöschten, die zwischen der Plastik und der Malerei gezogen worden waren. Unbekümmert um alte Doktrinen brachen sich neue Gedanken Bahn, die auch nach neuen Gestaltungsformen verlangten.



G. Eberlein: König Friedrich I. Hauptfigur der Gruppe S. 173.

Dieser freie Geist eines neuen bildnerischen Zeitalters hat sich zuerst in Deutsch-



G. Eberlein: Andreas Schlüter. Von der Gruppe in der Siegesallee zu Berlin S. 173.

land in den Bildwerken offenbart, mit denen Eberlein den mächtigen Unterbau seiner Kaiserdenkmäler für Elberfeld und Mannheim geschmückt hat. Dabei hat er aus der Fülle seiner Phantasie schöpfen können. Gestalten kraftvoll ausschreitender Löwen, welche unter dem Tritt ihrer Pranken die französischen Feldzeichen zertrümmern, sind die Sinnbilder des Sieges. Ihr Platz befindet sich an der Rückseite der Denkmäler: denn die Erinnerung an die Greuel des Krieges soll hinter den Segnungen verblassen, die der vorn auf den Stufen zum Postament der Reiterstandbilder gelagerte Genius des Friedens dem neuen Reich gebracht hat. In dem Sockelrelief des Elberfelder Denkmals tritt die Erinnerung an den Krieg mehr in den Vordergrund, weil Elberfeld eine preußische Stadt ist: der Auszug der Krieger und die Heimkehr der Sieger. Es ist das, was allgemein menschlich ist, weil es jedem am nächsten liegt. Das andere, das mehr in die vom neuen Deutschen Reich unter Preußens Führung angestrebte Zusammenstimmung widerstrebender Volkscharaktere hineingreift, wird durch die Reliefs am Mannheimer Denkmal veranschaulicht (Abbild. S. 28 u. 29). Auf der einen

Seite die Kaiserproklamation, die schon an und für sich als erste geschichtliche Offenbarung des Deutschen Reiches etwas bedeutet und für Baden noch etwas Besonderes, weil der Landesfürst der erste gewesen, der an bedeutsamer Stätte dem neuen Kaiser des Deutschen Reiches den Willkommensgruß dargebracht — auf der anderen Seite die Erinnerung an eine der segensreichsten Thaten des Friedenskaisers, die Verkündigung des Altersversorgungsgesetzes, das auch den Invaliden der Arbeit, den „Enterbten des Glückes", Ausblick auf einen sorgenlosen Lebensabend eröffnet.



G. Eberlein: Eberhard von Danckelmann.
Von der Gruppe in der Siegesallee zu Berlin S. 173.

Was Eberlein zehn Jahre vorher ersonnen und in seinem Gipsrelief der Huldigung Kaiser Wilhelms zum Ausdruck zu bringen gesucht hatte, kam jetzt in reiferer Form zur Verwirklichung in Stein und Erz. Mit der Größe der Aufgabe wuchs die Kraft des Künstlers. Der Bildner, der lange Jahre in der plastischen Verkörperung jugendlicher Anmut in Knaben- und Mädchengestalten geschwelgt hatte, fand jetzt auch heroische Töne, und wenn es galt, die kriegerische Tugend eines für die höchsten Ideale käm-

pfenden Volkes zu versinnlichen, griff er zu dem alten Sinnbild edelster Tapferkeit. In der vollen Majestät seiner entfesselten Wildheit zeigt er den König der Tiere, nicht in der zahmen Stilisierung, an die man bisher gewöhnt war. Seine Naturstudien hat er so gut wie jeder andere Künstler in den zoologischen Gärten machen müssen, aber nur so weit sie ihm für die Kenntnis des Löwenkörpers erforderlich waren. Seine schöpferische Phantasie hat dann nach den verkümmerten Einzelwesen, die wir gelegentlich zu sehen bekommen, das Idealbild des wahrhaft königlichen Löwen gestaltet.

. Das Kaiserdenkmal in Elberfeld ist 1892, das in Mannheim 1894 enthüllt worden. Seitdem ist kein Jahr vorübergegangen, ohne daß eine oder mehrere Monumentalschöpfungen aus der Werkstatt des Künstlers hervorgegangen sind. Die Stadt Elberfeld übertrug ihm auch die Ausführung ihres Denkmals für Kaiser Friedrich III., das bereits am 18. Oktober 1893 enthüllt werden konnte. Es entsprach ganz der Stimmung der Volksseele, daß diesem Denkmal nur eine Nebenfigur beigegeben wurde, eine Frauengestalt, die die allgemeine Trauer um den volkstümlichen Helden, der gleich groß im Leben wie im Sterben war, verkörpern sollte. Nach 1894 kam dann für den Künstler ein großer Erfolg nach dem anderen: zuerst das Doppeldenkmal für Ruhrort, das Kaiser Wilhelm I. mit Bismarck darstellt, weil die Bewohner in richtiger Erkenntnis des geschichtlichen Verlaufs der großen Ereignisse so und nicht anders wollten, dann das Kaiser Wilhelm-Denkmal für München-Gladbach und Altona, das Reiterdenkmal des Herzogs Ernst von Sachsen-Koburg-Gotha für die Stadt Koburg und in den letzten Jahren die Denkmäler der Königin Luise für Tilsit und zweier preußischer Könige für die Siegesallee in Berlin.

Die Arbeitskraft, die die Ausführung so umfangreicher Aufgaben erfordert, kann natürlich von einem Manne nicht geleistet werden. Für die Nebenarbeiten, die die Ausführung einer Skizze im großen, für die Übertragung in Marmor oder für den Guß notwendigen Maßstabe verlangt, mußte sich Eberlein verschiedener Hilfskräfte bedienen. Aber auch bei dieser Kleinarbeit, die bisweilen die schöpferische Phantasie hemmt, aber stets das Auge des Künstlers für die Form, sein höchstes Ausdrucksmittel, schärft, war Eberlein immer der erste und der letzte. Und dabei war sein Blick immer auf die Zukunft gerichtet. Er suchte nach neuen Bahnen, die aufwärts führten, es drängte ihn, den tiefsten Grund der Menschheit aufzuregen, und immer klarer wurde es ihm, daß die unzerstörbaren Ideale der Menschheit nur in ihren ältesten religiösen Überlieferungen, für die christliche Menschheit in der Schöpfungsgeschichte des Alten und in der Passionsgeschichte des Neuen Testaments zu suchen seien und daß ihre bildnerische Gestaltung die unerläßliche Aufgabe eines Künstlers sei, der nicht am gemeinen Erdenrest hängen bleiben will.

Schon seit dem Ende der achtziger Jahre rangen diese Gedanken in seiner Seele nach künstlerischem Werden. Was einst dem Streben des Jünglings als das höchste und ehrwürdigste erschienen war, wurde auch jetzt wieder das Ideal des Mannes. Jetzt wollte er vollenden, was einst das Herz des Jünglings mit inbrünstigem, aber noch ungestilltem Drange erfüllt hatte. Nur langsam jedoch kamen diese Gedanken zur Reife, weil sich die Aufgaben, die die Gegenwart der rastlos thätigen Phantasie des Künstlers bot, in unabsehbarer Reihe drängten. Nicht weniger als die Helden des Schwertes fesselten ihn die Ritter des Geistes. Fühlte er sich doch gerade mit ihnen durch ein doppeltes Band verbunden. Nicht in der bildenden Kunst allein lebte sich seine Phantasie aus. Wie er neben dem Modellierstab auch Pinsel und Zeichenstift mit gleicher Meisterschaft handhabte, so formte sich ihm auch die Überfülle der Gedanken in wohlklingenden, gedankentiefen Versen, und für seine Dichtungen fand er in der tönenden Kunst eine beredte Begleiterin. So trat er überall auf den Plan, wo es der Errichtung eines Goethe- oder Lessingdenkmals galt, und überall ging er mit Ehren aus dem Wettkampf hervor, wenn es ihm bisher auch noch nicht gelungen ist, einen seiner genialen Denkmalsgedanken zu monumentaler Ausführung zu bringen. Wie tief er aber in das Wesen Goethes eingedrungen ist, der ihm unter den Heroen der



G. Eberlein: Gott Vater haucht Adam den Odem ein.

deutschen Dichtung am höchsten steht, hat er doch einmal wenigstens in der meisterlichen Büste offenbart, die den greisen Olympier in sinnvoller Betrachtung von Schillers Schädel darstellt (Abbild. S. 31). Das Werk hat den würdigsten Platz gefunden, den es finden konnte: im Goethehause zu Weimar an der Stätte, wo sich alle, die etwas vom Geiste dieses Unsterblichen in sich spüren, in weihevoller Andacht zusammenfinden, alle, denen der Name Goethe jetzt zum Schlachtruf im Kampfe gegen die Gei-

ster der Finsternis geworden ist. Als die Gefahr, mit der ein kurzsichtiger, von politischer Leidenschaft durchsetzter Fanatismus die Freiheit des künstlerischen Schaffens und Genießens in Deutschland bedrohte, so dringend wurde, daß alle Verteidiger der Geistesfreiheit auf die Schanzen gerufen wurden, war Eberlein einer der ersten Rufer im Streit, der Wortführer der bildenden Künstler Berlins, lebhaft, aber immer sachlich in seinen Äußerungen, überzeugend und zwingend in ihrer Begründung. Auch in seiner Seele wurzelt eine schon durch die Jugenderziehung tief eingepflanzte Frömmigkeit, die ihm im Strudel des Weltstadtlebens nicht verloren gegangen ist. Aber er faßt sie nicht im Sinne der Heuchler, die unter dem Vorwande des Schutzes von Religion und Sitte gegen alle ihnen aus ganz anderen Gründen unbequemen Gegner Sturm laufen, sondern im Geiste des Schöpfers aller Dinge. „Dem höchsten Vorbilde folgend, formte die bildende Kunst zu allen Zeiten den nackten Menschen als die Krone der Schöpfung, aber da sie ihm nicht wie Gott das Leben einhauchen kann, umgiebt sie ihn mit dem Gewande der Schönheit, die Hülle und Geist zugleich ist."



G. Eberlein: Faun und Nymphe.

Als Eberlein in den Tagen heißen Kampfes diese Worte in eine erregte Volksversammlung hineinrief, hat er damit nicht nur eine allgemeingültige und tiefe Wahrheit ausgesprochen, sondern auch sein eigenes künstlerisches Glaubensbekenntnis abgelegt. Ein ideal gestimmter Künstler kann in seinem hohen Gedankenfluge der trüben Instinkte einer blöden Menge nicht ängstlich achten. Wie er sich selbst von dem heiligen Funken seiner Kunst durchglüht fühlt, so glaubt er, auch anderen diesen göttlichen Funken mitteilen zu können. Denn da nur durch die Sinne der Weg zum Herzen und zur



G. Eberlein: Engel wälzen den Stein vom Grabe Christi.

Seele geht, ist nach seiner Meinung nur das ein vollendetes Kunstwerk, in dem sich „Irdisches und Himmlisches zur Harmonie verschmelzen."

Ist Goethe für Eberlein der Führer zu jenen stolzen lichten Höhen, auf denen der echte Künstler die Luft der Freiheit in vollen Zügen atmen kann, so blickt er mit nicht geringerer Begeisterung zu dem unvergleichlichen Helden empor, der uns Deutschen erst die reale Grundlage alles geistigen Schaffens, das sich nicht im Nebel eines charakterlosen Weltbürgertums verlieren will: ein starkes und machtvolles Vaterland bereitet hat. Das empfand Eberlein, der in seiner Jugend die kleinlichen, engen Verhältnisse des Königreichs Hannover kennen gelernt hatte, noch mehr als die preußischen Künstler, denen die rasche Aufeinanderfolge welterschütternder Ereignisse schließlich das Unglaubliche zum Selbstverständlichen gemacht hatte. Eberlein sah dagegen in der Entwickelung Bismarcks vom „bestgehaßten" Mann in Deutschland zu dem am meisten bewunderten und vergötterten in erster Linie das Wunderbare, das Unfaßbare, das nur durch dichterische Auffassung begreiflich gemacht werden kann. Das Monumentale,

das diese stolze Gestalt von der Natur mitbekommen hatte, konnte am Ende jeder auch nur mäßig begabte Bildhauer treffen und leibhaftig machen. Aber diesem Manne in die Geheimnisse seines Seelenlebens zu dringen, sie aus seinem Antlitz hervorleuchten zu lassen — das war eine Aufgabe, an die sich nicht jeder heranwagen konnte. Eberlein hat es versucht, weil ihn, gerade wie Lenbach, das Psychologische mehr fesselt als die äußere Monumentalität. Nach einer Reihe von Vorstudien hat er alles, was sein künstlerischer Scharfblick bis dahin aus dem Wesen Bismarcks geschöpft hatte, in einer 1896 vollendeten Figur zusammengefaßt (Abbild. S. 33). Er hat ihn nicht als den siegesgewissen Helden, sondern im Augenblicke einer angespannten, geistigen Arbeit, an der Schwelle einer schicksalsreichen Entscheidung dargestellt. Als hätte er auf einer Wanderung durch den schweigenden Wald Rast gemacht, um seine Gedanken auf ein einziges Ziel zu richten, sitzt er, den rechten Arm auf einen abgehauenen Baumstamm gestützt. Eine jede Linie seines Angesichts zeugt davon, daß dieses ganze Leben nur ein einziger Kampf gewesen ist, daß es bei diesem Kampfe auch an schweren Wunden nicht gefehlt hat und daß diese Wunden unvertilgbare Spuren hinterlassen haben. Sie haben aber nicht die Energie dieses einzigen Mannes gelähmt. Seiner vollen Kraft bewußt, setzt er den rechten Fuß vorwärts, jeden Augenblick bereit, in jugendfrischer Beweglichkeit aufzuspringen und jedem Feinde entgegenzutreten. So ist Bismarck auch in seinem Alter gewesen, und darum wird gerade dieses Werk Eberleins für die letzte Zeit von Bismarcks Wirken klassisch bleiben.

Wie er sich die Erscheinung Bismarcks für öffentliche Denkmäler gedacht hat, hat er einerseits in dem Denkmal des eisernen Kanzlers für Krefeld, das am 1. April 1895 enthüllt wurde, andererseits in seinen Entwürfen für das Bismarck-Denkmal in Berlin gezeigt, die zwar einen ersten Preis errangen, aber nicht zur Ausführung gelangten.* Aber was ihm hier die Gunst des Schicksals oder vielmehr das minder geheimnisvolle Walten der die letzte Entscheidung treffenden Preisrichter versagt hatte, wurde ihm von anderer Seite reichlich ersetzt. Als Kaiser Wilhelm II. in Ausführung seines Entschlusses, die Siegesallee im Berliner Tiergarten mit den Standbildern der brandenburgisch-preußischen Herrscher, von dem Markgrafen Albrecht dem Bären bis auf Kaiser Wilhelm den Großen, zu schmücken, unter den Bildhauern seines Landes Umschau hielt und dann seine Entscheidung traf, gehörte Eberlein zu den Auserlesenen. Dem Scharfblick des Kaisers, der jeder künstlerischen Individualität ein feines Verständnis entgegenbringt, war es nicht entgangen, daß in Eberleins Monumentalwerken der Sinn für glanzvolle Repräsentation besonders ausgeprägt war, und darum übertrug er ihm die Ausführung der Gruppe, die dem Andenken des ersten preußischen Königs gewidmet war, der das Erbe seines großen Vaters durch den Glanz der Königskrone zu erhöhen suchte. Wie die Gestalt dieses Fürsten, der wenigstens das Verdienst für sich in Anspruch nehmen kann, daß er „seinem Nachfolger höhere Pflichten“ zu erfüllen hinterlassen hatte, dem Kaiser vorschwebte, fand er sie durch Eberlein verkörpert (Abbild. S. 173 u. 175). Aber er fand noch mehr. Eine noch stärkere und innigere Kraft der Charakteristik hatte der Künstler in den beiden dem Könige beigegebenen Halbfiguren entfaltet: in dem Minister Eberhard von Danckelmann und dem großen Andreas Schlüter (Abbild. S. 176 u. 177). In letzterem hat Eberlein nur den schaffensfreudigen Künstler dargestellt, den Meister der Masken sterbender Krieger im Berliner Zeughause, der, in der Arbeit innehaltend, sinnend sein Werk betrachtet. Aber aus den gefurchten Zügen des ehrenfesten Staatsmannes, dem das Wohl des Landes die oberste Sorge war, steigt bereits die dunkle Vorahnung eines tragischen Schicksals auf, das ihm das Vertrauen seines Herrn mitten im aufopferungsvollen Schaffen entzog.

Als der Kaiser während der Arbeit Eberleins an dieser Gruppe öfter die Werkstatt des Künstlers besuchte, wurde sein Aufmerksamkeit durch die Skizze zu einem Denkmal der Königin Luise gefesselt, das die Stadt Tilsit errichten wollte. Der Entwurf er-

* Eine Abbildung des Eberleinschen Entwurfes haben unsere „Monatshefte“ im Aprilheft 1898 (S. 95) gebracht. D. R.



G. Eberlein: Die Landwirtschaft und der Reichtum des Landes.
Gruppe im Treppenhause des Landesgewerbemuseums in Stuttgart.

regte das lebhafte Wohlgefallen des Kaisers, und dank seiner warmen Teilnahme kam auch die Ausführung des Denkmals zu stande, dessen Enthüllungsfeier durch die Anwesenheit des Kaisers eine besondere Weihe erhielt. Dabei mag dem Kaiser der Gedanke gekommen sein, dem Künstler noch einen zweiten Auftrag für die Siegesallee zu erteilen. Wer das Bild der Königin, die in den trübsten Tagen Preußens vielen Patrioten als Hoffnungsstern geleuchtet hatte, so hoheitsvoll und doch so schlicht frauenhaft zugleich verkörpern konnte, der mußte auch der geeignete Mann für die Gruppe sein, in der das Bild

jener Zeit lebendig werden sollte, in der sich schlichter Sinn und stolzester Heldenmut zu edlem Bunde verschmolzen hatten. So durfte dem Denkmal des ersten preußischen Königs bald das Friedrich Wilhelms III. folgen, dessen einzelne Teile, die Gestalt des jugendlichen Königs und die Halbfiguren des Freiherrn von Stein, des „politischen Reformators des preußischen Staates", und des alten Blücher, des „volkstümlichsten Helden der Befreiungskriege", auf dem Bilde sichtbar sind, das den Künstler in seiner Werkstatt am Lützower Ufer in Berlin darstellt (Abbild. S. 23). In der Zusammenstellung und äußeren Bildung dieser drei Figuren liegt eigentlich ein geschichtlicher Widerspruch. Der König ist so dargestellt, wie er in den ersten Jahren nach seiner Thronbesteigung aussah, Stein hat sein Werk in den Jahren der Ruhe nach der tiefen Erschütterung des Staates begonnen und vollendet, und Blücher ist der Vertreter der Zeit, mit der ein neues Leben für Preußen anhob. Friedrich Wilhelm III. hat aber bereits unsern der Siegesallee im Tiergarten ein Denkmal erhalten, das den durch Schicksalsschläge geprüften Mann darstellt, wie er etwa in dem ersten Jahrzehnt nach der Beendigung der Befreiungskriege erschien. Nach dem glücklichen Griff, den ein anderer Bildhauer mit der Gestalt des jugendlichen Friedrichs II. gethan, wollte der Kaiser auch einmal Friedrich Wilhelm III. in einer von der gewöhnlichen Darstellung abweichenden Auffassung sehen, und es ist Eberlein gelungen, ein würdiges Seitenstück zu dem vielbewunderten Friedrich II. zu schaffen.

Bei diesen Standbildern für die Siegesallee übt der Kaiser stets, wie es das Recht des Auftraggebers ist, eine freimütige Kritik, die aber niemals von den Betroffenen bitter empfunden wird, weil sie sich auf ein tiefes künstlerisches Verständnis gründet. Viele Künstler haben es dankbar anerkannt, daß der Kaiser ihnen nicht bloß Kritiker und Berater, sondern auch Mitschöpfer gewesen ist. Das Künstlerische ist ihm zum Lebensbedürfnis geworden wie noch keinem Fürsten vor ihm, und wenn er die Werkstatt eines Künstlers besucht, erschöpft sich sein Interesse keineswegs in der Beurteilung seiner Aufträge, sondern es schließt auch das übrige Schaffen des Künstlers in sich. Sein rastlos arbeitender Geist ist immer auf viele Ziele zugleich gerichtet, und der hochfliegende Idealismus, der ihn dabei immer vorwärts drängt, zeigt sich vielleicht darin am schönsten, daß er immer die bildenden und tönenden Künste zur Mitwirkung heranzieht, wenn er einem wichtigen Regierungsakt oder auch nur einer anscheinend geringfügigen Ceremonie eine Bedeutung geben will, die, zunächst noch von den meisten unverstanden, erst später in ihrem tiefen Sinn klar wird.

Auch in der Werkstatt Eberleins wurde die Aufmerksamkeit des Kaisers einmal durch ein Bildwerk gefesselt, das ein verzweiflungsvolles Weib mit seinem Knaben in inbrünstigem Gebet vor dem Kreuze des Erlösers darstellt. Das erschien ihm als ein würdiges Zeichen des Trostes, das er vor der Garnisonkirche in Kiel allen denen errichten wollte, die in schmerzlichem Bangen um das Leben ihrer Väter, Gatten und Söhne die Barmherzigkeit Gottes und des Heilandes anflehen. In Bronze gegossen ist die Gruppe, in der sich die tiefe religiöse Empfindung des Künstlers zum erstenmal seit seiner Jünglingszeit voll ausleben konnte, im Sommer vorigen Jahres durch eine tiefempfundene Ansprache des Kaisers an die Einwohner Kiels geweiht worden.

Das war die erste volle Anerkennung, die Eberleins Schaffen auf dem Gebiete der religiösen Kunst gefunden hat, und gerade ihr hat er einen großen Teil der Thätigkeit seiner letzten Jahre gewidmet. Der bescheidene Holzschnitzer, der schon die höchsten Höhen der Kunst erklommen zu haben glaubte, wenn er nur den gekreuzigten Heiland möglichst naturgetreu darstellen konnte, war freilich ein ganz anderer geworden. Nicht so sehr im Glauben als im Wissen, und das hat sich ebensowohl auf die Auffassung der religiösen Stoffe, auf die Charakteristik der heiligen Personen als auch auf ihre künstlerische Darstellung erstreckt. Wie er sich schon bei seinem ersten Einblick in die antike Kunst als ein moderner Mensch gefühlt, der den Gestalten der antiken Götter- und Menschenwelt in selbständiger Auffassung und mit verstärkter Empfindung entgegengetreten war, so wich er auch in der Behandlung religiöser Stoffe ganz und gar von der Überlieferung

h. Auch in seinem Verhältnis zur Natur ar er ein anderer geworden. Die Formen-rache, die ihm für Bacchus, Venus, Amor



G. Eberlein. Grabdenkmal.

nd Gefolge jahrzehntelang geläufig gewesen ar, genügte ihm nicht mehr. Mit seinen öheren Aufgaben war er gewachsen, sein lick hatte sich ins Weite und aufs Große richtet, seine Naturanschauung war tiefer geworden und verlangte gebieterisch nach einem volleren Klang.

Auf diese Wandlung von Eberleins Stil zu innerer und äußerer Größe mögen auch die Eindrücke, die er durch das Studium der Werke einiger ausländischer Bildner empfangen hatte, nicht ganz ohne Einfluß gewesen sein. Als er 1898 eine Reihe von

großen und kleinen Gruppen ausstellte, die die Geschichte oder vielmehr die Tragödie des ersten Menschenpaares schildern, schien er sich darin zu einer Naturanschauung zu bekennen, die an die der modernen belgischen Bildhauer, besonders an Konstantin Meunier erinnert, zu einem herben Naturalismus, der auch vor der Darstellung des Häßlichen, des äußeren und inneren Elends, des tiefsten Verfalls der menschlichen Gestalt nicht zurückschrickt. Eine Gruppe „Adam und Eva am Ende ihres Lebens“, ein von Arbeit und Kummer gebrochenes Menschenpaar, schien dafür zu sprechen. Es blieb aber nur eine vereinzelte Erscheinung. In einer im großen Maßstabe ausgeführten Gruppe, die diese Bilderreihe eröffnet: „Gott Vater haucht Adam den Odem ein“ (Abbild. S. 179), gab der Künstler bereits zu erkennen, wo er eigentlich hinauswollte. Während Meunier und andere Belgier in der wenn auch virtuosen Nachahmung einer häßlichen Natur, die für die Mehrheit der mit Arbeit und Mühsal beladenen Menschen charakteristisch ist, stecken blieben und sich nicht darum kümmerten, daß auch im armseligsten Menschen bisweilen ein Funke warmer Empfindung aufflammt, der ihn geistig verklärt und adelt, drang Eberlein in die Tiefe des Menschenherzens. Schon in dem ersten Menschenpaar mußten alle Gefühle vorgebildet sein, die die Seele des Menschen in Furcht und Trauer erschüttern. Als der Tod zum erstenmal in die Welt getreten war, als sich das erste Elternpaar an der Leiche des erschlagenen Sohnes zusammenfand, war das Entsetzen an dem zunächst Unfaßbaren, dann der Schmerz bei der endlichen Erkenntnis des unersetzlichen Verlustes viel gewaltiger als in den späteren Zeiten, wo der Tod bereits zur Gewohnheit des Daseins geworden war.

Diese ursprünglichen Gefühle sucht Eberlein möglichst eindringlich zu veranschaulichen, und er hat sich dabei als tiefgründigen Seelenforscher erwiesen, dem auch die feinste Regung des menschlichen Herzens nicht fremd geblieben ist. Wie sich schon auf der ersten Kulturstufe der Menschheit die Trauer bei Mann und Weib verschiedenartig äußert, hat er dabei ebenfalls zur Anschauung gebracht. Seinem Adam, der die Leiche Abels findet, hat er zwei Jahre später ein Seitenstück in der Mutter des Menschengeschlechtes gegeben, deren Antlitz vor Schmerz versteinert zu sein scheint beim Anblick des Grauenhaften, des Unbegreiflichen.

Wie Eberlein alles Geistige vertiefte, so war er auch eifrig bestrebt, die kleinliche Auffassung, die dem einseitigen Naturalismus anhaftete, von sich abzustreifen. Er erinnerte sich der Lehren, die er in Nürnberg von Kreling empfangen hatte, der immer auf große Auffassung, auf breite Flächenbehandlung und Formenbildung drang; und er fand eine neue Formensprache, die selbst genrehaften Bildwerken den Charakter jener einfachen Größe giebt, die wir besonders an den florentinischen Bildhauern des fünfzehnten Jahrhunderts bewundern. Man vergleiche nur die in den letzten Jahren entstandene Gruppe des „Fauns, der einer Nymphe zu trinken giebt“ (Abbild. S. 180), mit den gleichartigen Erstlingswerken Eberleins. Sie sind vom Zauber höchster Anmut umwoben und höchst bezeichnend für die Formenanschauung des Künstlers in seinen Jugend- und ersten Mannesjahren. Aber diese Art der Auffassung wäre schließlich zu einer für den Künstler verhängnisvollen Manier geworden, und vor dieser Gefahr hat er sich in richtiger Selbsterkenntnis geschützt. Diese Größe und Freiheit der Auffassung tritt am schärfsten in den religiösen Bildwerken Eberleins hervor, die in den letzten Jahren entstanden sind. Eine Statue des Heilands, der die Kinder segnet, und eine in ihrer Erfindung durchaus eigenartige Darstellung der „Auferstehung Christi“ (Abbild. S. 181) sind bezeichnende Beispiele dafür. Alles Konventionelle ist vermieden worden. In dem segnenden Christus ist nicht der Nachdruck auf die Gestalt des Erlösers, die Eberlein höher und edler als andere zu bilden sich nicht vermessen will, sondern auf die beiden Kinder gelegt worden, in denen sich das Vertrauen zu dem edlen Menschenfreunde in wahrhaft rührender Weise kundgiebt. —

Mit dieser Übersicht über die Hauptgebiete von Eberleins Schaffen haben wir dessen ganzen Umkreis noch keineswegs erschöpft. Völlig fremd geblieben ist ihm eigentlich

keines der Gebiete, auf denen sich die moderne Plastik bewegt. Der Meister der monumentalen und dekorativen Plastik hat auch das Bildnis nicht vernachlässigt. Die Porträtplastik wie viele seiner Kunstgenossen als die melkende Kuh zu betrachten, die die

G. Eberlein: Der Nibelungenhort. Brunnengruppe in Mannheim.

Mittel zum Lebensunterhalt bestreiten muß, at er zwar niemals nötig gehabt. Trotzem hat ihn das Persönliche gefesselt, wenn s sich mit seinen Idealen vertrug, sei es ach der Seite der körperlichen Schönheit, ei es nach der der geistigen Bedeutung. Schon durch seine Denkmäler war er auf as Bildnis hingewiesen, und obwohl es ihm nicht vergönnt gewesen ist, die großen Männer, die er in Erz und Stein lebendig gemacht, auch nach der Natur in besonderen Sitzungen porträtieren zu dürfen, so ist es ihm doch, auf Grund häufiger Beobachtung und kraft der Intuition des Genies, gelungen, sie mit überzeugender Wahrheit zu verkörpern. Eine von ihm geschaffene Büste Bismarcks hält allein den Vergleich mit den Büsten von Begas und den Bildnissen von Lenbach aus. Wo er der Natur gegenüber stand und sich in sie nach Lust und Laune versenken konnte, ist er tief in menschliche Herzen eingedrungen, besonders in die der Frauen. Wie glücklich er auch den heroischen Ton in seinen Denkmälern getroffen hat, so hat ihm doch als echtem Deutschen der Frauenkultus, der sich für ihn mit dem Kultus der Schönheit identifiziert, immer am höchsten gestanden. Keinem seiner Denkmäler, keiner seiner dekorativen Schöpfungen fehlt eine edle, schönheitsvolle Frauengestalt, die den Kommentar zu den Thaten eines Helden giebt oder einem allegorischen Begriff erst die Wärme des sinnlichen Lebens einflößt. „Denn nur durch die Sinne geht der Weg zum Herzen und zur Seele," hat der Künstler einmal gesagt. Wie er sich das gedacht, hat er besonders deutlich in zwei allegorischen Gruppen gezeigt, die er für die Treppenhalle im Landesgewerbemuseum zu Stuttgart geschaffen hat. Die eine sollte nach der gestellten Aufgabe den Frieden versinnbildlichen, der die Kraft des Landes sichert, die andere

die Landwirtschaft und den Reichtum des Landes. Was er aus diesen unbestimmten und vieldeutigen Angaben gemacht, wie er abstrakte Gedankengebilde in die warmblütige Sprache des Lebens übersetzt hat, führt uns die Abbildung der zweiten Gruppe (Abbild. S. 183) vor Augen.

Die innige Beschäftigung mit der religiösen Plastik, die, wenn sie auch zeitweilig zurücktrat, doch Eberleins ganzes Lebenswerk begleitet und durchdrungen hat, hat ihn auch gelegentlich zur Ausführung von Grabdenkmälern bewogen. Sein vornehmes Stilgefühl hat auch auf diesem Gebiete Schöpfungen von hohem Formenadel, von der monumentalen Ruhe, die die Majestät des Todes verlangt, zur Reife gebracht (Abbild. S. 185). Aber Eberleins Kunst findet doch ihre höchste Befriedigung, wenn sie sich von dem vollen Strom des Lebens tragen lassen kann. Er denkt mehr an die Lebenden als an die großen und kleinen Toten, und darum hat er auch immer eine große Vorliebe für den plastischen Schmuck der öffentlichen Brunnen gehabt, die von alters her dem Volke der liebste Platz des öffentlichen Verkehrs gewesen sind. Durch sie kann auch der Künstler immer unmittelbar mit dem Volke verkehren. An vielen der Wettbewerbe, die in den letzten Jahren zur Errichtung monumentaler Brunnen ausgeschrieben worden waren, war er mit phantasievollen Entwürfen beteiligt. Aber die Fülle seiner Schaffenskraft ging meist über die Mittel hinaus, die zur Ausführung von Brunnenentwürfen verfügbar waren. Nur in Mannheim hat der opferwillige Bürgersinn ermöglicht, daß zwei dieser genialen Kompositionen Eberleins zu Seiten seines Kaiserdenkmals ausgeführt worden sind: die eine versinnbildlicht die Fruchtbarkeit des Landes, die andere deutet die alte Sage von dem in den Rhein versenkten Nibelungenhort um (Abbild. S. 187). Neben den Schätzen, die der Centaur in seiner Riesenmuschel trägt, glänzt auch die alte Kaiserkrone. Eine der Rheintöchter hebt sie empor, zum Zeichen, daß der Zauber des Nibelungenhorts durch die Erscheinung des ersten Kaisers des neuen Reiches, der zwischen den beiden Brunnengruppen einherreitet, gelöst ist.

Von der gewaltigen Arbeitsleistung, auf die der Künstler mit gerechtem Stolz zurückblicken darf, wäre vieles, das in vergänglichem Gips ausgeführt worden, unwiederbringlich verloren gegangen, wenn er nicht in seiner Heimat eine Stätte gefunden hätte, in der er die Fülle seiner Entwürfe und Gipsmodelle bergen konnte. Die Kapelle und einige Nebenräume des alten Schlosses in Münden, wo er seine Jugend verbracht und sich jetzt einen Sommersitz erworben hat, haben sich ihm zu einem Museum geöffnet. Hier soll sich nach und nach alles zusammenfinden, was ausgeführt oder nur Entwurf geblieben ist. Es geschieht nicht häufig, daß einem lebenden Künstler eine solche Gunst des Schicksals erwiesen wird! In Eberlein hat sie aber einen Würdigen getroffen. Denn jede Arbeit, gleichviel ob sie mit einem Erfolg oder mit einem Mißerfolg endet, ist ihm der Ansporn zu etwas Höherem. „Excelsior!“ ist das Leitwort, das das Schaffen des Künstlers bisher geführt hat, und „Excelsior!“ wird es auch für alle Zukunft bleiben, solange der schöpferische Funke in ihm glühen wird.



158



Westermanns Illustrierte Deutsche Monatshefte

Zu Rosenberg: Gustav Eberlein.

G. Eberlein: Lasset die Kindlein zu mir kommen





Panorama von Levico.

Levico-Vetriolo, die Perle des Valsugana.

Von
Gustav Diercks.

Tirol scheint zur Zeit unter allen Gebirgsländern Mitteleuropas die größte Anziehungskraft auf die Touristen auszuüben, denn die Mode, der ja auch die Vergnügungsreisen und ihre Ziele unterworfen sind, hat seit einigen Jahren gerade diesem Lande ihre besondere Gunst zugewandt, und wer nur irgendwie die Mittel zu einer Sommerreise erschwingen kann, der glaubt es sich und seinem gesellschaftlichen Ansehen schuldig zu sein, an der großen Völkerwanderung teilzunehmen, die sich jetzt jährlich jenem schönen Berglande zuwendet.

Innerhalb Tirols sind es aber wieder ganz bestimmte Thäler und Seen, die von allen Reisenden unbedingt und vorzugsweise besucht, ganz bestimmte Bergspitzen und Hütten, die von den Bergsteigern erklommen werden müssen, wenn diese flüchtigen Passanten daheim in ihren Kreisen den Anspruch erheben wollen, als Kenner Tirols zu gelten. Viele der geschichtlich und kulturgeschichtlich interessantesten Ortschaften, Thäler und Berge, viele der landschaftlich schönsten Gegenden, der großartigsten Aussichten bleiben, unter diesen Wirkungen der launischen Mode, der großen Masse der Reisenden selbst bei mehrmaligem Besuch jenes Berglandes unbekannt.

Wie verschwindend klein ist der Prozentsatz der Reisenden, die den herrlichen Caldonazzosee, die wildromantische Lavaronestraße, das eigenartige Tesinothal, die schönen Wälder des Sellathals kennen gelernt

haben, und doch sind diese nur einige wenige der zahlreichen Anziehungspunkte des Valsugana. Daß letzteres zu den schönsten Thälern Tirols gehört, ist eine unbestreitbare



Der Levicosee.

Thatsache, die auch jeder bestätigt, der längere Zeit dort gewesen und in seinem Urteil nicht von dem der Mode unterworfenen der Massen befangen ist. Der Bergsteiger freilich rümpft die Nase über den Valsugana, denn die Marzola, die Scanupia, der Fravort, die Cima Dodici, und wie die Gipfel der das Thal einschließenden Gebirgsketten sonst heißen, ragen nicht in die Region des ewigen Schnees hinauf, bieten bei ihrer Besteigung keine nervenaufregenden Gefahren, und die einfachen ganz italienischen Zustände, die dort noch herrschen, vermögen vor der Hand keinen Reiz auf die verwöhnten Touristen auszuüben. Es wird indessen vielleicht nicht mehr lange dauern, bis das Suganathal auch vor der Reisemode Gnade finden und dann ebenso von den Strömen der Reisenden überschwemmt werden wird wie jetzt das Zillerthal, das Stubaithal und andere, besonders wenn es erst nach Vollendung der es durchziehenden Bahn den Weg nach der Adria und Venedig bilden wird.

Für jetzt wird das Suganathal hauptsächlich noch von wirklichen Kranken besucht, die an seinen kräftigen Heilquellen und Luftkurorten, in der Einsamkeit seiner Wälder und Weingärten neue Lebenskraft gewinnen, vor allem ihre Nerven beruhigen wollen.

Die Nervosität der heutigen Kulturmenschen nimmt unaufhörlich zu. Kaltwasser- und andere Heilanstalten entstehen überall in großer Zahl, und doch genügen sie noch immer nicht entfernt der Menge derjenigen, die in dem sich stetig steigernden Hasten des modernen Lebens, in dem wilden Kampf ums Dasein ihre Kräfte verbrauchen. Wenn man erst in weiten Kreisen erkannt haben wird, daß die Heilquellen von Levico-Vetriolo das bei weitem wirksamste Mittel zur Stärkung der Nerven, zur Wiederherstellung der Gesundheit bieten, so wird es nur noch eine Frage kurzer Zeit sein, bis Levico das Mekka wird, zu dem die Nervenkranken pilgern werden wie die Leberleidenden nach Karlsbad. Die Ufer des Caldonazzo-Sees werden bevölkert werden wie die des Achensees, und in den geschützten Thälern des Valsugana werden Luftkurorte in Menge entstehen, um denen, die in Levico Heilung gefunden haben, noch durch Zuführung reichlicher Mengen Ozon größere Widerstandsfähigkeit gegen die aufreibenden Wirkungen des Lebens zu verleihen. Heute müssen Levico selbst und das nahezu tausend Meter höher gelegene Vetriolo allein als Luftkurorte dienen, und ersteres eignet sich ja auch infolge seiner günstigen Lage sehr gut dazu. Am Eingang in das eigentliche Valsugana, in der Mitte zwischen Trient und der italienischen Grenze auf der Thalsohle gelegen, bietet es vorzügliche Gelegenheit, das schöne Thal und seine benachbarten Berge nach allen Richtungen hin zu Fuß, auf dem Rade, zu Pferde, Maultier oder Wagen zu durchstreifen. Vetriolo hingegen wird von denen aufgesucht, die in völliger Zurückgezogenheit und Ruhe nur die kräftigende und würzige Gebirgsluft auf sich wirken lassen wollen.

Das Valsugana ist aber nicht nur — wie auch Kaiser Friedrich gesagt hat — eines der schönsten Thäler Tirols, sondern auch eines der geschichtlich interessantesten. In römischer Zeit ging hier eine der großen Heerstraßen durch, die von Oberitalien nach Deutschland führten, und seinen Namen hat es wahrscheinlich von der in ihm gelegenen Bezirkshauptstadt Ausugum, dem heutigen Borgo, erhalten. Auf dieser Straße bewegten sich dann später viele der germanischen Stämme, die in den Zeiten der großen Völkerwanderung im Westen und Süden Europas neue Heimstätten suchten. Im Mittelalter war es der Schauplatz vieler Kämpfe sowohl zwischen den Italienern und den Germanen, wie zwischen den weltlichen und geistlichen Fürsten, die sich um den Besitz dieser fruchtbaren Gebiete befehdeten. Zahllose Ruinen von Burgen und Schlössern sind die stummen Zeugen einer großen geschichtlichen Vergangenheit und verleihen der Landschaft einen besonderen romantischen Reiz.

Nicht nur an der großen Römerstraße, sondern auch an geeigneten, weithin sichtbaren Stellen der Berge waren Tempel errichtet. Inschriftsteine bezeugen, daß die ältesten christlichen Kirchen des Valsugana, so im besonderen die des San Ermete in Calceranica und die des San Cristoforo bei Caldonazzo, auf den Fundamenten alter Kultstätten erbaut worden sind, die dem Neptun und der Diana geweiht waren. Aus diesem Umstande wie aus dem Vorhandensein von Überresten römischer Befestigungswerke erhellt, welche Bedeutung das Valsugana bereits im Altertum hatte.

Vermutlich war den Römern auch der große Erzreichtum der Berge in der Nachbarschaft Levicos bekannt, denn die Spuren alter Stollen sind vorhanden. Nachdem die Stürme der Völkerwanderung vorüber waren, zweifellos und urkundlich beglaubigt aber im Mittelalter und an einigen Stellen noch bis in das neunzehnte Jahrhundert hinein, wurde der Bergbau ziemlich eifrig betrieben.



Marktplatz und Rathaus von Levico.

Deutsche Bergleute wurden in Scharen dorthin gezogen, um die Schätze an Eisen, Kupfer, Blei und Silber zu heben, und sie haben auch den Grund zu den deutschen Ge-

meinden gelegt, die sich vereinzelt inmitten der italienischen Bevölkerung im Bereich des Valsugana erhalten haben. Die Erinnerung an die deutschen Knappen, die Canopi, lebt in Pergine bis auf den heutigen Tag in einer der großen Glocken der Hauptkirche dieser alten Stadt fort. Sie wurde von den Canopi 1521 gestiftet und trägt die deutsche Inschrift: „Die Bergwerk Arbeiter und die Herrn haben mich gießen lassen unserer Frauen zu Ehren." Im Volksmunde hat diese Glocke den Namen Canopa erhalten und bis jetzt bewahrt. Auch das alte

Alte Kapelle bei dem Kirchhof von Levico.

Knappschaftsgebäude ist noch vorhanden; es ist heute eine Bierwirtschaft, die den Namen Al Canopi trägt.

Ob die arsenhaltige, starke Eisenquelle von Vetriolo erst, wie örtliche Sagen schließen lassen, durch den daselbst betriebenen Bergbau freigelegt worden oder vorher schon bekannt gewesen, ist nicht festzustellen. Jedenfalls sind neben dieser Quelle noch andere, weniger starke in ihrer Nachbarschaft und bei Roncegno dem Boden stets entsprungen. Da das Wasser dieser Quellen sehr reichlich fließt, sein Bett und die Umgebung desselben infolge von Oxydation stark bräunt, mehr oder minder sauer ist, so sind die Bewohner jener Gegenden sicherlich schon im Altertum auf seine Eigenart aufmerksam geworden und haben möglicherweise auch seine Heilkraft gekannt. Genaue Untersuchungen des Stollens, dem die starke Quelle entfließt, haben ergeben, daß das Wasser bereits in sehr früher Zeit durch Holzröhren geleitet worden ist, deren Überreste man gefunden hat.

Im Mittelalter, als der Bergbau gerade dort sehr lebhaft betrieben wurde, gewann man an der starken Arseneisenquelle das Eisenvitriol, nach dem das Quellgebiet seinen Namen Vetriolo erhalten hat und das auch heute in dem Stollen, der zu der Grotte führt, in der die Quellen dem Gestein entspringen, die Wände teilweise vollständig bedeckt.

Für Heilzwecke ist das Levicowasser nachweislich schon im sechzehnten Jahrhundert verwendet worden, aber allerdings wahrscheinlich nur äußerlich gegen Hautleiden aller Art. Bald jedoch hat man dann die Heilwirkung des Wassers bei mangelhafter Blutcirkulation, bei Erkrankungen des Nervensystems, bei Schwächezuständen und Bleichsucht erkannt und es in solchen Fällen innerlich angewandt. Wissenschaftlich untersucht wurde es wiederholt gegen Ende des achtzehnten Jahrhunderts von hervorragenden Ärzten, und von jener Zeit an wurden in Levico geordnete Badeeinrichtungen geschaffen, 1804 auch in der Nähe der starken Quellen in Vetriolo selbst ein primitives Badehaus errichtet. Der innere Gebrauch des Wassers wurde 1816 jedoch verboten, nachdem der Stadtphysikus von Trient, Dr. Pinali, den hohen Gehalt von Arsen in ihm nachgewiesen hatte. Die Erkenntnis der außerordentlichen Heilkraft der Quelle wurde aber Veranlassung, daß dieses Verbot wahrscheinlich sehr bald wieder aufgehoben, der Physikus der Gemeinde Levico aber mit der strengen Kontrolle über die Verwendung des Wassers beauftragt wurde. Diese letztere Bestimmung ist dauernd in Kraft geblieben, und wer die Heilquellen von Levico benutzen will, darf dies nur mit Genehmigung

und nach der Vorschrift der leitenden Badeärzte thun.

1860 erwarb eine Aktiengesellschaft die Konzession zur Ausnutzung der Heilquellen von Levico-Vetriolo und erbaute an beiden Orten den damaligen Verhältnissen entsprechende große Kurhäuser und Badeanstalten. Diese Kureinrichtungen sind nun jedoch veraltet, und am 1. Januar 1900 ist die Konzession auf vierzig Jahre einer neuen, sehr kapitalkräftigen Gesellschaft verliehen worden, die ihr neues, überaus glänzend ausgestattetes, nach den heutigen hygieinischen und medizinischen Grundsätzen eingerichtetes, allen Anforderungen der verwöhntesten Reisenden und Kranken genügendes Badeetablissement, das sich denen der ersten Heilstätten Europas würdig anschließt, bereits im vergangenen Sommer eröffnet hat.


Ruine des Schlosses Selva bei Levico.

Das Aufblühen der Kurorte Levico und Vetriolo gereichte dem ganzen Valsugana zum Vorteil. Der stetig wachsende Besuch der Heilquellen von Kranken aller Nationen machte die Herstellung bequemer Verkehrswege nötig, und 1860 wurde schließlich die vorzügliche Poststraße gebaut, die sich durch das ganze Thal zieht und Trient mit allen in ihm gelegenen größeren Ortschaften und mit Bassano in Oberitalien verbindet, wo die kürzeste Eisenbahnlinie nach Venedig beginnt. Indessen genügte auch diese Poststraße auf die Dauer nicht den Anforderungen des sich rasch steigernden Fremdenverkehrs, und seit den siebziger Jahren des neunzehnten Jahrhunderts begann man dem Projekt einer Eisenbahn nahezutreten, die nach ihrer Vollendung zugleich den nächsten Weg nach Venedig bilden sollte. Die Wildheit des Fersinathales, des nördlichen Teiles des Valsugana, bot jedoch der Verwirklichung dieses Planes außerordentliche Schwierigkeiten, und erst 1890 gelang es Baurat Stummer von Traunfels in Wien, die Konzession für diese Bahn zu erwirken. Sechs Jahre sollten indessen noch vergehen, ehe der neue


Levicosee und Straße nach Pergine.

Schienenweg vollendet war und dem öffentlichen Verkehr übergeben werden konnte. Die Hoffnung, daß das Unternehmen von italienischer Seite kräftige Unterstützung finden, daß die Bahn, für die von der österreichischen Regierung die Bauerlaubnis nur bis zur Grenze hatte erteilt werden können, von den Italienern alsbald bis Bassano fortgesetzt und damit die direkte Verbindung mit Venedig hergestellt werden würde, erwies sich jedoch als trügerisch, und bis heute fehlt noch das Bindeglied zwischen Tezze, der letzten österreichischen Station, und Bassano. Es ist dies um so überraschender, als Levico-Vetriolo und das nahegelegene Roncegno früher fast ganz ausschließlich und auch jetzt zum allergrößten Teil von Italienern besucht wurden, die nun immer noch genötigt sind, mit ihrem meist sehr großen Gepäck von Bassano aus zu Wagen die Reise fortzusetzen, die dadurch sehr verteuert wird. Die schroffen politischen Gegensätze zwischen den Norditalienern und den Österreichern, Gegensätze, die sich übrigens überall im südlichen Tirol geltend machen, sind schuld, daß die empfindliche Lücke in dem Schienenwege von Trient nach Venedig noch immer nicht geschlossen ist. Bis jetzt steht die eingleisige, achtundsiebzig Kilometer lange Bahnlinie Trient-Tezze daher außerhalb des großen Verkehrsnetzes, bewahrt ihren Lokalcharakter und weist die Schattenseiten der Klingelbahnen auf, namentlich eine sehr geringe Fahrgeschwindigkeit. Dafür bietet sie dem Reisenden Gelegenheit, die Fülle schöner und wechselvoller, zum Teil sehr romantischer Landschaftsbilder in Muße zu genießen.

Bald hinter Trient zweigt sich diese neue Bahnlinie von dem großen Schienenwege ab, der durch das Etschthal nach Italien führt. Auf einem in weiten Schlangenwindungen das überaus fruchtbare, gartengleiche Land durchziehenden zierlichen Viadukt nähert sich unser Zug den Hügeln am Fuße des Marzolaberges, wir kommen durch mehrere hübsche Vororte und an zahlreichen schönen Villen der wohlhabenden Trientiner vorbei, während der Blick sich immer mehr erweitert und über die uralte kirchenreiche Konzilsstadt hinweg sich über das weite Bergland erstreckt, das auf allen Seiten Trient umgiebt. Die Stadt bleibt beinahe während einer halben Stunde in Sicht zu unseren Füßen, da die Bahn zur Überwindung der ziemlich starken Steigung des Bodens in großem Bogen um sie herumgeführt werden mußte, und wir sind ihren östlichsten Teilen nach halbstündiger Fahrt wieder in der Luftlinie auf wenige Kilometer nahegerückt, aber allerdings ungefähr dreihundert Meter über ihrem Niveau. Dann erst, nach Passierung mehrerer Stationen und eines 377 Meter langen Kehrtunnels, lenken wir in das Thal der wilden Fersina ein, an deren nördlicher Seite die Poststraße und an deren südlicher Seite die Bahn hinzieht. Sie selbst hat sich in langen Jahrtausenden durch das Kalkgestein ihren Weg gebahnt und Grotten geschaffen, in die sie aus beträchtlicher Höhe hinabstürzt, Wasserfälle bildend, die niemand zu sehen verabsäumt, der sich in Trient auch nur einige Stunden aufhält. Durch kostspielige Stauwerke und Regulierungsarbeiten ist der Gebirgsbach auch zum Lichtspender geworden, da sein Wasser die Elektricitätswerke von Trient mit der nötigen Betriebskraft versieht. Eine Brücke verbindet hier die beiden steil abfallenden Ufer und ermöglicht den Verkehr zwischen den gegenüberliegenden, durch die tiefe Schlucht getrennten Ortschaften.

Hier, bei der Station Ponte alto, beginnt aber auch der Schienenweg selbst den Charakter der Gebirgsbahn anzunehmen. Mit unsäglichen Mühen mußte der Boden für ihn durch riesige Unterbauten, Viadukte, Brücken über die tückischen Gebirgsbäche, durch Herstellung von Tunneln und Absprengungen des Gesteins geschaffen werden, und man begreift, daß die Bahn einen Kostenaufwand von sechs Millionen Gulden erfordert hat. Bei jeder Wendung des Zuges bieten sich immer neue interessante Bilder dar, wenngleich das enge Thal keine weiten Ausblicke gewährt. Zahlreiche Ortschaften, einzelne Gehöfte und Kirchen lugen aus den mit Weingärten, Obstpflanzungen und Buschwerk bis auf die Spitzen dicht bedeckten Bergzügen hervor, die sich jenseits der in beträchtlicher Tiefe mit lautem Rauschen dahineilenden Fersina erheben.

Dieser Engpaß ist allerdings nur von kurzer Ausdehnung, und sobald wir aus ihm heraustreten und uns der inmitten von alten



Vetriolo: Blick in das Valsugana.

Kastanien, Maulbeerbäumen und Weinreben am Fuße des Celvaberges gelegenen Station Roncogno nähern, erscheint zur Linken auch schon das hübsche, die Ortschaft gleichen Namens hoch überragende weitläufige Schloß von Pergine, und es eröffnet sich der Blick auf den von Sagen umwobenen Fravort und die hohen Bergketten, die das mittlere Valsugana einschließen.

Bei Pergine erreicht die Bahn ihren höchsten Punkt, 473 Meter über dem Meeresspiegel, und hier ist auch die Wasserscheide zwischen der Fersina, an deren Seite wir bisher geblieben waren, und der Brenta, neben deren Bett die Straße nach Venedig sich hinzieht.

Pergine gehört zu den ältesten Ortschaften des Valsugana, und es hat im Mittelalter eine bedeutende Rolle in der Geschichte jener Gegenden gespielt. Es war auch der Mittelpunkt des regen Bergbaues und der Sitz eines vom Kaiser Maximilian I. im Jahre 1509 eingerichteten Bergamtes. Der Bergbau wurde aber überwiegend von eingewanderten Deutschen betrieben, und in den Quellgebieten der Fersina, im Mochenithal und anderen Seitenthälern des Valsugana haben Jahrhunderte hindurch deutsche Gemeinden bestanden, die deutsche Sitte und deutsche Sprache dort lebendig erhielten. Erst seit dem Niedergang des Bergbaues scheinen die Deutschen ihre Eigenart aufgegeben, sich mit der welschen Bevölkerung vollständig verschmolzen und dabei auch ihre Muttersprache schließlich eingebüßt zu haben. Es besteht gegenwärtig nur noch eine solche deutsche Gemeinde in Welsch-Tirol, nämlich in Luserna bei Lavarone, doch auch diese letzte deutsche Sprachinsel ist im Verschwinden begriffen, und nach wenigen Jahrzehnten wird die Kenntnis der alten Muttersprache auch dort verloren sein.

Im vergangenen Jahrhundert war Pergine dann der Mittelpunkt der Seidenindustrie, aber auch diese ist seit einigen Jahren sehr zurückgegangen infolge einer Krankheit, die die Raupen im ganzen Suganathal erfaßt hatte. Es besteht dort zur Zeit nur eine große Seidenspinnerei, die aber auch großenteils ausländisches Roh-

material verarbeiten soll. Der Rückgang der Seidenraupenzucht zog die Bodenkultur in Mitleidenschaft; die Maulbeerbäume, die früher den landschaftlichen Charakter jener Gegenden bestimmten, sind nur noch vereinzelt zu finden, und Mais und Weinreben bilden jetzt die Haupteinnahmequellen der Bevölkerung.


Vetriolo: Pension Trento.

Der Boden für den Ackerbau hatte überhaupt erst mühsam gewonnen werden müssen, denn die Umgegend von Pergine und ebenso die südlichen Teile des Suganathales waren früher ganz von Sümpfen eingenommen, und nur der Thatkraft eines Mannes ist es zu danken, daß diese ausgedehnten Gebiete, in denen das Sumpffieber beständig herrschte und zahllose Menschenopfer verlangte, der Bodenkultur gewonnen worden und nun außerordentlich gesund sind.

Ein Bürger von Pergine, Thomas Maier, hatte lange den Plan der Trockenlegung der Sümpfe in Erwägung gezogen und war dann im Jahre 1777 mit einem solchen an die Öffentlichkeit getreten. Er schlug vor, das Bett der Brenta tiefer zu legen, hoffend, daß damit auch das Niveau des Caldonazzosees sich senken und die stagnierenden Wassermassen der Flüsse abfließen würden. Die Bauern lachten über einen derartigen Plan, verspotteten Maier als einen Irrsinnigen; es gelang diesem aber schließlich, die Gemeindevertreter für sich zu gewinnen und die Mittel zur Ausführung seines Projektes zu beschaffen. Die Arbeiten waren von dem besten Erfolg begleitet; als aber mit den Sümpfen auch das Seegras verschwand, das bisher in großer Masse gewonnen worden war und den Bauern Geld eingebracht hatte, da brach der Unwille gegen ihn von neuem und um so heftiger los: er wurde verfolgt, in seiner Existenz bedroht, als Störer der öffentlichen Ordnung in Anklagezustand versetzt und schließlich für verrückt erklärt und in ein Irrenhaus gesperrt. Die Ärzte erkannten jedoch bald, daß Maier völlig gesund war, er mußte entlassen werden, und wiederum begann er nun mit verdoppeltem Eifer für die Aufnahme der Regulierungsarbeiten zu wirken. Nach Überwindung unendlicher Hindernisse gelang es ihm, sein Ziel zu erreichen, nachdem er die Versicherung abgegeben hatte, der trocken gelegte Boden würde sich vorzüglich für den Maisbau eignen. Seine Ansichten erwiesen sich als völlig richtig, ihm selbst aber war es nicht mehr beschieden, diesen Erfolg zu erleben, er starb 1811 in größter Armut, da er alle seine eigenen Mittel für die Ausführung seines Projektes verwendet hatte. Erst nach seinem Tode wurden seine Pläne mit Eifer aufgenommen und verfolgt, und als 1820 das Werk vollendet war, da zeigte sich der Segen. Die Bürger von Pergine aber haben wenigstens das schwere Unrecht, das an dem Wohltäter ihrer Feldmark und des ganzen Suganathals von seinen Zeitgenossen begangen worden, dadurch gesühnt, daß sie ihm ein Denkmal errichtet haben.

Das Kastell von Pergine stammt aus der Longobardenzeit, war dann der Sitz einheimischer Adelsgeschlechter, fiel später aber wie der größte Teil des südlichen Tirols den Fürstbischöfen von Trient zu und gehört heute noch zur Mensa dieses Bistums. Von den Fenstern des noch ziemlich gut erhalte-

nen, auf dem waldigen Tegazzo gelegenen Schlosses, dessen historische Altertümer von den Kustoden in schmählicher Weise an fremde Reisende verkauft worden sind, genießt man einen prachtvollen Blick auf den Caldonazzosee, die einem Gartenlande gleichende Umgebung des Ortes und die das Valsugana flankierenden Bergketten.

Auch die stattliche Pfarrkirche ist sehr alt, und man vermutet, daß sie auf den Grundlagen viel älterer und selbst heidnischer Kultstätten ruht. Ein berühmtes, in der Nähe gelegenes Waldenserkloster ist um die Mitte des vierzehnten Jahrhunderts von der Fersino zerstört worden.

Die Bahnlinie wendet sich hinter Pergine nach Südosten, und wir gelangen bald an die Ufer des schönen, im Norden und Osten von waldigen Hügeln abgeschlossenen Caldonazzosees, der bei einer Länge von viereinhalb Kilometern der größte See Tirols nach von Levico entspringenden Brento sowie die Bahnbauten haben ihn eingeengt. Prachtvolle Waldungen dehnen sich zur Rechten über die Ausläufer des Celvaberges aus, zahlreiche kleine Ortschaften sind über die Höhenzüge zerstreut, und große Maisfelder zeugen von der Fruchtbarkeit des Bodens. Auf einer kleinen Halbinsel des Sees bemerken wir das uralte Kirchlein San Cristoforo, an das sich im Laufe der Zeit eine kleine Ortschaft angeschlossen hat; weiterhin liegen Castagné und Calceranica mit seiner bereits erwähnten, aus einem antiken Tempel entstandenen, dem S. Ermete geweihten Kapelle. Dann erst erreichen wir Caldonazzo, in dessen Nachbarschaft die Ruinen des hochgelegenen Schlosses des nach ihm benannten Adelsgeschlechtes emporragen und das den Schlüssel und Eingang in das breite, von der Scanupia und dem Monte Cimone eingeschlossene Thal der Centa bildet. Der Ort liegt



Das Centathal mit der Straße nach Lavarone.

dem Garda- und dem Achensee ist. Er hatte früher eine größere Ausdehnung, aber die Regulierungsarbeiten in dem Bett der teils aus ihm, teils aus dem benachbarten See jetzt eine beträchtliche Strecke von dem See entfernt, der früher bis an ihn heranreichte.

Die Bahn lenkt nun in das Thal der Brenta ein, neben deren Bett sie sich bis

an die italienische Grenze hinzieht. Wir überschreiten die beiden Quellbäche der Brenta, die aus dem See von Caldonazzo und dem von Levico fließen. Die letzteren sind voneinander durch einen schön bewaldeten Bergrücken getrennt, auf dessen Höhe die aus römischer Zeit stammende und heute noch als solche dienende Festung von Tenna einen ausgezeichneten Überblick über das ganze Valsugana und seine Bergketten bietet und der nebst der in der Nähe gelegenen Kirche San Valentin und der Ortschaft Ischia ein beliebtes Ausflugsziel der Levicaner Kurgäste bildet. Hat der Zug den Fuß dieser langgestreckten Anhöhe passiert, so breitet sich vor unseren Augen das von der Canzana und dem Monte Fronte überragte Levico aus. Vereinzelte Häuschen, die aus dem Grün des hohen Berges hervorschimmern, bezeichnen die Stelle, an der sich die tausend Meter höher gelegenen Quellen und der kleine Kurort Vetriolo befinden.

In unmittelbarer Nähe des Bahnhofes bemerken wir einen großen Neubau, in dem das für den Versand bestimmte Wasser in Flaschen gefüllt und verpackt wird. Eine breite, sanft aufsteigende Allee führt zu dem mit prachtvollem eisernem Thor versehenen Eingang des erst kürzlich angelegten riesigen Kurparks, in dessen Hintergrund sich das stattliche, im deutschen Renaissancestil ausgeführte Kurhaus erhebt. Bei der Einrichtung desselben ist allen Anforderungen der Hygieine wie des modernen Komforts in jeder Beziehung Rechnung getragen, und sowohl die Wohn- und Gesellschaftsräume wie die Badeeinrichtungen dürfen als mustergültig bezeichnet werden. Die hohe Lage des Gebäudes gewährt aus allen, ausschließlich in den oberen Stockwerken gelegenen prächtig ausgestatteten Wohnräumen die schönsten Ausblicke. Das Parterre und der erste Stock sind von den Badezellen eingenommen, die geräumig, luftig und hell sind. Außer den Mineralbädern sind auch die Einrichtungen für Moor-, Sonnen-, Luft- und elektrische Bäder und für alle Erfordernisse der heutigen Heilkunde, als Turnsaal für schwedische Heilgymnastik, Fechtsaal, Massageräume, getroffen, so daß allen Verordnungen der Bade- und Specialärzte genügt werden kann.

Auf der anderen Seite der großen Terrasse vor dem Kurhause, dessen Auffahrt, Vorbau, Eingangshalle und Fassade die besten Marmor- und Sandsteinarten des südlichen Tirols aufweisen, befindet sich der Musikkiosk, in dem meistens Militärkapellen für künstlerische Genüsse sorgen.

An das auch auf der Rückseite des Kurhauses noch sehr ausgedehnte der Badegesellschaft gehörende Terrain schließen sich der Wald und das Buschwerk, die den Monte Fronte bedecken und durch die mehrere Wege auch von dieser Seite her nach dem drei Stunden entfernten Vetriolo hinaufführen.

Im Westen und Südwesten grenzt der Kurpark an den ältesten Teil der Stadt, und die hier gelegenen kleinen Häuser bieten einen merkwürdigen Kontrast zu den glänzenden Neubauten, die in ihrer Nachbarschaft entstanden sind. Nach italienischer Art gebaut, scheinen sie halbverfallen zu sein, da die armen Insassen und Eigentümer weder daran denken, noch die Mittel dazu haben, das baufällig Gewordene zu ergänzen, das rohe Steinmaterial, das der Boden ihnen gewährte, durch Kalkbewurf zu verdecken und den Hütten durch weiße oder andersfarbige Tünche ein freundliches Aussehen zu verleihen. Die Dächer sind aber auch hier, wie vielfach in Levico und im ganzen Valsugana, mit schweren Porphyrplatten bedeckt und gewähren, sofern diese Bedachung nicht schadhaft geworden, guten Schutz gegen Regen und Schnee.

Die Altstadt bietet zwar keine hervorragenden Sehenswürdigkeiten, aber mit ihrer italienischen Bauart und ihren Einrichtungen dem Nordländer doch viel Interessantes. Durch große Thore sieht man in die geräumigen, größtenteils verräucherten, nur selten mit einigen Sträuchern und Bäumen versehenen Höfe, die dem Vieh, gewöhnlich auch den Einwohnern zum Aufenthalt dienen, meist den Eindruck gänzlichen Verfalles machen und sich durch Sauberkeit nicht gerade auszeichnen. Die scheinbar sehr gebrechlichen Treppen sind im allgemeinen außerhalb der durchweg aus den Bruchsteinen des Geröllbodens hergestellten Gebäude angebracht. Der Schein täuscht jedoch, denn große Lasten von Brennholz, Stroh, Viehfutter, Gemüse und Hausrat sind auf diesen Lattengerüsten aufgehäuft: Maiskolben, Pfefferschoten und andere Er-

zeugnisse des Ackerbaues sind an Bindfäden aufgereiht und ziehen sich wie Guirlanden von Ständer zu Ständer und an den Geländern hin. Hier und da sind die Häuser bis zum Dach mit Wein und Kletterpflanzen verschiedener Art mehr oder minder bedeckt und bieten dem Beschauer bei aller ihrer Unsauberkeit und Verfallenheit doch malerische Bilder dar. Die Wohnräume sind finster, entbehren aller Behaglichkeit, spotten allen hygieinischen Anforderungen und zeugen von der Armut und der gänzlichen Bedürfnislosigkeit ihrer Bewohner. Den Hauptreichtum jedes Haushaltes bilden die ausschließlich aus Kupfer hergestellten Kochgeräte und Wasserkübel, die am Sonnabend an den öffentlichen Brunnen mit großer Sorgfalt blank geputzt werden. Die immer laufenden zahlreichen Brunnen mit ihren gemauerten großen Sammelbecken tragen sehr zur Belebung der Straßen und Plätze Levicos bei, denn sie sind vom frühesten Morgen bis tief in die Nacht hinein die Mittelpunkte des Verkehrs.

Des Morgens verrichten diejenigen, die das Bedürfnis dafür empfinden, an den Brunnen ihre Waschungen, wobei es ziemlich ungeniert zugeht. Dann kommen die Wäscherinnen, um auf Brettern ihre Wäsche durch Klopfen und Reiben unter möglichster Ersparnis von Seife zu bearbeiten. Pferde, Rinder und Schafe werden daneben an den Brunnen getränkt; unaufhörlich erscheinen die Frauen und Mädchen der nächsten Häuser und Straßen, um in ihren kupfernen Kübeln das Wasser für den häuslichen Bedarf zu holen. Sie bedienen sich dazu der außerordentlich festen, dünnen Traghölzer, an deren beiden Enden Haken für die Kübel angebracht sind und die stets über die linke Schulter gelegt werden.

Der Hauptbrunnen der Stadt befindet sich vor dem Rathause auf dem Marktplatz, über den die Hauptstraße des Orts hinweggeht und von dem mehrere Querstraßen sich abzweigen. Die Hauptgeschäfte, die größte Apotheke, die Post und die große Pfarrkirche sind an diesem Platze gelegen, der an Feiertagen auch den Männern als Versammlungsort zur Besprechung der städtischen Angelegenheiten und der politischen Vorgänge dient.

Die Pfarrkirche, die dem Erlöser und den Heiligen Viktor und Corona geweiht ist, scheint für ein bedeutendes Wachstum des Ortes, der erst vor verhältnismäßig kurzer Zeit zum Range einer Stadt erhoben worden, berechnet zu sein, denn sie vermag sechstausend, somit viel mehr Personen zu fassen, als Levico überhaupt gegenwärtig an Einwohnern zählt. Die frühere, aus dem Anfang des fünfzehnten Jahrhunderts stammende Kirche war zu klein geworden, und die Gemeindeverwaltung hatte 1869 den Beschluß gefaßt, statt kostspieliger Erweiterungsbauten lieber gleich einen Neubau auszuführen. 1871 wurde der Grundstein zu diesem gelegt, und nach sechs Jahren konnte die neue, nach dem Plane des Architekten Leopoldo di Claricini aus Görz gebaute Kirche eingeweiht werden. Sie weist lombardischen Stil in Verbindung mit byzantinischer Ornamentik auf, wie dies bei zahlreichen Kirchen Venetiens der Fall, ist dreischiffig und sowohl hinsichtlich des Materials wie der inneren Ausstattung mit großem Aufwand hergestellt. Die Fenster sind mit hübschen Glasmalereien versehen; mehrere gute Gemälde sind von anerkannten Tiroler Künstlern, von Ferdinando Bassi und Giustiniano degli Avancini, angefertigt.

Außer dieser Kirche besitzt Levico noch eine sehr alte Kapelle, die an der südlichen Seite des Ortes neben dem Kirchhof gelegen ist und geschichtliche Bedeutung durch einen am 23. Juli 1866 dort ausgefochtenen Kampf zwischen Österreichern und Italienern erlangt hat.

In der Nachbarschaft von Levico hat in früheren Zeiten überhaupt manches Gefecht stattgefunden, denn die Bewohner dieses Ortes sind stets mit großer Thatkraft für ihre Selbständigkeit eingetreten und haben ihre Unabhängigkeit von den Herren des Landes, den Fürstbischöfen von Trient, immer bewahren können, obgleich diese dicht neben Levico sogar ein festes Schloß, Selva, besaßen, das ihnen meist als Sommeraufenthalt diente und deren Ruinen heute an die Vergänglichkeit der Macht dieser streitbaren geistlichen Herren erinnern.

Nördlich und westlich von der Pfarrkirche und dem Marktplatz dehnt sich die neue Stadt aus, in der eine große Zahl von Hotels, Pensionen und Speisehäusern gelegen ist, da das frühere Badeetablissement sich

an dem nordwestlichen Ende des Ortes befindet. Die Anlage des neuen Kurhauses auf der entgegengesetzten östlichen Seite wird der Fortentwicklung Levicos noch Nordwesten hin nicht förderlich, sondern Veranlassung sein, daß weitere Neubauten sich um das jetzige Kurhaus gruppieren werden und daß dort ein neuer Stadtteil entstehen wird.

An das alte Kurhaus, das mit dem vergangenen Jahre als solches zu bestehen aufhörte, schließt sich ein kleiner Park mit alten Bäumen; vor ihm dehnt sich eine breite Terrasse aus, welche eine schöne Aussicht dorbietet, besonders auf den hübschen kleinen See von Levico, dessen Niveau zehn Meter tiefer liegt als das des Caldonazzosees, von dem er durch den waldigen Bergrücken von Tenno getrennt ist. Unterhalb der Terrasse geht die alte Poststraße von Trient vorbei, und jenseits befindet sich der Kurgarten, von dem aus man in einer Viertelstunde an das Ufer des Sees hinabgehen kann.

Die Bevölkerung Levicos ist wie die des ganzen Valsugana fast durchweg italienisch, und die Verkehrs- und Amtssprache ist demgemäß ebenfalls die italienische. Gegen das germanische Volkselement, gegen die Österreicher im besonderen, herrscht eine wenig freundliche Stimmung, so daß jeder Deutsche, der sich dort dauernd niederläßt, der einheimischen Bevölkerung gegenüber einen sehr schweren Stand hat und bei allen seinen Unternehmungen auf mehr oder minder offenkundigen Widerstand stößt. Den fremden Kranken dagegen kommt die Einwohnerschaft mit der größten Liebenswürdigkeit entgegen, und in den Hauptgeschäften und den ersten Hotels finden sich jetzt stets einige Personen, die der deutschen Sprache mächtig sind.

Von den alten einheimischen Trachten hat sich in Levico nichts erhalten; Reste davon findet man nur noch in einigen entlegenen Seitenthälern des Valsugana und im besonderen in dem des Tesino, in dem an hohen Festtagen der Glanz und die Farbenpracht der altertümlichen Trachten noch von den Frauen entfaltet wird. Mit der Sprache und den Volksgesängen haben sich noch viele alte Sagen erhalten, die zum Teil an die zahlreichen Burgruinen jener Gegend und an historische Erinnerungen anknüpfen, zum Teil der Phantasie längst gestorbener Geschlechter entsprungen sind.

Auch die Heilquellen von Vetriolo-Levico sind von solchen Sagen umwoben, und die Maultiertreiber und Führer, die die Levicaner Kurgäste noch Vetriolo begleiten, erzählen sie, wenn man zuhören will, gern; sie weisen auf den großen Mineralgehalt der Berge des Sugonathales und auf den einstigen Bergbau hin. So heißt es unter anderem, daß der Fravort, der Schutzgeist des Thales, drei Söhne hatte: Cupro (Kupfer), Sidero (Eisen) und Cobaldo (Arsenik). Diese schickte der Berggeist aus, um Gutes unter den Menschen zu thun. Statt dessen aber erzeugten sie, wohin sie kamen, Habsucht, Neid, Krieg und Tod, und als sie, hierüber selbst erschrocken, in ihres Vaters Heim zurückkehrten, da hielt Gott ein schweres Strafgericht über sie, verbannte sie dann aber auf ihres Vaters Fürbitte in den Monte Fronte, wo sie ihre bösen Thaten in Ewigkeit büßen müssen. Ihre Thränen aber sind zu der starken Quelle geworden, die zum Nutzen der leidenden Menschheit dem Berge seitdem entströmt. Diese bösen Brüder hatten auch eine Schwester Orela; auch sie betrauert das Los der Brüder, und ihre Thränen bilden die schwache, die sogenannte Ockerquelle.

Der Besuch dieser Quellen war früher mit großen Beschwerden verbunden, weil nur rauhe Saumpfade von Levico zu ihnen hinaufführten. Da die reine frische Gebirgsluft aber die wohlthuende Wirkung der Heilquelle noch beträchtlich erhöht, und da die Zahl der Kurgäste in Vetriolo daher beständig stieg, und nachdem die Levicaner Badeverwaltung auch dort ein großes Kur- und Badehaus errichtet hatte und mehrere Hotels entstanden waren, wurde es notwendig, auch einen besseren Weg nach Vetriolo herzustellen. Ein solcher wurde geschaffen, so daß diejenigen, denen das Hinaufreiten zu beschwerlich ist, in eigentümlichen kleinen Wagen, carrozzelle genannt, hinauffahren können. Diese Vehikel bestehen aus sesselartigen, nur für eine Person bestimmten, zweiräderigen, mit einem Pferde oder Maultier bespannten Fuhrwerken, die von daneben hergehenden Leuten geführt werden.

Die neue Badeverwaltung hat indessen jetzt den Bau einer Zahnradbahn von Le-

vico nach Vetriolo in Aussicht genommen, und es heißt, daß die Arbeiten für die Herstellung binnen kurzem in Angriff genommen werden sollen.

Ein Ritt oder eine Fahrt nach Vetriolo ist außerordentlich genußreich, da sie in dem Maße, wie man höher hinaufsteigt, immer schönere Fernblicke gewährt. Anfangs führt der in Serpentinen rasch ansteigende Weg durch niederes Buschwerk, das dann in prachtvolle Lärchen- und Tannenwälder übergeht, die den Monte Fronte bis Vetriolo und darüber hinaus bis zu seiner Spitze bedecken. Von den Hotels und namentlich


Lavarone.

von der Terrasse des alten Kurhauses, an das sich unmittelbar die Kapelle der Madonna della Neve anschließt, genießt man eine prachtvolle Aussicht über das ganze Valsugana und seine südlichen und westlichen Bergketten. Auf waldigen, aber allerdings sehr steilen und beschwerlichen Wegen steigt man dann zu der starken Quelle hinauf, die unter dem Verschluß der Badeverwaltung steht. Angethan mit einem wasserdichten Kapuzenmantel und mit einer Laterne ausgerüstet, folgt man nun dem Führer in einen Stollen, dessen Hauptgang mit Holzbohlen versehen ist und durch den wir nach Zurücklegung eines Weges von etwa zweihundert Metern zu einer grottenartigen Erweiterung gelangen, aus deren Spalten an vier Stellen das Wasser quillt, das von dort in hölzernen Röhren bis zu der Eingangshalle des Stollens geleitet, dort unter Aufsicht der dazu angestellten Beamten in Wasserfässer gefüllt und dann nach Levico hinuntergebracht wird.

Aus den Wänden und der Decke des Stollens rieselt überall Wasser, und an vielen Stellen ist das Gestein mit einem starken Belag von blauem und grünem Kupfer- und Eisenvitriol, mit eisen- und arsenhaltigen Krystallen und Stalaktiten bedeckt. Außerhalb des Quellhauses und des Stollens zeugen riesige Halden von dem früheren eifrigen Betriebe des Bergbaues.

Etwas unterhalb des alten Kurhauses befindet sich die sogenannte schwache oder Ockerquelle, die, doppelt so reichlich als die starke Quelle fließend, etwa zweiundzwanzig Liter in der Minute liefert. Durch Röhren in die Reservoirs von Levico hinabgeleitet, wird ihr Wasser dort unter vorschriftsmäßigem Zusatz von starkem Wasser zu den Bädern verwandt. Die Grotte, der diese Quelle entspringt, ist vollständig mit Eisenoxydulkrystallen inkrustiert.

Die nächste Umgebung von Levico ist reich an hübschen Aussichtspunkten und sehenswerten Ortschaften, die die Ziele der Spaziergänge der Levicaner Kurgäste bilden.

So bietet denn Levico-Vetriolo, das mit Recht die „Perle des Valsugana“ und ein „Dorado für Nervenkranke und Blutarme“ genannt wird, denen, die dort Heilung suchen, des Interessanten und Sehenswerten unendlich viel, und es ist nur eine Frage der Zeit, daß die beiden Kurorte und mit ihnen das ganze Valsugana ein beliebtes Reiseziel nicht nur der heilungsbedürftigen Kranken, sondern auch der reiselustigen Gesunden werden.



Thomas Truck.

Ein Buch von gestern und morgen.

Von

Felix Hollaender.

VIII.

(Nachdruck ist untersagt.)

In einer der nächsten Nächte stellte Thomas die letzte Nummer des „Festsaals“ zusammen.

Es gab für ihn keine Möglichkeit mehr, das Blatt weiterzuführen. Er mußte schon für seine Person verzweifelt kämpfen, um sich nur über Wasser zu halten.

Alle Hilfsquellen und -mittel waren erschöpft. Niemand trat opferfreudig ihm zur Seite. Die letzten Groschen hatte er zusammengerafft und mit dem Drucker einen Vergleich geschlossen, laut dessen er sich verpflichtete, die Restschuld in den nächsten Jahren ratenweise zu tilgen.

Nun war auch noch der Abfall der Freunde hinzugekommen, so daß es zum Schlusse keinen frohen Abschied, sondern eine heftige Auseinandersetzung gab.

Fründel, Heinsius und Lissauer hatten geharnischte Erklärungen gegen seinen letzten Aufsatz eingesandt, auf die er in entschlossener Sprache erwiderte. Aber bei aller Unzweideutigkeit war seine Antwort doch von einer tiefen Ruhe und zuversichtlichen Heiterkeit getragen. Den Lesern dankte er für ihre Treue und ihr Vertrauen. Er erklärte, daß er sich verpflichtet gefühlt hätte, von seiner inneren Wandlung Zeugnis abzulegen. In dem, was er als Wahrheit erkannt, könnte er nicht dem Bruder, nicht dem nächsten Freunde weichen. Der Kampf für die Freiheit höre für ihn nicht auf. Er würde ihn kämpfen bis zu seinem letzten Atemzuge. Unverstandener denn je wandele der Christ unter uns. Sein Wort: „Mein Reich ist nicht von dieser Welt“ sei eine inhaltsschwere Anklage, unter deren Wucht am Tage des Gerichts diejenigen zusammenbrechen würden, die den Gram des Volkes geschürt hätten.

Als er diese Zeilen geschrieben hatte, griff er nach seinem Hut.

Er hatte das Bedürfnis nach frischer Luft. Er konnte jetzt nicht schlafen.

An der Entreethür fuhr er erschreckt zurück.

Katharine stand barfüßig, unbekleidet, mit wirren Haaren da und sah ihn mit großen Augen traurig an.

„Was ist denn?“ fragte er leise. „Willst du dich auf den Tod erkälten?“ setzte er hinzu.

Ihr Blick that ihm weh.

Er nahm ihre Hand und streichelte sie.

„Thomas," sagte sie zitternd und frierend, „ich kann nichts dafür."

„Ja, ja," antwortete er hastig. Und indem er sich über die Stirn fuhr: „Es ist Nacht und Schlafenszeit."

„Kommst du wieder?" fragte sie ängstlich und in sonderbarem Ton.

„Ich komme wieder ... selbstverständlich!"

Sie nickte, gab die Thür frei und schlich davon.

Langsam ging er hinunter.

Auf der Straße blickte er auf die Uhr.

Es war ein viertel auf zwei.

Wie spät, dachte er.

Grübelnd und bedrückt schritt er vorwärts.

Er achtete nicht des Wegs. Instinktiv suchte er die Nebengassen auf, wo er sicher sein durfte, um diese späte Stunde keinem Menschen mehr zu begegnen.

Es war auch ganz still um ihn. Tiefe, nächtliche Stille.

Einmal horchte er auf.

Waren das nicht Hilferufe? ...

Und jetzt hörte er es ganz deutlich.

Er ging eilig nach der Richtung, aus der das Rufen zu ihm gedrungen war.

Aha ... da ... da ...

An einem Laternenpfahl klammerte sich ein Mensch fest, auf dessen Gesicht es beständig hin und her zuckte, während ihm aus dem Munde der weiße Schaum quoll und seine Augen wie verglast schienen. Ein Arbeiter mit grauen Bartstoppeln hielt ihn.

Ein paar Schritt entfernt stand ein Schutzmann, der auf einen wehrlosen Menschen mit der flachen Klinge einhieb. Gerade, als Thomas hinzutrat, brach der Angegriffene unter den Streichen bewußtlos zusammen.

Jetzt erst kam der Schutzmann zur Besinnung. Und als er das fragende Gesicht Thomas' auf sich gerichtet sah, sagte er, noch pustend, auf den am Laternenpfahl hinweisend: „Ich habe diesen betrunkenen Burschen auf die Wache bringen wollen, da ist mir der Kerl da in die Arme gefallen. Nun hat er's!"

Thomas wußte nicht, wohin er zuerst sein Auge wenden sollte — auf den am Boden Blutenden oder auf jenen, der in seinen Krämpfen am Pfahle Stütze und Halt suchte.

Ein maßloser Zorn ergriff ihn.

„Sie haben ja wie ein Barbar auf den Menschen eingehauen," sagte er, seiner selbst kaum noch mächtig, während er sich bückte, sein Taschentuch hervorzog und das Blut des Verwundeten zu stillen suchte, das aus einer Kopfwunde unaufhaltsam strömte. Er sah sich hilflos um. „Wo ist denn die nächste Rettungsstation?" fragte er.

Der Schutzmann antwortete nicht sofort. Aber der Mann mit den grauen Bartstoppeln, der den an der Laterne Stehenden hielt, warf ihm bedeutungsvolle Blicke zu und rief mit drohender Stimme: „Det is allens nich wahr, ick bin dabei jewesen!"

Thomas stand auf und trat näher. Er fixierte scharf den angeblich Betrunkenen, dessen Puls er nahm. Gleichzeitig bemerkte er auf dem Pflaster einen Hausiererkasten, aus dem Bleistifte, Manschettenknöpfe und Notizbücher gefallen waren.

Er maß den Schutzmann von unten bis oben. „Der Mensch ist ja krank," sagte er. „Ich bin Arzt und erkläre Ihnen, daß der Mensch epileptische Krämpfe hat. Verstehen Sie mich?" fügte er hart hinzu.

Der Schutzmann machte zuerst eine verdutzte Miene, dann lachte er laut auf. „Krämpfe! Hat sich was! Betrunken ist er, weiter nichts!" Er beugte sich, legte die Sachen in den Kasten und nahm den Epileptiker am Arm. „Nu vorwärts marsch! Das Weitere wird sich schon finden!"

Thomas und der Bartstoppelige gingen mit. Es war dies ein Mensch mit kurzgeschnittenem, grauem Haar, einer auffallend langen Nase und einem hervorstehenden, breiten Kinn.

Unterwegs erzählte er: „Det is der purste Schwindel. Ick habe et mit meine Oogen jesehen, wie der Blaue uff den Hausierer losjing. Der andere sagte man bloß: ‚Man sachte, man nur nich so scharf!' Is ja möglich, daß er ihn dabei zufällig jestreift hat. Na, der Blaue ist jleich fuchswild geworden und uff ihn losjestürzt. Det habe ick jesehen!"

„Sind Sie bereit, das zu bezeugen?" fragte Thomas.

„Na un ob!"

Sie waren jetzt bei einer Rettungsstation angelangt. Der Schutzmann meldete, daß man den Verwundeten fortschaffen sollte.

Thomas trat rasch hinzu, stellte sich als Arzt vor und erklärte, daß man so schnell als möglich hineilen müßte, da der Betreffende bewußtlos sei. Und auf den Epileptiker hinweisend, bemerkte er: „Diesen Mann hält der Herr für einen Betrunkenen!“

Der Schutzmann sah ihn wütend an.

Man ging jetzt auf die Wache, die schnell erreicht war.

Unten wurde die Klingel gezogen, und bald darauf wurde das Hausthor von einem Schutzmann geöffnet.

Der diensthabende Wachtmeister schleppte einen dicken Folioband herbei, und der Schutzmann gab seinen Bericht zu Protokoll.

Der Epileptiker hatte sich erholt. Er besann sich auf nichts mehr. Er stammelte verwirrtes Zeug und blickte nur demütig um sich.

Der Bartstoppelige und Thomas wünschten zu dem Protokoll ihre Zusätze zu machen.

Der Wachtmeister erklärte, daß das nicht zulässig sei. Es stünde bei ihnen, Anzeige zu machen.

Thomas stellte die Nummer und den Namen des Schutzmanns fest. Alles in ihm gärte. „Dieser Mensch gehört ebenfalls auf die Rettungsstation,“ sagte er, auf den Epileptiker weisend, „er muß unter allen Umständen zu Bett gebracht werden. Es ist ganz gleichgültig, ob der Mann vorher ein paar Schnäpse getrunken hat, krank ist er in jedem Fall!“ Hierauf entfernte er sich mit seinem Gewährsmann und ging sofort auf die Rettungsstation.

Der Verwundete war wieder zur Besinnung gelangt. Seine Verletzungen waren weniger gefährlich, als es den Anschein gehabt hatte. Er fühlte sich aber elend und geschwächt.

Thomas ließ sich von dem Bartstoppeligen Namen und Adresse geben und eilte nach Hause.

Durch die Nacht und alles Vorangehende erregt, erschienen ihm die Vorgänge in kraffestem Licht.

Er zündete die Lampe an, setzte sich an seinen Schreibtisch und schrieb in fliegender Eile alles nieder.

Die Feder flog über das Papier. Der Eindruck des Erlebten zitterte in ihm nach. Scharfe, bittere Ausdrücke fielen.

Dann legte er sich nieder, ohne Schlaf finden zu können. Am frühen Morgen war er in die Druckerei geeilt, um das letzte Material abzuliefern. Darunter befand sich der Artikel, der die Vorgänge der letzten Nacht unter der Überschrift „Ein Wächter der öffentlichen Ordnung“ schilderte. Er wartete im Setzersaal auf die Korrektur. Als er sie las, stieg eine dunkle Ahnung auf, daß der Aufsatz für ihn Folgen haben könnte. Er lächelte nur und änderte kein Wort. Er kannte keine Furcht.

* * *

In der hell erleuchteten Philharmonie brachte Abraham Gebhardt mit dem philharmonischen Orchester seine große Symphonie „Das Reich der Freude“ zur Aufführung.

Die schmächtige Gestalt des Musikers wuchs beim Dirigieren. Alles in und an ihm war Bewegung. Seine hellen, leuchtenden Augen waren bald auf die Bläser, bald auf die Streicher gerichtet. Sein ganzer Mensch war ein einziger Rhythmus. Die blonden Locken tanzten mit.

Zu Thomas und Bettina strömten die mächtigen Tonwellen.

Abraham Gebhardt hatte sie eingeladen und Thomas geschrieben, er halte zu ihm jetzt und alle Zeit. Bei ihm seien seine Worte auf fruchtbares Erdreich gefallen.

Der erste Satz war zu Ende. Eine eisige Stille herrschte. Als ein paar Hände sich rühren wollten, wurden scharfe „Psts“ laut, so daß sofort wieder Ruhe eintrat.

Thomas sah Bettina betroffen an.

„Sie verstehen seine Musik nicht,“ erwiderte sie leise, „diese Musik, die neu und groß ist ...“

Nach dem zweiten Satz entstand ein heftiges Zischen.

Ein großer Teil des Publikums verließ ostentativ den Saal.

Der Musiker drehte sich wie ein verwundetes Tier um und wischte sich den Schweiß von der Stirn.

Wieder setzte das Orchester ein.

Die Zurückgebliebenen hörten kaum noch hin. Man tauschte höhnische Bemerkungen aus.

Als die Schlußaccorde verklangen, da begann eine Art von Radaustimmung loszu-

brechen: Gejohle und Zischen wild durcheinander.

Thomas und Bettina klatschten nicht. Sie sahen, daß das für die anderen nur ein Signal zu neuem Lärmen bedeutete.

Das Orchester hatte sich entfernt.

Abraham Gebhardt blickte in den sich leerenden Saal, während nichts auf seiner Miene verriet, was in ihm vorging. Er betrachtete aufmerksam und gespannt die Menschen, die ihn aushöhnten.

Thomas ließ kein Auge von ihm. Er führt sie in das Reich der Freude, dachte er, und dafür kreuzigen sie ihn. Das alte, uralte Schicksal derer, die das Licht tragen. Er beugte sich zu Bettina herab. „Sieh, wie das Licht blendet,“ flüsterte er.

In dieser Stunde fühlte er sich mit dem Musiker eins. Auch er hatte in das Reich der Freude, in den erleuchteten Festsaal führen, das Evangelium der Freiheit verkünden wollen. Aber dicht vor dem Thore hatten sie mit Steinen nach ihm geworfen. Der Abend glich seinem eigenen Leben. Tauben Ohren hatte er gepredigt, niemand hatte ihn gehört. Und als er die Stimme lauter und freier erhoben, alle Schranken durchbrochen, alle Hüllen von sich geworfen hatte, waren die ihm Nächsten entsetzt von ihm gewichen.

Wer hatte ihn gehört? — Niemand ... niemand. Ihm gellte das Echo in den Ohren: Steinigt ihn! ... Er sah ihre verzerrten Gesichter ... Steinigt ihn! ...

Bettina drückte seinen Arm.

Da atmete er tief auf und sagte nur: „Ich trete die Kelter allein!“

Und dann sah er wieder in das ruhige Gesicht des Musikers.

Draußen erwarteten sie ihn.

Es dauerte lange, ehe er kam. Er hatte über den dünnen Hals den Kragen des Mantels geschlagen. Als er sie bemerkte, verklärte ein sanfter Ausdruck seine Züge.

Bettina sagte — und er fühlte, daß sie die Wahrheit sprach —: „Ich finde Ihre Musik groß, ernst und schön — neu und voller Zukunftskeime!“

Es leuchtete wunderbar über seine Miene. „Wissen Sie,“ erwiderte er, „ich habe mich einen Augenblick gefragt, ob ich oder diese Horde den Verstand verloren hätte. Und ich habe mir geantwortet,“ fügte er lächelnd hinzu, „daß ich bei Sinnen sei. Und da war aller Zorn in mir verraucht. Zorn ist ein giftiges Kraut! Kommen Sie,“ schloß er, „trinken wir auf das Reich der Freude!“

Und Thomas und Bettina folgten ihm. So ein tiefer Frieden war über sie gekommen.

Ganz in der Nähe war eine kleine Weinstube, in der kein Mensch saß.

Rheinwein, bestellte der Musiker. Goldenen Rheinwein.

Als die Gläser mit dem funkelnden Naß gefüllt waren, wuchs eine feierliche Stimmung in ihnen auf. Von allem Hader fühlten sie sich abseits.

Hell und rein tönten die Gläser zusammen. „Auf das Reich der Freude!“ Es klang wie ein Gelöbnis. Ernst und bedeutungsvoll blickten sie sich dabei an.

* *
*

Es war um Mitternacht, als Thomas Bettina nach Hause brachte. Beim Einbiegen in die Lothringerstraße sahen sie schon von weitem, wie ein dunkler Schatten vor ihrem Hause sich gespenstisch hin und her bewegte. Als sie näher kamen, erkannten sie, daß es die Brose war.

„Was hat denn das zu bedeuten?“ fragte Thomas. Und gleichzeitig bemerkte er Bettinas ängstlich auf sich gerichtete Augen.

Sie antwortete nicht.

Aber plötzlich hatten beide das unabweisbare Gefühl, daß irgend etwas Folgenschweres sich ereignet haben müsse. Sie sprachen kein Wort. Sie schritten rascher vorwärts.

Jetzt hatte auch die Brose ihnen das Gesicht zugewendet und sie wahrgenommen. Sie kam auf sie zugeeilt.

„Brose, was ist denn?“ fragte Thomas entsetzt.

Ihre Züge waren grau wie in Kalk getaucht. Sie vermochte zunächst keinen Laut hervorzubringen. Sie machte vergebliche Anstrengungen, babbelte unverständliche Worte und sah nur mit entsetztem Gesicht zu ihm empor.

Bettina faßte ihre Hand. „Liebe, liebe Frau Brose!“ rief sie, während sie mutig alle Furcht und Angst hinunterschluckte.

Allmählich erst fand die Brose ihre Fassung wieder — ihre Starre löste sich. „Der

„Festsaal“ ist konfisziert worden,“ stammelte sie ... „alle Ihre Papiere hat man beschlagnahmt.“

Bettina fuhr zusammen. Aber sie schloß die Lippen fest aufeinander und blickte Thomas mühsam, gottsjämmerlich lächelnd an.

Thomas blieb ruhig. Und ganz gelassen erwiderte er: „Aber Brose, das ist doch nicht so etwas Arges, darum brauchen Sie uns doch nicht einen solchen Schrecken einzujagen.“

Und sich an Bettina wendend, fügte er hinzu: „Das kommt nämlich alle Tage vor, das ist absolut nichts Außergewöhnliches!“

„Es ist ja auch nicht alles,“ stieß die Brose hervor. „Nämlich ... nämlich ...“ stotterte sie, „die Josefa“ — und auf einmal fing sie bitterlich zu schluchzen an — „die Josefa hat ... hat ... hat sich und Fründel umgebracht ...“

„Wa—a—a—s!“ Er klammerte sich an die Bettina. Sie fühlte, wie er sich nur mit Mühe aufrecht hielt. „Umgebracht? ... Umgebracht ...?“ Er stierte sie an.

Sie nickte nur schluchzend.

„Das ist ja nicht möglich,“ flüsterte er, „das ist ja undenkbar!“

Und nun herrschte eine Todesstille. Sie hörten ihre Herzen pochen.

Gevatter Hein schritt neben ihnen. Er hatte eine Leichenbittermiene aufgesetzt und trug einen Frack mit langen Schößen. Er grinste beständig.

„Von wem wissen Sie es denn?“ fragte Thomas endlich dumpf.

„Die Liers war hier,“ antwortete sie weinend, „sie sind alle bei der Liers!“

Er richtete sich schwerfällig auf. Aus dem Reich der Freude in die dunklen Gefilde des Todes, dachte er und fuhr sich über die Augen. Sein Körper erschauerte. „So gehen wir auch dahin!“ Er sagte es kaum hörbar.

Sie schleppten sich die wenigen Straßen vorwärts. Wie Blei lag es in ihren Gliedern.

Bettina hörte, wie zu ihren Häupten die Fittiche des Todes rauschten. Warum mußte er diese Menschen kennen lernen? fragte sie sich verzweifelt.

Unter ihren Tritten knarrte die Treppe in unheimlichem Geräusche.

Thomas klopfte kaum hörbar an und erschrak bis ins Innerste vor dem Ton, den er hervorgerufen.

Die Hebamme öffnete. „Ah, da sind Sie!“ machte sie heiser und reichte Thomas die Hand, und wieder sah er wie bei der Brose auf vergrämte und verstörte Züge.

Sie traten ein.

Im äußersten Winkel kauerte Liers. Er sah nichts und hörte nichts. Er hielt die Hände vor sein Gesicht gedrückt. Er stöhnte in sich hinein.

Am Tische hockte die Ingolf und hatte den Kopf auf die Platte gedrückt. Man wußte nicht, ob sie weinte.

Die Liers legte die Hände auf ihre Schultern und sagte in einem fort: „Fräuleinchen ... Fräuleinchen ...“ Aber sie bekam keine Antwort.

Eine Gruppe für sich bildeten die Lissauer und Blinsky.

Die Lissauer zog Thomas in eine Ecke. „Wirr ... wirr sein ausgewiesen ...“ Dabei strich sie sich beständig mit ihren weit gespreizten Fingern über die flache Brust. „Wirr ... wirr missen in achtundvierzig Stunden weg sein.“ Und noch einmal wiederholte sie: „Wirr sein ausgewiesen ... Wirr kennen jetzt betteln gehn ... heren Sie?“ ... Sie stellte sich auf die Zehen und beugte sich an sein Ohr. „Die andern haben wenigstens ihre Ruhe ... die sehn und heren nichts mehrr. Aber wirr ... was machen wirr?“ ... Sie war wie gebrochen. Sie stieß alles im Ton der Anklage hervor. Sie dachte nur an ihr eigenes Elend.

Als Lissauer auf sie zutrat, duckte sie sich, als ob sie fürchtete, geschlagen zu werden.

Thomas machte sich von ihr los. Sie verursachte ihm grenzenlose Pein. Eine Stimme in ihm rief: Das ist das Leben! ... das ist das Leben! ...

Was war das für eine Nacht, die über die Menschen in diesem Zimmer hergefallen war ... Sie wisperte und raunte ihnen schreckhafte Dinge zu ... sie rumorte und raschelte, als ob sie schwarze, schwere Seide um sich gelegt hätte ... man hörte deutlich, wie die Falten ihres Gewandes knitterten ... Zu allen kam sie herangeschlichen und trug das Antlitz des Todes ... Sie beugte sich

über alle, als wollte sie sie umschlingen und an sich reißen ... Sie kroch zu ihnen heran und streckte ihre dürren Arme nach ihnen aus — —

Wieder klopfte es.

Sie fuhren in die Höhe.

Es war Heinsius. Alle drängten sich um ihn.

Auch die Ingolf hatte sich jetzt erhoben. Das große, starke Mädchen sah ihn mit leeren, erloschenen Augen an.

Er nahm ihre Hand. „Sein letztes Wort war ein Gruß an Sie. Sie sollten nicht weinen, soll ich Ihnen bestellen. Sie sollten aufrecht blicken. Er läßt Ihnen sagen, sein Tod sei eine Befreiung für Sie. Er hätte kein Glück in sich gehabt und keines zu geben vermocht." Heinsius hielt inne. „Was macht ihr denn solche Gesichter?" rief er und zwinkerte. „Dieser Mensch starb in Größe und ohne Furcht! Er gab auch im Tode keinen Laut von sich auf ... Von Josefa meinte er, sie hätte von sich aus recht gehabt. Er hätte keinen Zorn gegen sie ... Was wollt ihr also? Diese Menschen haben sich erfüllt!"

Niemand antwortete ihm.

Aus den Augen der Ingolf drangen große, erlösende Thränen.

Die Liers war zu ihrem Mann gegangen und legte ihre breite Rechte in sein glänzendes Haar. Er rührte sich nicht.

„Woher wissen Sie das alles?" fragte Blinsky schüchtern.

„Ich war gegen Abend zufällig zu ihm gegangen. Ich hatte vorher keine Ahnung. Man hatte ihn bereits ins Krankenhaus gebracht. Sie liegt auf der Morgue. Ich traf ihn noch bei klarem Bewußtsein. Er war im Angesicht des Todes groß, mutig und stark wie immer." Und indem er sich wieder zur Ingolf umdrehte: „Sein letztes Wort war Ihr Name, Fräulein!"

Für eine Sekunde erhellten sich die Züge des Mädchens.

Heinsius nahm seinen Hut. „Auch die Nacht wird vorübergehen!" Ruhig ging er zur Thür. Die anderen folgten ihm.

In diesem Augenblick erhob sich Liers. „Heinsius!" rief er heiser.

Der Volksschullehrer wandte sich um. „Was ist Ihnen denn?" fragte er und sah verwundert auf den Menschen, den der Schmerz verzerrt hatte.

Die Hebamme preßte ihre Stirn an die kalte Scheibe des Fensters und starrte in die Nacht hinaus.

„Ich will wissen, ob die Josefa noch lebend war, ob sie ..." Liers brach ab und senkte den Kopf.

„Niemand hat sie lebend angetroffen," erwiderte Heinsius.

„Hm," machte der andere. „Ich danke!" Dieses „ich danke" hatte etwas Erschütterndes.

Der Volksschullehrer streifte ihn mit einem Blicke überlegenen Mitleids. Dann eilte er den übrigen nach, die bereits auf der Treppe waren.

Die Liers hatte ihm stumm den Hausschlüssel in die Hand gedrückt.

— — — — — — — — — — — — —

„Tom," sagte Bettina, als er ihr vor dem Hause Gute Nacht sagte, „denke an dich." Und flüsternd wiederholte sie: „Denke an dich. Und morgen in der Frühe komm zu mir, hörst du?!"

„Ich werde kommen," entgegnete er tiefernst. Er fühlte, wie sie litt.

„Tom, wenn diese Nacht erst vorüber wäre!"

Er wandte sich an die Brose. „Wachen Sie bei ihr," bat er.

Die Frau nickte schmerzhaft.

Er nahm die Hand Bettinas und ging.

Sie sah ihm noch mit halb vorgebeugtem Körper und liebenden Augen nach, als er längst um die Ecke gebogen war. Ihre feinen Nasenflügel bebten. Sie lauschte auf seine verhallenden Schritte.

Wie ein krankes Kind zog die Brose sie behutsam mit sich fort.

— — — — — — — — — — — — —

Als Thomas zu Hause angelangt war, trat er sofort an das Bett seiner Frau. Er glaubte, sie schliefe. Aber sie saß aufgerichtet mit verschränkten Armen da.

Das Licht schwankte in seiner Hand. „Du schläfst nicht?" fragte er.

„Nein, ich habe auf dich gewartet!"

„Weißt du es denn?"

Sie schüttelte den Kopf.

Er überlegte eine flüchtige Minute, ob er ihr es jetzt sagen sollte.

„Wie siehst du denn aus?" rief sie. „Du siehst ja wie versteinert aus! Was ist denn los?"

Sie sprang aus dem Bett.

„So rede doch, Thomas!"

Da sagte er ihr alles. Seine Stimme schlug schluchzend über.

Sie hörte ihm gespannt zu. Ihre Pupillen schienen sich zu erweitern. „Sie hat sich umgebracht," murmelte sie beständig, als könnte sie es nicht fassen, als begriffe sie es nicht völlig. Und wie ein Mensch, der eine Gehirnerschütterung davongetragen, wiederholte sie fortwährend: „Sie ... hat ... sich ... umgebracht ... umgebracht ... umgebracht ..."

Nun reute es ihn tief, es ihr gesagt zu haben. „So nimm dich doch zusammen!" bat er.

Sie sah ihn rätselhaft und schwärmerisch an. Ihre Lippen bewegten sich beständig. Etwas Dunkles und Geheimnisvolles ging in ihr vor.

Ganz vorsichtig, als fürchtete sie, ihm wehe zu thun, streichelte sie seinen Arm. Und immer wieder entrang sich ihr dieses: „Sie hat sich umgebracht ..."

Alles begann sich vor seinen Augen zu drehen.

Jetzt kommt wieder ihr Anfall, dachte er, und ich bin daran schuld. Warum mußte ich sie mitten in der Nacht aufregen!

„Du sollst keine Furcht haben," brachte sie weinerlich hervor und legte sich wieder in das Bett. Und ganz demütig sagte sie: „Thomas, setze dich zu mir, hörst du? ... Bleibe bei mir! ... Bleibe ein kleines Weilchen bei mir!"

Er gehorchte und rückte einen Stuhl an ihr Bett.

Sie nahm seine Hand, die sie festhielt, schloß die Augen und lächelte seltsam.

Aber ihm kam dies Lächeln leidvoll und krank vor.

In kurzen Zwischenräumen schlug sie die Augen immer wieder auf, als müßte sie sich überzeugen, ob er noch da wäre. Und jedesmal stieß sie dann wieder hervor: „Sie hat sich umgebracht ..."

Als sie endlich einschlief, drang die Wintersonne, von grauen Nebeln eingehüllt, durch die Fensterscheiben, kahl und freudlos.

Ganz sanft entzog er ihr seine Rechte.

Lange sah er sie traurig an. Dann schlich er in das nächste Zimmer.

* * *

Die Anklage des Staatsanwalts gegen Thomas Truck lautete auf Beamtenbeleidigung, Verächtlichmachung van Staatseinrichtungen, Aufreizung zu Gewaltthätigkeiten.

Der Vertreter der äffentlichen Ordnung war ein breitschulteriger, mittelgroßer Mann. Er hatte einen starken, roten Schnurrbart und gleichfarbiges, dünnes Haupthaar, das mit großer Sargfalt gescheitelt war.

Auch die früheren Nummern des „Festsaals" hatte er durchstäbert und aus den Aufsätzen des Thomas Truck eine Blütenlese van Stellen der erweiterten Anklage beigefügt. Der Präsident war ein kleiner Mann mit einem wahlwallenden Gesicht, das van einem graumelierten Vollbart umrahmt war. Die vier Beisitzer schienen verhältnismäßig jung. Sie hatten alle blande Schnurrbärte, die sich in der Stärke gleichsam abstuften, und alle trugen sie den nämlich geraden, durchgezogenen Scheitel, der ihren Kopf gleichsam in zwei Hälften teilte.

Diese übereinstimmenden Äußertichkeiten gaben ihnen etwas unbewußt Kamisches, obwahl sie in ihren langen, schwarzen Talaren streng und ernst dreinschauten.

Sie saßen auf einer Erhöhung. Auf dem langen Tisch vor ihnen lagen die Akten neben mächtigen runden Tintenfässern. Seitwärts hatte der Staatsanwalt seinen Platz.

Hinter einer Art van kleinem Verschlage saß Thomas mit verschränkten Armen. Er blickte ruhig und ermutigend zu Bettina hinüber, die neben der Brase in dem durch eine Barriere abgesonderten Zuschauerraum, klopfenden Herzens, bleich und blaß, der Dinge harrte.

Der Fall der Beamtenbeleidigung wurde zuerst verhandelt.

Thamas gab die gleiche Schilderung von den Vorgängen jener Nacht wie in der letzten Nummer des „Festsaals".

Nun wurde der Schutzmann hereingerufen.

Er trug seine Amtsunifarm und stellte sich in strammer, saldatischer Haltung vor die Richter. Er wurde nach Namen, Glau-

bensbekenntnis, Stand und Alter gefragt; dann wurde er sofort vereidigt.

Mit lauter, knarrender Stimme, die rechte Hand zum Schwur in die Höhe haltend, sprach er dem Präsidenten die Worte nach: „Ich schwöre bei Gott dem Allmächtigen, Allwissenden, daß ich die reine Wahrheit sagen, nichts hinzusetzen, nichts verschweigen werde, so wahr mir Gott helfe, Amen.“

Während dieses Vorganges, der sich in der Sitzung noch mehreremal wiederholte, erhoben sich alle, die Zuhörer inbegriffen, von ihren Plätzen.

In einer Rede, aus deren Ton man das Eingelernte heraushörte, bekundete der Schutzmann, daß er den Hausierer in betrunkenem Zustande angetroffen und sich gleichzeitig überzeugt habe, daß der Mann keinen Gewerbeschein bei sich trug.

Die Frage des Präsidenten, ob er irgend einen Krampfzustand an dem Manne wahrgenommen, verneinte er. Erst durch den Angeklagten sei er darauf aufmerksam gemacht worden. Nach seinem Dafürhalten hätten sich die Krämpfe auch da erst eingestellt. Er fuhr in seinem Berichte fort, daß, als er den Hausierer habe abführen wollen, ein völlig Unbeteiligter ihm in den Arm gefallen sei. Der Mann habe ihn in der Ausübung seiner Amtspflichten hindern wollen und sei nicht abzuschütteln gewesen. Schließlich sei er in der Notwehr mit der Klinge auf ihn losgegangen.

Der Präsident unterbrach ihn mit der Frage: „War bei diesem ganzen Streite der Tischlergeselle Lübcke, der nach der Darstellung des Angeklagten den Hausierer stützte, zugegen?“

Der Schutzmann schüttelte den Kopf. „Nein, Herr Präsident! Der Mann kam erst hinzu, nachdem ich vergebliche Versuche gemacht hatte, meinen Angreifer loszuwerden.“

Nunmehr rief der Gerichtsdiener den Hausierer herein.

Es war das ein verkümmerter, elender Mensch, der sich gedrückt und scheu umsah. Er stotterte mehr, als er sprach. Er konnte sich auf die Vorgänge überhaupt nur dunkel besinnen.

„Ick verjesse alles, Herr Jerichtshof, wenn ick meinen Anfall krieje, und an dem Abend hatt ick meinen Anfall!“

„Hatten Sie vorher getrunken?“ mischte sich der Staatsanwalt mit scharfer Stimme in die Verhandlung.

„Det kann meglich sind,“ antwortete er, „wenn man miede ist, trinkt man seinen Schnaps!“

„Sie hatten ein gehöriges Quantum getrunken, was?“ forschte der Staatsanwalt weiter.

„Herr Jerichtshof,“ erwiderte der Mann eingeschüchtert, „det weeß ick nich mehr — det weeß ick wirklich nich mehr! Det is übrijens janz verschieden! Wenn't kalt is, trinkt man mehr, und denn kommt et ooch darauff an, ob man 'n paar Pfennije zusammenjekratzt hat. Et richt' sich janz noch dem Jeschäft!“

„Diese Auslassungen interessieren uns nicht,“ sagte der Präsident unwirsch. „Halten Sie sich gefälligst zur Sache!“

Der Hausierer senkte unterwürfig den Kopf. Er mußte beiseite treten.

Der nächste Zeuge war der von dem Schutzmann Verwundete.

„Sie müssen schwören,“ sagte der Präsident zu ihm. „Sie wissen, daß Meineid mit mehreren Jahren Zuchthaus bestraft wird. So, nun erzählen Sie!“

Der Zeuge warf einen flüchtigen Blick auf den Staatsanwalt, der sich erhoben hatte und ihn durchbohrend ansah.

„Ick bin uff'n Nachhauseweg zufällig vorbeijekommen. Wie ick da sah, daß der Schutzmann den Hausierer da an 'n Krajen packte, und dann sah ick ooch, det der Mann janz elend aussah, na, da sagte ich eenfach ... ick sagte janz ruhig und eenfach: na, immer sachte, Männeken. Und dann sagte ick: Sie sehen doch ... aber der Schutzmann ließ mir man jar nich ausreden. Ick sollte meine Fresse halten, sagte er, und meiner Weje jehen. Darauf sagte ick: Ne Fresse hätt ick nich, so 'n Deutsch versteh ick nich. Er sollte sich 'n bisken jebildeter ausdrücken. Und da ist der Mann uff mich losjejangen und hat flach jezojen. Ick bin schließlich hinjefallen und habe die Besinnung verloren. So war et! Det is allens, wat ick weeß!“

Bettina hatte sich bei diesen Worten über die Brüstung gebeugt und starrte angstvoll auf den Sprecher.

„Ruhig, ruhig,“ flüsterte die Brose.

„Ich möchte an den Zeugen ein paar Fragen richten," sagte der Staatsanwalt. „Waren Sie an dem Abend nüchtern, Herr Zeuge?"

„Vollkammen!"

„Woher kamen Sie denn nun die späte Stunde?"

„Ick hatte Skat jespielt."

„So?" machte der Staatsanwalt, „Sie hatten Skat gespielt! Wo denn?"

„In 'n Wirtshaus beim Oranienburger Thor."

„Gerade das wallte ich wissen. Also Sie waaren im Wirtshaus? Van wann bis wann?" Er blickte bei jeder seiner Fragen den Zeugen scharf, beinahe drohend an.

„Na, et wird gewesen sind von Uhre zehne bis jejen eins."

„Wa waren Sie denn varher?"

„Varher war ick bei meinem Bruder."

„Was haben Sie denn im Wirtshaus getrunken?"

„Wenn't viel sind, fünf Jlas Helles!"

„Und dazu Schnaps, wie?"

„Kann sind, dat ick einen Korn jetrunken hab!"

„Besinnen Sie sich, Zeuge, ganz genau! Ich mache Sie darauf aufmerksam, daß Ihre Aussage unter dem Eide steht. Ich frage Sie nachmals: Haben Sie nur einen Karn getrunken?"

Der Mann sah unsicher bald zum Staatsanwalt, bald zum Präsidenten. Er fragte sich dunkel nach dem Sinn der Fragen, die in überlautem, scharfem Ton an ihn gerichtet waren. Er saß dach nicht auf der Anklagebank.

„So jenau kann ick mir natürlich nich erinnern, zumal ick meene Besinnung an dem Abend verlaren habe von wejen dem da" — er wies mit einer Seitenbewegung auf den Schutzmann, der ebensa wie der Hausierer auf der Zeugenbank Platz genommen hatte.

„Sie geben alsa die Möglichkeit zu," nahm der Staatsanwalt das Wort wieder auf, „mehrere Schnäpse getrunken zu haben?"

Der Mann bekam plötzlich eine Wut. Sein Kopf wurde ganz rot. „Ick jebe jar nischt zu! Ick weeß et nich! Wie soll ick mir heute nach daruff erinnern?"

„Und Sie behaupten, vollständig nüchtern gewesen zu sein?"

„Det behaupte ick. Ick war nüchtern!"

„Ich behalte mir vor," wandte sich der Staatsanwalt an die Richter, „den Wirt und diejenigen Gäste des Lokals zu laden, die an jenem Abend zugegen waren. Es kommt mir darauf an, den Nachweis zu führen, daß der Mann thatsächlich angeheitert war und in diesem Zustande mit dem Schutzmann Krakehl gesucht hat."

Thomas erhab sich plötzlich.

Sein Verteidiger, ein junger Mensch, wallte ihn in einer eifersüchtigen Advokatenerregung daran hindern.

Aber Thomas ließ sich nicht abhalten. „Ich bitte den Schutzmann Rose zu fragen," wandte er sich an den Präsidenten, „ob er denn wahrgenommen hat, daß dieser Mann angetrunken war."

Der Präsident winkte.

Der Schutzmann trat wieder vor den Richtertisch.

„Nun?" sagte der Präsident.

„Der Mann war nicht nüchtern," erwiderte der Schutzmann ziemlich rasch.

Jetzt erhab sich ruckartig der Verteidiger. „Uns genügt diese Antwort. Wenn der Zeuge Rase thatsächlich bemerkte, daß sein Angreifer betrunken war, wie konnte er denn, frage ich, auf einen Menschen in solchem Zustande mit der flachen Klinge losgehen? Das scheint mir denn doch eine sonderbare Auffassung seiner Beamtenpflicht."

„Was haben Sie darauf zu erwidern?" fragte der Präsident.

Der Schutzmann war aus dem Text gebracht.

„Ich konnte den Menschen eben nicht abschütteln," sagte er nach einer langen Pause. „Übrigens will ich nicht direkt behaupten, daß er geradezu betrunken war."

„Der Beamte," entschied der Staatsanwalt, „hat nichts weiter bekundet, als daß dieser Zeuge nach seinem Ermessen nicht nüchtern war. Zwischen sinnloser Betrunkenheit und einem stark angeheiterten Zustande scheint mir denn doch noch ein graßer Unterschied zu bestehen."

Der Schutzmann setzte sich wieder.

Der Staatsanwalt nahm sein Kreuzverhör von neuem auf.

„Haben Sie den Beamten angegriffen?"

„Keene Spur!"

„Sie wollen also behaupten, daß Sie den Schutzmann nicht berührt haben?" Er sah ihn inquisitorisch an.

„Berührt! ... Wat heißt berührt! Et kann ja sind, obwohl ick mir daruff absolut nich erinnern thu, det ick bejütigend, rein aus Mitleid vor dem Manne da, meine Hand uff seinen Arm jelegt habe. Det wär aber ooch allens!"

Der Präsident winkte wieder dem Schutzmann. Dieser wiederholte unerschütterlich seine Aussage.

„Was haben Sie darauf zu erwidern?" fragte der Präsident den Zeugen.

„Nischt," antwortete der, „so einer nimmt eben alles uff seinen Diensteid," fügte er trocken hinzu; „det kennt man ..."

„Halten Sie Ihre Junge im Zaum," bemerkte der Präsident, „so eine Bemerkung könnte Ihnen schlecht bekommen!"

Der Staatsanwalt schnellte empor. „Ich behalte es mir vor, wegen dieser Äußerung gegen den Zeugen Anklage zu stellen. Im übrigen konstatiere ich, daß der Zeuge die Möglichkeit zugegeben hat, den Beamten angerührt zu haben."

„Der Zeuge Lübcke," befahl der Präsident dem Gerichtsdiener.

Auf der Schwelle des Gerichtssaales erschien jetzt der Mensch mit den Bartstoppeln und den kurzgeschnittenen, grauen Haaren, der Thomas in jener Nacht die Vorgänge mitgeteilt hatte.

Nach seiner Vereidigung trat der Staatsanwalt sofort wieder in Aktion. „Bevor der Zeuge bekundet, habe ich ein paar Fragen an ihn!"

Lübcke wendete sich direkt dem Staatsanwalt zu und sah ihn dreist an. Er zuckte mit keiner Wimper.

„Sie sind Tischlergeselle?"

„Ja."

„Hatten Sie damals Beschäftigung?"

„Na, immerzu!"

„Woher kamen Sie denn so spät?"

„Det is mir genierlich!"

„Ich will wissen, woher Sie kamen?" fragte der Staatsanwalt.

„Von meine Braut, aus der Elsasserstraße!"

„So! Und vorher waren Sie eingekehrt? Was?"

„Immerzu!"

„Wo denn?"

„In eener Destille, wo, weeß ick nich mehr!"

„Sie hatten stark gezecht, was?"

„Keenen Troppen übern Durscht" — er verschränkte seine Arme, und als ob ihm ein Licht aufgegangen wäre, sagte er überlaut: „wenn Sie det meenen ... keene Spur! Ick war janz klar! Ick weeß mir uff alle Einzelheiten jenau zu besinnen."

„Danach sind Sie vorläufig noch gar nicht gefragt," fiel ihm der Staatsanwalt grob ins Wort. „Sind Sie vorbestraft, Zeuge?"

Einen Augenblick schwieg der Gefragte. Dann antwortete er: „Ick hatte mal 'n paar Wochen wejen Prüjelei!"

„Und sind Sie nicht," fragte der Staatsanwalt langsam, „wegen Unterschlagung mit Gefängnis bestraft?"

Die Züge des Tischlergesellen bekamen etwas Starres.

Ach so, der will mir verdächtigen, dachte er bei sich. Na, dir wer ick det besorjen, Jungeken, setzte er still bei sich hinzu. Er war offenbar von seiner Rolle, hier als Kronzeuge auftreten zu dürfen, ganz berauscht.

Er sah zuerst den Schutzmann, dann den Staatsanwalt tückisch und feindselig an.

„Ick habe nich unterschlagen!"

„Sie haben auch nicht wegen Einbruchs im Zuchthaus gesessen?" fragte der Staatsanwalt mit besonderer Betonung.

Lübcke riß die Augen und den Mund weit auf, ehe er laut entgegnete: „Det stimmt nich!"

Im Zuschauerraum hatten sich die Leute erhoben.

Bettina zitterte am ganzen Körper.

Ausdrücke der Erregung wurden vernehmbar ...

Der Präsident drohte, den Zuschauerraum sofort räumen zu lassen, wenn sich nicht alles still verhielte.

„Sie bleiben bei Ihrer Aussage?" fragte der Staatsanwalt von neuem.

„Thu ick!"

In dieser Sekunde trat etwas völlig Unerwartetes ein.

Aus dem Zuschauerraum trat ein Mann vor den Richtertisch, der sich als Kriminalkommissar Bräunlich auswies und einen lan-

gen Bogen dem Präsidenten überreichte, der einen Strafauszug enthielt.

„Im Auftrage des Herrn Staatsanwalts,“ sagte er, „habe ich das aus den Personalakten des Lübcke festgestellt.“

Thomas hatte sich leichenblaß erhoben. Seine Stirnadern traten hervor und gaben seinem Gesicht einen Ausdruck furchtbaren Zornes. Bettina schrie bei diesem Anblick leise auf.

Der Präsident beachtete es merkwürdigerweise nicht.

Er verlas eine Unzahl Strafthaten des Lübcke, darunter solche, die auf Unterschlagungen und schweren Einbruch lauteten.

„Nun, Zeuge, was haben Sie hierauf zu bemerken? Besinnen Sie sich wohl,“ setzte der Präsident warnend hinzu.

„Det is 'n anderer, det bin ick nich,“ entgegnete Lübcke mit verzerrter Miene.

Ein allgemeines „Ah!“ der Spannung entrang sich den Hörern.

Der Präsident warf einen strengen Blick in den Zuhörerraum.

Dann wurde es todesstill. Der eine hörte das Atmen des anderen.

Kerzengerade aufrecht stand der Staatsanwalt da.

„Unter den Umständen,“ begann er so laut, daß es durch den ganzen Saal schallte, „erachte ich jede weitere Aussage des Zeugen für überflüssig und beantrage wegen dringenden Meineidsverdachtes seine sofortige Verhaftung.“

Der Präsident und die vier Beisitzer erhoben sich und zogen sich zwecks Beratung des Antrages zurück.

Der Staatsanwalt schritt unterdessen auf und nieder.

Der Tischlergeselle stand wie angegossen da. Alles flüsterte erregt durcheinander.

Der Verteidiger sprach auf Thomas ein. Der hörte ihn nicht. Er sah auch nicht die todesbangen Blicke der Bettina, die leise und unaufhörlich schluchzte. Er hatte in dieser Minute vollkommen vergessen, daß er auf der Anklagebank saß. Sein eigenes Schicksal war ihm gleichgültig geworden. Er zweifelte keinen Augenblick daran, daß Lübcke die ihm vorgehaltenen Strafthaten begangen hatte. Daß der Staatsanwalt ihn aber hatte vereidigen lassen, ehe er ihm sein Sündenregister vorgelesen, daß da im Hintergrunde gleichsam auf der Lauer mit dem aktenmäßigen Strafauszug ein Kriminalbeamter gesessen hatte, um diesen Burschen auf eine so verteufelte Weise in die Falle zu locken — das erschien ihm als eine blutige Treibjagd; und das Wild, das man zu Tode hetzte, war ein Mensch ... ein Mensch!

Es dunkelte vor seinen Augen, alles um sich vergaß er. Aber dann raunte er sich zu: Ich darf nicht wie eine Fliege umfallen! ... Ich darf nicht! ...

Jetzt erschienen die Richter wieder. Der Vorsitzende verkündete, daß dem Antrage des Staatsanwalts stattgegeben worden sei.

Lübcke wurde sofort abgeführt.

Als letzter Zeuge wurde der medizinische Sachverständige vernommen.

Hier setzte Thomas' Verteidiger mit endlosen Fragen ein.

Damit war dieser Fall erledigt.

Der Staatsanwalt begann sofort sein Plaidoyer, da bezüglich der anderen Punkte der Anklage eine Zeugenvernehmung ausgeschlossen war und hier als Material einzig und allein die Aufsätze des Thomas Truck vorlagen.

In längerer Rede wies der Staatsanwalt nun nach, daß jede Zeile, die der Angeklagte geschrieben, den Geist des Aufruhrs in sich trage. Wenn er nur einige Artikel herangezogen hätte, um seine Anklage zu begründen, so sei dies lediglich geschehen, weil er schon darin eine genügende Handhabe gegen den Angeklagten gefunden hätte.

Er las nun einige Stellen zur Illustration vor.

Erschwerend solle es dem Angeklagten zur Last, daß es sich hier nicht um einen unreifen Menschen handle, sondern um einen Mann, der einen wissenschaftlichen Bildungsgang hinter sich habe. Der Angeklagte sei praktischer Arzt, wobei das Wort „praktisch“ allerdings eine besondere Bedeutung habe, denn in Wahrheit sei der Angeklagte überhaupt nicht seiner Praxis nachgegangen. Er habe sich vielmehr lediglich agitatorischen Umtrieben hingegeben. Er habe aufhetzende Artikel geschrieben und aufwiegelnde Volksversammlungen abgehalten.

Nunmehr las der Staatsanwalt diejenigen Artikel vor, in denen er Aufreizung zu Ge-

walthätigkeiten und die Verächtlichmachung staatlicher Einrichtungen erblickte. Dann ging er mit einer raschen Wendung zu dem Fall der Beamtenbeleidigung über.

Er geriet jetzt in Erregung und machte beständig schlagende Handbewegungen.

Der Angeklagte sei hier geradezu mit einem beispiellosen Leichtsinn vorgegangen. Die Zeugenvernehmung habe zur Evidenz Glied für Glied gezeigt, daß der Angeklagte von falschen Voraussetzungen ausgegangen sei. Sein Gewährsmann sei ein Mann, der soeben unter dem dringenden Verdachte des Meineids verhaftet worden, die übriggebliebenen Zeugen seien ebenfalls kaum glaubwürdig, da es zum mindesten feststünde, daß sie in der betreffenden Nacht überreichlich dem Alkohol zugesprochen hätten.

„Wohin soll es führen," schloß der Staatsanwalt mit erhabener Stimme, „wenn Beamte, die ihre saure und schwere Pflicht gewissenhaft erfüllen, derartigen Angriffen ausgesetzt sind." Er beantrage daher, den Angeklagten als schuldig zu erachten und in Anbetracht der Schwere seiner Vergehen, in Rücksicht auf seinen Bildungsgrad, zu zwei Jahren Gefängnis zu verurteilen.

Bei diesen Worten schrie Bettina laut und gellend auf.

Alles drehte sich nach ihr um.

Thomas sah mit einem wunden Lächeln zu ihr hinüber.

Der Präsident hatte sich erhoben. Er wollte offenbar einschreiten. Auf seinem Gesichte spiegelten sich die widersprechendsten Empfindungen. Er setzte sich wieder, als er sah, daß Bettina wie ein getroffener Vogel, dem die Flügel lahm geschossen sind, zusammensank und sich nicht mehr rührte.

Die Brose hielt ihre Hände.

Nun erhob sich Thomas' Verteidiger.

Es war ein lang aufgeschossener Mensch mit einem gutmütigen Gesicht. Er hatte über der Lippe nur einen dünnen Flaum und trug einen Kneifer. Er brannte vor Begier. Es war eine cause célèbre, durch die er Carriere machen konnte. So etwas bekam man nicht alle Tage.

Er hatte sich Thomas selbst angeboten. An dem nämlichen Tage hatte auch Rechtsanwalt Karnfeldt ihm geschrieben. Er erinnerte ihn an jenes seltsame Gespräch in dem Steinthalschen Hause und stellte ihm seine Dienste zur Verfügung.

Diese Zeilen, die nur peinliche Erinnerungen an längst vergangene Zeiten in ihm auslösten, hatte Thomas unbeantwortet gelassen. Er hatte überhaupt keinen Anwalt nehmen wollen, aber schließlich den Bitten Bettinas sich gefügt.

Der Verteidiger hielt eine höchst schwungvolle Rede. Er nannte seinen Klienten einen Ideologen und Schwärmer. Er habe in der Wahrung berechtigter Interessen gehandelt, wenn er das Vorgehen des Schutzmannes Rose einer allerdings scharfen Kritik unterzogen habe. Nach den Aussagen der medizinischen Sachverständigen sei in jedem Falle festgestellt worden, daß der Beamte mit einer außergewöhnlichen Brutalität vorgegangen sei. In seiner doppelten Eigenschaft als Publizist und Arzt habe dies Verfahren den Angeklagten herausfordern müssen. Wenn er sich in der Form vergangen habe, so sei höchstens eine Geldstrafe zulässig.

Hierauf nahm Thomas selbst das Wort. Er begann folgendermaßen: „Ich weise die gut gemeinten Worte meines Herrn Verteidigers zurück. Nicht als ein unklarer Schwärmer, sondern in klarer Erkenntnis habe ich die Aufsätze geschrieben, die der Herr Staatsanwalt für strafwürdig hält. Freilich ist es ein mißliches Ding, wenn man, wie es der Herr Staatsanwalt gethan hat, aus einem geschlossenen Ganzen einzelne Teile zur Beweisführung herausreißt. Es ist richtig, wenn der Herr Staatsanwalt gesagt hat, daß ich weniger meiner Praxis als meinem agitatorischen Wirken nachgegangen bin. Ich hielt nämlich das letztere für wesentlicher, für wichtiger. Die Wahrheiten, die ich gefunden hatte, habe ich frei ausgesprochen. Kein Furchtgedanke hielt mich davon ab. Aber ist es wirklich ein Vergehen, frage ich, wenn jemand sein ganzes Sein für die erkannte Wahrheit einsetzt? Ist dieses eine Schuld, so nehme ich sie auf mich und trage ihre Folgen. Ich weise es zurück, daß ich zu Gewaltthaten jemals aufgereizt hätte, denn ich war immer der Meinung und habe das oft genug niedergeschrieben, daß man Gewalt nicht mit Gewalt ausrotten könnte. Ich habe einmal geglaubt, ich könnte das Volk aufrütteln und zu selbst-

bewußtem Denken führen. Denn," fuhr er leiser fort, „ich litt an seinem Gram. Ich wollte ihm helfen, und so wandten sich meine Worte gerade gegen diejenigen, die nach meinem Dafürhalten es verführten und in die Enge trieben. Gegen die Demagogen sprach ich — ich suchte die Freiheit zu lehren."

Er lächelte schüchtern und machte eine kleine Pause.

Die Richter hörten ihm aufmerksam zu. Nach den etwas schwülstigen Ausführungen des Verteidigers wirkten seine Worte doppelt stark. Sie machten fühlen, daß von diesem Menschen ein Hauch der Reinheit ausging. Sie mochten ihn für einen Verirrten, auf Abwege Geratenen halten — nimmermehr für einen Böswilligen. Ja, vielleicht stieg sogar etwas wie Bedauern in ihnen auf, daß ein Mensch wie er so weit vom vernünftigen und praktischen Handeln sich entfernt hatte. In jedem Falle empfanden sie, daß alles schlicht und einfach bei ihm herauskam.

„Was meine sogenannte Verächtlichmachung von Staatseinrichtungen anbelangt," fuhr er fort, „so erlaube ich mir, den Herrn Staatsanwalt daran zu erinnern, daß es von den Zeiten des Plato her das verbürgte Recht jedes freien und denkenden Menschen ist, sich Gedanken über den Staat zu machen. Von diesem Rechte habe ich, wenn Sie wollen, ausgiebig Gebrauch gemacht. Ist das strafwürdig, so thäten Sie gut, die Bücher unserer besten Denker auf den Index zu setzen. Ich darf es sagen, ich befinde mich hier in auserlesener Gesellschaft, und trotz der Ausführungen des Herrn Staatsanwalts" — er hob bei diesen Worten seine Stimme — „werde ich auch fürderhin davon nicht ablassen. Auch gestehe ich freimütig, daß ich zum großen Teil hier auf fremdem Boden geschritten bin, daß ich die Gedanken und Erkenntnisse anderer mir zu eigen gemacht habe. Mehrere Stellen sind den scharfen, strafenden Augen des Herrn Staatsanwalts als besonders gefährlich erschienen. Sie rühren nicht von mir, sondern von einem ehemaligen Staatsminister her. Ihr Verfasser ist — Goethe."

Er nahm einen Band zur Hand: „Ich citiere aus dem Gespräche, das der großherzoglich weimarische Staatsminister mit einem gewissen Eckermann geführt hat. Es heißt da von Christus und Luther: ‚Beide waren nicht Freunde des Bestehenden; vielmehr waren beide lebhaft durchdrungen, daß der alte Sauerteig ausgekehrt werden müsse, und daß es nicht ferner im Unwahren, Ungerechten und Mangelhaften so fortgehen und bleiben könne.' Und an einer anderen Stelle: ‚Fragt man mich, ob ich geneigt sei, mich vor einem Daumenknochen des Apostels Petri oder Pauli zu bücken, so sage ich: Verschont mich und bleibt mir mit euren Absurditäten vom Leibe. Den Geist dämpfet nicht! sagt der Apostel. Es ist gar viel Dummes in den Satzungen der Kirche. Aber sie will herrschen, und da muß sie eine bornierte Masse haben, die sich duckt und die geneigt ist, sich beherrschen zu lassen. Die hohe reich dotierte Geistlichkeit fürchtet nichts mehr als die Aufklärung der Massen. Sie hat ihnen auch die Bibel lange genug vorenthalten, so lange als irgend möglich. Was sollte auch ein armes, christliches Gemeindeglied von der fürstlichen Pracht eines reichdotierten Bischofs denken, wenn es dagegen in den Evangelien die Armut und Dürftigkeit Christi sieht, der mit seinen Jüngern in Demut zu Fuße ging, während der fürstliche Bischof in einer von sechs Pferden gezogenen Karosse einherbraust! ... Sobald man die reine Lehre und Liebe Christi, wie sie ist, wird begriffen und in sich eingelebt haben, so wird man sich als Mensch groß und frei fühlen. Auch werden wir alle nach und nach aus einem Christentum des Wortes und Glaubens immer mehr zu einem Christentum der Gesinnung und That kommen.'

„Es war vielleicht dem Herrn Staatsanwalt gegenüber ein Unrecht, daß ich nicht jedesmal den Verfasser namentlich anführte. Es mag mir zur Entschuldigung angerechnet werden, daß ich diese Dinge als zu bekannt voraussetzte.

„Ich komme nun zu jener nächtlichen Scene und meinem Aufsatz, der sie behandelt. Ich gebe ohne weiteres zu, daß ich nicht alle einzelnen Vorgänge selbst mitangesehen, sondern nur die Katastrophe miterlebt habe. Aber man stelle sich vor, welchen Eindruck der Anblick zweier elender Menschen, von

denen der eine aus klaffenden Wunden blutete, während der andere in epileptischen Krämpfen sich wand, auf mich machen mußte! Und wenn in dieser Verhandlung nichts weiter festgestellt worden wäre, als daß ein Beamter, der ein Wahrer der Ordnung sein soll, mit flacher Klinge auf einen Menschen loshieb, der nach seiner eigenen Aussage zum mindesten angeheitert war, so würde ich daraus allein mein Thun gerechtfertigt und nicht den geringsten Grund zu irgend welcher Reue sehen."

Bei diesen Worten blickte er den Staatsanwalt groß und voll an, während seine Augen blitzten.

„Man schafft keine Ordnung, indem man Wehrlose mit dem Säbel bearbeitet! Es ist ja nur ein glücklicher Zufall, wenn die Wunden, die der Beamte seinem Opfer beigebracht hat, nicht lebensgefährlich waren. Es ist die Pflicht desjenigen, der für die Freiheit und für sittliche Zustände kämpft, daß er einem solchen Gebaren ohne Rücksicht entgegentritt. Daß mein Gewährsmann nicht glaubwürdig war, habe ich an jenem Abend nicht angenommen, um so weniger, als er sich sofort bereit erklärte, für seine Aussagen voll einzutreten. Ich für mein Teil hatte durchaus den Eindruck, daß er mir die Wahrheit berichtete. Auch sehe ich nicht ein, weshalb ein Mensch, der viele Schlechtigkeiten begangen, nicht auch einmal zum Bewußtsein des Guten kommen sollte. Ich glaube nämlich an den Menschen," sagte er leise. „Und dann sah ich ja, wie er einem Hilflosen" — er wies auf den Epileptiker hin — „beistand, ihn stützte. Ich sah einen, der Barmherzigkeit übte, eines Schwachen sich annahm. Darum bedaure ich trotz alledem, daß dieser Mann nicht gehört wurde."

„Wenn Sie damit den Gerichtsbeschluß kritisieren wollen," unterbrach ihn der Vorsitzende ernst, „so muß ich Sie zur Ordnung weisen."

Thomas verbeugte sich leicht und lächelte wieder. „Ich bin zu Ende. Ich bitte Sie nicht um Milde. Ich will nur Gerechtigkeit."

Er setzte sich.

Und nun sprach noch einmal der Staatsanwalt; der Verteidiger replizierte, dann erhoben sich die Richter und gingen in das Beratungszimmer.

Eine halbe Stunde verstrich.

Der Zuschauerraum hatte sich geleert.

Bettina und die Brose waren an die Brüstung getreten, hinter der Thomas saß.

Er streckte ihnen die Hand entgegen. „Kind," sagte er mitleidig zu Bettina, „was hast du durchgemacht! Wärst du doch lieber daheim geblieben!"

Sie sah jetzt heiter zu ihm auf. „Ach, Thomas," antwortete sie, „ich bin so glücklich, daß ich dabei war, nun mag kommen, was da will. Aber," fuhr sie fort, „ich habe so ein Gefühl, als ob sie dich freisprechen müßten. Sie können dich ja gar nicht verurteilen. Sie können es ja gar nicht," wiederholte sie siegessicher.

Er schüttelte ernst den Kopf. „Du irrst," entgegnete er. „Das ist ganz ausgeschlossen! Es kann sich nur um das Maß der Strafe handeln. Nach den Gesetzen müssen sie mich verurteilen. Die Beamtenbeleidigung," setzte er erklärend hinzu, „steht fest."

Ihre Miene verdüsterte sich, um gleich darauf wieder hell zu werden. Hingebungsvoll sagte sie: „Du bist stärker als sie, auch wenn sie dich einsperren. Dich zerbricht niemand, niemand!"

Er wandte sich mit ein paar freundlichen Worten an die Brose, die sich bescheiden zur Seite gestellt hatte. Er dankte ihr, daß sie sich Bettinas angenommen hatte.

Sie wehrte ab. „Nie werde ich den Tag vergessen," erwiderte sie. „Ich wollte, jeder Angeklagte hätte das innere Recht, so zu sprechen, wie Sie es gethan haben, so männlich und so mutig!"

Er wurde verlegen. „Kinder," sagte er, „ihr dürft so etwas gar nicht reden! Es sind zu große Worte," fügte er traurig hinzu, „die der Sache nicht entsprechen! Ihr könnt es mir glauben!"

Der Verteidiger näherte sich ihnen. „Ich kann Ihnen versichern, Sie haben auf die Richter einen ausgezeichneten Eindruck gemacht!"

Das neue Lob wirkte auf Thomas geradezu verstimmend. Seine Stirn legte sich in Falten. Er wollte etwas erwidern, unterdrückte jedoch die Antwort.

In diesem Augenblick traten die Richter wieder ein.

Eine Bewegung ging durch den Saal.

Bettina und die Brose eilten rasch auf ihre Plätze.

Die Zuhörer strömten aus dem Korridor herein.

Der Präsident verkündete das Urteil. Das Gericht habe in den beanstandeten Aufsätzen weder eine Aufreizung zu Gewalttätigkeiten noch im Sinne des Herrn Staatsanwalts eine Verächtlichmachung der Gesetze erblicken können. Es sei hierbei von der Erwägung ausgegangen, daß der Verfasser der inkriminierten Artikel seine akademische Auffassung über den Staat habe begründen wollen. Wenn auch der Gerichtshof keineswegs die Form, in der dies geschehen, billigen wolle, so hätte er doch an sich hierin nichts Strafbares zu finden vermocht. Ganz anders verhalte es sich in Bezug auf den Artikel: „Ein Wächter der öffentlichen Ordnung.“ Hier liege ohne Zweifel Beamtenbeleidigung vor. Der Verfasser habe in einer Weise Kritik geübt, die das Maß des Erlaubten bei weitem überschreite und die in dem Vorgang, wie die Zeugenvernehmung erwiesen habe, nicht begründet gewesen sei. Dennoch habe auch hier der Gerichtshof dem Angeklagten mildernde Umstände bewilligt in der Annahme, daß er von reinen Motiven ausgegangen sei, und in der Erwägung, daß der Beamte, dessen Schilderung der Vorgänge für glaubhaft befunden worden sei, dem ungeachtet sich zu weit habe hinreißen lassen. Infolgedessen laute das Urteil auf drei Monate Gefängnis.

Die Zuhörer atmeten befreit auf. Die Richter und der Staatsanwalt entfernten sich.

Und nun kamen ganz fremde Menschen auf Thomas zu und beglückwünschten ihn. Denn dieses in einem seltsamen Juristendeutsch vorgetragene Urteil glich beinahe einem Freispruch. Es rechtfertigte Thomas, indem es die Reinheit seiner Gesinnung unumwunden anerkannte.

Thomas sah nur auf Bettina, die glückstrahlend sich an die Brose schmiegte und den Fremden den Vortritt gelassen hatte.

Er verstand die Gratulationen nicht; sie thaten ihm eher weh. Er sagte dem Verteidiger ein paar konventionelle Worte und verließ mit den beiden Frauen den Saal.

In dem breiten Korridor liefen verängstete Menschen umher, die sein Blick streifte. Anwälte huschten in ihren Roben wie Nachtschatten an ihnen vorüber. In den anliegenden Sälen wurde noch verhandelt. Hier saßen die Menschen mit blassen Gesichtern auf den Anklagebänken und zitterten den Urteilen entgegen.

In tiefem Nachdenken schritt Thomas mit seinen Begleiterinnen die Treppen des Moabiter Justizpalastes hinab. „Das ist das Haus der Gerechtigkeit,“ sagte er leise.

Bettina legte ihren Arm in den seinen, so leicht, daß er es kaum spürte. „Wo ist Katharina?“ fragte sie kaum hörbar.

„Sie ist krank und elend und kann sich nicht rühren,“ antwortete er ebenso. Und nur für sie verständlich, fügte er hinzu: „Ich will zu ihr.“

* *
*

Aus den Aufzeichnungen des Thomas Bruck.

Diese Blätter schreibe ich für dich, Bettina, in der Einsamkeit meiner Gefängniszelle, durch deren Eisenstäbe der Frühling und die Sonne dringt.

In mir ist Ruhe und Frieden. Ich bin ein Wanderer, der für kurze Zeit rastet. Ich bin ein Wanderer, der den Weg zurückschaut, den er gegangen ist — den langen Weg! Ich fühle keine Müdigkeit. Nur zuweilen durchdringt mich ein fröhliches Todesahnen; denn ich fürchte den Tod nicht, obwohl ich das Leben umfasse, in dessen selige Tiefen ich blicken durfte. In jedem Fall sind diese Blätter im Leben und im Tode für dich bestimmt, für dich Bettina!

In der Stille und Andacht meiner Einsamkeit bin ich bei dir! Ich sehe den Frühling — ich blicke in die Sonne — ich sehe dich! Über mich kommt eine große Sammlung! Ich fühle mich frei in meiner Zelle und nehme innerhalb dieser engen vier Pfähle die Wanderung wieder auf.

Man hat mir das Recht der Selbstbeschäftigung eingeräumt. Ich bin dankbar dafür. Und während die armen Teufel um mich Bobine zupfen, lese ich in den uralten Büchern, die die uralten, ewigen Wahrheiten bergen. In mir ist Frieden. Und ich lese diejenigen, die die Wahrheit zu deuten wußten, die auch meine Wahrheit ist. Ist es nicht ein Trost, daß gerade in unseren zer-

klüfteten Tagen reiner denn je das Bild des Heilands, befreit von dunklen Hüllen, uns entgegentritt! Von allen Seiten kommen die Seher ... sie sehen den Frühling. Sie stellen alle die gleiche Frage auf: Was lehrte Jesus?

— — — — — — — — — — — — — — —

Vor mir liegt ein gedrucktes Blatt.

Eine Frau ohne Makel hat in wenigen Sätzen das Leben Jesu und seine Lehre zu erzählen versucht. Lies, was sie sagt:

„Ein junger Mensch aus Bethlehem, von schwachem Körper, aber gewaltigem Geiste, versammelt einige Proletarier um sich, zu denen er mild und einfach von ihrem großen Elend spricht. Diese fassen zu ihm heftige Freundschaft und verlassen alles, um ihm zu folgen, wie er seine Wanderung in Palästina antritt. Sie sind ohne Arbeit, wie unsere Vagabunden; sie schlafen in den Steinbrüchen, wie unsere Obdachlosen; sie veranstalten Manifestationen auf den Gräbern, wie wir es auch thun; sie halten Versammlungen unter freiem Himmel, auf allen geeigneten Plätzen, die sie vorfinden.

Sie waren ihrer zwölf, sie sind hundert — morgen werden es tausend sein. Wie der Schneeball, der zur Lawine wird, wächst die Schar bei ihrem Vorwärtsschreiten an. Alles, was das Land an verlorenen Existenzen zählt, folgt diesem jungen Mann, der die Gleichheit predigt.

Da man leben muß, kommt es vor, daß geplündert wird, man nimmt das Notwendige, wo man es findet, und die Bürger schließen voll Schrecken ihre Häuser vor diesem Heer, das aus den Ausgestoßenen der Menschheit zusammengesetzt ist.

Die Provinz ist in Aufruhr, die Regierung kommt in Bewegung. Jesus wird wegen Aufforderung zum Raub und wegen Aufreizung zum Klassenhaß verhaftet.

Er kommt zur selben Zeit vor Gericht, wie ein gewöhnlicher Dieb; der Dieb wird begnadigt. Darauf wendet sich Barrabas mit Abscheu von seinem Mitangeklagten ab und sagt: Führt diesen Ubelthäter hinweg von hier. Jesus wird hingerichtet; die Zuschauer lachen, höhnen und speien ihn an; sein Todeskampf ist ein erfreulicher Augenblick für betrunkene Soldaten; und er haucht seinen letzten Seufzer zwischen zwei Schächern am schmachvollen Galgen, an dessen Fuß eine alte Arbeiterfrau, die seine Mutter ist, und ein armes Mädchen, das ihn liebte, weinen ...

Dieser Ubelthäter kehrt wieder ins Leben zurück — und seit neunzehn Jahrhunderten herrscht er jetzt auf Erden.

Die ganze Kraft dieser Religion ist aus der Schande der Hinrichtung hervorgegangen, aus der Niedrigkeit der Lage des Hingerichteten, aus seiner innigen Berührung mit den Armen, aus seiner Solidarität mit den Schuldigen. Er war von den Pharisäern gerichtet und von den Aposteln verleugnet worden; und er hat sein Volk von Unwissenden und Verworfenen so sehr geliebt, daß er sein Glück darin fand, alle Verleumdungen auf sich zu nehmen und zu sterben wie der letzte unter den Bettlern."

— — — — — — — — — — — — — — —

Der innerste Gedanke dieser Sätze ist der: Christus lebte seine Erkenntnis, wie Buddha sie lebte. Beide stellen für uns die großen Lebensführungen dar und deshalb die Erlösung, die Erfüllung. Lebensführung bedeutet nichts anderes, als Erkenntnis und Leben in Einklang zu bringen.

Der eine verläßt als Fürstensohn seinen Palast, sein Weib, sein Kind, seinen Vater und tauscht dafür Armut, Elend und Seligkeit ein. Als ein Bettelmönch zieht er durch die Wüste und die Wälder.

Der andere, eines armen jüdischen Zimmermannes Sohn, hält die Treue bis zur Todesstunde. Mit seinem schwachen Körper deckt er die Schwachen. Mit seinem starken Geiste tritt er den Mächtigen entgegen und kündet ohne Furcht sein Bekenntnis.

Und da giebt es Leute, die bei solcher Stärke von Sklavenmoral reden! ...

— — — — — — — — — — — — — — —

Welches ist der tiefe Unterschied zwischen dem Buddha und dem Christus? Beide empfanden den Zusammenhang von Ich und All. Aber wenn Christus das Leben lehrte, lehrte der Buddha die Flucht aus dem Leben.

Das Ich des Menschen ist ein Ich, das in den anderen Leben vom eigenen Leben sieht; aber nicht um wie die Inder in dieser Gemeinschaft die Persönlichkeit zu verlieren, sondern sie zu erhalten und zu den Höhen zu führen.

Jeder einzelne ist geistiges Bewußtsein und All-Bewußtsein. Was den Menschen zum Menschen macht, ist erst sein Verschmelzen mit der Allheit.

Von diesem Gedanken muß man ausgehen, will man die Lehre Christi verstehen.

— — — — — — — — — — — — — —

Christus' Lehre ist eine Lehre des All-Ich, des Lebens und des Lichts.

Er weiß das Urwesen der Welt, den Vater als eines mit sich. „Ich und der Vater sind eins," sagt er.

„Ich bin des Menschen Sohn," heißt nichts anderes, als ich bin der Mensch. Und wenn Christus sagt: „Der Vater ist in mir, und ich bin in ihm" und an einer anderen Stelle: „Wenn ihr in mir bleibt und meine Worte in euch bleiben, so werdet ihr bitten, was ihr wollt, und es wird euch widerfahren," so drückt er damit nur den großen Einheitsgedanken, das Verwobensein des Ichs mit dem All aus.

Und im Zusammenhang damit begreifen wir die Worte: „Was ihr dem geringsten unter euren Brüdern gethan, das habt ihr mir gethan." Darum kann der Heiland auch nicht richten, gegen niemanden den Stein erheben, nicht als Klageanwalt vor den Vater hintreten; denn wie er sich mit dem Vater eines fühlt, so auch mit dem Elendesten und Schuldbeladensten; auch in diesem schlummert der Gottmensch, das ewige Licht, mögen die Quellen seines Handelns noch so trübe sein. Auch auf ihn erstreckt sich sein neues Gebot: „Liebet untereinander, weil ich euch geliebt habe, auf daß auch ihr einander liebt."

Und wenn er neben diese höchste Forderung werkthätiger, gegenseitiger Liebe die der Wahrheit stellt, so ergiebt sich daraus, daß für ihn die Liebe und die Wahrheit zum Ausschöpfen des Lebens führen, zum Bewußtsein des Ichs und Alls, die eines sind.

Solche Erkenntnis spiegelt dann sein ganzes Leben wieder. Er ist der reinste Träger dieser Liebe und dieser Wahrheit bis in den Tod hinein. Alle Schuld und alle Sünde der Welt nimmt er auf sich. Er giebt das höchste Beispiel dessen, wozu ein Mensch fähig ist.

Er wahrt die Treue gegen sich selbst. Er hält an der Wahrheit furchtlos fest und nimmt den Tod auf sich. Er stirbt, damit die Lebenden durch ihn zur Erkenntnis ihres Gottesbewußtseins, ihres Menschentums gelangen. Sein Leben soll für sie zur Auferstehung werden.

Und nun fassen wir sein tiefsinniges Wort: „Ich bin der Weg und die Wahrheit und das Leben; niemand kommt zum Vater denn durch mich."

Wahrheit und Leben sind ihm eins, wie er und Gott eins sind. Anders ausgedrückt: Ihr werdet den großen Identitätsgedanken erst fassen, begreifen, wenn ihr den Weg geht, den ich gegangen bin.

Das ist die Lehre vom höchsten Leben, vom Geiste der Wahrheit, die sich an keinen Jenseitswahn knüpft.

Sein Wort: „Ich werde bei euch sein bis ans Ende der Welt." Ich, das göttliche Bewußtsein in euch, ich, der ich euch den Menschen gezeigt — ist ein Ruf des Lebens.

Ich lehrte euch den Gottmenschen, ich lehrte euch den Auferstandenen, den ihr in euch, nicht im Grabe suchen sollt.

„Ich bin die Auferstehung und das Leben." „Lasset die Toten ihre Toten begraben, Gott ist ein Gott der Lebendigen und nicht der Toten. Nehmt teil an meinem Reichtum, den ich für euch erworben habe.

„Ich bin das Licht der Welt. Wer mir nachfolgt, der wird nicht wandeln in Finsternis, sondern wird das Licht des Lebens haben."

„Ihr seid das Licht der Welt."

So ist Christus ein Künder des Lebens und des Lichts. So spricht er von dem „Lebenswasser", von der Quelle, die ins ewige Leben springt. Er nimmt den Tod auf sich, aber er verkündet das Leben. Aus dem tiefsten Leide wächst die Blume der Seligkeit empor.

So kommt er zuerst als Fremder, als Unverstandener zu den Menschen. Dann als ein milder Gärtner, der die armen Pflänzchen begießt. Dann als ein heilender Arzt, der die Blinden sehend und erkennend macht. Dann als der fromme Hirte, der diejenigen, die sich vom Wege verloren, zur Heimstätte ihres Geistes zurückführt, zum Bewußtsein ihrer eigenen, unendlichen, alle Bergesgipfel überragenden Höhe — ihres allumfassenden Lebens.

— — — — — — — — — — — — — —

Wenn Christus die Auferstehung kündet, so kündet er seinen unverbrüchlichen Glauben an das Ewig-Gute, Ewig-Sich-Erneuernde im Menschen. Das Wort: „Zu uns komme dein Reich" ist ein Gebet, von dessen Erfüllung durch den Menschen Christus durchdrungen ist trotz Zöllner, Sünder, Schriftgelehrter und Pharisäer. Wie anders klingen uns jetzt seine berühmten Worte an Nikodemus in den Ohren: „Was vom Fleisch geboren wird, das ist Fleisch; und was vom Geiste geboren wird, das ist Geist. Laß dich's nicht wundern, daß ich gesagt habe, ihr müßt von neuem geboren werden."

Keine metaphysischen Hintergedanken und verzwickten Grübeleien legt er in diese Worte, denn an der nämlichen Stelle sagt er zu dem Frager, der ein Pharisäer und Oberster unter den Juden war: „Der Wind bläst, wo er will, und du hörst sein Sausen wohl, aber du weißt nicht, von wannen er kommt und wohin er fährt. Also ist ein Jeglicher, der aus dem Geiste geboren ist."

So zu lesen im Evangelium Johannis Kapitel 3, Vers 8.

Und als Nikodemus ihn weiter mit Fragen quält, da antwortet Christus ernst und bestimmt: „Ich sage dir, wir reden, das wir wissen, zeugen, das wir gesehen haben; und ihr nehmt unser Zeugnis nicht an."

Auf das Leben, auf das Sehen, auf das Schauen weist Christus hin. Das Leben will er erklären, nicht grübeln, was hinter dem Leben liegt. Und im Gleichnis fährt er fort: „Und wie Moses in der Wüste eine Schlange erhöht hat, also muß des Menschen Sohn erhöht werden, auf daß alle, die an ihn glauben, nicht verloren werden, sondern das ewige Leben haben."

Was sagt hier der Christus anderes als: Ihr müßt euch an ein irdisches Dasein halten, hier schauen, sehen, wissen. Des Menschen Sohn, die Menschheit — muß die Höhen und Gipfel erklimmen, um zur Reinheit, die in ihm ist, sich durchzuringen.

„Seht um euch, seht in euch, aber fragt nicht nach dem Woher und Wohin." Sich, den Verirrten, muß der Mensch wiederfinden, um des Lebens in seinem höchsten Inhalte teilhaftig zu werden.

— — — — — — — — — — — —

Versteht ihr nun das Wort:

„Die Stunde kommt und ist schon jetzt, wo ihr nicht mehr in Tempeln und auf Bergen den Vater verehren werdet, sondern wo die wahren Verehrer den Vater mit dem Geiste und durch Wahrheit verehren."

Und wie die Sonne aus dem Meere emportaucht, so leuchtet aus unergründlicher Tiefe zu euch der letzte Sinn der Seligpreisungen.

„Selig sind die Bettler um Geist, denn ihnen in sich selbst gehört die Macht des Alls."

So lautet nämlich in der wahren und richtigen Übersetzung der Spruch, nicht, wie er uns viele Jahrhunderte im Ohre gewesen: „Selig sind die Geistig-Armen, denn ihrer ist das Himmelreich."

Werdet Bettler um Geist!

„Selig sind die nach Gerechtigkeit Hungernden und Dürstenden, denn sie werden in sich gesättigt sein."

„Selig sind die Barmherzigen, denn sie werden in sich selbst Erbarmen finden."

„Selig sind, die reines Herzes sind, denn sie werden Gott in sich selbst schauen."

Was wollen diese Seligpreisungen anderes sagen, als daß der edle Mensch in sich selbst, im Erwachen seines Ichbewußtseins, seines All-Ichs seinen Lohn findet, nicht von außen her, nicht im Jenseitswahn.

Das ist der Ursinn der Evangelien, wie ihn treue Männer aus dem Kern herausgeschält haben. Haltet euch an die reinen Worte Christi!

Im Vergleich zu ihm waren Paulus, der Teppichwirker, und Petrus, der Fischer, Irrende. Haltet an Christus fest! Und alle Gegensätze heben sich auf.

Das Eine ist das Viele; das Viele ist das Eine. Haltet euch an die Summe eurer Erfahrungen, eures Schauens, eures Sehens. Denn ihr seid göttlich!

Denn dieses sei eure letzte und höchste Erkenntnis.

— — — — — — — — — — — —

Ich lese in den Evangelien die Stelle, wo Christus von den Kindern spricht:

„Was den Weisen verborgen ist, das ist den Kindern offenbart."

Und das Wort Christi zu den Jüngern, als sie die Kindlein anfuhren, die man zu

ihm brachte, auf daß er sie segnete und für sie betete:

„Lasset die Kindlein zu mir kommen und wehret ihnen nicht, denn solcher ist das All."

Und nach diesen Worten legte er die Hände auf sie, segnete sie und zog von dannen.

— — — — — — — — — — — — — — — —

Selig und reines Herzens sind die Kinder, die von den Leidenschaften unberührt, klar und empfänglich gestimmt sind. Es muß der wissende Mensch den Weg zur Reinheit des Kindes wiederfinden, damit er eins mit dem All, mit dem Vater wird.

Das ist einer der innersten Gedanken Christi, daß die Reinheit des Menschen im Kinde immer wieder seine Auferstehung feiert. Das ist die große Wiedergeburt, der geheimnisvolle Erneuerungs- und Auferstehungsprozeß, daß die Kinder rein, gut und einfältig sind, auch die Kinder derer, die mit Schuld beladen sind.

Und so antwortet Christus den Jüngern auf die Frage:

„Wo ist doch der größte im All?" indem er ein Kind zu sich ruft und es mitten unter sie stellt:

„Wenn ihr nicht werdet wie die Kinder, so werdet ihr nicht die Herrschaft des Alls antreten."

— — — — — — — — — — — — — — — —

Aus der Reinheit meiner Kindheit erscheint mein ganzes, späteres Leben gerechtfertigt. Ich empfinde, daß mein ganzes Handeln niemals bestimmt war durch persönliche Verbitterung. Ich bin nicht aus Kränkungen, die ich am eigenen Leibe erfahren, durch persönliches Mißgeschick ein Kämpfer für das freiheitliche Denken geworden, sondern aus innerer Notwendigkeit. Wie ich zur Erhaltung meines Daseins atmen muß, so muß ich kämpfen. Die ganze Geistesrichtung eines Menschen liegt angedeutet in seiner Kindheit. Ich lehnte mich als Knabe gegen Zwang und Autorität auf, weil ich bei denen, die mich erzogen und leiteten, bei meinem Vater und meinen Lehrern, die Rechtfertigung für ihr Handeln nicht finden konnte. Ich wartete auf ihre Liebe, ihr Verstehen, und sie standen mir als strenge Herren und Richter gegenüber; als drohende Büttel, die auf ihre Gewalt und überlegene Stärke pochten.

Da erkannte ich klar, daß sie im Unrechte waren. Ich widersetzte mich und suchte meinen Mitschülern Klarheit zu verschaffen. Ich sträubte mich als Kind gegen einen dogmatischen Glauben, weil diejenigen, die ihn verkündeten, mir nicht glaubwürdig erschienen, und weil ich die Gerechtigkeit Gottes nicht begriff. Denn ich sah diejenigen zu Unrecht leiden und wie arme Pflänzchen eingehen, die mir nahe standen, und die ich am innigsten liebte. Ich wollte mich in meinem Unverstande nicht zu Christus bekennen, weil das Bild von Christus mir verschleiert war, weil diejenigen, die sich beständig auf Christus beriefen, mir Furcht und Entsetzen einflößten. Und doch war meine ganze Sehnsucht, meine Kindessehnsucht auf ihn gerichtet, der die Reinheit, die Erfüllung ist. Auf diesen meinen Kindervorstellungen baute sich mein ganzes Streben als Jüngling und als Mann auf. Sie sind das reine Band, das mich an die Zukunft knüpft.

Ich fand den Christus und fand, daß niemand wie er für die Freiheit des Menschen gekämpft hat.

Ich hatte mir die Augen verhüllt und das Wort des Christus vergessen: „Wandelt im Licht, ich bin das Licht der Welt." Nur den Gram, nur die Dunkelheit hatte ich sehen wollen.

Ich wandelte wie ein Fremder unter Menschen ohne geistiges Leben, die in dem Tempel des Belial beteten. Ich war ein Arzt, wollte heilen und helfen, aber meine Kunst war schwach und klein. Ich war ein Hirte und wollte die Zerstreuten im Lande um mich sammeln und Weckrufe ertönen lassen; meine Stimme war schwach und verhallte.

Aber in all den Lebenskämpfen versank ich nicht. Oft drang mir die Flut hoch an den Hals, es schlugen die Wogen über mir zusammen, und dennoch — ich versank nicht.

Ich trete die Kelter von nun an allein.

Ich will leben im Lichte der Welt. Ich will den Frühling schauen, ich will den Duft der Syringen und der dunklen Rosen einziehen.

Ich will schauen, schauen um mich, in mich. Ich will den Menschen im Sinne des Christus empfinden. Ich will mich in seine Größe und Ewigkeit senken. Mit meinen Augen will ich all die Pracht und Herrlich-

keit um mich aufnehmen. Ich will die Ohren weit öffnen, um den Klängen der Musik zu lauschen. Die Worte der Dichter will ich hören, denn all die Pracht ist so nur die Offenbarung des göttlichen Ichs, des Lebens, des Lichts.

Ich will versuchen, zu leben nach der Lehre des Christen — in Einsamkeit, ohne die Gemeinschaft zu vergessen.

Alles eitle Fürchten und Hoffen — es liegt weit hinter mir.

* * *

Das waren die Worte, die Thomas am letzten Tage seiner Gefängnishaft niederschrieb.

Er versiegelte diese Papiere und schrieb auf das Couvert den Namen der Bettino.

Er dachte über sein künftiges Leben nach. Er wollte fort aus der Großstadt in die Stille, in den Frieden zur werkthätigen Arbeit und Hilfe.

Er dachte in Güte an die Katharina.

Er war kleinmütig gewesen in Bezug auf sie und hatte verzweifelt. Mochte er ihr helfen können oder nicht, mochte sie gesunden oder nicht — auch in ihr lebte und webte das Göttliche. Wenn sie elend war, so hatten die Menschen sie getreten, mit Fäusten geschlagen und waren über ihre Lebensfreude wie über einen Leichnam geschritten. Die Schuld der anderen mußte er auf sich nehmen — sühnen. Die Schuld der anderen und eigene Schuld. Nur so aß er das Brot Christi und trank das Blut Christi, so hob er die Schuld auf. Denn es gab keine Schuld, es gab kein Gut im Gegensatz zu einem Bösen.

Er blickte hinaus durch die Eisenstäbe in den Hof des Gefängnisses. Überall ein leises Blühen ... dämmernde Auferstehung aus Winterschlaf ...

Noch ein halber Tag, und die Thore öffneten sich. Für ihn war es kein Kerker gewesen, für ihn waren diese vier Wände ein Ort der Sammlung, Andacht und Klarheit geworden.

Er hörte ein Geräusch und sah auf.

Die Schlüssel drehten sich, der Inspektor stand in der Thür. „Herr Truck," sagte er, „der Direktor möchte Sie sprechen."

Er erhob sich verwundert und folgte dem Mann. Im Sprechzimmer des Direktors mußte er eine kleine Weile warten.

Sonderbare Gedanken stiegen in ihm auf. Was hatte das zu bedeuten?

Er fuhr mit seiner mageren Hand über die Stirn und strich sich das dunkelbraune, glänzende Haar zurück, in das sich einzelne graue Fäden verloren hatten.

Der Direktor trat ein.

Er war ein nachdenklicher, wohlwollender Mann. In diesem Augenblick trug er eine etwas verlegene Miene zur Schau. Niemals hatte während seiner Amtsthätigkeit das Gefängnis einen Menschen wie diesen beherbergt. Wenn der Direktor auch außen wortkarg war — im stillen hatte er sich öfter als einmal das Wort des Landpflegers Pilatus wiederholt: „Ich finde keine Schuld an ihm."

„Herr Truck," begann er leise und sah ihn voll Mitleid dabei an, „ich habe Ihnen keine gute Nachricht zu bringen" — er hielt inne und blickte zur Erde — „nämlich," fuhr er rasch fort, denn es fiel ihm plötzlich ein, daß er ihn nicht länger martern dürfe, „nämlich, Ihrer Frau ist ein Unglück ..." wieder brach er ab.

Thomas hatte die Hände fest geschlossen und atmete schneller.

„Sie mögen daher sofort nach Hause eilen," schloß er hastig und überreichte ihm ein Telegramm:

Frau des Thomas Truck, lebensgefährlich verletzt, wünscht ihren Mann zu sehen.

Er entgegnete nichts. Seine Züge waren schmerzensreich, seine Lippen bewegten sich, aber er sagte kein Wort.

Nur einmal war es dem Direktor, als ob er so eine Art von Geräusch vernahm, wie wenn einer gewaltsam Thränen hinunterschluckte.

Er reichte Thomas unvermittelt die Rechte.

— — — — — — — — — — — — —

Und Thomas stand vor ihrem Lager und hielt ihre kalte Hand in der seinigen.

Sie sah ihn mit weitgeöffneten Todesaugen an und versuchte zu lächeln, und ganz leise sagte sie: „Thomas, wie gut, daß du gekommen bist ..."

In dieser Stunde war ihr Gesicht rein und schön, so wie es ihm damals erschienen war, als er es zum erstenmal gesehen.

Und nach einer kleinen Weile fuhr sie fort: „Wie habe ich dich gequält, du Armer! ... und wie bist du gut zu mir gewesen, du Guter, du Lieber!“

Da ging durch seinen Körper eine tiefe Bewegung.

Alles löste sich in ihm.

Er schluchzte.

„Du sollst nicht weinen,“ sagte sie wieder. Dabei lächelte sie gütig und geheimnisvoll.

Dann richtete sie sich mit aller Anstrengung ein wenig auf.

Er war erschreckt und wollte sie sanft in die Kissen zurücklegen, aber sie schüttelte den Kopf und sah ihn plötzlich in froher Zuversicht an.

„Siehst du, ich habe versucht, anders zu werden ... Du darfst es mir glauben, ich habe es versucht! Thomas, ich konnte nicht ... ich konnte nicht.“ Und ein rätselhafter, verängsteter Ausdruck beherrschte bei diesen Worten ihre Züge, als ob sie noch einmal vergeblich darüber nachsänne, was ihrem Wollen solchen Widerstand bereitet hatte. Sie gab es indessen bald auf, und wieder sagte sie nur: „Ich konnte es nicht!“

Eine unendliche Mattigkeit überfiel sie.

Sie sank zurück, aber sie hielt seine Hand fest.

Ein paar Minuten schien sie zu schlafen.

Er rührte und regte sich nicht. Er horchte auf ihren Atem und fühlte ihren matten Puls.

Es war so still, als ob der Tod schon seinen Einzug gehalten hätte.

Sie schlug die Augen von neuem zu ihm auf und sah ihn in Liebe an.

„Du wolltest mir helfen, Thomas. Mir aber konnte niemand ... niemand helfen!“

Ihre Stirn wurde feucht. Die Worte kamen immer leiser heraus, fielen ihr immer schwerer und mühseliger.

„Ich habe es lange mit mir herumgetragen,“ begann sie nach einer Pause. „Dann kam das mit der Josefa ... da wurde es mir klar ... es war aber so schwer, Thomas — so furchtbar schwer! ... von einem Tage schob ich es auf den anderen ...“ — ihre Augen wurden auf einmal wieder leuchtend — „und dann, Thomas, kam der letzte ... letzte Tag. Ich mußte es thun, Thomas, bevor du draußen warst ... Ich wäre sonst vielleicht ...“

Sie brach ab und streckte ihre Arme nach ihm aus.

„Komm, küsse mich, Thomas!“

Er beugte sich zu ihr herab und küßte sie. Er sagte ihr milde Worte des Trostes, und daß sie gesunden würde.

Sie aber erwiderte: „Nein, Thomas, nur noch diese Nacht.“

Und dann erweiterten sich plötzlich ihre Augen noch mehr, als wollten sie in die Ferne dringen.

Sie ließ seine Hand los. Ihr Körper sank zurück.

Und nun fiel sie in einen Halbschlummer, aus dem sie häufig erwachte, zusammenhangslose Worte zu sprchen.

Die Dämmerung sank herein, und silberne Nebel stiegen vor ihm auf, silberne, weiße Nebel ... Dann dunkelte es, und die Nacht stieg empor.

Aber diese Nacht, in der er an ihrem Lager saß, ohne sich zu bewegen, und auf ihre Herztöne hörte, erschien ihm weiß und glänzend.

Und in dieser Nacht erkannte er sie, wie er sie nie vorher erkannt hatte.

Und all sein Thun ihr gegenüber begriff er. All sein Thun hatte nun doch einen tiefen Sinn gehabt ...

Als aus silbernen Nebeln die Sonne erwachte, da weinte er nicht. Er küßte ihre kalte Hand und ihre kalte Stirn ...

Lange hielt er Totenwacht ...

Dann ging er zu Bettina und sagte ihr alles.

Und Bettina blickte ihn an, wie ihn die Katharina in ihrer letzten Stunde angeblickt hatte — groß, rein und schön.



Friedrich Ratzel.

Von
Thomas Achelis.

Der Rahmen der Weltgeschichte hat sich für unsere Blicke in den letzten Jahrzehnten ganz ungemein erweitert. Völkerschaften, deren Namen unsere Voreltern kaum kannten, werden durch alle Mittel historischer Kritik von uns in ihrer Entwickelung studiert, so daß wir schon im stande sind, mit annähernder Gewißheit einzelne Stadien ihrer Kultur zu bestimmen. Die Erde wird gezwungen, ihren Jahrhunderte verschlossenen Mund zu öffnen, und aus Schutt und Trümmern einer längst begrabenen Vergangenheit taucht vor unseren Augen das glänzende Bild einer eigenartigen Bildung und Gesittung empor. Sprachwissenschaft, Archäologie (die Wissenschaft des Spatens, wie man sie wohl genannt hat), Völkerkunde und Geschichtsforschung arbeiten sich gegenseitig in die Hände, um die störenden Lücken möglichst auszugleichen und wenigstens für die wesentlichsten Epochen einen gewissen ununterbrochenen Zusammenhang herzustellen. Darauf kommt es nämlich gegenüber allen früheren mehr oder minder spekulativen Geschichtsbildern an, in erster Linie das erforderliche exakte Material für die kritische Untersuchung herbeizuschaffen, ohne das für unsere Auffassung Wissen und Erkenntnis schlechterdings undenkbar bleibt. Wie schon der geniale Karl Ritter zu Anfang des vorigen Jahrhunderts Geographie und Geschichte in möglichst nahe Fühlung zu bringen suchte, so hat neuerdings Friedrich Ratzel, nur auf Grund eines unvergleichlich größeren Thatsachenbestandes, dies weit ausschauende Programm durchgeführt, welches uns erst die so lang begehrte Geschichte der Menschheit zu verschaffen vermag. Hierdurch wurde er der scharfsinnige Vertreter der anthropogeographischen Methode und Weltanschauung, die zunächst ihren Blick auf die räumliche Verbreitung des Menschengeschlechts richtet, ohne trügerischen Hypothesen von allgemeinen Entwickelungsgesetzen sofort Gehör zu schenken.

Anfänglich wandte sich der junge, am 30. August 1844 in Karlsruhe geborene Forscher lediglich den Naturwissenschaften zu und zwar der Mineralogie, eine Neigung, die durch einen vierjährigen Aufenthalt als Apothekerlehrling in Lichtersheim bei Langenbrücken, einer kleinen badischen Ortschaft, ebenfalls gefördert wurde. Die dortige Gegend zeichnet sich nämlich durch eigenartige Reste der Jura- und Keuperformationen aus. Nach einem kurzen Besuch des Karlsruher Polytechnikums studierte er 1866 in Heidelberg, wo er 1868 mit einer Dissertation über Oligochäten promovierte. Außer Geologie, Paläontologie und Zoologie wurde auch die Geographie in den Bereich der Studien gezogen, und dafür wurde eine Verbindung, die er längere Zeit mit der Kölnischen Zeitung unterhielt, bedeutsam; in ihrem Auftrag unternahm er größere Reisen, so nach Siebenbürgen, Ungarn, Sizilien, Nordamerika, Kuba und Mexiko. 1870 unterbrach der deutsch-französische Krieg diese Thätigkeit, Ratzel trat als Kriegsfreiwilliger in das fünfte badische Infanterieregiment ein, und er wurde im November bei Auxonne schwer am Kopf verwundet. Nach dem Frie-

densschluß verbrachte er den Sommer und Herbst in Siebenbürgen und Ungarn, bis er im Winter 1871 nach München ging, wo ihn ein inniges Freundschaftsverhältnis mit Professor Moritz Wagner, dem bekannten Begründer der Migrationstheorie der Organismen, verband. Wir wollen hier Ratzel selbst über diesen wichtigen Wendepunkt seines Daseins sprechen lassen:

„Das Gefühl des Dankes," schreibt er, „mit welchem ich auf ein Leben zu blicken habe, das der gemütlichen Teilnahme und der geistigen Anregung lieber Freunde vom Knabenalter an mehr zu verdanken scheint als seiner eigenen, zwar ziemlich unverdrossenen, aber wohl nicht immer klug bedachten Thätigkeit, steigert sich im Gedanken daran, was Ihre Freundschaft mir ist, zu der Überzeugung, einen guten Teil meines besseren Selbst Ihnen zu schulden. Seit den unvergeßlichen Dezembertagen 1871, an welchen ich, der schiffbrüchig an hohen Hoffnungen damals in diesen guten Hafen München einlief, das Glück hatte, Ihnen näherzutreten, habe ich fast jeden Plan mit Ihnen durchsprechen, fast jeden Gedanken mit Ihnen austauschen dürfen, und ich kann geradezu sagen, daß ich seitdem, was die geistigen und gemütlichen Interessen betrifft, mein Leben nicht allein zu führen brauchte. Wieviel liegt in solchem Bekenntnis! Wie glücklich ist der zu schätzen, der es aussprechen darf, und wie dankbar sollte er sein! Ich glaube wohl die Größe dieser Dankesschuld voll zu empfinden und würde doch, weil ich Ihren aller Ostentation abgeneigten Sinn kenne, nicht gewagt haben, dieser Empfindung öffentlichen Ausdruck zu geben, wenn nicht dieses Werkchen (es handelt sich um die zweibändige Anthropogeographie) in so hervorragendem Maße auf Ihre Anregungen zurückführte, und wenn ich nicht glaubte, die Pflicht an meinem Teile erfüllen zu sollen, welche die Welt Ihnen für den fruchtbaren Gedanken der Migrationstheorie schuldet. Die Wurzeln dieses Buches reichen nämlich bis in jene Zeit zurück, wo Ihre Migrationstheorie der Organismen mich mächtig anregte, und einzelne Ausarbeitungen und Gedanken, die in demselben ihre Stelle, beziehungsweise ihre Entwickelung gefunden haben, stammen aus den Jahren 1872 und 1873, in denen es mir vergönnt war, mit Ihnen bereits die Anwendung Ihrer Theorie auf die Erscheinungen des Völkerlebens zu erwägen. Damals lernte ich zuerst in der Auffassung der Geschichte als einer großen Summe von Bewegungen die Möglichkeit jener fruchtbaren Vertiefung des viel besprochenen, aber wenig geförderten Problems der Rückwirkung des Schauplatzes auf die Geschichte ahnen."

Die in der Anthropogeographie (2. Aufl. 1899) entworfene Perspektive wurde dann in dem großen Werk der Völkerkunde (2. Aufl. 1894) mit besonderer Rücksicht auf die Ethnologie durchgeführt. Von anderen Werken erwähnen wir: „Vorgeschichte des europäischen Menschen", „Städte- und Kulturbilder aus Nordamerika", „Aus Mexiko" u. a.; die letzte Arbeit ist die „Politische Geographie", eine gleichfalls durchweg von der fachgenössischen Kritik höchst beifällig aufgenommene Leistung.

Wie schon zu Anfang dieser Betrachtung angedeutet, unterscheidet sich die moderne Anthropologie und Ethnologie von allen früheren derartigen Versuchen dadurch, daß hier strenge Induktion herrscht, während man sich vordem mit glänzenden geschichtsphilosophischen Konstruktionen über alle Materiallücken hinweghalf. Selbst die Konstatierung von anscheinend unlösbaren Widersprüchen in den Berichten und Ermittelungen darf in erster Linie nicht gescheut werden, sofern nur allmählich sich die Möglichkeit zeigt, einen der gelieferten Belege durch anderweitige Analogien vor jedem berechtigten Zweifel zu schützen. Will man Entwickelungsgesetze von irgendwie verbindlicher Geltung aufstellen, so muß man sich dazu durch das Detail geographischer und ethnographischer Forschungen methodisch den Weg bahnen. Jede umfassende Geschichte der Menschheit beginnt aber bei den unteren Stufen der socialen Entwickelung, also bei den, freilich ja vielumstrittenen Naturvölkern. Die Menschheit, wie sie heute lebt, schreibt deshalb Ratzel, in allen ihren Teilen kennen zu lernen, ist die Aufgabe der Völkerkunde. Da man aber lange gewöhnt ist, nur die fortgeschrittenen Völker, die die höchste Kultur tragen, eingehend zu betrachten, so daß sie uns fast allein die Menschheit darstellen, die Welt-

geschichte wirken, erblüht der Völkerkunde die Pflicht, sich um so treuer der vernachlässigten tieferen Schichten der Menschheit anzunehmen. Außerdem muß hierzu der Wunsch drängen, diesen Begriff Menschheit nicht bloß oberflächlich zu nehmen, so wie er sich im Schatten der alles überragenden Kulturvölker ausgebildet hat, sondern eben Menschheit nicht mit schönklingenden philosophischen Phrasen zu verschleiern, sondern umgekehrt in seine einzelnen konkreten Elemente zu zerlegen, wodurch eine ganze Reihe schwieriger Probleme ihrer Lösung ungemein viel näher gerückt werden, so die Verteilung der verschiedenen Rassen über die Erde, ihre Bewohnbarkeit, der Einfluß des Klimas,



in diesen tieferen Schichten die Durchgangspunkte zu finden, die zu den heutigen höheren Entwickelungen geführt haben. Die Völkerkunde soll uns nicht bloß das Sein, sondern auch das Werden der Menschheit vermitteln, soweit es in ihrer inneren Mannigfaltigkeit Spuren hinterlassen hat: nur so werden wir die Einheit und die Fülle der Menschheit festhalten (Völkerkunde I, 3). Mit diesem Entwurf ist zugleich die Richtung angedeutet, welche die besondere Untersuchung zu befolgen hat; es wird sich nämlich sofort darum handeln, jenen Begriff der Bodens, der Nahrung u. s. w. auf die sociale Entwickelung, die Volksdichtigkeit, das Wandern der Stämme, die Wechselwirkungen zwischen Wasser und Land u. a. Den Gegensatz der früheren und jetzigen Anschauungen kennzeichnet unser Gewährsmann, nicht ohne leisen ironischen Beigeschmack, folgendermaßen: „Wem die Menschheit in eine gewisse Anzahl von Rassen oder Völkergruppen auseinanderfällt, die er sich vielleicht als von Anfang an getrennt denkt, der bedeckt die Erdteile und Inseln mit den Farben, die er jeder Kategorie zugedacht hat, und betrachtet

die Klüfte, die zwischen diesen Wohnsitzen gähnen, als einerlei Gattung und Wert, ob sie nun Volk von Volk oder die Menschheit von der Natur scheiden. Für ihn giebt es so wenig eine Karte der Menschheit, wie es für Hegel, der vom Schauplatz der Weltgeschichte Afrika, Amerika und Australien ausschloß, eine Geschichte der Menschheit gab. Wem aber die Menschheit als eine durch Lebensfäden alter oder neuer, kriegerischer oder friedlicher, geistiger oder stofflicher Beziehungen verbundene Gemeinschaft erscheint, der sieht in dem Raum, den diese Menschheit bewohnt, wie ungleich und lückenhaft sie über denselben zerstreut sei, den gemeinsamen Schauplatz dessen, was Geschichte im höchsten und umfassendsten Sinne genannt werden kann. Meere, die je von Schiffen durchschnitten, Wüsten, die je von Karawanen durchschritten wurden, faßt er in die Grenzen der Menschheit mit ein, und wenn er die Ökumene als einen Gürtel bestimmt, welcher die heiße Zone und die größere Hälfte der beiden gemäßigten und dazu einen Teil der nördlichen kalten Zone umfaßt und die Quadratmeilenzahl zu etwa 75000000 angiebt, d. h. gegen fünf Sechstel der Erdoberfläche, so hat er das gethan, was, erstaunlich ist es zu sagen, die historischen Geographen bisher vermieden haben. Er hat den Boden abgesteckt und ausgemessen, auf welchem die Menschheitsgeschichte sich abspielt, und hat zugleich die geographische Form des belebten, über alle Lücken zusammenhängenden Ganzen bezeichnet, welches wir Menschheit nennen" (Anthropog. II, 4).

Nun ist es zwar richtig, daß das Problem von der Abhängigkeit des Menschen von seiner Umgebung schon öfters zur Diskussion gestellt ist — von Voltaire, Herder u. a. abgesehen, sehr nachdrücklich von Buckle, der aber in seinem doktrinären Radikalismus wieder das richtige Ergebnis verfehlt —, trotzdem haftet allen diesen an sich sehr lobenswerten Versuchen der verhängnisvolle Fehler einer zu schematischen, spekulativen Auffassung an. Was kann die nüchterne Wissenschaft mit solchen Sätzen anfangen, die Buckle ziemlich unverändert von Montesquieu übernahm, daß heiße Länder den Despotismus, kalte die Freiheit befördern oder gar erzeugen; wie wenig stichhaltig ist bei allem stilistischen Glanze z. B. die Schilderung des bekannten Afrikareisenden Munzinger von Kardofan: „Die Natur hier ist einförmig, kein Berg ragt empor, kein entschiedener Gebirgszug und keine großartige Ebene giebt dem Ganzen Charakter und Einheit; selbst der Baumwuchs ist nur mittelmäßig, Gesträuch ist vorherrschend — und so der Mensch und seine Verfassung; nichts strebt, nichts beherrscht; lose zusammengeworfene Gemeinden entbehren der politischen Einheit und der bürgerlichen Verschiedenheiten." Auch die alte Prichardsche, neuerdings wieder in Aufnahme gekommene Einteilung der Völker in aktive und passive mit allen erforderlichen Temperamentsunterschieden ist von recht zweifelhaftem Wert, da sie in ihrer farblosen Allgemeinheit der unendlichen Verschiedenartigkeit des konkreten Thatsachenmaterials nicht gerecht wird. Für alle diese Fragen, zu denen sich auch die kritische Bestimmung des Ursitzes, der Wanderungen und Vermischungen der Völker gesellt, kann erst eine behutsame geographisch-topographische Untersuchung, wie sie Ratzel von seiner Wissenschaft fordert, die erforderliche sichere Grundlage liefern.

Rein begrifflich gefaßt ist der Mensch, wie es in den Grundlinien des Programms heißt, Gegenstand der Erdkunde, insoweit er von den räumlichen Verhältnissen der Erde abhängt oder beeinflußt wird. So wie die Tier- und Pflanzenkunde durch die Lehre der geographischen Verbreitung der Tiere und Pflanzen zu uns herüberreicht, so thut es die Gesamtwissenschaft vom Menschen durch die Lehre von der geographischen Verbreitung des Menschen. Aber dieser Wissenschaftszweig, den wir nach Analogie der Tier- oder Pflanzengeographie Anthropogeographie nennen, ist in demselben Maße tiefer und umfassender, als die Menschheit mehr Seiten, sowie schwierigere und folgenreichere Probleme unserer Forschung darbietet. Aber die Menschheit ist einmal zahlreicher und in wechselnderen Formen des Einzel- oder Zusammenlebens auf der Erde zu finden, so daß allein schon ihre Dichtigkeit, ihr mehr oder minder ständiges Wohnen, das Aneinandergrenzen, Verschieben, Durchsetzen der Völker, kurz die ganze Bevölkerungsstatistik, Art, Größe, Zahl und

Lage ihrer Wohnstätten eine Fülle neuer Probleme bieten. Sie ist ferner vielseitiger, beweglicher als alle anderen Organismen, so daß wir auch eine Fülle von Land- und Seewegen zu betrachten haben, die ein dichtes Netz über die Erde schlingen. Dann bietet die Geschichte ihrer Ausbreitung über die Erde und ihrer Heimischmachung auf derselben einen wichtigen, wesentlich geographischen Teil der allgemeinen Geschichte. Wie folgenreich ist ferner die Thatsache, daß sie durch dauernde Werke die Erde samt ihren Gewässern, samt Klima und Pflanzendecke verändert oder bereichert, die eigene Beweglichkeit gewissen Pflanzen und Tieren mitteilt, die sie bewußt oder unbewußt über die ganze Erde hinführt, kurz in eingreifendster Art das Antlitz der Erde verändert! Pflanzen und Tiere erfahren vielfältige Beeinflussungen durch die Gesamtheit der geographischen Verhältnisse an der Erdoberfläche, die der Körper des Menschen in demselben oder vielleicht höherem Maße erleidet; aber beim Menschen kommt das für äußere Eindrücke im höchsten Grade empfindliche Organ des Geistes hinzu, durch welches alle Erscheinungen der Natur in bald derb auffälliger, bald geheimnisvoll feiner Weise auf sein Wesen und seine Wandlungen wirken und zum Teil sich in demselben spiegeln. Ist es nötig zu sagen, daß Religion, Wissenschaft, Dichtung zu einem großen Teil solche zurückgeworfene Spiegelungen der Natur im Geiste des Menschen sind? Die Erforschung dieser Wirkungen ist eines der größten Probleme der Anthropogeographie, die hier selbst mit der Psychologie sich berührt. Aber endlich bleibt die Untersuchung jener Einflüsse, welche der ganze Komplex äußerer Daseinsbedingungen auf den Verlauf der geschichtlichen Entwickelung der Menschheit übt und stets geübt hat, und deren längst anerkannte Wichtigkeit der Geographie schon früh die Aufgabe zuweisen ließ, erste Hilfswissenschaft der Geschichte zu sein. Ist dies nicht fast eine erschreckende Fülle von Problemen? Man kann angesichts solchen Reichtums der menschlichen Elemente in der Erdkunde kaum über die Versuche erstaunen, aus ihr eine fast ausschließlich anthropologische oder, wie man zu sagen pflegt, historische Wissenschaft zu machen.

Nur auf diesem verläßlichen Grunde läßt sich somit eine streng wissenschaftliche Geschichte der Menschheit, worunter, wie wir sahen, auch die vordem völlig mißachteten oder höchstens als Kuriositäten angestaunten Naturvölker ihren berechtigten Platz einzunehmen haben, errichten. Wie die physische Einheit unseres Geschlechts trotz aller Abweichungen in den einzelnen Rassen allem Zweifel entrückt ist, so auch die geistige Einheit, mit der sich ebenso eine gewisse Verschiedenartigkeit der Anlage verträgt. Aber die Grundzüge des menschlichen Naturells sind dieselben, so daß Peschels bekannter Ausspruch: Das menschliche Denkvermögen gleicht sich bis auf seine seltsamsten Sprünge und Verirrungen, noch jetzt vollauf zu Recht besteht. Andererseits mag ja auch die Außenwelt, mögen überhaupt rein mechanische Ursachen oft viel zur Verkümmerung einzelner Völker beigetragen haben, obwohl man auch hier mit seinem Urteil vorsichtig sein sollte. Während nach der Entwickelungslehre gewöhnlich die Naturvölker als die Vertreter unserer eigenen früheren Gesittungsstufen angesehen werden, stellt sich unser Gewährsmann etwas anders dazu: kulturlich bilden diese Völker eine Schicht unter uns, während sie nach natürlicher Bildung und Anlage zum Teil, soweit sich erkennen läßt, uns gleich, zum Teil uns nicht fern stehen. Aber diese Schichtung ist nicht so zu verstehen, daß sie die nächst niederen Entwickelungsstufen unter uns bildet, durch die wir selbst hindurchgehen mußten, sondern so, daß sie sich ebensowohl aus stehengebliebenen als zur Seite gedrängten und rückgeschrittenen Elementen ansammelt und aufbaut. Es ist also ein starker Kern positiver Eigenschaft in den Naturvölkern; darin liegt Wert und Vorteil ihres Studiums. Die negative Seite, die nur sieht, was ihnen im Vergleich zu uns fehlt, ist eine kurzsichtige Unterschätzung (Völkerk. I, 22). Immerhin wird man doch schon um der erforderlichen psychologischen Vergleichung halber, die uns ja mit den weitreichendsten Ergebnissen beschenkt, an einer zusammenhängenden, fortlaufenden geistigen Entwickelung festhalten dürfen, die sich eben stetig und unaufhaltsam in allen Gliedern der menschlichen Gesellschaft vollzieht; alle bedeutungsvollen Anklänge in Re-

ligion, Mythus, Sage, Überlieferung u. s. w. sind lediglich unter jener maßgebenden Voraussetzung verständlich. Andererseits darf es nicht als Zufall betrachtet werden, wenn sich am Rande des Mittelmeers seit Jahrhunderten die Kultur zu höchstem Glanze entfaltet hat, ja daß die westeuropäische Gesittung nunmehr, unterstützt durch alle Mittel moderner Technik, ihren Siegeszug über den Erdball beginnen kann. An dem Gelingen desselben wird man, trotzdem die Probe mit der ganz anders gearteten und unendlich zähen chinesischen Kultur noch aussteht, nach allen Analogien schwerlich zweifeln dürfen, aber auch hier wird ein trauriges Kapitel der Völkerkunde sicherlich eine neue Bereicherung erfahren, das wir beiläufig mit einigen Worten berühren müssen, nämlich das Aussterben der Naturvölker — übrigens auch ein sehr ernstes Problem für die Kolonialpolitik. Es ist bekannt, daß für diesen Prozeß die verschiedensten Momente in Betracht kommen: brutale Vergewaltigung, niederträchtige Hinterlist der weißen Rasse, psychische Depressionen bei den Kindern des Naturzustandes selbst, wie sie schon der Jesuitenpater Dobrizoffer bei seinen Abiponern feststellte, sociale Lockerungen, Fehden, innere Zersetzung und Entartung, massenhaftes Sterben bei ausbrechenden Seuchen u. s. w. Ratzel greift auch auf wirtschaftliche Gründe zurück: die Berührung mit den Europäern hat dies Hinschwinden beschleunigt, aber es liegen Anzeichen vor, daß es auch früher vorkam.

Fragt man nach den Ursachen dieser tief in die Geschichte der Menschheit einschneidenden Verhältnisse, so muß gesagt werden, daß Völker niederer Kulturstufe auf einer durchaus ungesunden Basis stehen. Sie stehen körperlich und moralisch hinter den Kulturvölkern zurück; sie gehen sorglos und grausam mit Menschenleben um, deren Zunahme ihnen oft gefährlich, bedrückend zu sein scheint; sie teilen daher nicht unsere Begriffe vom Wert des Lebens. Krankheit, ungesundes Leben in Kleidung, Hütte und Nahrung, Kindesmord, Ertötung des Werdenden im Keime, unnatürliche Laster, Polygamie, Hungersnot und Wassermangel, Krieg, Menschenraub und endlich Kannibalismus bilden einen Komplex von Thatsachen, die alle der Vermehrung der Bevölkerung entgegenwirken. —

So sehr wir uns bisher aller Polemik enthalten haben, hier sind wir doch genötigt, ein Moment zu berühren, das bei den verschiedenen Forschern zum Teil eine recht abweichende Behandlung erfahren hat, nämlich die Erklärung des Umstandes, daß oft bei völlig stammfremden und ganz entlegenen Völkerschaften sich die überraschendsten Übereinstimmungen in Bräuchen, Sitten, Anschauungen finden. Viele Ethnologen (unter ihnen Altmeister Bastian) leiten diese Gleichartigkeit aus der überall gemeinsamen menschlichen Natur ab, die eben in ihren Grundzügen bei allen örtlichen Verschiedenheiten identisch sei, und so entstand die sogenannte Lehre von den Völkergedanken, den elementaren Formen menschlichen Denkens und Fühlens. Ihnen gegenüber steht die Schule mit Ratzel an der Spitze, die jedesmal eine Übertragung und Entlehnung annimmt oder zu beweisen sucht. Aber auch unser Gewährsmann muß doch zugeben: in der stillen Schneehütte der Hyperboreer erklingt dieselbe Sage, zu der im tropischen Stillen Ocean auf einer einsamen Koralleninsel die Palmenkronen rauschen. Die Tättowierung des Kinnes mit einigen geraden Linien, die senkrecht parallel gehen, kommt am Beringsmeer und in Patagonien vor. Nicht nur die Steinwaffen an sich gleichen einander, welche man an der Ostsee und im Stillen Ocean findet, dieselben werden in gleichen Gedanken als Donnerkeile gedeutet in Attika und auf Celebes, am Orinoko und in Schwaben.

Und so entwirft Ratzel einen gemeinsamen Bestand gewisser socialer, religiöser, ethischer, ästhetischer und technischer Ideen, aber er kann sich trotzdem nicht einer scharfen Opposition gegen Bastian enthalten, indem er schreibt: „Wenn Stäbchenpanzer im Tschuktschenlande, auf den Aleuten, in Japan und in Polynesien gleichsam durch eine generatio aequivoca des menschlichen Intellekts ins Dasein treten, so genügt die Untersuchung eines einzigen Falles dieser Art, um alle anderen zu verstehen. Dann ist es mehr der Geist des Menschen als die Erzeugnisse dieses Geistes, welche die Ethnographie interessieren; dann hat es geringer

228



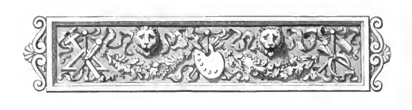
Westermanns Illustrierte Deutsche Monatshefte. Zu Bie: Die Kunst des Zeichnens

G. A. Boltraffio: Männliches Bildnis. Pastell. (Mailand, Ambrosiana.)

Wert, die geographische Verbreitung irgend eines ethnographischen Gegenstandes sorgsam zu untersuchen, und die Völkerkunde kann der Hilfe der Erdkunde entbehren." Wir glauben unsererseits nicht, daß hier unter allen Umständen, grundsätzlich eine unausweichliche Alternative vorliegt, sondern daß trotz der socialpsychologischen Perspektive, jener geistigen Einheit des Menschengeschlechts, an der auch Ratzel festhält, je nach Umständen sehr wohl eine wechselseitige Beeinflussung erfolgt sein kann: nur müssen wir im Interesse der exakten Wissenschaft, und um allen fadenscheinigen Hypothesen von vornherein zu entgehen, darauf bestehen, daß diese geographisch-ethnographische Hypothese zum mindesten wahrscheinlich gemacht, möglichst aber bewiesen wird. Als bloße Vermutung einer logischen Möglichkeit nützt sie gar nichts. So hat es, um nur einen Fall anzuführen, gar keinen Wert, wenn der im übrigen vortreffliche Fornander, um überraschende Ähnlichkeiten zwischen polynesischen und abendländischen Sagen zu erklären, auf fabelhaft kushitische Einflüsse zurückgriff, bei denen in der That jedes kritische Material, sei es geographischer, sei es historischer Art, versagte. Dann ist eben der wildesten Phantastik Thor und Thür geöffnet, und die abenteuerlichsten Konstruktionen werden nicht gescheut. Es ist übrigens kein Zufall, daß gerade eine besonders erfolgreiche, mächtig aufstrebende Wissenschaft unserer Tage, nämlich die vergleichende Rechtswissenschaft auf ethnologischer Basis, ihre weitreichenden Folgerungen eben auf Grund jener umfassenden Parallelen erzielt hat, die letzten Endes aus der geistigen Einheit des genus homo sapiens hervorgehen.

Ratzel hat dadurch eine führende Stellung unter unseren Ethnologen erlangt, daß er es verstanden hat, überall durch ein wirksames Beispiel die richtige Methode zur Lösung der vielfach verschlungenen Probleme zu finden und damit die Untersuchung aus der luftigen Höhe metaphysischer Spekulationen auf die allen zugängliche Erde und das feste Terrain exakter, geographischer und ethnographischer Thatsachen zu versetzen. Hier handelt es sich somit im Grunde nur um die zutreffende psychologische Erklärung der treibenden Motive, eine Forderung freilich, die keinem Empiriker, will er sich anders nicht mit der bloßen Aneinanderreihung von einfachen Belegen und mit der Sammlung von Material begnügen, erspart werden kann.





Die Kunst des Zeichnens.

Von

Oskar Bie.

Alte Meister.

I.

(Nachdruck ist untersagt.)

Das Publikum der Berliner Museen macht mit einer gewissen Scheu Halt vor dem Kupferstichkabinett. Es steht minutenlang vor den Glasthüren, die zu diesem Allerheiligsten führen, und betrachtet mit starren Augen die Leute, die da drinnen an langen Tischen sitzen, mit großen Mappen und verstellbaren Pulten, auf denen einzelne Blätter zur Schau stehen. Von Zeit zu Zeit rollen die Galeriediener auf gummibeschlagenen Wagen neue Mappen heran, und mit neuer Aufmerksamkeit betrachten die einzelnen Gruppen ihre Blätter, sich sorgsam auf diese und jene Kleinigkeit hinweisend. Dem Publikum vor den Glasthüren ist das ein ungewohntes Schauspiel, aber sie haben nicht den Mut, näherzutreten. Vielleicht wagen es einige kleine Jungen von Zeit zu Zeit, um ihre Frechheit zu üben, aber sie kehren bald wieder beschämt zurück, in der Überzeugung, daß es da nichts Rechtes zu sehen giebt. So bleibt das Kabinett der Aufenthaltsort weniger Auserwählter.

Man kann trotzdem beobachten, daß der Besuch des Kupferstichkabinetts in neuerer Zeit überall zunimmt. Die allgemeine Kunstbildung ist gestiegen, die Kenntnis der alten Gemälde und Skulpturen ist in weitere Schichten gedrungen, und die Aufmerksamkeit auf die kleinen intimen Dinge, die das Kupferstichkabinett bewahrt, ist rege geworden. Jene behagliche Betrachtung zarter Kunstarbeiten, die früher die Beschäftigung weniger innerlich und äußerlich gefesteter Charaktere war, beginnt besonders in den großen Städten alle diejenigen Kreise zu interessieren, die sich das Recht gewahrt haben, auch im Trubel des Lebens ein paar stille Stunden den schönen Überlieferungen alter Kunst widmen zu können. Fremde, die die Residenzen besuchen, Einheimische, die einen Vormittag frei haben, begnügen sich nicht mehr mit einer Straßenpromenade oder einem flüchtigen Besuch einer öffentlichen Sammlung, sie schließen sich gern auf wenige Stunden in diesen exklusivsten Raum des Museums ein, allein um einige Stiche und Holzschnitte von Dürer, einige Handzeichnungen von Holbein durchzunehmen, und sie fühlen, daß diese kurze, aber intensive Beschäftigung mit dieser handgreiflichen Kunst, aus der ihnen ein selten schöner Originalduft entgegenströmt, ihnen mehr giebt als alle gedankenlose Anstarrung von noch so großen Denkmälern, die sie nie interessiert haben und nie interessieren werden. Der Geist der Kammermusik kommt über sie, die nahe Berührung mit den handgearbeiteten Dingen aus alter Kunst, die diskrete Enthüllung privater Geheimnisse aus dem Studienwerke der Meister stimmt sie nachdenklich und dankbar, und was alles in uns aufgespeichert ist von wahrem Verständnis für die Freuden und die Leiden der Kunst, das kommt hier in einer vornehmen und sicheren Art der Betrachtung und Beurteilung ans Tageslicht, die erziehlich sowohl wie ästhetisch von nicht abzuschätzender Fruchtbarkeit ist.

Die Schätze unserer Kupferstichkabinette bestimmen sich zunächst meist noch dem For-

mat, indem die kleineren Sachen hier in Schränken und Mappen aufbewahrt werden können, wie die größeren Bilder in der Gemäldegalerie an der Wand zu hängen haben. Die unklare Grenze ist in der Gegend kleinerer Malereien, die je nach Geschmack und Raum der einen oder anderen Abteilung zugewiesen werden. Man wird eine Miniatur aus dem achtzehnten Jahrhundert wohl in einem kleinen Saal der Gemäldegalerie aufhängen dürfen, aber ein noch so ausgeführtes Aquarell des Ostade wird man in das Kupferstichkabinett verweisen, weil Ostade seine Stellung mehr als Ölmaler hat und ein solches Aquarell für ihn nur eine Studie bedeutet. So treffen sich im Kupferstichkabinett die verschiedensten Dinge. Man findet dort kleine Ölstudien, Aquarellproben, Pastellmalereien, alle Arten einfarbiger oder bunter Stiche und Radierungen und Holzschnitte, dann sämtliche Handzeichnungen der Meister vom ersten leichten Entwurf bis zum kleinen Probebild und endlich auch wohl die entsprechende Litteratur und die Photographien nach Bildern, Stichen und Zeichnungen aller Zeiten. Trotz dieser Verschiedenheit bleibt allen diesen Sachen der intime Charakter gemeinsam. Es sind hier nicht die großen offiziellen Zeugen einer fertigen und öffentlichen Kunst ausgestellt, sondern es handelt sich um den Apparat dieser Kunst, um alle Vorbereitungen dazu, um alle kleineren vervielfältigenden Künste, die eine Darstellung in zahlreichen Drucken verbreiten, und endlich um das moderne Studienmaterial, das alle Kunst zur verhältnismäßigen Beobachtung am Tisch reduziert und die forschende Vergleichung ermöglicht. In allen Fällen fehlt diesen Darbietungen die weite Atelieratmosphäre, es sind Arbeiten am Tisch oder vor der Natur im Skizzenbuch, sie geben uns eine privatere Berührung mit dem Künstler, und, zweifellos, sie ermöglichen uns ein reineres Seelenstudium.



Schule des Fra Bartolommeo: Madonnenstudie. Kreide auf bräunlichem Papier. (Wien, Sammlung Albertina.)

Von den privatesten dieser Schätze des Kupferstichkabinetts soll diesmal die Rede sein, von den Handzeichnungen. Wir verstehen darunter alles Material, was die großen Kunstwerke vorbereitet in Form einer Skizze oder eines Farbenentwurfs. Unter Umständen kann das Blatt den vollgültigen Wert einer ausgeführten Arbeit haben und in sich ganz genügen, es wird aber selbst in solchen Fällen, wie z. B. bei den Porträt-

blättern der französischen Schule, seiner Technik nach so deutlich den Charakter eines Studienblattes nach der Natur tragen, daß es sich ohne weiteres der großen Gruppe von Skizzen anschließt. Ein fertiges Ölbild ist, besonders für die älteren Malerschulen, kein Werk weniger Stunden, es ist eine Art wohlüberlegter Unternehmung, die etwas auf einen offizielleren Ton gestimmt ist und schon durch den rein technischen Prozeß der Grundierung, Farbenmischung, Untermalung, Übermalung und Fixierung eine ausführlichere Arbeitsverteilung verlangt. Eine Ölstudie dagegen soll in kürzester Zeit fertiggestellt sein und nur ganz oberflächlich die hauptsächlichsten Züge der Komposition und der Farbe wiedergeben. Gewisse Techniken haben sich überhaupt erst durch diesen Zwang der Skizze entwickelt, wie das Pastell. Pastellstifte sind farbige Kreiden, die sofort auf den ersten Strich im gewünschten Ton dastehen und ohne jeden Firniß auch so bleiben, sie sinken nicht ein, trocknen nicht auf und mischen und wischen sich nach Belieben. Das empfahl sie sehr zur leichten farblichen Übergehung von Kompositionen oder Porträts, und so sehen wir sie vom sechzehnten Jahrhundert an in diesem Dienste sich entwickeln, so wie sie Lenbach heute noch braucht. In derselben Weise empfahl sich die Malerei mit Wasserfarben, die als Kolorierung so lange in Übung war, als die malerische Anschauung noch nicht ganz von den warmen Tönen des Öls bestimmt war. Von der Zeit an, da eine weiche und warme Tönung unbedingt vom Geschmack gefordert wird, beginnt die Aquarellmalerei an Boden zu verlieren und die Pastellmalerei sich zu einer ganz selbständigen Kunstgattung zu entwickeln. In unseren Jahren hat man verstanden, alle diese Hilfskünste, jede nach ihrer Art, wirkungsvoll zu verwenden. Unsere ganze moderne impressionistische Auffassung bevorzugt geradezu diejenigen Stadien eines Bildes, die früher als vorbereitende galten, sie bevorzugt die Skizze, weil diese von der frischen Empfindung und urspründlichen malerischen Anschauung stets mehr besitzt als das fleißig ausgeführte und durchgemalte Werk. Die Pastellmalerei, die sich vorzüglich für die Skizze eignet, nimmt rapide zu, und auch jene vorbereitenden Stadien eines Ölbildes, der untermalte Zustand, die Firnislosigkeit, die früher unmöglich waren, werden heute für gewisse unmittelbare und natürliche Wirkungen sehr geschätzt. Unsere Zeit hat alle Techniken, Tempera, Aquarell, Pastell, Gouache, die in den Tagen des großen offiziellen Ölbildes als veraltet oder dilettantisch oder skizzenhaft angesehen wurden, zu Kunstgattungen selbständigen Charakters ausgebildet, weil sie nichts mehr liebt als die Frische der Wiedergabe und die Erhaltung ursprünglicher Eindrücke, denen das sorgsam behandelte Öl durchaus nicht günstig ist. Diese Dinge sind nicht überflüssig zu bemerken, weil sie aus einer tieferen Anlage unserer Zeit heraus den neu erwachenden Sinn für vorbereitende und skizzenhafte Techniken erklären, den das Interesse für Handzeichnungen aller Art belebt.

Man gestatte mir, unser Thema „Die Kunst der Zeichnung" auf diese specielleren Handzeichnungen zu beschränken. Eine Kunst der Zeichnung giebt sich überall zu erkennen, ob wir es mit einem Gemälde, einer Radierung oder einer Studie zu thun haben. Überall wird sich der Sinn für die Führung der Linie bethätigen müssen, der ein Teil aller malerischen Auffassung bleibt. Er wird um so deutlicher hervortreten, je mehr das Bild nur auf Schwarz und Weiß angelegt ist und von der Linie und Form auch das verlangt, was sonst die Farbe unterstützt. Er wird sich aber am unmittelbarsten äußern, wenn der Künstler, wie es bei der Handzeichnung der Fall ist, für wenige Augenblicke darauf angewiesen bleibt, in Linie und Form den Eindruck, der ihm entgegentritt, festzuhalten. In jenen Fällen wird sich eine Routine des Zeichnens ausbilden, in diesem Fall aber die wahre Kunst des Zeichnens, die aus der Linie und der Abtönung von Weiß und Schwarz persönliche Handschriften entwickelt. In der Praxis geht dann beides ineinander. Die Entwickelung der tiefen Schatten auf den Bildern des siebzehnten Jahrhunderts beeinflußte das Interesse für die Schattenwiedergabe auch auf den Zeichnungen, und die Schärfe der Zeichnungen im Florenz des fünfzehnten Jahrhunderts hatte die Konturen der Menschen und Dinge auch auf den Bildern dieser Zeit geschärft. In der älteren Zeit ist die Zeichnung das

ursprüngliche und das Bild mit den Farben oft nur ihre Ausführung. Später wird die malerische Auffassung das Gegebene, und die Zeichnungen werden dadurch selbst malerischer. Früher ist die unpersönliche Hingabe an das Objekt das Bezeichnende, später wird der Stil gerade in der Zeichnung um so persönlicher, je mehr er bestrebt ist, die Impression gleich im ersten Entwurf wiederzugeben. Ich möchte mich zunächst bei diesem interessanten Verhältnis zwischen zeichnerischer und malerischer Methode nicht aufhalten, sondern erst etwas von den Dingen selbst reden, ehe ich die Ästhetik daraus abziehe. Es genügt, auf ihr thatsächliches Ineinandergreifen hingewiesen zu haben, um uns das Recht nehmen zu dürfen, auf dem abgeschlossenen Gebiete der alten Handzeichnungen die Art zu studieren, wie sich die ursprüngliche künstlerische Auffassung der Dinge bei den verschiedenen Meistern gestaltet hat. Die Grenzen nach der Malerei zu werden wir ganz von selbst überschreiten müssen.

Michelangelo: Männlicher Akt. Federzeichnung in Bister. (Wien, Sammlung Albertina.)

Die Handzeichnungen, als Originale und als erste private Proben der Kunst, als persönliche Vorbereitungen zur großen Malerei, sind von jeher die kostbarsten Schätze feinerer Sammlungen gewesen. Die tausendfach verschiedenen Beweise der „Kunst des Zeichnens", die gerade in ihnen niedergelegt sind, haben rein ästhetisch, von ihrer kritischen Wichtigkeit ganz abgesehen, von jeher die Kenner gelockt. Besonders die englischen Sammlungen, Oxford, Windsor, die zahlreichen Privatmuseen, welche die Reservoire aller vornehmen Interessen wurden und alles in sich aufnahmen, was Jahrhunderte privaten Fleißes gesammelt hatten, sind hier in erster Linie zu nennen. Es folgen der Louvre in Paris und die Uffizien in Florenz, an äußerer Ausdehnung die beiden wichtigsten Handzeichnungssammlungen der Welt. Das Musée des Dessins des Louvre umfaßt 37000 Nummern, unter denen man 3150 vlämische, 11800 französische, 18200 italienische zählt. Einzelne Meister, wie Annibale Carracci oder Lebrun, sind allein in Hunderten und Tausenden vertreten, von jenem zählt man 358 Stück, von diesem 2389. Der Louvre wie die Uffizien sind auf ihre Zeichnungen stolz genug, um wenigstens einen Teil öffentlich unter Glas auszustellen. Einzelne Blätter sind hier von unersetzlicher Seltenheit, wie die berühmte Zeichnung von Rubens nach dem Reiterkampf des Lionardo, dessen Originalkarton verloren gegangen ist. In den Uffizien zählt man an 28000 Nummern, unter denen alle berühmten Italiener zu finden sind, besonders der so seltene Lionardo mit autographierten Blättern und Michelangelo mit Skizzen zur Sistina und zu den Mediceergräbern. In Deutschland haben München, Dresden und Berlin sehr ansehnliche Sammlungen, und die Mappen mit den Holbein-Zeichnungen, die man in Berlin sehen kann, stehen an Interesse keiner

der ausländischen Darbietungen nach. Die bekannteste und bestsortierte Handzeichnungssammlung auf deutschem Gebiet ist die Wiener sogenannte Albertino-Sammlung, die an Italienern, Deutschen und Franzosen gleich reichhaltig ist und jetzt in einer schönen Faksimile-Reproduktion erscheint, die unseren Ausführungen zu Grunde gelegt werden soll. Auch die anderen Sammlungen sind teilweise veröffentlicht worden in Monographien oder in den großen photographischen Unternehmungen, aber keine mit solcher Rücksicht auf die künstlerische Freude auch Fernstehender wie diese Albertina.

Denn man wird begreifen, daß die alten Handzeichnungen außer dem intimen Kunstgenuß noch eine andere Aufgabe zu erfüllen haben: die der Stilkritik. Mit Hilfe dieser Blätter, mit Hilfe oft einer einzigen gezeichneten Hand oder eines Profils kann man den Entstehungen der einzelnen Bilder nachgehen, kann verschiedene Fassungen vergleichen, Einflüsse konstatieren, falsche Benennungen richtig stellen. Die Handzeichnungen sind teils Studien, teils auch oft die einzigen Überreste von großen Werken, die uns selbst verloren gingen. Sie liegen vor den großen Bildern, aber sie liegen auch nach ihnen. Jünger und Schüler machten auf ihnen Studien nach den Werken des Meisters, und dieses Echo ist oft das einzige, was wir vom Original wissen. Liegen sie vor den Bildern, so führen sie uns die Wege richtigen Verständnisses, klären uns über die Entstehungszeiten auf und geben uns eine Handhabe, das herauszulesen, was persönliches Eigentum des Meisters ist zum Unterschied von dem, was seine Mithelfer hinzuthaten. Wir blicken in die Geisteswerkstatt des Meisters und belauschen Geheimnisse, die uns das verraten, was die fertigen Werke uns nie gesagt hätten. Technische Details, die Behandlung von Proportionen, die besonderen formalen Interessen erkennen wir mit Leichtigkeit und wenden diese Erkenntnisse auf die Datierung und Zuweisung der großen Bilder an. Freilich darf man sich das nicht allzu einfach vorstellen. Es ist selten vorgekommen, daß sich die Künstler auf ihren Handzeichnungen einschrieben, und oft hat erst der Rückschluß von den großen Bildern den ersten Anstoß zur Datierung der Zeichnungen gegeben — ein Kreis von Folgerungen, der, wenn er an einer Stelle nicht schließt, unnütz oder falsch werden kann. Selbst ein so großer Forscher, wie der verstorbene Morelli, der bedeutendste Stilkritiker von alten Bildern, hat eine Zahl von Handzeichnungen in Dresden, die er für authentisch erklärt hatte, noch wenigen Jahren für apokryph halten müssen; Irrtümer sind hier unvermeidlich, wo nur eine jahrzehntelange Erfahrung und Vergleichung eine gewisse Sicherheit geben kann. Die Handschrift der Künstler braucht nicht immer dieselbe zu sein, und eine Zeichnung, die vor dem Bilde gemacht zu sein scheint, kann leicht auch noch ihm geschaffen sein, ohne daß es das feinste Auge zu erkennen vermag. Immerhin hat sich im ganzen die Heranziehung der Handzeichnungen für die Stilkritik der Bilder als dringend notwendig erwiesen, und es sind zahlreiche Fortschritte der historischen Erkenntnis daraus zu verzeichnen. Doch dies würde uns in das Gestrüpp der Philologie führen, wir wollen bei der Sache selbst bleiben, auf die Gefahr hin, die Autorschaft einzelner Künstler unter Umständen preisgeben zu müssen.

Eine bunte Welt spielt sich auf den Handzeichnungen ab, wir blicken bald hinter die Coulissen, bald sehen wir eine Generalprobe, bald ein kleines fertiges Stück. Hinter den Coulissen wird Komposition, Gewand, Figur, Hand, Lippe, Profil, Stellung, alles wird hier studiert, was zum Apparat der künstlerischen Erscheinung gehört. Da ist ein Blatt im Louvre, auf dem Michelangelo eine nackte stehende Figur probiert, indem er die Schatten in enger Federstrichelung angiebt und aus demselben Schenkel und derselben Schulter mehrere Beine und Arme hervorgehen läßt, bis er die gewünschten gefunden hat und kräftiger durchführt; der linke Arm und der Kopf bleiben leicht skizziert. Oder man sieht auf einer Rötelzeichnung von ihm in Oxford eine dichte Zahl männlicher und weiblicher, älterer und jüngerer Köpfe, gebückt oder aufblickend, die das Blatt bis in den letzten Winkel füllen. Oder ebenda in Oxford erblickt man ein Blatt Raffaels, auf dem ein Malerjunge sich dazu hergiebt, die Stellung eines Auferstehenden zu machen. Auf anderen Blättern

probiert Raffael, ebenfalls gern mit einem Gehilfen, die Madonna in mehreren Stellungen, das Kind dann besonders wieder in seiner Haltung, den Kopf der Madonna oder des Kindes wieder besonders, bis es ihn zu befriedigen scheint. Mitunter wird an Skeletten die Stellung probiert, weil hier die ruhige Lage der anatomischen Einzelheiten keine Zeit zu verlieren. So zeichnet Michelangelo auf einem berühmten Oxforder Blatt von den projektierten Trägern seines Juliusdenkmals nur die Muskeln in wenigen sicher hingesetzten Häkchen, die das Bild stark bewegter Körper geistvoll hervorzaubern. Nach den Einzelstudien folgen die Gesamtproben. Das Ensemble des Bildes wird in wenigen



Raffael: Madonnastudie. Federzeichnung in Bister. (Wien, Sammlung Albertina.)

gleich die richtige Auffassung des belebten Körpers vorbereitet. Nackte Figuren müssen die Generalprobe für bekleidete machen, weil ihre richtige Zeichnung die Sicherheit der Gewandbildung gewährleistet. Dann wieder sehen wir eine Zahl gefalteter Hände in allen möglichen Variationen wiederkehren, oder ein Faltenwurf wird in großen Verhältnissen so lange durchgeführt, bis die Formbehandlung an Klarheit nichts zu wünschen übrig läßt. Oft beschränkt man sich auf das Wesentliche, um mit der Ausfüllung Strichen hingeworfen. Die Hauptschatten werden, namentlich von den Meistern des siebzehnten Jahrhunderts, mit Tusche frech und effektvoll hineingesetzt. Unter Umständen werden die Maße auf dem Blatt verzeichnet und die Perspektive nachgerechnet. Dann treten, wie bei den Bühnenproben die Kostüme, hier die Farben hinzu. Entweder leichte Aquarellangaben, „Färblein“, wie sie die Nürnberger nannten, oder wenige Pastellstriche, schließlich auch ganz kleine Ausmalungen bei Porträts oder niederländischen In-


Raffael: Studie zu drei Kriegern. Federzeichnung. (Wien, Sammlung Albertina.)

und Zweifel der künstlerischen Produktion, und der Laie lüftet zuerst aus Neugierde den Vorhang, um bald mit einem besseren Verständnis zu dem fertigen Kunstwerk zurückzukehren.

Nun ist der Technik hier ein weites Feld gegeben. Von Materialien kommt alles in Betracht, was sich zur schnellen Skizze eignet. Die Techniken wechseln mit dem Geschmack und spiegeln die Anschauungen der Zeit wieder. Im Anfang der italienischen und der deutschen Renaissance spielt der Silberstift als feinstes und bestimmtestes Zeichenmittel eine große Rolle. Das ist ein Metallstift, meist mit Silberspitze, der auf ein präpariertes Papier gesetzt wird und dort leichte, graue Striche hinterläßt, die niemals einen sehr tiefen Schatten ergeben können, aber in ihrer Wirkung doch sehr sicher und prägnant sind. Er entsprach in der leichten Handhabung unserem Bleistift und war besonders für Reisen und auswärtige Studien sehr zu empfehlen. Gerade weil er nicht mit Tönen, sondern nur mit Strichen wirkt, gewöhnte

terieurs. Darf man diesen ganzen Prozeß mit dem Apparat der Bühnenproben vergleichen, so sind diese kleinen fertigen Probierbildchen wie Sondervorstellungen eines intimen Theaters, nicht für die laute Öffentlichkeit bestimmt, sondern für einen erlesenen Kreis von Kennern, denen der Reiz des Probierens über die Fertigkeit der Vollendung geht. Alles, was vor der wirklichen Premiere liegt, ist auf diesen Blättern zu sehen, und der geheimnisvolle Zauber, der den Vorgängen hinter den Coulissen innewohnt, wie jeder Vorbereitung einer Illusion, spricht auch aus ihnen. Der Kenner verfolgt mit doppeltem Interesse das Entstehen und die ihm wohlbekannten Mühen

er die Künstler daran, durch Führung dieser Striche bestimmte Ausdrucksformen zu erzielen, die für die Kunst des Zeichnens charakteristisch wurden. Wenn Lionardo einen Mädchenkopf mit dem Silberstift zeichnet, vermeidet er, der Lehrer des malerischen Schimmerns, die Formen in festen Konturen anzugeben, führt vielmehr den Stift schräg über die Formen hinweg in lauter parallelen Strichen, die für das ein wenig entfernte Auge in einen Ton zusammenzugehen und nach den Seiten sanft zu verlaufen scheinen. Diese Methode ist bis heute in Gebrauch geblieben. Um dennoch tiefere Schatten zu erzielen, hat man sich früh daran gewöhnt, an den dunkelsten Stellen diese Parallelstriche

mit anderen zu kreuzen, und die großen Meister haben stets die Lage dieser Kreuz- und Querstriche gleich so gewählt, daß sie den natürlichen Formen des wiederzugebenden Gegenstandes entsprachen. Bei einer Einsenkung der Wange wechseln sie ihre Richtung, bei einer Erhöhung wieder biegen sie anders aus, so daß ihre Technik geschickt geführten Pinselstrichen verglichen werden kann.

Was der Metallstift bequem, aber immer sehr zart erreichte, war mit der Feder in derselben Art, nur kräftiger, zu erzielen. Man tauchte die Feder in irgend eine passende Tinte, meist Bister, und zeichnete ebenso strichweise in Konturen, Längsstrichen und Querstrichen. Die Feder besaß den Vorzug, dem geringsten Druck der Hand nachzugeben, so daß man in jedem Augenblick die Linie schwellen oder abnehmen lassen konnte. Ein solches Crescendo und Decrescendo gab den Formen viel mehr Leben als der eintönige Zug des Silberstiftes; die Feder verhielt sich zum Silberstift wie ein Pianoforte zum Spinett. Zudem unterschied man bald mehrere Arten von brauchbaren Federn, ähnlich wie Pinselarten, so daß eine reiche Mannigfaltigkeit sich herausstellte. Da man mit der Feder schon hart an die Grenze wirklicher voller Töne, das heißt vollkommen mit Tinte bedeckter Stellen kam, die sich malerisch als tiefste Schatten heraushoben und nicht mehr bloß impressionistisch aus dem Netzwerk der Striche sich zusammensetzten, so lag der Schritt nahe, mit wirklichen Pinseln in derselben Farbe diese tiefsten Schatten auszufüllen, also hineinzutuschen oder, wie man auch sagte, die Federzeichnung mit Tusche zu lavieren. Hiermit war der letzte Grad malerischer Ausdrucksfähigkeit erreicht, den die Strichmethoden dieser Materialien zuließen.

Ein wichtiger Faktor war das Papier selbst. Das Zeichnen hat zum Unterschied vom Malen die Eigentümlichkeit, daß, wenn die Unterlage weiß ist, die hellsten Lichter eben nicht gezeichnet, sondern ausgespart werden müssen, während sie bei aller Malerei als letzte, oberste, leuchtende Flecken aufgesetzt werden. Das hat immer etwas Unnatürliches, da wir stets dazu neigen werden, Licht wiederzugeben und Schatten stehen zu lassen, statt Schatten durchzuführen und Licht auszusparen. Man hat deshalb schon früh die Erfahrung gemacht, daß statt des weißen



Raffael: Sechs Madonnenstudien. Oben Rötel-, unten Federzeichnung. (Wien, Sammlung Albertina.)

Papiers getönte Papiere, oft sogar recht dunkle, sich besser für die Unterlage der Zeichnung eignen, weil sie in sich schon die Lichter und Schatten mehr vermitteln und eine angenehmere Modellierung ermöglichen. Sie geben sozusagen den mittleren Grundton der Zeichnung, und die Zeichnung selbst wird die Schatten wie die Lichter noch beiden Polen hin ausbilden. Dürer beispielsweise nimmt sich ein blaues, sogenanntes venetianisches Papier, wie es damals sehr kräftig und angenehm körnig hergestellt wurde, und er will nun darauf einen Kopf zeichnen. Da giebt er zunächst mit Feder oder irgend einem anderen dunkelzeichnenden Material die Schatten an, tuscht eventuell die tiefsten, dunkelsten Stellen noch nach und hat schließlich nichts mehr hinzuzufügen als die Glanzlichter, wie sie auf der Stirn und den Bartspitzen spielen, und für deren Wiedergabe der bloße blaue Papierton nicht genügen würde. Da setzt er mit einem Pinsel auf diese Stellen ein wenig Weiß oder Hellblau auf, und sofort ist eine wunderbare Modellierung erreicht, die sich dennoch innerhalb der Grenzen der Zeichenkunst hält. Aus solchen farbigen Papieren, die in jeder Tönung zu haben waren, entweder von Natur oder farbig grundiert, mit solcher starken Hervorarbeitung der Lichter entwickelt sich eine sehr gebräuchliche Skizzierkunst, die man ihrer eigentümlichen, auf Hell und Dunkel berechneten Wirkungen wegen auch Clairobscur nannte. Das Wesentliche bei ihr ist, daß sie nicht Licht oder Schatten zum herrschenden Ton nimmt, sondern eben die Mittelfarbe der Unterlage. Die musikalischen unter meinen Lesern werden mich verstehen, wenn ich sie auf eine genaue Parallele aus dieser Kunst hinweise. Ein Charakteristikum moderner Musik im Gegensatz zur antiken ist das Pendeln ihrer Harmoniefolgen um den Accord des fünften Tones, die Dominante, die Herrscherin über den Harmoniewechseln. Dadurch erst kam deutlich eine Bewegung in die Tonfolge, ein Sehnen und Fallen, ein Drängen und Erlösen, es kam Modulation hinein. Die getönte Papierunterlage der Zeichnung wurde ebenso ihre Dominante. Sie ermöglichte die Modellierung, die Schwingung der Töne um eine mittlere Farbe, das volle Leben von Licht und Schatten.

So wie die Farbe des Papiers, war sein Korn von Wichtigkeit. Ein glattes Papier mochte manchem lieber sein, weil man darauf ohne viel Materialabnutzung mit präcisen Linien sich die gewünschte Form vergegenwärtigen konnte. Ein rauhes Papier frißt mehr Material auf, aber empfiehlt sich wieder dadurch, daß es den malerischen Eindruck schneller erreichen läßt. Über das rauhe Papier tanzt der Stift, indem er ganz von selbst jene abwechselnd stärkeren und schwächeren Punkte in der Linie zeigt, die eine innere Gliederung des Striches hervorrufen. Zugleich läßt er diesen mehr in der Luft verschwimmen und giebt ihm eine selbstverständliche Mischung hellerer und dunklerer Partikel, die die Wirkung malerischer Durchmodellierung hervorruft. Je nach Aufgabe und Laune wird der Künstler zwischen den verschiedenen Papiersorten wählen; ein Naturell, das mehr zeichnerisch sieht, wird vielleicht das glattere Papier bevorzugen, ein malerisches Naturell das körnige oder rissige.

Wir haben bisher den Metallstift und die Feder als Zeichenmaterialien kennen gelernt, aber schon in alten Zeiten treten noch andere hinzu; vor allem die Kreide und dann die Kohle. Beide weisen im allgemeinen auf ein größeres Format hin, während Stift und Feder stets etwas von Miniaturarbeit an sich haben. Die Kreide, zunächst die schwarze, ist zusammenhängender in ihrem Strich, aber schon viel weicher als der Stift, und die Kohle, nicht so zusammenhängend in ihrer Linie, ist von geradezu sammetartiger Wirkung und der tiefsten Schatten wie der weichsten Modulationen fähig, auch Korrekturen leicht zugänglich. Zur Kreide und Kohle gesellt sich der Rötel, aus einem Thoneisenstein gefertigt, ein äußerst weiches Material, das von Anfang an zur schnellen und doch plastischen Aufzeichnung von Körpern, Gewändern, Landschaften benutzt wurde und in seiner natürlichen rotbraunen Farbe einen guten Mittelton zeigte. Die verschiedenen Techniken können wieder miteinander verbunden werden, und die übrigen Kreidesorben, also die gewöhnlichen Pastelle, können weiterhin zur skizzenhaften oder vollständigen Kolorierung in Verwendung kommen. Die Wasserfarbe oder auch die Ölfarbe oder was sonst immer für ein Farbstoff erlauben eben-

so allerlei Kombinationen, die die Skizze allmählich dem ausgeführten Bild nähern. Im allgemeinen wird man unter den Handzeichnungen Metallstift, Feder, Kreide, Kohle, Rötel, einzeln oder vereinigt und dazu eventuell die Schatten oder die Lichter laviert oder aufgehöht, finden.

Erst viel später wird der Metallstift durch den Bleistift und dieser durch den modernen Graphitstift ersetzt. Von den eben angeführten Techniken ist daher der Metallstift die einzige, die heut nicht mehr in Gebrauch ist. Der Graphitstift hat ihn völlig verdrängt, weil er eine viel bedeutendere Nuancierung des Tones und Striches erlaubt. Wir können mit einem Faber Nr. 1 eine Linie hauchend anfangen und tiefschwarz schließen, wir können mit dem Wischer seinen Strich fast ganz in Duft auflösen, wir können bestimmte Konturen neben ausgefüllten Flächen hinsetzen: mit solcher Bequemlichkeit erreichte das kein früheres Material. Daher ist heute der sogenannte Bleistift Regel für kleinere Zeichnungen, die Kohle bewährt sich für größere Entwürfe, der Rötel bleibt für schnelle plastische Wirkungen und Tusche, Kreide und Aquarell in gleicher Weise für allerlei Tönungen.

Um nun in der großen Welt alter Handzeichnungen uns wenigstens eine bestimmtere Grenze zu stecken, werden wir diesen Ausführungen das prächtigste aller existierenden Reproduktionswerke, das schon oben erwähnte Albertina-Werk zu Grunde legen. Bei dem immerhin erst leise erwachenden Interesse des weiteren Publikums für alte Handzeichnungen ist es vielleicht noch nicht genügend beachtet worden, daß hier von einer opferwilligen Wiener Firma, Gerlach u. Schenk, in monatlich erscheinenden periodischen Heften zu Volkspreisen ein Unternehmen auf den Kunstmarkt gebracht wurde, das in seiner Art nicht zu übertreffen ist. Unsere moderne Reproduktionstechnik ist so fortgeschritten, daß wir einfarbige wie bunte Blätter in so naturgetreuer Faksimilewiedergabe herstellen können, daß man oft zwischen dem Original und der Kopie keinen Unterschied mehr merkt. Das Albertina-Werk, dessen voller Titel „Handzeichnungen alter Meister aus der Albertina und anderen Sammlungen" lautet, weist neben den einfarbigen Skizzen zahlreiche auf Ton gedruckte oder mit reichen Farben behandelte Blätter auf, die den Originalen erstaunlich nahe kommen. Das ganze bunte Leben dieser Welt hinter den Coulissen der Kunst spricht uns aus ihnen an. Die Herausgeber Joseph Schönbrunner und Joseph Meder, von denen dieser als einer der größten Kenner alter Handzeichnungen bekannt ist, haben sehr klug auf die Wünsche des Publikums wie des kritischen Gelehrten gleichzeitig Rücksicht genommen und treffliche erklärende Bemerkungen beigegeben.

Wir wollen uns die Arbeit teilen und erst einmal die südlichen, die italienischen und französischen Künstler durchnehmen, dann in einem zweiten Artikel die nördlichen, Deutsche, Vlamen, Niederländer. Wenn wir uns im allgemeinen auf die Proben des Albertina-Werkes beschränken, so gehen uns wohl einzelne wichtige Zeichnungen verloren, die sich in den übrigen Sammlungen befinden, aber wir können so einen geschlossenen Kreis ziehen, der immerhin alle bedeutenden Künstler umfaßt und alle Techniken zeigt, und andererseits beschränkt sich ja das Albertina-Werk selbst gar nicht bloß auf die Wiener Sammlung, sondern nimmt so weit als thunlich wichtige Blätter der Uffizien, des Städelschen Instituts in Frankfurt, des Pester Museums und anderer Sammlungen hinzu, die das etwa Fehlende ergänzen. Besonders der Grundstock der Publikation, die herrliche erzherzogliche Sammlung Albertina in Wien, eine der berühmtesten der Welt, giebt uns ein ausgezeichnetes Material, um in Wort und in Bild einmal die Kunst des Zeichnens uns klar zu machen, die die alten Meister, jeder seiner Natur nach, auf diesen Blättern geübt haben.

Nehmen wir zunächst die Blätter aus der Florentiner Schule. Unsere Abbildung S. 231 zeigt eine Madonnenstudie aus der Albertina, die man auf die Schule des Fra Bartolommeo zurückführt. Die Figur sitzt auf einer Steinbank und hält das neben ihr stehende Kind umschlungen. Es ist eine Kreidezeichnung auf bräunlichem Papier, die äußerst flott hingesetzt ist und nicht bloß auf Konturen, sondern auch auf malerische Wirkungen gesehen ist, wie sie die weiche Kreide auf dem abgetönten Papier leicht hervor-

bringt. Der Sitz ist nur mit wenigen Strichen in seinen Schattenpartien angedeutet, das Licht kommt von vorn, so daß das Kind und die Beine der Madonna nur wenige Umrißlinien nötig hatten, damit sich das Licht, das heißt der ausgesparte Ton des Papiers, auf diesen Stellen sammelt. Die im Schatten liegende Brust der Frau und die linke Hälfte ihres Gesichts mußten dunkler gehalten werden, und man erkennt deutlich, wie diese Schattierung durch von links nach rechts geführte Striche erreicht wird, die die helleren Stellen von selbst freilassen. Bestimmte Formen, wie Nase, Augen, Mund, Falten, sind mit Strichen bezeichnet, die ihren Umriß und ihre Bewegungslinie angeben, aber da, wo die feste Modellierung aufhört und der Schatten über die Formen streicht, werden auch feste Konturen vermieden, und es wird von der Seite her gestrichen, weil sonst unwahre Schärfen sich bilden würden. Das ist die gute Schule der italienischen Zeichnung, die sich besonders durch Lionardos Einfluß um 1500 ausbildet und eine klassische Mitte hält zwischen der mehr andeutenden und lehrhaften Art der älteren Zeit und dem malerischen Vergnügen an der bloßen Zeichnung, die spätere Jahrzehnte ausbildeten.

In dieser älteren Zeit sehen wir zum Beispiel auf guten Blättern der Albertina den berühmten Florentiner Freskomaler Domenico Ghirlandajo, der noch vor 1500 gestorben ist, sich um das Studium großer Kompositionen in einer einfachen und schlichten Manier abmühen. Da sind, ähnlich wie bei unseren „Erklärungen", die unter großen Bildern hängen, mit wenigen Federstrichen die Konturen der Figuren, ihre Stellung, ihre Bewegungen, die Architektur des Hintergrundes angegeben, als eine Vorprobe des großen Gemäldes. Die Falten sind oft schematisch hingesetzt, mit kleinen Ringeln oder wie in Rinnsalen, die sich totlaufen. Selbst auf einem schönen großen Blatte mit zwei Gewandfiguren von Ghirlandajo, das sich in den Uffizien zu Florenz findet, ist diese mehr theoretische Art der Zeichnung zu erkennen. Diesen Maler interessiert nicht das Bild als Malerei, als Duft, als Spiel von Licht, Schatten und Halbton, sondern als großer Rhythmus an der Wand, dessen Versfüße er sich aufnotiert. Das Schicksal einer Zeichnung kann man an dem Blatte Ghirlandajos beobachten, das als erste Studie zum Altarbilde im Palazzo dei Priori in Volterra in der Albertina sich findet. Dies Blatt besaß Vasari, der Künstler und Schriftsteller der italienischen Renaissance, und



Cavaliere d'Arpino: Tanzendes Mädchen.
Kreide mit Rötel belebt. (Ofenpest, Nationalgalerie.)



Lionardo da Vinci: Kopf eines schreienden Kriegers. Rötelzeichnung. (Ofenpest, Nationalgalerie.)

beklebte es am Rande mit eigenen Zeichnungen in ganz anderem Stile. In solchem Zustande gelangte es in die Albertina.

Gegenüber der mehr notierenden Weise solcher älterer Handzeichnungen tritt bei Botticelli zum erstenmal ein deutliches Streben nach einer mehr malerischen und selbständigen Wirkung auf. Die Zeichnung ist nicht so sehr ein Feststellen der Bildansicht, sondern die Einzelheiten des Modells, die Nuancen der Beleuchtung interessieren den Künstler genug, daß er sie gleich in der Zeichnung eigentümlich hervortreten läßt. Mit der starken Schulung nach dem Modell, die die große Erziehung der florentinischen Künstler war, mußte das ganz von selbst kommen. Wenn wir einen Engelskopf des Verrocchio betrachten, wie ihn als Kreidezeichnung die Uffizien bewahren, sehen wir deutlich, daß die Linien der Wangen und des Kinns den Künstler in ihrem reinen äußeren Verlauf so packten, daß er sich freute, sie auf der Zeichnung ohne alles Beiwerk festhalten zu können. In der Berliner Sammlung befindet sich eine Gewandstudie, bloß Faltenwurf in schönen Linien, auf blauem Papier, violett und weiß aufgehöht, die den Sinn des (unbekannten) Künstlers für das reizvolle Spiel des Lichtes auf Stoffen merkwürdig ausgebildet zeigt. Auf Blättern des Filippo Lippi und anderer Meister dieser Epoche können wir solche Interessen, die Freude am geschmackvollen Detail, gerade auf Handzeichnungen, wunderbar studieren, weil sich hier die unbelauschten Sinnenfreuden des Künstlerauges am lebhaftesten verraten. Botticelli ist in seinen Zeichnungen entschieden noch malerischer gestimmt als auf seinen großen Bildern. Seine Zeichnungen lassen sich meist auf den ersten Blick erkennen an dem geröteten Papier, auf dem sich ein leichter Kopf, eine leichte Gewandfigur erheben, deren Lichter mit helleren Farben aufgehöht sind. Botticelli begnügt sich hier keineswegs mit der Notierung eines Gemäldes, sondern er macht Einzelstudien, und diese wieder setzt er gleich in einer Clairobscurwirkung hin, die sein malerisch gestimmtes Auge beweist.

Der gewaltige Signorelli steht auch hier zwischen der alten und der neuen Zeit, wenn wir ihn zur Florentiner Schule rechnen dürfen. Er notiert sich in seinen Zeichnungen gleichzeitig die Bildwirkung und widmet dennoch dem Detail ein ungewöhnliches Interesse. Die Kohlezeichnung, die die Uffizien von ihm besitzen, mit der Fesselung einiger Menschen, eine Vorstudie zu seinem berühmten Inferno im Orvieto-Dom, zeigt mit unheimlicher Sicherheit die Disponierung weni-

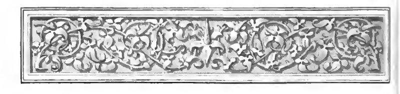
ger stark bewegter Figuren in einem kleinen Raum unter völliger Klarheit der wichtigsten Einzelheiten. Es ist eine Studie nach nackten Modellen, halb unter Benutzung wirklicher Akte, halb wieder aus diesen zusammengestellt. Man erkennt den Meister, der zum erstenmal unter allen Malern mit leidenschaftlicher Hingebung den menschlichen Körper studiert hat. Seine andere Seite, das große Porträtistentalent, zeigt die schönste der Berliner italienischen Handzeichnungen, ein Kopf von starker ursprünglicher Wirkung, ganz von dem Interesse für die einzelne Persönlichkeit eingegeben. Würden wir alle Handzeichnungen eines jeden Meisters rein nach dieser statistischen Seite auf ihre Motive zusammenstellen, so müßte sich uns das innere Bild des Künstlers mit voller Deutlichkeit ergeben. Aber weder übersehen wir dies vorläufig, noch ist es kritisch genügend geordnet — wir können nicht mehr als die großen Züge der Entwickelung feststellen, wobei nur wie im Schattenriß die Persönlichkeiten uns entgegenzutreten scheinen. Wenn von dem einen Meister uns mehr Gemäldenotizen, von dem anderen mehr fertige Studienköpfe erhalten sind, so ist dies im einzelnen manchmal Zufall, im ganzen aber bleibt diese Statistik charakteristisch, da sich ja meist nur diejenigen Blätter erhalten haben, die aufhebenswert waren. Im Verlaufe der Entwickelung treten die liebevolleren Studienblätter so viel zahlreicher hervor, daß man darin den Wandel der Interessen wohl beobachten kann. Eine Bewegung des Armes, eine Senkung des Kopfes, eine Hand kann den Künstler so beschäftigen wie früher nur die ganze Disposition eines Fresko. Die Zeichnungen werden für uns die Wegweiser in dies intimere und feinere Reich der Kunst, das der offiziellen Malerei stets um einige Entwickelungsstufen voraus ist wie die Kammermusik der Symphonie. Von Raffaelino del Garbo besitzt die Albertina die Studie eines anmutigen, im Profil gesenkten Engelskopfes, ganz in der oben beschriebenen Botticellischen Technik ausgeführt, aber viel duftiger und zarter und seelischer, und noch viel seelischer wieder, als es die Bilder dieses trefflichen Meisters zeigen. Auf denselben wird eine andere, allerdings aus drei Stücken zusammengesetzte Zeichnung der Albertina zurückgeführt, lauter weibliche gespreizte Hände, die teils eine Brust halten, teils das Kind zu umfangen scheinen, in Silberstift auf grauem Papier und weiß gehöht. Diese Sammlung zierlicher und graziöser Madonnenfinger ist eine wunderbare Detailstudie, aber mehr als das. Für den Kenner ist in diesen dreißig bis vierzig Fingern, von denen jeder sein eigenes Leben hat, eine sonderbare minutiöse Welt eingeschlossen, die einen künstlerisch ganz vollendeten Genuß gewährt, nicht den Genuß eines großen Bildes, überhaupt nichts, was als große Kunst ausstellbar wäre, sondern die stille Augenfreude sozusagen an Gewächsen unseres Körpers, die wie die Pflanzen auf ihr organisches Leben angesehen sind und eine künstlerische Wiedergabe finden, die an Einheit und Gehalt auch die größten Gemälde übertreffen kann. Das ist die stille heilige Welt der Handzeichnungen.

Fra Bartolommeo ist der Florentiner Künstler, dessen Handzeichnungen den großen Stil der schönen Figur zeigen, der seine Malerei charakterisiert. Die alte Art der notizartigen Federzeichnung mit kleingestrichelten Schatten ist mehr und mehr vergessen, in grandiosem Wurf fährt die Kreidelinie über das Papier, um die Bewegung der Figur, die Sprache des Kopfes lapidar hinzusetzen. Neben einer wunderbaren Federzeichnung des Meisters aus der früheren Zeit und in jener älteren Manier, wo Madonnen, Johannesknaben und Heilige auf einem Blatt in bunten Einfällen sich zusammenfinden (Uffizien), treffen wir auf Zeichnungen großzügigen Charakters aus seiner späteren Zeit, die die ganze Geschmackswandlung offenbaren: kniende Frauen, schwebende Engel, stehende Heilige in wenigen furiosen Kreide- oder Rötelstrichen hingesetzt, die das Leben des Augenblicks atmen. Ein Materjunge muß den heiligen Bartholomäus machen, ein Buch, ein Messer wird ihm in die Hand gegeben, die Stellung wird verändert, der Kopf besonders vorgenommen, Hände und Füße ebenso, die Hand mit dem Messer mehrfach studiert: wohl denkt der Künstler dabei an das Bild, dessen Studien er hier vorhat, aber die Studie interessiert ihn genug, um an ihr einen monumentalen Zeichenstil auszubilden, der ein Stil der

Skizze wird, eine selbständige Kunst. Sein Bruder und Genosse Albertinelli ist ihm auch darin ähnlich, wie er sich in den Bildern selbst mit ihm zu gemeinsamer Arbeit vereinigt. Der Rötel mit seiner schnellen Wirkung und weichen Tönung wird nun immer beliebter, und zwischen einer altflorentinischen kleingestrichelten Federzeichnung und einer Riesenhand in Rötel von Andrea del Sarto ist der ganze Unterschied der Zeiten. Die Uffizien besitzen eine solche Hand, die sich um ein Buch legt, von diesem malerischsten aller Florentiner Künstler. Es ist die Studie zur Hand der berühmten Harpyienmadonna, die jetzt in den Uffizien hängt. Das Buch, der Ärmel ist nur mit ein paar Strichen hingesetzt, der Hintergrund ist um die Hand herum dunkel schraffiert, damit diese sich in voller malerischer Wirkung hervorhebt, und man fühlt die Liebe des Künstlers zu dieser einzelnen Hand, bei deren Zeichnung er kaum noch an seine Madonna dachte. Dann wieder treffen wir ihn bei den Rötelstudien nach allerlei nackten Modellen, die später für sein Abendmahl in San Salvi bei Florenz verwendet wurden. Wie er einen Schatten neben das Licht setzt, wie er die großen Formen der Flächenkurven hinstreicht, um gleichgültige Einzelheiten unbekümmert, das ist echtes Künstlertemperament. Er läßt nur „Stellungen" machen. Sein Modell, vollkommen nackt, sitzt einmal als Christus, dann als Apostel da, er zeichnet auch die später wegfallenden Teile nach diesem Akt, eine Versammlung von männlichen Akten setzt sich allmählich in den keuschen kirchlichen Stoff um. Er ist nicht der einzige, der nach unbekleideten Modellen Studien zu bekleideten Figuren macht. Das ist gute italienische Schule seit der Zeit, da nicht so sehr die Frömmigkeit, als das Interesse an der Schönheit des Lebens und der Wahrheit der Bewegung die Hand der Künstler lenkte. Man wird eine bekleidete Figur, hieß es da, stets richtiger zeichnen, wenn man erst die unbekleidete nach dem Akt richtig hingestellt hat. Doch alles, was in solchen Lehren von Schulmäßigkeit stecken mochte, gewinnt in den Zeichnungen Andrea del Sartos den Impuls frischer Künstleranschauung. Er ist weich, er ist flott, er ist wesentlich — er liebt das Sfumato, das Dämmern der Umrisse auch in der Zeichnung, er liebt den Nerv des Momentanen in der schnell hingesetzten Linie; seine Zeichnungen sind so duftig, daß man früher gern alle graziösen Rötels dieser Zeit ihm zuschrieb, die man jetzt auch anderen Künstlern zuwendet, wie dem Ubertini, der von Watteaus eleganter Manier schon eine Vorahnung giebt. Bereits wird die Zeichnung ein selbständiges Stück Kunst. Die specielleren Porträtisten dieser Epoche, wie der flaumig weiche Franciabigio, stellen kleine fertige Rötelporträts her, und die späteren Florentiner Virtuosen, wie der anatomische Bildhauer Bandinelli, fertigen Blätter an, auf denen in unerhörter, aber kühler Meisterschaft die Muskeln des Körpers zu Balletttänzen von Federkringelchen benutzt werden.

(Schluß folgt.)





Von menschlicher Schönheit.

Von

Wilhelm Münch.

(Nachdruck ist untersagt.)

Ob es die schönen Dinge sind, die uns das Leben schön machen? Auf diese Frage wird man sehr verschiedene Antwort erhalten. Der echte Virtuos im Glücklichsein (und hier werden die Virtuosen geboren, nicht mühsam ausgebildet) fragt nicht nach einzelnem, ihm ist das Ganze des Lebens schön. Aber wir anderen bedürfen des einzelnen Anmutenden, damit uns gut zu Mute werde. Und warum sollten nicht auch die schönen Menschen dazu gehören, so gut wie schöne Blumen oder Bilder? Wenn jemand die Museen der europäischen Kunststädte wesentlich deshalb durchwanderte, um sich an all der Menschenschönheit zu erfreuen, die von den Künstlern geschaut und in ihren Werken festgebannt ist, so wäre das weder erstaunlich noch verächtlich — obwohl zur Zeit derjenige leicht verachtet wird, der im Kunstwerk nicht bloß das Können sucht und schätzen will, sondern ganz unbefangen auch den dargestellten Inhalt. Und so werden wirklich immer wieder glückliche Blicke erhoben zu zarten Madonnen und sonstigen Heiligen, und nicht minder zu schönen Weltkindern, zu menschlichen Halbgöttern und halbmenschlichen Nymphen, zu Paradiesbewohnern und holden Sünderinnen, und auch unter den Bildnissen geschichtlicher Menschen üben doch die schönen eine verdoppelte Anziehung. Nun besteht zwischen dem Schauen von Bildern und dem Sehen in der Natur ein Unterschied und doch auch ein Zusammenhang: das letztere vermöchten viele gar nicht, wenn sie nicht das erstere gelernt, nicht wenigstens eine starke Unterstützung von da empfangen hätten. Das Kunstschöne lehrt uns vielfach das Naturschöne erst würdigen; die Freude an der künstlerischen Wiedergabe läßt diejenige an dem natürlich Vorhandenen erst recht wach werden. Wie wären wir Neueren der Schönheit des menschlichen Leibes inne geworden, wenn nicht durch die Anschauung der griechischen Skulptur? Und dabei fühlen wir doch auch, wie durch die Anschauung der in der Natur erblickten Leibesschönheit jene Künstler überhaupt aufgeweckt worden sind zum Darstellen, und so wird es immer bleiben und bleiben müssen. Wer nur nach Bildern Bilder schaffen will, nur von Kunstvorbildern sich anregen lassen statt von dem Lebendigen, bleibt immer im zweiten Range, wie der Schauspieler, der nach anderen Schauspielern spielt statt aus dem empfundenen und geschauten Leben.

Freilich fällt es uns gerade den Menschen gegenüber wohl am wenigsten leicht, ihre Erscheinung für das Auge rein als solche zu schätzen, da sich zu viel Nebengefühle einzudrängen pflegen. Um so allgemeiner aber ist die Macht, welche jede ungewöhnliche menschliche Schönheit immer wieder auf die Gemüter übt. Wer sie besitzt, wirkt, wo er unter die Menschen von gewöhnlichem Aussehen hintritt, als Lichtgestalt für Sinne und Seelen. Ohne daß irgend ein sonstiger Wert hinzukäme, wird Interesse gezollt, Bevorzugung, Huldigung; man sieht hier einen Adel, den man gern mit demjenigen der Geburt nicht bloß, sondern auch des Genies und der großen Lebensleistung auf eine Stufe stellt; und wenn sich dabei viel menschliche

Schwachheit finden mag, so ist es doch nicht in schlechtem Sinn menschlich, daß wir uns der harmonischen Menschenerscheinung freuen, ja von ihr uns beseligen lassen. Einige unter uns bleiben ihr Leben lang in dem Kultus der Menschenschönheit befangen, sie werden davon immer wieder überwältigt, unterjocht; vielleicht lächelt man in ihrem Umgangskreise über diese zufällige, persönliche Schwäche, aber mitunter ist es doch Symptom eines tiefen inneren Bedürfnisses, einer Sensibilität, die zugleich nach anderen Seiten das Häßliche zurückweist, das edel Harmonische sucht. Bei Goethe finden sich von diesem Bedürfnis reichliche Spuren. Im „Wilhelm Meister" z. B. wird fast bei allen den zahlreichen Menschengestalten mit stets wechselnden Worten ihre günstige äußere Erscheinung gerühmt; auf diesem Jahrmarkt des Lebens bewegen sich fast lauter hübsche Menschen umeinander. Wäre doch Häßlichkeit ein Abzug an ihrem freien, vollen Menschendasein! Ist doch Häßlichkeit ein Druck, der, obwohl rein äußerlichen Ursprunges, auch auf die Seele sich senkt, eine Art von Servitut, die durchs Leben geschleppt wird, oder geradezu von Knechtschaft gegenüber jenem Adelstand der Schönheit. Wie schwer will es uns auch werden, die Schönheit selbst da für etwas Wertloses zu nehmen, wo sie das unsittlichste Innere umkleidet! Ihr wird fast so viel verziehen wie der Liebe; fast deckt sie — was diese thun soll — die Menge der Sünden zu.

Wie die Maler sie unzähligemal dargestellt haben, so haben die Dichter sie tausendfältig besungen, und die Farben der einen wie der anderen sind wechselnd. Es giebt ja nicht eine menschliche Schönheit, sondern vielerlei; es ist überhaupt nichts, was natürlich schön heißen darf, nur auf einer Linie zu finden, es giebt nicht einen Typus der schönen Rose, des schönen Pferdes, des schönen Waldes: die Schönheit schließt gewissermaßen die Gebundenheit an eine bestimmte Norm, an ein Schema, ja an ein allzu bestimmtes Ideal aus. Aber sind nicht doch wenigstens Grundgesetze vorhanden für die Schönheit auf diesem unserem Gebiet wie auf anderen? Ist nicht zunächst die Schönheit des Menschentypus überhaupt, gegenüber anderen wirklichen oder der Phantasie entsprossenen Organismen, auf bestimmte Verhältnisse zurückzuführen? Ist diese Schönheit des Typus überhaupt Thatsache? Worin besteht sie? Die letztere Frage kann nur so beantwortet werden, daß Schönheit etwas objektiv an den Gegenständen Vorhandenes gar nicht ist: es gehört dazu die Empfänglichkeit, das Bedürfnis, die innere und äußere Organisation des Schauenden; er muß die Kategorien in sich tragen, die Resonanz mitbringen. Dabei spricht denn auch Gewöhnung sehr viel mit, und hemmend wirkt doch auch Abstumpfung; man bedarf einerseits des wohlvertrauten Zusammenklanges und andererseits doch auch neuer Reize. Wir Kaukasier sind unserer Überlegenheit unter jenem ästhetischen Gesichtspunkte sehr gewiß; aber wird sie etwa von Mongolen bereitwillig anerkannt? Nehmen nicht auch die schwarzen Bewohner Afrikas Anstoß an unserer schlecht aufgetragenen Hautfarbe? Im Lande der ausschließlich Schwarzhaarigen sind wir blonderen Menschen rote Teufel und für die schwarzbraunen Gesichter wiederum weiße Teufel. Teufel, d. h. also nur menschenähnliche Erscheinungen mit unheimlicher Fremdheit im Äußeren und Inneren. Die Naturvölker mit platten und stumpfen Nasen und dicken Lippen sehen in unserem Profil mit stark vorspringender Nase (auf die wir als adlerartig so stolz sind) nur die Ähnlichkeit mit Raubvögeln, und die Dunkeläugigen finden in den hellen nordeuropäischen Augen den Blick von Raubtieren, was man gewissen Völkerschaften mit wundervoll schmachtenden, samtbraunen Augen gar nicht übelnehmen kann. Und ebenso sind ihnen andere Züge unserer äußeren Erscheinung nur Abzüge, während sie uns als Vorzüge außer allem Zweifel stehen. Es müßten also die Marsbewohner um Entscheidung angerufen werden, und am Ende würden sie, weil sie eine andere Organisation ihrerseits tragen, uns nur für ebenso viele Spielarten des Häßlichen erklären.

Aber bleiben wir in unserer Sphäre. Was läßt sich von allgemeinen Gesetzen aufstellen? Die Anatomie ergiebt eine Anzahl fester Proportionen, und kein Maler verletzt sie ungestraft; auch ohne Kenntnis der Norm bleiben die Beschauenden unbefriedigt, wo sie verlassen ist. Besonderes Wohlgefallen hat

immer die Proportion des „goldenen Schnittes“ erregt, nach der etliche unserer Gliedmaßen geteilt sind; die drei Glieder eines Fingers zeigen dieses Verhältnis deutlich. Und noch manches Mathematische sonst läßt sich aufweisen: schon als Grundlage für Gleichgewicht, Haltung, Gang wird dergleichen notwendig sein. Verfolgt sei es hier weiter nicht. Weit mehr als solche Maßverhältnisse ist es die Kurve, an die sich das Wohlgefallen unserer Augen zu knüpfen scheint, und man hat lange Zeit geglaubt, daß es in der That eine bestimmte Kurvenlinie gebe, die dem Eindruck des Schönen zu Grunde liege und an dem menschlichen Körper reichlich zur Erscheinung komme. Nach Hogarth sollte es diejenige Kurve sein, die als Spirale den Mantel eines Kegels von der Basis bis zur Spitze umkreist. Man glaubt jetzt nicht mehr, an eine so bestimmte Linie die Wirkung des Schönen gebunden zu finden. Daß viel mehr Freiheit und Mannigfaltigkeit der Kurven waltet (man denke z. B. an die so eigenartig und reizvoll ineinander laufenden Linien des menschlichen Armes), vor allem aber, daß das Wohlgefallen weit mehr subjektive Grundlage hat als objektiv mathematische, ist nun die Überzeugung.

Anders steht es mit einem Dritten, das zu Maßverhältnissen und Schwungtinien hinzukommt, dies ist die Symmetrie. Auf Symmetrie ist der ganze menschliche Körperbau angelegt, ebenso wie derjenige der meisten Tiere: die Doppelheit herrscht bei den äußeren Organen und Gliedmaßen vor, und wenn nicht wirkliche Zweiheit, so doch Zweigliederung. Aber gerade der Wechsel und die Verbindung der gedoppelten und der nur gegliederten Organe beugt der Eintönigkeit vor. „Du hast zwei Ohren und einen Mund“ und wie es weiter lautet· das ist auch ästhetisch von Bedeutung, nicht bloß — wie nach dem guten Verslein — moralisch. Wie durch einfache Doppelung ein Eindruck des Wohlgefälligen gewonnen werden kann, wie die Doppelung zur Symmetrie und das Symmetrische uns zum Schönen wird, das können wir alle Tage beobachten. Legen wir doch dieses Princip z. B. der Ausstattung unserer Wohnräume, im großen und kleinen, gern zu Grunde: Nippfiguren wie Gemälde bedürfen der „Pendants“, und ebenso vieles andere. Daß die ganz modernen Menschen der Symmetrie möglichst überall den Krieg erklären, wird sich als eine vorübergehende Laune der gegenwärtigen Generation erweisen; man will auch einmal unordentlich sein dürfen, da man doch durchaus anders sein möchte als seither, und um alles in der Welt nicht in philiströsen Banden stecken bleiben. Ist doch auch Symmetrie wirklich nur ein untergeordnetes Princip für die Erzeugung des Schönen, über das der schöpferische Künstlergeist hinausdrängt — und die bloß ruhelosen Kleingeister ihm nach. Jene wohlthuende Wirkung der Symmetrie aber zeigt sich z. B. auch in dem natürlichen Wohlgefallen, das uns die Erscheinung von Zwillingen einflößt, und auch ein sonstiges Schwesternpaar, das zu ungefährer Gleichheit des Wuchses Gleichheit der Kleidung hinzufügt, thut das nicht bloß sich selbst zur Freude, nicht bloß aus Einklang des schwesterlichen Fühlens, sondern auch im Gefühl für die Wirkung der Symmetrie: sei die Erscheinung der einzelnen fast reizlos, die Gemeinsamkeit hebt sie. Und wie ist es mit dem edelsten Sinnesorgane? So schön wir das menschliche Auge an sich finden, die Natur hat doch erst durch seine Doppelung ihm die volle Wirkung gesichert; ein Auge allein, das gäbe hier weit weniger als die Hälfte des Reizes, erst die Doppelheit bannt uns, erst sie schafft die Wirkung des Blickes. Wie das physiologisch und psychologisch zusammenhängt, mögen die Fachmänner untersuchen; die Thatsache braucht nicht erwiesen zu werden.

Aber alle diese elementaren Gesetze, Proportionalität, Kurvenschwung, Symmetrie, und was man ihnen etwa noch hinzufügen mag, ergeben nur eine Art von Unterlage für die Erscheinung des Schönen. Sie gelten ja auch der Gattung Mensch im ganzen, in wie ungleicher Vollkommenheit sie auch bei den Individuen auftauchen. Denn schulmeistern läßt die Natur sich nicht; an die mathematischen Grundnormen sich sehr streng zu binden, lehnt sie ab. Sie bewegt sich überall mit ziemlicher Freiheit um die Grund- und Grenznormen herum, und so entsteht denn die Mannigfaltigkeit der individuellen Züge und Gestalten. Niemals sind von den

Millionen der Exemplare zwei einander wirklich gleich ausgefallen; niemals ist auch nur die Symmetrie so voll durchgeführt, daß z. B. das eine Auge in demselben Angesicht dem anderen schlechthin gleich wäre oder die eine Seite des Gesichtes ganz genau der anderen, oder daß, wenn man es scharf nehmen will, die Nase wirklich in der Mitte stände: ganz abgesehen von den Fällen, wo die gestaltende Natur sich dreiste Sprünge erlaubt und jenen schönen Elementargesetzen einmal ins Gesicht schlägt.

Im Grunde treibt sie überhaupt ein neckisches Spiel mit uns werdenden und sich auswachsenden Menschen, sie oder die verschiedenen bösen und guten Feen, die mit ihr arbeiten. Denn diese treten an die Wiege jedes Neugeborenen, um ihm allerlei Günstiges zuzuteilen oder auch böse Streiche zu spielen, von denen dann wohl ein einziger genügt, um die ganze übrige Harmonie zu zerstören oder wirkungslos zu machen. Eine ganz geringe Verschiebung einer Linie im Gesicht, und die Hoffnung auf das große Los der Schönheit ist getäuscht. Ein etwas stärkeres Emporsteigen der Nase, ein ganz mäßiges Verziehen der Mundlinien, und die Erscheinung wird komisch, die sonst anmutig wäre. Und die Wirkung der beiderseitigen Feen geht nicht bloß auf die Gegenwart, sie gilt oft erst späteren Epochen. Wie anders hat sich alles ausgewachsen in einem einzigen Jahr des Übergangsalters! Dann erst melden die Züge sich an, die dem einzelnen für das Leben bestimmt sind, und die Veränderung läuft auf Korrektur seltener hinaus als auf Störung.

Eins freilich ist wahr und bleibt ein wenig geheimnisvoll: trotz allem, was im einzelnen an Unregelmäßigkeit hervortritt, vermag die Mutter Natur (wenn sie eben in mütterlich wohlwollender Stimmung ist) doch über das Ganze ein gewisses Etwas zu gießen, was den vollen Eindruck des Wohlgefälligen und vielleicht Schönen dem Angesicht sichert. Sie behält sich doch diese Macht über jene einzelnen Feen vor. Im ganzen aber scheint sie eher ziemlich blind oder hastig in die Saiten hineinzugreifen, und ein reiner Accord kommt darum nur ausnahmsweise zum Vorschein. Andererseits giebt es Gesichter, die an Schönheit erinnern, ohne sie selbst darzubieten, bei denen es vielleicht nur einer geringen Vervollkommnung der Züge und der Zusammenstimmung bedürfte, um sie schön zu machen, die die Phantasie des Künstlers zur Unterlage für die Schöpfung eines schönen Bildnisses nehmen kann, die aber so wie sie sind nicht schön heißen können, auch nicht etwa annähernd schön, trotz dem wenigen, was ihnen eigentlich fehlt, weil gewissermaßen der letzte Hauch über sie nicht ausgegossen, jenes einigende Etwas ausgeblieben ist. Es giebt auch solche, bei denen man zweifelt oder streitet, ob sie geradezu schön oder geradezu häßlich heißen müssen, was bei dem bürgerlichen Ersatz des aristokratischen Schönen, dem Hübschen, nicht wohl möglich ist. Kurz, die Analyse der Schönheit gelingt immer nur bis auf einen gewissen Grad, darüber hinaus liegt das Unerklärbare. Mitunter wird es auch wohl fühlbar, wie ein einzelner großer Vorzug — leuchtende Augen, ein lieblicher Mund oder was sonst — die Kraft hat, trotz aller Unvollkommenheit der übrigen Züge den Gesamteindruck des Schönen hervorgehen zu lassen. Aber mitunter verbinden sich auch zwei geringe Fehler in boshafter Weise, um das Ganze zu verderben. Der Humorist, der von einem Mann erzählte, bei dem sich der Mund immer über die Nase lustig zu machen schien, hat damit einen Typus bezeichnet, dem man nicht ganz selten begegnet: unglücklich verzogene Mundlinien zu einer unglücklich verzogenen Nase! Und so auch sonst ähnlich.

Ja, das Wesen der Häßlichkeit läßt sich vielleicht eher bestimmen als das der Schönheit. Jedenfalls lassen sich gewisse Hauptlinien aufzeigen, auf denen sie sich bewegt oder ergiebt. Der Verletzung der rechten Proportionalität wurde nun schon gedacht; sie bildet die eine dieser Linien; denn so gewöhnlich auch kleine Unregelmäßigkeiten überall sind, beim Überschreiten einer gewissen Grenze beginnt die abstoßende Wirkung, und namentlich sind es die großen Maße eines einzelnen Organs, die als Karikatur (d. h. eigentlich Belastung, Überladung) empfunden werden. Dieses Herauswachsen hängt aber vielfach zusammen mit einer besonderen Art der Häßlichkeit, die man als diejenige der Decadence bezeichnen kann, und die sich

außerdem zumeist als allgemeine Verkümmerung der Züge, Schmächtigkeit der Formen, Mattheit des Ausdrucks, Nichtigkeit der Reize darstellt. Ihr gegenüber steht die Häßlichkeit der plumpen Unkultur, der unveredelten Natur, mit Abwesenheit aller feineren Linien, mit vollen, rohen, massiven Zügen, derben Farben, mitunter das Menschengesicht sehr dem Aussehen einer ehrlichen Kartoffel annähernd. Noch eine besondere Doppelart aber des Häßlichen bleibt übrig, und sie wirkt vielleicht peinlicher als alle genannten: es sind die abnorm diminutiven Gesichtsproportionen und die abnorm großen: die einen wie die anderen haben etwas Unheimliches, man glaubt es nicht mit echten Menschenwesen zu thun zu haben. Nicht viel günstiger stehen diejenigen Angesichter, die in frühem Lebensalter Züge des Greisenhaften tragen, und jene anderen, bei denen in vorgerückten Jahren noch eine Art von Kindertypus geblieben ist.

Die volkstümlichen Ansprüche an die Schönheit des menschlichen Gesichtes sind sehr einfach. Lebhafte Farben, namentlich das Nebeneinander von Weiß und Rot (von Milch und Blut, was eigentlich eine unerträgliche Gesichtsfärbung wäre), blaue oder schwarze Augensterne, etwa auch noch große Augen, kleiner, roter Mund: damit ist das Ideal eigentlich schon umschrieben, namentlich wenn noch goldenes oder kohlschwarzes Haupthaar hinzukommt, und nun gar, wenn es gelockt ist. Diese Qualitäten entscheiden, sie geben der Phantasie oder der Anschauung die vollste Befriedigung, und man muß sagen, daß die Dichter dazu das Ihrige beigetragen, daß sie sich in Vers und Prosa reichlich im Preis jener Vorzüge ergangen haben. Ein freierer ästhetischer Gesichtskreis unterscheidet freilich ganz anders. Ihm gilt nicht eine bestimmte Farbe als die rühmenswerte, sondern die rechte Eigenart und rechte Harmonie in den Farben: der blasse Teint, der perlfarbige wie der bronzeartige erhalten ihr ästhetisches Recht, und die Farbe des Haupthaares darf allen den Arten angehören, denen sie eben in Wirklichkeit abwechselnd angehört; selbst die vielverspotteten Rothaarigen sind in unserer Zeit wieder einmal zu ihrem Recht gekommen, die neueren Maler haben es ihnen gewonnen und gesichert. Die Augensterne müssen so wenig just veilchenblau sein (eine Färbung, die — in der Dichtung sehr gewöhnlich — in der Wirklichkeit sich bei einem einzigen Paare unter 800000 findet), wie sie kohlschwarz sein müssen (was sie ja auch kaum jemals sind); diejenigen mit den Übergangsfarben zwischen grün und braun oder die hellen graublauen sagen fürwahr nicht weniger und erregen nicht weniger Wohlgefallen. Wenn man die weiblichen Idealbilder der klassischen Italiener, Madonnen und andere himmlische Angesichter, daraufhin mustert, so wiegen dort ganz hellbraune, auch ein wenig nach grün oder blau hinüberschillernde Augen vor; die ganz dunklen bleiben mehr den Spaniern. Vor allem aber kommt es bei dem menschlichen Auge auf ganz andere Dinge weit mehr an als auf die Färbung der Iris; auch nicht bloß auf den Schnitt, der womöglich mandelförmig sein soll, um schön zu sein, aber in Wirklichkeit nicht an diese Figur gebunden ist, um schön zu bleiben; auch nicht bloß auf die Größe der Pupille oder, was übrigens vielleicht das wichtigste ist, auf die Bewimperung: es kommt auch an auf die Lage in den Augenhöhlen, ob tief eingesunken oder stark heraustretend oder in der rechten Mitte sich haltend, und auf die Beschaffenheit der Lider, ob dick oder zart, gerötet oder nicht, deutlich ihre Form bewahrend oder zum Teil einsinkend und sich versteckend. Dazu kommt die Färbung des Weißen, das ja nicht schlechthin oder regelmäßig weiß ist, sondern bläulich oder gelblich oder wie sonst gemischt, und der Glanz, feucht oder strahlend oder fahl und fehlend. Ob schließlich der Ausdruck des Auges, der für die Wirkung des schönen Angesichts so wichtig ist, durch all jene Einzelheiten schon erklärt ist oder noch durch anderes, Innerlicheres bedingt wird? Das letztere ist wohl der Fall. Aber auch etwas Äußerliches spricht noch mit: so gut die beiden zusammengehörigen Augen zusammen zu funktionieren pflegen, die volle Parallelität ist doch oftmals nicht vorhanden, und schon eine ganz geringe Abweichung, die als Schielen kaum bezeichnet werden würde, verändert den Ausdruck des Paares; näheres Zusammenrücken der Augensterne (was ästhetisch das Erträglichere ist) scheint Vertiefung, Heimlichkeit zu ergeben,

stärkeres Auseinandertreten Leere des Innern anzudeuten. Ja, selbst abgesehen von dieser Unregelmäßigkeit bei den Augensternen, bei ganz normaler Stellung derselben macht die Entfernung der beiden Augen voneinander, die recht verschiedene Maße aufweist, für die ästhetische Gesamtwirkung viel aus, und zwar ist der Unterschied dem soeben (beim Schielen) erwähnten ähnlich.

Ob die Augen mehr zu sagen haben oder der Mund, auch für den Ausdruck des gesamten Gesichtes, das mag fraglich heißen. Jedenfalls sind die möglichen und wirklichen Verschiedenheiten in der Gestaltung der Lippen mindestens so groß wie jene der Augen. Verweilen wir nicht bei all dem einzelnen, was da sich unterscheiden ließe, zumal die Unterscheidung hier noch schwieriger wäre als dort, die Unterschiede zerfließender, der ganze Apparat weniger fest. Also großer Mund und kleiner, dicke Lippen und schmale, wulstige und eingekniffene, kirschenrunde und derbe breite: das alles bedeutet nur ganz allgemeine Verschiedenheiten. Wie oft tritt auch die untere oder die obere Lippe dreist aus dem Profil heraus! Und wie ungleichartig läuft namentlich die die beiden Lippen scheidende Linie, wie viel bedeutet sie, sagt sie! Wie sprechend ist sie, auch wenn der Mund gar nicht spricht! Wie viel liegt in den Ecken dieser Linie, in den Mundwinkeln, von Anmutendem und Abstoßendem! Alle die Maler können kein wirkliches Porträt schaffen, die diese Linie nicht mit Feinheit und Sicherheit treffen, und man könnte nach diesem Maßstabe die Bildnisse aller Galerien in schlechte und gute einteilen. Es giebt ganze Perioden der Kunstgeschichte, wo man in dieser Hinsicht nicht eigentlich gesehen zu haben scheint. Wenn man bei der so überaus gewinnenden Erscheinung Goethes immer von seinen dunklen Augen spricht (über deren wirkliche Farbe man übrigens kaum im klaren scheint), so wird es den meisten über der Wirkung dieser Augen nicht zum Bewußtsein gekommen sein, daß zugleich jene Lippenlinie so wohlthuend mitsprach; auf dem bekannten Bilde von Tischbein „Goethe in Rom“ ist sie besonders zum Ausdruck gebracht.

Von der Beschaffenheit der Nase spricht man, wenn man ein Gesicht schildert, regelmäßig, vom Kinn gelegentlich, wenn es irgendwie (durch Spitze oder Fülle oder Kümmerlichkeit) auffällt, von den Ohren fast niemals, höchstens verächtlich, wenn sie weit vom Kopfe abstehen. Und freilich sind die Ohrmuscheln bei den meisten Menschen nicht so regelmäßig geformt, daß der Schwung der Kurven nicht irgendwie verletzt oder verkümmert wäre. Aber an sich ist das Gesamtbild dieser mannigfaltig und frei sich zusammenordnenden, um- und ineinander laufenden Kurven von besonderer Schönheit und das menschliche Ohr doch ein besonderes Adelszeichen gegenüber demjenigen der Tierwelt. Der Wirkung desselben schadet wohl, daß man nicht die beiden Ohrmuscheln miteinander zu sehen bekommt, ein Gesetz, auf das oben hingedeutet wurde; das Schwesternpaar der Augen ist auch in dieser Hinsicht bevorzugt. Daß die Nase so viel von sich reden macht, verdankt sie nicht einer besonderen Höhe ihrer Organisation, sondern der etwas dreisten Rolle, die sie eben innerhalb des Ganzen spielt. Feinere seelische Werte werden nicht mit ihr, wie mit den Augen oder auch den Lippen, in Verbindung gebracht; aber als aristokratisch auszeichnend wird die mäßig gebogene Form und vielleicht die besondere Geradlinigkeit von uns empfunden. Sie verträgt sehr wohl etliche Unregelmäßigkeit, ohne den Gesamteindruck zu verderben, und an dieser Unregelmäßigkeit fehlt es ja auch nicht; aber beim Überschreiten eines gewissen Maßes freilich wird sie dem Eindruck des ganzen Angesichtes, ja dem der ganzen Persönlichkeit verhängnisvoll, und ein Schicksal wie das des Cyrano de Bergerac hat sich in zahllosen Nuancen wiederholt. Von feineren Eigentümlichkeiten der Nasenbildung wird selten geredet; und doch ist für den Eindruck eines Gesichtes von großer Wichtigkeit der Schwung der Nasenflügel und die Form und Weite der Nüstern. Die letzteren als weit offene haben wohl früher mehr als jetzt für aristokratisch gegolten; jedenfalls lassen sie den Eindruck des Hochmütigen oder trotzig Rücksichtslosen leicht entstehen.

Eines feineren Empfindens bedarf es auch, um die Form des Gesichtsovals zu würdigen, oder der Schädelbildung, oder der Stirn. Die letztere wird wesentlich nur darauf be-

obachtet, ob sie hoch oder niedrig ist und ob sie damit ein besonders leistungsfähiges Gehirn verrät oder das Gegenteil; aber sie kann auch durch schöne Rundung dem ganzen Angesicht den Charakter eines edlen Friedens aufprägen und auch ihrerseits als ein Korrektiv wirken für mancherlei Unregelmäßigkeit unter den übrigen Zügen. Verfolgen wir das alles hier nicht weiter und gehen wir auch nicht ein auf alle die ästhetischen Probleme, welche die allgemeine Körpergestattung ergiebt. Nur daß die Verbindung zwischen Haupt und Rumpf, die Gegend des Halses, zu den kritischen Partien gehört, sei noch angefügt: hier sind die unschönen Abnormitäten so zahlreich, daß sie im ganzen fast zur Regel werden, und die jetzt weithin übliche Einhüllung des Halses ist vielleicht ästhetisch ebenso klug wie sie hygieinisch thöricht ist. Ob die alternden Schauspielerinnen, die sich im übrigen eine künstliche Jugend und Schönheit so leicht zuzulegen wissen, auch ahnen, wie oft ihr Hals einen häßlichen Protest dagegen einlegt? Viel häufiger noch als der Anblick unregelmäßiger Zähne eine negative Wirkung thut gegenüber der positiven eines ganz regelmäßigen Lippenpaares. In der That, bevor man ein Gesicht für schön erklären kann, muß man es im Augenblick des Sprechens und auch des Lachens oder doch Lächelns beobachtet haben; daß es auch die Probe beim Singen, beim Weinen und beim Kauen bestehen müsse, wäre zu viel verlangt. Vielleicht, daß in der Welt doch der Spiegel zu wenig benutzt wird! Man schaut da immer nur hinein in ruhiger Gefaßtheit, mit einer zugleich innerlichen Selbstbespiegelung, aber man sieht sich schwerlich in der Aktion der Erregung, der leidenschaftlichen Rede. Nur die mimischen Künstler studieren vor dem Spiegel auch ihr Mienenspiel, und außer ihnen vielleicht etliche Erzkoketten: die anderen Menschen lernen ihre eigene Erscheinung nur mangelhaft kennen, wo sie sich in unfehlbarer Richtigkeit zu schauen glauben. In der Erregung und Bewegung zerfließt manches ins Unschöne, Unregelmäßige, was vorher fest proportioniert erschien, manches verzieht und verzerrt sich, und wenn schon in ruhigen Momenten die Varietäten des menschlichen Gesichtes an die Varietäten der blutsverwandten Tierwelt nicht selten erinnern, so wird bei leidenschaftlicher Bewegung diese Ähnlichkeit gesteigert: der Raubvogel wie der Affe, die Bulldogge und zahlreiche andere Typen deuten sich da an; die häßlichsten aber von allen sind die Gesichter, die weder an Vogel noch Säugetier, sondern an das Profil der Reptilien erinnern; und auch diese fehlen nicht.

Doch hätten wir wohl der Differenzierung überhaupt unsere Aufmerksamkeit zuzuwenden. Selbst da, wo wir Schönheit voll ausgeprägt finden, empfangen wir von ihr ja sehr ungleiche Wirkung. Man redet demnach von Marmor- und von Puppenschönheit, von ätherischer und robuster, von schmelzender und strahlender u. s. w. Vielleicht steht unsere deutsche Sprache gar nicht günstig da, indem sie mit dem einen Begriff „schön“ da operiert, wo die englische zwischen handsome, fine und beautiful wählt und auch noch fair und beauteous im Hintergrunde hat. Doch können wir uns da mit anderen Sprachen trösten. Es giebt ja aber außer den Spielarten im einzelnen noch die grundlegenden Differenzen. Wie die Geschlechter auseinandertreten, so die Lebensalter, aber ähnlich auch die Nationen, die Volksstämme und selbst die Stände.

Mannesschönheit und Frauenschönheit können manches gemein haben, regelmäßige Züge, leuchtende Augen u. s. w., es kann auch die erstere im einzelnen Fall sich der zweiten erheblich nähern, so für das Jünglingsalter namentlich, oder die zweite der ersteren, durch hohen schlanken Wuchs etwa, feste Haltung, kräftigen Ausdruck; aber die Verschiedenheit bleibt doch groß genug. Sie wird indessen nicht überall und immer gleich voll genommen. Dem achtzehnten Jahrhundert erschien es so natürlich, die Schönheit als solche schlechthin dem einen Geschlecht zuzuerkennen, daß der Ausdruck „eine Schöne“ oder „die Schönen“ ganz regelmäßig war. Und in der folgenden Zeit hat man jedenfalls den Unterschied der beiden Geschlechter nach Erscheinung wie Wesen immer voll empfunden: die Zartheit gegenüber der Kraft, Weichheit und Scheu gegenüber der Festigkeit und Sicherheit, das machte den Reiz der Erscheinung aus wie des Wesens. Die Gegenwart bietet Seltsames: so viel

Künste das weibliche Geschlecht auch heute aufwendet, um sich herauszuputzen, um zu natürlichen Vorzügen künstliche hinzuzugewinnen, so hat es doch in hohem Grade darauf verzichtet, in seiner Erscheinung das darzustellen, was das Geschlecht vor dem männlichen auszeichnet. Kleidung, Gepflogenheiten, Auftreten, ja auch Mienen, das alles wird in bedauerlicher Weise dem letzteren entlehnt. Man giebt freiwillig die Vorteile seiner eigenen Position auf; und in der anmutlosen neutralen Kleidung hören die Frauen gewissermaßen auf, Frauen zu sein, sie bleiben bloß Weiber. Die faltenreich niederwallende Frauengewandung war doch nicht bloß zufällige, bürgerliche Sitte, sie hob auch den vielfach mangelhaften Wuchs und verhüllte viel Unregelmäßigkeit. Jetzt zeigt man sich mehr und mehr bereit, es mit den Eskimos zu halten, bei denen Frauen und Männer ziemlich genau in den gleichen formlosen Hüllen stecken. Doch es ist überhaupt die Zeit, wo man nicht leicht schön sein will, sondern höchstens stilgemäß, und wo man bald den edelgeformten menschlichen Körper stilisiert wie einen heraldischen Adler, bald ihn auch vernachlässigt, wo auch die Maler niemanden mehr schön malen wollen, um nur ja recht charakteristisch zu sein, in Wahrheit freilich, weil es die künstlerische Modeanschauung der Zeit ist. Diese ganze Strömung mag denn vorüberfließen, was sie ja thun wird, diese Neigung mag sich ausleben. Auch hier wird die gewaltsam weggescheuchte Natur wiederkehren.

Von den Lebensaltern ist die natürliche Annahme, daß die Jugend schön sei, das mittlere Alter nicht gerade unschön, aber das Alter häßlich. Zahnlosigkeit, Runzeln, Kahlköpfigkeit, matter Blick und müde Haltung, das ist der bekannte Ausgang. Zartheit und Frische, Fülle und Weichheit, Feuer der Augen und Schwung der Bewegungen, das sind Vorzüge der jugendlichen Erscheinung. Darauf ist vor allem die Jugend selbst stolz, und sie empfängt ja auch von alters her beständig viel Komplimente. Aber ein erweiterter Blick findet doch auch einen weiteren Kreis von Reizen, von Vorzügen. Die Kurve der Kinderwange wandelt sich in die der jungfräulichen, es folgt die etwas flachere und eingebogenere der mittleren Jahre in allerlei Abstufungen bis zur matronenhaften, die aber darum nicht unschön genannt zu werden braucht. Und so ist es auf allen Gebieten. Es ist nicht Resignation, wenn man auch ästhetisch toleranter wird und ebensogut schöne Greise und Matronen findet wie Jungfrauen oder Männer oder Kinder. Das Schönste sind überhaupt nicht die reifen „Schönen", sondern das Schönste sind schöne Kinder, etwa zwischen zwei und acht Jahren; ihrer Anmut mischt sich für den Schauenden nichts Verstimmendes bei, sie weckt nur freundliche Empfindungen, und sie selbst, diese Anmut, ist unverwüstlich, in welcher Stellung oder Bekleidung oder Blöße oder Wildheit sie auch sich darstellen mag. Diese Schönheit ist unmittelbar aus dem Himmel geholt und wird ja auch von der Phantasie immer wieder in den Himmel verpflanzt. Sie ist auch kaum irgendwo ungewöhnlich, obwohl immerhin manche Gegenden darin besonders glücklich sind, südliche Länder zumeist, in denen dann freilich auch die zerstörende Hand der Zeit umso viel rascher eingreift.

„Schönheit vergeht", das ruft man sich immer wieder zu, teils um sich die Tugend zu empfehlen, die „besteht", teils um die Resignation zu finden, deren man bedarf. Es wird freilich zum Teil ein sehr ernstlicher Kampf gegen das Vergehenwollen der Schönheit geführt, mit mannigfachen heimlichen Mitteln; der Gedanke der Einbuße ruft in mancher Brust tiefschmerzliche Empfindungen wach, aber — Schönheit vergeht. Und eine ganze Reihe von Mitteln oder Wegen hat sie, um ihren Rückzug zu bewerkstelligen. Ja, wenn es nur gälte, die braunen Haare sich in schneeweiße wandeln zu sehen oder die Schlankheit in eine gewisse Überfülle, oder wenn umgekehrt die schöne Fülle nur allmählich schwände, die stolze Haltung etwas zusammensänke: das wäre sehr erträglich. Aber in dieser Periode des Rückgangs übt die Natur allerlei kleine und kleinliche Heimtücke an dem menschlichen Äußeren: sie läßt die zarte Haut allmählich in Leder übergehen: kleine, zarte, unsichtbare Härchen an allerlei unbefugten Stellen des Angesichts verdichten sich in impertinenter Weise und werden zu unausrottbaren Borsten; die Zähne, die so lange sich ordentlich

in Reih und Glied hielten, wachsen aus zu ganz ungleicher Länge und drängen sich plebejisch aus dem Munde heraus, die ganzen Kinnladen nehmen oft eine Richtung mehr nach außen und gehen ein wenig ins Tierische über und was dieser bedauerlichen Veränderungen mehr sind, denn es sind ihrer allerdings noch viele, allbekannte und auch verstecktere. Doch giebt es auch Individuen, die erst im Alter schön werden, etwa ein schneeiges Haar tragen statt eines fuchsroten oder schmutzblonden, eine rosige Gesichtsfarbe zeigen statt einer fahlen und einen mildleuchtenden Blick statt eines bloß scharfen oder kühlen. Ja, gerade das Auge wird, so sehr auch die Lider einsinken, die Wimpern sich lichten, die Brauen sich herunterziehen, das Auge wird oft in den späteren Jahren erst schön, weil es von viel innerlich Erlebtem wiederglänzt, von viel Gedachtem und Gefühltem nachleuchtet; und dies ist ja auch die gewöhnliche Schönheit der bedeutenden Menschen, deren man kaum einem ins Auge sieht, ohne davon gefesselt zu werden. Dem Auge aber möchte ich noch eins zugesellen, wovon wir doch auch sprechen dürfen, wenn man auch bei „menschlicher Schönheit" im allgemeinen nur an das Sichtbare denken wird: ich meine die Stimme. Eine schöne Stimme (an die Sprechstimme ist gedacht, die in Wahrheit viel ausdrucksreicher ist als die gefeierte Singstimme) vermag im Augenblicke den Eindruck reizloser Züge ganz auszugleichen, und wenn in ihrem Vibrieren ein reiches, inneres Fühlen sich andeutet, so wird das auch mit den Jahren nicht schwinden, muß nicht — wie die andere Schönheit — vergehen.

Es ist nur natürlich, daß die verschiedenen Nationen und namentlich die Rassen, aber auch schon die verschiedenen Volksstämme in derselben Gesamtnation nicht (weniger noch als die Individuen) in der Anerkennung menschlicher Schönheit übereinstimmen. Wir gebildeten Kaukasier haben immerhin das gemeinsame Ideal der griechischen Schönheit, aber unsere Maßstäbe holen wir doch nicht bloß von dort. Wir holen sie natürlich auch aus unseren eigenen Typen, jede Nation aus den ihrigen; jede von ihnen produziert nicht etwa einen Typus in mäßiger Abwandlung, sondern jede eine Anzahl von weit auseinanderfallenden, die zusammengehalten werden müßten, wenn man von nationalem Typus wollte reden können. Daß bei allen Menschen der romanischen Rasse zu dem Ideal auch männlicher Schönheit ein Maß von Grazie gehört, ist deshalb natürlich, weil dieses gewisse Maß von Grazie sich unter ihnen immer wieder kundthut. Unter den Franzosen ist auch bei Männern die Form des Fußes ein Gegenstand regelmäßiger Beachtung wie aufmerksamer Pflege. Den Engländern liegt nichts ferner, wie sie auch vom Gange höchstens schlichte Natürlichkeit verlangen, nichts mehr. Sie sind übrigens stolz darauf, daß unter ihren jüngeren Männerköpfen sich zahlreiche von römischer Regelmäßigkeit finden, und man kann das zugeben, aber man wird der Thatsache von selbst nicht leicht inne, weil zur Ähnlichkeit mit der südländischen Antike die Lebendigkeit fehlt und im allgemeinen auch die Farbe. Zum Teil sucht man im Ideale auch just das, was man in seinem Lebenskreise nicht anzutreffen pflegt. Die Franzosen verstehen bekanntlich unter einem bel homme einen hochgewachsenen Mann, als ob nur dieser schön heißen könnte, oder als ob das zur männlichen Schönheit das Wesentliche sei. Wenn die Engländer schöne Frauen hinzeichnen oder malen, so ist stets mit zartem, länglichem Gesichtsoval ein ganz großes, ideal geschnittenes, voll umwimpertes, dunkelleuchtendes Augenpaar verbunden. Die italienischen Maler der klassischen Zeit haben blonde Madonnen, Heilige und Göttinnen weit zahlreicher gemalt als dunkelhaarige.

Immerhin verstehen wir benachbarten Kulturvölker uns hinlänglich gut über das, was als schön zu gelten habe. Können wir uns auch darüber einigen, welche Nation im ganzen den Preis der Schönheit verdiene? Über die alten Griechen sind wir, wie gesagt, im reinen, aber die sind tot und vergangen. Doch unter den Lebenden? Die Urteile würden sehr abweichend ausfallen. Alles in allem würde bei der Abstimmung doch auch England nicht übel fahren. Freilich ist die englische Schönheit häufiger eine starre als belebte, aber das keltisch-irische Element ergiebt doch wundervolle Ausnahmen. Im ganzen treten sich in England häufiger wirkliche Schönheit und wirkliche

Häßlichkeit gegenüber, wie ähnliches vielleicht noch voller von den Juden gelten kann. Verglichen mit den Genannten halten wir Deutschen uns sicher mehr in der Mitte. Aber bei uns müßte man sehr unterscheiden zwischen Stämmen oder Landschaften; wir haben zu viel Blutmischung, und die dient selten zur Erhöhung des Typus. Doch diesen Streit möchte ich den einzelnen auszufechten überlassen. Im ganzen könnten wir wohl einen günstigen keltisch-germanischen Typus im Südwesten, einen ebenfalls günstigen rein germanischen in nordwestlichen Landschaften und einen slavisch-germanischen in östlichen Gegenden gegenüberstellen, und jeder hätte seine Vorzüge aufzuweisen. Aber besonders groß dürfen wir uns in dieser Beziehung nicht dünken, die Nachbarn würden unsere Meinung nicht teilen.

Auch aus großer Ferne dringen jetzt ästhetische Urteile über unsere Körperlichkeit unschwer zu uns herüber. Die Ostasiaten, die wir bis vor nicht langer Zeit als eine etwas verkümmerte und schönheitsbare Menschenrasse zu betrachten pflegten, halten sich selbst, auch in diesem Stücke, für keineswegs schlechthin minderwertig. „In Europa,“ so äußerte sich noch jüngst ein gebildeter Chinese, „schwärmt man für große Augen, blondes Lockenhaar und eine griechische Nase; bei uns findet man nur kleine Augen, glattes schwarzes Haar und zierliche Stumpfnäschen bewundernswert.“ Dazu werden schmale, feingezeichnete Augenbrauen sehr geschätzt. Und daß die Chinesinnen der höheren Stände das bekannte mächtige und künstliche Haargebäude von ehedem in neuerer Zeit gänzlich aufgegeben haben und nun volle Einfachheit allgemein bei ihnen herrscht, ist ein Zug von so viel Geschmack und Einsicht, daß man wohl im europäischen Westen sich einen ähnlichen Durchbruch wünschen möchte. Jedenfalls nehmen wir ein Urteil, wie das angeführte, heute nicht mehr mit dem Spott und Hochmut auf, wie das vor einigen Jahrzehnten geschehen wäre. Wir sind eben weitblickender und ästhetisch toleranter geworden und denken wirklich zuweilen an den unparteiischen Marsbewohner und was der wohl sagen würde.

Wie die Stämme und Rassen, so haben auch die Stände naturgemäß ihre Sonderideale. Um von Anderem, Allbekanntem zu schweigen, so hat sich ein specifisch aristokratisches Ideal von ziemlich internationaler Geltung längst herausgebildet, das sich zu einem rein ästhetischen Ideal ungefähr verhält wie die aristokratische Standestugend zur Tugend im allgemeinen und unbedingten Sinne. Natürlich gehört dazu hoher und gerader Wuchs und eine gewisse Regelmäßigkeit der Züge und Gliedmaßen, im besonderen aber auch ein Fuß mit hohem Rücken, hochsitzende Knie, also Unterschenkel von etwas disproportionierter Länge, weiße Hände, ein nicht rotes Gesicht, anliegende Ohrmuscheln, eine nicht zu kleine Nase u. s. w. Es ist unschwer zu sehen, wie diese Züge die Befreiung von aller lastenden, krümmenden Arbeit, von Entbehrung und Einengung andeuten sollen; dazu scheint allerdings auch die Erinnerung an den Körpertypus einer Rasse zu kommen, die sich zur herrschenden über eine oder mehrere unterworfene gemacht hatte und der die Herrenmenschen im Lande entsprangen.

Sollten nicht auch die sich folgenden Zeitperioden abweichende Ideale menschlicher Körperschönheit hervorbringen? Es wäre gegen alle Naturgeschichte des Menschengeschlechts, wenn sich das nicht ergäbe; ganz gleichartig fühlen die sich ablösenden Generationen auf keinem Gebiete, also auch nicht auf diesem. Das schließt nicht aus, daß man zu dem, was einmal verlassen worden ist, in späterer Zeit zurückkehrt oder doch ihm wieder ganz nahe kommt, auch nicht, daß man unruhig hin und her schwankt. Das Äußere wird auch hier nicht ohne Zusammenhang mit dem Inneren sein; ein Stück des Geistes der Zeit spiegelt sich auch in ihren schönen Menschen. Ganz deutlich ist das bei der Malerei des christlichen Mittelalters, deren Gestalten gewissermaßen ganz nur Angesicht sind und im Angesicht ganz Innigkeit, Demut, Frömmigkeit, Einfalt, Reinheit, ja Süßigkeit, während die übrige Körperlichkeit fast verschwindet, nur kümmerlich und gleichgültig dargestellt ist und eine Bedeutung für den Gesamteindruck offenbar gar nicht haben soll. Die christliche Malerei ist den umgekehrten Weg gegangen wie die antike Bildhauerkunst: bei dieser sorgfältig liebevolle und technisch vollkom-

mene Körperdarstellung in einer Periode, wo das Gesicht noch gar nicht zählt, nicht mehr als Maske ist, bei jener liebevollste Verherrlichung menschlichen Gesichtsausdrucks und ein schülerhaft andeutendes Sichabfinden mit der Gestalt; und der eine wie der andere Weg ist für die Zeit und Sphäre natürlich. Aber die Ideale der christlichen Maler werden dann immer vollständiger menschlich, das Seelische hört auf, das Leibliche in sich aufzufangen, dieses zieht auch das Heilige in sich hinein. Und im Norden, bei den Niederländern, ist das Körperliche immer so derb und bürgerlich kräftig gewesen, daß die höhere Vergeistigung nur kaum erfolgt; offenbar hat dort auch die Anschauung des breiten, kurzen, unaristokratischen Menschenschlages den Weg zu etwas wie idealer Schönheit nur schwerlich finden lassen, und die Kunstdarstellung hält sich oft zwischen Mensch und Kobold, sie giebt vielleicht einer hochheiligen Gestalt arglos die Beine eines Flickschusters. Eine andere Art von Unvermögen zeigt die Zeit des Zopfes und Puders, wo nicht nur die Menschen der guten Gesellschaft nichts mehr von echter Natur in ihrem eigenen Äußeren darstellen und sehen wollten, sondern auch die Maler die echte Natur, die volle Wirklichkeit des menschlichen Angesichts gar nicht zu erfassen pflegten. An den weiblichen Porträts aus dieser Zeit bemerkt man, berühmte Ausnahmen abgerechnet, fast immer die Stilisierung im Sinne ihres Schönheitsideals, Erhöhung der Stirn, Verkleinerung des Mundes, Vergrößerung der Augen, Umformung des Ovals ins Zierliche, keinen Sinn für zartere Farbenübergänge, für stillere Reize, für das persönlich Kräftige. Die Bemalung der Gesichter mit Rot und Weiß und die Verwandlung der Haarfarbe auch der jugendlichen Menschen in das greisenhafte Weiß, das und anderes bildet ein wahres Armutszeugnis für die ästhetische Seele jener Generation, aus deren Geschmackswelt übrigens die sinnlose Verdünnung der weiblichen Gestalt in der Körpermitte sich bis heute behauptet hat. Sinnlos allerdings doch nicht in jedem Sinne: denn man hat da mehr und mehr die Unterschiede in dem Körperbau der beiden Geschlechter herauszuarbeiten gesucht, um den Reiz derselben füreinander zu erhöhen, jene Unterschiede, die sich bei den griechischen Idealgestalten nur mit zarter Zurückhaltung andeuten, und deren geringeres Hervortreten auch z. B. bei dem englischen Volke man als Vorzug empfinden darf, nicht ohne Zusammenhang mit einer seelisch-moralischen Seite.

Wollten wir aber schließlich — schließlich, obwohl im vorstehenden ja nur einige wenige Andeutungen gegeben sind — fragen, wie sich in den unsere eigene Gegenwart praktisch beherrschenden Schönheitsidealen etwas vom Geist der Zeit ausspreche, so würde sich freilich zeigen, daß hier wie immer nichts schwerer ist, als seine eigene Welt unparteiisch aufzufassen; aber gewisse Zusammenhänge sind doch zu deutlich fühlbar, um nicht berührt werden zu dürfen. Oder spricht sich nicht ein gewisser ästhetischer Nihilismus in der Art aus, wie man gegenwärtig seinen äußeren Menschen darzustellen sucht? Ein gleichgültig trotziges Geltendmachen seiner selbst, ohne die Tendenz, anderen einen wohlthuenden Eindruck zu geben, und dabei doch ohne die Andeutung irgend einer persönlichen Eigenart! Hierher gehört z. B. der so weithin übliche Verzicht der Männerwelt auf den Vorzug eines reichen oder überhaupt eines merkbaren Haupthaares, dieser wundervollen Zierde der Natur; auch der Verzicht auf jeden eigentlich seelischen Ausdruck des Gesichts, nicht bloß durch solche Mittel wie ein unnatürliches Stilisieren des Bartes, sondern überhaupt durch eine sorgfältig gepflegte Starre! Wenn die Menschen aus der Zeit vor hundert oder hundertundfünfzig Jahren in unsere Mitte zurückkehrten, jene für das zart und tief Menschliche so empfänglichen Menschen, die sich an einem Schattenriß für eine fremde Person zu begeistern vermochten, aus den Linien des Profils die Seele herauslasen, sie müßten sich in eine Fremde versetzt fühlen, mindestens wie wenn sie nach China oder Tonkin gelangten. In der That, es ist zwischen Ostasien und uns eine Annäherung auch auf diesem Wege fühlbar.

So schwanken mit den inneren Idealen die äußeren. Auch die Frauen unserer Gegenwart wollen ja um alles nicht über Weichheit der Seele ertappt werden; nichts

wäre ihnen peinlicher, nichts weisen sie spöttischer zurück; sie laufen in diesem Sinne hinter den Männern her, statt ihnen gegenüberzustehen. Wie sie sentimental waren in der Zeit der Männersentimentalität, so nun schneidig inmitten der schneidigen Männlichkeit. Und wenn man nach aller Betrachtung über die natürliche Schönheit nun die Frage aufwürfe: was thun die Menschen, um sich selbst schön zu machen, was haben sie sonst gethan, was thun sie jetzt? Die Aufzählung der Mittel, Versuche und Künste würde ja eine endlose Reihe ergeben, und vor allem eine endlose Mannigfaltigkeit auch von thörichten, täppischen, unsinnigen Mitteln, unter Wilden und Civilisierten. Auf irgend etwas Einzelnes sei hier nicht eingegangen. Neben den bedenklicheren Mitteln der Kosmetik (um diesen Ausdruck zusammenfassend für alle unmittelbaren körperlichen Verschönerungsversuche zu gebrauchen) und der Transformation oder Formkorrektur im kleinen ist es ja das harmlose Mittel der Bekleidung und Schmückung und das noch viel schätzbarere der aufmerksamen Hygieine. Die Rolle der letzteren ist eine Lichtseite im Bilde unserer Gegenwart. Was aber die schmückende Bekleidung betrifft, so hat alle Entwickelung der Kultur nicht bewirkt, daß die Menschen lernen, das Schmückende durchweg in eine sichere und rechte Beziehung zu ihrer körperlichen Erscheinung zu setzen; man behängt oder umhüllt sich vielfach mit kostbaren Stoffen, von prunkenden Farben, die ihren Wert für sich haben mögen, aber gar nicht die Person als solche verschönern; man ist da über den Standpunkt der Bauern oder Wilden nie ganz hinausgekommen. Überhaupt müßte derjenige, dessen optische Empfindlichkeit ungefähr so entwickelt wäre wie die akustisch-musikalische, sich hier beständig in einem Meer von Dissonanzen fühlen. Vielleicht könnte es einmal eine Art von ästhetischem Richteramt geben, vor dem sich die Menschen wegen ihres körperlichen Aufzugs zu verantworten hätten, oder das wenigstens beratend eingriffe und jedem hülfe, zu dem sich zu machen, was seine natürliche Beschaffenheit ihm ermöglicht und womit er den Augen der Mitwelt am vorteilhaftesten erscheint. Vielleicht aber fahren auch Laune und Schablone fort, ihre Herrschaft zu üben.

Ob nicht auch in dem wirklichen Bestande an Schönheit die Zeit Veränderungen hervorbringt? Mit anderen Worten: Werden die Menschen im Laufe der Zeiten und der Kulturveränderung häßlicher oder schöner? Läßt vielleicht eine Veränderung in dem einen Sinne oder dem anderen sich geschichtlich nachweisen? Die guten, sprechenden Bildnisse aus der Vergangenheit, aus dem sechzehnten und siebzehnten Jahrhundert insbesondere, muten uns in der That gleich Zeitgenossen an, und wir möchten sagen, daß unsere Rasse sich nicht wesentlich verändert habe, daß sie die gleichen Typen biete wie ehedem. Aber andererseits spricht doch auch manches für den Wandel; wenn nicht Wahrnehmungen, dann Erwägungen. Die fortschreitende Ausbreitung und Verfeinerung der Kultur muß doch wohl diejenige Wirkung im großen hervorbringen, die man im einzelnen Falle, innerhalb einer Familie etwa, deutlich gewahrt: die Angesichter verfeinern sich in dem Maße, wie man in eine höhere Bildungsschicht übergeht. Und es zeigt sich dann, wenn man einige Generationen derselben Familie zusammenhält, nach der Verfeinerung sehr bald auch die Verkümmerung. So zeigen auch in den großen Städten, in den alten Kulturcentren die Menschen nicht häufig den Typus der plumpen Erdgeborenen, also ungeschlachte und unelastische Züge, jene entgegengesetzten der Verkümmerung um so häufiger. Es wäre also Verschiebung viel mehr als Steigerung oder Minderung. Zu den der Verschönerung günstigen Faktoren gehört die schon erwähnte Besserung der Gesundheitspflege und die Zunahme des Wohlstandes, der solche bessere Pflege um so eher erlaubt; zu den ungünstigen die infolge der Verkehrserleichterung naturgemäß immer zunehmende Mischung verschiedener Stammestypen, bei der erfahrungsgemäß häufiger Übles als Gutes herauskommt. Und auch abgesehen von dieser Mischung übt die zunehmende äußere und damit auch innere Unruhe ihre natürliche Wirkung auch auf körperliche Erscheinung, auf den Ausdruck des Gesichtes zum mindesten. Ein Maß von innerer Ruhe und von seelischer Harmonie ist der Erscheinung von Schönheit sicherlich günstig, günstig namentlich auch

zur Bewahrung der Schönheit und damit zur Übertragung auf die Nachkommen. Denn so ganz leicht fügt es sich nicht, daß der schönen Mutter eine ebenso schöne Tochter folgt und gar dieser noch eine ähnliche Enkelin. Die günstigen Linien zerfließen gar zu leicht; der Umschlag ins Häßliche lauert immer vor der Thür. Es sind nur gewisse Lebenssphären, in denen sich eine bevorzugte Körperlichkeit durch Generationen und selbst Jahrhunderte zu halten pflegt: eine Aristokratie, die, wie die englische, durch ihre äußere und innere Situation vor allerlei Einflüssen geschützt ist, wie sie jener Bewahrung von Harmonie schaden würden.

Aber vielleicht ist eine allmähliche allgemeine Verschiebung insofern gleichgültig, als wir immer wieder nach dem Vorhandenen und Angeschauten unsere Ideale gestalten, namentlich auch empfänglicher werden für feinere Reize und schließlich (wozu man ja auch in der Kunst gegenwärtig so entschieden neigt) im Charakteristischen die Befriedigung finden, die sonst das regelmäßig Schöne einflößte? Wäre es wirklich so, dann würden wir nicht immer wieder so demütig und sehnsuchtsvoll nach den herrlichen Menschenbildern hinüberblicken, die die alten Künstler aus der Welt ihrer Anschauung heraus geschaffen haben. Man mag wohl eine Zeitlang aus dem Charakteristischen jene Befriedigung ziehen, aber eine solche Periode wird immer wieder abgelöst werden durch eine andere, in der man nach dem Schönen ruft.

Ein stilles Mittel gäbe es wohl noch, um uns Schönheit zu sichern, aber freilich keins, das im Laden zu kaufen oder sonst bequem zu erwerben wäre. Unter den oben aufgezählten Unterlagen der Häßlichkeit ward eine nicht genannt: ein häßliches Seelenleben. Das wird zunächst nur feine Änderungen in den Zügen des Angesichts hervorbringen, die sich aber doch nicht verdecken, die sich verdichten; mehr Ausnahme bleibt doch ein ruhig strahlendes Gesicht bei ruhelos häßlichem Innenleben. Leid und Schmerz machen nicht leicht häßlich, und im schlimmsten Falle ist es eine ganz milde Art von Häßlichkeit, die sie bewirken. Eher schon Öde des inneren Lebens, Dürre der Empfindungen. Mehr noch Gier, Neid, Haß und was dergleichen mehr ist. Und kein stärkeres, ja kein wunderbareres Mittel zur Verschönerung giebt es als die Liebe. Sei es nun die Liebe als allgemeines freundliches Wohlwollen auf Grund reicher Erinnerungen in einem alten Herzen, die das atte Auge vertieft und durchleuchtet, sei es die Liebe der glücklichen jungen Herzen, die sich gefunden haben, sei es die der Mutter, die sich über ihre Kindlein beugt. Diese Kraft ist so groß, daß alle jungen Mütter schön sind und wenigstens die meisten Bräute am Tage ihres Glückes und lediglich durch Liebe und Glück, und daß auch alle alten Mütter für die Augen ihrer treuen Söhne schön bleiben. Und sollte ein noch viel schönerer Traum einmal in Erfüllung gehen als der vorhin mit dem Walten einer ästhetischen Ordnungsbehörde angedeutete, sollte ein Reich allgemeinen Wohlwollens unter den Menschen sich aufrichten, so wäre das nicht bloß im ganzen herrlich, sondern würde auch noch den kleinen Nebengewinn bringen, daß über die Gesichter Schönheit viel reichlicher ausgegossen wäre.




Schloß Dornburg.

Zur Erinnerung
an den
Großherzog Karl Alexander von Sachsen.

Von
* * *

(Nachdruck ist untersagt.)

Mit dem Tode des Großherzogs Karl Alexander von Sachsen sind die letzten persönlichen Beziehungen, die noch aus dem ersten Morgengrauen des zwanzigsten Jahrhunderts zurückführten in die ersten Jahrzehnte des neunzehnten, in die letzten des weimarischen Zeitalters, für immer gelöst. Seit Jahren und Jahrzehnten waren die Teilnehmer an den besonderen litterarischen und künstlerischen Feiern in Weimar, an den Jahresversammlungen der Goethe- und Shakespeare-Gesellschaft gewohnt, die trotz des Alters immer noch schlanke, elastische Gestalt des Großherzogs in ihrer Mitte zu sehen und sie mit stiller Ehrfurcht zu betrachten: hatte ihn doch die Muse Goethes noch bewillkommnet, die erziehende Hand des Dichters in den Knabenjahren geleitet, hatten doch Karl August und Luise noch an dem aufgeweckten Sinn und dem liebenswürdigen Wesen des jungen Prinzen sich erfreut. Ja, eine Welt von Gedanken und Betrachtungen umgab die hohe Erscheinung, die unmittelbar ein fernes „Damals“ mit dem lebendigem „Heute“ verband. Aber an dem Bilde jener Vergangenheit wird durch Karl Alexanders Hinscheiden kein Zug verwischt; sie war ja auch für ihn eine Vergangenheit gewesen, an der er einen leibhaftigen Anteil nicht mehr hatte nehmen können. Anders in dem letzten halben Jahrhundert unserer litterarischen und künstlerischen Entwickelung! In den biographischen Aufzeichnungen, in den Briefsammlungen, die diese Zeit umfassen, wie häufig kehrt da nicht sein Name wieder! Nur wenige Persönlichkeiten von Bedeutung auf dem einen oder anderen Gebiet, zu denen er nicht in Beziehungen getreten wäre, die beim Rückblick auf ihr Leben nicht seiner gedächten. Auch wer ihn nicht persönlich gekannt hat, wird aus diesen Schilderungen den Eindruck gewinnen, daß uns mit diesem deutschen Fürsten mehr als ein gekröntes Haupt, daß uns in ihm eine starke, eigenartige Individualität verloren ging. Und wer ihr bei irgend einer Gelegenheit einmal näher getreten, der hat sich ihrem Zauber nicht zu entziehen vermocht — das bezeugen außer jenen gedruckten Aufzeichnungen auch die mannigfaltigsten Au-

ßerungen lebender Zeitgenossen. Sie alle rühmen die liebenswürdige, wohlwollende Art des Großherzogs, die Freundlichkeit seines Wesens; alle, die nur je ein Wort mit ihm gewechselt, der Einfachste wie der Vornehmste, fühlten sich schon durch seine feinen, anspruchslos-vornehmen Formen aufs angenehmste berührt. Voltaire hat gesagt: „j'accepte tous les genres hors le genre ennuyeux.“ Karl Alexander nahm auch dies „genre“ hin, da ja ein Fürst weniger Herr ist in Bezug auf das, was er acceptieren will oder nicht, als der souveräne französische Spötter es war. Aber auch für ihn gab es eine Ausnahme: alle banausisch-triviale Art war ihm unerträglich.

Das sind Äußerlichkeiten; aber sie berechtigen zu Rückschlüssen auf edle innere Eigenschaften, wie denn auch in jenen Äußerungen kompetenter Persönlichkeiten des Großherzogs geistige Begabung mit vollem Recht hoch gewertet wird. Er besaß einen klaren Blick in der Beurteilung von Menschen und Dingen, eine schnelle Auffassungsgabe. Seine Bildung war durch eine sorgfältige Erziehung gut vorbereitet und von ihm selbst durch manche Studien erweitert worden, die sich vornehmlich auf eine umfangreiche, wohlgewählte Lektüre, auf den lebhaften Verkehr mit zahlreichen Berühmtheiten der wissenschaftlichen und litterarischen Welt des In- und Auslandes, auf die durch Reisen gewonnenen Einblicke in Völker- und Landschaftsleben stützten. Ein vortreffliches Gedächtnis, eine leichte Beherrschung fremder Sprachen waren Hilfsmittel, die ihm dabei vorzüglich zu statten kamen. Die Fülle seiner Kenntnisse auf geschichtlichem, litterarischem und künstlerischem Gebiet haben alle, die mit ihm verkehrten, anerkannt. Von Dante bis in die neueste Zeit war wenig, das ihm nicht vertraut gewesen wäre, vertraut nicht etwa nur im Sinne eines Dilettantismus, der neugierig alles in die Hand nimmt, um es alsbald wieder beiseite zu thun, sondern im Sinne jenes edlen Ernstes, der weiß, was er den Hütern und Pflegern des Geistes schuldig ist.

Großherzogin Maria Paulowna.
(Nach einer Photographie von Louis Held, Hofphotograph in Weimar.)

Dabei war der Großherzog zugleich von ungemeiner Bescheidenheit und ließ sich gern über Dinge, die ihm nicht geläufig waren, von solchen unterrichten, denen er ein zuständiges Urteil zutrauen durfte. So paarte sich mit dem schuldigen Ernst in allen Dingen, die auf eine ernste Behandlung An-

spruch haben, eine energische Pflichttreue der Arbeit, Charaktereigenschaften, die eine ungewöhnliche Liebenswürdigkeit des Herzens und eine nie versagende Treue der Gesinnung nicht ausschlossen. Ein deutscher Fürst vom Scheitel bis zur Sohle, national in allen seinen Empfindungen, erkannte er doch sehr wohl den internationalen Charakter der Kultur und würdigte mit voller Unbefangenheit auf Grund eines gereiften einsichtsvollen Urteils den Wert der geistigen Arbeit der verschiedensten Völker, die sich zuletzt doch zu einer großen, die Menschheit fördernden Kraft vereinigen muß. In religiöser Beziehung ein echter Ernestiner, fest in der protestantischen Überzeugung, vergaß er darüber nie die Forderungen echter Toleranz, wie sie sich dem Bewunderer eines Goethe, Schiller und Herder aus dem Humanitätsideal der Klassiker von selbst ergaben. Ihnen vor allem dankte er die Befähigung zu dem harmonischen Ausgleich all der Gegensätze, die unserer Zeit leicht so gefährlich werden, ihnen zur Nacheiferung hielt er fest an dem Ideal eines schönen Menschentums, das uns nicht verloren gehen dürfe.

Wie auf jeden eindrucksfähigen und temperamentvollen Menschen, so hat auch auf Karl Alexander und auf ihn in erhöhtem Maße, bedingt durch den hohen Beruf, dem er bestimmt war, das Milieu, in dem er die Jugend verlebt hat, einen entscheidenden Einfluß geübt, auf die Gestaltung seiner geistigen Individualität wie auf die seiner Lebensideen. Die eigenen Erinnerungen führten ihn aus dem Fürstenschloß in das Dichterhaus am Frauenplan; wo diese nicht ausreichten, wurden sie ergänzt durch die eifrig aufgenommenen Erzählungen älterer Zeitgenossen, zumal der Mutter, der Großherzogin Maria Paulowna.

Diese edle Frau, deren etwa aus dem Ende der dreißiger Jahre stammendes Bildnis wir unseren Lesern geben, hat sorgfältig den idealen Geist im Sohne, der ihr mit zärtlichster Liebe ergeben war, gepflegt und ihn frühzeitig mit dem edlen Ehrgeiz erfüllt, für die Erhaltung der hohen Traditionen Weimars mit allen seinen Kräften zu sorgen. Man denkt bei diesem vornehmen Vermächtnis, das die hohe Frau ihrem geliebten Sohne übertrug, an die schöne Mahnung, die Schillers Marquis Posa durch den Mund der Königin Elisabeth ihrem Sohne Don Carlos übermitteln läßt:

Sagen Sie
Ihm, daß er für die Träume seiner Jugend
Soll Achtung tragen, wenn er Mann sein wird,
Nicht öffnen soll dem tötenden Insekte
Gerühmter besserer Vernunft das Herz
Der zarten Götterblume — daß er nicht
Soll irre werden, wenn des Staubes Weisheit
Begeisterung, die Himmelstochter, lästert.



Erbgroßherzog Karl Alexander.
(Nach einer Photographie von Louis Held, Hofphotograph in Weimar.)



Die Wartburg nach der Vollendung.

Eine schöne Aufgabe und im Verlauf eines langen Lebens schön gelöst! Karl Alexander hat das kostbare Erbe der Väter heilig gehalten, es verwaltet mit dem Ernst und der Pflichttreue, wie sie ein solcher Besitz heischt — nicht für sich, sondern für das deutsche Volk. In seltener Übereinstimmung ist ihm dafür der Dank ausgesprochen worden, als die Trauerkunde von seinem Hinscheiden hinausdrang und jedem das Herz bewegte, der an dem geistigen Leben unserer Nation wahrhaft Anteil nimmt.

Aber ein solcher Besitz kann nicht erhalten werden wie ein beliebiger anderer. Hier mehr als anderswo wäre Stillstand Rückschritt gewesen. Da galt es also neue Beziehungen zu schaffen zu den führenden Geistern, neuen Strömungen im geistigen Leben sorgliche Pflege angedeihen zu lassen. Nach beiden Richtungen hin hat Karl Alexander seine Aufgaben erkannt und ist in ihrer Erfüllung unermüdlich thätig gewesen.

Der Großherzog war ein Freund der Sänger, Tonkünstler und Maler, ein Freund der Wissenschaft. Dem feingebildeten Manne war der Verkehr mit ihnen Lebensluft. Von den Tagen seiner Jugend an hat er sie gern an seinem Hofe begrüßt und wie Landgraf Hermann hochgemut bewirtet. Nur wenige Namen von Berühmtheit, die nicht auch, sei es in Weimar, Ettersburg, Wilhelmsthal oder auf der Wartburg, erklungen wären. Zwischen einzelnen von ihnen, nicht den unbedeutendsten, und ihm entspannen sich Beziehungen, die nicht allein unter dem mäcenatischen Gesichtswinkel beurteilt werden dürfen, sondern als der Ausdruck eines einfach menschlich-freundschaftlichen Verhältnisses aufgefaßt sein wollen. Seine Beziehungen zu Liszt, zu Paul Heyse, zu Friedrich Hebbel, zu Fanny Lewald, zu Scheffel, zu Richard Voß, zu Ernst von Wildenbruch, zu Graf Kalkreuth d. Ä., zu Gleichen-Rußwurm, für alle Teile belebend, anregend und fördernd, werden auf den schönsten Blättern unserer Kunst- und Litteraturgeschichte verzeichnet stehen als eine lebensvolle Illustration zu dem Worte Schillers: „Drum soll der Sänger mit dem König gehen, sie beide wohnen auf der Menschheit Höhen.“ Es ist begreiflich, daß



Westermanns Illustrierte Deutsche Monatshefte Zu: Großherzog Karl Alexander von Sachsen.

Großherzog Karl Alexander von Sachsen.
(Nach einer Photographie von Louis Held, Hofphotograph in Weimar.)

Karl Alexander den lebhaften Wunsch hegte, solche Männer, in denen er sich gleichgesinnte Förderer seiner Ideen erkannte, an Weimar zu fesseln, nicht um seiner selbst willen, sondern weil er meinte, daß Weimar der rechte Boden für ihr Schaffen sei im Interesse der Gesamtheit.

Nicht gering ist die Zahl hervorragender Schriftsteller und Künstler, die in Weimar für längere oder kürzere Zeit Aufenthalt genommen haben. Wenn manche sich trotzdem auch den liebenswürdigsten Aufforderungen entzogen, so lag die Schuld nicht an dem Fürsten, nicht an jenen Männern. Als Hebbel Weimar besuchte, schrieb er seiner Frau: „Lieber Hyänen zähmen als hier Lämmer streicheln", und setzte hinzu: „In Weimar muß man entweder Goethe sein oder sein Schreiber." Gleichwohl kehrte er gern nach Weimar zurück und wäre wohl auch dauernd geblieben, wenn nicht mächtigere Verhältnisse lebhaft er auch bedauerte, bei seinen litterarischen und künstlerischen Bestrebungen auf Männer verzichten zu müssen, die zur Pflege und weiteren Ausbildung der weimarischen Überlieferung berufen erschienen.

Unter Karl Alexanders künstlerischen Neuschaffungen wird die Wiederherstellung der Wartburg immer den ersten Platz einnehmen. Eines unserer Bilder zeigt den Fürsten in dem jugendlichen Alter, als er die ersten Schritte für dies herrliche Werk that; ein anderes giebt die Wartburg selbst wieder, wie sie sich heute in der ganzen Pracht ihrer alten Schönheit über Eisenach erhebt. Die Wiederherstellung, die Jahrzehnte in Anspruch genommen und auf Kunst und Kunstgewerbe einen ungemein fördernden Einfluß ausgeübt hat, ist recht eigentlich als eigenster Gedanke und eigenstes Werk des Fürsten zu bezeichnen, hat er doch an allen Einzelheiten, gestützt auf seine Geschichts- und Architektur-



Das großherzogliche Schloß in Weimar.
(Nach einer Photographie von Louis Held, Hofphotograph in Weimar.)

es verhindert hätten. Aber solche und ähnliche Absagen änderten nichts an den persönlichen Empfindungen des Großherzogs, so kenntnisse, unmittelbar bestimmenden Anteil genommen. Namen vom besten Klange sind mit diesem Werke unlöslich verbunden: ein

Ritgen hat den Bau nach seinen Angaben ausgeführt, ein Schwind ihn mit prächtigen Schildereien geschmückt, ein Scheffel sollte sein Sänger werden. Und als der Bau vollendet war, ertönten in festlicher Stunde dort zum erstenmal Liszts Gesänge der „Heiligen Elisabeth“ unter des Meisters eigener Leitung.

In Weimar selbst war das Theater, dessen Geschichte ja wie die keiner anderen Anstalt dieser Art mit der Geschichte deutschen Geisteslebens verknüpft ist, der zunächst gegebene Mittelpunkt für des jungen Großherzogs kunstfördernde Bestrebungen. Die weimarische Bühne ist, wie bekannt, der erste und für lange Zeit wichtigste Krystallisationspunkt für die neue musikalische Bewegung gewesen, die während der letzten Hälfte des vorigen Jahrhunderts als das bedeutendste Ereignis auf künstlerischem Gebiet in Deutschland gelten darf. Liszts Thätigkeit als Hofkapellmeister an dieser Bühne fällt zum Teil allerdings noch vor den Regierungsantritt Karl Alexanders, aber seine freundschaftlichen Beziehungen zu dem genialen Künstler haben auch damals schon nicht wenig dazu beigetragen, diesem und der Bewegung, an deren Spitze Richard Wagner stand, den Boden zu ebnen, Künstler wie Cornelius, Raff, Bülow, Lassen, Bronsart, Joachim, Coßmann, das Mildesche Ehepaar und andere mehr in Weimar zu scharen und durch die Aufführung der Werke, die die neue Richtung erzeugte, die Aufmerksamkeit der musikalischen Welt von neuem auf die kleine Ilmstadt zu lenken. Ein Merktag für diese Zeit war der 28. August 1850, Goethes Geburtstag, der die erste Aufführung des „Lohengrin“ brachte. Als vor wenigen Monaten die Halbjahrhundertfeier dieser Aufführung stattfand, war längst die damals verketzerte Kunstschöpfung Gemeingut aller Kulturvölker geworden. Und wie in der Oper, so war auch im Schauspiel der weimarischen Bühne bald eine Zeit ungewöhnlichen Glanzes beschieden. Dingelstedt wurde von Karl Alexander zu ihrem Leiter berufen und wußte ihr teils durch den Gewinn tüchtiger, ja hervorragender Kräfte, teils durch die Lösung dramaturgisch interessanter Aufgaben, wie die Aufführung des Wallenstein in einem Tage und die Aufführung der Königsdramen Shakespeares, ein Ansehen zu sichern, das viele finanziell ungleich besser gestellte Theater tief beschämte. Aber auch in rein litterarischer Beziehung erhielt seine Leitung eine außergewöhnliche Bedeutung durch die erste Aufführung von Friedrich Hebbels „Nibelungen“. Reicher, vielseitiger gestalteten sich die Verhältnisse der Bühne unter von Loëns Leitung, die sich eine geschickte Vereinigung junger Kräfte und eine künstlerische Abrundung der Darstellungen angelegen sein ließ. Die Musteraufführungen auf dem Gebiet der Oper, die Eroberung beider Teile des „Faust“ für die Bühne unter der Mitwirkung Otto Devrients und Lassens, die Darbietung des Wagner-Cyklus dürfen als Ereignisse bezeichnet werden, die einen theater- und kunstgeschichtlichen Markstein bedeuten.

Mit Vorliebe suchten schon damals Dramatiker wie Heyse, Voß und Wildenbruch die weimarische Bühne auf für die Erstaufführungen ihrer Werke. Diese Traditionen sind auch unter den Nachfolgern Loëns, unter von Bronsart und von Vignau, aufrecht erhalten worden; denn sie entsprachen durchaus den Anschauungen des Großherzogs, der wie in allem, was unter seiner Initiative auf künstlerischem und litterarischem Gebiet sich vollzog, so namentlich in Bezug auf die Bühne, daran festhielt, daß sie vom Alten und vom Neuen das Beste bieten müsse, und zwar nicht dem weimarischen, sondern dem deutschen Publikum. Denn wie er selbst durchdrungen war von der Kulturbedeutung Weimars, so sah er auch die Augen Deutschlands stets auf Weimar gerichtet. Und es wird sich nicht bestreiten lassen, daß, wenn nach dem Tode Goethes das Ansehen, dessen sich die Musenstadt an der Ilm bis dahin erfreut hatte, einen Augenblick zu verblassen drohte, die energische und vielseitige Thätigkeit Karl Alexanders ihr einen neuen Glanz verliehen hat.

Nicht wenig hat dazu beigetragen die Pflege der bildenden Kunst, der man ja auch zur klassischen Zeit bereits seine Sorge zuwandte, ohne sie jedoch zu rechter Blüte bringen zu können. Karl Alexander hatte schon als Erbgroßherzog die schöne Entfaltung reicher Talente auf diesem Gebiet mit lebhafter Anteilnahme verfolgt und vereinigte als Großherzog in Weimar teils an, teils

neben der von ihm begründeten Kunstschule eine Reihe der ersten Künstler, Männer wie Preller, Hummel, Genelli, Kalkreuth, Wislicenus, Thumann, Gleichen-Rußwurm, für kürzere Zeit auch Lenbach, Böcklin, Reinhold Begas, die Belgier Pauwels, Struys, Verlat, Linnig, später Brendel, Kalkreuth Sohn, Thedy, Smith, Hagen, so daß auch die Kunstschule bald die Augen Deutschlands auf sich zog. Eine weitere wichtige Schöpfung zu und des thüringischen Museums für Altertum in Eisenach, das unter der Leitung des Schloßhauptmanns der Wartburg von Cranach steht.

Man wird diesem so viel umfassenden umsichtigen Wirken Karl Alexanders um so höhere Anerkennung zollen müssen, als man weiß, wie bescheiden die Mittel waren, die ihm zu Gebote standen. Fürst eines kleinen Staates, ohne großen Hausbesitz, hat er den-



Großherzogin Sophie.
(Nach einer Photographie von Louis Held, Hofphotograph in Weimar.)

Nutzen der bildenden Kunst war die Errichtung des Museums, durch welches der öffentlichen Kunstpflege zunächst unter von Zahns, dann unter Rulands Leitung ein Mittelpunkt geschaffen wurde, der in den Prellerschen Odysseebildern, in den Carstensschen und Corneliusschen Zeichnungen und Gemälden Schwinds u. s. w. zahlreiche wertvolle Kunstwerke umschließt.

Noch ist zweier weiterer Schöpfungen zu gedenken, der Musik- und Orchesterschule in Weimar, die unter Leitung Müllerhartungs ein wichtiges Glied in der Reihe der weimarischen Lehranstalten für Kunst bildet, noch die Mehrzahl seiner Schöpfungen, wie sie aufgeführt worden sind, mit alleiniger Ausnahme des Museums, dessen Bau auf Staatskosten erfolgte, aus seinen persönlichen Mitteln geschaffen und erhebliche Summen zu ihrer Erhaltung beigetragen.

Mit derselben Bereitwilligkeit und dem gleichen idealen Sinn ist der Großherzog auch in anderen Richtungen bestrebt gewesen, die Aufgaben zu erfüllen, die an den berufenen Hüter und Förderer der weimarischen Überlieferungen herantraten. Seit den Tagen der Gründung der Schiller-Stiftung, ja noch früher, als der Plan einer

nationalen Stiftung zu Gunsten der deutschen Dichter der Ausgestaltung erst entgegenreifte, hat diese so wohlthätige Schöpfung in ihm ihren wärmsten, stets opferbereiten Förderer gefunden. Und als die Dreijahrhundertfeier Shakespeares Litterarhistoriker, Dichter und Bühnenkünstler die Verbreitung und Vertiefung des Studiums des größten Dramatikers germanischen Geistes auf neuen Bahnen suchen ließ, da vollzog sich in Weimar die Gründung der deutschen Shakespeare-Gesellschaft, auch sie unter dem gern gewährten hohen Schutze des Großherzogs und seiner Gemahlin. Ein solches Protektorat war beiden keine bloße fürstliche Anstandspflicht; sie brachten dieser Gesellschaft vielmehr die unmittelbarste persönliche Teilnahme entgegen, und ihr dankt zu nicht geringem Teil die deutsche Shakespeare-Gesellschaft, daß sie sich noch heute einer kräftigen Entwickelung erfreut.

In noch höherem Maße gilt dies aber für die Goethe-Gesellschaft! Das Testament des letzten Trägers des großen Namens Goethe hatte das weimarische Fürstenpaar vor eine neue bedeutungsvolle Aufgabe gestellt. Ihm war die so umfangreiche Nachlassenschaft des Dichters an litterarischen und künstlerischen Schätzen zugefallen. Es galt nun, sie fruchtbringend für die Nation zu gestalten. Bewegte und arbeitsvolle Tage für Karl Alexander und seine Gemahlin! Beide erkannten, daß Weimar allein diese Aufgabe nicht lösen könne, daß dazu die Mitwirkung der deutschen Wissenschaft, der Litteratur und Kunst, wie der gebildeten deutschen Kreise überhaupt erforderlich sei. Weimar schuf das Goethe-National-Museum, die Großherzogin Sophie mit mehr als fürstlicher Freigebigkeit das Goethe-Archiv, das durch die selbstlosen Zuwendungen der Schillerschen Nachkommen, durch Schenkungen und Ankäufe aus dem litterarischen Nachlaß deutscher Schriftsteller und Dichter der Gegenwart heute zu einer unvergleichlichen Arbeitsstätte für die litterarische Forschung geworden ist. Die Goethe-Gesellschaft, die alsbald gegründet ward, bildet durch ihre Versammlungen und Veröffentlichungen das Organ für die Mitwirkung der Nation an den vielseitigen Arbeiten, die der ebenso umsichtig angelegte wie kraftvoll ausgeführte Plan, ein Ergebnis eingehender Beratungen des Fürstenpaares und ihrer Vertrauensmänner, bedingte.



Die Fürstengruft.

Neunundreißig Jahre liegen zwischen dem 4. September 1857 und dem 28. Juni 1896, zwischen der Enthüllung des Goethe-Schiller-Denkmals und der Einweihung des Goethe-

Schiller-Archivs. Sie waren ausgefüllt durch eine rastlose, ebenso anregende, wie fruchtbringende Teilnahme des Großherzogs an dem gesamten geistigen Leben unseres Volkes. Selbstverständlich war dafür Weimar Ausgangs- und Mittelpunkt. wie hätte es anders sein können für den Landesherrn, für den Erben der Überlieferungen eines Karl August! Aber stets hat Karl Alexander dankbar erkannt, wie er es in einer Kundgebung, gerichtet an die Vorstände jener Gesellschaften, am 31. Dezember 1899 auch öffentlich aussprach, daß die Erfüllung dieser Aufgaben, die er als eine heilige Pflicht erachtete, nur ermöglicht werden konnte durch die immer wachsende und sich vertiefende Teilnahme Deutschlands an den Kulturarbeiten, die mit Weimars Namen unlöslich verbunden sind.

Griechische Kapelle an der Rückseite der Fürstengruft.

Wie Weimar mit seinen Kunstanstalten und Eisenach mit der Wartburg, so hat in den Jahrzehnten seiner Regierung auch Jena, diese Stätte der Wissenschaft, sich stets seiner liebevollen Sorgfalt und Förderung erfreut. Seit seinen Knabenjahren, wo er häufig mit seinem Erzieher Soret dort weilte, ist ihm das bescheidene Haus im Prinzessinnengarten eine besonders werte Heimstätte gewesen. Alljährlich pflegte er sich dort längere Zeit aufzuhalten, stets in lebhaftem Verkehr mit dem Lehrkörper der Universität, in seinen hohen, edlen Absichten freilich nicht selten gehemmt durch den Mangel an finanziellen Mitteln. Schon in den ersten Jahren seiner Regierung äußerte er sich im Gespräch mit dem großen Kirchenhistoriker Hase, wie er dies Hemmnis schmerzlich empfinde. Aber er hatte auch erkannt, wo er den Ausgleich finden könne: in dem Schutz der Freiheit der Wissenschaft. Die Äußerung, die er in diesem Sinne damals zu Hase that, ist für die Stellung seiner Regierung zu der thüringischen Hochschule stets maßgebend geblieben. Indessen, so schwierig die Aufgabe war, der Universität die Lebensbedingungen zu erfüllen, welche die gewaltigen Fortschritte der wissenschaftlichen Forschung heute auch an kleinere Hochschulen stellen, so ist doch in dieser Beziehung durch die opferbereite Fürsorge der Ernestinischen Regierungen dafür gesorgt worden, daß Jena würdig seine Stelle ausfüllt. Eine große Zahl von trefflich eingerichteten Anstalten, Laboratorien u. s. w. sind im Laufe der letzten Jahrzehnte errichtet worden.

* * *

Es ist ein reiches, vielseitiges Lebenswerk, das sich in der Regierungszeit des Großherzogs Karl Alexander vor uns ausbreitet, selbst wenn wir es nur von der Seite der künstlerischen, litterarischen und wissenschaftlichen Aufgaben, in der ja auch sein Schwer-

punkt liegt, betrachten. Aber auch in politischer Beziehung hat sich die Regierungszeit Karl Alexanders in dem umsichtigen Erhalten des erprobten Alten, in der planvollen Durchführung zweckmäßiger Neuerungen, in dem unerschütterlichen Eintreten für die nationale Idee segensreich für das Land und für das deutsche Volk bewährt und dem Ruhm seines Namens neuen Glanz hinzugefügt. In herzlicher Sorge um den weisen, gerechten und milden Fürsten waren daher die Blicke vieler in den Tagen der letzten Krankheit auf die Fenster seiner Wohnzimmer im zweiten Stockwerk des weimarischen Schlosses gerichtet (Abbild. S. 261), bis am 5. Januar sich die Trauerkunde in der Stadt verbreitete, daß der geliebte Fürst für immer die Augen geschlossen hatte.

Tief betrauert von der Bevölkerung seines Landes, ja von allen im weiten deutschen Vaterlande, die wie er erfüllt sind von dem echten Streben für Deutschlands Größe und geistige Macht, ruht Großherzog Karl Alexander nun in der Fürstengruft, an jener Stätte von unvergleichlicher Weihe für jeden, der über die Kämpfe des Tages hinaus den Blick erhebt zu den höchsten und reinsten, zu den unvergänglichen Zielen der Menschheit, neben den Särgen, die Goethes und Schillers sterbliche Überreste bergen, neben dem Sarge der hohen Gemahlin, der unvergeßlichen Großherzogin Sophie, gegenüber dem Sarge Karl Augusts, nicht fern von der Mutter die in der mit der Fürstengruft in unmittelbarem Zusammenhang stehenden griechischen Kapelle beigesetzt ist (Abbild. S. 265). Dankbare Liebe hat wie die Särge der Dichter, so auch die des edlen Fürstenpaares mit reichem Schmuck an Blumen und Lorbeer geziert, länger aber und frischer werden die Gefühle der Ehrfurcht, Liebe und Dankbarkeit grünen, die deutsche Herzen dem edlen Ernestiner, dem würdigen Nachkommen und echten Erben eines mit unserem Besten und Höchsten so eng verknüpften Fürstengeschlechtes, allzeit schulden.



Die Krypta der Fürstengruft.
(Nach einer Photographie von Louis Held, Hofphotograph in Weimar.)



Litterarische Rundschau.

Tolstoj und kein Ende! Noch ehe unser letztes Heft, in dem wir eine Übersicht über die Tolstoj-Litteratur der letzten Monate zu geben versuchten, im Druck vorlag, kamen zwei neue biographisch-kritische Schriften über ihn heraus, die einen kurzen Nachtrag erfordern. Die erste dieser Schriften bringt uns endlich das wohlfeile, knappe und dabei doch lebensvolle, volkstümliche Buch über den großen Russen, in der längst vorteilhaft bekannten Sammlung der „Biographischen Volksbücher" (Nr. 108 bis 111. Mit Bildnis. Leipzig, R. Voigtländers Verlag; 1 Mk., geb. Mk. 1,25) hat Dr. Erich Berneker, ein junger Berliner Philologe, den sein Beruf sonst, wenn ich nicht irre, auf ganz andere Weide schickt, **Graf Leo Tolstoj** nach seinem Leben und seinen Schriften geschildert. Denn Persönlichkeit und Schaffen faßt er bei dieser souveränen Erscheinung mit Recht als eine einheitliche Lebenskraft, die man nur zerstören würde, wollte man sie zerlegen. Und so vertieft er sich denn, wenig belastet von dem, was Fremde über Tolstoj geschrieben haben, aber desto vertrauter mit den Werken des Dichters selbst, in dieses an Inhalt wie an Wechsel und selbst an Gegensätzen so reiche Leben, das auf wandelvoller Bahn aus dem jungen Aristokraten einen schlichten Arbeitsmann im Bauernrock, aus dem Künstler einen Bußprediger, aus dem Artillerieoffizier und Kämpfer von Sewastopol einen Friedensapostel hat werden lassen. Man erwarte kein neues überraschendes Material in diesem Büchlein, ebensowenig wie blendende geistreiche Aus- und Unterlegungen; für den Verfasser gilt das Wort Turgenjews: „Meine ganze Biographie liegt in meinen Werken" auch auf Tolstoj angewendet. Aber gerade so, in seiner Schlichtheit, Klarheit und Ehrlichkeit, die doch durchweg auf eigenem, selbständigem Urteil und gründlicher russischer Sprach- und Sachkenntnis, auch auf persönlicher Bekanntschaft mit dem Dichter fußt, wird das Buch seinen Zweck erfüllen: nicht bloß die Litteraten und Gelehrten, sondern das Volk bekannt zu machen mit diesem beispiellos reichen und bedeutsamen Leben, das in Wort und That gezeigt hat, daß die Menschen „durch die Liebe leben".

Weit inhaltsreicher, tiefer und philosophischer als das von Berneker entworfene Lebensbild ist das fast fünfhundert Seiten umfassende Werk von Eugen Heinrich Schmitt: **Leo Tolstoj und seine Bedeutung für unsere Kultur** (Leipzig, Eugen Diederichs; geh. 5 Mk., geb. 6 Mk. Mit Bildnis). Wie schon der Titel verrät, ist hier zum erstenmal auf breiter Grundlage der Versuch unternommen, Tolstojs Erscheinung im Zusammenhang unserer gesamten modernen Geisteskultur zu würdigen. Der Verfasser hat auf dem Gebiete der Religionsphilosophie und Ästhetik bereits eine reiche Thätigkeit hinter sich und insbesondere über zwei andere Propheten der Gegenwart, Ibsen und Nietzsche, beachtenswerte Bücher geschrieben. Auch diesmal wandelt er seine eigenen, von der landläufigen Betrachtungs- und Auffassungsweise stark abweichenden Pfade. Nach seiner Meinung wird das Wesen der Kulturmission Tolstojs im großen und ganzen gründlich mißverstanden, wenn man in ihm vor allem den Moralprediger sieht. In der Umwälzung der Erkenntnis, in der Weltanschauung gipfeln vielmehr seine hohen ethischen Ziele. Den Grundriß für diese geplante Umwälzung liefern seine Werke, die letzten Endes nicht bloß die theologische Weltanschauung beseitigen wollen, sondern auch auf den gründlichen Umsturz dessen, was uns als moderne positivistisch-naturalistische Wissenschaft bekannt ist, abzielen. Freilich bleibt diese Weltanschauung völlig unausgearbeitet, nur skizziert, und um sie in ihrer Klarheit und Ganzheit erscheinen zu lassen, hat sich der Verfasser auf einen Standpunkt gestellt, der sich in gewissen Zügen über sie erhebt und in wesentlichen Punkten eine Durchführung der großen Erkenntnisprobleme von der Basis aus, die Tolstoj betreten, versucht. Schmitt beabsichtigt so die wirkliche Überlegenheit des Standpunktes der Erkenntnis klar zu machen, den Tolstoj mit einer bewundernswerten Kühnheit und Neuheit sowohl dem Naturalismus wie auch der Theologie des Zeitalters gegenüber einnimmt und die dadurch nicht geschmälert wird, daß Tolstoj in seinen Ausführungen nur die Wiedererweckung uralter Weisheit und in wesentlichen Zügen die Weltanschauung Christi sieht. Das Schmittsche Werk

ist demnach, ohne das Biographische ganz zu vernachlässigen, vorwiegend philosophisch-kritischer Natur; aber diese Kritik, so unerbittlich sie manchmal ist, wandelt an der Hand der Liebe, die sich mit hingebungsvoller Andacht in ihren aus seiner Umgebung und Volksart begriffenen Gegenstand versenkt. Das Studium des Buches — denn der eiligen Lektüre giebt es so gut wie nichts — ist nicht leicht, zumal da der Verfasser einen gar zu philosophisch schweren Stil schreibt; aber die Früchte, die man aus diesen Blättern heimbringt, sind dafür auch desto reifer und edler. Dem Verleger war es auch bei dieser Veröffentlichung wieder eine augenscheinliche Herzensfreude, das Buch mit künstlerischem Schmuck auszustatten (von J. V. Cissarz), der dem ernsten Inhalt die schöne Form nicht schuldig bleibt.

Derselbe Verlag hat fast gleichzeitig zwei ältere, aber in Deutschland bisher so gut wie unbekannte Aufsätze Tolstojs zu einem schmalen Büchlein zusammengefügt unter dem Titel **Aufruf an die Menschheit** (Preis 1 Mk., mit Buchschmuck von John Jack Vrieslander). Der erste, der die Frage aufwirft: „Muß es denn wirklich so sein?“ wurde gleichzeitig mit dem zweiten („Wo ist der Ausgang?“) bereits 1898 entworfen, beide jedoch traten erst 1900 ans Licht. Inzwischen aber war bereits die aufsehenerregende Schrift „Patriotismus und Regierung“ (Leipzig, Eugen Diederichs) erschienen, die denselben Gegenstand in erweiterter Form behandelt. Und doch haben diese beiden Aufsätze ihren eigenartigen besonderen Wert behalten; wie denn z. B. die epochemachende Idee der Hinweisung auf das falsche Christentum als die einzige Ursache aller socialen Schäden unserer Zeit nirgends sonst so stark und klar herausgearbeitet ist wie in dem „Aufruf an die Menschheit“. Dazu hat dann der Übersetzer, Wladimir Czumikow, dessen Deutsch wohl eine Durchsicht vertragen hätte, mit Genehmigung des Autors eine Gedankenlese aus Tolstojs noch unveröffentlichten Schriften, Briefen und Tagebuchblättern gefügt, in der sich seine heutige Auffassung von Gott und Religion widerspiegelt.

Einen ähnlichen Einfluß auf die moderne deutsche Litteratur wie der Einsiedler von Jasnaja Poljana hat unter allen russischen Dichtern nur noch **Theodor Michailowitsch Dostojewsky** ausgeübt. Aber während sich die deutsche Litteratur über Tolstoj heute schon fast bergehoch türmt, hatten wir über den Verfasser des „Raskolnikow“ bis vor kurzem nur ein paar flüchtige, niemals der Gesamterscheinung gerecht werdende Skizzen. Eine vollständige Biographie von nicht unbeträchtlichem Umfang (450 Seiten) hat uns erst vor kurzem Nina Hoffmann geschrieben (Berlin, Ernst Hofmann u. Co. Mit einem charakteristischen Bildnis des Dichters). Es ist eine ungemein fleißige und gewissenhafte Arbeit, die alles nur irgendwie Wissenswerte über den Dichter, seine äußeren Lebensschicksale wie seine Werke selbst zusammenträgt und es auch an mancherlei Neuem aus bisher unerschlossenen Quellen nicht fehlen läßt. Dies neue Material ist besonders der Darstellung des grausamen Prozesses zu gute gekommen, durch den Dostojewsky verfolgt wurde. Dem weiblichen Temperament entsprechend, hat die Verfasserin hier vielleicht ihrer Begeisterung für den Dichter zu sehr die Zügel schießen lassen, und manchmal hätte man wohl von einem sonst so gut durchgebildeten litterarischen Urteil einer deutschen Schriftstellerin mehr Kritik erwarten sollen. Es kam aber der Verfasserin augenscheinlich in erster Linie darauf an, uns den in Rußland fast abgöttisch verehrten Menschen in seiner Ganzheit nahe zu bringen, und von diesem Gesichtspunkt aus betrachtet, berührt die ehrliche Begeisterung, die das Buch erfüllt, äußerst angenehm. Zu der liebevollen Belebung der Persönlichkeit des Dichters stimmt denn auch die Sorgfalt und Ausführlichkeit, deren sich die Verfasserin für die Inhaltsangabe der Dostojewskyschen Werke befleißigt. Sie gewinnen erst jetzt, in der engen Verbindung mit seiner Lebensgeschichte, die rechte Bedeutung und runden sich mit ihr zu dem „Lebensdokument“, das hier beabsichtigt ist. Sich in dieses echte „document humain“ zu vertiefen, ist nicht bloß ein ästhetischer, sondern mehr noch ein rein menschlicher Genuß, vorausgesetzt daß man darunter auch die Nachempfindung menschlichen Leidens, Sorgens und Grübelns versteht.

Unter den jüngeren russischen Dichtern ist in den letzten Jahren besonders Anton Tschechoff auch in Deutschland schnell bekannt geworden. Er zeigt in all seinem Schaffen, in der flüchtigsten Skizze wie im Drama, eine so ausgeprägte echt russische Silhouette, daß man sofort ein bleibendes Bild von ihm gewinnt. Satire ist seine Lebensader, wie sie die Lebensader fast der gesamten neurussischen Dichtung ist; aber ein liebenswürdiger Humor mildert sie ihm dann und wann. Vor allem in den Geschichten, die er der Erinnerung an seine entbehrungsreiche Jugendzeit verdankt. Diese Geschichten, dreißig an der Zahl, bringt uns in der gefälligen und geschmackvollen Ausstattung, die alle ihre Veröffentlichungen auszeichnet, ein handlicher Band der Eugen Diederichschen Verlagshandlung in Leipzig, der die „Gesammelten Werke“ des russischen Dichters eröffnet. Wollte man allein aus der ersten Geschichte **Ein bekannter Herr**, die dem Buche (Preis geh. 3 Mk., geb. 4 Mk.) den Titel gegeben hat, schließen, so möchte man versucht sein, auch hier schon die pessimistische Weltanschauung Tschechoffs herrschen zu sehen, zum Glück aber ist dies nur das Aushängeschild, nicht der Kern der Sammlung. Dieser steckt in den virtuos hingeworfenen Skizzen und in den satirisch gefärbten Gesellschaftsbildern, in den gemütvollen Augenblicksscenen aus dem häuslichen Kleinleben und in den oft nur allzu anekdotenhaft zugespitzten Charakterschilderungen aus der russischen Gesellschaft. Je mehr man sich an der gemütvollen Poesie erfreut, die einige dieser Geschichtchen, insbesondere die Kinder- und Hundegeschichten, erfüllt, desto schmerzlicher empfindet man die Wandlung zum Sar-

kastischen, die Tschechoffs jüngere Arbeiten zeigen. Auch die kürzlich bei Albert Langen (München) erschienene Erzählung eines Provinzialen **Der Taugenichts** (ins Deutsche übertragen von F. und G. Bernhard; Preis 1 Mk.) steht schon unter dem Bann dieser seiner neuen bitter pessimistischen Weltanschauung; zusammen mit dem „Bekannten Herrn“ giebt sie ein getreues Abbild von Tschechoffs scharf geschliffener Erzählungskunst, die sich mit der Maupassants getrost vergleichen darf, von seiner psychologischen Kunst und seiner verblüffenden Beobachtungsgabe. —

Seit Jahren kämpft das kleine, schwache Finnland mit dem unvergleichlich viel größeren und stärkeren Reiche des weißen Zaren den Verzweiflungskampf um seine kulturelle Selbständigkeit. Noch einmal — wir unparteiischen Zuschauer dürfen wohl sagen: zum letztenmal vor seinem gewissen Untergange — nimmt das finnische Geistesleben alle seine Kräfte zusammen, um der Welt zu zeigen, daß es wohl eine Berechtigung gehabt hätte, unabhängig zu bestehen und sich weiter zu entwickeln. Und auch wer sich in solchen Machtfragen der Weltpolitik von allen sentimentalen Anwandlungen frei weiß, wird zugeben müssen, daß hier eine dem Tode geweihte Kultur würdig und schön zu sterben weiß. Für den deutschen Leser ist es nun freilich nicht leicht, dem litterarischen Schaffen der einzelnen finnischen Dichter und Schriftsteller zu folgen; um so willkommener wird ihm eine litterarhistorisch eingeleitete und biographisch erläuterte Blütenlese sein, die uns **Finnland im Bilde seiner Dichtung** schildert (Berlin, Schuster u. Loeffler; 476 Seiten, Preis 6 Mk.). Sein Herausgeber, Ernst Brausewetter, hat sich vielleicht von dem idealen Zweck seiner Veröffentlichung zu einer etwas überschwenglichen Verherrlichung der finnischen Geisteskultur hinreißen lassen und in den Übersetzungen, die er giebt, nicht überall Mustergültiges geschaffen, aber als Ganzes genossen muß uns dieses Gesamtbild des finnischen Lebens, wie es sich in den Werken seiner hervorragendsten Dichter spiegelt, sehr wertvoll erscheinen. Zumal da wir durch die zahlreich mitgeteilten Proben: Novellen, Gedichte, Schilderungen und Charakteristiken, die von sechzehn Bildnissen illustriert werden, in den Stand gesetzt sind, fast alle Urteile des Herausgebers nachzuprüfen oder uns gar — so umfangreich und vielseitig sind oft die Proben, namentlich aus der Lyrik — ein selbständiges Bild von den hervorstechendsten Dichtercharakteren zu machen. Besondere Sorgfalt hat Brausewetter den lyrischen Naturschilderungen aus dem „Land der tausend Seen“ gewidmet, in denen Zachris Topelius, Ahlquist, Ahrenberg, Jnho Roiponen und namentlich Juhani Aho wahrhaft Poetisches geliefert haben.

Seiner überragenden Bedeutung wenig entsprechend, hat sich Johann Ludwig Runeberg, Finnlands eigenkräftigster und erfolgreichster Nationaldichter, in dem Brausewetterschen Buche mit einem verhältnismäßig knappen Raum begnügen müssen. Nun liegt aber zugleich eine andere Veröffentlichung vor, die ihm allein gewidmet ist. Wolrad Eigenbrodt, der für Runebergs Würdigung in Deutschland bereits seit Jahren thätig, hat neuerdings dessen in Finnland hoch und heilig gehaltenes Hauptwerk: **Fähnrich Stahls Erzählungen** in guter Übersetzung herausgegeben (Halle a. d. S., Max Niemeyer; 218 S.; Preis 3 Mk.). Die unter diesem Titel vereinigten Dichtungen verherrlichen ganz aus dem schwedischen Geiste heraus den Kampf, den Schweden zu Anfang des vorigen Jahrhunderts mit dem großen Zarenreiche führen mußte, ein Krieg, der das Großfürstentum Finnland von dem Mutterlande Schweden losriß und es Rußland vor die Füße legte. Auf dem schmerzlichen Hintergrunde dieser politischen Ereignisse zeichnet Runeberg ergreifend wahr und lebensvoll eine Reihe vaterländischer Helden, vom General und Landeshauptmann herab bis zum schlichten Soldaten und Troßknecht. Alle sind sie aus dem warmen, tiefen Gefühle echter Vaterlandsliebe geschaffen und mit künstlerischer Gestaltungskraft zum Leben erweckt; in ihrer Gesamtheit bilden sie einen Kranz, wie ihn die Heimatsliebe nicht schöner flechten kann. Runebergs ganze dichterische Eigenart lebt in dieser Gedichtreihe: seine klassische Schönheitsbegeisterung, vermählt mit bodenständiger Urwüchsigkeit. Milder Humor und bitterer Ernst finden in seinen Gesängen ihre Versöhnung; es herrscht in ihnen die naive, leidenschaftslose Stimmung des Volksliedes, ohne wortreiche Rhetorik und gemachtes Pathos, aber mit desto tieferer Begeisterung für alles Echte und Tüchtige, Gute und Große im Menschen. Eine Probe mag zugleich die Übersetzung Eigenbrodts kennzeichnen:

Der Soldatenjunge.

Mein Vater war schon jung Soldat,
der schönste, den man fand.
Mit fünfzehn Jahren trat er ein,
mit siebzehn war er Mann.
Der Ehre Feld war seine Welt,
Dort stand er froh, wo er gestellt,
In Frost und Blut und Hunger da;
Das war mein Vater, ja!

Er zog hinaus in Kampf und Krieg,
als ich ein Kind noch war,
Nach sah ich seinen stolzen Gang,
ich seh ihn immerdar,
Den Hut, den Busch, sein braun Gesicht,
Die Augenbrauen, schwarz und dicht —
Das lischt mir nie im Auge aus;
Er sah ja herrlich aus! ...

Der Winter ging, der Schnee zerschmolz,
und Frühling ward und Lust.
Da scholl ein Ruf: dein Vater fiel,
getroffen in die Brust.
Ich dachte da, ich weiß nicht was,
Bald froh und bald in Angst ich saß.
Doch Mutter weint drei Tag und Nacht,
Ward dann zu Grab gebracht ...

Ich bin ein armer Knabe nur
und esse andrer Brot,
Nicht Huld noch Heimat hab ich mehr,
seitdem mein Vater tot.

Doch klagen nicht mir ziemen mag,
Ich wachse höher Tag für Tag,
Ich bin ein Kriegerknabe, ich!
Wo wäre Not für mich?

Und leb ich, bis ich einmal groß
  und fünfzehn Jahre bin,
Dann geh ich in denselben Kampf
  und Not und Tod dahin.
Und wo die Kugeln sausen dicht,
Da will ich wahrlich fehlen nicht,
Dort such ich, dort den Weg mir nur
Auf meiner Väter Spur.

Zu Gunsten der finnländischen Bewegung erscheint seit kurzem sogar eine in Deutschland und in deutscher Sprache herausgegebene **Finnländische Rundschau**, von der vierteljährlich je ein fünf bis sechs Bogen starkes Heft herausgegeben werden soll (Leipzig, Duncker u. Humblot; Preis des Jahrgangs 6 Mk.). Als Herausgeber zeichnet Ernst Brausewetter, derselbe, dem wir die Anthologie „Finnland im Bilde seiner Dichtung" verdanken. Hauptzweck der neuen Zeitschrift ist, eine genauere Bekanntschaft mit den politischen und kulturellen Verhältnissen des bedrohten Landes zu verbreiten und den Verlauf des Kampfes zu verfolgen. Doch damit nicht genug. Die Zeitschrift will mehr. Sie will nicht nur in diesem einzelnen konkreten Fall, sie will überhaupt für jene Principien eintreten, „welche die Reaktion in Staat, Gesellschaft und Kirche zu bekämpfen suchen". Wie ein so weit umfassendes, hochfliegendes Programm von dieser engen Basis aus erfüllt werden kann, werden wir abwarten müssen. Aus dem Inhalt des vorliegenden ersten Heftes verdienen besonders hervorgehoben zu werden ein über den gegenwärtigen Stand der finnischen Frage unterrichtender Aufsatz von „Nestor", eine geschichtliche Studie über Finnland während der letzten Lebensjahre Kaiser Alexanders I. und eine Abhandlung über panrussische Theorie und finnländische Praxis. Auch Proben aus der neueren Dichtung Finnlands finden sich eingestreut. F. D.

Von neuen Erscheinungen aus dem Gebiete der Naturwissenschaften liegt uns zunächst die Fortsetzung des bereits mehrfach erwähnten Lieferungswerkes von Ernst Haeckel: **Kunstformen der Natur** (Leipzig und Wien, Bibliographisches Institut) vor. Die dritte, vierte und fünfte Lieferung dieser schönen Großbogentafeln bringen wiederum eine Fülle der wundervollsten Vorlagen aus dem Reiche des minder bekannten, niederen Naturlebens, dessen Beobachtung nicht jedermann vergönnt ist und zumeist auch nur dem bewaffneten Auge gelingt. Urtierchen aus der Klasse der Stralinge (Radiolarien), Moostierchen (Bryozoen), Urpflänzchen der Gattung Kreuzstern (Stauraſtrum), Flaschenstralinge (Cyrtoideen), Rädertierchen (Rotatorien), Scheibensterne (Pediastren) u. s. w. enthüllen uns ihre verborgenen Reize in voller Form und Farbenpracht; daneben werden uns eine Anzahl der schönsten Nessel-, Schwamm- und Sterntiere in wohl kaum zu übertreffender Wiedergebung vor Augen geführt (Glasschwämme, Schleier- und Kettenquallen, Korallen, Seesterne und dergleichen). Mit dem Fortschreiten des Werkes hat die Verlagshandlung den Abnehmern zur besseren Aufbewahrung der Bild- und Erläuterungsblätter auch einen geschmackvollen Sammelkasten mit Leinwandüberzug zur Verfügung gestellt, dessen Preis, gleich dem der einzelnen Hefte, 3 Mark beträgt. Mit der fünften Lieferung sollte die erste Sammlung dieser Kunstblätter, fünfzig im ganzen, abschließen; die günstige Aufnahme des bis jetzt herausgegebenen Teiles hat aber ermöglicht, daß sie fortgesetzt werden kann. — Minder glücklich als sonst — was aber hier nur ganz nebenbei erwähnt sei — scheint mir Haeckel diesmal teilweise in der Wahl seiner deutschen Bezeichnungen gewesen zu sein, unter denen sich Namen wie „Zierdinge" (Desmidieen) und offenbare Verlegenheitsbildungen wie „Hydratiere", „Algetten" und dergleichen neben den bei ihm gewohnten glücklichen Treffern (vergleiche „Blumenigel", „Korbstralinge" u. s. w.) finden. Auch die Bezeichnung „moderne Seeigel" (für die Antechiniden) macht auf mich den Eindruck einer nur vorläufigen Auskunft. Trotzdem dürfen wir aber im ganzen auch hier dem Verfasser für sein nimmer ermüdendes sprachschöpferisches Bestreben ebenso dankbar sein wie für den sachwissenschaftlich-künstlerischen Teil seiner Gabe: um so dankbarer, als er gerade in dieser Hinsicht unter seinen Fachgenossen an deutschen Hochschulen fast einzig dasteht.

Mit großer Freude werden viele Kreise die neue (vierte) Auflage von Carus Sternes bekanntem Werke **Werden und Vergehen** (Berlin, Gebrüder Borntraeger) begrüßen, die uns jetzt vollständig vorliegt. Bei einem wissenschaftlichen Buche dieses Umfanges darf der buchhändlerische Erfolg wohl als genügender Beweis gelten, daß die bisherigen Leser darin gefunden haben, was sie nach dem Titel erwarten durften: eine „Entwickelungsgeschichte des Naturganzen in gemeinverständlicher Fassung". In der That hat ja das Werk längst einen festen Platz im naturwissenschaftlich-naturphilosophischen Schrifttume Deutschlands zu eigen. Es genügt deshalb wohl, hier auf die bedeutende Vermehrung hinzuweisen, die es in der neuen Auflage nach Inhalt und Umfang erfahren hat. Die dritte Auflage ließ sich noch in einen Band von 783 Seiten bringen; bei der neuen umfaßt der erste bereits 546 gegen die entsprechenden 374 jener; auch findet sich ein ganzes Hauptstück („Ursprung und Entwickelung des Erdlebens") neu eingeschoben, worin besonders die Ausführungen über Vorgänge der Lebensstarre mit ihrer eingehenden Bezugnahme auf neuere und neueste Forschungen von Belang

sind. Auch die Anzahl der Schaltbilder und Tafeln ist bedeutend vermehrt worden, die der letzteren namentlich durch einige sehr anschauliche Landschaftsdarstellungen. Sogar die Schiaparellischen Mars-Aufnahmen finden wir auf einer besonderen Tafel vertreten, wie denn überhaupt diesmal die „Mars-Frage" in dem Buche ihre der gesteigerten Teilnahme unserer Zeit entsprechende Behandlung gefunden hat.

Eine **Einführung in die Chemie** in leichtfaßlicher Form bietet uns Professor Dr. Lassar-Cohn zu Königsberg i. Pr., der Verfasser der bekannten, mit so viel Beifall aufgenommenen und bereits mehrfach aufgelegten „Chemie im täglichen Leben" (Hamburg, Leopold Voß). Ebenso wie dieses, letzthin auch von uns besprochene Buch ist auch das gegenwärtige aus den Erfahrungen hervorgegangen, die der Verfasser bei seinen wiederholten Volkshochschul-Vorträgen gesammelt hat. Auf Grund dieser Erfahrungen entwickelt er denn auch im Vorwort ausführlich seine Ansichten über den naturwissenschaftlichen Unterricht an solchen Anstalten, deren vornehmstes Ziel er erreicht sieht, wenn die Hörer angeregt werden, sich späterhin eingehender mit den ihnen erschlossenen Wissenschaftsgebieten zu beschäftigen. Soll dies mit Hilfe von Büchern geschehen, so versagen, wie er sich überzeugt zu haben meint, die für Studenten berechneten, an technischen und akademischen Hochschulen gebräuchlichen Lehrbücher wegen ihrer zu hohen Voraussetzungen oder auch ihres trockenen Tones gänzlich, während Schulbücher wiederum für das vorgeschrittene Alter der Belehrungsuchenden ungenießbar sind. Das vorliegende Buch soll nun gewissermaßen die strenger wissenschaftliche, lehrsame Ergänzung zu dem vorhin erwähnten älteren bilden, welches sich mehr an die Ergebnisse der Forschung hielt, und zum Verständnis der Grundanschauungen führen, auf deren Boden jene gewonnen wurden. So viel sich vom Standpunkt des in der Naturwissenschaft Einheimischen sehen läßt, ist dem Verfasser die Erreichung dieser Absichten mit Hilfe seiner hervorragenden, wenn auch sprachlich nicht immer mustergültigen Darstellungsweise geglückt, obgleich das endgültige Urteil darüber natürlich erst den eigentlichen Belehrten zustehen wird. Von Einzelheiten sei noch erwähnt, daß der Verfasser bezüglich der Atomgewichte, im Gegensatze zu neueren Bestrebungen hervorragender chemischer Kreise, an dem Wasserstoff als Einheit festhält: wie es scheint zum Vorteil des Buches und seiner besonderen Aufgabe. Die „Nachschrift", in der er seine Stellung zu dieser Frage begründet, trifft mindestens für derartige Einführungswerke oder entsprechenden Unterricht den Nagel auf den Kopf. Unbedingte Verwahrung muß dagegen wider die gänzlich veraltete und nachgerade gleich den kindlichen „fünf Menschenrassen" anmutende Gegenüberstellung eingelegt werden, mit der der Verfasser die gesamte Botanik und Mineralogie den „beschreibenden", sein eigenes Gebiet ebenso uneingeschränkt den „spekulativen" Naturwissenschaften (S. 64 65) zuweist. In Wirklichkeit umfaßt jedes dieser Gebiete einen beschreibenden und einen spekulativen Teil, was ja auch sonst unter Naturforschern längst gegenseitig anerkannt ist.

Ein Werk von eigenartiger Anlage ist auch **Das Pflanzenleben der Schwäbischen Alb** von Dr. Robert Gradmann (Verlag des Schwäbischen Albvereins in Tübingen), ein sehr schön ausgestattetes zweibändiges Taschenbuch für Pflanzenfreunde und -sammler, das in einen allgemeinen und einen besonderen Teil zerfällt. Der erstere ist es, der in seiner Reichhaltigkeit und Zuverlässigkeit als durchaus neu in seiner Art bezeichnet werden darf. Er faßt das Pflanzenleben des behandelten Geländes als ein Ganzes und bietet in seinen Abhandlungen eine solche Fülle von eindringender Belehrung und Anleitung zum Selbstbeobachten, wie sie sich ähnlich etwa nur noch in Keeners großem „Pflanzenleben" findet. Nur ist hier alles auf das besondere Bereich bezogen, dessen Studium das Buch dienen soll; und kaum dürfte es eine dabei auftauchende Einzelfrage geben, die der Leser oder richtiger Benutzer nicht mit liebevoller Sachkenntnis erörtert und, soweit es der Stand der Wissenschaft zuläßt, beantwortet fände. Der letzte Abschnitt giebt auch einen Überblick über die Geschichte des Alb-Bewuchses von der Kreidezeit bis heute, die, wie der Verfasser treffend schließt, uns die Wahrheit zu Gemüte führt, „daß die Vorzeit für uns nicht tot ist, sondern fortlebt in der Gegenwart, und daß auch die Gegenwart selbst, statt das Schlußglied einer Kette zu sein, erst die Keime enthält für eine bessere Zukunft." Die Ausstattung des Werkes mit Abbildungen und Tafeln ist geradezu verschwenderisch und, was die künstlerische Ausführung betrifft, vollendet zu nennen.

Von der bekannten, im Eduard Trewendtschen Verlage in Breslau erscheinenden „Encyklopädie der Naturwissenschaften" liegen uns zur Zeit drei neue Lieferungen vor: die neunzehnte und zwanzigste des **Handwörterbuches der Astronomie** und die siebenunddreißigste desjenigen der **Zoologie, Anthropologie und Ethnologie**. Die ersten beiden umfassen das Stichwort „Sternbilder" bis einschließlich des Großen Löwen, die andere behandelt die Stücke „Wangenbein" bis „Zebu".

Außerdem sind eine Anzahl kleinerer Schriften zu nennen, bezüglich deren wir uns im Rahmen dieser Besprechung meist auf die Anführung der Titel beschränken müssen. Es sind: **Das Alter der Welt**, auf mechanisch-astronomischer Grundlage berechnet von Ingenieur Siegmund Wellisch (als Ergebnisse erhält der Verfasser unter anderen für die Erde 9108300 Jahre, für den Urmenschen 1028000, für den Gesittungsmenschen 66000 Jahre); **Grundlagen der Luftschiffahrt** von Ingenieur Max Lochner (bringt eine neue Theorie zur Lösung der Flugfrage; Verfasser tritt für die einfache, nur mit Tragschirm und Treibflügeln ausgerüstete Flugmaschine ein, der er aber bis zur Lösung der Lenkbarkeitsfrage einen Ballon als Schwimmblase beigeben will); ferner zwei Vorträge: **Kulturwissenschaft und Naturwissenschaft** von Prof. Dr. Heinrich Rickert zu Frei-

burg i. Br. und **Doktor von Liebig und die Medizin** von Prof. Dr. Klemperer (Berlin); zuletzt **W. K. Burtons Abc der modernen Photographie** (Deutsche Ausgabe von H. Schnauß; Düsseldorf, Ed. Liesegangs Verlag, 8. Aufl.; Preis M. 1,50).

Schließlich liegen uns eine Anzahl Zeitschriften vor. Auch hier genügt es in den meisten Fällen, die bloßen Namen zu verzeichnen, da sie über Art und Zweck des betreffenden Unternehmens hinlänglich Auskunft geben. Da ist zunächst **Der Amateurphotograph**, ein Monatsblatt, das jetzt bereits fünfzehn Jahrgänge hinter sich hat; ferner **Professor Dr. Gustav Jägers Monatsblatt** (19. Jahrgang); **Ornithologische Monatsschrift** (25. Jahrgang, ausgezeichnet durch zahlreiche Beigaben von Bildertafeln); **Deutscher Tierfreund** (in unserer letzten Umschau besprochen) und **Der Stein der Weisen** (A. Hartlebens Verlag, Wien, 12. Jahrgang). In dem „Deutschen Tierfreund“ (Leipzig, Herm. Seemann Nachflg.) ist von besonderem Belang ein Aufsatz des bekannten Bienenkenners Dickel, worin dieser seine von der vielfach noch herrschenden abweichende Ansicht über die Fortpflanzung der Honigbiene entwickelt. Nach Dickels Beobachtungen, die inzwischen auch von anderen unbefangenen Seiten Unterstützung erhalten haben, sind die gesunden Bieneneier sämtlich befruchtet, während bekanntlich nach dem überlieferten Glaubenssatze die Männchen (Drohnen) aus unbefruchteten Keimen des Muttertieres hervorgehen sollen. — Als nur in losem Zusammenhange mit dem naturwissenschaftlichen Gebiet seien anhangsweise noch folgende drei Schriften erwähnt: **Philosophie der Geschichte, Völkerpsychologie und Sociologie** in ihren gegenseitigen Beziehungen von Dr. Lazarus Schweiger aus Ungarn (Bern, Verlag von C. Sturzenegger); **Brauch und Sitte**, gesammelte kulturhistorische Skizzen und Miscellen von Rudolf Eckart; und S. Philipp: **Vier skeptische Thesen** (Leipzig, O. R. Reisland). Die vier Sätze, die der letztgenannte Verfasser ausführlich zu begründen unternimmt, lassen sich kurz, wie folgt, zusammenfassen: 1) Unser Denken giebt uns nirgends objektive Erkenntnis; 2) das Wirkliche ist Schein; 3) die Zusammenhänge des Wirklichen werden auch durch Grundgedanken wie Ursache, Notwendigkeit, Naturgesetz nicht verstanden; 4) Meinungen können allgemeingültig widerlegt, aber nicht begründet werden. Th. J.

* *

Aus Dr. Hermann J. Kleins früherer „Anleitung zur Durchmusterung des Himmels“ ist jetzt in der dritten, völlig umgearbeiteten und vermehrten Auflage ein **Handbuch der Allgemeinen Himmelsbeschreibung** vom empirischen Standpunkt des astronomischen Wissens am Schlusse des neunzehnten Jahrhunderts geworden (Braunschweig, Friedr. Vieweg u. Sohn, 610 S.; geh. 10 Mk.). In der neuen Form bietet es uns in der That eine möglichst vollständige, aus den Quellen geschöpfte Darstellung der Ergebnisse, die die astronomische Wissenschaft gegenwärtig aufzuweisen hat. Da sich die Kenntnis des Sterninhalts der Himmelsräume eng an die Vervollkommnung der astronomischen Instrumente knüpft, so giebt das Werk zunächst eine Übersicht über die Instrumente der heutigen Sternkunde, um dann zu der Darstellung der Errungenschaften auf dem Gebiete der Himmelserforschung selbst überzugehen. Natürlich bilden die hierfür verwandten zwei großen Abschnitte den Schwerpunkt des Buches. Bloße oberflächliche Nachschlagebedürfnisse zu befriedigen, ist nicht ihr Zweck; dafür zeugt der reichhaltige, mit kritischer Sorgfalt und Zuverlässigkeit gesichtete wissenschaftliche Apparat, der entfaltet wird, aber wer sich mit wirklichem, ernstem und tieferem Interesse den Dingen widmen will, der wird sich doch durch allzu fachmännische Voraussetzungen oder Unverständlichkeiten bei seinem Studium nirgends gehemmt sehen. Der zweite Abschnitt bringt eine Auswahl aus den Sternbildern, welche in Mitteleuropa sichtbar sind. Zahlreiche Abbildungen und Tafeln, für deren Exaktheit der Ruf der Verlagsfirma bürgt, erläutern den Text.

Das Tierleben der Erde, jenes von W. Haacke verfaßte, von W. Kuhnert reich und künstlerisch illustrierte naturwissenschaftliche Werk, das sich immer mehr zu einem populär-wissenschaftlichen Volksbuch bester Art auswächst, ist jetzt bis zur 17. Lieferung fortgeschritten und damit von Europa nach Asien übergesiedelt (Berlin, Martin Oldenbourg; vollständig in 40 Lieferungen zu je 1 Mk. mit 120 Bogen Text, 620 Textbildern und 120 Farbentafeln). Wie bereits in unseren früheren Besprechungen hervorgehoben, führt das Werk die verschiedenen Vertreter der Tierwelt nach ihrem geographischen Zusammenhange vor und schafft sich so die Möglichkeit, anstatt trockener, lehrbuchartiger Beschreibungen die Tiere in ihrer natürlichen Umgebung, nicht selten sogar in dramatischer Bewegung zu zeigen. Ihre Lebensweise und Eigenart wird so erst recht verständlich und anschaulich. Insbesondere erleichtert diese glückliche Anordnung und Behandlung den Gebrauch des Buches für Zwecke des Hauses, wenn etwa, wozu es auf jeder Seite geradezu auffordert, der Vater oder Erzieher Lust gewinnt, seinen jungen Zöglingen an der Hand des Textes und der lebensvollen Bilder dies oder jenes Gebiet des Tierlebens zu schildern. Die Reproduktionen des Dreifarbendruckes machen zudem die Betrachtung der Abbildungen meistens sogar zu einem künstlerischen Genuß und geben uns die Gewißheit, daß wir nunmehr auch in dieser Industrie dem einst vielbeneideten Auslande, vor allem England und Amerika, getrost an die Seite treten dürfen. Kein Natur- und Tierfreund sollte an diesem modernen, dem alten Brehm in Text und Bildern mindestens ebenbürtigen Gegenstücke vorübergehen!

Von William Marshalls rühmlichst bekannten naturwissenschaftlichen Skizzen und Vorträgen begrüßen wir mit besonderer Freude die dritte Sammlung in Gestalt von **Zoologischen Plau-**

terrien (Leipzig, A. Twietmeyer. Mit Zeichnungen von Dr. Etzold, E. de Maes und anderen; geb. 5 Mk.); denn kaum ein anderer versteht es wie der Leipziger Universitätsprofessor, der Bahnbrecher und Meister der Tiefseeforschung, uns so spielend mit den Geheimnissen seiner Wissenschaft vertraut zu machen. Marshall bleibt aber auch als Gelehrter der humor- und gemütvolle Mensch. Gleich die merkwürdige Einleitung legt Zeugnis davon ab. Da giebt der Verfasser eine Jugenderinnerung an den alten Eckermann, die mit Zoologie eigentlich nur insoweit etwas zu thun hat, als Eckermann auf seine alten Tage noch eine leidenschaftliche Liebhaberei für allerlei kreuchendes und fleuchendes Getier gewann, und daß er es war, der den jungen Marshall zuerst für die Zoologie erwärmte. Seitdem ist der Marshallschen Betrachtungsweise und Darstellungsart alles Akademische verhaßt geblieben; überall sucht und findet sie den innigen Zusammenhang mit dem Leben und den volkstümlichen Vorstellungen, mag der Verfasser nun über den Wiedehopf und seine Beziehungen zu Sage, Aberglauben, Dichtung und Geschichte plaudern oder die Tierwelt unserer Gräber erforschen oder dem Einfluß des Menschen auf die Verbreitung der Tiere nachgehen oder uns von eßbaren Schwalbennestern etwas auftischen oder von Felddieben und Feldpolizei unter den Tieren oder von der Speisekarte der Vögel erzählen.

In ähnlicher Weise wie Marshall einige Provinzen der Zoologie, behandelt K. Gießenhagen **Unsere wichtigsten Kulturpflanzen** (Leipzig, B. G. Teubner; „Aus Natur und Geisteswelt" Bd. 10; geb. Mk 1,15). Die hier vereinigten sechs Vorträge aus der Pflanzenkunde sind für eine volkstümliche Zuhörerschaft entworfen worden und dementsprechend mit Demonstrationen begleitet gewesen, von denen uns auch das Buch die wichtigsten (40) vorführt. Unter „Kulturpflanzen" versteht der Verfasser nur Getreidepflanzen; diese aber werden nicht nur ihren geschichtlichen Wanderungen und Wandlungen nach geschildert, sondern auch ihrem Körperbau und ihren Funktionen nach erklärt. So sorgt das Buch über seinen nächsten Zweck hinaus für Verbreitung allgemeiner Kenntnisse und Anschauungen.

Als illustrierte Zeitschrift für alle Naturfreunde, die Gegenstände ihrer Liebhaberei nicht bloß praktisch, sondern auch in unterhaltendem und gemütvoll anregendem Ton behandelt sehen mögen, darf **Natur und Haus** empfohlen werden, ein Organ, das vor kurzem seinen achten Band abgeschlossen hat (Berlin, Gustav Schmidt, vorm. Rob. Oppenheimer; mit 2 Tafeln in Farbendruck, 2 Tafeln in Tondruck und 150 Textbildern). Herausgeber ist Max Hesdörffer, dem eine große Anzahl bewährter Fachleute zur Seite stehen: wir nennen nur Prof. Dr. K. Lampert, den Vorsteher des Kgl. Naturalienkabinets in Stuttgart, und Dr. Paul Matschie, den Kustos an der Zoologischen Sammlung des Kgl. Museums für Naturkunde in Berlin, der unseren Lesern als Schriftsteller auf ornithologischem Gebiet bekannt ist. Aus dem reichen Inhalt des uns vorliegenden achten Bandes heben wir besonders hervor die Abhandlungen über Aquarien und Terrarien, die Anweisungen für den Haus- und Zimmergarten, die Aufsätze aus der Pflanzenkunde und die Belehrungen über Insektenkunde und -zucht.

Zu einer umfassenden Anleitung zur **Praktischen Blumenzucht und Blumenpflege im Zimmer** hat Robert Betten, ein in langjähriger gärtnerischer Praxis erprobter Fachmann, sein weitverbreitetes Buch „Unsere Blumen am Fenster" erweitert. (In Ganzleinen geb. 4 Mk. Frankfurt a. O., Trowitzsch u. Sohn.) Der Inhalt ist sorgfältig durchgesehen und vermehrt, die Einteilung hat an Übersichtlichkeit und praktischer Ordnung gewonnen. Vor allem aber haben die Abbildungen, die zum großen Teil sogar ein künstlerisches Gepräge zeigen, eine starke Vermehrung erfahren: nicht weniger als 240 erläutern jetzt alles das, was durch das bloße Wort nicht ohne weiteres verständlich gemacht werden kann. Ausführliche Register erleichtern den täglichen Gebrauch.

Eine gedrängte, aber wohl verständliche Übersicht über die Wirkungen der Entwickelung der Naturwissenschaften und der Technik finden wir in einem zweiten Bändchen der bereits oben herangezogenen Sammlung „Aus Natur und Geisteswelt" (23. Bändchen. Mit vielen Abbildungen. Leipzig, B. G. Teubner; geb. Mk. 1,15), und zwar unter dem poetischen Titel: **Am sausenden Webstuhl der Zeit.** Ihr Verfasser ist der Professor an der Technischen Hochschule zu Hannover, Geh. Reg.-Rat Launhardt, der in diesem handlichen Büchlein vier Vorträge vereinigt hat, die folgende Stoffe behandeln: die sieben Weltwunder der Alten und die Wunderwerke unserer Zeit, die Herrschaft des Menschen über den Raum, die Entstehung und die Vorzüge der Eisenbahnen, die Wirkungen der Vervollkommnung des Verkehrs, wie sie sich in vielseitiger Weise auf wirtschaftlichem, socialem und politischem Gebiet geäußert haben. Das Ganze gipfelt in der Anschauung, daß alle, die auf dem Gebiete der realen Kultur mit Erfolg thätig sind, auch die ideale Kultur und die Erkenntnis Gottes fördern, so daß sie mit dem Erdgeiste, der dem grübelnden Faust erscheint, von sich sagen dürfen: „So schaff ich am sausenden Webstuhl der Zeit und wirke der Gottheit lebendiges Kleid."

Als Wochenschrift auf dem Gebiete hauptsächlich der technischen Wissenschaften hat sich nach vierjährigem Bestehen **Die Umschau** (Frankfurt a. M., H. Bechhold; vierteljährlich 3 Mk.) wohlbegründetes Ansehen zu erwerben verstanden. Ihr Programm geht wesentlich dahin, die Gebildeten aller Stände „über die Fortschritte und Bewegungen der Wissenschaft, Technik, Litteratur und Kunst auf dem laufenden zu halten", wobei aber den exakten Wissenschaften augenscheinlich der Vorrang eingeräumt ist. Wochentliche Fachberichte unterrichten über die neuesten Forschungen stets in allgemein verständlicher Weise; sach-

liche Abbildungen erläutern den Text. Besonders wertvoll erscheinen uns ferner die Betrachtungen und kleinen Mitteilungen aus dem Reiche der Natur; auch die Personalien und die Inhaltsangaben der bekanntesten allgemeinen Zeitschriften sind gewiß von großem praktischem Nutzen. In der Reihe der Mitarbeiter stehen Namen wie Sven Hedin, Mommsen, der verstorbene Max Müller, Eulenburg, Boltzmann, Ratzel, M. von Brandt, Wilhelm Förster, Graf von Götzen, Schweinfurth und andere.

Einer Enklave im weiten Reiche der Naturwissenschaften nimmt sich **Das Buch der Wunder und der geheimen Wissenschaften** von Dr. med. G. H. Berndt an (Leipzig, Osw. Mutze). Hier haben wir die erste gemeinverständliche Gesamtdarstellung der geheimen Wissenschaften nach möglichst objektiver, historisch und kritisch beleuchtender Methode. Dabei bleibt aber auch die Praxis nicht vernachlässigt: Anleitungen zum Hypnotisieren und Magnetisieren sind eingeflochten, und auch sonst fallen mancherlei nutzbare Winke für ernste und scherzhafte Zwecke ab. Zahlreiche Abbildungen geschichtlicher Natur — ein wahres Kuriositätenkabinett thut sich auf — wie zu praktischen Erläuterungszwecken beleben den Text.

F. D.

Freigeboren. Roman von Friedrich Spielhagen. (Leipzig, L. Staackmann.) — Es ist auf diesen Roman bereits von uns kurz aufmerksam gemacht worden, aber es wäre eine Unterlassungssünde, wollten wir das die Eigenart des Dichters ganz besonders kennzeichnende Werk nicht noch näher ins Auge fassen. „Freigeboren" ist ein Ich-Roman und zwar die Autobiographie einer philosophisch gebildeten Frau, welche, aus altadeligem Hause entsprossen, die Gattin eines Bankiers von jüdischer Abstammung wird. Sie ist von Anfang an in sich abgeschlossen, eine Natur, die, edel veranlagt, an alles, was ihr im Leben begegnet, kritisch herantritt, etwas kühl und verstandesklar, aber durch ihre Erlebnisse interessant und durch die Art ihrer philosophischen Auffassung ungewöhnlich imponierend. Wir durften bei Spielhagen voraussetzen, daß die Gestalten, die sich um die Heldin seines neuen Romans gruppieren, fast alle den bevorzugten Ständen angehören; diesmal ist es die Finanzaristokratie, die uns in verschiedenen charakteristischen Variationen entgegentritt: der alte Schwiegervater, eine fast zu hehre Erscheinung für einen Berliner Bankier, seine Frau, deren Wohlthätigkeitstrieb und allgemeine Herzensgüte in der unermüdlichen Beweglichkeit ihres Wesens etwas Rührendes und doch zuweilen auch einen drolligen Zug hat, der Gatte, der bei seiner äußeren Korrektheit in ehebrecherischen Beziehungen zu der Frau seines Bruders steht, alle diese Figuren lassen Modelle vermuten, die ihnen aus der Gesellschaft der Weltstadt zu Grunde gelegt wurden, aber sie sind vom Dichter genau so gesehen, wie er sie dem Leser vorführt, idealisiert insofern, als ihre Eigenart reiner hervortritt, wie es in der Wirklichkeit zu geschehen pflegt. Man möchte sagen, die Menschen der wirklichen Welt sind meistens komplizierter, aber deshalb ist eben der Spielhagensche Roman ein wirkliches Kunstwerk, das den innersten Kern der Individuen hervortreten und die kleinen Einzelzüge fallen läßt. In der Zeit ihres gesellschaftlichen Glanzes ist das Haus der Heldin der Sammelpunkt für litterarische und politische Koryphäen, namentlich liberaler Richtung, aus den Jahren, die dem Kriege mit Frankreich vorausgingen. Mit kurzen Strichen führt Spielhagen die Persönlichkeiten, die er schildern will, dem Leser vor und stellt sogar in einem jungen Schriftsteller offenbar sich selbst auf die Scene. Damit haben wir das Bekenntnis: So habe ich diese Kreise und die darin sich bewegenden Individuen angeschaut. In solchen Abteilungen erweitert sich das Ich der Heldin dann zum Ich des Dichters selbst, und der Reiz der Schilderung wird dadurch nicht beeinträchtigt, wenn auch die Unmittelbarkeit des Eindrucks weniger stark hervortritt. Die Schicksale der Heldin werden durch den Umstand umrahmt, daß sie als die Tochter einer verarmten Adelsfamilie als Gesellschafterin ihre Existenz fristet. So macht sie mancherlei Jugenderfahrungen, bis sie in der Familie Bielefelder die ernste Zuneigung der beiden Eltern und die Hand des Sohnes gewinnt. Wäre der letztere nur auch in geistiger Hinsicht der Erbe seines Vaters, so würde Spielhagens philosophische Heldin einen Mann in ihm gefunden haben, der sie in jeder Hinsicht verstehen und würdigen konnte. Aber der Dichter will uns eben ein Bild geben von den krausen Linien, in denen das Menschenschicksal sich vollzieht, und das ist ihm in seiner Weise meisterhaft geglückt. Die Korrektheit der äußeren Lebensformen steht überall schonend und schirmend vor den Ereignissen und läßt es nur andeutend zu elementaren oder auch nur temperamentvollen Erschütterungen kommen; auch im Verhältnis der Heldin zu ihren Kindern, die allerdings nichts von der Mutter haben, bricht der kühle Verstandesgesichtspunkt durch. Jedenfalls ist der Roman ein Werk voll vielseitiger Anregungen, glänzender Technik und hoher poetischer Vorzüge, die uns des Dichters Schaffenskraft in erfreulichster Weise darthun.

G.

*   *
*

Die psychologische Ergründung des modernen Frauencharakters, das ist und bleibt das Hauptproblem unserer Romanlitteratur. Aber immer mehr entwinden dabei die Frauen den Männern das Heft aus der Hand, erfüllt von der Überzeugung, nur das Weib verstehe das Weib. Einige, die Tapfersten und Tüchtigsten, bekennen sich dabei offen und ehrlich als weibliche Schriftsteller, auch wenn sie, alter Gewohnheit getreu, ihren männlichen Namen auf dem Umschlag ihrer Bücher

vorläufig noch weiterführen; andere suchen ängstlich das Geheimnis der Maske zu wahren und lassen sich nicht einmal von den indiskreten Fragebogen des Kürschnerschen Litteraturkalenders zur Demaskierung bewegen. Fast humoristisch dokumentiert sich dieser halbschürige Zwischenzustand, wenn sich in einer Novellensammlung mit dem Bekenntnistitel **Nur Weib** die Verfasserin Elisabeth Heinroth Klaus Rittland nennt (Berlin, F. Fontane u. Co.). Ich meine, man sollte mit diesem Versteckenspielen, das dem weiblichen Selbstbewußtsein wenig Ehre macht, endlich brechen. Wir wissen heute alle, daß, bescheiden gerechnet, neun Zehntel aller Romane von Frauen geschrieben werden, und daß also der früheren Unterscheidungsgewohnheit zwischen weiblicher und männlicher Feder von Tag zu Tage mehr der Boden entzogen wird, zumal, wie schon gesagt, hier wie dort das große Thema des Frauenherzens die Dominante abgiebt. Auch bei Klaus Rittland. Die bedeutendste der drei in „Nur Weib“ vereinigten Novellen ist die erste. Hier entrollt uns die Verfasserin die Leidens- und Enttäuschungsgeschichte einer alternden Frau, die, dank ihrer geistigen Vorzüge und eines gedämpften, sie wunderbar verschönenden Abendrots der entfliehenden Jugend, einen jungen Mann der vornehmen Gesellschaft an sich zu fesseln weiß, dann aber, als sie ihn aus seinem Rausch erwachen sieht und fühlt, mit welchem geheimen Grauen er in die Zukunft blickt, es über sich gewinnt, ihn brechenden Herzens freizugeben, unter dem tapferen Vorgeben, ihre eigene Liebe für ihn sei dahin. In der Arbeit für die sociale Befreiung ihres Geschlechtes sucht sie Trost und Vergessen; aber sie kann die stützende Hand der Liebe, deren warmen Druck sie einmal gefühlt, nicht mehr entbehren und geht an dieser ungestillten Sehnsucht zu Grunde. Unversöhnliche Gegensätze zwischen Mann und Weib geben auch noch in einer zweiten Novelle das Thema: eine Levantinerin und ein Deutscher vermögen sich bei der völligen Inkongruenz der Lebensanschauungen, der Charaktere und Anlagen in der Ehe nicht zu finden, was die Verfasserin mit nicht geringer psychologischer Kunst und tiefdringender Charakteristik der Volksgegensätze — Kairo vornehmlich ist äußerst anschaulich geschildert — zu erklären sucht. Die Novelle erschien übrigens zuerst in unseren Monatsheften.

Für nichts kämpfen unsere Schriftstellerinnen lieber als dafür, daß die Frau in der Ehe volles inniges Verständnis finde. **Bille Brandt**, deren Jugend uns der junge, hoffnungsvolle Viktor von Kohlenegg in seinem neuesten Roman (Berlin, F. Fontane u. Co.; Preis 2 Mk.) als ein Musterbild tapferer thätiger Arbeit, aber auch fröhlicher Heiterkeit und blühender Frische schildert, bezwingt die heiße Stimme ihres Herzens und nimmt nach dem Willen ihrer Eltern den reichen, ungeliebten Freier. Sie thut alles, um dem freudlosen, schweren Beruf, den sie sich damit auferlegt hat, vor ihrem Gewissen zu genügen, sie demütigt sich und dient dem Ungeliebten mit allem, was sie zu geben vermag. Nur eins erwartet und verlangt sie dafür: Güte und zarte Rücksicht. Gerade das aber vermag ihr die innerlich kalte, äußerlich ungehobelte Natur ihres Mannes nicht zu geben. So befreit sie sich selbst und kehrt in die armseligen, gedrückten Verhältnisse ihres väterlichen Hauses in der thüringischen Heimat zurück, sich über alle Bequemlichkeiten und kleinen Schätze des Lebens, die sie eingebüßt, tröstend kraft der Freiheit und Selbständigkeit, die sie sich glaubt zurückerobert zu haben. Der Roman, lebendig vorgetragen und mit viel intimeren Einzelzügen ausgestattet, gehört nicht gerade zu den Meisterwerken unserer Romandichtung, wohl aber zu der besseren Unterhaltungslitteratur, deren Bedeutung mit einmaligem flüchtigen Lesen noch nicht erschöpft ist.

Nicht allen Frauen in den Verhältnissen Bille Brandts lösen sich die Herzenskonflikte so einfach. Den meisten — ich spreche hier immer nur von der Welt der Romane — führt das Leben einen Dritten auf den Weg, der ihnen anfangs wie ein Freund und Retter erscheint, dann die Herzenswirrnisse aber nur um so gefährlicher gestaltet. So geht es auch der Heldin des Romans **Bis die Hand sinkt** von S. Hochstetter (Dresden, Carl Reißner). Auch sie dürstet in einer sie geistig wenig befriedigenden Ehe mit einem gar zu hölzern geschilderten Pastor nach Selbständigkeit und Eigenleben. Was ihr der Gatte nicht zu geben vermag, das sucht sie bei einem nun wieder allzu schönfärberisch ideal gemalten Hausfreund, der voller ästhetischer Neigungen und Begabungen steckt. Doch sie findet keine Gegenliebe und wendet sich nun, wie Rittlands „Jo“, der thätigen Mitarbeit an der Frauenbewegung zu: sie wird Wanderpredigerin. Es giebt Episoden in diesem Werke, die eine ungewöhnlich starke Dichterkraft vermuten lassen, so reizvoll sind sie erfunden und erzählt; das Ganze aber leidet an allzu großer Breite und einer wortreichen Gefühlsseligkeit, der der innere Gehalt nicht die Wage zu halten vermag.

Gleichfalls ein Ehethema behandelt Annie Neumann-Hofer in ihrem Roman **Sophie** (Berlin, Verlag „Vita“), nur weisen gewisse, vielleicht auf etwas Sensation berechnete, aber nicht übel durchgeführte Zuthaten die Geschichte in eine ganz andere Kategorie. Es geht hier ein gut Teil dramatischer zu als bei Hochstetter, die Handlung ist straffer geschürzt, die Wirkungen sind kräftiger, die Tonart energischer. Schon der Schauplatz, die vornehme Gesellschaft Rußlands, sorgt dafür. Eine Eifersuchtsscene, aus Mißverständnis, aber nicht ganz ohne beiderseitige Schuld herbeigeführt, trennt Mann und Frau. Nur auf Zeit, sollte man denken, und auch die bisher recht Glücklichen nehmen das zunächst wohl an. In der ungewohnten Einsamkeit aber vergißt sich die nun Verlassene und bricht dem immer noch Geliebten die Treue, die sie, wenn nicht ihm, sich selbst schuldig war. In Morphiumsucht verfallen, findet sie ihr Ende. Das mag künstlerische Bedenken erregen, schon weil es innerlich zu wenig

motiviert erscheint und Effekte in die Handlung hineinträgt, die zu der feineren Seelenanalyse, die versucht wird, nur schlecht passen wollen, im ganzen giebt der Roman doch ein Gemälde weiblichen Lebens auf dem Hintergrunde einer interessanten Gesellschaft, das durch die geschickte oder sagen wir getrost: raffinierte Verteilung von Licht und Schatten nicht nur vorübergehend fesselt.

Herbstbeichte ist ein Liebesroman von Leo Hildeck (Leonie Meyerhoff), dessen Titel sein Thema unschwer erraten läßt (Berlin, Schuster u. Loeffler). Was hätte eine Frau im Herbst ihres Lebens anders zu beichten als tragische Liebe! Nur ist „Beichte" eine etwas passive Bezeichnung für die sehr aktive Art, mit der die Heldin dieser Geschichte in das Liebesgespinst eingreift. Das gerade aber ist nach der Darstellung der Verfasserin das Bezeichnende an dem „Herbst" des weiblichen Seelenlebens: die Scham und Scheu weichen elementareren Gewalten, aus der Abwehrenden und Zurückhaltenden wird die Fordernde und Fördernde. Nicht plötzlich, sondern über viele Stufen bitteren Martyriums, das uns die Verfasserin mit reichen Mitteln und einer oft fascinierenden Schilderungsgabe zu fühlen giebt. Nur ist auch hier — wie so oft bei den Schriftstellerinnen — der Standpunkt ein völlig einseitiger und deshalb höchst ungerechter. Alles Licht fällt auf die Frau, aller Schatten auf den Mann, dessen Zeichnung auch sonst manche Blößen bietet, so sehr sich die Begeisterung der Leserinnen für die Heldin gerade an diesem Kontrastbilde ihrer selbst entzünden wird.

Die gewaltige Umwälzung, die das Fahrrad in unser gesellschaftliches Leben gebracht hat, hat bereits eine ganze Litteratur gezeitigt. Ich rede nicht von Fachbüchern, Fahrradordnungen und -unterweisungen, sondern von Werken, die zur allgemeinen Litteratur gehören: eins davon, wohl das bedeutendste, „Die Philosophie des Fahrrades" von Eduard Bertz, ist vor einiger Zeit an dieser Stelle liebevoll ausführlich besprochen worden (Oktober 1900) — jetzt hat das Fahrrad auch seinen eigenen Romandichter gefunden: er heißt C. E. Ries, ist aber trotz des noch kaufmännischer Unsitte abgekürzten Doppelvornamens eine Frau, die sich durch hübsche Märchenerzählungen vorher schon einen Namen gemacht hatte. Ihre Geschichte heißt **Der Meisterfahrer** (München, C. H. Beck) und spielt in einer größeren elsässischen Stadt. Eine aus Brüssel stammende Industrieschullehrerin hat sich in einen jungen Mann aus einer reichen einheimischen Fabrikantenfamilie verliebt, der das „Verhältnis" gern zu einem legitimen machen würde, wenn nur seine standesstolze Familie sich dem nicht widersetzte. Als er ihr das klar zu machen sucht, greift sie kurzer Hand zur Pistole und erschießt den vermeintlich ungetreuen Liebhaber bei einem Radlerfeste, mitten auf der Rennbahn. Der Hauptvorzug des Romans beruht — rein künstlerisch geurteilt — nicht in der Fabel und ihrer Darstellung, sondern in der Schilderung des Milieus. Im Elsaß ist die Verfasserin augenscheinlich völlig zu Hause, sie kennt das Land, die Leute, die Lebensverhältnisse und was mehr ist: die Lebensstimmungen. So fühlt man gleich, daß der Duft, in den die Geschichte gebettet, echt ist, vor allem richtig empfunden und dargestellt der Gegensatz zwischen Franzosentum und Deutschtum. Aber auch alles, was zu der Radlerei in Beziehung steht, hat Fräulein Ries wahr und fesselnd zu schildern verstanden. Die sich dafür interessieren, werden der Verfasserin den gezwungenen Schluß — der Meisterfahrer nimmt kurz vor seinem Tode alle Schuld auf sich, um die Geliebte vor Strafe zu bewahren — gern vergeben. F. D



Unberechtigter Abdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift ist untersagt. — Übersetzungsrechte bleiben vorbehalten.
Redaktion unter Verantwortung von Dr. Adolf Glaser in Berlin und Dr. Friedrich Düsel in Berlin-Friedenau.
Druck und Verlag von George Westermann in Braunschweig.

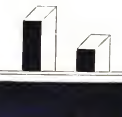
Alle für die Redaktion bestimmten Sendungen sind zu richten an:
die Redaktion von Westermanns Illustrierten Deutschen Monatsheften in Braunschweig.



WESTERMANNS
ILLUSTRIERTE DEUTSCHE
MONATSHEFTE
FÜR DAS
GESAMTE GEISTIGE LEBEN DER GEGENWART.

E. Doepler

BRAUNSCHWEIG.
GEORGE WESTERMANN.




SUCHARD's
REINE
SCHWEIZER
ALPENMILCH
CHOCOLADE
IST
FEIN UND STÄRKEND



Westermanns Illustrierte Deutsche Monatshefte. Zu Bie: Die Kunst des Zeichnens.

Jean Baptiste Greuze: Kopfstudie.
Kreidezeichnung auf gerötetem Papier mit weißer Kreide gehöht und Rötel belebt.
(Wien, Sammlung Albertina.)



Die Leute von Valdaré.

Ein Roman aus den Dolomiten

von

Richard Voß.

III.

(Nachdruck ist untersagt.)

Vérto verdingte sich nicht als Mäher auf die Hochwiesen, wo die Geliebte als Recherin weilte. Salva forderte es nicht von ihm, und er brauchte auf den schönsten und kecksten Burschen nicht mehr eifersüchtig zu sein.

Nach wie vor einsam auf Hof Freïna hausend und in den Klüften des Sas da Rü sein phantastisches Goldsuchen betreibend, konnte er den Weg zur Alpe trotzdem bald auswendig. Oft ging er ihn noch in später Nachmittagsstunde, so daß er erst gegen Mitternacht die schöne Flur erreichte, an deren Rand er sich jetzt nicht mehr niederwarf, um, das Gesicht gegen die Erde gepreßt, sich als einen Verlassenen und Ausgestoßenen zu fühlen. Er kannte jetzt das süße già de noët, woraus die Jugend so viel Wesens machte, und das der wahre Inhalt des Lebens sein sollte: heimliches Liebesglück! Aus Erfahrung wußte er jetzt, daß des Rühmens jener feierlichen Nachtstunde, in der der Liebende mit der Geliebten am Fenster leise, leise Worte tauschte, lange nicht genug war, denn er wußte nun, daß das süße già de noët jener Empfindung glich, die den Menschen vor der Pforte des Paradieses überkommen mußte.

In dieser seligen Sommerzeit geschah's, daß mit dem Jüngling eine Veränderung vorging, wie sie nur der Zauber der ersten Liebe zu vollbringen vermochte. Der herbe Trotz seines Wesens wich einer Weichheit, die ihn fast liebenswürdig machte. Eine Helle kam in sein Gemüt, daß die Fieberglut seiner Augen zum warmen Lebensglanz ward.

Wenn er im Morgengrauen den weiten Weg nach Valdaré zurückging, konnte er Lieder singen, deren Worte er selber dichtete, deren Melodien er selber erfand. Er konnte die über den Dolomiten aufsteigende Sonne mit einem Jubelruf grüßen, selig vor sich hinlächeln und an etwas anderes, ganz anderes denken als an das Gold vom Sas da Rü! Ja, es konnte vorkommen, daß ihm, Vérto Cusa, die Wiederentdeckung der römischen Goldminen nicht als einziges und höchstes Lebensglück erschien; vorkommen konnte es, daß er gar nicht verstand, wie er immer nur dieses eine ersehnt hatte.

Jetzt sehnte er sich nach Salvas Augen. Und wie würde es erst sein, durfte er ihre Lippen küssen ...

Zum erstenmal sorgte Vèrto in diesem Sommer für Heu. Plötzlich ward es ihm zur Lust, ein verwegener Wildheuer zu werden, der häufig sogar das vorsichtige Anseilen verschmähte. Denn wie hätte der Mann stürzen können, der mit Salva Bragù über das Sault Johannisfeuer sich geschwungen.

Auch für die Vorräte an Holz, Mehl und Mais sorgte er dieses Jahr ganz aus eigenem Antriebe und früher, als nötig gewesen wäre; trotzdem noch Zeit findend, den Weg zur Alpe zu machen.

Überall im Lande war es Sitte, die goldigen Maisfrüchte zum Ausreifen auf langen Schnüren dicht aneinander zu reihen und damit die Sonnenseite der Häuser zu behängen, so daß es von weitem aussah, als wären die Mauern von den kostbarsten Geweben umhüllt. Nur in Valdarè kannte man diesen schönen Brauch nicht. Denn erstens wäre es zu mühsam gewesen, den Mais noch in den Kolben bis hinauf ins Dorf zu schaffen; und zweitens hatten die Häuser von Valdarè während des Winters überhaupt keine „Sonnenseite".

In einer Anwandlung von Übermut handelte Vèrto jedoch anstatt des Maismehls in diesem Herbst die ganzen Maiskolben ein, die goldigsten auswählend und sie auf seinem Rücken nach Hause schleppend. Er reihte die Früchte sorgsam auf und behängte mit den leuchtenden Ketten das graue Gemäuer des alten Römerturmes auf der Seite, die seine Mutter bei der Heimkehr zuerst erblicken mußte. Von weitem sah es aus, als hätte der Sas da Rù sein Gold, welches er dem Sohne des Hofes so beharrlich vorenthielt, an der Wand hoch aufgehäuft.

Als Verena von ihrer jährlichen Wanderschaft zurückkehrte und von der Mauer ihres Hauses der Gottessegen ihr entgegenglänzte, traute sie ihren Augen nicht. Sie glaubte volleuds zu träumen, als Vèrto ihr mit lachendem Antlitz entgegenkam und sie im Hause sämtliche Wintervorräte bereits beisammen fand: das kostbare Holz gespalten und schön geschichtet, den Salz- und Mehlkasten gefüllt, im Schranke sogar einen Topf mit Schmalz für die Fanèdes, die auf Hof Freïna seit dem Hochzeitstage von Trufus und Verena Cusa nicht mehr gebacken worden waren. Dazu die Goldpracht an den Mauern und des Sohnes Lachen ...

Das arme Weib, dessen große Schönheit längst verwelkt war, wußte nicht, wie ihm geschah. Aber alles, was es sagen konnte, war: „Du mußt den Mais doch wieder fortnehmen, denn wir haben ja keine Sonne zum Ausreifen."

Freilich würde er das müssen. Er hatte die Maiskolben nur heraufgeschafft und aufgehängt, weil er es auch einmal so schön haben wollte wie andere. Sogar die Kolben abschälen und den Mais zwischen zwei Steinen mahlen, wollte er. Seine Mutter sollte damit keine Arbeit haben: sie mußte sich so wie so genug quälen. Es war eine Schande für ihn!

Verena ging still hinaus. Draußen stand sie und weinte.

* * *

Salva war von der Alpe zurückgekehrt, der geistliche Herr hatte, umgeben von seiner Gemeinde, den Kirchhof geweiht und, unter dem Kreuze stehend, zu ihr von Frieden und Liebe geredet, ohne verstanden zu werden. Noch am nämlichen Tage erfolgte ein starker Schneefall, so daß Valdarè am Allerseelentag tiefen Winter hatte ...

Jedes Jahr brachte Verena von ihrer sommerlichen Wanderschaft ein prächtiges Wachslicht mit; und jedes Jahr mußte die Kerze blutrot sein. Am Tage von Allerseelen ging sie dann hinunter nach Crocetta, steckte die rote Kerze auf das Grab ihres Mannes und ließ das hohe Licht niederbrennen. Einen anderen Schmuck empfing die Stätte niemals. Und niemals betrat Verena die Kirche, in der Christen beteten, welche einem Toten nicht zu vergeben vermochten und dessen Schuld auf seine Witwe und seinen unseligen Sohn übertrugen.

Als Knabe hatte seine Mutter ihn auf diesen Kirchhofsbesuch mitgenommen; in späteren Jahren hatte sie ihn dazu niemals mehr aufgefordert.

Am Totentage dieses Jahres indessen begleitete Vèrto seine Mutter unaufgefordert. Des hohen Schnees wegen führte er eine

Schaufel mit; es hatte Winter gegeben, wo die Leute von Valdaré an Allerheiligen zum letztenmal die Kirche in Croeetta besuchen konnten. Jetzt war das anders; jetzt hatten sie ihren eigenen Geistlichen.

Vérto hatte heute nicht notwendig, für seine Mutter Bahn zu machen. Dies war bereits von anderen gethan und der Weg schon in aller Frühe vielfach begangen worden. Als die Cusa in Croeetta eintrafen, schien ganz Valdaré dort zu sein. Es war freilich Totenfest, und sie mußten die Gräber ihrer Lieben schmücken, aber so besucht war der Kirchhof noch niemals gewesen. Wenn der Andram heute die Messe las, befand sich außer den Eltern Plaza und dem Meßner gewiß keine Seele in der Kirche. Das war dem Priester, der die Menschen anders haben wollte, als Gott, der Herr, sie geschaffen, zu gönnen.

Vérto hoffte auf dem Kirchwege Salva zu begegnen und zwar ohne ihren Vater, den sein Amt oben zurückhielt. Seitdem die Geliebte heimgekehrt, hatten die leisen Nachtgespräche am Kammerfenster aufgehört. Denn die jungen Leute von Valdaré übten anderen Brauch. In der holden Kunst des Liebesgeschwätzes überhaupt wenig bewandert, unterließen sie das süße già de noët gänzlich. In Valdaré war es seit undenkbarer Zeit Sitte, daß ein Bursche, der um eine Dirne warb, abends in das Haus ihres Vaters kam und am Herdfeuer Platz nahm. Aber die alte unerklärliche Scheu, die Vérto vor Iwano Bragù empfand, hielt ihn ab, dem Brauche des Dorfes zu folgen. Und gewiß wartete Salva Abend für Abend auf ihn, hoffte jeden Augenblick, ihn ins Zimmer treten zu sehen. Einige Male war er schon unterwegs, kehrte jedoch wieder um, ohne einzutreten. Des Nachts umschlich er dann das Meßnerhaus in der Hoffnung, in seines Mädchens Kammer Licht zu sehen, ein Zeichen, welches ihm leuchten sollte. Doch das kleine Fenster blieb jede Nacht dunkel; auch am Tage bekam er die Geliebte nicht zu Gesicht, als wiche sie ihm von neuem aus.

Heute nun, am Allerseelen, traf er sie unterwegs gewiß. Er wollte ihr sagen, daß er an einem der nächsten Tage zu ihrem Vater kommen und um den Platz am Herdfeuer bitten werde. Denn länger ging es in solcher Weise nicht weiter. Aber er begegnete Salva auch heute weder unterwegs noch in Croeetta auf dem Kirchhofe. Das Grab ihrer Mutter war mit einem großen Kranz aus Wachholderzweigen geschmückt, doch von der Kranzwinderin war nichts zu sehen.

Am dritten Abend nach Allerseelen zog Vérto sein Sonntagsgewand an und legte unter den breiten Hemdkragen ein rotes Seidentuch, das er zu einer kunstvollen Schleife band. Eine Schärpe aus rotem Wollstoff, einige Male um den Leib geschlungen, vervollständigte den feiertäglichen Anzug, darin Verenas Sohn wie ein als Dolomitenbewohner verkleideter Prinz aussah.

Das rote Seidentuch war ein Geschenk seiner Mutter, aus Italien ihm mitgebracht, wegen seiner grellen Farbe von ihm jedoch bisher noch nicht getragen worden; so sehr hatte auch Vérto an das Schwarz der Leute von Valdaré sich gewöhnt. Die rote Schärpe hatte seinem verstorbenen Vater gehört, diesen aber nur ein einziges Mal geschmückt und zwar an seinem Hochzeitstage.

Als Vérto so festlich gekleidet zu seiner Mutter trat, legte diese gerade frisches Holz in die Glut, so daß die Flamme hoch aufschlug. Sie starrte auf den Jüngling, als sähe sie einen Geist. Es that ihr fast leid, daß es nicht der Verstorbene, nicht Drusus Cusa war, der seiner Witwe erschien, so jung und schön wie am Hochzeitstage.

Mit angenommener Gelassenheit sagte Vérto: „Ich gehe noch aus."

Verena schwieg. Also mußte er fortfahren: „Zu Iwano Bragù gehe ich heute abend."

„Zu dem gehst du?!"

Sie sprach so leise, daß Vérto sie kaum verstand.

„Nun ja, um an seinem Herdfeuer Platz zu nehmen. Gute Nacht, Mutter."

Aber er ging noch nicht. Seine Mutter stand so regungslos da, sah ihn so sonderbar still an, daß er zögerte.

„Es ist dir doch nicht entgegen, daß ich zu Iwano Bragù gehe?" Und als Verena nicht gleich eine Antwort gab, fuhr er auf: „Auch wenn es dir entgegen sein sollte, ginge ich heute zum Meßner!"

Und er wollte fort. Da sagte sie: „Gott fügt es wohl so, daß mein Sohn um Salva Bragùs willen zu ihrem Vater geht."

Ihr Ton war so eigentümlich, daß Vérta langsam zurückkam. Als er vor seiner Mutter stand, sah er ihr mit stummer Frage steif ins Gesicht. Verena gab darauf zur Antwart: „Du hast es niemals erfahren.“

Vérta stieß hervor: „Was?“

„Daß in das Haus, wo sie mich als Waisenkind hielten, eines Abends Iwano Bragú kam —“

„Um deinetwillen am Herdfeuer Platz zu nehmen?“

„Nun ja.“

Vérta that einen Ausruf. Plötzlich meinte er den Grund seiner Abneigung gegen den Meßner gefunden zu haben: weil dieser seine Mutter einmal gern gehabt, konnte er den stillen Mann nicht leiden ... Nachdem er sich gefaßt, frug er: „Aber deine Zieheltern ließen den Meßner am Herdfeuer nicht Platz nehmen?“

„Iwano Bragú kam Abend für Abend.“

„Abend für Abend? Der Meßner?“

„Einen ganzen Winter hindurch.“

„Alsa war er dir lieb?“

„Ja.“

„Mutter!“

Verena nickte ihm zu: „Es war nun einmal so.“

Ganz verstört wiederholte Vérto: „Also war er dir lieb?“

„Er war ein guter Mensch.“

„Aber Vérto rief heftig: „Und mein Vater?!“

„Freilich, dann kam dein Vater: Drusus Cusa vom Hof Freina. Und da —“

Sie verstummte. Vérto aber drängte: „Was geschah, als mein Vater kam?“

„Er kam eben.“

Des Toten Sohn rief: „Und der Meßner mußte gehen! Denn das war ein Mann, mein Vater!“

In Verenas trüben Augen leuchtete es auf. Es war ein matter Wiederschein des Glanzes jener Sonnenzeit, als sie und Drusus Cusa weit und breit als das schönste junge Menschenpaar gegolten — gerade wie jetzt ihr Sohn und die Tochter Iwana Bragús es waren. Mit leuchtendem Blick bestätigte Verena: „Das war ein Mann! Schön wie der Tag. Dabei wild wie der Föhnsturm. Er nahm mich dem anderen fort. Gerade vier Wochen vor der Hochzeit.“

„Vier Wochen!“

Beide schwiegen. Nach einer langen Stille sagte Verena leise: „Und heute abend gehst du nun zu Iwano Bragú, um an seinem Herdfeuer Platz zu nehmen.“ Laut und fest schloß sie: „Also — geh mit Gott! Es hat wohl so kommen müssen.“

* * *

Es halte wohl so kommen müssen ...

Trotzdem bekam der Meßner einen tödlichen Schrecken, als er am Abend den jungen Cusa in sein Haus treten sah: im Sonntagsstaat, mit rotem Seidentuch und roter Schärpe, in der Pracht seiner Jugend, dem Glanz seiner Hoffnung.

Der Sohn kam, wie damals sein Vater gekommen war, als Iwana Bragú bei Verenas Zieheltern am Herdfeuer saß. Gleich, als der Cusa damals eintrat, wußte er, daß es vorbei war mit seinem Liebesglück, daß es diesem jungen herrlichen Menschenkinde gegenüber keinen Widerstand gab und er die Braut an ihn verloren hatte.

Aber es war nicht dieser Erinnerungen wegen, daß Salvas Vater bei Vértos Eintritt sich entsetzte, als käme durch die dunkle Winternacht ein Gespenst gewandelt, um an seinem Herdfeuer sich niederzulassen. Er wußte sogleich, warum der Cusa bei ihm eintrat, wußte sogleich, daß die beiden Kinder sich liebten, und daß für ihn die Stunde der Vergeltung gekommen war. Denn — so sehr er seine Tachter liebte und ihr alles Glück gegönnt hätte, so konnten doch Vérto Cusa und Salva Bragú auf Erden so wenig ein Paar werden, als wären sie Bruder und Schwester.

Zwischen die beiden jungen Leute trat seine Schuld, und seine Schuld wurde nun auch an den Kindern gerächt: an den unschuldigen Kindern!

Salva stand am Herde und blickte dem Eintretenden mit strahlendem Lächeln entgegen. In den letzten Wochen hatte sie Abend für Abend nach der Thür geschaut: ob der Geliebte nicht eintreten würde?

Sie wußte wohl, daß er nachts das Haus umschlich. Sie stand am dunklen Fenster, hörte seinen Schritt, lauschte darauf. Aber sie regte sich nicht: denn der Mann, der

sie zum Weibe begehrte, mußte eintreten in das Haus und den Vater um den Platz am Herdfeuer bitten. So war es in Valdarés Brauch, seit Urväterzeit.

Heute war er gekommen. Doch was that ihr Vater? Ihr lieben Heiligen, was that er?!

Zwischen seine Tochter und den jungen Cusa trat Iwano Bragù, wies mit der erhobenen Hand zur Thür und sagte: „Bérto Cusa, für dich ist in diesem Hause am Herdfeuer kein Platz.“

Vierzehntes Kapitel.

Iwano Bragù beichtet dem Priester und dieser dem Herrn seine Schuld.

Aber sie konnten voneinander nicht lassen ...

Als Bérto an jenem Abend von Iwano Bragù hinweggewiesen wurde, verfiel der leidenschaftliche Jüngling in einen Zustand, der an Raserei grenzte. Er stürzte davon, wilde Verwünschungen gegen den Meßner ausstoßend und gelobend, seine Tochter niemals wiederzusehen.

Die ganze Nacht irrte der Unglückliche umher und kam auch am Morgen nicht nach Hause, sich scheuend, seiner Mutter in die Augen zu sehen. Was Iwano Bragù ihm angethan hatte, war einem Backenstreich gleich. Sein Gesicht trug sicher von dem Faustschlag ein blutrotes Mal.

Als er dann doch heimkehren und seiner Mutter sich zeigen mußte, erriet Verena das Vorgefallene sofort, als stünde es ihrem Sohn wirklich auf der Stirn geschrieben. Sie sprachen jedoch nicht darüber.

Nie mehr wiedersehen wollte er die Geliebte. Und in seinem tödlich beleidigten Mannesstolz that er keinen Schritt nach ihrem Hause, blieb daheim, sprach selten ein Wort, stierte ins Feuer und lauschte auf die heulende Stimme des Sturmes, der mit einer Gewalt Hof Freïna umfuhr, als wollte er das mächtige Römergemäuer auseinander sprengen.

Auch in Verenas Seele ging vieles vor. Bisweilen stand sie am Tische wie abwesenden Geistes, starrte auf dessen Schrift und schral zusammen, trat Bérto hinzu.

An einem späten Abend war's, daß jemand an der Thür klopfte. Des Sturmes wegen überhörten es Mutter und Sohn. Da wurde die Thür geöffnet, und Salva trat ein, das Haar vom Winde zerzaust, daß es ihr gelöst ums Gesicht hing.

Beim Eingang blieb sie stehen, sah an Bérto vorüber auf Verena und sagte mit lauter, klarer Stimme: „Mein Vater wies deinen Sohn aus dem Hause. Die Nacht ist dunkel und kalt. Erlaube, daß ich mich zu euch setze und an eurem Feuer mich wärme.“

Stumm deutete Verena auf die Bank. Da ließ sich Salva auf dem Platz nieder, wo sie so oft als Kind gesessen und immer wieder und wieder die Schrift auf dem Tische gelesen hatte.

Mit Bértos Trotz war's nun vorbei. Nacht für Nacht kam er fortan zum Meßnerhause geschlichen, um trotz Kälte und Sturm die Geliebte am Fenster zu sehen und mit ihr jene heimliche süße Zwiesprache zu halten, die gegen allen Valdaréser Brauch war.

* *
*

Sie konnten voneinander nicht lassen ...

Längst begriff Salva nicht mehr, daß einmal eine Zeit gewesen, wo sie Bérto gemieden, wo ihre Seele einem anderen gehört hatte. Aber wie oft schon in ihren Kinderjahren, wenn des einen berückende Wohlgestalt und leidenschaftliches Wesen sie wie mit magischer Gewalt angezogen, hatte die feste stille Stärke des anderen ihr ängstliches Herzchen in sicheren Gewahrsam genommen, daß sie sich so geborgen fühlte, als ruhte sie in Mutterarmen.

Doch Andram Plaza hatte der Welt entsagt, Gott sich angelobt, war Priester und Bérto Cusa ihr Erwählter geworden. Es war mit den beiden gekommen, wie es eben hatte kommen müssen.

Wenn sie nur eines verstanden hätten: warum ihr Vater Bérto nicht an seinem Herdfeuer dulden wollte. Mit erhobener Hand hatte der stille sanfte Mann ihn, den Salva liebte, fortgewiesen. Warum? War es nicht Iwano Bragù gewesen, welcher der Witwe des Cusa jahrelang treue Freundschaftsdienste erzeigt hatte? Treue Freundschaftsdienste, welche, wie Bérto jetzt wußte, scheue Liebesdienste gewesen. Ihm selbst hatte der Meßner freilich niemals sich

freundlich gezeigt. Aber Bérto wußte jetzt auch dafür den Grund: war er doch der Sohn dessen, der, „wie Föhnsturm wild“, ihm die Braut genommen hatte. Wenn ihm, Bérto Cusa, jemand solches angethan, er hätte den Räuber seines Glückes totgeschlagen gleich einem tollen Hunde.

Sollte das „Nein“ des Meßners vielleicht seine Rache sein? Anstatt einst an dem Vater, jetzt an dem Sohne verübt ...

* *
*

Seitdem der junge Cusa als Freiwerber in sein Haus getreten und von ihm hinweggewiesen worden war, befand sich Jwano Bragü in einem schlimmen Zustand.

Mit aufgehobenen Händen hatte er Salva gebeten: Lasse von dem Cusa und zur Antwort erhalten: Wir haben uns lieb.

Aber ihr Vater rief: „Du mußt von ihm lassen!“

„Warum muß ich das?“

Wie im Fieber wiederholte der Meßner: „Du mußt von ihm lassen!“

Salva hatte geschwiegen und war am Abend davongegangen nach Hof Freïna, Bértos Mutter um einen Platz an ihrem Herdfeuer zu bitten.

Gleich am nächsten Morgen bekannte sie ihrem Vater: „Gestern abend war ich nicht bei Mutter Jakobine, wie du glaubtest, sondern auf Hof Freïna.“

Von Stund an kämpfte der Meßner mit einem schweren Entschluß. Es galt, die heimliche Last endlich abzuwerfen, endlich das lange Schweigen zu brechen.

In einer der nächsten Nächte sprang er aus dem Bett, kleidete sich hastig an, warf den langen faltigen Mantel um, verließ das Haus und begab sich zum Fenster von Andrams Kammer, leise dessen Namen rufend.

Andram vermeinte, von dem Meßner, dessen Stimme er erkannte, zu einem Sterbenden geholt zu werden, und war nach wenigen Augenblicken bereit.

Vor der Thür stand Jwano Bragü, der zu ihm sagte: „Geistlicher Herr, ich bitte Euch inständig, mir sogleich die Beichte abzunehmen. Ich ertrag es nicht länger!“

Ohne ein weiteres Wort trat Andram zurück, holte die Stola und folgte Salvas Vater in die Kirche, wo unter dem Bilde der Gottesmutter das Lämpchen brannte.

Und Jwano Bragü beichtete dem Priester seine Schuld.

* *
*

In Andrams Seele entstand ein solcher Aufruhr, daß er, nachdem der Meßner geendet, nicht fähig war — nicht würdig sich fühlte, dem Manne die bitter bereute und schwer gebüßte Schuld im Namen des Herrn zu vergeben.

Kein Wort des Trostes vermochte der Beichtiger seinem des Trostes bedürftigen Beichtkinde zu spenden.

Mit stockender Stimme sagte er: „Jwano Bragü, kommt morgen am Tage wieder. In mir ist's dunkle Nacht. Es muß in meiner Seele erst licht werden. Vielleicht, daß der Herr mich erleuchtet. In der Finsternis, die in mir ist, bin ich von uns beiden der größere Sünder.“

Demütig frug der Meßner: „Geistlicher Herr, Ihr meint aber auch, daß ich die beiden kein Paar werden lassen darf? Denn bedenkt doch ...“

„Kommt morgen wieder zu mir.“

Jwano Bragü mußte gehen: der junge Priester blieb im Beichtstuhl, sank auf die Knie, drückte sein Gesicht in die Hände und bekannte dem Herrn seine menschliche Schwäche, die vor Gott Missethat war.

* *
*

Als der Meßner aussprach, daß er an dem Tode von Drusus Cusa die Schuld trüge, und daß darum seine Tochter doch unmöglich das Weib Bérto Cusas werden könnte, da war für Andram Plaza die Stunde der Prüfung gekommen.

Denn das Schicksal der Liebenden lag nun in seiner Hand. Wenn er den Meßner in seinem Glauben, der eigentliche Mörder des Cusa zu sein, bestärkte, so trennte er damit das junge Paar, anstatt es zu vereinigen. Mußte er es nicht trennen?

Ja! ja!

War nicht Jwano Bragü der wahre Mörder des Mannes, wenn er auch den Totschlag nicht ausgeführt hatte?

Ja! ja!

Er wollte, daß der stürzende Baum den Mann erschlug, und wie er gewollt hatte, so geschah es.

Seine priesterliche Pflicht war es, dem Meßner zu sagen: Du bist des Cusa Totschläger, die beiden dürfen also nicht Mann und Weib werden. Hörst du wohl: sie dürfen nicht!

Weshalb zauderte er, seine Pflicht zu thun und über den Meßner das Schuldig zu sprechen?

Andram zauderte, weil er fühlte, wie er in seinem Herzen nur allzu bereit war, das Brautpaar zu trennen.

Denn noch immer nicht hatte er Salva aus seiner Seele gerissen, darin nur Gott allein wohnen durfte. Stets von neuem hatte er in Qualen gerungen, oft, so oft hatte er geglaubt: Jetzt ist dir's gelungen! um stets von neuem erkennen zu müssen: Nein, noch immer nicht!

Und jetzt stand er sogar in Gefahr, völlig zu unterliegen, was einem Bruch seines Gelübdes gleich gekommen wäre, einer Todsünde wider den heiligen Geist der Kirche, einer Beleidigung Gottes, der ungestraft sich nicht beleidigen läßt.

Während er die Pein eines Verdammten erlitt, mußte er sich vorstellen, um welche Seligkeit er die beiden Liebenden bringen konnte, und fühlte mit Entsetzen, daß er sie ohne Reue zerstören würde.

Zugleich stand bei ihm fest: Wirst du dieser abscheulichen Empfindung nicht Herr, vermagst du nicht, sie bis auf die letzte Regung zu ersticken und auszurotten, so darfst du nicht länger ein Priester und Diener des höchsten Gottes sein; denn du bist hinfürder nicht wert, daß du sein Sohn heißest.

Und Andram Plaza versuchte in dieser Stunde sein Priestertum und seine Seele zu retten.

* *
*

Der trübe Wintertag graute noch nicht, als bleichen Angesichts der Meßner aus seinem Hause trat, in die Kirche ging und zur Frühmesse läutete. Wenige der Dorfleute jedoch erschienen. Aber sie harrten vergebens auf den Beginn der heiligen Handlung: der Priester, der sie hätte vollziehen können, blieb aus.

Jwano Bragù begab sich in die Wohnung des geistlichen Herrn, um nachzusehen, ob diesem etwas zugestoßen sei. Denn auch die Eltern Plaza, die stets der Messe beizuwohnen pflegten, waren nicht gekommen.

Aber Andram war nicht erkrankt. Seine Eltern befanden sich zu Hause, und Mutter Jakobine berichtete: „Wir schliefen noch, als unser Sohn in aller Frühe in unsere Kammer kam. Er weckte mich und sagte, er lese heute keine Messe, und ging gleich aus dem Hause. Ich glaubte, er würde zu Euch kommen und Euch Bescheid geben. Wißt Ihr nicht, wohin er so früh gegangen sein kann?"

Der Meßner meinte möglichst gleichmütig: „Euer Sohn sprach gestern davon, daß er nach Crocetta hinab müßte und die Messe später lesen würde. Er nahm wohl die Laterne mit; auch ist der Weg noch nicht zerstört; und der Schnee trägt.

Mutter Jakobine jammerte laut: nun durfte ihr Sohn bis Mittag nichts Warmes über die Lippen bringen; auch sei der Weg trotz des hartgefrorenen Schnees gefährlich.

Petro Plaza hörte schweigend zu. Als der Meßner ging, begleitete er ihn und sagte draußen: „Was ist's mit dem Andram? Du wolltest seiner Mutter nur nicht angst machen; du weißt, daß er gar nicht nach Crocetta ist. Denn der Andram ging fort, ohne die Messe gelesen zu haben!"

Leise versetzte Jwano Bragù: „Auch ich warte angstvoll auf deinen Sohn. Er wird mit seinem Gott reden wollen und dieser ihm noch nicht geantwortet haben. Da will er denn nicht vorher den Herrn in Händen halten."

Andrams Vater holte tief Atem, sprach mit fester Stimme: „Wenn er Gott ruft, wird dieser ihm gewiß antworten ..." Und er fügte hinzu: „Ich danke dir für deine Treue gegen meinen Sohn. Wir zwei, die wir hier zusammenstehen, sind in Valdarò die einzigen Männer, die ihm Treue halten und zugleich den Glauben an ihn haben. Denn wir beide wissen, daß er aus Liebe zu uns allen ward, was er geworden ist."

Es geschah zum erstenmal, daß Petro Plaza in solcher Weise von seinem Sohn sprach. Der Meßner hätte ihm dafür gern die Hand gereicht. Aber obgleich er diese Nacht alle seine Sünden gebeichtet, zögerte

er, die Hand nach der des rechtlichen Mannes auszustrecken, solange er nicht die Vergebung seiner Sünden erlangt hatte.

Also erwiderte er nur: „Dein Sohn ist darum doch der rechte Priester für uns."

Alsdann begab er sich zur Kirche, um die wenigen, die zur Messe gekommen waren und nun über den fahrlässigen Priester laut murrten, nach Möglichkeit zu beruhigen.

* * *

Andram, da er in der Kirche zu keinem Ende seines Kampfes gelangen konnte, hatte sich hinaus in jenen anderen Tempel begeben, darin die Alpen als Altäre aufstiegen, der gestirnte Himmel die Kuppel war, das feierliche Schweigen der Nacht die weihevolle Vorbereitung zur Andacht.

Ziellos, pfadlos schritt Andram über die harte Kruste des Schnees, der den Wanderer gleich festem Eise trug und beim Sternenschimmer in mattem, unirdischem Schein erglänzte.

Riesengroß erhob sich vor ihm der König der Dolomiten. Sein Gipfel schien bei dem ungewissen Lichte ins Ungeheure, ins Unendliche zu wachsen, so daß es aussah, als ruhte darauf die Sternendecke. In seinem winterlichen Weiß stand der Berg gleich einer leuchtenden Säule des Himmels.

Andram ward es leichter um sein beschwertes Herz, welches er vor Gott ausgeschüttet hatte bis auf seine letzte geheimste Gedankensünde, seine letzte große menschliche Schwachheit. Seitdem er den Himmel über sich sah, fühlte er sich nicht mehr so hoffnungslos. Es kam ja nur darauf an, jede Regung von Selbstsucht zu überwinden, und das konnte doch nicht solche Heldenthat sein? Gewiß nicht! Aber er vermochte sie nicht zu vollbringen ohne den Beistand des göttlichen Geistes, dessen Diener er war, und der in dieser Stunde der Prüfung von ihm sich suchen ließ.

Wenn Andram den Weg fand, auf dem er — trotz Iwano Bragùs schwerer Schuld — die beiden Liebenden zueinander führen konnte: freudigen Herzens — so hätte er damit sich selbst überwunden und das für alle Zeit. Aber mit voller Freude am Guten mußte das Gute geschehen, und das Mittel, die jungen Leute zu vereinigen, mußte stark genug sein, um alle Bedenken des Priesters zu nichte zu machen.

Und Andram Plaza irrte durch die winterliche Alpenwelt, ohne aus all dem Wirrsal den rettenden Ausweg zu finden ...

Plötzlich hörte er die Glocke von Baldarè. Wie der Hilferuf eines Verlassenen drang der Glockenton zu ihm. Jetzt hätte er in seiner Kirche sein und das heilige Meßopfer halten müssen; jetzt wartete auf ihn die Gemeinde, als deren Hirte er eingesetzt worden. Schuldbeladen und schuldbewußt war er aus dem ihm anvertrauten Amte gewichen, gleich einem Heiligenschänder und Kirchenräuber in die Nacht hinaus. Seine Sünde wuchs und wuchs.

Er warf sich auf die Knie, streckte die Arme empor, als wollte er den unsichtbaren göttlichen Geist fassen und an sich reißen, und rief: „Herr, verlasse mich nicht! Herr, komm zu mir! Herr, hilf mir und vergieb mir die Schuld!"

Er blieb, bis das Geläute verklang ... Dann erhob er sich, und erst jetzt erkannte er den Ort, wo er in höchster Not so jammervoll zu Gott aufgeschrien hatte.

Er befand sich auf dem Wege nach Hof Fresna: gerade an der Stelle, wo er als Knabe in jener Frühlingsnacht auf Salva gewartet und ihr mitgeteilt hatte: er gehe fort, um geistlich zu werden! Denn seine von Gott wie verlassenen Landsleute müßten und müßten einen Priester haben, und dieser Priester wollte er sein.

Und jetzt war er, der Priester von Baldarè, seinen Pflichten treulos geworden!

Das Erkennen des Ortes machte auf Andram einen mächtigen Eindruck. Ihm war's, als ob Gott selbst, von dem er sich verlassen fühlte, ihn hierher geführt hätte; als ob dies der Weg wäre, auf dem er die gesuchte Hilfe, die Rettung bedeutete, finden würde.

Er blieb unbeweglich stehen und schaute zu, wie die Sterne allmählich erblaßten und langsam der Tag aufdämmerte, ein weißer, totenhafter Wintertag.

Plötzlich begann der Gipfel des Sas da Rü zu erglühen. Wie ein Flammenzeichen schwebte die rote Glut zwischen Himmel und Erde, darüber die aufsteigenden Nebel lagerten: ein graues, gespenstisches Dunstmeer.

Der in Morgenröte erstrahlende Alpengipfel war der einzige Funken Sonnenglanzes, den Baldars während des Winters von dem himmlischen Licht zu sehen bekam; ein Symbol: „Und Gottes Sonne strahlt doch, wenn sie auch ihren Glanz über andere, gesegnetere Thäler, über andere, glücklichere Menschen leuchten läßt. Den Armseligsten muß eben der kleine Funke der goldenen Himmelsflamme genügen."

Kaum aufgeglüht, war der himmlische Schein über Baldars auch schon wieder erloschen. Aber aus Andrams Seele waren die schweren Schatten gewichen; und bei der Helle in ihm sah er seinen Weg deutlich vor sich.

Und der junge Priester ging diesen Weg.

Fünfzehntes Kapitel.

Andram Plaza kommt auf Hof Freïna, und die Witwe des Cusa verlöscht eine alte Grabschrift.

Bèrto war nicht zu Hause, als seine Mutter in aller Frühe den Besuch des Geistlichen von Baldaré bekam. Mit großen Augen sah die Frau auf den Eintretenden, der auf Hof Freïna ein Fremder und gleich einem Feinde war. Darum unterließ denn auch Verena, des Priesters Gruß zu erwidern.

Mit einer Stimme, die für den strengen Diener Gottes ungewöhnlich mild klang, begann Andram: „Da Ihr nicht zu mir in die Kirche kommt, komme ich zu Euch in Euer Haus, Verena Cusa, und ich hoffe zu Gott, in dessen Namen ich Euch aufsuche, nicht vergebens gekommen zu sein."

Ohne des jungen Priesters freundlicher Weise Beachtung zu schenken, antwortete Verena beinahe feindselig: „Wäre mein Sohn Bèrto hier, so würdet Ihr wieder gehen müssen. Mein Sohn ist jedoch abwesend. Also sagt, was Ihr zu sagen habt, obgleich es vergeblich gesprochen sein wird."

„Ich sah Euren Sohn das Haus verlassen und kam gerade darum, weil er abwesend ist. Denn ich habe seinetwillen mit Euch zu reden."

„Meines Sohnes wegen seid Ihr hier?"

„Es ist besser, wenn er mein Kommen nicht erfährt, da ich ihm Gutes erweisen möchte."

„Was könnte von Euch für meinen Sohn Gutes kommen?"

„Ich erwies Bèrto Cusa niemals Übles und sage seiner Mutter nochmals, daß ich ihm zu seinem Glücke verhelfen möchte."

„Was nennt Ihr sein Glück? Etwa das Gold vom Sas da Rü, nach dem der thörichte Knabe sein Leben lang sucht?"

Bei diesen Worten Verenas stieg es heiß in dem Priester auf, und er mußte sich Gewalt anthun, um nicht ein scharfes Wort wider den Wahnsinn des jungen Cusa zu äußern. Doch er war um anderer Dinge willen gekommen, bezwang sich daher, trat vollends ins Zimmer und vor bis zu dem Tische. Neben diesem blieb er stehen und las langsam und laut die im ganzen Lande bekannte Schrift:

„Unter diesem Zirbenbaume ward mein lieber unvergeßlicher Vater, Drusus Cusa, erschlagen gefunden."

Verenas Blicke waren Andram gefolgt ... Was wollte der Priester? Was hatte er mit dem Glück ihres Sohnes zu schaffen, und welche Bewandtnis hatte es mit der Schrift? ... Auch um der Schrift willen war er gekommen! Und Verena stand, wendete kein Auge von dem Geistlichen, regte sich nicht.

Nachdem Andram gelesen, schwieg er eine Weile. Dann sagte er — und es war wiederum ein bei ihm ungewohnt milder Ton: „Euer Sohn liebt Salva Bragù. Aber der Meßner will seine Tochter ihm nicht zum Weibe geben."

Verena erwiderte nichts; sie wartete.

Andram fuhr fort: „Ich hätte sagen sollen: Der Meßner kann Eurem Sohn seine Tochter nicht zum Weibe geben. Es sei denn, daß Ihr, die Witwe von Drusus Cusa, ihm zuvor vergeben hättet."

Noch immer erwiderte die Frau nichts; noch immer wartete sie. Mit dem nächsten Worte mußte der Priester es aussprechen: „Verena Cusa! Durch Eures Mannes jähen Tod belud der Meßner seine Seele mit einer schweren Schuld."

Tonlos kam es von den Lippen der Regungslosen: „Iwan Bragù erschlug meinen Mann?"

„Das sagte ich nicht."

Verena erstickte ein Stöhnen. Nach Worten ringend, stieß sie hervor: „Wenn er meinen Mann nicht erschlug, wie kann er dann

schuld sein an seinem Tode?" Dabei schritt sie auf Andram zu, als könnte sie seine Antwort schneller vernehmen, wenn sie dicht neben ihm stand.

„Ihr wißt, daß der Meßner Euren Mann auf dem Foëllaplan neben dem gefällten Zirbenbaum fand."

„Ja, ja! Redet!"

„In der Nacht, da Drusus Cusa von dem Baum erschlagen wurde, sah der Meßner ihn heimlich von seinem Hause fortgehen."

„Von Hof Freïno?"

„Nun ja."

„Was hatte der Meßner vor unserem Hause zu schaffen? Mitten in der Nacht?"

„Das will ich Euch später sagen."

„Also redet!"

„Es war heller Mondschein. Deutlich konnte er erkennen, daß Euer Mann Säge und Axt bei sich führte. Er wunderte sich: was will der Cusa mit Säge und Axt? wohin begiebt er sich damit in der Nacht? Ich will ihm doch nachgehen. So dachte Iwano Bragù und folgte dem Cusa."

„Schlich ihm nach!"

„Euer Mann schlug den Weg nach dem Foëllaplan ein. Da wußte der Meßner sofort: der Cusa will den alten Zirbenbaum fällen. Folge ihm und ertappe ihn bei seiner That, die ein Diebstahl ist. Räche dich an ihm!"

Verena machte eine leidenschaftliche Bewegung, blieb jedoch stumm.

Andram berichtete weiter: „Mit solchem unchristlichen Vorsatz dem Manne, der sein Feind war, heimlich nachgehend, mußte der Meßner seiner Frau gedenken, die vor kurzem auf dem Foëllaplan bei der Geburt eines Kindes gestorben war, und um welche der Witwer keine Trauer im Herzen trug ... Verena Cusa, Ihr hört mich doch?"

Sie erwiderte mit einem Zeichen: „Ja!"

„Iwano Bragù trauerte nicht um die Tote, weil er beständig einer Lebenden gedenken mußte, die eines anderen Weib war." Andram machte eine Pause.

Wiederum erstickte Verena einen Jammerlaut. Dann rief sie: „Redet! Redet!"

Andram fuhr fort zu berichten, als erlebte er das Erzählte. „Und als der Meßner diesen anderen vor sich hergehen sah, mußte er denken: Warum bist du nicht auch tot wie mein Weib Bersa? Ich wünschte, daß du's wärest! Ich würde für deinen Tod meine Seligkeit geben! Denn lebtest du nicht mehr, so könnte ich zum Weibe die Frau nehmen, die mir gehörte, die du mir stahlst, du Dieb, du Räuber, du Mörder! Denn ein Mörder bist du: mein Lebensglück hast du umgebracht! Und erschlüge ich dich jetzt, so würde ich nur Vergeltung üben ... Totschlagen müßte ich dich! Jetzt, hier in der Einsamkeit, mitten in der Nacht. Aber ich bin ein schwacher feiger Mensch und vermag es nicht. Nicht mit meinen Händen vermag ich's, nur mit meinen Gedanken, meinen Wünschen, meinen Gebeten. Meine Gebete wünschen dich tot — tot — tot, du Räuber und Totschläger!"

Verena stöhnte jammervoll. Aber als Andram schwieg, rief sie ihm zu, weiter zu sprechen. Sie schrie es fast.

Und Andram fuhr fort: „So beging der Meßner in seinen Gedanken beständig den Totschlag an Drusus Cusa, der vor ihm herschlich, und dem er bis zum Foëllaplan folgte. Dort machte sich jener sogleich daran, den Zirbenbaum zu durchsägen. Iwano Bragù stand in geringer Entfernung von ihm im tiefen Schatten einer Felswand. Wie ein weißes Laken lag der Mondschein auf dem Plan gebreitet — wie ein Leichentuch für Drusus Cusa, dessen Tod der heimliche Zeuge des Diebstahls vom Himmel mit jedem Gedanken heiß erflehte."

Verena stammelte: „Nun ja! Mein Mann stahl. Wir waren arm, und es wurde bald Winter. Dann mußten wir frieren, weil wir kein Holz hatten. Er wollte nicht, daß sein Weib und sein kleiner Sohn frieren sollten. Darum fällte er den Baum; er hat's mit seinem Leben bezahlt. Und mit seiner Ehre. Mit der Ehre seines Weibes und seines Sohnes. Ihr Leute von Baldaré wißt es, wie teuer wir zahlen mußten. Gebt euch also zufrieden!" Sie war stöhnend auf die Bank gesunken und fuhr mit zuckender Hand ruhelos über den Tisch: über die Grabschrift, die sie dem Toten durch seinen Sohn hatte schreiben lassen. Es war, als liebkoste sie den Namen ihres Mannes.

Weiter sprach Andram: „Der Meßner stand also im tiefen Dunkel, sah seinen Feind vor sich auf dem taghellen Plan; sah ihn

den Baum durchsägen, wünschte beständig: Daß der stürzende Baum dich erschlüge! Erschlägt er dich, bin ich an dir gerächt. Erschlägt er dich, so ist dein Weib Witwe. Erschlägt er dich, kann ich Verena Cusa zum Weibe nehmen ... Und er betete: „Herr, mein Gott, ich will dir meine Seligkeit geben, lässest du durch den Baum den Cusa erschlagen.'"

Wild rief Verena: „Iwano Bragú erschlug ihn! Herr, mein Gott, vergilt es ihm!"

Traurig versetzte Andram: „Gott hat ihm vergolten. Iwano Bragú ward seit jener Nacht dem Kain gleich, trotzdem er nicht jenen Bruder erschlug. Du, Verena Cusa, bedenke, daß du an deinem einstigen Verlobten die Todsünde der Untreue begingst und trotzdem noch immer von ihm heiß geliebt wurdest."

Verena murmelte: „Noch immer von ihm heiß geliebt ..." Ihre Hand, die den Namen auf dem Tische streichelte, zuckte zurück und glitt auf ihren Schoß herab.

Jetzt dämpfte Andram seine Stimme zum Flüstern: „Bald hatte der Cusa seine Arbeit beendet: der Baum war beinahe durchsägt; nun brauchte der Stamm nur vollends abgehauen zu werden. Nach der Seite hin, wo die Axt ihn durchhieb, würde er stürzen. Drusus Cusa mußte dann rechtzeitig zur Seite springen: im letzten Augenblick! Zauderte er oder sprang er zu spät — nur um einen Augenblick zu spät! —, so zerschmetterte ihn der stürzende Baum. Jetzt legte er die Säge fort, griff zur Axt. Von seinem Versteck aus sah Iwano Bragú, wie die Splitter flogen. Es war so hell, daß er des Cusa Züge erkennen konnte. Nie war dieses ihm so schön erschienen, nie hatte er den Mann so gehaßt ... Und beständig der Gedanke, der Wunsch, das Gebet: Daß der Baum dich erschlüge — daß er dich erschlüge — erschlüge! Gewaltig hieb der Cusa in den Stamm. Noch einige Schläge, und es mußte geschehen sein. Bereits rauschten die Zweige gegeneinander, bereits neigte sich der Wipfel, schwankte der Baum. Mit angehaltenem Atem schaute der Meßner zu. Gleich mußte die Zirbe stürzen ... Aber er würde gewiß rechtzeitig zur Seite springen — um keinen Augenblick zu spät. Dann blieb er leben, dann wurde Verena nicht Witwe. Da mußte er denken: Er weiß nichts von dir. Er weiß nicht, daß du ihn aus dem Hause schleichen sahst, ihm folgtest und jetzt Zeuge seiner That bist ... Wenn der Baum sich zu neigen beginnt, tritt aus dem Schatten vor und rufe ihn an. Er wird erschrecken, im Schreck aufblicken, den rechten Augenblick für den rettenden Sprung versäumen. Der Baum wird stürzen, wird ihn zerschmettern. Dann wird dein Gedanke wahr, dein Wunsch erfüllt, dein Gebet erhört: Dann erschlägst nicht du den Cusa, sondern der Baum tötet ihn! Dann ist Verena frei, und sie ist dein. Also springe vor und rufe ihn an! Da begann der Baum sich zu neigen ... Unbeweglich blieb der Cusa stehen — ohne zur Seite zu springen. Regungslos schaute er hinüber nach der Felswand, deren tiefer Schatten den Meßner verbarg. Vielleicht hatte ein Laut diesen verraten ... Im nämlichen Augenblick ward Iwano Bragú von heißer Reue über seine mörderischen Gedanken gefaßt, gepackt von Todesangst um den Cusa. Erschlagen werden mußte er, sprang er nicht in dieser letzten Sekunde zur Seite. Doch er stand unbeweglich und schaute hinüber ... ‚Drusus Cusa, der Baum stürzt!' So rief der Meßner und sprang vor. Da wurde Drusus Cusa vom stürzenden Baume erschlagen." —

„Mörder! Verruchter Mörder! Fluch treffe den Mörder!"

Wieder und wieder rief die Witwe des Erschlagenen das furchtbare Wort. Sie war aufgesprungen und starrte mit einem Blick ins Leere, als sähe sie die tageshelle Flur mit dem gefällten Baum, dessen Wipfel rauschend sich neigte, dessen Stamm knarrend schwankte; als sähe sie den Mann, der den Baum gefällt hatte, der von dem stürzenden Baume fortspringen mußte, und der doch unbeweglich hinüberblickte, wo jetzt aus dem Schatten der Wand Iwano Bragú in den vollen Mondesglanz trat ...

„Mörder! Verruchter Mörder! Verfluchter ..."

Da rief Andram: „Als Eures Gatten Mörder fühlt sich Iwano Bragú; gleichwie an einem solchen wurde des Cusa Tod alle diese Jahre an ihm gerächt. Jetzt ist es

der Rache genug; denn genug ist es der Reue und Sühne. Nach seiner zwanzigjährigen bitteren Reue, seiner zwanzigjährigen schweren Sühne spreche ich im Namen Gottes den Sünder frei von Schuld. Wollet Ihr dem Manne fluchen, dem der Herr vergab?"

„Mit meinem letzten Atemzuge noch! Der Meßner wollte ihn töten und tötete ihn."

„Im letzten Augenblick wollte er den Mann warnen, der ihm die Braut genommen; den Mann vom Tode retten, der ihm sein Lebensglück mordete."

Verena rief: „Das meine hat er gemordet. Seht mich an! Seht meinen Jammer!"

„Sollen um Eures Leides und Hasses willen Euer Sohn und Salva Bragù unglücklich werden?"

„Was schert mich Salva Bragù?"

„Soll an Bèrto Cusa die Sünde des Vaters heimgesucht werden?"

„Heimgesucht ward sie an mir durch die Leute von Valdarò."

„Vergebt dem Meßner!"

„Geht!"

„Ihr müßt ihm vergeben!"

„Ihr sollt gehen!"

Aber Andram blieb. „Ihr kommt nicht in Gottes Haus, weil die Menschen, die dort beten, Eurem Manne seinen Diebstahl, seine Schuld, die er Euch zuliebe beging, nicht verziehen haben; und Ihr selbst verzeiht nicht dem Manne, der Euch zuliebe zum Mörder werden wollte?"

Dieses Wort traf die Frau ins Herz.

Mit einem dumpfen Wehlaut glitt sie bei dem Tische nieder. Ihr Kopf lag auf der Stelle, welche die Schrift trug; ihr Leib erbebte in leidenschaftlichem Schluchzen.

Andram trat leise zu ihr, beugte sich tief zu ihr herab und sprach flüsternd in sie hinein, nicht eher ablassend, als bis die Weinende still geworden.

* * *

Iwano Bragù wurde am Vormittag durch einen Boten gemeldet: „Du sollst sogleich zum geistlichen Herrn in die Kirche kommen!"

Als der Meßner in die Kirche trat, stand Andram beim Altar, auf seinem blassen Antlitz einen Glanz, der so recht aus tiefster Seele quoll.

Der Priester sagte: „Bevor ich Euch Eurer Sünde los und ledig spreche, muß ich Eure Vergebung haben."

Und da der Meßner nicht begriff, klagte der geistliche Herr sich an: „Ihr dürft mich beim Bischof eines schweren Vergehens beschuldigen, denn ich habe das Beichtgeheimnis verletzt. Vergebt mir, Iwano Bragù."

Jetzt verstand dieser. Er rief: „Ihr waret auf Hof Freìna und spracht mit Verena Cusa?"

Leuchtenden Blickes versetzte der Priester: „Heute noch wird des jungen Cusa Mutter zu Euch kommen, um für ihren Sohn um Eure Tochter zu bitten ... Vergebt Ihr mir, weil ich verriet, was ich hätte verschweigen müssen?"

Da begann der Meßner bitterlich zu weinen. Erst jetzt fühlte er von der drückenden Last seines zwanzigjährigen Schweigens sich befreit — nun auch die Witwe des Toten um seine Schuld wußte und sie ihm vergab.

Dann läutete er die Glocke, und Andram vollzog das heilige Meßopfer. Er hatte noch immer seinen glanzvollen Blick: ein Diener des Herrn, der die Prüfung bestanden.

* * *

Am Abend dieses Tages sagte Verena zu ihrem Sohne: „Lege dein Sonntagsgewand an, ich habe mit dir einen Gang zu thun."

Sie hatte bei diesen Worten eine so feierliche Art, daß Bèrto unwillkürlich gehorchte. Er frug nicht einmal, wohin seine Mutter sich begeben wollte.

Als er in seinem vollen Staat zurückkam, fand er sie auf ihn warten. Auch Verena trug ihr bestes Gewand. Was sie jetzt that, war jedoch so seltsam, daß Bèrto glaubte, seine Mutter habe plötzlich den Verstand verloren.

Vor seinen Augen ergriff sie die Axt, die zum Spalten des Holzes beim Herde lag, trat damit an den Tisch und ließ das Beil mit aller Wucht auf die schöne schimmernde Platte niederfallen. Vor ihres Sohnes Augen zertrümmerte sie das Holz, welches die Schrift trug. Die Splitter warf sie in das Herdfeuer, das prasselnd hoch aufschlug.

Dieses verrichtete Verena Cusa unter tiefem Schweigen, als vollziehe sie eine symbolische Handlung.

Erst nachdem der letzte Splitter verbrannt, der letzte Buchstabe vom Feuer verzehrt worden war, sagte sie: „Jetzt wollen wir zu Jwano Bragú gehen."

Berto rief: „Er wird mich wieder hinausweisen und dann —"

Doch seine Mutter beruhigte ihn: „Er wird uns willkommen heißen, und dann wird aus dir und Salva ein glückliches Paar." Verena lachte zugleich ihren Sohn an. Das hatte sie nicht gethan, seitdem Bérto ein dreijähriges Kind gewesen ...

Als sie bei Jwano Bragú eintraten, fanden sie das Zimmer durch ein helles Feuer und durch zwei brennende Kerzen festlich erleuchtet, den Boden mit Wachholderzweigen bestreut, den Meßner, sonntäglich gekleidet, allein am Herde stehen.

Bei Verenas Anblick stieg ihm eine tiefe Glut ins Gesicht, als sehe er in dem verblühten Weibe noch immer das wunderschöne junge Geschöpf, welche ihm einstmals gehört hatte, jedoch einem anderen zugefallen war. Er ging der Frau von Hof Freïna mit unsicheren Schritten entgegen, wollte sprechen, stammelte aber nur einige unverständliche Worte.

Da sagte Verena: „Einstmals, Jwano Bragú, kamst du zu mir auf Hof Freïna, um für dich selbst bei mir zu reden. Du bliebst jedoch stumm. Heute komme ich zu dir. Aber ich spreche heute bei dir für meinen Sohn. Willst du mich hören?"

Der Meßner antwortete: „Nehmt vorerst beide an meinem Herdfeuer Platz. Ich will gehen und meine Tochter rufen." Er ging zur Kammerthür, wandte sich und sagte in tiefster Bewegung: „Sei tausendmal dafür bedankt, daß du zu mir kamst."

Er ging, und die beiden Cusa setzten sich im wachholderdurchdufteten hellen Gemache bei der traulich knisternden Flamme nieder.

Sechzehntes Kapitel.

Bérto Cusa will nicht mit seiner Mutter zur Kirche gehen, und Andram läßt die Kindlein zu sich kommen.

Bérto war mit einer Zimmermannsarbeit beschäftigt: für Hof Freïna mußte ein neuer Tisch angefertigt werden.

Da trat seine Mutter zu ihm und sagte: „Morgen ist Sonntag."

„Bis morgen wird der Tisch fertig."

„Morgen gehe ich in die Kirche zur Messe."

„Du! ... Zur Messe?"

„Du gehst doch mit mir?"

„Hinunter nach Crocetta? Mitten im Winter!"

„Ich gehe nicht nach Crocetta."

„Du willst hier die Messe hören? In Valdaré, wo der Plaza Priester ist?"

„Du gehst doch mit mir?

„Ich zum Plaza gehen ..." Er hatte zu hobeln aufgehört und sah seine Mutter mit einer Miene an, als rede sie im Fieber.

„Freilich gehe ich zum Plaza. Er kam ja auch zu mir."

„Mutter! Der Pfaffe kam zu dir auf Hof Freïna? Mutter!"

„Vorgestern früh war er bei mir. Abends ging ich dann mit dir zum Meßner."

„Was wollte der Plaza?"

„Einen friedlosen Menschen zum Frieden führen und dich zu deinem Glück."

„Zu Salva!" Der Name klang wie ein erstickter Aufschrei.

Seine Mutter wiederholte: „Wirst du auch jetzt nicht mit mir zur Messe gehen?"

Niemals hatte Verena ihren Sohn so gesehen. Es erfolgte ein Ausbruch seines innersten Menschen, der in diesem Augenblick ganz Haß gegen den Priester war.

Also Andram Plaza hatte seine Mutter zu Jwano Bragú geführt, hatte zu stande gebracht, daß der Meßner ihn an seinem Herdfeuer niedersitzen ließ, hatte ihm Salva, sein Glück, wie seine Mutter es nannte, zu eigen gegeben. Sein Glück sollte er dem Manne zu danken haben, der ihm als Kind schon verhaßt gewesen war? Das hieß so viel, wie sein Glück ihm vergiften.

Und im Übermaß seines Schmerzes warf sich Bérto auf den Boden, wie er an dem Abend gethan, als er auf der Alpe Vanna von fern das fröhliche Volk der Recher und Recherinnen sah und gleich einem aller Lebensfreude Beraubten sich fühlte.

Endlich sagte seine Mutter: „Er wollte, daß es dir verschwiegen bleiben sollte. Aber das ziemte mir nicht. Auch sprach er zu mir von Dingen, die er nicht hätte sagen dürfen, die freilich durch seine Worte zum

Guten gewendet wurden. So möchte auch ich das, was du wider diesen Mann hast, zum Guten wenden, dadurch, daß ich dir mitleile, was er für uns that. Zu danken brauchst du ihm nicht; aber Gott sollst du danken in seinem Hause, wo dieser reine und gute Mensch Priester ist."

Noch nie hatte Verena in solcher Weise zu ihrem Sohne gesprochen. Aber Bòrto wollte seine Mutter nicht hören. Da neigte sie sich zu ihm herab und flüsterte ihm zu: „Weißt du denn nicht, daß er Salva Bragù heißer liebte als Gott den Herrn? Und er kam trotzdem zu mir, damit ich bei dem Meßner für dich um sie werben sollte. Und du willst mich morgen nicht in die Kirche begleiten?"

Bòrto erhob sich und rief leidenschaftlich: „Als er ein Knabe war, liebte Salva ihn mehr als mich. Er wußte es wohl und triumphierte. Doch er wollte ein Heiliger werden: der Heilige von Baldaré! Deshalb ließ er mir Salva, und ich soll ihm dafür mein Leben lang danken, diesem reinen guten Menschen, der besser sein will als wir alle! Aber die Stunde wird kommen, da ich mit ihm abrechnen werde. Und dann ..." Er vollendete nicht und nahm seine Arbeit wieder auf.

Am Abend setzte Verena die Schüssel mit dampfender Polenta auf den neuen Tisch. Es war jedoch ein schweigsames und freudloses erstes Mahl, das Mutter und Sohn darauf einnahmen. Am anderen Morgen mußte Verena sich allein in die Messe begeben.

* * *

Als die Dorfleute die Witwe des Cusa in der Kirche sahen, gab es einen förmlichen Aufruhr.

Was hatte die Frau vom Hof Freïna da zu suchen? In ihrer Kirche! Was fiel ihr plötzlich ein? War sie alle die Jahre nicht hinunter nach Ervetta gegangen, so konnte sie auch jetzt in Baldaré davonbleiben. Aber solches Volk kam jetzt in ihre Kirche zu dem geistlichen Herrn! Daran merkte man, was das für einer sein mußte, wenn selbst die Witwe des Cusa ihm zulief!

Niemals war Verena derartig gemieden und feindselig angeschaut worden als an jenem Sonntagmorgen in der Kirche. Sie kniete in der letzten Bank und blieb darin die einzige Beterin. Dennoch kam sie fortan jeden Morgen zur Messe und den nächsten Sonntag sogar zur Nachmittagspredigt. Alle wichen ihr aus; als Salva kam und sie sah, setzte sie sich neben die Einsame, die nicht aufblickte. Auch Mutter Jakobine gesellte sich dazu. Sie that es jedoch nicht aus freiem Antrieb, sondern auf Befehl ihres Mannes, was Andram freilich verschwiegen blieb.

Dieser sah die drei Frauengestalten in der letzten Bank nebeneinander sitzen, gewahrte die Erregung der übrigen Weiber, und als er zu predigen begann — da das Kirchlein keine Kanzel besaß, sprach der Geistliche vor dem Altar stehend —, ging ihm das Herz über, und er sprach heftige, heiße Worte wider die Unduldsamkeit. Seine Predigt wurde zu einer donnernden Strafrede, bei der selbst Petro Plaza schwül zu Mute ward und Mutter Jakobine jammervoll zu schluchzen anhub: weil ihr Sohn gar so zornmütig redete! Aber Salva hob ihr gesenktes Haupt, und ihre Augen, welche so lange den Blick des alten Freundes gemieden hatten, hingen wiederum an seinen Lippen. Andram fühlte zwar ihren Blick; aber hätte er jetzt die Monstranz gehalten, so würde seine Hand nicht wieder gezittert haben.

Nach der Predigt stand die Gemeinde vor der Kirche in Gruppen beisammen: auf der einen Seite die Männer, auf der anderen die Frauen. Die beiden alten Plaza waren nach Hause gegangen, und Salva hatte Verena begleitet.

Als Andram mit dem Meßner aus der Kirche trat, sah er finstere Blicke auf sich gerichtet, hörte er feindseliges Flüstern. Da erkannte er, daß der offene Kampf gegen ihn begonnen hatte; ein Kampf mit denselben Menschen, denen er Frieden bringen und Gutes erweisen wollte. Und eine unaussprechliche Traurigkeit bemächtigte sich des jungen Geistlichen. Nie war ihm der Gedanke gekommen, daß dem schönen Worte: ein Streiter Gottes sein, eine solche Auslegung zu teil werden könnte: Streit des Priesters mit seiner eigenen Gemeinde!

Dennoch mußte er zu kämpfen fortfahren! Nicht seinetwillen, sondern seiner Gemeinde willen.

* * *

Als die Dorfleute erfuhren, daß Vèrto Cusa Abend für Abend bei dem Meßner am Herdfeuer saß, wurde auch dieser mit seiner Tochter in den Bann gethan, der auf den Cusa lastete.

Was den allgemeinen Zorn gegen Salva verstärkte, war die große Enttäuschung, die sie fort und fort sämtlichen Weibern bereitete. Denn sie beharrte darauf, keinen Todesfall in der Gemeinde vorauszusehen. Das war schlecht von ihr! Sie brauchte doch sicher nur den guten Willen zu haben und sich einigermaßen Mühe zu geben, so konnte bei dem Patenkinde der Gannes das zweite Gesicht gar nicht ausbleiben. Die meisten ladinischen Dörfer besaßen ihre Seherin, die jeden einem baldigen Tode Verfallenen zu bezeichnen vermochte. Die Ortschaften stritten untereinander, welche die unfehlbarste Prophetin aufzuweisen hätte, und auch darin war das armselige Valdaré unter allen Dörfern am schlechtesten vom Himmel bedacht. Salva Bragü hätte der Stolz der Gemeinde werden können; denn keine der vielen Totenvorausseherinnen Ladiniens konnte mit ihr an Jugend und Schönheit sich messen. Sie aber wollte nicht.

Die am bittersten Enttäuschte und daher am lautesten Schmähende war Mariana Campill. Denn sie war es gewesen, welche den Weibern die neue Prophetin angekündigt hatte. Auf der Alpe Vanna konnte sie vorigen Sommer mit eigenen Augen sehen, wie die jungen Burschen ihr nur so zuliefen. Das Mädchen brauchte einen Mann nur anzuschauen, und sogleich wirkte der Zauber des bösen Blicks. Mit dem Messer waren die armen Behexten aufeinander losgegangen, und es kam einem Wunder gleich, daß keiner hatte ins Gras beißen müssen: um der glänzenden Augen der gelbhaarigen Dirne willen!

Jetzt war gar der junge Cusa, der doch — wie jedermann wußte — seit Jahren sie nicht mehr angeschaut hatte, ihr mit Leib und Seele verfallen. Über ihn hatte sie durch den Johannisnachtzauber Gewalt bekommen. Dieser war von allen bösen Zaubern der stärkste. Wozu hatten sie in Valdaré jetzt wohl einen Geistlichen, wenn dieser nicht einmal einer Hexe das höllische Handwerk legen konnte?!

Aber das zu thun, fiel dem Priester nicht ein. Sogar in der Kirche duldete er sie, und zu Ostern würde er ihr sicher mit den anderen den göttlichen Leib des gekreuzigten Heilands reichen.

Dann würden aber die Leute etwas erleben …

Einstweilen geschah etwas anderes.

Da Valdaré noch immer nicht das heiß ersehnte Gasthaus besaß, schenkte Basil Campill, der Mann der Mariana, den Leuten aus. Er schenkte keinen Wein, sondern Spirituosen. Einstweilen nur Sonn- und Feiertags und heimlicherweise. Jeden Festtagabend gab es jetzt in Valdaré Betrunkene, was früher nie der Fall gewesen war. Der Wirt in Craetta schenkte sauren Wein, der überdies stark gewässert war; auch war es den Männern von Valdaré selten eingefallen, ihre wenigen, sauer ersparten Kreuzer ins Wirtshaus zu tragen; und ein Rausch galt als Schande. Jetzt tranken sie keinen gewässerten Wein, wohl aber ungewässerten Branntwein; noch dazu ganz nahe bei ihrer Kirche. Die Schande war zwar die gleiche, sie kamen jedoch bald dahinter, daß es mit dieser weiter nichts auf sich hatte und das wirksamste Mittel gegen das Elend des Lebens eben der Rausch war. Anfangs lamentierten die Weiber über ihre betrunkenen Männer; diese wurden darüber wild und brachten die Scheltenden zum Schweigen: durch Schläge. Auch das Prügeln der Weiber war in Valdaré eine neue Sache. Merkwürdig schnell gewöhnten sich die Frauen an Schläge — fast ebenso schnell wie ihre Männer an den Trunk.

Als der Bürgermeister von Amts wegen gegen die Branntweinwirtschaft Einsprache erhob, wurde er mit Hohn abgewiesen …

Darauf begab sich der Priester zu Basil Campill, dessen jüngster Sohn sein Administrant war; im guten wollte er mit dem Manne reden. Aber da kam er schön an. Nun forderte er in Gemeinschaft mit seinem Vater das sofortige Einstellen des Ausschankes, zu dem der Mann nicht berechtigt war. Bürgermeister und Priester erhielten zur Antwort: sie möchten nur die Anzeige erstatten. Dann würde man ja sehen. Er, Basil Campill, sei bereit, sich strafen zu lassen.

Jetzt trat Andram einen Bittgong an. Er besuchte jedes Hous, sproch mit jedem einzelnen. Gegen seine Art wor er mild, sost weich. Da konnte er denn erkennen, wie mon sein Wort hoch hielt! Sogar die geprügelten Weiber machten mit den Männern gegen ihren Geistlichen gemeinsame Sache.

Nunmehr schenkte Bosil Campill nicht mehr heimlich, sondern öffentlich aus; und nicht nur allein des Sonn- und Feiertags, sondern ouch während der Woche. Jeden Abend gab es forton berouschte Männer, die von ihren geprügelten Frauen selbst zum Trinken angehalten wurden: lediglich dem Pfaffen zum Trotz!

Da ließ Androm sich hinreißen, wiederum in der Kirche seine Gemeinde zu warnen, und wurde wiederum nicht gehört. Übrigens komen jetzt nur sehr wenige. Manchen Morgen waren die alten Ploza, die beiden Bragù und — Verena Cusa die einzigen, welche der Messe beiwohnten.

Noch eins kam gleich in diesem ersten Winter hinzu, das den Konflikt zwischen dem Priester und seiner Gemeinde verschärfte.

Da die Kinder während der langen Winterszeit keine Schule besuchen konnten, da sie ouch im Sommer, wo sie den Ihren beim Heuen und Weiden des Viehes helfen mußten, wenig hinab nach Croetto kamen, wollte Andram im Dorfe eine Schule gründen. Indessen vermochten die Dorfleute nicht, für ihre wild aufwachsende Jugend einen Lehrer onzustellen; wollten es auch nicht. Nichts wor für ihre Kinder unnützer als Lernen! Da erbot sich Andram, selbst den Unterricht zu erteilen, jeden Tag einige Stunden in seinem elterlichen Hause, wo dofür der größte Roum vorhonden war.

Wiederum ging er von Haus zu Haus, um zu bitten, mon möchte ihm die Kinder senden. Einige stellten sich ouch wirklich ein; es woren jedoch nur wenige, und nach und noch — gerade wie bei den Kirchgängern — wurden es noch immer weniger.

Zwei Dinge also mußten von dem Bürgermeister und von dem Geistlichen durchgesetzt werden: der Branntweinausschank mußte verboten und der Schulbesuch geboten werden. Beides ließ sich schließlich erzwingen; dagegen nicht so der Besuch der Kirche, nicht so dos Vertrouen der Gemeinde zu ihrem Hirten.

* * *

Weihnachten in Boldars!

Während Androms harter, longjähriger Vorbereitung für seine Priesterschoft, und während er in Sehnsucht und Heimweh nach seinem trostlosen Geburtsort sich verzehrte, hatte er wohl zu hundert Malen sich vorgestellt: wie beglückend und erhebend es sein würde, wenn er ols Priester von Baldars mit seiner lieben Gemeinde in dem verschneiten Dorfe das Weihnochtsfest feierte.

Schon als Knobe hatte er eifrig seine Sparpfennige zusommengelegt, um einstmals in Baldars die Weihnochtskrippe zu beschaffen. Schon in Brixen hatte er dieses köstliche Gut Stück für Stück erworben. An jedem Stücke, dos er eingekouft, hing heimliche Entbehrung, herzliche Heimatsliebe und leuchtende Hoffnung ouf die Zukunft, wo er Gutes wirken und dofür geliebt sein würde.

Stück für Stück wor die Weihnachtskrippe beisammen — Stück für Stück seines Heimotsglückes und seiner Hoffnung wor verloren.

Freudlos baute jetzt Andram mit Hilfe des treuen Meßners vor dem Altor die Krippe auf.

Jwano Bragù hatte mit vieler Mühe Zirbenzweige und Wochholdergrün beschafft und Salvo schon im Herbst von der Alpe Bonno Moos mitgebracht. Aus den Zweigen und dem Moos word die Landschaft von Belhlehem hergestellt und dorin die Hütte errichtet. In die Krippe, neben der einträchtiglich Ochs und Eselin standen, wurde dos süße Jesuskind gelegt, die heilige Jungfrou in oller Holdseligkeit daneben gesetzt und der gute St. Joseph ihnen beigesellt — bescheiden im Hintergrund. Zwischen den Zweigen auf dem weichen Moosteppich weideten die Hirten ihre Herden, die Engelschor erschien und verkündigte den Ärmsten und Letzten dos Heil der Welt. Auch sah man bereits in der Ferne die drei frommen Könige aus dem Morgenlond mit großem Gefolge heranziehen, indessen über dem armseligen Hüttlein groß und hell der Stern ergläuzte.

Die Krippe stand fertig und harrte der Gläubigen, die kommen sollten, um anzubeten und mit ihrem Seelsorger das Weihnachtsfest feierlich zu begehen.

* * *

In den meisten Wintern hatten die Leute von Baldarè auch zur Weihnachtszeit nicht hinab nach Crocetta zur Kirche kommen können. Es bereitete ihnen nicht einmal sonderlichen Kummer.

Wie ihr Dorf, so waren die Gemüter in einen langen Winterschlaf verfallen. Man mochte sich nicht aus dem Hause rühren und war mit seinem dumpf und stumpf dahingeschleppten Dasein schon zufrieden, gab es nur Holz genug, um nicht allzusehr frieren zu müssen. Der Herr und die lieben Heiligen wußten ja, daß in Baldarè der Schnee haushoch lag und der Weg aus der dunklen Gruft hinab nur unter Lebensgefahr gangbar. Da würde denn der Himmel ihnen die lange Versäumnis von Beichtstuhl und Messe sicher nicht anrechnen.

In diesem Winter nun taute das neue Lebenselixier, welches Basil Campill den Leuten ausschenkte, die eingefrorenen Geister auf; und in dem höhlenartigen Raum — der neuen Wirtsstube — wurde von den Stammgästen der Plan ausgeheckt: diese Weihnacht durch die Schneemassen einen Weg zu bahnen und zur Christmette nach Crocetta hinunterzugehen, „um den Pfaffen zu ärgern!“ Die geprügelten Weiber stimmten dem Plan eifrigst bei, teils ihrem Geistlichen zuleide, teils sich selber zuliebe, heimlich auf einen Einkauf beim Krämer hoffend. Betranken sich ihre Männer jetzt Abend für Abend in Schnaps, so durften auch sie sich mitunter etwas Gutes gönnen; und wenn sie zu etlichen kostbaren Kaffeebohnen recht viel billige Cichorie thaten, so konnten die Schnaps trinkenden Männer solchen Genuß wohl ihren Weibern beschaffen. Also wurde in der Weihnachtszeit unter großem Mühe-aufwand Bahn gemacht und zwar womöglich mit noch mehr Eifer, als im Frühjahr der Weg für den Besuch des hochwürdigsten Herrn Bischofs gerichtet worden war.

Dieses Mal ging Iwano Bragù von Haus zu Haus. Mit aufgehobenen Händen bat der Meßner, ihrem Geistlichen nicht solche Kränkung, sich selbst nicht solchen Schimpf zuzufügen! Er wurde in jedem Hause mit Haß und Hohn weggewiesen. Andram erfuhr die Absicht, fühlte sich machtlos und — baute trotzdem seine Krippe. Aber er that es blutenden Herzens.

Am Abend des Christtages wanderte ein großer Teil der Einwohnerschaft nach Crocetta hinunter. Die Leute führten Fackeln aus Kiefernholz mit sich und zogen gemeinsam aus; am Hause ihres Geistlichen vorüber, den sie heute schmählich verrieten.

Mutter Jakobine nahm ihre Zuflucht zu Schluchzen und Thränen, suchte und fand aber alsdann Trost im Bereiten des Weihnachtsgebäckes, als welches in Baldarè die ladinische Festspeise, die Fanèdes, gelten mußten. Petro Piaza sehnte sich an diesem freudlosen Weihnachtsabend mehr als je nach dem Sommer, nach seinem Föhrenwalde und einem Kampf mit einem jungen, unbändigen Stier.

Andram saß allein in seiner kalten, dunklen Kammer.

Um die Mitternachtsstunde läutete der Meßner zum erstenmal in Baldarè die Christmette ein: als Zeichen, daß der Herr seinen eingeborenen Sohn auch für die Ärmsten und Letzten auf die Welt gesandt — gerade für diese!

Zum erstenmal strahlte aus dem Kirchlein festlicher Lichtglanz in die winterliche Öde hinaus, und am Altar, über der Krippe stehend, waltete der junge Priester seines Amtes für jene wenigen, die da gekommen waren: außer seinen Getreuen einige alte Weiber und — viele Kinder.

Die Kinder hatten ihre helle Freude an dem hübschen Aufbau von Grün und bunten Figuren. Sie bestaunten die Esel und Öchslein, die Hirten und Schafe, die heiligen drei Könige und die Engelschar; und glaubten, daß das Kindlein in der Krippe leibhaftig der süße Jesusknabe sei. Bei dem Glück der Kleinen fiel der Kummer von Andrams Seele wie eine dunkle Hülle, so daß auch ihm in dieser ersten traurigen Weihnacht seines jungen Priestertums der Stern von Bethlehem strahlte — dank den Kindlein, die der Herr jeden Tag von neuem zu sich kommen läßt.

Siebzehntes Kapitel.

Für Valdaré geht die Sonne wieder auf, und Salva ersteht vom Tode.

Schnee und immer noch Schnee!

Dazu sonnenlose Dämmerung, kurze, in fürchterlicher Gleichförmigkeit verbrachte Tage, die kaum Tage zu nennen waren, die ihr Licht durch die alles erfüllenden und alles durchkältenden Schneemengen empfingen.

Schwere, schwarze Nebel senkten sich in die Felsenenge, hängten sich an die Schrofen, klebten an den Zacken, blieben haften, hoben sich erst nach langer Zeit, während welcher die Menschen wie in einer großen, grausigen Gruft sich befanden.

Oder es herrschte Schneesturm.

Tagelang, nächtelang das Sausen und Brausen der tobenden Windsbraut; der Schnee in weißen Wirbeln kreisend, daß die Menschen in ihren Häusern, die auch über Tag nur durch das Herdfeuer erhellt wurden, angstvoll saßen, jeden Augenblick gewärtig, der Sturm werde die Mauern einreißen, das Dach auf sie niederschmettern.

Ein Glück war's, daß die Männer in solchen Zeiten jetzt stets Branntwein hatten, der Körper und Seele mehr wärmte als Gotteswort.

Schon im November war es so gewesen; und im April herrschte noch das gleiche Wetter.

Dann — kurz vor Ostern — kam ein Tag, der für die Leute von Valdaré des Jahres größter Feiertag war: nach fast fünf Monaten sollte — dem Kalender zufolge — zum erstenmal auch für sie wieder die Sonne scheinen.

Der große Tag brachte so schwere dunkle Wolken, daß es zweifelhaft schien, ob das liebe Himmelslicht heute leuchten würde.

Regungslos lastete die dichte Dunstschicht über dem Dorfe, als senkte sich darauf der Himmel nieder, zu dessen strahlendem Auge die Leute von Valdaré heute freudig emporblicken wollten.

In der Nähe des Ortes befand sich ein Hügel, von dem aus man die aufsteigende Sonne zuerst erblickte. Es war uralter, also heiliger Brauch, daß die Dorfleute am Tage dieses ersten Sonnenaufgangs auf der Anhöhe sich versammelten.

Auch an diesem dunklen Aprilmorgen standen sie: Männer und Frauen, Alte und Kinder, auf der schneebedeckten kahlen Felsenkuppe beisammen und harrten, ob das graue Gewölk sich heben und weichen, sich verziehen würde. Um sie her war ringsum nichts anderes als Nebel und Schnee. In tiefem Schweigen harrten sie der Sonne entgegen.

Da entstand unter den Versammelten eine Bewegung: der geistliche Herr kam den Hügel herauf, um mit seiner Gemeinde die ersten Sonnenstrahlen des Jahres zu erwarten.

Man machte ihm Platz, so viel Platz, daß er inmitten der Leute allein stand. Seine Eltern waren daheim geblieben, und Iwano Bragù sollte in der Kirche die Glocke läuten, wenn für Valdaré heute zum erstenmal die Sonne wieder aufging.

Die Stunde, da dies geschehen mußte, war längst gekommen, und immer noch lagerte die schwere Dunstschicht über den Dolomiten. Schon wollten die Wartenden enttäuscht in ihre dunklen Häuser zurückkehren, als plötzlich ein Wind sich erhob und Bewegung in das Gewölk brachte.

Nun wogte und wallte die Nebelflut, schlug mit gespenstischer Welle lautlos gegen das himmelhohe Felsgestade, ließ ihre bleiche Nebelbrandung zu den zackigen Klippen aufsprühen.

Zugleich begann ein wunderbares Farbenspiel, leuchtendes, bald lichtes, bald tiefdunkles Blau, von gelben und roten Lichtern durchflammt.

Und jetzt durch den zerrissenen Dunst die Sonne, groß, blutrot mit gewaltigen Strahlengarben, gleich einem mystischen Zeichen. Im nächsten Augenblick — Himmel und Erde nebelfrei. Die Dolomiten glänzend im Sonnenlicht! Sonnenbeschienen das graue Valdaré, darüber die Glockenklänge seines Kirchleins wie eine Gottesstimme schwebten.

Da begann der Geistliche laut zu beten, mit aufgehobenen Händen dem Herrn dankend, daß er für sein armes Valdaré die Sonne wieder aufgehen ließ; und die Gemeinde betete mit, so daß dieser erste Sonnenaufgang auch für das beschwerte Gemüt des Priesters zum Feiertag ward.

* *
*

Als hätten die ersten Sonnenstrahlen des neuen Jahres den Leuten ins Herz geschienen, kam jetzt für Andram eine etwas bessere Zeit. Der heiße Süd, der die Schneemassen zum Schmelzen brachte, berührte auch die starren Gemüter der Menschen unter dem Gipfel des Sas da Rú mit seinem Auferstehungshauch.

Aber immer noch hatten die Dorfleute unter den Folgen des grimmigen Winters zu leiden. Der Weg nach Croetta war völlig zerstört und auch wegen der Lawinenstürze kaum zu passieren. Dennoch stiegen von den Jüngeren viele hinab, um in den Thälern von Ampezzo, Enneberg und Gröden einen Dienst für den Sommer zu suchen: sie mochten sich nicht bei ihrem Bürgermeister, der ihnen den Branntwein nehmen wollte und obendrein der Vater des Pfaffen war, verdingen.

Nach dem tiefen Schweigen des Winters nun ununterbrochener Lawinendonner. Bei Tag und bei Nacht stürzte der aufgetaute Schnee zu Thal, Felsstücke und Geröll mit sich reißend. Er füllte als graue Eismasse die Schlünde und Klüfte und schmolz auch den Sommer über nicht.

Obgleich zu Ostern in Valdaré noch kein Grashalm grünte und die Sonne nur erst kurze Zeit am Tage seine Armut beschien, war das heilige Fest für den kleinen Ort doch eine wahre Auferstehungsfeier. Der Bischof halte auch für Valdaré Osterpalmen geweiht und in Gestalt von Olivenzweigen durch den Pfarrer von Croetta an Andram senden lassen.

Von diesem waren in aller Stille österliche Vorbereitungen getroffen worden. Schon vor vielen Wochen hatte er Weizenkörner in Töpfen angesät und im Dunkeln neben dem Herde treiben lassen. Die Saat war in durchsichtig zarten, fast weißen Halmen hoch aufgeschossen. Am Morgen vor dem Sterbetag des Herrn bereitete der junge Geistliche diesem in seinem Kirchlein die Gruft. Unter dem Altar lag, in Linnen gehüllt, der gekreuzigte göttliche Leib — eine aus Zirbenholz geschnitzte, lebensgroße Figur — ringsum standen brennende Lämplein und davor in dichtem Kranz die Töpfe mit der jungen Weizensaat, die Christi Grab wie eine Glorióle umstrahlte.

Etwas ähnlich Geheimnisvolles und Heiliges hatten die Dorfleute noch niemals gesehen. Also kamen sie! Alle kamen! Auf den Zehen schlichen sie zum Altar, standen lautlos mit angehaltenem Atem, sahen den umleuchteten Leichnam und wurden von frommen Schauern erfaßt. Die Kinder aber, die zu Weihnachten über die Krippe ihre helle Freude gehabt hatten, fürchteten sich jetzt.

Am Donnerstagabend wurde die Glocke „gebunden", so daß während der Leidenstage des Herrn Lawinendonner die einzigen Töne waren, die über Valdaré hinhallten; auch eine himmlische Stimme.

Infolge der feierlichen Grablegung, die Andram seiner Gemeinde bereitet hatte, gingen viele zur Beichte. Doch kamen nur die Frauen. Die Männer verspürten keine Lust, sich selber der Sünde des Trunkes zu bezichtigen, sie zu bereuen und Besserung zu geloben. Lieber ließen sie sich die Schuld nicht vergeben.

Unter den Frauen, die beichteten und die Kommunion empfingen, befanden sich Verena und Salva. Und wiederum wurden die Weiber aufs höchste enttäuscht, denn das schauerliche Ereignis, das Mariana Campill vorausgesagt hatte, falls Salva des göttlichen Leibes teilhaftig würde, blieb wiederum aus.

Darum war sie doch eine Hexe, deren Künsten eben auch der Priester verfallen war. Wer hatte übrigens gesehen, ob sie die Hostie auch wirklich genommen? Schlimm genug, daß in Valdaré dergleichen Dinge geschehen konnten.

Als in Crocetta der Kirschbaum voll in Blüte stand, legte der Frühling auch um das schwermütige Gestade des Sees von Mortú seinen schimmernden Krokuskranz.

Um diese schönste Jahreszeit mußte auf dem neuen Gottesacker das erste Grab bereitet werden. Es war ein Kindergrab. Der Knabe der Mariana und des Basil Campill, Andrams kleiner Administrant, erkrankte plötzlich schwer, lag sogleich besinnungslos in heftigem Fieber und war am dritten Tage tot. In seinen Phantasien rief das kranke Kind häufig nach Salva, die der arme Kleine zärtlich liebte. Jetzt sollte diese an seinem Tode schuld sein. Denn weshalb sonst hatte das Kind so jammervoll den Namen des jungen Mädchens gerufen?

Die Eltern, deren Jüngstes und Liebstes der hübsche hellhaarige Knabe war, gebärdeten sich wie unsinnig. Im Kreise der mitleidigen Weiber lag Mariana am Boden, schlug in Krämpfen um sich und schrie beständig, Salva Bragú habe durch ihre Hexenkunst das Kind umgebracht.

Zum Unglück erinnerte sich eines der Weiber, den Knaben am Tage vor seiner Erkrankung aus Salvas Hause haben treten zu sehen; diese selbst hatte den kleinen Patienten mehreremal besucht, dessen Zustand, wie man sich jetzt entsann, nach jedem Besuch sich verschlimmert hatte. Auch kurze Zeit vor dem Tode war sie dagewesen, hatte über das Kind sich geneigt und ihm das blasse Gesichtchen gestreichelt: dreimal und dabei Unverständliches geflüstert.

Also mußte das Kind sterben! Sterben mußte es, weil Salva an des Kindes Mutter, die hinter ihre Hexenkünste gekommen war, sich rächen wollte.

Vergeblich versuchte Andram zu trösten und zur Vernunft zu reden. Da es verzweifelte Eltern waren, gelang es ihm, seine Empörung zu bezwingen und bei der kleinen Leiche nur sein menschliches Gefühl und seinen priesterlichen Beruf walten zu lassen. Er wies darauf hin, daß das heftig fiebernde Kind nach Salva rief, weil es sie liebte; daß die Krankheit eine solche war, die sich rasch verschlimmern mußte; und die Eltern sich fälschlich einbildeten, daß nach dem jedesmaligen Besuch Salvas eine Verschlechterung eingetreten wäre. Aber die Leute waren nicht zu überzeugen, weder die Eltern noch deren Anhang, zu dem, seit Basil Campill den Sprit schenkte, fast der ganze Ort gehörte. Die Erbitterung gegen Salva stieg derartig, daß sogar Andram ihr nicht raten konnte, bei dem Begräbnis zugegen zu sein.

Leichenreden waren in Ladinien nicht üblich. Nicht einmal in den großen Thälern und den wohlhabenden Ortschaften wurde den Gestorbenen ein Wort des Priesters ins Grab mitgegeben — Andram Plaza jedoch sprach an dem ersten Grab, das in Valdarö sich öffnete. In seiner Rede pries er diejenigen selig, die den wahren Glauben besäßen; denn dieser allein wäre die lichte Bahn, darauf die Seelen dem Herrn zuzögen. Als unselig betrauerte er alle, welche die Nacht unchristlichen Aberglaubens umfing. Solche lehrten sich ab von dem göttlichen Glanz der Erkenntnis, der Finsternis eines schauerlichen Wahnes zu.

Diese Lehre predigte Andram an dem offenen Grabe des Kindes, um dessen Tod ein mittelalterlicher Hexenglauben seine tollen Phantasien wuchern ließ, und er redete dieses Mal in einer Sprache, die von seinen Zuhörern verstanden ward und die den kaum gesänftigten Groll gegen ihren Seelsorger zu seiner alten Stärke erweckte. Sie empfanden dunkel, daß Andram aus ihren dumpfen Gemütern mit unerbittlichen Händen zu entfernen versuchte, was Geist von ihrem Geiste war, und was sie sich nicht nehmen lassen wollten. Daß er überhaupt, allem Brauch entgegen, eine Leichenrede hielt, verübelten sie ihm schwer.

Da die Leute nun aber eine Leichenrede gehört hatten, wollten sie danach auch einen Leichenschmaus, vielmehr einen Leichentrunk haben. So begaben sich denn die meisten Leidtragenden mit den Eltern Campill zu diesen und ließen sich einschenken.

Heute tranken auch die Weiber.

Bis in die Nacht hinein saß die Trauergesellschaft beim Glase, stieß Drohungen gegen die Hexe, Verwünschungen gegen den Pfaffen aus. Zu Pfingsten mußte dieser gegen Salvas Zauberkünste den großen Wettersegen über ihre Wiesen sprechen; bis Pfingsten wollten sie sich noch gedulden. Keinen Tag länger!

* * *

Am nächsten Morgen wurde ein gräßliches Ereignis bekannt.

In der Nacht war das Grab des Knaben geöffnet und der Sarg ausgerissen worden. Der kleine Leichnam war verschwunden.

Sogleich wußte man, wer den Raub begangen: die Hexe! Damit nämlich eine junge, schöne Hexe jung und schön sich erhielt, mußte sie zu höllischen Mitteln ihre Zuflucht nehmen: das Herz eines toten Kindes mußte sie essen! Aber nur in der Nacht vom Donnerstag auf Freitag zeigte sich der furchtbare Zauber wirksam; und eine solche Nacht war die gestrige gerade gewesen.

Nun brach die Tollheit aus; zugleich mit dieser die Volksfurie.

Schaufeln wurden geholt, Stricke mitgenommen. Unter Anführung von Mariana Campill rasten die Weiber nach dem Meßnerhause, fanden dort Salva allein und schleppten sie mit sich fort nach dem Kirchhof.

Hier schaufelten die Wahnsinnigen das geöffnete Grab länger und tiefer, knebelten die Unselige an Händen und Füßen und wollten sie lebendig begraben.

Salva leistete keinen Widerstand, stieß keinen Schrei aus. Mit weit offenen Augen, mit geschlossen-stummem Munde ließ sie in halber Entgeisterung das Unmenschliche an sich geschehen.

Die fanatischen Weiber zerrten sie an den Rand der Grube, stießen sie hinein. Lebendig lag Salva Bragù in ihrem Grabe.

Schon hatte die eine — die Mutter des toten Kindes war's, welches Salva lieb gehabt hatte — bereits hatte Mariana Campill die Schaufel ergriffen, um die erste Erdscholle hinabzuwerfen, als plötzlich der Priester neben dem Grabe stand, an dem er erst gestern wider die Sünde des Aberglaubens machtvolle Worte gesprochen. Der junge Geistliche hatte einen Blick, eine Miene, vor der selbst die wütenden Weiber sich scheuten. Beide Arme breitete er aus, als wollte er mit ausgebreiteten Armen Salva nach in die Gruft sich stürzen, um die Begrabene mit seinem Leibe zu schützen.

Marianas Hand entsank die Schaufel. Langsam, den Priester starr anblickend, wich sie zurück. Die übrigen folgten ihrem Beispiel. Beim Ausgang des Kirchhofs rotteten sie sich zusammen und sahen in tiefem Schweigen nach dem offenen Grabe hinüber.

Sie sahen, wie Andram neben der Grube sich niederwarf; hörten, wie er hinabrief: „Stehe auf, Salva!"

Er schien keine Antwort zu erhalten. Dann mochte er gewahren, daß die Begrabene gefesselt war. Die Weiber sahen zu, wie ihr Priester in das Grab stieg.

Wenn sie jetzt hineilten — sie alle! Wenn sie alle das Grab umringten, es zuschütteten — alsdann wäre zugleich mit der Hexe auch der Hexenpriester aus der Welt geschafft, und sie hätten ein dem Himmel wohlgefälliges Werk gethan.

Sie standen, blickten zaudernd hinüber. Da sahen sie, wie aus der Grube, von starken Armen emporgehoben, eine regungslose Mädchengestalt aufstieg und über den Rand auf die Erde glitt. Im nächsten Augenblick schwang sich der Priester ihr nach.

Er kniete neben der Besinnungslosen, löste von Händen und Füßen die Bande. Nachdem er sie zum Bewußtsein zurückgebracht hatte, half er ihr, sich zu erheben, führte sie hinweg, an den schweigenden Weibern vorüber, ohne diese eines Blickes zu würdigen, nach dem Hause seiner Eltern.

So erstand Salva Bragù durch Andram Plaza vom Tode.

Achtzehntes Kapitel.

Die Leute von Valdaré wählen einen neuen Bürgermeister und wollen einen anderen Geistlichen.

Andram wußte sich keinen Rat, ging umher wie ein Kranker, der den Tod in sich trägt und dessen Schauer bereits fühlt.

Die Schändung des Grabes, der Raub der kleinen Leiche und deren Verbleib blieben unaufgeklärt. Petro Plaza, Andram und Iwano Bragù thaten ihr möglichstes, um eine Spur des Thäters zu erhalten und suchten selbst nach dem entwendeten Leichnam. Aber alles Forschen erwies sich als vollkommen vergeblich.

Bürgermeister und Priester hätten die weltliche Macht anrufen können, und das auch gegen die wahnsinnigen Weiber, die an Salva solche ungeheuerliche That verübt hatten. Beide unterließen jedoch diesen Schritt, nicht aus Schwäche, sondern in der Überzeugung, damit nichts zu erreichen. Im Gegenteil: die Polizei würde wahrscheinlich doch als vollkommen ohnmächtig sich erweisen, und die Gemüter würden nur noch mehr sich verhärten. Gewiß waren die Dorfleute vor dem Gesetz schuldig und mußten gestraft werden. Da jedoch die Ursache ihres Vergehens vornehmlich in ihrem unseligen Wahn lag, so war es hier in erster Reihe Pflicht und Recht des Priesters, zu strafen, zu bessern, zu helfen.

So dachte wenigstens Andram und bedachte nicht — oder wollte nicht bedenken — daß er nicht nur Priester, sondern auch Bürger eines Staatswesens war, dessen Würde die fanatischen Ausschreitungen seiner Landsleute schwer verletzt hatten.

Um vieles unbegreiflicher erschien die Unterlassung jeder Anzeige von seiten des Bürgermeisters.

„Bürgermeister von Baldaré" — es klang förmlich stolz. Aber man mußte zu den Leuten von Baldaré gehören, um zu wissen, welche machtlose Armseligkeit es bedeutete: auf der Trümmerhalde eines Alpenwinkels der einzige weltliche Beamte und Vorstand einer Genossenschaft von Bergbauern zu sein, die seit vielen Generationen in sich verkümmerte.

Alle drei Jahre wurde der Bürgermeister neu gewählt. Das war so zu verstehen: wer einmal gewählt wurde, der blieb meistens so lange Bürgermeister, bis sein Tod einen Nachfolger notwendig machte. Wenn die drei Jahre vergangen, frug dieser oder jener der älteren Männer gelegentlich den Bürgermeister: „Wie steht's eigentlich mit dir? Du bleibst doch wohl unser Bürgermeister?" Es konnte aber auch sein, daß niemand danach frug, und dann war es auch so recht und gut.

Vor dreißig Jahren war Petro Plaza Bürgermeister geworden und würde das selbstverständlich zeitlebens bleiben. Er konnte lesen und schreiben, war überdies erster Saltner vom Ochsenwalde, also im Dorfe nicht nur der wohlhabendste, sondern auch der einflußreichste Mann. Dazu kamen seine herkulische Gestalt und seine mächtigen Hände, mit denen er einen wildgewordenen Stier bei den Hörnern festhielt. Anstatt bei einer höheren Behörde klagen zu gehen, wollte er jetzt auch die tollgewordenen Glieder seiner Gemeinde anpacken: Baldaré sollte die Faust seines Bürgermeisters zu fühlen bekommen.

* * *

Eines Tages hieß es in Baldaré: „Ihr sollt heute abend zu Petro Plaza kommen."

„Wer soll kommen?"

„Alle Männer. Heute abend um acht."

„Wer läßt uns das sagen?"

„Petro Plaza."

„Zum Vater des Priesters sollen wir gehen?"

„Zum Bürgermeister."

„Was haben wir dort zu schaffen?"

„Das weiß ich nicht. Kommt nur heute abend."

„Fällt uns nicht ein. Geht ihr?"

„Fällt uns nicht ein."

Also fiel es keinem ein, zur bestimmten Stunde in das Haus Petro Plazas zu kommen, wo außer dem Geistlichen auch der Bürgermeister heute abend seines Amtes walten wollte.

Am folgenden Tage sahen die Leute ihren Bürgermeister vor seinem Hause stehen und einen beschriebenen Zettel an seine Thür heften.

Ohne näher zu treten und nachzusehen, was wohl auf dem Zettel stünde, gingen die Leute vorüber. Allerdings befand sich zufällig niemand darunter, der lesen konnte. Endlich kam einer, welcher der in Baldaré so seltenen Kunst mächtig war. Dieser las nicht ohne Mühe, was auf dem Papier geschrieben stand.

Eine Mahnung des Bürgermeister war's, eine Verwarnung: Bis zu fünf Gulden würde jeder volljährige Mann der Gemeinde gestraft, der am nächsten Abend Schlag acht Uhr beim Bürgermeister sich nicht einfand. Fünf Gulden Strafe, der Monatslohn eines jungen Knechtes, für den, der ausblieb ... Unterzeichnet war das sonderbare Schriftstück: Petro Plaza, Bürgermeister von Baldaré. Sogar der Amtsstempel war beigefügt.

Der Mann, der zuerst die Schrift las, verkündete sie im Dorfe. Das gab einen Aufstand! Fünf Gulden Strafe! Einen Aufruhr gab's! Jetzt kam jeder, der imstande war, zu lesen, zum Hause Petro Plazas und bestätigte die Aussage. Auch die nicht lesen konnten, versammelten sich dort. Lange wollten sie die Sache nicht glauben: bis sie endlich, wohl oder übel, sich überzeugen mußten.

Fünf Gulden ...

So lange Baldaré stand, war dergleichen nicht dagewesen!

Fünf Gulden ...

Ihr Bürgermeister, den sie gewählt hatten, wollte mit fünf Gulden sie strafen!

Jetzt bemächtigten sich die Weiber der Sache, und damit wuchs der Sturm zum Orkan. Man zog zum Hause des Basil Campill, um das unerhörte Ereignis zu besprechen — beim Branntwein.

* * *

Der neue Wirt von Valdaré war der erste, dem es einfiel. Er ergriff denn auch als erster das Wort: „Der Bürgermeister will uns fünf Gulden Strafe zahlen lassen. Welcher Bürgermeister?“

„Wie du fragst! Petro Plaza.“

„Unsinn, ihr Leute!“

„Es ist so.“

„Unsinn, sag ich euch!“

„Weshalb?“

„Es ist darum Unsinn, weil Petro Plaza unser Bürgermeister gar nicht mehr ist.“

„Gar nicht mehr unser Bürgermeister?“

„Schon seit Ostern nicht mehr. Schon zu Ostern hätten wir einen neuen wählen müssen.“

„Warum das?“

„Zu Ostern waren die drei Jahre um.“

Jetzt begriffen sie ... Alle schrien durcheinander: Petro Plaza sei schon lange nicht mehr ihr Bürgermeister; und Petro Plaza wollte sie mit fünf Gulden strafen!

Basil Campill machte den Vorschlag: „Ihr könnt den Petro Plaza ja wiederwählen.“

„Den?!“

„Ihr wähltet ihn oft genug von neuem.“

„Jetzt wählen wir einen anderen.“

„Wie ihr wollt.“

„Dich wählen wir!“

Und so wählten sie sich einen neuen Bürgermeister. Das Recht dazu hatten sie. Sie wählten einen Mann, der sie nicht mit einer Strafe von fünf Gulden bedrohen würde; einen Mann, der ein Feind Petro Plazas und seines geistlichen Sohnes war; den Mann, der ihnen Branntwein schenkte, wählten die Männer von Valdaré zum neuen Bürgermeister.

* * *

Als Petro Plaza die Mitteilung erhielt, er sei nach allgemeinem Beschluß nicht mehr Bürgermeister, habe also nichts mehr zu sagen — keine Geldstrafe mehr zu erheben, verstand er die Sache zuerst gar nicht. Dann aber begehrte er furchtbar auf, wurde wild wie einer seiner Stiere im Föhrenwalde und mußte schließlich erkennen, daß die Gemeinde ihn, den Starken, gepackt hatte und festhielt.

Ergeben mußte sich der mächtige Mensch. Doch forderte er: die Wahl seines Nachfolgers sollte für ungültig erklärt werden. Denn Basil Campill, der Branntweinwirt, Bürgermeister ... Ungültig war die Wahl! Denn er, Petro Plaza, hatte nicht mitgewählt und sein Sohn, der geistliche Herr, auch nicht. Also mußte zu einer neuen Wahl geschritten werden, und dann — nun, dann würde man ja sehen.

Er erhielt indessen zur Erwiderung: seiner und des Pfarrers Stimme bedürfte man nicht, da Stimmenmehrheit entscheide; und diese hätte Basil Campill gehabt. Es wäre also alles vollkommen in Ordnung geschehen, dem Gesetz gemäß.

Jetzt wollte Petro Plaza seine obere Behörde anrufen: für sich, gegen seine Gemeinde. Andram riet jedoch eindringlich davon ab; nicht von außen, nicht durch Zwang mußte für die Leute von Valdaré die Hilfe kommen, sondern sie selbst mußten zur Einsicht ihres sträflichen Thuns gelangen. Er wollte auch jetzt den Kampf aufnehmen: er allein! Und auch jetzt noch hoffte er, mit Gottes Hilfe ihn glücklich durchzuführen. Nur Zeit und Geduld brauchte er dazu.

Geduld hatte Andram.

* * *

Seit der Winternacht, da er vom Beichtstuhl sich erhoben hatte und aus seiner Kirche in Gottes Natur getreten war, um daselbst Gottes Stimme zu vernehmen, die ihn alsdann nach Hof Freïna geführt — seit jenem Siege über seine letzte große Schwäche besaß Andram Geduld mit den Schwächen anderer. Die Sehnsucht, seinen Landsleuten zu helfen, war seit seinen letzten Erfahrungen, bis zu welchem Abgrunde ihr dunkler Wahn sie reißen konnte, womöglich noch stärker geworden.

Zunächst bemühte er sich um Salvas Schicksal. Es mußte in die Hand des Mannes gelegt werden, dem sie angehörte, der sie schützen und im Notfalle verteidigen konnte. Er selbst wollte wegen der baldigen Heirat mit Bòrto reden, ihn zugleich fragend, weshalb er ihn eigentlich so tödlich haßte.

Mehreremal begab er sich zu diesem Zweck nach Hof Freïna, wo er jedoch immer nur

Verena antraf, da Vérto sein unstetes Leben und phantastisches Goldsuchen von neuem aufgenommen hatte. Seine Mutter klagte sich deswegen selbst bei dem Geistlichen an: „Es ist meine Schuld. Er trieb es schon so, als er noch ein Knabe war. Damals hätte ich ein Einsehen haben müssen. Aber ich besaß schon damals keine Gewalt über ihn. Ich dachte eben zu viel an einen, der tot war, und dem der Knabe gar zu sehr glich. Seinem Vater schon lag die Herrlichkeit der alten Römerzeit schwer im Sinn; und wenn ich dem Sohne von seinem Vater erzählte, berichtete ich ihm auch davon, ohne zu bedenken, wohin es führen könnte. Aber sein Vater träumte nur von dem Römergold, und mein Sohn will es finden, will es besitzen. Ist's denn wirklich wahr, daß es in unserem Berge Gold giebt und solches einstmals gegraben wurde?"

Herb gab Andram zur Antwort: „Die Römer fanden hier Gold und legten Gruben an, deren Kenntnis wieder verloren ging. Viele suchten nach dem verschütteten Eingang, keiner fand ihn. Auch Vérto wird ihn nicht finden. Das ist gut für ihn, und gut ist es für das Dorf. Denn nicht des Goldes bedürfen wir, sondern der Erkenntnis, daß unser Heil auf anderen Schätzen beruht."

Verena fuhr fort, sich zu beschuldigen: „Einmal zeigte mir der Knabe einen kleinen Stein. Den hatte er in der Lega gefunden, und einen funkelnden Flecken daran hielt er für Gold. Zuerst verhöhnte ich ihn deswegen. Als er aber sagte, er wolle das Gold finden, um dadurch an den Dorfleuten seinen Vater zu rächen, da war ich verblendetes Weib darüber glückselig, anstatt die Rache dem Herrn zu überlassen, der sterbend seinen Feinden vergab."

Andram rief: „Euer Sohn war damals ein Kind, und es waren die thörichten Worte eines Kindes. Immerhin könnte der Himmel Valdarś für seine Sünden nicht härter strafen, als wenn er die Goldgruben des Sas da Nú wieder erschlösse."

Beim Abschied sagte Andram zu Vértos Mutter, er würde am Abend wieder vorsprechen, zu einer Zeit, wo Vérto sicher daheim sei.

Da bat ihn Verena: „Kommt lieber nicht."

„Wenn ich aber doch mit Eurem Sohn sprechen möchte?"

„Redet lieber nicht mit ihm ..."

„Haßt er mich denn gar so sehr?"

Verena schwieg.

Nach einer Weile sagte der Priester: „Ich möchte mit ihm über das Mädchen reden, das er lieb hat."

Aber Verena schwieg ...

Da wußte Andram, daß Vérto Cusa ihn um Salvas willen haßte, die durch ihn vom Tode erstanden war.

Fortan unterließ er, auf Hof Freina nach Vérto zu fragen, und besprach Salvas Zukunft mit ihrem Vater.

* *
*

Iwano Bragá hatte sich in das Unabänderliche, die Liebe der beiden, gefügt und — gewissermaßen als Sühne für seine Schuld an dem Tode des Cusa — das Verlöbnis gestattet. Aber der Charakter des jungen Menschen, hauptsächlich dessen Hang zum Nichtsthun, sein verträumtes Wesen und die fixe Idee des Goldfindens erschienen dem Meßner mehr und mehr bedenklich. Darum bestand er anfangs darauf, die Heirat hinauszuschieben. Dann kam die grausige That der fanatischen Weiber; jetzt sprach Andram mit ihm über die Sache.

Der Geistliche war der Meinung, daß die Liebe eines reinen Weibes Wunder an einem Manne vollbringen könnte. Sie hatten ja vergangenen Sommer erlebt, wie Vérto Cusa seit seinem Verlöbnis ein anderer geworden. Den heftigen Rückfall in seine alte Natur schrieb Andram der Weigerung von Salvas Vater zu, die Heirat bald zu gestatten.

Den Gründen des Priesters zeigte sich der Meßner zugänglich, und so wurde denn in Gemeinschaft mit Verena beschlossen, daß im Herbst die Hochzeit stattfinden sollte.

Im Sommer würde Salva wieder auf die Alpe als Recherin gehen und Vérto mit Hilfe des Meßners auf Hof Freina eine Wohnung in möglichst guten Stand setzen. Den Verlobten sollte verschwiegen bleiben, daß zu diesem Beschluß hauptsächlich die eindringlichen Vorstellungen Andrams beigetragen hatten, der sein gutes Werk vollendet wissen wollte.

Der weitere Schritt, den die Gemeinde jetzt gegen ihren Geistlichen unternahm, fand seinen Ursprung wiederum im Hause Basil Campills, des neuen Bürgermeisters.

Männer von Valdarè kamen zu Andram. Es war wie eine Deputation.

„Wir wollten nur fragen: dieses Jahr bekommen wir doch zu Pfingsten den Segen?"

„Welchen Segen?"

„Gegen die bösen Gewalten, für den guten Graswuchs. Ihr wißt, es giebt Hexen im Ort. Darum gedeiht bei uns nichts; denn die Hexen besprechen das Gras, daß es hart wird und von bitterem Geschmack. Wider den Hexenspruch hilft nur der große Wettersegen. Diesen müßt Ihr uns zu Pfingsten geben."

Andram beschied sie: „Ich will in der Kirche mit euch ein gemeinsames Gebet halten, daß der Himmel uns ein gesegnetes Jahr schenken möge."

„Wir wollen nicht das gemeinsame Gebet in der Kirche; das hilft uns nichts; wir wollen an der Lega und am See den großen Wettersegen. Der allein hilft."

Mit vollkommener Ruhe setzte Andram den Männern auseinander, weshalb in Valdarè nur schlechtes Gras gedeihen könnte; daß es keine Hexen, also auch keinen Spruch wider sie gebe; und wie ein gemeinsames inbrünstiges Gebet in ihrem kleinen Gotteshause schon an und für sich eine Hilfe von oben und ein Segen sein würde, dessen sie alle bedürften. Zugleich bestimmte er Tag und Stunde für dieses Gebet und bat mit warmen Worten alle zu kommen.

Ebenso gelassen wie der junge Priester sagte jetzt einer der Männer: „Wir fordern von unserem Geistlichen den Wettersegen."

„In der Weise, wie ihr ihn haben wollt, kann ich euch den Segen für euer Gras nicht erteilen."

„Das müßt Ihr!"

„Ich kann es nicht thun."

„Also weigert Ihr Euch, uns zu geben, was unser Recht ist?"

„Liebe Leute, es ist nicht recht, es ist unrecht."

„Das wird sich erweisen."

„Ich bin euer treuer Priester. Glaubt mir doch nur! Als euer treuer Priester will ich mein Leben lang zu euch stehen. Aber ich will und darf nichts thun, was eurem Aberglauben Vorschub leistet; ich will und darf nur thun, was Gott mir befiehlt."

„Also thut der Pfarrer von Crocetta für seine Gemeinde, was Gott verbietet. Und alle die anderen geistlichen Herren, die in Ladinien den Wettersegen sprechen, thun desgleichen?"

Auf diese Frage erwiderte Andram nichts. Sie frugen nochmals und dringlicher, und da gab er die ausweichende Antwort: „Ich thue nun einmal nicht, was gegen meine Überzeugung ist."

„Also thun die geistlichen Herren, die den Wettersegen sprechen, unrecht?"

„Das sagte ich nicht."

„Ihr dachtet es."

Andram konnte sich nicht länger zurückhalten: „Sie thun schweres Unrecht, an Gott sowohl wie an euch, wenn sie eure Fluren und Felder gegen Hexen und Zauberei mit ihrem Segen zu schützen versuchen. Denn nur wegen des vermeintlichen Schutzes vor Hexen begehrt ihr von mir den Segen."

„Freilich begehren wir ihn darum, weil wir die Hexen mit nichts sonst zu zwingen vermögen."

„Geht also!" Sein Gleichmut drohte ihn zu verlassen.

„Bei Eurer Weigerung bleibt's?"

„Bleibt's!"

„Und die geistlichen Herren, die den Wettersegen sprechen, vergehen sich gegen den Himmel?"

„So sagte ich."

„Also gehen wir."

Und sie gingen ...

Zunächst nur in das Haus ihres neuen Bürgermeisters und zum Branntwein. Bei diesem berieten sie, wie weit sie gehen wollten: bis zum hochwürdigsten Herrn Bischof nach Brixen. Und weiter, wenn es sein mußte: bis zum allergnädigsten Kaiser nach Wien! Wenn der hochwürdigste Herr Bischof ihnen keinen anderen Geistlichen geben wollte, so that dies sicher der Kaiser.

Denn einen neuen Geistlichen mußten sie haben.

Drei Männer von Valdarè — die ältesten und würdigsten — machten sich auf den Weg.

In Crocetta sprachen sie beim Pfarrer vor.

„Andram Plaza will bei uns zu Pfingsten den Wettersegen nicht sprechen. Würdet Ihr's thun?"

„Das kann ich nicht."

„Wir zahlen Euch."

„Darum kann ich es doch nicht thun. Ihr habt ja jetzt euren eigenen Geistlichen."

„Den wollen wir nicht behalten."

„Weil er euch den Wettersegen nicht geben will?"

„Auch um anderer Dinge willen."

„Andram Plaza meint es gut mit euch."

„Wir wollen ihn aber nicht behalten."

„Was wollt ihr thun?"

„Nach Brixen zum Bischof gehen. Wir wollen den Hochwürdigsten bitten, uns einen anderen Pfarrer zu geben."

„Kehrt wieder um und seid mit eurem Priester zufrieden!"

„Wir gehen zum Bischof."

„Ich sage euch noch einmal: Andram Plaza meint es redlich."

„Redet Ihr ihm das Wort?"

„Gewiß."

„Und er sagte doch von Euch, Ihr versündigtet Euch wider den Himmel."

„Das sagte er von mir?"

„Und wäret ein schlechter Priester."

„Ich glaube euch nicht. Schämt euch, euren Geistlichen bei mir zu verlästern."

„Erteilt Ihr nicht jedes Jahr den Wettersegen?"

„Nun ja."

„Dann also meinte Andram Plaza Euch."

Hastig wendete sich der Pfarrer ab. Abgewendet wiederholte er seine Frage:

„Und ihr wollt wirklich nach Brixen zum Bischof?"

„Freilich wollen wir das!"

„Euren eigenen Geistlichen anzuklagen?"

„Ja! Anklagen wollen wir Andram Plaza beim Bischof."

Sie warteten auf ein weiteres Wort des Hochwürdigen, auf seine wiederholte Ermahnung, umzukehren und mit ihrem Geistlichen zufrieden zu sein.

Aber der Pfarrer blieb stumm — und hielt sein Gesicht von den Männern von Valdaré abgewendet.

Also gingen sie nach Brixen zum Bischof. Sie wurden empfangen, angehört, erhielten eine scharfe Antwort, wurden fortgeschickt, ohne zu erfahren, ob sie einen neuen Geistlichen erhalten würden.

Wahrscheinlich mußten sie nun doch nach Wien zum allergnädigsten Kaiser.

Neunzehntes Kapitel.

Andram Plaza thut, was nur der Bischof thun darf, und exkommuniziert Valdaré.

Nach in keinem Jahre hatte sich Petro Plaza so sehr auf seinen grünen Wald gefreut. Zum erstenmal empfand er, wie finster und furchtbar die Wände des Sas da Rü die heimatliche Halde umschlossen, empfand er, wie schwer in der Enge sich selbst die frische Sommerluft auf die Brust legte. Unlieb war ihm nur, daß ihn Mutter Jakobine wieder begleiten sollte. Aber Andram bestand darauf, diesen Sommer allein daheim zu bleiben, gerade als wäre Valdaré für ihn, den Einsamen, nicht einsam genug.

Eine Frau aus dem Dorfe sollte für ihn sorgen. Keine wollte jedoch dieses Amt übernehmen. Nicht einmal nach einem Vorwand für ihre Weigerung suchten die Weiber: sie kämen nicht zu einem geistlichen Herrn, den niemand als Pfarrer haben wollte.

Da meldete sich Verena Cusa für den Dienst.

Andram wollte wissen, ob sie denn dieses Jahr nicht wie jeden Sommer mit ihrer Leinwand hausieren ginge. Nein! Dieses Jahr brauchte sie nicht in die Fremde zu wandern. Also konnte sie recht gut als Magd zum geistlichen Herren ziehen.

Was ihr Sohn dazu sagte?

Auf diese Frage gab Verena keine Antwort.

Da dankte ihr Andram herzlich und bat sie, seinetwillen diesen Sommer nicht zu Hause zu bleiben.

Betrübt begab sich Verena auf ihren Hof zurück.

Endlich wurde ausgemacht, Iwano Bragù, dessen Tochter bereits auf der Alpe war, sollte sein Haus ganz verschließen und zu dem geistlichen Herrn übersiedeln.

Es konnte Andram nicht verborgen bleiben, daß Männer seiner Gemeinde Schritte gethan hatten, einen anderen Geistlichen nach Valdaré zu bekommen, und deswegen sogar bis zum Bischof gegangen waren. Man

versuchte auch gar nicht, es ihm zu verheimlichen. Im Gegenteil! Er sollte wissen: die Gemeinde wendete sich schon jetzt von ihm, betrachtete ihn schon jetzt nicht mehr als ihren Seelsorger.

An dem Tage, da Andram hätte den Wettersegen sprechen sollen, warf der See eine Kinderleiche aus: den Knaben der Eheleute Campill. Der kleine Leichnam war unversehrt.

Immer klarer wurde es Andram, daß das schändliche Verbrechen aus Haß gegen ihn verübt worden war; gegen den Priester, der den Dorfleuten ihren Gottesacker gegeben und dort zu seiner Gemeinde große Worte von Liebe und Eintracht gesprochen hatte. Zu der fluchwürdigen That mochte auch die feindselige Stimmung der Weiber gegen Salvo beigetragen haben. Allein durch den Leichenraub war es möglich, daß jener gräßliche Verdacht auf das junge Mädchen fiel. Jedenfalls war der Haß gegen Andram die allererste und stärkste Ursache zu dem ungeheuerlichen Vorgang gewesen. Wenigstens glaubte er das.

Er segnete den armen toten Leib und die entweihte Gruft voll tiefer Ergriffenheit von neuem, hielt jedoch nicht wieder eine Grabrede.

Gleich am nächsten Tage forderte er durch Anschlag an der Kirchenthür seine Gemeinde feierlich auf: der Thäter möchte seine Schuld in der Beichte bekennen. Er möge bedenken, daß der Verdacht Unschuldige treffen könnte: einen jeden von der Gemeinde. Gott werde bei aufrichtiger Reue selbst diesem Sünder gnädig sein. Nur möge er um Gottes willen kommen, um seine Sünde zu bekennen.

Natürlich kam niemand ... Beichtstuhl und Kirche blieben leer, keine Messe, keine Predigt wurde mehr besucht. Niemand grüßte den Geistlichen — auch nicht die Kinder.

Einige der Kleineren, die es thaten, wurden dafür von ihrer Mutter geschlagen.

Wo Andram sich sehen ließ, flohen jetzt die Kinder vor ihm. Von all den vielen großen Schmerzen, die er litt, war der Schmerz um die ihn ängstlich meidenden Kleinen vielleicht der größte.

Bevor Petro Plaza mit Mutter Jakobine fortzog, sprach er mit seinem Sohne: „Ich riet oft zur Milde, zum Nachgeben. Jetzt rate ich dir zu ganz anderem: zum Bischof mußt du gehen, anklagen, strafen lassen mußt du! Und das möglichst hart. Es sind Bestien. Sie beißen die Hand, die ihnen Futter reicht. Sie müssen die Peitsche fühlen."

Andram entgegnete: „Da sie mich beim Bischof anklagten, kann ich zu diesem nicht klagen gehen. Der Bischof wies die Männer ab; wie ich ihn kenne, schalt er sie. Mich würde er vielleicht loben; und das soll er nicht."

Sein Vater drängte: „Du mußt zum Bischof klagen gehen!"

Doch Andram beharrte auf seinem Widerstand: „Was es zwischen mir und meiner Gemeinde zu streiten giebt, soll der Bischof nicht ausfechten."

„Bedenke: du bist nur ein kleines Priesterlein, der Bischof ist ein mächtiger Herr. Sie wollen nun einmal die Hand eines Höheren fühlen."

„Guter Vater, sie haben die Hand des Höchsten über sich."

Petro Plazo bat: „Wenn du bei dem Bischof nicht Klage führen willst, so rechtfertige dich wenigstens bei ihm."

„Das hieße ebenfalls jene beschuldigen."

„Sie waren auch beim Pfarrer von Crocetto, dem sie berichteten, du hättest von ihm und vielen anderen geistlichen Herren im Lande Übles gesprochen. Der Pfarrer hat dies weiter gemeldet."

„Möge er. Ich sagte nichts, was ich nicht verantworten kann."

Der Alte mahnte: „Laß es nicht erst dahin kommen, daß du zur Verantwortung gezogen wirst. Du kennst die Menschen nicht, wie bösartig im Grunde ihr Wesen ist. Meine Stiere sind bessere Geschöpfe, wenn sie auch bisweilen wild werden. Tausendmal lieber habe ich mit wütenden Stieren als mit bösartigen Menschen zu schaffen. Die einen rasen auf dich zu, um dich auf ihre Hörner zu nehmen; die anderen versetzen dir den tödlichen Stoß hinterrücks. Mein lieber Sohn, hüte dich vor ihnen."

„Die Stunde kommt gewiß, wo sie meine herzliche Liebe erkennen werden."

„Nachdem sie dich halbtot gemacht haben."

„Nein, mein Vater. Ich glaube bestimmt, daß diese gute Stunde für mich früher kommt."

Allem Kummer, den Petro Plaza in den letzten Jahren um seinen einzigen Sohn schweigend getragen hatte, gab er mit den ihm aus dem Grunde des Herzens kommenden Worten Ausdruck: „Wärst du doch in meinem Walde ein Saltner geworden statt geistlicher Herr in Valdarô."

* * *

Nun war es um Andram fast stiller als während des Winters. Die meisten waren fort und die Daheimgebliebenen den größten Teil des Tages nicht zu Hause. Die Jüngeren und Kräftigen sammelten auf den Felsen und an den Wänden der Dolomiten den winterlichen Heuvorrat, indessen die Alten und die Kinder am Seegestade und am Bachufer das Vieh weideten.

Iwano Bragû machte auch diesen Sommer seinem Ruf als kühner Wildheuer Ehre. Kam er mittags und abends von seinen gefahrvollen Ausstiegen nicht rechtzeitig zurück, so läutete statt des Meßners der Priester das Glöcklein. Aber die Kinder, die der helle Klang zu ihrem himmlischen Vater rufen sollte, blieben aus.

Im August fand ein Ereignis statt, welches Andram heftiger ans Herz griff als alles bisher Geschehene. Ein Mann aus Valdarô stürzte beim Wildheuen ab, ohne sogleich tot zu sein. Zu den ersten, die zum Beistand des Verunglückten herbeieilten, gehörte Andram. Er brachte die Heiligtümer, um dem Sterbenden die letzte Tröstung zu spenden.

Aber dieser wendete sich mit einem Blick unaussprechlichen Hasses von dem Priester ab.

In tiefster Ergriffenheit warf sich Andram neben dem Verunglückten nieder, ihn bei dem ewigen Heil seiner unsterblichen Seele beschwörend, aus seinen Händen das Sakrament zu empfangen. In dem leidenschaftlichen Schmerz, der ihn an diesem schrecklichen Sterbelager erfaßte, rief er: „Bin ich dein Feind, so vergieb mir! Ich bitte dich um Verzeihung, obgleich ich nicht weiß, womit ich dir Böses zufügte. Dennoch bitte ich dich. Wirf also in diesem letzten Augenblick deinen Haß gegen mich von dir und lasse dir in deiner Todesnot priesterlich beistehen."

Aber der Mann hielt sein Gesicht von Andram abgewendet.

Er war bei voller Besinnung, lag in gräßlichen Qualen, kämpfte volle zwei Stunden mit dem Tode. Volle zwei Stunden kniete Andram neben ihm in einem Seelenleid, welches den körperlichen Leiden des Sterbenden gleichkam; immer wieder und wieder in ihn dringend, ihm zu vergeben und, seine Sünden bereuend, das höchste Gut aus seiner Hand zu empfangen.

Der Mann starb, ohne der letzten Gnade teilhaftig geworden zu sein: so stark war der Haß gegen den Priester noch in seiner Todesstunde.

Der unbußfertig Gestorbene, der offenbar als schlechter Christ hinübergegangen war, da er die Tröstungen seiner Religion und den Priester vor vielen Zeugen hartnäckig von sich gewiesen hatte, sollte begraben werden. Der Tote hatte durch seine Unbußfertigkeit jeden Anspruch auf ein christliches Begräbnis verloren. Dennoch gab Andram ihm ein solches, und auch das wurde ihm von der Gemeinde verdacht.

Was für ein Priester war das, der so wenig den Gesetzen der Kirche Folge leistete und segnete, wo er von Gottes wegen den Segen hätte verweigern sollen; der andererseits dort wiederum den Segen weigerte, wo er ihn hätte erteilen müssen. Nicht einmal die Angehörigen des mit allen christlichen Ehren Begrabenen zeigten sich dem jungen Geistlichen dankbar. Allerdings war Dank nicht das, was Andram von seiner Gemeinde erwartete oder gar forderte.

Auch eine Seelenmesse las der Priester aus eigenem, innerstem Antriebe; denn die Witwe wollte das Totenamt in Crocetta halten lassen.

In den diesem Ereignisse folgenden Wochen kämpfte Andram mit einem Entschlusse, den er — als der Gedanke zum erstenmal in ihm auftauchte — mit Entsetzen von sich wies. Mehr und mehr jedoch faßte das Furchtbare, einmal gedacht, Wurzel in seiner Seele, er machte sich dagegen nach so sehr wehren.

In jeder Weise hatte seine Gemeinde ihm den schuldigen Gehorsam aufgesagt, hatte wider ihn sich empört, ihn gekränkt, beleidigt, beschimpft. Der Gemeinde gegenüber war

sein priesterliches Gewissen rein. Er durfte die Hand aufs Herz legen und sich sagen, daß er für die ihm anvertrauten Seelen nur deren Bestes erstrebte, gar nicht zu reden von seiner großen Liebe für sie, von seinem schweren Leide, das er um ihretwillen trug.

Entgegen seiner asketischen Natur hatte er in vielen Dingen Milde geübt und Duldung gezeigt. Er hatte sich bemüht, alle die tiefen Kränkungen nicht auf den Priester, sondern auf seine Person zu beziehen, einzig und allein auf diese. Für die Dauer blieb es jedoch unmöglich, in dem Priester nicht auch Gott beleidigt zu sehen und — Gott läßt sich nicht ungestraft beleidigen!

Dann traf Gott in Gestalt seines Priesters die schwerste Beleidigung: es war das aus Haß gegen ihn erfolgte, unchristliche Sterben der Abgestürzten. Und auch dieses Mal ließ er den Herrn kränken, ohne dafür in seinem Namen zu strafen.

Jedoch, wen sollte die Strafe treffen?

Einen oder zwei oder drei von denen, die in ihm Gott beleidigt hatten?

Denn mit Ausnahme weniger hatte die ganze Gemeinde fort und fort an dem Himmel Sünde auf Sünde begangen. Um jener zwei oder drei Gerechten willen durfte er nicht sämtliche Übelthäter schonen.

Nein — die ganze Gemeinde mußte büßen! So lange mußte sie büßen, bis sie ihre Sünden erkannt hatte, bis sie diese bereute.

Es gereichte Andram zum Troste, daß unter der ganzen Gemeinde, die des beleidigten Gottes Rache treffen sollte, seine eigenen Eltern sich befanden. Seine Eltern und — ja, und Salva ...

Aber auch, als der große Entschluß schon in ihm gereift war, mußte er ihn jede Stunde von neuem sich abringen, ehe er dahin gelangte, zur Ausführung zu schreiten. Weniger Kampf kostete ihm dagegen der Umstand, daß er, was er thun wollte, aus eigener Machtvollkommenheit that, mit dem klaren Bewußtsein, seine priesterliche Befugnis weit zu überschreiten.

Bis er jedoch seine Sache vor den Bischof gebracht, bis dieser sie geprüft und darüber entschieden hatte, konnten Monate, konnte der Herbst und der Winter vergehen. Und die Strafe, davon er Wirkung auf seine Gemeinde erhoffte, mußte schnell, mußte sogleich über diese verhängt werden, oder es mochte für jede Hilfe überhaupt zu spät sein.

Leicht hätte auch geschehen können, daß der Bischof die Sache anders beurteilte als der Priester von Valdarò; geschehen mochte, daß der Herr diejenige Strafe überhaupt verbot, auf welche Andram als die einzige Hilfe in seiner Not verfallen war. Wie aber konnte der Bischof, der in Brixen saß, ein gerechtes Urteil haben über Zustände, die man Tag für Tag selbst erleben mußte, um sie für möglich zu halten.

Die Leute von Valdarò hatten ihren Geistlichen beim Bischof verklagt; wie leicht konnte dieser — auch ohne den Anklägern vollen Glauben zu schenken — gegen Andram mißtrauisch geworden sein? Er hatte sich beschuldigen lassen, ohne den leisesten Versuch einer Verteidigung zu machen. Auch das konnte — wie er jetzt einsah — falsch gedeutet werden.

Wohl! Seine Verteidigung sollte seine That sein!

Mochte der Bischof ihn dafür zur Verantwortung ziehen, mochte der hochwürdigste Herr ihn dafür strafen, so hart strafen, wie er wollte, wie seine Gerechtigkeit das zuließ — ohne ein Wort der Klage würde er den Zorn des Bischofs auf sich nehmen, die Strafe an sich vollziehen lassen, wenn nur seiner Gemeinde durch sein eigenmächtiges Handeln geholfen wurde.

Nachdem er seinen Entschluß gefaßt, redete Andram mit dem Meßner. Iwano Bragù erschrak aufs heftigste, aber er widerriet nicht. Dann suchte er Bèrto auf und eröffnete diesem, seine Hochzeit mit Salva könnte erst stattfinden, wenn er in Valdarò wieder die Glocke läuten dürfte.

Wann das sein würde?

Der Meßner wußte es nicht.

Warum er keine Glocke mehr läuten dürfte?

Weil Gott nicht ungestraft sich beleidigen ließe!

* * *

Wenn die Leute von Valdarò, die während des Sommers abwesend waren, im Herbst zurückkamen, so begrüßte die Wiederkehrenden stets der ihnen so wohl bekannte geliebte Glockenton ihres Dorfes. Die metallene Himmelsstimme rief ihnen schon von

weitem zu: Willkommen zu Hause! Das Geläute des hehrsten Domes hätte für sie keinen solchen zu Herzen gehenden Klang gehabt, wie ihn der Schall ihres Glöckleins besaß. Erst wenn sie inmitten der stummen Felsenöde diesen Ton vernahmen, was geschah, lange bevor sie ihr Dorf erblickten — erst dann fühlten sie, daß sie nun bald wieder zu Hause waren.

In dem Glockenton grüßten die Heimkehrenden Eltern und Geschwister, Gatten und Kinder, grüßten sie ihre Heimat und ihr Vaterland.

Mit Ausnahme jener, die von der Alpe Vanna kamen, rückten die Heimkehrenden gewöhnlich gemeinsam an einem bestimmten Tage im Oktober, dem zweiten „goldenen" Samstage, in Valdarò wieder ein.

Sie trafen jedes Jahr an derselben Stelle zusammen, von wo aus sie wie in einer Prozession der geliebten Heimat entgegenzogen.

Einige stimmten einen aus der Fremde mitgebrachten Gesang an; die meisten beteten laut.

Niemals waren die Leute von Valdarò so fromm wie an solchem Tage. Heimkehrend, wurden sie zu Pilgern, die einer hohen Gnadenstätte entgegenwallten.

Stets durchzogen sie Crocetta, ohne dort Halt zu machen: vor Anbruch der Nacht mußten sie ihrem Dorfe wenigstens nahe genug sein, um die Abendglocke zu hören: Ave Maria!

Auch diesen Herbst fand die Begegnung aller an dem üblichen Tage, dem üblichen Orte statt. Es war ein ansehnlicher Zug, der ohne Aufenthalt Crocetta passierte. Dort standen die Leute auf der Gasse und betrachteten die Reihen schwarz gekleideter Männer und Frauen mit sonderbaren Blicken, welcher die ungeduldig nach Hause Strebenden nicht achteten. Je mehr sie betend und singend auf dem steilen Felsenpfade dem Dorfe sich näherten, um so weniger wurden der Singenden; zuletzt waren alle zu Betern geworden.

Es begann zu dunkeln; bald mußten sie das Geläute vernehmen ... Sie verstummten allmählich. In tiefem Schweigen zogen sie durch die Schatten der Dämmerung; je stiller sie waren, um so besser konnten sie den Glockenton hören, den Glockenton von Valdarò!

Schnell ward es dunkel. Aber die Glocke läutete noch immer nicht.

Die Nacht brach an. Alles blieb still.

* * *

Was war zu Hause geschehen?

Etwas mußte sich ereignet haben, da die Glocke nicht läutete.

War der Ort eingestürzt? Hatte der Sasso da Rù das Dorf wieder verschüttet?

Ertönte die Glocke nicht mehr, so mußte Valdarò aufgehört haben zu sein.

Durch die stumme, schwarze Nacht eilten sie angstvoll der Heimat zu.

* * *

Da erfuhren sie's.

Etliche der Daheimgebliebenen kamen ihnen entgegen.

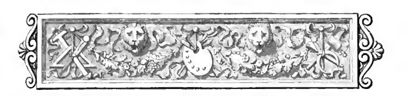
Diese sagten es ihnen: „Unsere Glocke wird nicht mehr geläutet: der Priester selbst durchschnitt den Glockenstrang. Unsere Kirche wurde geschlossen: der Priester selbst warf den Schlüssel fort. Andram Plaza hat uns exkommuniziert."

„Exkommuniziert?!"

Den Sinn des schwer auszusprechenden Wortes verstanden sie nicht. Aber sie sprachen es denen nach, die es ihnen gesagt hatten. Alle riefen es wie aus einem Munde.

Mit einem gellenden Aufschrei, als wäre an ihnen eine Unthat verübt worden, riefen sie: „Exkommuniziert!"

(Schluß folgt.)



Die Kunst des Zeichnens.

Von

Oskar Bie.

Alte Meister.

II.

(Nachdruck ist untersagt.)

Die beiden großen Meister, die von der Florentiner Kunst nach der römischen hinüberführen, sind Michelangelo und Raffael. Von jenem sind nicht gar zu viel sichere Handzeichnungen erhalten, von diesem an zweihundert zweifelslose. Es ist dies bei Michelangelo vielleicht sehr zu bedauern. Denn wie uns seine Malereien sozusagen die Skizzen sind für die Riesenskulpturen, die das Ideal seiner Künstlerseele bleiben, so wären uns die Skizzen zu den Bildern oder Plastiken von einem doppelten Interesse. Schon aus dem Erhaltenen spricht eine enorme Vielseitigkeit auch in der Art, Zeichnungen hinzusetzen. Ein Blatt aus der Albertina, das wir abbilden (S. 233), zeigt auf der einen Seite eine männliche Aktfigur, die ein Wunderwerk fein- und enggestrichelter Federzeichnung ist, wie es Michelangelo in jüngeren Jahren liebte und wie er es auch sonst noch in Zeichnungen zeigt, die nach Fresken anderer übungsweise gemacht wurden. Auf demselben Blatt, auf der Rückseite, hat er dann wohl später jene Madonnenstatue skizziert, die heut noch unvollendet in der Mediceerkapelle zu Florenz steht. Das wurde eine große, kühne, mit schnell gestrichenen Schatten belebte Skizze, von einer ganz anderen, viel momentaneren und freieren Art als jene Aktfigur. Wir finden von ihm Kompositionsentwürfe, die der Augenblick eingab, und wieder Studien in großem Format nach Händen und Köpfen. Wir finden Muskelhäkchen, aus denen sich Männer zusammensetzen, und wieder ganz weiche Rötelstudien, die in Duft und Dämmer getaucht sind. Je weniger sich bisher eine bestimmte Methode seiner Handzeichnungen feststellen ließ, desto weniger gelang es, diese kritisch so zu sichten, wie es bei Raffael der Fall war.

Raffaels Handzeichnungen sind ein ganzes weites Studienfeld für die Gelehrten geworden und ein großer reicher Schatz für die Sammler. Es giebt über sie eine bedeutende Litteratur, gelehrte und kennerhafte, analytische und rein menschliche Bücher, das seltsamste von Koopmann, der an die Kritik der Raffaelschen Handzeichnungen lange Betrachtungen über Kunst, Staat, Religion und Erziehung anknüpft. Er ist einer der famosen eigensinnigen Köpfe, die durch ein starkes inneres Leben auf diese intime Kunst gewiesen und durch reichliche Erfahrung in ihr zu launenhaften Kennern gemacht wurden. Man mag Bizarrerie in seinen Büchern finden, aber man wird nicht leugnen können, daß sie charakteristische Produkte einer Beschäftigung mit Kunst sind, die vom Menschlichen kommt. Es sind Produkte dieser eigenen Welt, die uns die Handzeichnungen enthüllen, und wer vor ihnen sein Leben verbringt, wird es nicht ohne einige Barockfalten in seinem Geiste thun können. Der Leser der Koopmannschen Schriften atmet mit ihm Sammlerluft, die sich aus freudigem Genuß und exklusiven Weltgedanken ungewöhnlich zusammensetzt.

Die häufigste Form Raffaelscher Zeichnungen sind Kompositionsstudien mit der Feder. Wenn es sich um eine Madonna handelt, so macht er sich eine flüchtige Skizze der Stellung, indem er mit wenigen Strichen die Konturen angiebt, die Gesichtsteile in ihren Hauptlinien einsetzt, die wichtigsten Schatten durch wagerechte Parallelstriche bezeichnet und die Landschaft im Hintergrunde in ihren bemerkenswertesten Formen skizziert: ein paar Wellenlinien über einem Komma sind die zukünftigen Bäume. Alle diese Zeichnungen sind noch ganz weich von der im Augenblicke thätigen Phantasie, sie vibrieren vom momentanen Erfindungsleben. Kaum eine Linie ist endgültig festgelegt, um die Wölbungen des Körpers spielen verschiedenfach versuchende Kurven, wie wenn die Schleuder der Linie probiert würde, wie wenn mehrere Bewegungsmotive hastig festgehalten werden, um schließlich ihre mittlere Exponente zu empfehlen. Alles Sorgsame, Farbige, Feste ist verpönt, nur wie der Hauch des Lebens streicht es über das Blatt, Momentaufnahmen, die auf ein und dieselbe Platte projiziert zu sein scheinen. Zehnerlei Gestalt hat das Bein des Christkindes, zehnerlei Falten das Gewand der Jungfrau, zwei Köpfe wachsen aus einem Halse, zwei Hände aus einem Arm. Der Knabe wird schnell noch einmal besonders vorgenommen, sein Gesicht wiederum noch einmal größer, der kleine Spielgenosse Johannes versucht sich in mehreren liebenswürdigen Stellungen, bald sitzt für die Madonna ein Malergehilfe, bald schaut ihr Kopf nach einem reizenden Modell groß und nachdenklich in das Bild hinein, plötzlich wird eine Rahmenlinie herumgezogen, und das alles ist auf einem Blatt durcheinander gewürfelt, wie es im Gehirn aufschießt. Aber dieses frühlingshafte Keimen der ersten Vorstellungen weltberühmter Bilder ist nicht von wilder, ungezähmter Naturkraft, es ist in jedem Teilchen gelenkt von einer selbstbewußten und sicheren Herrschaft, von reicher und reifer Erfahrung. Was wesentlich ist, auch wenn es das Bild dann nicht erfordert, wird gern mit hingesetzt; die nackten Formen unter den Kleidern, das Unwesentliche, die Nebendinge, die äußeren Wirkungen, die im Bilde erst vollendet werden, bleiben beiseite. Es ist die wohl erzogene und in sich ganz selbständige Kunst der Skizze, die noch zittert in den ersten Freuden der künstlerischen Gestaltung und doch die Kräfte in sich schließt zur Blüte im einstigen Bilde. Welch unbeschreiblicher Lebensreiz liegt über einem Blatt wie der größeren Madonnenstudie aus der Albertina, die wir abbilden (S. 235): vorn dieses eilige Festhalten des Motivs, das vielleicht nie verwendet wurde, auf der Rückseite zwei Studien zu Figuren der „Disputa" und daneben ein Sonett von Raffaels eigener Hand.

Das Werden der künstlerischen Idee läßt sich an Raffaels Handzeichnungen oft überraschend verfolgen. Ich nehme als Beispiel die Studien zu seiner berühmten Grablegung, bis zu deren endgültiger Gestaltung sehr viel Mühe und Zeit verwendet wurde. Raffael studierte damals sehr nach Michelangelo. Er zeichnete sich dessen David ab (von der Rückseite), er versuchte die Vielseitigkeit der Feder Michelangelos nachzuahmen. Wenn für einige Betrachter der endgültige Eindruck der Grablegung nicht sehr erfrischend ist, so liegt dies zweifellos daran, daß hier einmal zu viel probiert, zu viel gezeichnet wurde, ehe der Künstler sich zum Bilde entschloß. Das Wertvollste des Bildes liegt in seiner Überwindung vor seiner Fertigstellung, und dieser Kampf spielt sich auf den Handzeichnungsblättern ab. Bald faltet Magdalena neben Christi Leichnam ihre Hände, bald faßt sie seinen Arm. Aus einer „Beweinung" Christi, wie es zuerst gedacht war, wird allmählich erst die „Grablegung". Nun hat Magdalena ihre hockende Stellung aufgegeben und eilt mit lauten Weherufen den Trägern entgegen. Doch sie besinnt sich auf dem nächsten Entwurf, sie folgt wieder den Trägern, und die Hand Christi hebt sie zum Kuß. Das Ende ist ein Kompromiß zwischen der weihevollen Beweinung, wie sie zuerst vor Raffaels Auge erscheint, und der dramatischen Grablegung, zu der ihn das eifrige Studium Michelangelos begeisterte. Die Forscher haben diesen inneren Kampf an der verschiedenen Handschrift seiner Feder auf den Zeichnungen abzulesen gemeint, wie sie bald im glücklichen Erfassen der Situation eilig den Aufriß der Komposition hinstellt, bald in der Versenkung in die Einzelheiten Anatomisches sorgsamer



Westermanns Illustrierte Deutsche Monatshefte. Zu Bie: Die Kunst des Zeichnens.

Fragonard: Mademoiselle Fragonard. Aquarell. (Wien, Sammlung Albertina.)

durchführt. In der stets variierten Art der Federführung, die von Intuition oder Realismus freier oder bestimmter gestaltet wird, von dem ersten mit Feder überzeichneten Silberstiftblatt in Oxford an bis zum fertigen Bild, über all die Studien mit Kompositionsentwürfen, Gewandfiguren, nackten Figuren, Skeletten und besonderen Köpfen, liest man ein Stück inneres Künstlerleben ab, wie es für ein einziges Werk aufgebraucht wird.

Die Madonnenstudien Raffaels sind verhältnismäßig populär geworden, weil sich in ihnen ein ganz aparter Widerschein erster Skizzierarbeit mit allen stehengebliebenen Korrekturen und Änderungen findet. Die mehr ausgeführten Blätter Raffaels sind nicht so charakteristisch, sie zeigen seine Liebe zum Detail, ohne überall einen eigenen Stil zu zeigen. Wir lernen durch sie, mit welcher Sorgfalt der Künstler am nackten Modell studierte, ehe er an die Figur selbst ging. Wir treffen Krieger aus seinen Schlachten, wir treffen betende Frauen, den Adam aus der Disputa in ihren ersten Ateliermodellen und bewundern die sichere Kunst der Ausführung. Hier wird die Feder, welche die leichten Skizzen so gut besorgte, weggelegt und Kreide oder Rötel ergriffen, um alle Reize der spielenden Anatomie durchzuführen. Aber je fortgeschrittener das Stadium dieser Ausführung ist, desto mehr vermissen wir die Handschrift des Künstlers, desto schwieriger wird die Stilkritik. Es sei nur der merkwürdigste Fall genannt. Die Albertina besitzt ein Blatt von 29 : 41 Centimeter mit zwei herrlich durchgezeichneten nackten Männern nach dem Modell, in Rötel. Es sind die Akte für die beiden Hauptleute im „Seesieg von Ostia“, den Raffaels Schüler in den Stanzen des Vatikans malten. Der Stil der Zeichnung ist nicht zweifellos



Schule des Lionardo da Vinci: Pinselzeichnung auf grünlichem Grunde (Florenz, Uffizien.)

Raffaelisch, und man hat sie auch mit gewichtigen Gründen dem Schüler Giulio Romano zugewiesen. Aber es findet sich auf dem Blatt eine sehr merkwürdige Inschrift: „Raffahel de Urbin, der so hoch peim pobst geacht ist gewest hat, der hat dyse nackette Bild gemacht und hat sy dem albrecht Dürer gen Nornberg geschickt im sein Hand zu weisen.“ Danach wäre das Blatt ein Geschenk Raffaels an Albrecht Dürer. Die

Schriftgelehrten halten die Notiz unbedingt für echt.

Auch unter den römischen Künstlern wird es mit der Zeit Gewohnheit, eine Studie nicht so sehr als Vorarbeit anzulegen, sondern ihr einen selbständigen künstlerischen Wert zu geben. Alte des Giulio Romano, Skizzen des Daniele da Volterra setzen in dieser Weise die Kunst Raffaels und Michelangelos fort. Wir geben aus den späteren Blättern, die schon ins siebzehnte Jahrhundert hineinreichen, eine Probe des in ähnlicher Art mehrfach vertretenen Cavaliere d'Arpino (S. 240). Es ist die flotte Kreidezeichnung eines tanzenden Mädchens, die mit Rötel leicht belebt ist. Die gehauchten Striche der Kreide umspielen in tanzender Bewegung die festen Konturen des Körpers. Unten findet man die alte Inschrift: Conte Giuseppe d'Arpino, und in der Ecke die Reste der Sammlermarke Niclas Esterhazy, mit dessen Schätzen das graziöse Blatt in das Budapester Nationalmuseum kam.

Dieselbe Marke findet man auf dem überraschenden Kopf eines schreienden Kriegers von Lionardo da Vinci, den wir in Abbildung bringen (S. 241). Es ist eine Rötelstudie, die der Meister zu dem Karton der Schlacht von Anghiari machte, die uns im Original nicht erhalten ist. Der Rücken ist nur angedeutet, die Haare sind unausgeführt, dagegen ist das Profil mit dem offenen Munde und der tief beschattete Hals mit überlegener Sicherheit hingesetzt, der Blick des Auges ist überaus sprechend. Gerade in diesem halb durchgeführten Zustand hat die Zeichnung eine frappante Wirkung, wir fühlen den Stift des größten Technikers. Die Schatten sind mit parallelen Strichlagen von links nach rechts angegeben, wie es Lionardo liebte (der auch gern mit der linken Hand zeichnete), und wie es dann in der Mailänder Schule in Gebrauch blieb, wo wir selten eine ängstliche und enge Strichelung vorfinden. Aus diesem Grunde dürfte vielleicht der wunderschöne weibliche geschmückte Kopf aus den Uffizien, den wir ebenfalls in Abbildung bringen (S. 309), nicht mit Sicherheit dem Lionardo zugeschrieben werden. Es ist eine feine Pinselzeichnung, wie wir sie etwa bei dem Gaudenzio Ferrari vermuten können, in jedem Fall gehört sie in diesen Mailänder Kreis und ist ein vollendetes Stück Kunst in der liebevollen Wiedergabe des keuschen und graziösen Madonnentypus, der durch Kontrastierung des Profils mit dem dahinterliegenden welligen Haar eine oft erprobte große Wirkung erreicht.

Solche liebenswürdige, weich gesehene und fein hingesetzte Köpfe scheinen uns neben einfacheren Federzeichnungen das Charakteristikum der Mailänder Schule zu sein, die in der vollendeten Zeichnung geradezu eine Specialität besaß und zuerst auch Porträtblätter schuf, die an Kunst und Wert den großen Bildern nicht nachstanden. Luini, Boltraffio, Cesare di Sesto sind hier die ersten Meister, ihre Zeit ist der Anfang des sechzehnten Jahrhunderts, aus der Detailliebe und dem Naturstudium des großen Beginners Lionardo entwickeln sie eine vornehme und selbständige Kunst. Von Cesare di Sesto besitzt die Albertina einen wundervollen Hieronymuskopf in Kreide und Rötel auf rotem Grund und einige unvergeßliche Studien von Köpfen, eine Frau en face und einen entzückenden Knaben im halben Profil. Von Luini finden wir die Rötelstudie eines nackten Mannes in hebender Stellung, die an edler Weichheit ihresgleichen sucht. Und auf denselben Meister, wenn auch nicht ganz sicher, wird das hervorragende Brustbild der Dame mit dem Fächer zurückgeführt, das wir abbilden (S. 311). Der Grund, Luini diese Figur zuzuweisen, liegt in der bei ihm stets beobachteten Fingerhaltung; die Finger greifen nicht, sondern legen sich an den Fächer an. Um so weniger will der feine, fast spitze Gesichtstypus zu ihm passen, obgleich er meisterhaft herauskommt. Die engen, fast geschlitzten Augen, die stark vorspringende Nase, der knospenhafte Mund, das vorgerundete Kinn und der exotische Kopfputz machen ein scharf ausgeprägtes Gesicht, das um so bestimmter hervortritt, als es allein genauer durchgezeichnet ist, während der Oberkörper nur angedeutet bleibt. Sehr geschmackvoll ist die Kreidezeichnung zum Teil mit Pastell getönt. Eine berühmte Zeichnung dieser Mailänder Art, ganz in schwarzer Kreide und weiß gehöht, besitzt die Albertina in einem stehenden Mädchen mit offnem Haar als Kniestück, dessen Meister uns unbekannt ist. Früher galt es natürlich als



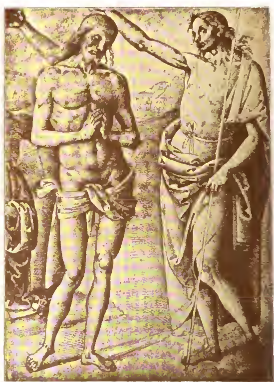
Bernardino Luini: Dame mit Fächer. Getönte Kreidezeichnung. (Wien, Sammlung Albertina.)

Raffael, und das Mädchen hieß natürlich Fornarina, es wurde schon im achtzehnten Jahrhundert gestochen und später auch lithographiert und kam als eines der Extrastücke aus der Sammlung des Duc de Ligne nach Wien. Man vermutet jetzt, daß es dem

Boltraffio zugehört, der seine Köpfe auf einen ähnlichen ovalen Typus konstruiert. Diese Köpfe des Boltraffio sind der Stolz der Mailänder Schule, vollendete Porträts aus der Zeit um 1500, vollkommen farbig durchgeführte Pastelle, die ersten bedeutenden dieser Art, die wir besitzen. Zwei Prachtexemplare, fast in Lebensgröße, hängen in der Ambrosiana in Mailand: ein weibliches Bildnis (früher Isabella von Aragonien genannt) und ein männliches (angeblich Francesco Melzi) — dieses treffen unsere Leser in der Abbildung an.

Es bedarf noch einer Umschau in den anderen italienischen Schulen, die außerhalb dieser Florentiner, römischen und Mailänder Gruppe liegen. Die Beobachtung wird überall dieselbe sein. In der älteren Zeit ist die Handschrift der Künstler auf den Zeichnungen peinlich und dogmatisch, Schärfe und Deutlichkeit geht ihnen über alles, die Notiz und Mitteilung ist ihnen wichtiger als das Bildmäßige. Später wird diese Handschrift ausgeschrieben, die Züge erhalten individuelles Gepräge, und auch in der kürzesten Notiz verleugnet sich nicht die Souveränität. Die Detaildeutlichkeit tritt in den Hintergrund vor der bildmäßigen Wirkung, die schon im ersten Entwurf probiert wird. Aus der gewünschten Kürze und der malerischen Schnellwirkung bildet sich ein eigentümlicher stenographischer Zeichenstil, der den Blättern einen großen Augenblicksreiz verleiht. Gleichzeitig wird die Zeichnung als Bild, das Bildblatt immer häufiger, und es wächst zwischen Zeichnung und Bild eine anmutige Mittelgattung heraus, die die Vorzüge beider vereinigt.

Unser Perugino-Blatt (S. 312) ist ein ausgezeichnetes Beispiel altertümlicher Strenge. Es ist der Entwurf des umbrischen Meisters, der als Lehrer Raffaels gilt, zu seiner Taufe Christi, in der S. Agostinikirche zu Perugia, eine gelbe Bisterzeichnung von peinlicher Gewissenhaftigkeit in Linie und Schatten, in den Konturen wie ciseliert, in den Faltenaugen wie ausgebohrt, so wie es die umbrische Zeichenkunst liebte. Das Blatt ist ein merkwürdiges Besitztum des Städelmuseums in Frankfurt, da es auf seiner Rückseite eine Federzeichnung (der heilige Martin mit dem Teufel) zeigt, die zu den besten Proben dieser umbrischen Kunst zählt und einem Schüler des Perugino, Eusebio



Pietro Perugino: Entwurf zur Taufe Christi. Federzeichnung in Bister. (Frankfurt, Städelsches Institut.)

da San Giorgio, zugeschrieben wird. Den scharf gezeichneten Blättern dieser umbrischen Schule stehen die sauberen Zeichnungen des Bologneiers Francesco Francia sehr nahe, Pinsel- oder Federzeichnungen auf Pergament von unglaublicher Delikatesse. Ein Parisurteil von Francia, eine heilige Katharina von Perugino sind kleine Juwelen der Bisterzeichnung. Auch Pisanello gehört dazu, selbst ein Juwelier, ein kapriziöser Verehrer schöner gemeißelter Sprüche, kostbarer Kostüme, bunter Ornamente und des ganzen schimmernden Jagd- und Festapparates. Berlin, Paris, Wien hüten ihre Pisanellos besonders sorgsam, diese zierlichen kleinen Püppchen von Damen mit ihren Fallen und Windspielen, über deren Rückseiten federgezeichnete Guirlanden und Festons laufen. Der Duft archaischer Preziosen spielt um diese Blätter. Man nehme einen Mantegna, wie ihn die Uffizien besitzen. Es ist eine wunderbar sorgsam gezeichnete Darstellung der Judith mit dem Haupt des Holofernes, Judith eine grausame Prachtfigur wie aus Erz gegossen. Rechts läuft, wie ein chinesisches Merkwort, die Inschrift des Künstlers entlang, seine Buchstaben herabtropfend. Dann schlagen wir alte Schriftsteller auf und finden im Vasari die Stelle, wo er voll Bewunderung diese selbe Zeichnung beschreibt, die er in seinem Album besaß.



Tizian: Zuschauergruppe. Entwurf zu einem Fresko.
Federzeichnung in hellgelbem Bister. (Frankfurt, Städelsches Institut.)

Aus der strengen und scharf modellierten Schule der Alten in Umbrien und Padua treten wir über Verona in die venetianische Welt ein, wo das große Prunkbild Italiens, die Pracht der Ölfarben langsam in die Erscheinung tritt. Den geschnittenen Profilen Pisanellos treten die weichen Charakterköpfe eines Bonsignori in der Veroneser Schule gegenüber. Fürsten und Kardinäle werden in malerischer Kreidetechnik auf das Blatt gesetzt, lebensvolle Profile auf dunklem Grund ohne allzu grelle Lichter. In Venedig selbst wird die strichelnde Zeichnung eines Carpaccio bald überwunden zu Gunsten einer malerischen Andeutung der Bildwirkung. Schon Basaiti weiß mit seinen Häkchen in Bäumen und Steinen sich die Natur eigenartig aufzunotieren. Tizian, ähnlich wie Velasquez, setzt die Teile der Komposition in wenigen Strichen hin, deren Schatten von einer schrägen Schraffierung bezeichnet sind, wie auf der Frankfurter Vorstudie zum Wunder des heiligen Antonius. Wir würden gern noch mehr von der Federzeichnung der Venetianer erfahren, aber diese Blätter treten in unseren Museen zurück hinter die Tusch- und Ölskizzen, die die Späteren vorzogen. Eine Himmelfahrt Mariä von Tintoretto, ein Christus am Kreuz von Jacopo Palma, eine Anbetung der drei Könige von Paolo Veronese sind drei treffliche Blätter der Albertina, in denen diese lichter- und schattenreiche Kompositionskunst Venedigs sich ausspricht. In raschem Wurf streut der Künstler

die Flocken seines Lichtes und die Ballen seines Schattens über die Fläche, aus deren Kombination sich die Modellierung der Figuren zu ergeben scheint. Bisweilen trifft sich hier venetianische Zeichnung im Stil mit der niederländischen eines Rembrandt. Die Landschaftsskizzen des späteren Bolognesers Guercino sind in der schwungvollen Manier der Bäume und der rücksichtslos tiefen Schattengebung im Vordergrunde die genialsten Zeichnungen dieser Art in Italien. Der Neapolitaner Salvator Rosa zieht die letzten Folgerungen dieses hohen Skizzenstils. Er setzt Federzeichnungen hin, die, mit schnellen Zickzacklinien schraffiert, blendend lebendige Konturen hervorzaubern, vorn die Entwickelung eines Chaos zu Menschen, hinten die kaum gehauchte Perspektive. Oder er tupft die Ölfarbe auf ein geöltes Papier, wie es die Venetianer, wie es Castiglione in Genua meisterhaft verstand, und erhält die Illusion einer farbigen Skizze, die einst zum Gemälde wachsen wird. So der hier abgebildete Faun.

Die große Schule der Bildzeichnung, des vollendeten Aktes, der durchgebildeten Gewandfigur wird durch die Carracci in Bologna begründet, die als Leiter einer ersten Akademie auch die Gründer eines akademischen Zeichenstils wurden. Alles, was bisher einzeln ausgebildet war, die Strichzeichnung, die Kreuzschraffierung, die Häkchenandeutung, die weiche Rötelmodellierung, der prächtige Kopf aus Kreide, das leicht getönte Bildnis, die graziöse Verkleinerung großer Kompositionen, findet hier eine gemeinsame Würdigung und Disziplin. Annibale Carraccis hervorragende Rötelköpfe und die vollendete Studie eines Schreibenden von Domenichino, Guercinos berauschend weiche Rötelstudie von Diana und Aktäon in der Albertina und Guido Renis Viktoria in Berlin, deren Gewandwellen in drei Serpentintönen dahinrauschen, sind Beispiele dieses Zeichenstils spielender und stets veränderlicher Technik, der sich von Italien über die malende Welt verbreitete wie seine Schule des bel canto. In den akademischen Schwarz-Weißköpfen unserer Kunstschulen hat er seine letzten Reste hinterlassen.

Ein üppiges Feld dieser europäischen eleganten und treffsicheren Zeichenkunst ist das Frankreich des siebzehnten und achtzehnten Jahrhunderts. Was italienische Renaissance in strenger Schule sich erobert hat, wird hier in spielende Verwegenheit und heitere Lebenskenntnis, in majestätische Fülle und sinnige Begrenztheit umgesetzt. Ein Kopf: wenige Kohlenstriche um das Haar, ein Verlaufen nach der Brust, einige sichere Linien um Nase und Auge, einige leichte Schatten, dann ein paar Rötelbelebungen an Lippe und Augenwinkel und ein paar weiße Striche über die Glanzstellen der Stirn und Wange. Eine Dame am Tisch: wenige Rötellinien, die weich in den Faltenschatten verlaufen, im Gesicht kurz und präcis werden und den Grund schnell ein bißchen abtönen. Eine Landschaft: eine dunkle Brücke, getuschtes Wasser, Baumstämme mit Zickzacklinien schraffiert, Häkchen kreuz und quer als Blättergruppen, vorn etwas dicker und größer, hinten feiner und zarter, ein bißchen Konturlinie am Horizont als Berg, zuletzt vorn ein paar Schlingen und Kurven als Gräser und mit der Tusche rasch die Schatten etwas eingerieben. Ein bestelltes Porträt: gut gestimmte Farben, noble Anordnung und nun mit den Pastellen schnell und sicher die Töne hingesetzt, mit dem Finger vermischt und schließlich die präciseren Linien mit harten Stiften nachgefahren, das Bild ist tadellos und, wenn auch Skizze, doch ein Eindruck ausgeführter Malerei. Es ist eine köstliche Reihe von Claude Lorrains Landschaften zu den Schäfereien Fragonards, von den Porträts edler Herren auf Rigauds Blättern zu den Pastellkavalieren Watteaus und seinen Chinesenstudien, von Dumonstiers oder Lagneaus Charakterköpfen zu den Mädchen des Greuze und den zarten Kreidestudien des Lesue, von Bouchers Venussen und Amoretten zu den kleinen Sittenbildchen des Chardin oder Wille oder Boilly, wie sie da sich finden: der Guckkasten oder der Schuhputzer oder die beiden Schwestern oder der öffentliche Schreiber, Bildchen, in denen schon nicht mehr Italiens, sondern der Niederlande Geist mitspricht: die kleine Geschichte, die kurze Anekdote im Hausformat. Die Entwickelung Frankreichs vom Spiel des Rokoko zur Beschaulichkeit des Interieurs, vom Götzendienst weiblicher nackter Schönheit bis zur heimlichen Schäferidylle ist hier auf die-

ses Hausformat gebracht, das niemals die Grazie der französischen Hand verleugnet. Alle Techniken dienen diesem liebenswürdigen Werk mit Vergnügen, und je rascher sie von der Hand gehen, desto mehr bewahren sie die Laune des Künstlers, der ein göttliches Modell, die Stimmung eines Interieurs, das Lächeln eines Mundes, die Gentilezza eines Hofmannes oder nur ein bon mot auf das Papier bringen will. Wer denkt noch viel an das Bild, dem die Zeichnung eine Vorprobe ist? Die frohe Maskerade dieser Probe, die Lust der geschickten Improvisation, die lockende Freiheit der Kunst ist ein eigenes Vergnügen geworden, mit dem Organ für den Mut der Skizze erwacht das Organ für die Sprache der Zeichnung, man beginnt, dem Künstler gespannter auf seine Hand zu sehen, man beginnt, die neuen Zeichnungen zu schätzen und die der Väter zu sammeln. Die Zeichnung ist aus der Studierstube hinausgetreten unter den glänzenden Himmel der Virtuosität.

So ungefähr verläuft die Geschichte des italienischen und französischen Zeichnens. Wir haben bedachtsam ein Gebiet umgangen, wo die Kunst der Zeichnung ganz andere, sehr liebenswerte Blüten stiller Arbeit zeitigte: Deutschland und die Niederlande. Sie sollen den Gegenstand einer zweiten Abhandlung bilden.



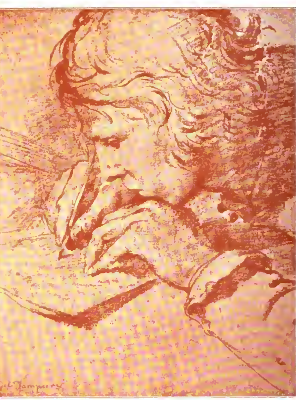
Bonsignori: Porträt eines Unbekannten. Kreide auf gebräuntem Papier. (Wien, Sammlung Albertina.)

* * *

Nachdem der Leser so eine Übersicht über die Leistungen der italienischen und der französischen Handzeichnung gewonnen hat,

wird es an der Zeit sein, gerade ehe wir auf die Zeichenkunst der Deutschen und Niederländer eingehen, sich über die wichtigsten ästhetischen Punkte dieses Gebietes klar zu werden. Das erleichtert das Ansehen und erhöht den Genuß.

Es ist sehr nötig, bei aller Betrachtung von Malerei sich stets vorzuhalten, daß diese Kunst, auch wenn einige naturalistische Fanatiker das Gegenteil behaupten, nicht eine Nachahmung der Natur, sondern ihre Umsetzung, ihre Wiedergabe in einer persönlichen Anschauung bedeutet. Schon unser Sehen ist durch einen noch völlig unklaren und objektiv gar nicht verständlichen Mechanismus ermöglicht, der die Reize der Netzhaut mit den Funktionen des Gehirns in der verwickeltsten Weise verbindet, also durchaus subjektiver Natur bleibt und bei jedem Menschen zu verschiedenen Resultaten führt. Um so subjektiver ist die Kunst. Wir können niemals ernstlich das Bestreben haben, das, was wir als Wirklichkeit zu sehen glauben, auch als Wirklichkeit auf die Leinwand zu bringen. Wir thun nichts anderes, als irgend einen Eindruck, den wir haben, mit optischen Mitteln darzustellen, in Farbe oder in Form. Dieser Eindruck kann ziemlich das Produkt unserer Einbildungskraft sein, er kann auch dem Gesehenen und Wirklichen ziemlich nahe kommen, doch verschwindet vor dieser ästhetischen Subjektivität fast ganz die Grenze zwischen dem sogenannten Idealismus und Realismus, die nur litterarische Schlagworte sind. Der praktische Maler weiß, daß er niemals ein Stück Natur schildert, ohne einzugreifen, und niemals ein Stück Phantasie, ohne die Natur zu befragen, und zwischen den Extremen giebt es Millionen Zwischenstufen. Böcklin ist der Typus des Phantasiemalers, aber er hat stets, nachdem seine geistige Conception fertig war, die Einzelheiten in der Natur ausgewählt und kontrolliert. Liebermann ist der Typus des sogenannten Realisten, aber seine „Frau mit den Ziegen“ wäre kein schönes Bild, wenn



Domenichino: Der Schreiber. Rötelzeichnung. (Wien, Sammlung Albertina.)

316



 Zu Bie: Die Kunst des Zeichnens.

Salvator Rosa: Faun. Ölfarbenskizze mit halbtrockenem Pinsel auf geöltem Papier.
(Wien, Sammlung Albertina.)



François Boucher: Vier Studienköpfe nach Kindern, in Rötel auf weißem Papier. (Wien, Sammlung Albertina.)

er nur die Natur kopiert und nicht die Scene mit vollendetem Raumgefühl gesehen, auf eine Ewigkeitsnote abgestimmt und in jener kühnen impressionistischen Art vorgetragen hätte, die sich aus der Technik des Malens als Kunst gebildet hat wie der gute Stil aus der Technik des Sprechens.

So ist jede künstlerische Bethätigung, gleichviel ob sie mehr oder weniger von der Wirklichkeit angeregt ist, eine Auffassung, eine Anschauung, ein Subjektives. Die Praxis reguliert das von selbst, indem wir von einer natürlichen Landschaft erst recht Stimmung verlangen und von einer künstlichen Symbolik erst recht die Natürlichkeit. Nicht die Gleichheit mit der Natur, sondern im Gegenteil, was vom Subjekt aus gegen diese Gleichheit gethan wird, interessiert und ergreift uns am Kunstwerk, und die ganze Kunstgeschichte ist nichts anderes als die berauschende Entwickelung dieses subjektiven Faktors, des Ausschnitts, der Abtönung, des Vortrags und der persönlichen Stellung zu den Stoffen. Die beiden wichtigsten Erscheinungsformen dieser Anschauung kann man die malerische und die zeichnerische nennen, und ihre Analyse ist das vorzüglichste Mittel zum besseren Studium der Kunstwerke.

Aus der Fülle der Entdeckungen nimmt sich das Auge die Beobachtung, daß sich Flächen gegeneinander abgrenzen und daß diese Abgrenzung in Form einer Linie zu erfolgen scheint. Dies ist der Ursprung des rein zeichnerischen Stils, der mit Konturen und Innenzeichnungen operiert. Wenn ein Mensch vor dem glänzenden Himmel steht, so kann man seinen ganzen Körper entlang eine Linie beschreiben, die das Äußere seiner Figur andeutet. Wenn ich ein Gewand in Falten lege, so kann ich durch Markierung der dunklen Faltenthäler die Modellierung des Stoffes verdeutlichen. Wenn ich dem Gezweig eines Baumes folge, kann ich graphisch seine ganze Entwickelung darstellen. Ich kann überall durch Betonung der Grenzlinien zwischen dunkleren und helleren Stellen den Eindruck jedes beliebigen Gegenstandes wiedergeben. Welche Summe von Abstraktion liegt hierin schon! Ich sehe doch in der Natur selten, eigentlich nie eine Linie, ich sehe Farben, die ineinander verschmelzen, aber Flächen, die ineinander übergehen, aber

ich habe die Fähigkeit, die wichtigsten dieser Übergangsstellen mir zu notieren, und wenn ich diese Zeichnung dann jemandem zeige, wird dieser den von mir dargestellten Gegenstand erkennen. Es ist eine Umsetzung der Natur in Linien, weil mir die Linie als eine Vortragsmanier nahe liegt; und der Betrachter hat so viel Natur schon gesehen und auch so viel Zeichnungen schon in die Natur zurückübersetzt, daß ihm diese Abstraktion nicht mehr schwer fällt, ja daß er sie ganz unbewußt unternimmt und im Augenblick wirklich davon überzeugt ist, daß eine Art Kreis mit wenigen Strichen darin ein Kopf sei. Zu nichts zeigt sich der Mensch fähiger, als solche Abstraktionen schnell weiter zu bauen und immer abstrakter zu machen. Aus der einfachen Konturenzeichnung bildet sich die raffinierteste Kunst des Zeichnens, die mit der Linie spielt, um schnelle Phantasiereize auszulösen, ja sogar die Linie wegläßt, um sie durch die Phantasie ergänzen zu lassen. Wenn ein moderner Künstler die Kunst des Zeichnens als die Kunst des Auslassens definiert hat, so bezeichnete er damit den Entwickelungsfaktor, der der ganzen Geschichte der Zeichenkunst zu Grunde liegt. Der Zeichner wird immer mehr darauf achten, überflüssige Linien wegzulassen und die wirklich charakteristischen hinzusetzen. Es giebt Zeichnungen, die mit zwei oder drei Strichen eine verwickelte Bewegung so verblüffend wiedergeben, daß wir die Wirklichkeit zu sehen glauben. Wären statt der drei Striche zwanzig, so würde die Illusion schwinden. Der Zeichner bildet sein Auge unablässig auf das Wesentliche der Linie aus, und seine Kunst scheint ihm dann das Höchste erreicht zu haben, wenn er an der äußersten Grenze dieser Sprache des Striches angelangt ist und in seinem Werke nicht ein Häkchen mehr findet, das zu viel oder zu wenig wäre.

Aus der scharfen Flächenbegrenzung, die das System des Zeichnens voraussetzt, hat sich eine ganze künstlerische Weltanschauung gebildet. Man braucht nicht nur mit der Feder oder dem Blei zu zeichnen, man kann auch mit dem Pinsel zeichnen. Die Auffassung der Malerei, daß jeder Baum alle seine Blättchen und jedes Gesicht alle seine Runzeln zeigen muß, ist eine zeichnerische. Bei den Köpfen der alten Niederländer und Deutschen spielt die Farbe nur eine dekorative, illusionäre Rolle, ihr Wesen liegt in der scharfen Detailzeichnung, die sich nicht genug thun kann. So werden selbst Reflexe und koloristische Spiele als Gegenstand minutiöser Feinpinselmalerei genommen, als ruhige Modelle einer unermüdlichen Kunstarbeit, die noch die Geduld der alten Miniaturen hat. Recht haben diese Maler mindestens so wie ihre Antipoden, die Impressionisten. Denn in der Natur ist weder Minutiosität noch Farbenfleck, beides ist nur eine Sprache der Menschen, die je nach Klima und Geschmack wechselt. Fällt die Farbe weg, so wird aus der bloßen Zeichnung jenes geistreiche Spiel weniger charakteristischer Linien, und fällt die Zeichnung weg, so wird aus der Farbe die reine malerische Anschauung, die in ihren impressionistischen Extremen es an Geistreichtum mit jener knappen Zeichnung aufnehmen kann. Dies sind die äußersten Pole, zwischen denen die tausend Gattungen gemischter Zeichen- und Malkunst liegen.

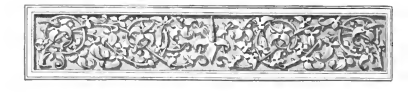
Die reine malerische Anschauung leugnet die Linie, wie die reine Zeichnung die Farbe leugnet. Sie geht von dem koloristischen Eindruck der Dinge aus, der keine scharfen Konturen kennt, sondern im Gegenteil die Übergänge allmählich zeigt und erst durch das Spiel der Reflexe und Konträrwirkungen das Leben der Wirklichkeit erklärt. Wenn Lionardo rät, die Konturen in ein Sfumato, ein rauchiges, duftiges Verschwimmen aufzulösen, so will er damit nicht bloß den Eindruck runder Körper erzielen, sondern er spricht auch als geschmackvoller Maler, der seine Erfahrung hat, daß scharfe Absetzung von Farben niemals gut wirkt. Nun beginnen die Lokalfarben ihren Tanz miteinander. Keine steht mehr rein da, jede nimmt von der benachbarten einen Einfluß auf, und schließlich erhält man das impressionistische Spiel einzelner Farbtupfen, die sich im Auge zu dem gewünschten Eindruck wieder zusammenfinden. Der Maler merkt folgendes: je glatter er die Farbenflächen ineinander verreibt, desto weniger frisch wirkt das Bild; je mehr er die einzelnen Farbenflecke in ihrer ursprünglichen Roheit stehen läßt, desto echter wird der Eindruck. So bildet

er die Kunst aus, mit höchster Sicherheit diese Farbenflecke oder Flächenbestandteile gleich so hinzusetzen, daß in kurzer Zeit der Eindruck des Bildes fertig ist, und er gewinnt aus der Technik der Malerei eine Kunst des Vortrags. Dieses ist der Impressionismus, der latent in jeder Malerei steckt, aber bei Franz Hals und Liebermann zu einer bewußt einseitigen Vortragskunst geworden ist wie die Zeichnung mit wenigen Strichen auf der anderen Seite bei Rembrandt. Diese Extreme entwickeln die letzten Forderungen: mit wenigen Strichen oder wenigen Farbtupfen alles zu erreichen, und je weniger auf der Leinwand oder dem Papier vorhanden ist, wenn es nur sicher hingesetzt war, desto mehr wird die Phantasie des Beschauers arbeiten und jenen frischen, ursprünglichen Eindruck erhalten, den „ausgeführte" Zeichnungen oder Bilder niemals hervorbringen. Wir stehen hier vor dem wunderbarsten Paradoxon der Kunst: der Künstler arbeitet so abstrakt wie möglich, und der Beschauer sieht so konkret wie möglich, nur weil die Frische der Arbeit sich auf die Frische des Eindrucks überträgt.

Die malerische und die zeichnerische Anschauung erstrecken sich demnach über ein weites Gebiet, wo stets am Ende der Impressionismus steht: der zeichnerische Impressionismus, der mit der geringsten Anzahl von Strichen arbeitet, und der malerische, der mit der möglichsten Unmittelbarkeit unverbundener Farbflecken arbeitet. Dazwischen ist das große Reich der Mischungen zeichnerischer und malerischer Ausdrucksmittel. Ich kann zu einer Linienzeichnung mit Tusche gefüllte Schatten hinzufügen, die ganz impressionistisch hingesetzt sind; und ich kann zu einer farblichen Skizze in wenigen Tönen Konturwirkungen hinzugeben, die eine Art Plakatstil herstellen. Ich kann auf eine ausgeführte Zeichnung wenige leichte Farben setzen, um eine Spur malerischer Unterschiede zu markieren; und ebenso in ein ausgeführtes Bild deutliche Innenzeichnungen geben, um die Schärfe des Details zu erreichen, für das die Malerei nicht genügt. Ich kann ausgeführte Zeichnung und ausgeführte Malerei vereinigen bis in das (ziemlich langweilige) Centrum, das zwischen den Extremen des zeichnerischen und malerischen Impressionismus liegen wird. Im allgemeinen wird die Mischung Sache des Temperaments sein und jedenfalls der Geistreiche den Extremen mehr zuneigen, wo sich die volle Sicherheit des selbständigen und persönlichen Stils erst offenbart. Zeichnerische Epochen wechseln mit malerischen, weil auch die Epochen, wie die Künstler, ihre Temperamente haben, und ein guter Teil der Bewegung in der Kunstgeschichte liegt in diesem Wechsel begründet, der die hauptsächlichsten Standpunkte in allen Dingen der bildenden Kunst gegeneinander ausspielt.

Die Gemäldegalerie gehört zumeist auf die eine Seite dieser Linie: die Entwickelung der Malerei. Das Kupferstichkabinett gehört zumeist auf die andere Seite: die Entwickelung des Zeichnerischen. Beidemal genießen wir die Kühnheiten des Impressionismus und den Fleiß der goldenen Mittelmäßigkeit; beidemal dürfen wir den menschlichen Geist bewundern, wie er sich aus dem Wahn, die Natur kopieren zu können, zum persönlichen Stil des Vortrages und der Umsetzung in eine eigentümliche Sprache des Auges aufschwingt.





Marie Adelaide, Herzogin von Bourgogne.

Ein Lebensbild vom Hofe Ludwigs XIV.

von

Ludovica Freifrau von Bodenhausen.

Reges Leben herrschte am Sonntag dem 4. November 1696 im Schlosse zu Fontainebleau. Auf dem Schloßhofe standen die großen Prunkkaleschen des Königs reisefertig bereit. Unruhig stampften die prächtig aufgeschirrten Rosse den Boden, während Stallleute und Lakaien beim flackernden Schein der glühenden Pechpfannen emsig hin und her eilten und berittene Leibgardisten ungeduldig nach dem Schloßportal schauten. Noch glänzte der Morgenstern am westlichen Himmel, und nur ein schmaler hellgrauer Streifen am östlichen Horizont verkündete den kommenden Tag.

Die lange Fensterreihe der Hirschgalerie des Schlosses war hell erleuchtet. Pagen mit brennenden Fackeln hatten darin Aufstellung genommen; dahinter drängten sich die Kavaliere, fröstelnd und gähnend. Endlich öffneten sich die Thüren, und Ludwig XIV. erschien mit seinen Räten und Ministern.

Trotz der frühen Morgenstunde hatte der König bereits die Messe in der Schloßkapelle gehört. Aber wenn er sonst streng und in sich gekehrt kaum den finsteren Blick vom Boden erhob, so schaute er heute froh und zuversichtlich drein wie in seinen Jugendjahren, da sich in seinem Wesen königliche Würde mit ritterlicher Liebenswürdigkeit paarte und das siegreiche Selbstbewußtsein seines Auftretens ihn zum angebeteten Sonnenkönig Frankreichs gemacht hatte.

Huldvoll nach allen Seiten grüßend, durchschritt der König die Reihen der sich tief verneigenden Höflinge, ging die Treppe hinab und bestieg den Reisewagen, vorher noch einen befriedigten Blick auf den Himmel richtend, an dem sich soeben glutrot der Sonnenball durch die herbstlichen Nebel hindurch wand. Man sah es dem König, man sah es dem ganzen Hofstaat an, daß man einem frohen Ereignis entgegenging. Galt es doch die jugendliche Prinzessin Marie Adelaide von Savoyen zu empfangen, die Ludwigs ältestem Enkelsohn, dem Herzog von Bourgogne, zur Gemahlin bestimmt war.

Ein gar stattlicher Zug verließ den Schloßhof: voran die Leibgarde des Königs, dann die Staatskarossen mit dem Monarchen, den königlichen Prinzen und den Würdenträgern des Reiches; ein langes Gefolge von Höflingen, Beamten, Sänftenträgern und berittener Dienerschaft. Durch die dichten Wälder Fontainebleaus ging es nach dem sechs Meilen südlich gelegenen Montargis, das sich festlich zum Empfang der kindlichen Braut geschmückt hatte.

Denn Marie Adelaide zählte erst elf Jahre, als sie dem nur drei Jahre älteren Herzog von Bourgogne verlobt wurde. Politische Erwägungen leiteten Ludwig bei dieser Wahl.

Der Vater der Prinzessin, der kluge und tapfere Herzog Viktor Amadeus II. von Savoyen, hatte jahrelang Ludwigs Truppen in Oberitalien in Schach gehalten. Die kriegerischen Operationen am Rhein und in den Niederlanden, sowie die in Spanien verfolgte Politik erforderten indessen neuerdings die ungeschwächte Aufbietung der ganzen französischen Heeresmacht. Darum schloß

Ludwig einen ehrenvollen Frieden mit dem Herzog und warb um die Hand seiner Tochter für den dereinstigen Thronerben, den Herzog von Bourgogne. Die Aussicht auf die Krone des mächtigsten europäischen Reiches für die Prinzessin des kleinen piemontesischen Fürstengeschlechts war kein geringer Preis für die erbetene Waffenbrüderschaft, um so mehr als auch die von den Franzosen genommenen Plätze, Pignerolo und Casale, wieder an Piemont zurückfielen und dem Herzog außerdem Frankreichs Beistand zur Eroberung der Lombardei zugesagt wurde.

Marie Adelaide, durch ihre Mutter eine Enkelin der schönen Henriette von England, die Bossuet in seiner Grabrede verherrlicht hat, war mit ihrer jüngeren Schwester, Luise Gabriele, der späteren Gemahlin Philipps V. von Spanien, an dem stillen Hofe zu Turin aufgewachsen unter der Obhut ihrer Großmutter, der Herzogin Marie Jeanne Baptiste von Savoyen, die als eine ungemein kluge Frau galt und nicht verfehlt hatte, dem zärtlich geliebten Enkelkinde gar viele gute Lehren und weise Ermahnungen mit auf den Weg zu geben.

Schien es doch nicht leicht für das unerfahrene Kind, diesen wichtigen Schritt ins Leben zu thun und dem großen König Ludwig, dem selbstmächtigsten aller Herrscher, vor die Augen zu treten, den kritischen Blicken seiner Egeria, der Madame de Maintenon, standzuhalten! Wie würde es ihr gelingen, auf dem gefährlich glatten Parkett des Versailler Schlosses Fuß zu fassen, welche Stellung würde der König der jungen Braut geben? Denn von der Gnade Ludwigs hing die Gunst des ganzen Hofes ab.

Was aber die Intimen dieser Welt für sich wochen- und monatelang beschäftigt, die Diplomaten mit banger Sorge erfüllt und die Parteien beider Höfe in Spannung erhalten hatte, überwand Marie Adelaide mit kindlicher Unbefangenheit.

Obgleich Ludwigs Geduld auf eine harte Probe gestellt wurde, weil er über eine Stunde in Montargis auf den piemontesischen Brautzug warten mußte, so war doch nichtsdestoweniger der Eindruck, den die Prinzessin auf ihn machte, ein sehr günstiger. Er berichtete noch am selben Abend über diese erste Begegnung an Madame de Maintenon:

Montargis, Sonntagabend 6½ Uhr.

Ich habe die Prinzessin am Wagen empfangen, sie mitten durch die Menge geführt und häufig die Fackeln ihrem Gesicht näher bringen lassen, daß man sie deutlich sehen konnte. So gelangten wir endlich in ihr Gemach, in dem die Menschen so gedrängt standen, daß es zum Ersticken war ... Die Prinzessin ließ mir zuerst das Wort und antwortete mir mit einer gewissen anmutvollen Verlegenheit, die Ihnen sicherlich gefallen haben würde. Sie hat die entzückendste Gestalt, die man sich denken kann, üppiges blondes Haar, lebhafte, schöne Augen, schwarze Pupillen und einen klaren, rosigen Teint ... Was mich betrifft, so bin ich durchaus zufrieden; ich wünschte gar nicht, daß sie hübscher wäre ...

Diese Schilderung Ludwigs bietet das treueste Porträt der jungen Prinzessin und nachmaligen Herzogin von Bourgogne, die eine der anmutigsten Erscheinungen ihrer Zeit gewesen ist und sich durch die Lauterkeit ihrer Gesinnung und die Reinheit ihres Wandels wie eine Lichtgestalt aus der Reihe der verführerischen Frauen hervorhebt, die das Versailler Schloß bevölkert haben.

Konnte man Marie Adelaide auch nicht schön nennen, so lag doch ein bestrickender Liebreiz in ihrer ganzen Persönlichkeit, der gerade durch die pikante Unregelmäßigkeit ihres Antlitzes erhöht wurde. Schön in ihrem Gesicht waren eigentlich nur die tiefen, dunklen, von langen Brauen beschatteten Augen, die mit kindlicher Neugierde die neue Welt um sich her betrachteten. Die Unbefangenheit, die Marie Adelaides harmlosem Wesen entsprach, riß von vornherein jede Schranke zwischen ihr und dem gefürchteten Monarchen nieder. Zu jung und unerfahren, um sich durch die strengen Regeln französischer Etikette einschüchtern zu lassen, sah sie in Ludwig nur den väterlichen Beschützer, an den sie sich in zärtlicher Liebebedürftigkeit anschmiegte. Und dieses kindliche Vertrauen gewann ihr das Herz des Königs. Binnen wenigen Tagen wurde sie der gewichtige Mittelpunkt der Versailler Lebens zum großen Erstaunen des ganzen Hofes.

Seit 1682 bildete Versailles, das mit einem Kostenaufwand von zweihundertfünfzig Mil-

lionen Livres (neunhundert Millionen Franken des heutigen Geldes entsprechend) errichtet worden war, die ständige Residenz Ludwigs XIV. Er bestimmte sofort eine prächtige Wohnung in dem Schlosse für die savoyische Prinzessin, die bis zu ihrer Vermählung als Tochter Frankreichs gehalten wurde, und zwar jene Gemächer, die vordem seine Gemahlin, die Königin Marie Therese, bewohnt hatte. Nach Marie Adelaide bezog die fromme Polin, Marie Leczinska, diese Zimmer, später die stolze Cäsarentochter Marie Antoinette, die darin die letzten Tage des zusammenstürzenden Königtums zubrachte. In diesen Räumen wurde Ludwig XV. geboren und Ludwig XVI., der die Sünden seiner Väter auf dem Richtplatz büßte; hier erblickte auch Louis Capet das Licht der Welt, sein unglücklicher Sohn, dessen qualvolles Dasein die Revolution mit düsteren Schleiern verhüllt. —

Von dem Tage an, da Marie Adelaide in den Kreis des französischen Hofes trat, hörte man wieder Lachen und Scherzen. Ein frischer Odem drang mit ihr ein, als ob ein Sonnenstrahl in eine weihrauchgefüllte Kirche geflutet sei.

Denn man war fromm geworden in der Umgebung des ehemals so prachtliebenden Monarchen, seit die bigotte, alternde Madame de Maintenon sich aus der bescheidenen Stellung einer Erzieherin zu seiner Gefährtin aufgeschwungen hatte. An Stelle jener rauschenden Feste, bei denen einst Maria Mancini, die La Vallière, die Montespan, Mademoiselle de Fontanges das Scepter siegreicher Schönheit und üppiger Wollust geführt hatten, waren asketische Bußübungen getreten; Orgelklang und Glockengeläute riefen zum Gebet in nächtlicher Stunde, während ehemals die weichen Flötentöne Lullischer Musikanten süßes Liebesgeflüster in den verschwiegenen Alleen des Parkes begleitet hatten.

Zunächst waren es ihrem Alter angemessene harmlose Vergnügungen, die der König Marie Adelaide zu verschaffen suchte in dem Bestreben, sie die Trennung von dem Geschwisterkreise nicht allzu schmerzlich empfinden zu lassen. So schenkte er der Prinzessin bald nach ihrer Ankunft das kleine Landhaus „Menagerie“, das Trianon gegenüber im Versailler Park gelegen war. Sie durfte es sich ganz nach ihrem eigenen Geschmack einrichten, und oft genug sah man, wie die bejahrtesten Hofdamen dort unter Hintansetzung aller Würde mit ihr sich herumtummelten. Jeder suchte um die Gunst des aufgehenden Sternes zu buhlen.

Elisabeth Charlotte, genannt Prinzessin Palatine, die zweite Gemahlin des Herzogs von Orleans, entwirft davon mit ihrer sarkastischen Feder ein köstliches Bild: „Hier werden die ältesten Leute wieder zum Kinde,“ schreibt sie am 8. November 1696 an die Herzogin von Hannover. „Im Parke spielen die Hofdamen Ball und Reifen mit der Prinzessin Adelaide ...“ Und in einem anderen Briefe dieser wahrheitsgetreuen Darstellerin des Versailler Lebens heißt es: „Mein Gott, wie schlecht erzieht man dieses Kind! Es thut mir wirklich leid! Schlechtere Manieren wie sie kann kein Mensch haben! Sie greift mit den Fingern nach dem Fleisch und fährt in den Schüsseln herum. Dabei kann sie keinen Augenblick stillsitzen; entweder schneidet sie Grimassen, oder sie fängt plötzlich an zu singen ... Dabei sagt der ganze Hof, welche Grazie, welche Anmut! ... Nach meiner Meinung müßte sie die Rute bekommen ...“

Man sieht daraus, wie sehr der König Marie Adelaide verwöhnte und welche Nachsicht er mit ihren kindlichen Unarten hatte. Ein Wunder, daß ihr Charakter dadurch nicht verdorben wurde!

Marie Adelaides Gemächer lagen unweit der seinigen und waren durch einen engen Korridor und das historische Oeil-de-bœuf mit jenen verbunden. Zu jeder Zeit hatte sie ungehinderten Eintritt beim König, ja selbst wenn die Minister zu wichtiger Beratung versammelt waren, erzwang sie sich solchen, indem sie so lange ungeduldig an der Thür kratzte, bis der König sie selbst einließ. Sie setzte sich auf seine Knie, kletterte auf seine Stuhllehne, kramte auf seinem Schreibtisch umher, durchstöberte seine Briefschaften und trieb gemeinsam mit seinen Hühnerhunden allerlei Unfug. Und der König ließ sie gewähren, ja ihre Gegenwart erheiterte ihn und zauberte ein glückliches Lächeln auf seine sonst so düsteren Züge, weil er fühlte, daß ihre warmblütige Zärt-

lichkeit ungekünstelt war. Auch Madame de Maintenon schaute neidlos auf diese Gunstbezeigungen; denn die große Jugend schützte Marie Adelaide vor jeder sinnlichen Begierde, während ihre harmlose Lebhaftigkeit einen vorteilhaften Gegensatz zu dem ruhigen Ernst Madame de Maintenons bildete. Im übrigen hatte sich die Prinzessin vom ersten Augenblick an dadurch die Zuneigung der königlichen Freundin erobert, daß sie diese, geleitet von einem glücklichen Instinkt, ma tante angeredet hatte und auf diese Weise geschickt über deren etwas heikle Stellung hinweggeglitten war.

Selbstverständlich wurde daher auch Marie Adelaides weitere Ausbildung der großen Pädagogin des siebzehnten Jahrhunderts anvertraut. Mehrmals wöchentlich mußte sie Madame de Maintenon nach St. Cyr begleiten, der von dieser gegründeten Erziehungsanstalt für adelige junge Damen. Hier nahm sie teil an allem Unterricht und spielte mit den gleichalterigen Genossinnen.

Große Liebe zu den Wissenschaften scheint Marie Adelaide jedoch nicht beseelt zu haben, da sie es nicht einmal dahinbrachte, orthographisch richtig schreiben zu lernen. In einem Briefe an ihre Großmutter beklagt sie sich nämlich darüber:

„Es wird Zeit, liebe Großmutter, daß ich richtig schreiben lerne. Man sagt hier mit Recht, es sei eine Schande, daß eine verheiratete Frau noch einen Lehrer für solche gewöhnliche Sache haben müßte ..."

Das Schauspiel wurde damals zu den besten Erziehungsmitteln für die vornehme Jugend gerechnet, und man fing, als es sich um die Erziehung Marie Adelaides handelte, wieder an, Racinesche und andere für die Gelegenheit verfaßte Stücke bei Hofe aufzuführen. Die Prinzessin mit den Mitgliedern der königlichen Familie übernahmen die hauptsächlichsten Rollen. Madame de Maintenon ließ zu diesem Zwecke eine kleine Bühne in ihren Gemächern errichten, weil der König seit seiner schweren Erkrankung in den achtziger Jahren die öffentlichen Schauspiele nicht mehr besuchte, ebensowenig wie die Aufführungen in St. Cyr, für die seiner Zeit Racine die „Esther" und „Athalie" geschrieben hatte.

Zwölf Jahre zählte Marie Adelaide, der Herzog von Bourgogne fünfzehn, als die Vermählung des jungen Paares stattfand. Kardinal Coislin vollzog den feierlichen Akt, bei dem die Braut ein Kleid aus mit Brillanten besticktem drap d'argent trug, während der jugendliche Bräutigam über sein mit feinsten Spitzen verziertes Wams einen goldgestickten, mit rosa Atlas gefütterten Mantel angelegt hatte. Auch der König erschien zum erstenmal seit langer Zeit wieder in einem reichen Staatskleide, und der ganze Hof wetteiferte in fürstlicher Prachtentfaltung. Derartige Festlichkeiten stellten nicht geringe Anforderungen an die Beteiligten, vor allem gehörte eine gute Gesundheit dazu, um in den schweren Gewändern der Anstrengung des stundenlangen Stehens bei den langatmigen Ceremonien gewachsen zu sein.

Nach der Trauung fand ein feierliches Mahl statt, und abends versammelte sich der Hof in den Gemächern der Neuvermählten. Der Kardinal sprach den Segen über das Paradebett, dessen Laken aus den kostbarsten venetianischen Spitzen bestand, über welches sich eine goldbetreßte Decke von grünem Sammet breitete. Die königliche Familie wohnte der Toilette des jungen Paares bei, und der König von England, Jakob II., der zur Zeit am französischen Hofe weilte, reichte dem Herzog von Bourgogne das seidene Nachthemd, während seine Gemahlin den gleichen Dienst bei der Herzogin versah. Darauf legten sich die jungen Gatten nieder, und man rief den piemontesischen Gesandten herbei, der ein Protokoll aufnahm und sofort einen Kurier damit nach Turin sandte.

Aber die Ehe war nur der Form nach vollzogen. Das junge Paar mußte sich noch am selben Abend wieder trennen, und der König gestattete dem Herzog nicht einmal, seiner Gemahlin die Fingerspitzen zu küssen. Der jüngere Bruder des Bräutigams, der vorlaute Herzog von Berry, war über diese Strenge so ungehalten, daß er energisch erklärte, er würde sich das nicht haben gefallen lassen. Dieser Protest des kleinen Prinzen erregte natürlich allgemeine Heiterkeit.

Die Hochzeit hatte am 7. Dezember 1697 stattgefunden. Am 11. war großer Ball in der wunderbaren Galerie des Versailler Schlosses, die mit ihren marmornen und bronzenen Kunstwerken eine Apotheose des

großen Ludwig bildete. Ihn spiegelten die kristallenen Wände wieder als Apollo, als Jupiter, als Herkules; überall war sein Sinnbild, die frucht- und segenspendende Sonne angebracht.

Am 12. Dezember stellte sich Marie Adelaide in ihrem bräutlichen Schmuck in St. Cyr vor. Wenn die neue Frauenwürde sie dabei auch mit Stolz erfüllte und die Bewunderung der Gefährtinnen ihr schmeichelte, so war sie doch andererseits noch viel zu sehr Kind, um darin allein Befriedigung zu finden. Das starre Brokatkleid, das schwere Diadem mit den Krondiamanten hinderten sie daran, wie sonst mit den Freundinnen umherzuspringen, und sie wurde darüber so ungehalten, daß ihre Umgebung sehr unter ihrer schlechten Laune zu leiden hatte.

Es war ein sonderbares Ehepaar, der junge Herzog mit seiner Gemahlin! Jeder hatte seinen eigenen Hofstaat und führte das Sonderleben wie bisher weiter. Dem Herzog war ein Gouverneur beigegeben, und die Herzogin stand unter der unmittelbaren Obhut ihrer Oberhofmeisterin, der würdigen Madame de Lude. Nur in deren Gegenwart durfte sich das Pärchen sehen und sprechen. Der rebellischen kleinen Herzogin gefiel diese Bevormundung durchaus nicht, ebensowenig dem Herzog, der, obgleich von Natur ernst und sinnend veranlagt, sich doch zu der lebhaften, anmutigen Prinzessin aufrichtig hingezogen fühlte. So legte denn keiner dem anderen Hindernisse in den Weg, wenn es galt, die Wachsamkeit der alten Oberhofmeisterin zu täuschen.

Letztere schlief mit Marie Adelaide in einem Gemach. Eines Abends war es dem Herzog von Bourgogne gelungen, sich hinter einer Portiere zu verstecken und sich, sobald das laute Schnarchen der Duenna ertönte, zu seiner kleinen Frau zu schleichen. Darob große Aufregung, und Madame de Lude wandte sich beschwerdeführend an den König. Der König begnügte sich aber damit, seinen Enkel mit wenigen Worten zurechtzuweisen.

„Mein Herr," schrieb er ihm, „es ist mir berichtet worden, daß sich Dinge ereignet haben, die Ihnen durchaus nicht zuträglich sind. Ich hoffe, daß dergleichen nicht wieder vorkommt."

Die junge Herzogin mußte von jetzt an ihrer Stellung gemäß zu allen Staatsaktionen hinzugezogen werden. Dabei machte ihr die leidige Etikettenfrage nicht wenig Sorge. Hatte sich doch Ludwig XIV. in seiner Selbstverherrlichung mit einem Ceremoniell umgeben, welches zwar zunächst dazu diente, das Königtum in seiner Person weit über die ganze Nation zu erheben, aber auch die Rangunterschiede seines Hofstaates derartig verschärfte, daß es eines sehr genauen Studiums bedurfte, um sich ohne Anstoß zu bewegen. Denn jeder Schritt und Tritt war geregelt, und jedes Vorrecht wurde mit argwöhnischen Blicken gehütet.

Saint Simon berichtet uns darüber einzelne Episoden in seinen Memoiren. Die holländische Gesandtin, Madame de Heemskerk, wurde am Hofe empfangen und erschien in Begleitung ihrer Tochter. Als Vertreterin ihrer Souveränin konnte die Gesandtin beanspruchen, von den königlichen Prinzessinnen umarmt zu werden. Pflichtschuldigst hatte sie von der jungen Herzogin von Bourgogne ihren Kuß in Empfang genommen und präsentierte derselben ihre Tochter, die, wie Saint Simon schreibt, gleichfalls ihre „Schnute" hinhielt. Ratlos sah sich Marie Adelaide um, und auf ein mißverstandenes Zeichen ihrer Oberhofmeisterin streifte sie mit ihren Lippen auch die Wangen der holländischen „Jufvrouw". Ein allgemeines Gemurmel des Mißfallens erhob sich, während sich die Gesandtin triumphierend weiter wandte und nunmehr der Prinzessin Palatine ihre Reverenz machte. Die deutsche Fürstentochter* war indessen mit allen Vorschriften des Hofceremoniells gut vertraut. Madame Heemskerk erhielt, was ihr zukam, bei der Tochter aber wandte sie sich hochmütig ab, und als der Introducteur des Ambassadeurs, Sainctot, entsetzt über diese Zurückweisung, vermittelnd einschreiten wollte, mußte er sich eine schroffe Abkanzelung gefallen lassen: „Es ist schlimm genug, daß Ihr die junge Herzogin veranlaßt, solche Dummheiten zu machen! Ich brauche es darum nicht nachzuahmen," belehrte sie ihn ungeniert vor der illustren Versammlung.

* Elisabeth Charlotte, Herzogin von Orleans, war eine Tochter des Kurfürsten Karl Ludwig von der Pfalz.



Marie Adelaide, Herzogin von Bourgogne.

Madame Palatine war bei Hofe sehr gefürchtet, selbst der König scheute das scharfe Urteil seiner Schwägerin, wenngleich er ihren strengen Gerechtigkeitssinn sehr hoch achtete.

Ein ähnlicher Zwischenfall trug sich an einem der gewöhnlichen Empfänge zu, die damals kurzhin „les appartements" genannt wurden. Bei den Musikaufführungen, mit denen diese gewöhnlich eingeleitet wurden, waren die Plätze genau der Rangordnung nach bestimmt. Die Prinzessinnen hatten Anrecht auf ein Taburett rechts neben den königlichen Damen. Eines Tages hatte sich die alte Herzogin von Rohan verspätet. Da sie ihren Platz nicht mehr erreichen konnte, ließ sie sich auf einen Wink der gutmütigen

Herzogin von Bourgogne auf ein leeres Taburett inmitten der fürstlichen Damen nieder. Dieser Platz kam aber der dicken Prinzessin d'Harcourt zu, die noch später erschien und mit Entrüstung gewahrte, daß er nicht mehr frei war. Mit dem ganzen Aplomb ihrer umfangreichen Persönlichkeit setzte sie sich daher einfach der armen Herzogin von Rohan auf den Schoß.

Es bedurfte der ganzen Autorität Ludwigs XIV., um diese Angelegenheit, die beinahe zu einer Staatsaffaire auszuwachsen drohte, friedlich beizulegen.

Die Sonderexistenz des jungen herzoglichen Paares dauerte noch zwei Jahre. Dann hielt man es für angemessen, die gebotene Trennung aufzuheben, und es begann nun eine Zeit, die sich wie ein liebliches Idyll in der Geschichte des Versailler Hofes ausnimmt. Denn der Herzog hegte für seine Gemahlin eine aufrichtige Herzensneigung. Ihr zu Gefallen nahm er teil an all den Lustbarkeiten und rauschenden Vergnügungen, die Marie Adelaides Tage ausfüllten. Wir sehen, wie er mit ihr auf einer ländlichen Maskerade, eine Dorfhochzeit darstellend, das Brautpaar abgiebt, wie er ihr Partner ist bei einer Kartenquadrille, und wie er mitwirkt bei der Aufführung von Lullis „Alceste" in den Räumen der Prinzessin Conti. Dies alles nur aus Liebe zu Marie Adelaide, denn im Grunde genommen waren seine Interessen andere.

Fénélon, sein Erzieher, hatte die ernsten Grundsätze, die ihn selbst beseelten, auch in die Seele des jungen Prinzen zu pflanzen gewußt. Für ihn, den künftigen König von Frankreich, schrieb er als Leitfaden die „Abenteuer des Telemach". Er lehnte dieses Werk unmittelbar an die Odysseussage an und schilderte in seinem Helden das Ideal eines Regenten. Unter Zugrundelegung der Lehren des Christentums brachte er den Gedanken einer konstitutionellen Monarchie zum Ausdruck, indem er die Verwaltung des Staates nach bestimmten Gesetzen zur Gewissenssache des gekrönten Oberhauptes machte. Unermüdlich lenkte er die Blicke seines Zöglings auf die Bedürfnisse und die Menschenrechte des Volkes; er suchte ihn davon zu überzeugen, daß das Glück eines Reiches nicht in seiner Größe und politischen Macht, sondern in der Wohlfahrt seiner Unterthanen bestehe. Auf diese Weise wollte er den Herzog von Bourgogne vor den Irrwegen bewahren, auf die Herrschsucht und Ruhmbegierde Ludwig XIV. geführt hatten, und seinem absoluten, kriegerischen Königtum dereinst eine Regierung entgegensetzen, deren Ziel der friedliche Ausbau der inneren Zustände sein würde.

Die „Abenteuer des Telemach" waren indessen kaum im Druck erschienen, als sie auch schon den höchsten Unwillen des Monarchen erregten. Die Verbreitung des Buches wurde verboten und Fénélon nach seinem Bischofssitze zu Cambray verbannt. Was der König aber nicht mehr bannen konnte, war der Samen, den der edle Fürstenerzieher mit diesen Anschauungen in die Seele des Prinzen gesenkt hatte, und sicherlich wären die Geschicke Frankreichs andere geworden, wenn nicht ein frühzeitiger Tod den Herzog von Bourgogne abgerufen hätte, ehe er in die Lage kam, solche Grundsätze zum Segen der Nation zu bethätigen.

Über den Schmerz, den ihm die Trennung von dem geliebten Lehrer verursachte, konnte dem Herzog nur das Glück der jungen, reinen Liebe hinweghelfen. Auch trug Marie Adelaides Vermittelung wesentlich dazu bei, die dadurch veranlaßte Verstimmung zwischen ihm und dem König nachgerade wieder zu verwischen. Der König suchte den Herzog von Bourgogne zu entschädigen, indem er ihm eine größere Selbständigkeit gewährte und ihn zu den Sitzungen des Staatsrates heranzog. Er übertrug ihm ferner den Befehl über das Feldlager zu Compiègne, indem er damit seinem militärischen Ehrgeiz schmeichelte.

Als der Herzog von Bourgogne mit sieben Jahren in der ersten Uniform vor dem Könige erschienen war, hatte das geistreiche Fräulein von Scudéry ihn in einem Madrigal mit einem als Mars verkleideten Amor verglichen. Das verdroß den kleinen Kriegsmann damals sehr, und die Dichterin konnte sich nur durch einen neuen Lobgesang seine Gunst zurückobern:

Prince, consolez-vous d'être appelé l'Amour,
Imitez bien Louis; vous serez Mars un jour!

So groß war von Jugend auf sein Interesse für alle militärischen Dinge. Es war

daher ein wichtiges Ereignis für den ganzen Hof, als er sich durch die selbständige Leitung jener Manöver die kriegerischen Sporen verdienen sollte.

Der König, Madame de Maintenon und die junge Herzogin begleiteten den Herzog nach Compiègne.

Marie Adelaide erzählt ihrer Großmutter über dieses für sie ganz neue Schauspiel: „Ich hätte nie geglaubt, ma chère grand'-maman, daß ich mich einmal in einer belagerten Stadt befinden und morgens vom Kanonendonner aufgeweckt werden könnte. Hoffentlich werden wir bald wieder abreisen ...“ In der That war der Aufenthalt in dem kleinen Ort nicht bequem. Die Räumlichkeiten des Schlosses waren durchaus unzureichend für den Hof und seinen Train, so daß selbst die königlichen Prinzessinnen zu zweien mit einem Zimmer fürlieb nehmen mußten.

Diesen Manövern wohnte auch der schon erwähnte unglückliche König Jakob II. von England bei, der, nachdem alle seine Bemühungen, die römisch-katholische Lehre als Staatsreligion wieder in seinem Reiche einzuführen, gescheitert waren, zu seinem ehemaligen Verbündeten nach Frankreich geflüchtet war und in St. Germain von einem Jahresgehalt lebte, das ihm Ludwig XIV. zahlen ließ.

Während der Herzog von Bourgogne die ihm vom Könige nach seiner Vermählung angebotene Erhöhung seiner Apanage dankend ablehnte und stets in seinen Bedürfnissen einfach und bescheiden blieb, hatte es Marie Adelaide sehr schnell gelernt, an schönen Toiletten und anderen kostspieligen Dingen Gefallen zu finden. Spiel und Tanz waren insbesondere die beiden Leidenschaften, denen sie sich mit dem ganzen Ungestüm ihrer Natur hingab. Freilich ahmte sie dabei nur nach, was sie um sich herum sah. An Ludwigs Hofe spielte jeder. Hatte er doch selbst diesem Laster früher mit Vorliebe gefrönt. So füllte auch jetzt noch das Spiel die Zeit aus, wenn man sich in den großen acht- und zehnsitzigen Reisekaleschen von einem Ort zum anderen begab. Ein Satz von tausend Louisdor war dabei nichts Außergewöhnliches. Dementsprechend auch die Verluste. Selbst die königlichen Kinder wurden bereits in die Kartengeheimnisse eingeweiht. Für sie gab es ein Spiel, das Trou Madame hieß und auf einem billardartigen Tische gespielt wurde, während sonst „Landsknecht“ das beliebteste Hazardspiel jener Zeit war.

Nur einmal war der Herzog von Bourgogne durch seine Spielverluste so in Verlegenheit geraten, daß er sich hilfesuchend an den König wenden mußte. Als ihn Ludwig aber darauf hinwies, daß es das Geld des Volkes sei, welches er auf diese Weise vergeude, rührte er nie wieder eine Karte an. Dahingegen mußte Marie Adelaide gar häufig die Börse Madame de Maintenons in Anspruch nehmen. Freilich gab es bei solcher Gelegenheit auch Vorwürfe, Versprechungen und Thränen, aber die Thränen trockneten, und die Versprechungen wurden bald wieder vergessen.

Seit langen Jahren hatte der Karneval am Hofe zu Versailles nicht so viel Abwechslung gebracht als in dem, da Marie Adelaide in ihrer neuen Würde die Seele war. Kein Tag ohne Ball, Landpartien, Karussells oder Maskeraden.

Mit großer Gewissenhaftigkeit berichtet der „Mercure de France“, damals die einzige und überhaupt die erste französische Zeitung, von diesem Treiben. Er schildert die Herzogin von Bourgogne bald als Flora, begleitet von einer Schar Nymphen, bald in der reichen Tracht einer Sultanin, bald in der graziösen Spitzenmantille der Spanierin. Ihrer feinen, schlanken Gestalt, ihrem ausdrucksfähigen Gesicht stand alles. Bei einer Maskerade, die das junge Paar in seinen eigenen Räumen gab, erschien der Herzog als Apollo; die Herzogin verkörperte mit ihren Damen die neun Musen. Ein anderes Mal hatte die Herzogin den Einfall, auf einem Feste bei der Kanzlerin, Madame de Ponchartrain, als Chinesin zu erscheinen. Damals waren die bezopften Bewohner des himmlischen Reiches noch keine alltäglichen Erscheinungen in den Straßen der europäischen Hauptstädte, und so schwebte auch über deren Sitten und Gebräuchen noch ein tiefes Dunkel. Die Herzogin war über die zu dem Kostüm gehörige Haarfrisur im unklaren. Zufälligerweise hatte sich ihr Beichtvater, Léeomte, längere Zeit in China als

Missionar aufgehalten. Sie schickte also eiligst eine Hofkarosse zu ihm und ließ ihn zu sich bitten. Der fromme Jesuitenpater, der sofort herbeieilte in dem Glauben, sein Beichtkind von irgend einer drückenden Schuld freisprechen zu sollen, war nicht wenig erstaunt, als er hörte, in welcher heiklen Angelegenheit sein Rat verlangt wurde, und mußte beschämend seine Unkenntnis eingestehen, da „seine Thätigkeit ihn mehr mit Chinesen denn mit Chinesinnen in Berührung gebracht habe.“

Marie Adelaide riß den ganzen Hof in diesem Vergnügungstaumel mit sich fort. Wie ein Wirbelwind flog sie von einem Fest zum anderen; wer ihr gefallen wollte, mußte ihr folgen. Die Prinzessin Conti, die verführerische Tochter der La Vallière, ließ in diesem Winter zwanzigmal zu Ehren der Herzogin von Bourgogne bei sich tanzen. Und da sie selbst sich in einem schonungsbedürftigen Zustande befand, so tanzte man in ihrem Schlafgemach, während sie, auf einem Ruhebett liegend, ihren Gästen die Honneurs machte. Mit drei Bällen, die Marie Adelaide in der Fastnachtsnacht hintereinander besuchte, schloß der Karneval, und einer romantischen Eingebung folgend, begab sich die junge Herzogin unmittelbar aus dem Ballsaal in die Kirche, um sich das Aschenkreuz auf die Stirn zeichnen zu lassen.

Es gehörten gute Nerven dazu, solches Treiben von Anfang bis zu Ende mitzumachen. Saint Simon erzählt denn auch, daß viele Damen nachher tagelang hätten das Bett hüten müssen, und selbst der Erzbischof von Paris sah sich veranlaßt, seine Bedenken gegen diese überhandnehmende Vergnügungssucht zu äußern. Ludwig XIV. unterstützte ihn durch einen Erlaß gegen den „Luxus der Frauen“. Freilich wandte er sich damit nicht gegen seinen verwöhnten Liebling Marie Adelaide, sondern gegen die unteren Stände, die begreiflicherweise alles nachzuahmen trachteten, was vom Hofe ausging. Denn um diesen und die Person des Monarchen drehte sich das ganze öffentliche Leben in Paris.

Auch der nächste Winter verging der jungen Herzogin in gleicher Weise. Da ihr aber der Karneval noch nicht lang genug erschien, ließ sie die Kette festlicher Veranstaltungen schon im Oktober beginnen. Dieser fieberhaften Vergnügungssucht war auch ihre Natur auf die Dauer nicht gewachsen. Sie wurde schwerkrank. Der Herzog gebärdete sich wie ein Verzweifelter. Der König und der ganze Hof waren in banger Sorge. Doch die Spannkraft der Jugend siegte, und Marie Adelaide erholte sich bald, um sich aufs neue in einen Strudel von Vergnügungen zu stürzen, während der Herzog die Krankheit seiner Gemahlin als eine ihm von Gott gesandte Prüfung auffaßte, die ihn daran mahnen sollte, sich den weltlichen Lüsten abzuwenden und zu einem Gott wohlgefälligeren Lebenswandel zurückzukehren. Denn von diesem Zeitpunkte an wurden seine Gewohnheiten andere. Mit Eifer gab er sich von nun an wieder frommen Übungen hin, beschäftigte sich mit religiösen Meditationen und ging sogar so weit, an Sonn- und Feiertagen weder das Theater, noch sonst irgendwelche Festlichkeit zu besuchen, wodurch er das Hofceremoniell manchmal in arge Verlegenheit brachte. Ja, Madame Palatine erzählt uns, wie er, um seiner Liebe zur Musik zu frönen, ohne sein Gewissen zu belasten, den frivolsten Operettenmelodien fromme Texte unterlegte. Der Herzog war nämlich sehr musikalisch; er liebte den Gesang über alles, hatte selbst eine angenehme, weiche Stimme und versuchte sich auch nicht ohne Geschick im Komponieren.

Im Jahre 1701 wurde der zweite Enkelsohn Ludwigs XIV., der Herzog von Anjou, zum Erben der spanischen Krone berufen, nachdem der letzte spanische Habsburger, Karl II., kinderlos verstorben war. Als Philipp V. bestieg Ludwigs Enkel Spaniens Thron. „Il n'y a plus de Pyrénées“, damit entließ der König den Sproß seines Hauses. Denn von Versailles aus sollten von jetzt an die Geschicke beider Länder gelenkt werden.

Das war der Anfang des achtzehnten Jahrhunderts, dessen letztes Jahrzehnt eine so grausige Abrechnung für Frankreichs Herrscher brachte! Niemand ahnte, daß die Wahl Philipps zum König von Spanien, welche zunächst Ludwigs kühnste Träume von der weltbeherrschenden Macht Frankreichs zu erfüllen schien, den gänzlichen Niedergang seiner Politik und die heftigsten und unglücklichsten Kriege zur Folge haben sollte.

Nur der Herzog von Bourgogne hatte in weiser Einsicht gegen die Annahme der spanischen Erbschaft geredet. Aber man hörte nicht auf seinen Rat, und mit großem Gefolge reiste Philipp von Anjou in seine neue Heimat ab, von dem Herzog bis an die Grenze begleitet. Während dieser kurzen Trennung tauschte er mit seiner Gemahlin die zärtlichsten Briefe aus, ja es war eine besondere, romantische Erfindung von den beiden, solche Liebesergüsse mit dem eigenen Blute niederzuschreiben.

Dieses innige Verhältnis des jungen Paares gewährte dem König, der es selbst mit der ehelichen Treue niemals genau genommen hatte, aufrichtige Freude und trug sehr dazu bei, seine Vorliebe zu der anmutigen Enkeltochter zu bestärken. So fiel denn seine Wahl auch auf Marie Adelaides jüngere Schwester Luise Gabriele, als es sich darum handelte, Philipp V. von Spanien eine Gemahlin auszusuchen. Heute läßt sich nicht mehr feststellen, wie weit Marie Adelaides Einfluß dabei maßgebend gewesen ist, indessen schreibt sie am 27. November 1701 an ihre Großmutter: „Ich bin sehr entzückt, liebe Großmutter, Ihnen mitteilen zu können, daß meine Schwester sich sehr glücklich fühlt und daß der König von Spanien sehr zufrieden mit ihr ist."

Es war Ludwig XIV. eine liebe Gewohnheit geworden, Marie Adelaide immer um sich zu sehen, sobald ihm seine Regierungsgeschäfte einen Augenblick der Muße gönnten, und man muß ihr die Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß sie es darin nie an der nötigen Rücksicht fehlen ließ. Selbst wenn sie die ganze Nacht durchtanzt hatte, kam es ihr nicht darauf an, ihre Balltoilette sofort gegen ein Jagdkostüm zu vertauschen, um den König zu begleiten, wenn es galt, in Marlys Wäldern den Hirsch und den Wolf zu jagen oder in Fontainebleau eine Hetzjagd mitzureiten.

Marie Adelaide war nämlich unter Ludwigs Leitung auch eine sehr kühne Amazone geworden. Besonders war sie sich bewußt, in dem ponceauroten, mit Goldborten besetzten Reitkleid, das ihr der König verehrt hatte, sehr gut auszusehen. Ein wenig Eitelkeit war also bei diesem Sport mit im Spiele. Sie ließ sich auch in diesem Kostüm malen und sandte das Bild an die Ihrigen nach Turin. Dort hängt es noch heute im Palazzo reale. Es wird Michel Vanloo, nach anderen Pierre Gobert zugeschrieben.

In dieser Tracht erschien sie eines Tages — aus Bequemlichkeit — in der Dorfkirche zu Marly, als sie gebeten war, das Kind eines armen Landmannes über die Taufe zu halten. Der ehrwürdige Kaplan fühlte sich dadurch so gekränkt, daß er sich weigerte, die heilige Handlung vorzunehmen, bevor die Herzogin ihr Gewand nicht gegen ein anderes, dem Orte angemessenes vertauscht habe.

Marie Adelaides Gesundheit war nicht stark. Sie litt seit ihrer ersten schweren Erkrankung an häufigen Fieberanfällen. Ihr unstetes Leben schwächte sie noch mehr. Sie machte nicht nur während der winterlichen Festlichkeiten, sondern auch im Sommer die Nacht zum Tage. Nächtliche Promenaden im Park von Versailles bis in die frühe Morgenstunde hinein bildeten ihr Entzücken. Ihre Damen, mit denen sie, entgegen aller Etikette, in der ungezwungensten Weise verkehrte, und ein Kreis galanter Kavaliere folgten ihr dabei. Zwei derselben, ein Monsieur de Nangis und ein Monsieur de Maulevrier, die in Briefen und Versen der Herzogin ihre Verehrung gewidmet hatten, entbrannten in Eifersucht gegeneinander. Die Herzogin war so unvorsichtig gewesen, die ritterliche Huldigung der beiden Troubadours entgegenzunehmen und dem einen, Monsieur de Maulevrier, auch einige Male auf seine Briefe zu antworten. Es war dies, während sich der Herzog von Bourgogne im Feldlager zu Breisach befand. In krankhafter Überreizung stürzte sich Monsieur de Maulevrier eines Tages aus dem obersten Stockwerk des Versailler Schlosses. Er fiel tot auf das harte Mosaikpflaster des Hofes. Intrigante Zungen verfehlten natürlich nicht, diesen traurigen Vorfall mit der hoffnungslosen Liebe des Kavaliers zu der jungen Herzogin in Verbindung zu bringen.

Marie Adelaide selbst war tief erschüttert von den Folgen ihres leichtfertigen Spiels. Sie schloß sich tagelang ein und wollte niemanden sehen. Nur Madame de Maintenon war die Vertraute ihres Kummers, Beweis genug, daß die Verleumdungen, die sich

nicht scheuten, Marie Adelaides Frauenehre anzugreifen, ungerechtfertigt waren. Selbst Saint Simon in seinen Memoiren, Madame de Caylus und die Prinzessin Palatine, also die gewissenhaftesten Chronisten, nehmen sie dagegen in Schutz, und das Bild Marie Adelaides geht aus der ganzen, willkürlich aufgebauschten Sache ungetrübt hervor.

War Marie Adelaide bis hierher ein Sonnenkind des Glückes gewesen, so sollten ihr fortan schwere Prüfungen nicht erspart bleiben.

Drohende Wolken zogen sich über Frankreich zusammen. Kaiser Leopold von Österreich griff zu den Waffen, um Spaniens Krone, das Habsburger Erbe, für seinen zweiten Sohn zurückzuerkämpfen. Mit ihm vereinigten sich die meisten Fürsten Deutschlands, ebenso die Seemächte England und Holland, aus Furcht vor der drohenden Übermacht Frankreichs. Die Sorge, sein kleines Reich über kurz oder lang doch noch einmal von dem ländergierigen Nachbar verschlungen zu sehen, bewog auch Victor Amadeus II. von Savoyen, sich den Verbündeten anzuschließen, ungeachtet der nahen Verwandtschaft, in der er durch die Vermählung seiner Töchter an den Herzog von Bourgogne und an Philipp von Anjou zu dem Hofe von Versailles stand.

Und das Kriegsglück knüpfte sich diesmal an die Fahnen von Frankreichs Gegnern, deren Heere von den beiden größten Feldherren der Zeit, dem Prinzen Eugen von Savoyen und dem Herzog von Marlborough, angeführt wurden. Während die Franzosen Turin belagerten und alle Alpenpässe besetzt hatten, gelang es „Prinz Eugen, dem edlen Ritter“, auf unwegsamen Pfaden, die kaum ein Maultierkarren bis dahin passiert hatte, die Höhen der Alpen mit seinem ganzen Heer, Geschütz und Gepäck zu übersteigen, sich den Franzosen in den Rücken zu werfen und ihnen vor den Thoren der piemontesischen Hauptstadt eine siegreiche Schlacht zu liefern.

In welcher Herzenspein befand sich Marie Adelaide während dieser bangen Zeit, da die Liebe zur Heimat mächtig in ihr erwachte, als sie die Ihrigen in Gefahr wußte!

„Ihr werdet begreifen, in welcher Unruhe ich mich befinde,“ schrieb sie an ihre Großmutter, „bei meiner Liebe zu euch und der Verehrung für Eltern und Geschwister. Ich kann an ihre gefährliche Lage nicht denken, ohne daß mir die Thränen in die Augen treten ...“

Trotzdem mußten ihre Wünsche dem neuen Vaterlande gelten, sie sollte den nationalen Schmerz teilen, als Frankreichs Waffen geschlagen wurden! Sie litt hart unter diesem Zwiespalt der Empfindungen.

Im Jahre 1704 hatte Marie Adelaide ihr erstes Kind geboren, einen Sohn. Dieses Ereignis, das Ludwigs XIV. Nachkommenschaft in der dritten Generation sicherte, war mit besonderer Feierlichkeit begrüßt worden. Das Kind starb aber im dritten Lebensjahre. Am 7. Januar 1707 beschenkte Marie Adelaide ihren Gemahl abermals mit einem Knaben. Indessen hatte der frühe Tod des ersten Urenkels Ludwig schwarzseherisch beeinflußt, und er verbot jede besondere Festlichkeit.

Freilich sah es auch trübe genug in Frankreich aus. Lille war in die Hände der Verbündeten gefallen, und in Flandern hatten die Truppen durch die strenge Kälte des Winters sehr zu leiden. Der Herzog von Bourgogne und Vendôme waren die Anführer des französischen Heeres. Prinz Eugen und Marlborough schlugen dasselbe bei Oudenarde (11. Juli 1708). Diese Niederlage vernichtete die letzte Hoffnung Ludwigs, der sich gezwungen sah, demütigende Friedensverhandlungen anzuknüpfen. Denn die gänzlich erschöpften Kassen des Finanzministeriums ließen eine Fortsetzung des Krieges nicht zu. Das Land seufzte unter den Lasten des unglücklichen Feldzuges, zu dem sich mehrere Mißernten hintereinander gesellten.

Düstere Schwermut lagerte über dem Versailler Hofe. Hatte sich der Herzog von Bourgogne schon längst von allen Lustbarkeiten zurückgezogen, so schloß er sich noch mehr ab, seit er sich in politischer Beziehung oftmals im Gegensatz zu den Ansichten des Königs sah. Man achtete nicht auf seine Warnungen, man verdächtigte ihn und suchte selbst sein militärisches Ansehen durch allerlei Intriguen zu schmälern. Freilich hatte sich der Herzog nicht gerade als ein glänzender Heerführer bewiesen. Es fehlte ihm an der nötigen Sicherheit, am Wagemut,

an Entschlossenheit — also an den eigentlichen Feldherrntalenten. Seine Führung war ein ängstliches, unsicheres Hin- und Hertasten gewesen.

Nachdem nunmehr auch noch der Oberbefehl über die französischen Truppen dem Marschall Villars übertragen worden war, lebte der Herzog hauptsächlich in Marly und ganz seinen wissenschaftlichen Neigungen. Sein Zimmer sah aus wie das eines Gelehrten und war mit Instrumenten aller Art gefüllt. Mathematik, Astronomie, überhaupt die exakten Wissenschaften fesselten ihn zumeist. Häufig wohnte er den Sitzungen der Sorbonne bei; auch für die botanischen Neuheiten des jardin des plantes hatte er großes Interesse. Wie der Herzog von Bourgogne gegen sich selbst wahrhaftig und ehrlich war, so schätzte er diese Eigenschaften auch bei anderen.

Einst fragte er den Abbé de Choisi, einen bekannten Historiker seiner Zeit, wie er es anfangen wolle, die Geschichte des wahnsinnigen Karl VI. zu schreiben. „Monseigneur," antwortete dieser, „ich werde sagen, daß der König verrückt war. Denn die Fürsten der Gegenwart können nur von der Geschichte lernen, wenn sie die Vergangenheit im Spiegel der Wahrheit erblicken."

Hielt sich der Herzog auch dem höfischen Treiben fern, so litt darunter doch das Verhältnis zu seiner Gemahlin keineswegs. Die Liebe des jungen Paares war inniger als je zuvor, wennschon es anscheinend immer im Streit lag, weil Marie Adelaide die Gewohnheit angenommen hatte, ihren Gemahl zu necken, sei es mit seinen Studien oder mit seiner Frömmigkeit. Dieser unausgesetzte Wortkrieg zwischen den beiden hat einen zeitgenössischen Schriftsteller zu der Bemerkung veranlaßt: „Monsieur und Madame de Bourgogne sind immer verschiedener Meinung, und doch ist ihr Herz stets eins." Die Sittenstrenge des Herzogs inmitten einer Welt von Eigennutz, Augendienerei und Nichtachtung jeder Moral erregte Bewunderung. Wenn er auch nicht mehr dem Amor zu vergleichen war, den Fräulein von Scudéry einst in ihm besungen, da er frühzeitig zur Korpulenz neigte, so stellten ihm die Damen des Hofes doch nach „wie die Nymphen dem Ulysses". Aber sie verschwendeten ihre Verführungskünste vergeblich — ja, da eine die schönen Augen des Herzogs gerühmt hatte, gab er sich die Mühe, in ihrer Gegenwart stets zu schielen. Und als die Marschallin de Coeuvres ihn einst in zärtlicher Umarmung zu überrumpeln suchte, wehrte er sich energisch, bis er sich gar nicht mehr zu helfen wußte und schließlich mit einer Nadel nach ihr stach. Er verletzte sie dabei derartig am Kopfe, daß sie mehrere Tage das Zimmer hüten mußte. „Somit übertraf er selbst den keuschen Joseph, der wohl seinen Mantel zurückließ, dahingegen weder schlug noch kratzte," fügt die Prinzessin Palatine, der wir diese Anekdote verdanken, in ihrer sarkastischen Weise hinzu. —

Frankreichs Glücksstern schien zu bleichen. Während gleichzeitig der Westen und Süden Europas von gewaltigen Konflikten erschüttert wurde, sah sich Ludwig ringsum von Feinden umgeben, welche das stolze Gebäude seiner Weltherrschaft mit völligem Einsturz bedrohten. Eine Niederlage folgte der anderen. Bei der blutigen Schlacht von Malplaquet (1709) deckten allein 33000 Leichen die Wahlstatt. Villars wurde verwundet. Es fehlte an tüchtigen Heerführern. Die Schuldenlast war auf zwei Milliarden angewachsen. Schon begann der Thron unter Philipp V. in Spanien zu wanken, und die Verbündeten wagten es in ihrem Übermut, bei Ludwigs Friedensverhandlungen die entehrende Forderung zu stellen, daß er selbst helfen solle, seinen Enkel aus Spanien zu vertreiben. Da kam das Geschick noch einmal mit seinem Eingreifen zu Hilfe.

Kaiser Joseph I. von Österreich starb ohne männlichen Sprößling, und sein Bruder Karl, der spanische Kronprätendent, wurde der Erbe der habsburgischen Monarchie. Es konnte also nicht mehr im Interesse der verbündeten Mächte liegen, den österreichischen Ländermassen noch die spanischen beizufügen, und es kam zum Abschluß einer Waffenruhe, der später der Utrechter Frieden folgte.

Zerteilten sich damit auch die Wolken am politischen Himmel Frankreichs, so heftete sich nunmehr das Unglück an die Fersen der königlichen Familie. Im Februar 1710 schenkte Marie Adelaide ihrem Gemahl abermals einen Sohn, den nachmaligen Ludwig XV. Sie schrieb sehr beglückt darüber

an ihre Großmutter: „Es war eine sehr angenehme Enttäuschung für mich, Ihnen den zweiten Enkel zu schenken. Es ist das hübscheste Kind von der Welt und wird gewiß eine Schönheit werden. Zwar ist das gleichgültig, wenn die Kinder später groß sind, aber man freut sich immer mehr über ein hübsches Kind als über ein häßliches ..." Und am 15. April desselben Jahres: „Ich war in großer Sorge, der Herzog von Anjou (der neugeborene Prinz) war sehr krank. Wir fürchteten, daß er sterben würde. Gottlob ist er wieder gesund ..."

Hätte Marie Adelaide geahnt, daß gerade dieser Sohn Frankreich einer unvermeidlichen Revolution entgegenführen würde, wer weiß, wie ihre Worte gelautet hätten! Ludwig XV. erbte eben das leichte südliche Blut der Mutter und nicht den ernsten Sinn des Vaters. Dazu wurde ihm, früh verwaist, in dem Herzog von Orleans ein Wüstling zur Seite gestellt. Wie anders würden sich sein Charakter und die guten Eigenschaften, die auch in seiner Seele schlummerten, entfaltet haben, wenn ihm die Vorsehung einen Mentor gegeben hätte, wie Fénélon seinem Vater gewesen war! —

Im Jahre 1711 rafften die Pocken, die Pestseuche früherer Jahrhunderte, Ludwigs Sohn, den Dauphin Frankreichs, dahin. Dieser Tod, der das Land mit tiefer Trauer erfüllte, machte den Herzog von Bourgogne zum unmittelbaren Thronerben. Der König zog Marie Adelaide, die nunmehr neben ihm und ihrem Gemahl den höchsten Rang einnahm, nach enger an sich heran. Er ließ ihr Begünstigungen widerfahren, die ihre Vorgängerin nicht gehabt hatte. So hielt er ihr eine Musikkapelle und ließ ihr alle jene Ehrenbezeigungen zu teil werden, die sonst nur der regierenden Königin zukamen.

Der Gesundheitszustand der Dauphine, wie jetzt der offizielle Titel Marie Adelaides lautete, schien in diesem Jahre günstiger zu sein als bisher, dennoch hatte sie zuweilen bange Todesahnungen, die sie abergläubischerweise mit dem Horoskop begründete, das ihr einst ein Astronom gestellt hatte. „Ich wollte wohl," äußerte sie eines Tages im intimen Gespräch zu ihren Damen, „daß ich früher als mein Gemahl stürbe. Aber ich müßte sehen können, was dann hier unten passiert. Denn ich bin überzeugt, er heiratet nach mir eine Nonne oder gar die Pförtnerin aus dem Marienkloster."

Aber das Schicksal hatte es anders bestimmt. Nach kein Jahr war nach dem Tode des ersten Dauphins verflossen, als ganz unerwartet ein plötzlicher Fieberanfall das junge Leben Marie Adelaides vernichtete. Aus dem vollen Glück heraus holte sich der unbarmherzige Würgengel sein Opfer.

Dieser zweite unerwartete Todesfall verursachte einen panischen Schrecken; das Lächeln erstarb auf den Lippen der Höflinge, und das allgemeine Entsetzen wurde noch größer, als auch der Dauphin, der in seinem leidenschaftlichen Schmerze sich nicht von der Bahre der Gattin fortbringen ließ, drei Tage später verschied. Er starb an „gebrochenem Herzen"; denn eine andere Krankheitsursache wußten die Ärzte nicht festzustellen. Das Volk jedoch, erschüttert von den tragischen Katastrophen, suchte nach einem Opfer und klagte den Herzog von Orleans, den Neffen des Königs, des Giftmordes an. Für diesen furchtbaren Verdacht konnte indessen kein Beweis erbracht werden, und auch der König schenkte dem keine Beachtung. Ebensowenig wie den Verleumdungen, die nach ihrem Tode gegen Marie Adelaide erhoben wurden, indem man behauptete, daß sie die diplomatischen Geheimnisse Frankreichs an Savoyen verraten habe. Nichts bestätigt diese Verdächtigung, mit der ein späterer Schriftsteller (Duclos) ihre Erinnerung zu verdunkeln gesucht hat.

Marie Adelaides Leiche wurde an einem Tage mit der ihres Gemahls nach St. Denis übergeführt.

Mit ihr war der letzte Sonnenstrahl aus dem Leben Ludwigs XIV. gewichen.



Die Kaisergräber im Dom zu Speyer.

Von
A. Hoff.

Wer immer die Erforschung der mittelalterlichen Geschichte Deutschlands sich zur Lebensaufgabe gesetzt, hat selten Gelegenheit, von dem Gang oder den Ergebnissen seiner Forschungen einem weiteren Kreise als dem der Gelehrten Kunde zu geben. Denn das Mittelalter ist dem Volke fremd, man möchte beinahe sagen unbekannt geworden. Reformation und Dreißigjähriger Krieg, die Zeit Friedrichs des Großen und der Revolution, die Begründung des Deutschen Reiches durch Bismarck und Wilhelm I. — sie alle bedeuten ebensoviele Etappen auf dem Wege zur inneren Überwindung des Mittelalters, das auch vielen Gebildeten noch immer als eine Zeit voller Aberglauben und unfertiger staatlicher Ordnungen erscheint: man erkennt die Nachwirkungen der Aufklärungsepoche, deren Verurteilung weit nachhaltiger gewesen ist als die verherrlichende Schwärmerei der Romantik. Die Gegenwart vollends lebt am Tage den Tag. Im Vordergrunde ihres Interesses stehen die socialen Fragen, an deren Lösung Männer des praktischen Lebens wie der Wissenschaft unermüdlich arbeiten. Der Eintritt Deutschlands in die Weltpolitik lenkt die Aufmerksamkeit auf das zu gründende Weltreich, das erstehen soll und muß, will die deutsche Nation nicht von ihren Nebenbuhlerinnen überflügelt werden.

Schon einmal bildete Deutschland den Kern eines Weltreiches, zur Zeit der Ottonen, Salier und Hohenstaufen. Seine auswärtige Politik umspannte die damals bekannte Welt; seine Herrscher geboten über Italien als Lenker des Romanum imperium, an dessen Vorbild sie sich bewußt oder unbewußt anlehnten. Ihre Ansprüche steigerten sich im Kampfe mit der zweiten universalen Macht des Mittelalters, dem römischen Papsttum, das, unterstützt von den nationalen Tendenzen der romanischen Völker, gefördert durch den Beistand weiter Kreise in Deutschland selbst, aus diesem Ringen um die Vorherrschaft als Sieger hervorging. „Roma, caput mundi, regit orbis frena rotundi" („Rom, das Haupt der Welt, lenkt des Erdenrundes Zügel") — so lautete die Umschrift der Kaiserbulle Heinrichs III. (gest. 1056) und seiner Nachfolger; gegen Ende des dreizehnten Jahrhunderts galt sie für den Knecht der Knechte Gottes. Aus dem römischen Kaisertum war ein deutsches Königtum geworden, allerorts eingeengt, an Bedeutung für die Weltgeschichte zurückstehend hinter dem französischen oder englischen, das in seinen Kämpfen jeweils die Nation hinter sich hatte.

Unsere mittelalterlichen Historiker sind keine beredten Schilderer. Mit verschwindenden Ausnahmen Geistliche, stehen sie, weil Anhänger der Lehre des Kirchenvaters Augustin, den staatlichen Einrichtungen gleichgültig, wenn nicht gar feindlich gegenüber; die Persönlichkeit eines Herrschers oder Fürsten psychologisch zu erfassen, ist ihnen selten möglich: so sehr ist ihr Geist an überlieferte Formeln und Schulbegriffe gebunden, während zudem die lateinische Sprache der Beweglichkeit ermangelt. Die Schönheit der sie umgebenden Natur entlockt ihnen nicht allzu häufig ein

Wort der Freude an Gottes Schöpfung. In der Regel buchen sie nüchtern die Zeitereignisse, soweit sie in ihr eigenes Leben eingreifen: nicht oft empfindet man, daß ein Mensch offenen Sinnes und mitfühlenden Herzens dem Pergament seine Gedanken anvertraut.

In die Lücke, die die klerikale Gelehrsamkeit ließ, sprang mit desto größerer Beredsamkeit die Sage. Auch der Anfänge des Domes zu Speyer hat sie sich bemächtigt; sie läßt am 12. Juli 1030 Konrad II. wie die Grundsteinlegung des Limburger Münsters so die des Speyerer Gotteshauses vollziehen. Sicher ist nur, daß der Kaiser die Vollendung des Baues nicht erlebte. Heinrich III. setzte das begonnene Werk fort, Heinrich IV. hat es erweitert und beendet, nachdem es der Leiter der Arbeiten, Bischof Benno von Osnabrück, gegen zukünftige Zerstörung dadurch gesichert hatte, daß er mit ungeheuren Felsmassen den vorüberflutenden Rhein zurückdrängte. Das Äußere der mächtigen Anlage mag ein bewährter Führer schildern: „Hoch empor ragten sechs majestätische Türme und schauten weit hinaus in die Gaue hinauf und hinab, diesseit und jenseit des alten Rheins. Mit Recht als ein Meisterwerk gepriesen, stand der neue Dom, eine ungeheure Masse, mit Bild- und Schnitzwerk geziert; die kühn aufstrebenden Gewölbe von hohen Pfeilern getragen, abwechselnd mit schlanken Halbsäulen; die Fenster, Türme und Gewölbebogen oben gerundet im Halbkreise. Von der westlichen Seite führten drei Eingänge durch ein mittleres, hochgewölbtes Thor und zwei kleinere Seitenthore in eine weite Vorhalle, über der die Kuppel mit durchsichtigen Gewölben emporstieg. Aus der Vorhalle führte eine perspektivisch gebaute Flügelpforte in das Schiff des Münsters. Durch die hohen Gewölbe des Langhauses, an den mächtigen Pfeilern vorbei, schaute das Auge hinauf zum Königschor, von diesem über den Hochaltar zwischen Marien- und Stephanschor hinweg weiter in das Stiftschor, an dessen Ende der Baldachin des Bischofs stand. Von Treppe zu Treppe hoben sich die drei Chöre, einer über dem anderen. Links und rechts gaben die hohen Bogenfenster und die über dem Fries angebrachten Halbfenster die nötige Beleuchtung. Die Seitenhallen liefen mit dem Schiffe in gleicher Richtung, bis eine doppelte Treppe hinaufführte in den mittleren Chor (d. h. den Königschor), eine andere hinab in die dunkle Krypta."



Ansicht des Domes zu Speyer von der Ostseite.

So war der Dom ein Symbol des Reiches selber; er war zugleich die Grabstätte für seine Herrscher und deren Angehörige.

Nicht alle freilich sind im Kaiserchor zu Speyer beigesetzt — auch hierin spiegelt sich die Geschichte des Reiches wieder —, sondern Zeit sah im Königschor den für die Herrscher bestimmten Platz — eine Anschauung, die zur Erfindung einer Anordnung Kon-



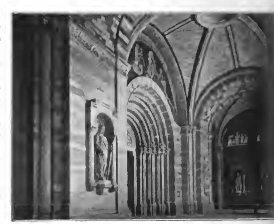
Der Dom von Südwesten.

aus dem Geschlechte der Salier allein Heinrich V. (gest. 1125), Heinrich IV. (gest. 1106), Heinrich III. (gest. 1056), Konrad II. (gest. 1039), seine Gemahlin Gisela (gest. 1043) und Bertha von Susa (gest. 1087), die Gemahlin Heinrichs IV., während in der Krypta ihre Tochter Adelheid (gest. um 1086) bestattet wurde; aus dem Geschlechte der Hohenstaufen sodann Agnes (gest. um 1184), die Tochter Friedrichs Barbarossa, dessen Gemahlin Beatrix (gest. 1184), in dem Grabe der ersteren Adolf von Nassau (gest. 1298), in dem der Kaiserin Albrecht I. (ermordet 1308), schließlich Rudolf von Habsburg (gest. 1291) und Philipp von Schwaben (ermordet 1208). Zwei Gräberreihen also sind zu unterscheiden: eine erste, mehr dem Hochaltar zugewandt, barg die Reste der salischen Familienglieder; die zweite, mehr nach dem Schiffe der Kirche gerichtet, mag als die königliche bezeichnet werden. Die letzte Ruhestätte der Salier, die man wohl Patronatsherren des Domes genannt hat, nahmen auch die Hohenstaufen in Anspruch, wie sie stets die Verwandtschaft mit ihren Vorgängern betonten. Diese Rücksicht kam nicht mehr in Betracht bei Rudolf von Habsburg und seinen Nachfolgern: ihre

rads II. führte, daß alle diesseits der Alpen sterbenden Kaiser und Könige in Speyer beerdigt werden sollten.

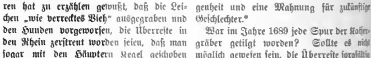
Die Generationen der Folgezeit haben den Königschor keineswegs unberührt gelassen: ihre Baulust, die um die Wende des fünfzehnten und sechzehnten Jahrhunderts den Dom umgestaltete, schonte ihn nicht. Man hört von Plänen Maximilians I., „die kaiserliche Begräbnis mit einem Marmorstein zu erheben und mit zwölf Bildern das zierlichst inhalt einer Visierung (d. h. nach einem Entwurfe) herstellen zu lassen." Vielleicht ist die Vermutung begründet, daß damals die Gräber nicht nur durch ein „Geschränke" umschlossen, sondern auch daß jede Reihe besonders eingefaßt wurde.

Es kamen die Tage von 1689, die Tage der Zerstörung des Domes durch die Scharen Ludwigs XIV. Kein Ereignis nach den Schreckenszeiten des Dreißigjährigen Krieges hat sich der Erinnerung des Volkes so sehr eingeprägt wie die Einäscherung des Gotteshauses, die Schändung der Kaisergräber. Am 2. Juni war Speyer ein Trümmerhaufen; ein Augenzeuge verglich den Untergang der Stadt mit dem von Jerusalem.



Die Vorhalle.

Nur die Türme des Domes und die Pfeiler des Langhauses hatten dem vernichtenden Feuer Widerstand geleistet. Zu den Greueln der Verwüstung gesellte sich die Plünderung: die Mordbrenner Monelars durchwühlten schätzegierig die Gräber der Herrscher. Nicht alle fielen der Zerstörungswut zum Opfer — sie rasch zu erbrechen, mochte unmöglich sein —, nimmt es aber dem Frevel seine Furchtbarkeit? Die Phantasie der Späteren hat zu erzählen gewußt, daß die Leichen „wie verrecktes Vieh“ ausgegraben und den Hunden vorgeworfen, die Überreste in den Rhein zerstreut worden seien, daß man sogar mit den Häuptern Kegel geschoben habe.



Lange hat es gedauert, bis aus Schutt und Asche der Dom wieder erstand. Im achtzehnten Jahrhundert hat Bischof Damian August Philipp von Speyer (1770 bis 1797) sein möglichstes gethan, um die Spuren der Zerstörung zu tilgen. In den wiederhergestellten Dom drangen im Jahre 1794 von neuem die Franzosen ein: die ganze innere Ausstattung ward vernichtet, Altäre und Bildwerke zertrümmert; es fehlte nicht an Versuchen, noch einmal die Kaisergräber aufzuwühlen. In den Jahren 1813 und 1814 wurde das Gotteshaus als Heumagazin verpachtet, nachdem der wahnwitzige Vorschlag, es auf Abbruch zu versteigern und die Vorhalle zu einem Triumphbogen zum Ruhme Frankreichs umzugestalten, glücklicherweise abgelehnt worden war. Bald darauf diente es als Gewahrsam für Kriegsgefangene und als Hospital für Verwundete. Erst unser Jahrhundert erlebte die völlige Restauration, die im Zeitraum von 1820 bis 1868 den Dom umgestaltete und vollendete. Würdig und groß erhebt sich wieder der gewaltige Bau, wuchtig durch seine Größe und doch nicht niederdrückend, ein Wahrzeichen der Vergangenheit und eine Mahnung für zukünftige Geschlechter.*

War im Jahre 1689 jede Spur der Kaisergräber getilgt worden? Sollte es nicht möglich gewesen sein, die Überreste sorgfältig zu untersuchen und gegen nochmalige Plünderung zu sichern? Dreimal ist in den letzten beiden Jahrhunderten der Plan zu umfassender Aufdeckung des Kaiserchores aufgetaucht. Im Jahre 1739 kam er nur unvollständig zur Ausführung. Er scheiterte in den fünfziger Jahren des neunzehnten Jahrhunderts. Im Jahre 1900 endlich ist er durchgeführt worden, angeregt durch eine Studie von J. Praun, deren beredte Worte nicht ungehört verhallt sind. Seine Klage: „Die einzelnen Gräber der großen deutschen Herrscher sind bis zum heutigen Tage in dem so herrlich wiedererstandenen Kaiserdom gänzlich unbekannt geblieben“ — sie gilt nicht mehr, seitdem die Ausgrabungen im August und September 1900 endlich Klarheit und für altes, niemals verjährtes Unrecht auch die Sühne erbracht haben.

Drei Fragen vornehmlich heischten Beantwortung: einmal, wie haben wir uns auf Grund der mittelalterlichen Zeugnisse Anlage und Äußeres der Gräber zu denken? sodann, wie sind die Überreste beschaffen, die

* Dem liebenswürdigen Entgegenkommen des Herrn Gymnasialoberlehrers Neeb in Mainz verdanken wir die unserem Aufsatz beigefügten Abbildungen.

der Vernichtung entgingen? und welche Folgerungen ergeben sich aus ihnen für die Kenntnis der mittelalterlichen Bestattungsart?

Nach Brauns Untersuchungen steht fest, daß der Kaiserchor kein Grabgewölbe ist, das die einzelnen Särge in sich aufnahm, sondern daß er eine Reihe von Einzelgräbern umfaßt, deren jedes gerade breit genug war, um für einen Sarg Raum zu geben, aber so tief, daß auch zwei Särge übereinander gestellt werden konnten. Ursprünglich erhob sich der Kaiserchor nicht allzusehr über das Pflaster der Domkirche selbst; rechts und links führten Stufen zu ihm empor, die erst später die ganze Breite des Domschiffes einnahmen. Von beiden Seiten schlossen ihn hohe, erst 1739 niedergelegte Mauern ein. Glasgemälde und der Schein von vierzehn Grabampeln erzeugten ein stimmungsvolles Halbdunkel. Die Sorge für die Gräber und das tägliche Gebet von zweihundert Vaterunsern war Aufgabe der sogenannten Stuhlbrüder, über deren Obliegenheiten wir noch Aufzeichnungen besitzen.

Zwei Gräberreihen sind, wie bereits erwähnt, zu unterscheiden. Die Leichen — sie sind oben jeweils von Norden nach Süden aufgezählt — lagen nach mittelalterlichem Brauche in der Weise, daß ihre Häupter nach dem Schiff der Kirche, die Füße nach dem Altar gerichtet waren. Je zwei Gräber wurden nur durch die gemeinsame Scheidewand einer handbreiten Platte voneinander getrennt. Über ihnen erhoben sich die Grabmonumente, deren Marmorplatten mit Inschriften versehen waren, wie sie die Ursperger Chronik aus dem Anfang des dreizehnten Jahrhunderts und einige spätere Chronisten überliefern. Auch sie wurden 1689 vernichtet; zehn Jahre darauf wurden die Kaisergräber dem Erdboden gleich gemacht und mit Steinplatten bedeckt. Welche Bestimmung einst der Grabstein Rudolfs von Habsburg hatte, der jetzt in der Domkrypta sich befindet, ist nicht mehr mit Sicherheit festzustellen.

Wie ganz anders ist seit kurzem unsere Kenntnis! Mancher Zweifel ist beseitigt dank der Thätigkeit der vom bayerischen Staate eingesetzten Kommission, dank dem Entgegenkommen des bischöflichen Ordinariats, das die Ausgrabungen erst ermöglichte. Mit berechtigter Spannung erwartet die gelehrte Welt einen eingehenden Bericht über die Ergebnisse der Untersuchungen, aber schon jetzt können „Augenschein und Befund", die Braun noch in weite Ferne hinausgerückt sah, überreich an neuen Aufschlüssen genannt werden.


Das Mittelschiff.

Die Arbeiten begannen am 16. August und dauerten bis zum 1. September. Die Aushebung eines Schachtes gestattete die Feststellung der Lage beider Gräberreihen; von ihm ausgehend, legte man die Fundamentierung des Kreuzaltares frei, um alsbald weit zahlreichere Reste der Kaisergräber, als ursprünglich vermutet, zu Tage zu fördern. Es ergab sich, daß im Jahre 1689 nur vier Gräber, diejenigen mit den Leichen Heinrichs V., Rudolfs von Habsburg, Adolfs von Nassau,


Blick auf den Königschor.

dessen Schädel aber wie die Gewandung stark zerfallen war; weiter nördlich eine stark umhüllte Leiche mit einer Grabkrone aus vergoldetem Kupferblech. Nähere Untersuchung ergab, daß man es unzweifelhaft mit den Überresten Heinrichs IV. zu thun habe. Die rechte Hand des Leichnams trug einen schweren goldenen Ring von romanischen Formen, dessen Zier ein großer Bergkrystall und drei in Filigranarbeit gefaßte Perlen bilden; der Reif zeigt die Inschrift Adalbero episcopus, ohne daß hieraus ein Schluß gegen die Zugehörigkeit der Überreste zu Heinrich IV. gezogen werden dürfte. Kurz zuvor war auch das Grab Heinrichs III. aufgefunden worden. Den Leichnam schmückte eine hochgeformte, mit eigentümlichen Seitenbändern versehene Grabkrone aus Kupfer, die behandschuhte Rechte hielt einen Reichsapfel aus Holz mit Lederüberzug und dem Kreuze als Krönung. Das südlichste Grab der östlichen Reihe schließlich barg die wenigen Reste Berthas von Susa, der Gemahlin Heinrichs IV. Schmucklos war sie auf ein Bett dahingestreckt, vielleicht die Tragbahre, auf der sie vom Sterbeorte zur Begräbnisstätte überführt worden war.

Albrechts I., der Kaiserin Beatrix und der Prinzessin Agnes, durchwühlt worden waren. Alle übrigen erwiesen sich als unberührt.

Am Nordrand der östlichen Gräberreihe umschloß ein Sandsteinsarkophag unter vielem Schutt die Knochen eines männlichen Skelettes, das Heinrichs V. Zugleich fanden sich Bruchstücke aus Marmor mit Inschriften, während unter den oberen Deckplatten je in einem besonderen Steinsarkophage zwei kaiserliche Leichen lagen, die wohl Spuren der Vermoderung, nicht aber der Plünderung aufwiesen. Zu ihren Häupten entdeckte man große, mit Steinkreuz und drei Lilien geschmückte Grabkronen aus Kupferblech, die südlichere mit der Inschrift: Gisilla imperatrix Romanorum, so daß hierdurch und durch eine Bleiplatte die Leiche als die der Gemahlin Konrads II. bezeugt ist. Neben ihr ruhte der Gründer des Domes, Konrad II.,

Inzwischen hatte man auch nach Westen hin den Spaten gelenkt. In erheblich höherem Niveau kam man neuen Gräbern nahe, die freilich mehr als die östlichen dem Verfalle ausgesetzt waren. Das nördliche — nach der Überlieferung das Adolfs von Nassau und der Prinzessin Agnes von Nassau — enthielt nur wenige Leichenreste. Das zweite nach Süden war zum Teil mit roten Sandsteinplatten eingefaßt und mit einer nicht gänzlich erhaltenen schwarzen Marmortafel geschlossen, nach Westen mit zwei Sandsteinplatten überdeckt. Im Grabgewölbe selbst fand sich ein Holzkistchen — es ist viel-

leicht im Jahre 1739 eingesetzt worden — mit menschlichen Gebeinen von mehreren Körpern und einem Schwert. Ein drittes Grab enthielt nur die Überbleibsel eines Tannensarges sowie einige Knochenreste. Hier setzte die anthropologische Untersuchung ein. Sie machte wahrscheinlich, daß eine Reihe zierlicher Skelett-Fragmente der Tochter Friedrichs I., Agnes, und seiner Gemahlin Beatrix zuzuerkennen sei, in deren Gräbern man einst Adolf von Nassau und Albrecht I. bestattet hatte. Neben dem letzteren ruhte sein Vater, Rudolf von Habsburg, von dessen Leiche aber mehr erhalten ist, als man anfänglich geglaubt hatte. Nur das südlichste Grab dieser Reihe war unversehrt: in einem kunstlosen, von schwerer Steinplatte gedecktem Sarge ruhte eine Leiche mit Diadem, Schnallengurt und Sporen. Das zweite der sie umhüllenden Gewänder wies scheibenförmige Brustbesatzstücke mit dem Bilde des Heilandes und entsprechender Inschrift auf. Einzelne Teile der Kleidung waren aus leichtem, ungemustertem Seidenstoff gefertigt und mit Goldborten besetzt, die ganz sicher der Fabrik zu Palermo entstammen. Ihre Gleichzeitigkeit mit den Borten aus dem Grabe Heinrichs VI. (gest. 1197) im Dom zu Palermo und die Lage des Grabes ergab, daß damit Philipps von Schwaben Leichnam aufgefunden war.



Grabstein Rudolfs von Habsburg.

So konnte man am 3. September zur Wiederbestattung der Leichenreste schreiten, nachdem man überdies, weiter nach Westen hin, auf eine dritte Reihe mit vier oder fünf bischöflichen Gräbern aus dem elften bis vierzehnten Jahrhundert gestoßen war. Dem Berichte eines Augenzeugen über die ergreifende Feier seien die folgenden Einzelheiten entnommen. „Die Gebeine, Aschenteile und Gewandstücke wurden in gehörige Lage gebracht und, so gut es ging, befestigt in linnene Tücher eingehüllt. So wurden sie in ihre Särge gelegt. Jeder Leiche diente als Unterlage eine Decke aus schwarzem Seidenplüsch, über dieselbe wurde eine solche aus schwarzem Sammet mit einem Kreuz aus Goldborte gebreitet. Die Kaiser und Kaiserinnen aus salischem Geschlecht, mit einziger Ausnahme Heinrichs V., wurden in ihre ursprünglichen Steinsarkophage gebettet. Für Heinrich V.,

dessen Sarkophag im Jahre 1689 zertrümmert worden, für die Kaiserin Beatrix und die übrigen Herrscher wurden vorläufig Holzsärge beschafft; eine kleine Kassette aus Eichenholz umschloß die geringfügigen Reste der Prinzessin Agnes."

Während des feierlichen Gottesdienstes erklang das mächtige Domgeläute, dem sich die Kaiserglocke der protestantischen Retscherkirche und des Altpörtel anschlossen. Der Königschor war mit schwarzen Tüchern bekleidet, von den Gewölben des Hauptschiffes wehten Trauerfahnen. Der Bischof nahm auf dem Throne Platz, die Domgeistlichkeit versammelte sich am Hauptaltar. Nach dem Spiel der Orgel wurden die Leichen eingesegnet. Noch einmal zogen die Anwesenden — an ihrer Spitze die Mitglieder der Kommission und die von ihr beschäftigten Bauführer und Arbeiter — an den Sarkophagen und Särgen vorbei. Dann wurden die Sarkophage wieder mit den schweren Steinplatten geschlossen, die Särge aber versiegelt in die Domsakristei verbracht, um erst später endgültig beigesetzt zu werden. Verlesung und Unterzeichnung des Protokolles der Kommission bildeten den Beschluß mühsamer, aber auch erfolgreicher Arbeit.

In der Vorhalle des Domes gemahnen acht kolossale Statuen aus dem Jahre 1854 an die Herrscher, die im Königschor die letzte Ruhestätte gefunden; auf dem Königschor erheben sich seit 1824 und 1843 die Monumente Adolfs von Nassau und Rudolfs von Habsburg, dessen „Ritt zum Grabe" in dem Gedicht von Justinus Kerner fortlebt. Seit Jahrhunderten birgt der Dom die sterblichen Reste deutscher Herrscher und ihrer Angehörigen: nun hat die Gegenwart an ihnen die Pflicht der Pietät erfüllt. Das glücklich vollendete Werk gemahnt an herrliche und an traurige Tage in der Geschichte unseres Volkes. Aber lebendig sollen diese Erinnerungen sein und bleiben: sie gehören zum köstlichsten Besitztum der Nation, die sie nicht aufgeben darf, will sie nicht mit der Vergangenheit brechen. Sie sind ein Gut, das stets neue Früchte der Erkenntnis, neue Bethätigung der edlen Kräfte in unserem Volke wecken soll.





Muttersprache.

Novelle

von

Johanna Klemm.

(Nachdruck ist untersagt.)

In Schnee vergraben liegt die kleine Stadt. Frisch, wie eben gefallen, hält sich die weiße Last auf Straßen und Plätzen; es ist Weihnachtsschnee. Überall Festtagsstille — Kirchzeit.

Der Mann, der die lange, schmale Hauptstraße daherkommt, hört nichts als seine knirschenden Tritte. Trotz der Kälte geht er gemächlich und sieht sich aufmerksam um.

Die kleinen wunderlichen Häuser! Mit so naivem Farbensinn bemalt und zum Teil so niedrig, daß man versucht ist, mit der Hand ans Dach zu greifen. Hin und wieder ein paar Rohbauten, die sich wie rechte Protzen dazwischen ausnehmen, dann wieder ein zierliches, mit billigem Stuck überladen, wie ein Traganthäuschen.

Nun kommt das alte Thor und dahinter, am Fließgraben, die kleinen ländlich aussehenden Häuser der „Ackerbürger“ mit Scheune und Stall.

Gleich im ersten Hause öffnet sich die grüngestrichene Thür, ein Besen wird sichtbar, der den Schnee von der Schwelle kehrt, und über diese Schwelle tritt jetzt der junge Wanderer. Im Hausflur, der mit roten Steinen belegt ist, steht eine alte Frau, noch mit dem Besen in der einen Hand, während die andere sich dem Ankommenden entgegenstreckt.

„Min Hannes,“ sagt sie, „büst du dor?“

„Ja, Mutting, wo geiht 't denn?“

„Gaud, min Sähn. Nu kumm man rin, sett di dal, dat Eten is ook glik prat.“

Sie treten durch die niedrige Thür in die kleine Wohnstube, da ist noch der weißgescheuerte Fußboden mit Sand bestreut. Da ist das alte harte Roßhaarsofa und der tannene Tisch, da blüht das Geranium am Fenster, und die paar kleinen Bilder in schmalen Leisten schauen bekannt und traulich von der Wand.

„Treck dinen Awerrock ut, min Sähn,“ sagt die Mutter, „süh, dor kickt wedder dat Uphängsel rut, wat du ümmer nich liden künnst; töw, dat neih ick di nahsten glik anners. — Snurriges Tüg,“ meint sie dann kopfschüttelnd und befühlt mit prüfendem Blick den Lodenmantel, „äwer ick wet all, dat möt jüst all groww un rug sin, wat för fin gellen sall. Lakensch Röck, as din sel' Vadder för Best drög, de sünd ut de

Mod'. Na, schad't nich, Hannes, wenn du man jüs keen anner Moden mitbringst, wenn ick din Gesicht man ümmer wedder finn. Und dat let jo so. Jung, Jung, wo führst du dinen Vadder ähnlich, dinen gauden Vadder!"

Lächelnd blickt der Sohn über ihren Kopf weg in den bescheidenen Pfeilerspiegel und denkt im stillen, daß doch wohl ein beträchtlicher Unterschied ist zwischen ihm, dem stattlichen jungen Baumeister, und dem alten Ackerbürger Reuter, der in seinem Gedächtnis lebt als ziemlich vierschrötig, mit stark gefärbtem Gesicht, eisgrauen buschigen Brauen und bartlosem, eigensinnigem Mund. Wieviel er dennoch von seiner eigenen, energischen Gesichtsbildung dem Vater verdankt, muß die Mutter freilich besser wissen, die mit den Augen der Erinnerung noch immer den Dreißigjährigen sieht, der um sie geworben.

Die Augen des Sohnes aber gleichen den ihren, diesen braunen Augen, die so klug und so gut aus dem faltigen Gesicht unter der weißen Rüschenhaube hervorschauen. Diese Augen an der Alten sind jung geblieben, und auch ihre Bewegungen haben noch etwas Behendes, Rasches, wie sie jetzt das Essen aufträgt, wobei der Sohn sie lächelnd beobachtet.

Während der Mahlzeit wird nicht viel gesprochen, Johannes kennt diese Sitte von früher. Aber dann nimmt die Mutter das Strickzeug und sagt: „So, Hannes, nu vertell 'n beten von din Bugeri."

Und der junge Baumeister thut es, nicht bloß obenhin, wie zu jemand, der auch nur so obenhin fragt; nein, er weiß, seine alte Mutter horcht auf jedes Wort, nimmt alles wichtig und versteht es. Sie muß genau wissen, was für Bauten er vorhat, wieviel Leute er beschäftigt, wieviel Lohn sie bekommen und wie das mit den Unfallversicherungsgeldern ist. Auch wie die Hauptarbeiter heißen, interessiert sie. Der tüchtigste Mauerpolier heißt Schäning, erzählt er, und sie unterbricht: „Wi hebben hier ook Schänings, de een wir' äwer 'n slichten Kirl."

„Min döcht ook nich veel, is 'n roden —"

„Woll son'n mit'n groten Haut?"

„Ja, 'n richtigen Socialdemokrat, äwer sin Arbeit is gaud."

Die Mutter wiegt den Kopf und meint: „He hürt gewiß tau de hiesigen Schänings, ick heww lang nix dorvon hürt, sit de Mudder storben is. — Na, nu vertell man wider."

Und er erklärt ihr neue Arten von Baumaterial, spricht von Rissen und Plänen, von Konkurrenzarbeiten und Baugesellschaften — und sie hört stolz und glücklich zu. Zuletzt sagt sie nachdenklich:

„Je, min Hannes, mit dat Bugen is dat 'ne eegen Saak. Tauletzt hürt dor noch wat tau, wat du nich seggt hest: de Grund, up denn'n du bugst. Ji känt noch so geschickt sin un de Teiknung so fin, un Steen' un Holt un all dat nimodsche Tüg bruken — bugst du up den Sand, kann 't de Wind ümriten, bugst du in de natte Grund, weekt di dat schönste Muerwark up."

So lebhaft und ernst sah sie dabei aus, als meinte sie noch viel mehr, als sie sagte, so daß der Sohn gerührt dazu nickte: „Recht hest, Mutting."

Dann fällt sie wieder in ihren gewöhnlichen Ton und erzählt: „Dor hett sick Sahlmann 'n Hus bugt, dicht an de Wisch, dat möst di besehn. Upgeputzt as führt mi woll! äwer hett 'nen groten Riß, un de Husdör sitt all scheef — ick gah dor nich rin."

Johannes lacht und meint: „Denn möst du mi woll den Platz utsäuken, wenn ick min eigen Hus bug."

„Na, du warst di woll vörsehn. Äwer man nich tau künstlich, Hannes! Lat de Lüd nich bloß seggen: dat 's 'n smuckes Hus, lat 's denken: dat 's 'n gaudes Hus, dor möt sick dat nett in wahnen, dat 's warm un fast, dat kann ick trugen."

Herzlich sagt der Sohn: „Dor will ick an denken, Mutting," und sie fährt fort:

„Un mit dat Hus kümmt denn de junge Fru, un Hannes, dor möt ick dat Sülwige denken. Szüh, du warst di jo 'ne fine, gebild'te Fru nehmen, nich mihr von uns' oll' Ort — dat weet ick un dat möt so sin, denn de Tiden sünd anners und allens hett 'nen annern Schick. Du hest dat dinige lihrt, du kannst woll ankloppen in 'n ordentlich Hus. Äwer min Sähn, wenn du ehr ankickst, denk nich bloß: dat 's 'ne smucke Fru, 'ne fine, 'ne würkliche Dam' — paß up, dat dat

heeten kann: dat 's 'ne gaude Fru, de 's seit, de kann ick trugen."

Es liegt etwas Begeistertes, fast Beschwörendes in den einfachen Worten der alten Frau, und der Sohn kann nicht anders, als die harte, rissige Arbeitshand der Mutter mit Ehrfurcht an die Lippen führen.

Aber da lacht sie und schlägt ihn auf die Finger. „Du Spiök du, willst mal! Dit Scharmuzieren, dat lat man för de junge Fru."

Und dann, da die Feierlichkeit doch einmal unterbrochen ist, fragt sie mit schalkhafter Neugier: „Weetst denn all een', Hannes?"

„Nee, Mutting."

Sie droht mit dem Finger. „Na töw, dat warst du mi nich seggen, un dat is ook ganz gaud so, ick will ehr gor nich kennen vörher! Denn ick will di seggen, man hett doch ümmer wat uttosetten vörher! Denn sall sei so fin und denn wedder so nich — nee, dat is am besten, ick weit vor nix von. Wenn du kümmst un seggst: Mutting, dit is nu de Rechte, denn will ick di 't glöwen. — Un nu sitt man rein still, min Jung, ick möt man irst mal na de Häuhner sehn, wat se all tau Wiemen sünd."

Mit ihren flinken Händen packt sie das Strickzeug zusammen, nimmt ein wollenes Tuch über den Kopf und geht hinaus. Der Sohn sitzt jedoch nicht „rein still", sondern geht mit.

Er muß doch alles einmal wiedersehen, den Hof mit den rotgestrichenen Stallthüren, die Bodenluke, aus der immer der kräftige Heugeruch kam, den schmalen Plankensteg unten am Fließgraben, wo die Mutter so manches Stück Wäsche gespült, wo er als Junge die behaglich watschelnden Enten gehütet und sie beneidet hat, wenn sie so vergnüglich auf dem Graben um die ganze Stadt schwammen.

Heute ist der Graben zugefroren, der Hof ganz still. Knecht und Mädchen, mit denen die Witwe ihre Wirtschaft besorgt, haben Feiertag. Forschend blickt die Frau in alle Thüren. Johannes steht und tritt bei ihr herum und hört zu, wenn sie von der Wirtschaft erzählt, sie aber meint kopfschüttelnd: „För dat Veih hest doch keenen Sinn mihr, Hannes. So'n Swin as dit heww ick tauletzt hadd, as din sel' Vadder noch lewte, und dor hest du gor nix tau seggt!"

Johannes lacht und macht dabei ein schuldbewußtes Gesicht. Es ist ja wahr, er hängt seinen Gedanken nach bei all diesem Besehen und Besprechen und fühlt, daß sein Leben jetzt von so ganz anderen Dingen bewegt und ausgefüllt ist. Auch abends, als er in der altvertrauten, kleinen Stube schon im Bett liegt, kann er nicht einschlafen. Der Mond scheint hell auf den beschneiten Hof und den zugefrorenen Fließgraben, er liegt und denkt an seine Kindheit.

Da rührt es sich leise an der Thür, und die Mutter flüstert: „Slöppst all, Hannes?"

„Nee, Mutting."

„Liggst ook gaud?"

„Ja, äwer kumm doch rin."

„Wat sall ick, min Sähn? Weitst noch, as ick ümmer up din Bedd sitten müßt, as du so'n lütten Slüngel wihrst, un mit di bäden?"

„Ja, Mutting, bäden brukst nich mihr mit mi, äwer — ens äwerstraken!"

* * *

Baumeister Reuter war wieder in seiner Wohnung in der Residenz angelangt. Er sah die eingegangenen Postsachen durch und fand eine Einladung vom Oberbaurat, seinem Chef. Er sah nach dem Datum. „Heute noch? So, dann wird es Zeit! ‚Gemütliche Tasse Thee?' Also Smoking."

Er kleidete sich rasch um und machte sich in ganz behaglicher Stimmung auf den Weg. Er kannte diese Theeabende beim Chef, die in Wahrheit gemütlich waren, nicht aufregend und nicht anstrengend, schon deshalb, weil keine Töchter im Hause waren. Man traf nur das feingebildete Ehepaar und einen oder den anderen angenehmen Gast. Die Baurätin machte selbst den Thee und erlaubte eine Cigarre, auch ein Glas Wein war nicht ausgeschlossen.

Heute indessen schien alles anders. Schon im Hausflur hörte er Musik, ein rauschendes elegantes Klavierspiel. Im Zimmer des Hausherrn, wo er sonst empfangen wurde, war niemand; im blauen Boudoir saß die Rätin von vier bis fünf Personen umgeben, während der Baurat, in der Salonthür

stehend, lebhaft applaudierte. Das Musikstück war gerade beendet, und am Flügel erhob sich eine junge Dame. Baurats hatten Besuch, eine Nichte aus Berlin, Fräulein Erika von Harden, der Johannes jetzt vorgestellt wurde.

Also die Gemütlichkeit ist hin, dachte er bedauernd, denn er bildete sich seit kurzem ein, ein Damenfeind zu sein, weil man mitunter seine Stellung als Heiratskandidat zu deutlich markierte.

Die übrigen schienen nicht seiner Ansicht zu sein, sondern das Angenehme der Häuslichkeit durch die Anwesenheit dieser Nichte noch erhöht zu finden. Und Johannes ertappte sich trotz aller Grundsätze und vorgefaßten Meinungen auch darauf, daß er jedesmal, wenn Fräulein von Harden durch das Zimmer ging, dasselbe dachte: Welch schönes Mädchen!

Sie war groß und von jener biegsamen Schlankheit wie gewisse hochgestielte Blumen, die ihr feines Köpfchen in jedem Lufthauch leise wiegen. Ein wenig farblos vielleicht war dieser Blumenkopf, aber das reiche dunkle Haar umgab es auf eine unbegreiflich schöne Art, und gekleidet war die Gestalt — man wußte nicht, war's Einfachheit oder höchstes Raffinement? Nichts Besonderes, das auffiel, und doch hatte man das Gefühl, so und nicht anders mußte sie sich kleiden, um am schönsten zu sein.

Johannes saß neben ihr am Tisch, und war die Unterhaltung zuerst auch allgemein, so fanden sich doch merkwürdig schnell Berührungspunkte zwischen den beiden, die sie im Gespräch isolierten.

Fräulein von Harden machte kleine, fein pointierte Bemerkungen, die von Verstand zeugten, sie hatte liebenswürdige, graziöse Einfälle, die auf ein angenehmes Temperament schließen ließen.

Nicht so deutlich wie das erste „welch schönes Mädchen" sagte sich Johannes dies weitere, aber als er nach Hause ging, fand er sich doch in einem gewissen, ungewohnten Rausch der Gefühle.

Im Zimmer stand noch sein Koffer unausgepackt. Er öffnete ihn mechanisch und nahm die Sachen heraus; da fand er allerlei, das die Mutter dazwischen gepackt hatte: Wurst und selbstgebackenes Brot — und greifbar deutlich stand die alte Frau vor ihm.

Er sah das dunkle Kleid, die blaugestreifte Schürze, das „Umsteckluch", die Haube mit der dichten, weißen Rüsche — dicht daneben die glänzende, graziöse Erscheinung Erikas. Er sah unter der Haube das faltige, aber nicht unedle Gesicht mit den klugen, guten Mutteraugen und zugleich unter dunkelbauschigem Haar ein anderes rätselhaft schönes Augenpaar, und eine rasche Ahnung überkam ihn, daß diese zwei so ganz verschiedenartigen Frauen in seinem Leben einen Kompromiß würden schließen müssen.

Wohl erschrak er über den scharfen Kontrast und empfand das Schwere, das allemal der auf sich nimmt, der aus engen, kleinbürgerlichen Verhältnissen durch Berufswahl in eine andere Gesellschaftssphäre übertritt. Dann aber kam auch das stolze Gefühl der Vollkraft eines Mannes, dessen Wissen und Leistungsfähigkeit, dessen ganze gefestigte Persönlichkeit ihn berechtigen, jene Kluft mit einem Sprung zu nehmen.

In wenigen Minuten war dies alles gedacht und durchempfunden, dann dachte er für heute überhaupt nicht mehr. Der holde Rausch kam zurück und bedeutete den Anfang jener wunderbaren Lebensepoche, wo alles, alles „Werben" heißt. Und die Ahnung dieses Abends erfüllte sich: in kurzem war die schöne Erika von Harden Johannes Reuters Braut.

Da gab es weder Kampf noch Hindernis. Die Neigung schien bei beiden mit gleicher Schnelligkeit und Stärke erwacht zu sein, sie hatten viel Gelegenheit, sich zu sehen, und niemand legte ihnen etwas in den Weg. Der von seinem Chef stets mit Auszeichnung behandelte junge Baumeister wurde ohne weiteres als ebenbürtige Partie für das verwöhnte Mädchen angesehen, seine Familienverhältnisse erschienen allen nebensächlich.

Johannes konnte es freilich nicht lassen, seiner Braut bald und oft von dem kleinen alten Vaterhause zu erzählen, von dem Hof mit den roten Stallthüren und den Enten auf dem Fließgraben.

Erika lachte dann über die Bezeichnung „Ackerbürger", und wenn er es gar zu wichtig nahm nach ihrer Meinung und Vergleiche ziehen wollte, dann sagte sie wohl:

„Aber Schatz, du bist doch keine Schnecke, die ihr Haus auf dem Rücken trägt! Ich brauche doch nicht mit dir unter den roten Thüren am Fließgraben zu wohnen, sondern du baust uns die allerschönste Villa, die du dir ausdenken kannst!“

Und ein andermal, als er in einer Konkurrenz den Sieg davongetragen hatte und einen ganz nach rein künstlerischen Grundsätzen auszuführenden Bau übernehmen mußte, sagte sie triumphierend: „Siehst du wohl! ‚Es schadet nicht, auf einem Entenhof geboren zu sein, wenn man nur in einem Schwanenei gelegen hat‘, sagt Andersen in seinem Märchen vom häßlichen Entlein, und du bist ein echter Schwan, mein Geliebter!“

Das klang nun wohl hübsch, und ihre anmutige Art bezauberte ihn. Aber es drängte ihn auch, von der Mutter zu sprechen und sie seiner Braut nahe zu bringen.

„Sie spricht plattdeutsch, Erika, aber es giebt keine klügere, liebevollere Art zu reden, als diese alte Frau sie hat. Du mußt sie lieb haben, mein Herz, es kann nicht anders sein, such nur, sie zu verstehen.“

„Ich will plattdeutsch lernen,“ versprach Erika bereitwillig und machte die drolligsten Anstrengungen, ihre aristokratische Zunge der plattdeutschen Mundart anzupassen. Das gab neue Heiterkeit, neue scherzhafte Einfälle, und wenn Johannes heimlich auch wohl noch eine andere Art von Verständnis im Sinn hatte, so sprach er das doch nicht aus, sondern überließ es der Zeit, der ersten Gelegenheit, wo diese beiden sich gegenübertreten würden.

Zunächst hatte er seine Braut ja nach Berlin begleiten müssen, um seinerseits die Schwiegermutter kennen zu lernen. Und dabei war es ihm merkwürdig ergangen.

Vom Vorzimmer aus sah er im Salon eine Dame stehen, so groß wie Erika, ähnlich frisiert, jugendlich gekleidet.

„Ich wußte gar nicht, daß du eine Schwester hast,“ flüsterte er seiner Braut zu, und diese lachte hell auf.

„Das ist ja Mama!“ rief sie aufs äußerste belustigt, und so gestaltete sich dies erste, immerhin etwas peinliche Gegenübertreten ganz anders, als man erwartet hatte.

Frau von Harden fühlte sich geschmeichelt, für eine Schwester ihrer Tochter gehalten zu sein, und acceptierte den stattlichen Schwiegersohn deshalb nur um so huldvoller.

Johannes in seiner Überraschung war ein wenig linkischer als sonst, doch brachte Erika ihn bald ins gewohnte Geleise zurück, und man fand sich doch leidlich miteinander zurecht. Nur das erkannte Johannes gleich am ersten Abend: eine Mutter war diese Dame nicht für seine Braut. Sie verkehrten miteinander wie Schwestern, und zwar wie recht verschiedenartige, von denen Erika nicht einmal auf jeden Fall die jüngere schien.

Keine Spur von Respekt, von Unterordnung auf der einen Seite, keine mütterliche Autorität, Sorge oder Zärtlichkeit auf der anderen. Frau von Harden hatte etwas Kühles, Egoistisches, das nach den ersten liebenswürdigen Anstrengungen bald wieder hervortrat, sie gehörte zu den Frauen, die von ihrer eigenen Jugend und Schönheit nicht scheiden können, die selbst in der aufblühenden Tochter gelegentlich nur die Verdrängerin sehen.

Erika, die bei den Verwandten einen anderen Ton kennen gelernt und dann durch ihre Verlobung in eine ganz neue Atmosphäre der Wärme versetzt worden war, empfand an diesem Abend eine unbestimmte große Enttäuschung, als fehle etwas, das sie nicht nennen konnte, und sie war beim Abschied besonders weich gestimmt. Johannes glaubte sie zu verstehen und freute sich im stillen auf den Augenblick, wo seine Mutter sie als Kind begrüßen würde.

* * *

Mutter Reuter besah und befühlte indessen tausendmal die Verlobungsanzeige, das starke goldgerandete Papier mit dem stolzen Namen Erika von Harden über dem ihres Sohnes.

Ihr Hannes! Nun war es also so weit. Nun würde er ihr „die Rechte“ bringen, und sie würde sie ohne Besinnen aufnehmen.

Das Haus war längst gescheuert und geputzt, von der Rotsteindiele bis zum Giebelstübchen, wo die Braut schlafen sollte. Die Nachbarinnen nahmen auch eifrig teil an dem Ereignis, jede auf ihre Art.

Schmidtsch, die gutmütige, „wunderwerkte“ ohne Aufhören: „Nee, dit grote Glück! So 'ne Partie, as de Sähn makt! Sogor 'ne

‚von'! Reutersch, du warst di 'n niges Kleed anschaffen möten!"

Worauf Mutter Reuter resolut erwiderte: „Dat ‚von' gellt mi wider nix an, Schmidtsch, von Harten, von Gemäut sall se dägen, dat anner ‚von' bedüd't mi nix. Un mit dat nige Kleed töw ick bet tau de Hochtid."

Wenn aber Bargmannen, die hämische, meinte: „Rike Harder heet se jo woll, hürt se villicht tau Schauster Harder?" dann konnte sie auch ganz stolz erwidern: „Mäglich, Bargmannen, äwer disse Harder schriwwt sick mit 'ne ‚N'," wobei sie nachlässig die goldgerandete Karte zeigte mit dem Adelsnamen und dem vornehmen Titel der Schwiegermutter.

Und dann kam das Paar.

Es war Regenwetter und Markttag, die kleine Stadt nicht so totenstill wie damals am Feiertag, als Johannes zuletzt hier gewesen, leider aber auch nicht so sauber und freundlich wie damals im Weihnachtsschnee.

Johannes war schweigsam, denn die nächste Stunde lag ihm im Sinn, auch hatte er so viel auf die Vorübergehenden zu achten und zu grüßen.

„Mein Gott, kennst du denn alle diese Leute, daß du in einem fort grüßest?" fragte Erika belustigt.

„Ja, und wen ich nicht kenne, der kennt mich."

Da waren sie schon vor dem Hause am Fließgraben angelangt. Die Thür stand auf, aber auf der Diele war niemand, die Mutter erwartete sie in der Stube, das dachte sie sich feierlicher.

Ob Erika sich die Mutter ihres Johannes als malerische Matrone, eine Art Theaterbäuerin vorgestellt hatte und den „Entenhof" wie eine Idylle in Goldschnitt?

Sie war unglaublich ernüchtert, als sie diese enge düstere Stube mit dem sandgestreuten Fußboden betrat und darin die kleine schlichte Frau sah mit dem grauen Kleid, der weißen Rüschenhaube und der zur Feier des Tages vorgebundenen schwarzwollenen Schürze.

Schnell wie Gedanken flogen die Blicke der drei zueinander, und Spannung war's, was jeder im Gesicht des anderen fand.

Als Erika in den dunklen Augen nicht nur die vielgerühmte Güte, sondern auch dies kluge scharfe Forschen entdeckte, stieg es ihr doch plötzlich in die Krone, sich von dieser alten Frau am Ende gar beurteilen lassen zu sollen! Erika von Harden war es gewohnt, sich mit frageloser Bewunderung empfangen zu sehen. So saß ihr Blumenköpfchen heute auf hohem, straffem Stengel, und mit einem kleinen huldvollen Lachen sagte sie: „Nun, Mütterchen Reuter, wir werden uns schon vertragen, nicht wahr?"

Dabei berührte sie mit dem feinen Handschuh leicht die Schulter der Alten, als wollte sie sagen: Nur nicht ängstlich!

Frau Reuter aber blieb steif und ernst: „Meinen Sohn seine Braut soll willkommen sein."

Johannes, selber bewegt und befangen, empfand mit Unbehagen, daß seine prächtige alte Mutter sich nicht so natürlich gab wie sonst, auch meinte er, daß Erika heute nicht das erste Wort zugekommen wäre; so sagte er denn schnell und herzlich: „Na, Mutting, hier is sei nu, de Rechte, de ick di bringen süll."

Die Alte verharrte bei ihrer Feierlichkeit: „Das seh ich, mein Sohn, un darum soll sie gesegent sein. — Un nu setzen Sie sich man, auf den Sofa, bitte, un womit kann ich aufwarten? Ne Tasse Kaffee vielleicht? Heiß ist er."

„Na ja, Mutting, bring uns Kaffee," entschied Johannes, während Erika vor dem kleinen Spiegel ihr Haar ordnete.

„Was hat mein Lieb mir versprochen?" wandte sich Johannes herzlich an sie und nahm ihren Kopf zwischen die Hände.

Auf Erikas schönem Gesicht kämpfte es. „Ich habe das Plattdeutsch vergessen," sagte sie dann mit kurzem Lachen, „aber — sie selbst spricht ja auch nicht so."

„Das meine ich nicht," konnte er nur noch rasch und leise erwidern, da trat die Mutter schon wieder ein.

Wie sie die Tassen — grob und bunt bemalt, mit Inschriften: Dem Hausherrn, Zum Andenken — auf dem Tisch ordnete und die mächtige Kanne dazu stellte, sah Erikas kunstgeübtes Auge wieder, daß sie es nicht mit einem malerischen Interieur zu thun hatte, wie etwa alte niederländische Bilder sie zeigen; nüchtern, geschmacklos erschien ihr alles.

Und dieser Kaffee! Sie rührte und löffelte und zerkrümelte das riesige Stück „Plotenkuchen", während Johannes mit anscheinendem Behagen trank, die Mutter aber ihre aufmerksamen Augen überall hatte.

„Nicht noch 'ne Tasse gefällig? Er ist doch woll heiß?"

Ja, das war allerdings seine größte Tugend. Erika dankte mit schwachem Lächeln, und Johannes beeilte sich zu erklären, seine Braut tränke sonst meistens Thee.

„Thee? O, denn kauf ich welchen, in'n Hauf' hätt ich nu bloß Kamillenthee."

Erika lachte nervös, und Johannes stand auf, um sich eine Cigarre anzuzünden. „Du erlaubst doch, Schatz?" fragte er, und „O, mit Wonne," seufzte sie dagegen. Guter Cigarrendampf war ja anheimelnd, es roch hier ohnehin so merkwürdig; das war wohl die ökonomische Atmosphäre des „Entenhofs".

Sie besuchten ihn noch zusammen, ehe es dunkel wurde, aber leider — im Regen sah alles häßlich aus. Pfützen standen überall, daß die zierlichen Damenstiefelchen kaum wußten, wohin sie treten sollten, und doch mußte Erika ja mit bis an den schmalen Steg, die sogenannte „Wasche". Da schwommen die Enten auf dem Graben! Und drüben lag die Wiese, von der Johannes erzählte, daß sie zum Hause gehöre, „Reuterwisch" seit undenklichen Zeiten geheißen.

Ja, wenn Sommer wäre! Wenn drüben Blumen ständen oder duftende Heuhaufen! Erika wandte sich leise schauernd ab. „Es ist kalt," sagte sie tonlos, und Johannes beeilte sich, sie wieder ins Haus zu führen. Gern hätte er sie rasch über den schmutzigen Hof getragen, aber was hätte die Mutter gesagt! Die Mutter, die vorhin schon so sonderbar geblickt, als er seine Braut um Erlaubnis zum Rauchen gebeten hatte.

Sie hatte natürlich ihrem Mann selbst Pfeife und Fidibus gebracht, wenn's Zeit war, unwiderruflich jeden Tag um dieselbe Stunde. Er stellte sich Erika so vor und sich selbst im groben Flausrock, in der Ecke des Haartuchsofas in der sandgestreuten Stube, die sie jetzt wieder betraten, und es überschauerte ihn fast auch ein wenig wie vorhin Erika.

Nein, es war doch besser, an die köstliche kleine Villa zu denken, zu welcher der Riß bereits fix und fertig lag und der Platz in der schönsten Gegend der Residenz schon gekauft war. Es war schöner, sich den traulichen Kaminplatz vorzustellen als diesen schwarzen Kachelofen, an dem Erika eben ihre kalten Hände wärmte.

Sie sagte etwas von Schuhe wechseln, und die Mutter erbot sich, die Braut in das für sie bestimmte Giebelzimmer zu führen. Johannes sah ihnen nach und atmete kurz auf, er hoffte, oben zu zweien würden diese beiden ihm so teuren Frauen einen Versuch zur Annäherung machen. Aber die Mutter kam gleich zurück mit einem ganz stillen Gesicht und machte sich eilig an ihrer Kommode zu schaffen.

Johannes ertrug das nicht. Er warf seine Cigarre weg und ging der Mutter nach. In seinem gewinnendsten Tone fragte er: „Wo gefällt sei di denn eigentlich?"

„Smuck, min Sähn, recht smuck is sei. En beten führ ronk in'n Liw — äwer dot is jo woll Mod."

Johannes lachte ein wenig und fragte gespannt weiter: „Äwer füs, Mutting?"

„Je, min Jung, ick will di seggen, sei spreckt 'ne anner Sprok als ick. Sei künn ebensogoud ut Polen und Tirolen sin as ut dit Berlin."

„Nee, nee, Mutting," fiel Johannes eifrig ein, „glöw dat nich, spräk du man platt, as du't gewennt bist, denn sollst du sehn, sei versteiht di ook."

Die Mutter schüttelte den Kopf, dann sagte sie: „Dor kümmt dot ook nich up an. Ick heww di seggt, de du di utsöchst, de soll mi de Richtige sin. Büst du tausreden, Hannes? Is sei gaud von Harten?"

„Ja, Mutting," sagte er warm, „sei is goud un hett mi leew. Sei is 'n fines Frölen, hett ook 'n beten Geld, künn ganz anner Lüd frigen, äwer sei wull keinen annern as Mutter Reutern ehren Hannes."

Die Mutter lachte, während ein paar Thränen ihre Augen füllten. „Denn is jo allens gaud, min Sähn, wider bruk ick nix tau weten. Denn word ick ehr nu Dochter nennen, un sei word sick de gnedigen Manieren ook woll noch afwennen."

In diesem Augenblick trat Erika wieder ein. Sie hatte nicht nur die Schuhe, sondern auch das Kleid gewechselt. In dem

dunkelroten Schlafrock mit zartem Spitzengeriesel sah sie noch schöner und anmutiger aus als in dem glatten grauen Reisekleid.

„Du entschuldigst wohl, Johannes," sagte sie, sich leicht an seine Schulter lehnend, „I felt so cold, a little unhappy — this old gown is always my comfort."

Sie machte ein weinerliches Gesicht dazu, und Johannes erschrak, denn er sah zugleich einen „sturen" Ausdruck in den eben noch so erwartungsvollen Zügen der Mutter. Nun sprach Erika ja wirklich, als sei sie aus „Polen oder Tirolen".

„Erika meint," sagte er rasch, „ob du es nicht übelnimmst, daß sie sich ihr Morgenkleid angezogen hat, sie ist etwas angegriffen von der Reise."

Gut, daß die Mutter Erikas mokantes Gesicht nicht sah, so sagte sie freundlich: „I wo werd ich das übelnehmen! Min Döchting kann dat maken, as sei will." Und dann, rasch auf Erika zugehend und sie mit dem guten lebendigen Gesicht anlächelnd, fuhr sie fort: „Döchting möt ick nu doch seggen, nich wohr? Szüh, hei is min eenzigst Söhn, min bestes up de Welt, un hei hett mi nix as Freud makt! Nu kümmt de frömde Fru un seggt ook: Hei is min bestes up de Welt! Un de oll Mudder möt em ehr laten, dat is nich anners, dat steiht all in de Bibel. Un wenn du em leew heſt, so as ick dat hürt, un wenn hei sick up di verlaten kann, denn — denn bün ick ook taufreden."

Erwartungsvoll sahen die guten alten Augen zu der schönen jungen Schwiegertochter auf, und diese neigte das feine stolze Köpfchen und hielt ihre Wange hin zum Kuß, was die Mutter aber nicht zu verstehen schien.

Ein Gemisch von Verlegenheit und Unbehagen lag auf Erikas Gesicht, und rasch tauchte sie wieder in die dämmerige Ecke zurück, wo der Verlobte noch am schwarzen Ofen lehnte.

„Wat heſt du denn to'n Abendeten?" brach dieser endlich das Schweigen.

„O, ganz wat Gaudes. Ick heww irst inflacht, un von de Gäus' is ook noch wat dor."

Nun war sie in ihrem Element. Rasch war der Tisch gedeckt und ein solcher Reichtum von Würsten, Sauerfleisch und allerlei Gepökeltem aufgesetzt, daß Johannes leise wehren mußte.

Den derben Gerichten sprach Erika nur mäßig zu, aber der Wein, für den Johannes gesorgt hatte, schmeckte ihr, sie trank zum heimlichen Schrecken der Mutter mehrere Gläser, bekam rote Wangen und glänzende Augen, neckte sich mit dem Verlobten, was die Mutter nicht verstand, und machte auch zu dieser kleine, spaßhafte Bemerkungen, die aber gleichfalls nicht recht ihr Ziel erreichten.

Endlich ging der Abend zur Neige. Erikas Unruhe und Gespanntheit löste sich in einer großen Müdigkeit, und sie schlief besser in dem niedrigen Dachstübchen, als sie für möglich gehalten hatte.

Johannes aber fand lange keinen Schlaf. Sein Zimmer war zu eng und zu kurz, um darin auf und nieder zu gehen, wie er sonst gern that. Er stand am Fenster und blickte auf den kleinen Hof, der im fahlen Zwielicht grau und verregnet dalag. Er dachte an den Schwan, mit dem Erika ihn verglichen, und er begriff, wie sie sich an diese Vorstellung klammerte.

Erika! Sie war süß und anmutig, klug und zärtlich, und sie hatte Augen, die so viel mehr noch vermuten ließen, aber für dies kleine Haus, für diese alte Frau hatte sie kein Verständnis.

Er stellte sich *ihre* Mutter vor und lächelte — nein, es war zu viel verlangt, er mußte warten. Geduld! sagte er und suchte dann endlich das harte schmale Bett seiner Knabenzeit auf.

An diesem Abend kam die Mutter nicht mehr zu ihm ...

* * *

Ziemlich spät erschien Erika am nächsten Morgen im Wohnzimmer. Die Mutter war schon geschäftig und hantierte auf dem Hof herum. Der Fleischer holte ein Kalb ab, das war ein Begutachten, ein Handeln; die Mutter ereiferte sich und rief nach Johannes.

Dieser ging langsam, die Hände in den Taschen, über den Hof, Erika stand am Fenster und sah ihm nach. Der Fleischer grüßte ergebenst den „Herrn Baumeister", der Wortwechsel wurde leiser, und der Han-

del fand ein rasches Ende. Das Kalb wurde aufgeladen, und die Mutter kam mit triumphierender Miene ins Haus zurück. Sie hatte ihren Willen, und Johannes stimmte ihr bei, daß ihre Forderung gerechtfertigt sei.

„Awer dot segg ick jo," eiferte sie, „de Mannslüd glöwen uns nich! Wenn du nich dortwischen kemst, Hounes, hadd ick twee Dahler weniger."

„Ja, Mutting, denn möst du mi dot Geld woll schenken!"

„Dat will ick! Dat sallst du hebben, dat Irste tau de Utstüer."

In der Stube stand Erika wieder und wärmte ihre Hände. Die zarte Gestalt in dem roten Kleide hob sich leuchtend von dem alten schwarzen Ofen ab, und Johannes trat mit einem raschen glückseligen „Guten Morgen, mein schönes Lieb!" auf sie zu.

Dann zeigte er ihr lachend das Geld und sagte: „Sieh mal, der Fonds zum Heiratsgut, hat Mutter mir eben geschenkt."

Erika sah ihn verständnislos an, diese zwei Thaler — wie konnte man davon überhaupt sprechen!

Er lenkte ein und sagte: „Du denkst, was sollen zwei Thaler! Ja, mein Herz, unter Umständen können sie doch Freude machen. Ich habe sie Mutter erhandeln helfen für ein Kalb, das sonst unter dem Preise weggekommen wäre, und sie freut sich, daß ich doch noch ,'n bischen Verstand fürs Vieh' habe, was sie sehr bezweifelte. Und dann macht es ihr Spaß zu denken, daß wir uns für das Geld etwas Hübsches für das neue Haus kaufen können."

Erika konnte sich nicht denken, was man Schönes für zwei Thaler kaufen könnte, sie fand dies alles kleinlich, und der Viehhandel auf dem Hof, woran auch ihr Johannes teilgenommen, war ihr unangenehm.

Mühsam verging der Tag. Die Mutter war scheinbar wieder im Gleichgewicht. Sie sprach hauptsächlich mit dem Sohn von seinen und ihren Angelegenheiten und quälte Erika nicht mit Fragen und Bemerkungen.

Diese stand und saß unthätig herum und zerbrach sich den Kopf, was sie wohl thun oder sagen könnte, um „nett" zu erscheinen, denn sie fühlte dunkel, daß die hoheitsvolle Freundlichkeit, die sie gestern zur Schau getragen, noch nicht das war, was ihr Johannes wünschte.

Aber ihre ganze Gewandtheit, ihre geselligen Künste, ihre sonstige Unterhaltungsgabe — was nützten sie hier?

Wie eine Erlösung begrüßte sie es, als Johannes sie nach Tisch zu einem Spaziergang aufforderte.

Die Straßen waren leidlich getrocknet und die Luft köstlich erfrischend. In gleichem raschem Schritt wanderten sie auf dem sogenannten Wall um die Stadt und weiter hinaus „zwischen den Gärten" und endlich auf Waldwegen. Johannes zeigte und erklärte die Spielplätze seiner Kindheit, er grüßte alle Leute, und die Kinder starrten ihnen nach.

Als sie wieder zu Hause ankamen, fanden sie eine Nachbarin, Schmidtsch, die gutmütige, die nicht genug knixen und den „Herrn Bumeister" beglückwünschen und die Braut anstaunen konnte. Diese kleine Parade machte Erika doch Spaß, und sie war wieder ganz huldvolle Freundlichkeit, auch noch, als gleich darauf, wie von ungefähr, auch Bargmannen hereinkam, die mit ihren stechenden Augen die Sachlage aber anders aufnahm und nachher meinte:

„Reuterisch ward dot noch leed, dot de Brut nich tou Schaufter Harder hürt, de Börnehmen hebben doch ümmer ehr Nücken!"

Endlich war auch der zweite Tag vorüber, und das Brautpaar rüstete zur Abreise. Johannes drängte selbst, den ersten Vormittagszug zu nehmen. Er fühlte, was sich noch nicht gefunden hatte, dazu würden auch ein paar Stunden mehr nicht nützen.

Kurz vor dem Abschied, als Erika oben in ihrem Zimmer war, kam die Mutter in seine Stube, wo er den Koffer packte. Er sah wieder den feierlichen Ausdruck in ihrem Gesicht und ein leises Zittern um ihren Mund.

Da ließ er alles stehen und liegen und nahm die kleine alte Frau in die Arme. Das war selten vorgekommen, demonstrative Zärtlichkeit gehörte nicht zu den Sitten dieses Hauses. Aber in diesem Augenblick konnte er sich nicht anders helfen. Sein Herz war bis an den Rand gefüllt, doch seine Zunge gehorchte nicht.

Die Mutter ließ es einen Augenblick still geschehen, dann sagte sie: „Nu slut dinen

Kuffert tau, min Sähn, 't is Tid. Äwer nich din Hart, dat lat mi apen, hürst du, Hannes? De smucke junge Fru bruft veel Platz, un sei sall em hebben, dat oll Mutting is mit 'ne lütt Eck taufreden."

„Un de Eck bliwwt warm," sagte der Sohn ergriffen, und da lachte schon wieder der Humor aus ihren feuchten Augen, und sie fügte hinzu: „Warm as de Eck bi unsen swarten Aben, nich so?"

Da hörte sie den leichten Tritt der Schwiegertochter auf der Treppe und flüsterte nur noch: „Äwer tau de Hochtid kam ick nich!"

* *
*

Nun waren sie verheiratet.

Auf das neue Haus zu warten — nein, darüber waren sie sich einig, das dauerte viel zu lange. Sie fanden eine kleine hübsche Mietswohnung, die vorläufig genügte, und ein von der Tante Baurätin trefflich geschultes Dienstmädchen sorgte für die Gemütlichkeit. Es ging alles so leicht wie auf leisen Rädern, an einem unsichtbaren Schnürchen.

Und Erika war von einer Grazie, die noch bezaubernder, als früher im Salon, jetzt in ihrem Hause wirkte.

Johannes hatte viel zu thun. Ein großer städtischer Bau war ihm übertragen, daneben schien ihm die Ausführung der eigenen Villa wie ein kleiner angenehmer Zeitvertreib. Alles wurde ihm leicht, seine Kräfte schienen sich zu verdoppeln, und seine Freudigkeit und Sicherheit bei allem Thun und Bestimmen war ein Vergnügen auch für die Mitarbeitenden.

Er war glücklich. Es gab keine Dissonanz in seinem Leben. Die leise Furcht, die er zu Anfang gehegt, daß die verschiedenen Lebenssphären, denen er und Erika entstammten, doch zu peinlichen Reibungen führen könnten, war ganz vergessen.

Erika liebte ihn. Und das kleine Haus am Fließgraben lag ja fern, die alte Mutter erhob keinerlei Ansprüche an das Paar. Johannes vergaß sie aber nicht. Oft, wenn er so recht, so ganz besonders glücklich war, sah er plötzlich wie eine Vision das alte liebe Gesicht unter der Rüschenhaube, und er setzte sich hin und schrieb ein paar kurze herzliche Worte, die meist mit einer Einladung schlossen.

Diese kleinen Briefe waren Heiligtümer für die Mutter, aber zur Reise entschloß sie sich noch nicht.

Auch Frau von Harden blieb aus. Sie schrieb:

„Junge Ehepaare langweilen mich tödlich; ich warte, bis ihr eurer Flitterwochen müde seid und eine vernünftige Geselligkeit zu pflegen geruht. Dann seh ich mir vielleicht mal die Leute an, mit denen man in dem Nest dort auskommen muß."

Darüber lachten die beiden und meinten, dann müsse Mama noch lange warten, vorläufig dächten sie nicht daran, ihr „diese Leute" zu zeigen, sie selber brauchten sie noch keineswegs! Es war ohnehin keine Saison für Geselligkeit, der Hochsommer gestattete gern das Fürsichleben. Vielleicht warteten sie mit dem Verkehren überhaupt, bis das neue Haus fertig war, dann konnte ja Mama zur Einweihung kommen.

Sie hatten an ihrer Wohnung einen kleinen Balkon, von wo aus sie den Bau übersehen konnten. Hier saß Erika eines Nachmittags und wartete auf ihren Mann. Gegen den blauen Sommerhimmel hob sich klar das Balken- und Lattenwerk des Gerüstes, und wie Spielzeugfiguren sah sie die Arbeiter sich dazwischen bewegen.

Einer stand ganz oben, es sah aus, als schwebte er in der freien Luft. Erikas Herz klopfte. Wenn das Johannes wäre! Sie sah die Silhouette deutlich umrissen, wenn auch sehr verkleinert. Er konnte es sein, aber — ach nein, da stand er ja plötzlich in der Balkonthür, und mit einem Freudenruf flog sie auf ihn zu.

Er sah ihr entzückt in das schöne, frohe Gesicht und fragte: „Warum so bewegt, kleine Frau?"

Erika zeigte hinüber nach dem Bau. „Ich dachte, du ständest dort drüben auf dem äußersten Brett des Gerüstes, und — ich fürchtete mich."

Er lachte und drückte ihren Kopf an sich. „Wenn du den von da oben nachher neben mir sähest, würdest du mir den Vergleich abbitten. Das ist der Maurerpolier mit dem roten Bart, den du nicht leiden konntest, als ich dir ihn zuerst zeigte."

„Nein!“ rief sie eifrig, „er sah mich mit frechen Augen an und dich feindselig!“

„Ja, er ärgert sich, daß ich es etwas weiter gebracht habe als er. Wir sind aus derselben Stadt, und er zeigte zuerst nicht übel Lust, mich als Dutzbruder anzusehen. Das ging natürlich nicht, ich mußte ihn etwas ‚dümpeln‘.“

„Seit wann ist er wieder da? Ich dachte, er arbeitete nicht mehr für dich?“

„Ich habe ihn wieder angenommen, er bat sehr, schien in Not zu sein. Bei dem großen Bau vertrug er sich nicht mit dem Zimmermeister, hier kann er freier walten, und er ist doch einmal ein fixer Arbeiter. Auf den kleinen Turm, wo meine Schloßfrau ihr Erkerzimmer haben soll, richtet er augenblicklich seinen ganzen Fleiß. Die Sache kommt überhaupt vorwärts seitdem, und das wünschen wir doch, nicht wahr?“

„Ich weiß nicht,“ sagte Erika träumerisch, „mir ist das neue Haus jetzt gar nicht mehr so wichtig wie früher. Ich bin hier so glücklich, Johannes, mehr kann ich es dort auch nicht sein.“

Was konnte sie Schöneres sagen? Er verstummte in dem Übermaß des Glücksgefühls.

Sie sahen nach immer hinüber, als schon die arbeitenden Gestalten alle verschwunden waren.

Rot schien der flammende Abendhimmel durch das Gerüst. Es sah aus, als brennte der Bau.

* * *

In den nächsten Tagen zeigte Johannes zum erstenmal eine leicht umwölkte Stirn.

Erika strich leicht darüber hin und meinte: „Diese kleine finstere Falte macht dein Gesicht interessant! Aber ich fange an, mich ein wenig zu fürchten vor meinem Herrn, was ich bisher nicht gethan.“

„Das sollst du auch niemals,“ sagte Johannes lebhaft, und die Stirn wurde wieder glatt.

Aber die Falte kam wieder, und Erika fragte nun doch, was sie bedeute.

„Ärger beim Bau. Ich hätte den roten Schöning doch nicht wieder annehmen sollen — er trinkt und führt ein schlechtes Leben.“

Das machte sie nicht hören. Mit einer abweisenden Handbewegung sagte sie nur „So entlaß ihn doch wieder.“

„Das geht diesmal nicht so einfach, sein Kontrakt läuft noch. Entlasse ich ihn früher, wiegelt er mir die anderen auf. Aber sieh nicht so ängstlich aus, mein Lieb, komm, das ist nichts für dich. Hol deinen hübschen Rosenhut, wir wollen spazieren gehen.“

Das that sie mit immer gleicher Freude. Es war schön zu zweien in den stillen vier Wänden des Hauses, es war aber auch köstlich draußen in der sommerlichen Natur, auf belebten Wegen, unter fremden Menschen, und doch immer zu zweien!

Sie nahmen den Weg durch die Straße, wo das neue Haus sich erhob.

Erika sah wieder gedankenvoll zu dem Gerüst auf und sagte: „Wie sind sie doch in Gefahr, die Leute in diesem Beruf! Mir liegt ein Gedicht im Sinn von der italienischen Dichterin, von der ich dir erzählt. Ich las es dieser Tage.“

„Sag mir's, mein Herz,“ bat Johannes. Er machte es gern, wenn sie ihm etwas vorlas oder deklamierte; sie hatte ein sanft klingendes Organ und eine an künstlerischen Vorbildern geübte Vortragsweise.

So bogen sie in den dämmerigen Park ein, und Erika recitierte jenes ergreifende Gedicht von Ada Negri: „Auf der Bresche“. Der vom Bau gestürzte Arbeiter — der Zug der Kameraden, die ihn begraben — und ihre ernste Betrachtung:

Sie denken: Welch Geschick! sein traurig Sterben
Kann unser Los auch sein —!
Wer auf der Bresche steht, setzt stets sein Leben ein.
Da schwillt die Brust, die Züge bleich sich färben.

Johannes drückte ihren Arm leise an sich. „Ich denke, meine kleine Erika geht gern dem Traurigen aus dem Wege?“

„Ich kenne nicht viel Trauriges,“ sagte sie leise, „aber dies Gedicht ist so schön! ‚Wer auf der Bresche steht, setzt stets sein Leben ein.‘ Sieh, solche Verse können es mir anthun.“

Er sah sie an und fand, daß sie heute wieder die tiefen Augen hatte, hinter denen mehr zu erwarten stand, als in der lächelnden Grazie ihres täglichen Seins zum Vorschein kam.

Gewiß, es lag noch manches in ihr, aber es schlummerte und wartete auf die erlösende Stunde.

Aber wozu sollte er ihr schon jetzt die ernste Weckerin wünschen?

Für ihn war ja alles wach, wonach er sich sehnte, was ihn beglückte — weiter dachte er nicht.

Es war ein zauberischer Abend. Feierliches, reifes Prangen des Hochsommers und friedvolle Stille. Sie sollten ihn beide nicht vergessen, denn es war der letzte für lange.

* * *

Am nächsten Tage ereignete sich etwas, das den jungen Baumeister auf der Höhe seines Glückes, seines Könnens und Ansehens grausam anpackte.

An dem Neubau seines Hauses geschah ein Einsturz.

Als Johannes sich am Morgen dort umsehen wollte, scholl ihm aus dem Oberstock wüster Lärm entgegen.

„Natürlich Schäning, wieder betrunken, schon am frühen Morgen," murmelte er ärgerlich, „ich muß den Kerl doch vom Bau jagen, es geht nicht länger."

Um die Turmseite herumgehend, dem Haupteingang zu, stand er plötzlich still, denn er sah im oberen Turmzimmer, dicht vor der unfertigen Balkonthür, zwei Männer in lauernder Stellung miteinander ringen. Ein dritter schien dazu zu kommen, denn jetzt wälzte sich der Knäuel, wie durch einen Stoß getrieben, durch die Thüröffnung auf den Balkon, dieses zierliche Ding mit dem schmiedeeisernen Gitter, fein wie Spitzenwerk.

Schäning, plötzlich ernüchtert, schrie gellend auf: „Taurügg, taurügg!" Zu spät. Ein dumpfes Krachen und Splittern — der Balkon senkte sich!

Freilich nur auf der einen Seite, doch Gefahr genug für die sinnlos Tobenden. Einer flog über die geneigte Brüstung bis auf das Dach der Veranda im Erdgeschoß, wo er regungslos liegen blieb. Es war der rote Schäning.

Der andere war mit dem Kopf auf eine Spitze des Eisengitters gestoßen und brach gleichfalls blutend und stöhnend zusammen, während der dritte taumelnd und Hilfe schreiend die Treppen hinabstolperte.

Mit Blitzesschnelle ereignete sich das alles, und Johannes stand unten wie gelähmt, bis er sich in einem Knäuel von fragenden, schreienden Menschen fand, zwischen denen er sich mechanisch bewegte.

Wie durch Nebel sah er Polizei, schnell beschaffte Tragbahren — das Fortbringen der Gestürzten, immer wieder aber irrte sein entsetzter Blick hinauf zu dem in schräger Richtung hängenden Balkon.

Als er eine halbe Stunde später nach Hause kam, bleich und müde, flog ihm Erika entgegen, ebenso bleich und verwirrt.

Sie hatte die Gestürzten vorbeitragen sehen und erriet den Zusammenhang.

„Johannes, ein Unglück — bei uns? Sind es — deine Arbeiter?"

Ein trockenes „Ja" würgte er hervor, und aufschreiend klammerte sie sich an ihn.

„Johannes — o Gott! Es konnte ja dich treffen, du konntest ja oben stehen!"

„Oder — du!" murmelte er heiser, „es ist der Balkon."

Und überwältigt von dem Entsetzen, das in dieser Vorstellung lag, ließ er die weinende Frau fahren und brach auf dem nächsten Stuhl zusammen.

* * *

Es war ein furchtbarer Tag für Erika. Eine Unruhe im Haus, ein Kommen und Gehen von Leuten, die sie nicht kannte, Gerichtspersonen, Versicherungsbeamte, und sie hatte immer nur die Antwort: „Mein Mann ist krank, ich kann niemand zu ihm lassen."

Die Herren sahen sich dann bedeutsam an und gingen, oder aber sie versuchten, sich mit der jungen Frau zu verständigen, zu erklären, was sie wollten — dann aber griff sie sich ängstlich an den Kopf und rief flehend: „Ich verstehe Sie nicht — o bitte, lassen Sie, kommen Sie wieder, wenn mein Mann zu sprechen ist, er ist wirklich krank!"

Ja, Johannes war krank. Die starke Gemütsbewegung hatte ihn überwältigt. Seine klare, unkomplizierte Natur scheute vor allem Rätselhaften, Zweideutigen.

Wie konnte dies Unglück geschehen? Wo lag die Schuld?

Schlimme, immer wiederkehrende Wahnvorstellungen quälten ihn, und ein schleichendes Fieber stellte sich ein.

Erika telegraphierte an ihre Mutter: „Wir sind in Sorge, bitte, komm!" und sandte dann einen Eilbrief hinterher mit der Schilderung der wirklichen Sachlage.

Die erste Antwort kam telegraphisch zurück: „Wenn ansteckende Krankheit — Wärterin oder Krankenhaus." Dann ein Brief mit Lamentationen:

„So etwas ist es? Wie schrecklich! Ich habe es ja immer gesagt: Was ich an deiner Heirat auszusetzen hatte, ist der Beruf deines Mannes. Fortwährend mit solchen Arbeitern zu thun zu haben — es sind ja alles Socialdemokraten. Ist dein Mann denn heftig? Hat er sie gereizt? Oder hat er selbst etwas vernachlässigt? Wie kann sich sonst das Gericht einmischen? Ich verstehe freilich nichts von solchen Dingen, und der Gedanke ist mir im höchsten Grade peinlich. In unserer Familie so etwas! Ich spreche natürlich zu niemand davon. Auch kommen kann ich nicht, es würde nichts nützen, denn ich vertrage solche Aufregungen gar nicht. Nimm dir tüchtige Hilfe und schone dich nur selbst."

Als Erika das Blatt sinken ließ, saß sie wie erstarrt da. Dieser krasse Egoismus, dieses Unverständnis von der eigenen Mutter! Sie brach in bitteres Weinen aus, aber da hörte sie Johannes im Nebenzimmer stöhnen. Sie ballte das Papier in der Hand zusammen und ging zu ihrem Mann.

Sie hatte nie Kranke gepflegt, nie sich um Geschäfte gekümmert, und sie erschrak vor den Anforderungen, die jetzt jeden Augenblick an sie herantraten. Jetzt merkte sie's, daß von einer Frau noch ganz anderes gefordert wird, als das leichtherzige, auch das schön fühlende junge Mädchen denkt. Jetzt erkannte sie, daß poetische Traurigkeit in schönen Versen etwas anderes ist als der Schmerzensschrei im eigenen Erleben.

O, wie das schmerzte, sich von ihm kaum gekannt zu sehen, von ihm, für den sie in diesem Augenblick ihr Herzblut gegeben hätte. Ein bitterer Zug ging über ihr Gesicht, als sie dachte: Mein Herzblut geben. Und sie fühlte, daß das wieder nur „Worte" waren, poetische Begriffe!

Was nützte dem Geliebten ihr Herzblut! Ihre Kraft, ihr Verständnis, ihre Geschicklichkeit, ihre Unermüdlichkeit, darauf kam es jetzt an!

Ach, und sie merkte, daß ihre zitternden ungeübten Hände ihm nichts recht machten, daß das Rauschen und Knistern ihres seidegefütterten Schlafrockes ihn störte, daß seine Augen unruhig umherirrten, und endlich verstand sie den leise hervorgestoßenen Ruf: „Mutting!"

Da verließ sie das Zimmer. Nebenan kauerte sie sich auf einen Sessel und weinte. Eine brennende Eifersucht überkam sie — Johannes hatte nach seiner Mutter gerufen, nicht nach ihr.

Sie kämpfte kurz und hart mit sich, dann ging das zweite Telegramm seit dem Unglück ab, an die andere Mutter, und diese — kam.

Noch am Abend desselben Tages hielt die kleine alte Frau mit der Rüschenhaube und dem karrierten Umstecktuch ihren Einzug in dem schönen Heim des geliebten Sohnes. Den Augenblick hatte sie sich früher wohl anders gedacht, aber darüber verlor sie kein Wort. Still und gefaßt hörte sie Erikas Bericht an, dann band sie resolut ihre gestreifte Schürze vor und sagte: „So, min Döchting, du möst nu slapen, du föhst leeg ut. Ick bün nu dor un wak."

Erika wollte Einwendungen machen, daß die Mutter nach der Reise erst ruhen müßte, aber diese sagte mit eigenem Ausdruck: „Oll Lüd bruken nich veel Slap, min Kinding. Du äwer legg di hen, du büst witt un bäwerig, un du möst slapen. Wenn Hannes wedder upkümmt, möt hei sin junge Fru ebenso smuck finnen as vördem."

„Wenn er wieder aufkommt," rief Erika weinend, „wann?"

Aber die Mutter legte ihre Hand auf den gebeugten Kopf und sagte: „Dat weet uns' Herrgott alleen. Nu slaap, min Dochter!"

Und so kräftig und beruhigend wirkten diese Worte, daß Erika sich gehorsam zur Ruhe legte und allmählich einschlief. Ihr letztes Gefühl war noch ein trauriges: Ich mag nicht dabei sein, wenn er seine Mutter freudig erkennt und mich — übersieht.

So kam es freilich nicht, auch die Mutter wachte diesen ersten Abend unerkannt neben ihm, nur einmal griff seine fiebernde Hand

nach ihrer frischen leinenen Schürze, er lächelte, drehte sich um und schlief ein.

Bekümmert blickten die alten Augen in das junge, jetzt von Sorge und Schmerz entstellte Gesicht.

„Min Hannes,“ sagte sie leise, „wat heit dit? Hest du in de Grund bugt oder up den Sand? Hett de Wind di anstött, oder hebben di Minschen wat andahn?“

* * *

Sophie, das feine und sonst so selbständige Dienstmädchen, war höchst erstaunt gewesen, als die alte Frau, die da so plötzlich hereingeschneit kam, sich als Mutter ihres Herrn entpuppte. Sie war sehr geneigt, die Nase zu rümpfen und sich zur Wehr zu setzen, als ihr dieser Gast in die Küche kam, unterließ es aber bald, denn Mutter Reuter hatte eine eigene Art, die dem Mädchen wider ihren Willen imponierte.

Die lebhaften Augen übersahen mit raschem Blick das ganze wirtschaftliche Reich. Sie nahm sich einfach, was sie für zweckmäßig hielt, verfügte über Feuer und Wasser und hielt alles, was sie that, für selbstverständlich. Sophie war verdutzt, dann fügte sie sich und that ihr Bestes. Ja, sie fühlte eine Art Genugthuung, wenn Frau Reuter sagte: „Dat hest du gaud kaakt, Sophie, so mak ick dat ook.“ Oder: „Din Spiskamer höllst du sauber, is äwer ook kein Kunst mit all de nigen hübschen Saken.“ Und es wurde nicht übelgenommen, wenn es nachher hieß: „Äwer mit dat Iis weetst nich Bescheid. Wer haut sick dorbi mit'n Biel up de Finger! Hest kein Stoppnadel? Szüh, so ward dat anpickt, denn geiht dat as Botter ut'nanner. So,“ fügte sie freundlich hinzu, „du brukst di nich tau schenieren, ick heww länger lewt un arbeit't as du.“

Von da an war Sophie ganz besiegt, und die beiden arbeiteten sich trefflich in die Hände.

Erika verstand nicht viel zu helfen, sie war verängstigt und wußte nichts mit sich anzufangen. Vor der Mutter hielt sie ein wunderliches Gemisch von Respekt, Scheu und Eifersucht zurück, und die Alte ging ihr nicht nach.

Sie hatte keinen anderen Gedanken als Johannes, seine Genesung und die Aufklärung des Unglücks. Sie fühlte es und verstand auch den Arzt so, daß sein kräftiger Körper die Erschütterung bald überwinden würde, wenn nur sein Gemüt sich beruhigen wollte.

Eines Tages, als Johannes zum erstenmal in einem anhaltenden ruhigen Schlaf lag, trat die Mutter die Wache an Erika ab.

„Ick möt nu mal an de Luft,“ sagte sie, „ick bün dit Stubensitten jo nich gewennt. Du weitst, tau Hus heww ick ümmer up den Hof tau dauhn.“

Erika meinte, Sophie sollte mitgehen, die Mutter könnte sich verirren, aber das wollte sie nicht. „I nee, ick bün hier all früher west, un wenn ick ook mal verbister, dat schad't nich. Ick kik mi allens an un frag de Lüd üm Bescheed.“

So ging sie mit dem grauschwarzen Tuch und dem kräftigen Regenschirm tapfer drauf los. Sie blieb lange fort; Sophie, die schon eine Art Liebe für sie gefaßt hatte, sah oft nach der Thür. Erika aber merkte es nicht.

Sie saß am Bett ihres Johannes und erlebte die Wonne, daß beim Erwachen seine Augen ganz klar und ruhig, ja mit vollster Liebe auf sie fielen. Zwar sanken die Arme, die er ausstrecken wollte, noch schlaff herab, aber Erika lag auf den Knien und flüsterte und schluchzte: „O, du wirst wieder gesund, Johannes, wir werden wieder glücklich, ganz glücklich, nicht wahr? So wie an jenem Abend vor dem Unglück.“

Johannes streichelte ihr Haar, und sein eben noch glückliches Gesicht wurde wieder schwermütig.

„Vor dem Unglück! Ja, Erika, wenn ich das nicht *begreifen* lerne — darüber nicht ruhig werden kann — dann — —“

„Du darfst dich nicht erregen,“ flehte Erika, „was würde deine Mutter sagen, sie hat dich so gehütet. O bitte, denk nicht an das Traurige, denk an mich und daß wir uns wiederhaben werden!“

„Ich denke an dich, meine Erika, und ich sehne mich danach, daß wir uns wiederhaben, aber — wenn ich nicht *ruhig* werden kann — —“

„Du *sallst* ruhig warden, min Sähn,“ flüsterte es an der Thür. Die Mutter war unhörbar eingetreten und stand mit gefalteten Händen, unverwandt auf das rührende

Bild blickend. Dann trat sie fest auf, um sich bemerkbar zu machen, und Erika schrak empor.

„Ich habe ihn nicht geweckt," sagte sie ängstlich, „er hat so gut geschlafen und ist dann von selbst aufgewacht."

„Dat glöw ick di," sagte die Mutter freundlich, „uns' Hannes ward nu wedder slapen un waken, as em dat gefüllt, de fragt uns nu nich mihr, un den Doktor ook nich, nich so, min Söhn?"

Er nickte und streichelte ihre Hand, die noch in dem baumwollenen Handschuh steckte, und Erika fiel ein, daß die Mutter so gar lange fortgewesen und wohl müde sein müsse. Aber diese sagte ganz vergnügt:

„Nee, nee, ick bün führt! Mit 'nen ganzen groten Anibus! Dor wir Jochen Prüter bi as Kutscher, de früher bi uns in de ‚Sünn' als Husknecht wir, un de kennte mi glik un röp: ‚Fru Reutern, wo kamen Sei her?' Un ick müßt' instigen un wi vertellten uns wat, un ick bün mitführt en langes Enn' för teihn Pennig!"

Triumphierend sah sie sich um, Johannes lachte über das ganze Gesicht, und auch Erika lächelte über ihre naive Freude an der Pferdebahn. Dann erzählte sie weiter:

„Hannes, nu will ick di vertellen: de Timmergesell, de sick so taunicht sollen hett, is all wedder up de Been! Süh, dat freut di, nich so?"

Johannes nickte und sah gespannt auf die Mutter, es schien ihm gar nicht wunderbar, daß sie wußte, worauf jetzt sein ganzes Denken gerichtet war.

„Äwer de anner, Hannes — ligg rein still —, de hett dat innerlich, upkamen kann hei nich wedder."

„Mutting, wo hest du dat hürt, wat weetst du dorvon?"

„J. dat heww ick mi erkundigt, du glöwst doch woll nich, dat ick blot spazieren gahn wull? Nee, min Jung, ick hadd mi vörnahmen, disse Geschicht utfinnig tau maken, un wenn ick bet nah den Burmeister gahn süll!"

„Mutting!"

„Ja! denn du büst süs in'n Stan'n un bild'st di in, dat du dor Schuld an hest! Nee — dit güng nich so wider, den Kirl, den Schäning müßt' ick tau Sprak kriegen. Dat hei wedder bi di arbeiten ded, dat wüßt ick, un dat argert mi, denn de ganze Familie döcht nich, ick heww dor letzt noch veel von hürt. Na, nu stünn in de Zeitung: ‚Die Arbeiters von den Reuterschen Bau liegen noch in'n Krankenhause, sehr slimm, die rätselhafte Geschichte mit den Einsturz kann darum ümmer noch nich aufgeklärt werden.'"

Johannes mußte wieder lächeln über diesen feierlichen Bericht. Sogar in der Zeitung verfolgte die Mutter seine Angelegenheit!

Die Alte aber fuhr fort: „Also nah den Krankenhus' müßt' ick, un as ick up de Straat eenen frög und hürte, dat dat een düchtiges Enn' tau lopen wir, dunn höll dor grad de grote Anibus, als ick di säd, un Jochen Prüter grüßt mi so un let mi instigen, un ick führt mit bet dicht an't Krankenhus. Un hei säd mi ook Bescheid, wo ick mi mellen müßt, üm dorin tau kamen. Kinner, is dat äwer en gewaltiges Hus! Ick heww mi würklich grugt, dat dat ganz vull kranke Minschen sin süll! Äwer sei wiren all ganz fründlich, de ick drapen ded, un as ick säd, ick wull den Murer Schäning sehn, ick wir ut sin Heimatstadt, dor bröcht mi so'n Kirl mit'n langen witten Rock nah sin Stuw! Un Hannes — hei hett't mi seggt."

„Wat, Mutting, wat hett hei seggt?"

„Ick weit nu, dat nich de Wind un nich de Grund schuld sünd, un ook nich din Arbeit. Hei hett't verdorben."

„Mutting!" keuchte Johannes und wollte sich aufrichten, Erika kniete neben ihm und stützte ihn mit beiden Armen.

Und die Mutter erzählte weiter. „Süh, dat is männigmal snurrig. De Afkaten hebben nix ut em rute kriegen künnt, mi hett hei antwurt't. ‚Schäning,' füng ick an, ‚ick kann Sei grüßen von ehren Brauder.'

„‚Szoh, hett de sick noch nich dood drunken?'

„‚Noch nich, äwer dor fehlt nich veel.'

„‚Dat's ook dat best', dat dauh ick ook, wenn ick up kam.'

„‚Ehr arme Mutter hett nich veel Freud an ehr Jungens.'

„‚De Olsch is jo dod.'

„‚Äwer ehr Fru, Schäning —'·

„‚De is mi weglopen!‘ Un dorbi lachte hei fürchterlich.“

Erika schauderte und wollte sich wegwenden, aber dann nohm sie sich wieder zusammen, sie mußte ja Johannes stützen.

Und die Mutter erzählte weiter, daß der Maurer in wilder Heftigkeit ausgestoßen: „‚Den Kirl, den Bumeister, wull ick tau'n Norren hollen! Hett 'ne Fru as 'ne Gräwin — un min is weglopen, bugt sick 'n Hus as 'n Sloß — un ick heww nix as disse Komer, dücht sick 'n finen mächtigen Herrn — un — un wir ook mol eens nix anners as 'n Stratenjung.‘

„Dunn stünn ick up un säd: ‚Johannes Reuter is kein Strotenjung, hei is ihrlicher Lüd Kind, un sin Mutter steiht hier.‘

„Dor kek hei mi on, wull lachen un künn nich, denn de fürchterlichen Smerzen kemen wedder. Un dunn kem grad de Swester un bröcht dat Eten. Sei hadd nachtens bi em waokt un nehm nu ehr Knütttüg, dat noch up den Disch leg.

„Dunn fohrt hei up, ret sick 'n Sticken ut den Strump un fiddelt dor mit 'n Dischmetz up rümme. Dorbi lochte hei gräßlich un säd: ‚Süh so, Mutter Reutersch, so fiddelt man up de iserne Schien', de dot Tüg hollen soll — knox, breckt dot Isen, un de Balkong geiht heidi.‘“

Johonnes stöhnte laut, und auch die Mutter unterbrach sich einen Augenblick, um sich erschöpft dos Gesicht zu trocknen. Dann fuhr sie leiser fort: „Nu wir hei in'n Gong, nu kem allens rute, de Swester säd, dat wir dat Fewer. Ümmer fuchtelt' hei mit de Hänn, brök den Sticken dörch un lacht': ‚Blot tou früh kem de Knox! Wat hadd mi de Timmergesell dorbi tou stüren un de onner mi rute tou stöten up den Ballong! Den Buumeister sin Fru süll dor irst up stohn. De fine Gräwin un de klouke Kirl, de süllen sick verfiren, un ick wull ehr utlochen! Dod sollen hadden's sick nich, denn de onner Schien' is fast. Blot verfieren, argern! Frisch bugen süll hei. De Bumeister konn jo froh sin, wenn hei sin Fru bihöllt, wot brukt hei dot Sloß!‘

„Dunn säd ick tau de Swester: ‚Swester, Sei hebben dit hürt, Sei känen dit bitügen, wenn't Tid is.‘ Un sei säd: ‚Dot will ick.‘

„Un dunn heww ick ehr noch 'n beten hulpen, denn sei künn em nich böhren, und hei müßt' ümleggt warden. Un denn bün ick weggahn, denn ick wüßt' nu, wot ick weiten wull. Un du, Honnes, weitst dat nu ook, un allens word goud.

„Un üm de Straf för den slichten Kirl bruken wi uns nich kümmern, denn unf' Herrgott word de Afkoten woll dot Wurt afnehmen.

„Un nu ligg man rein stilling, min Sähn, ick will nu irst mol Koffee drinken, Zophie ward em woll heet hebben.“

Die Mutter schwieg und ging leise ous dem Zimmer. Johannes und Eriko hielten sich zitternd umschlungen. Die Vorstellung furchtbarer Möglichkeiten bebte in ihnen noch, daß sie die Lösung aller bongen Frogen noch kaum fossen konnten.

Stumm sohen sich die beiden in die Augen, und plötzlich ging ein verklärendes Lächeln über Erikas Gesicht.

„Wot bruken wi dot Sloß,“ sogte der kleine seine Mund, „wenn wi uns man bihollen.“

Sie hotte den Heimotlout ihres Johannes gesunden, und als die Mutter wieder eintrat, stürzte sie ihr entgegen, umschlang sie mit beiden Armen und rief: „Mutting, unf' Mutting, min Mutting!“



Konstantinopel: Pontonbrücke über das Goldene Horn.

Ins türkische Sibirien.

Vom Bosporus ins armenische Hochland.

Von

Hugo Grothe.

(Nachdruck ist untersagt.)

Konstantinopel, die schönste Stadt der Welt, kann leicht wie die häßlichste des Erdballs anmuten, wenn die Schleusen des Himmels sich klafterweit öffnen, die strömenden Wasser den lagernden Unrat der Straßen mit sich schwemmen und die Passanten wie schwellende Dungpfützen umsickern und bespritzen. Solche höllischen Augenblicke bereiten dem Konstantinopel-Pilger tiefinnerliche Enttäuschung, wie sie der Stadtverwaltung Herzensfreude bringen, da dieselben sie jeder Ausgabe für Straßenreinigung entheben und den hohen, in ihr waltenden Efendis die dafür ausgesetzten schönen Piaster in die eigenen Taschen spülen. Und ähnliche Wetterungnaden sind am Goldenen Horn in der kühlen Jahreszeit nicht selten. Selbst der Wonnemonat ist des öftern noch mit dergleichen Sintflutscenen bedacht. Den Deutschen Konstantinopels gilt das Fest der deutschen Schule, das in den Gärten der deutschen Botschaft zu Therapia gewöhnlich Mitte Mai gefeiert wird, als Witterungswende. Und die in schneeweißen Kleidern prangenden Knaben und Mägdlein werden an diesem Tage zumeist noch durch einige Regenschauer gesegnet, ehe der Himmel am Bosporus sein klares sommerliches Gesicht zeigt.

Der 19. Mai 1900, nach mühevoller Überwindung aller Schwierigkeiten, die sich einem nach „verdächtigen" türkischen Provinzen Reisenden dank Intrigue und Schwerfälligkeit entgegenstellen, glücklicher Tag meines Aufbruches nach dem nordarmenischen Hochland, war von der geschilderten, feuchtjämmerlichen Herrlichkeit. Nachdem ich durch einige kordiale Salams (Begrüßungen auf orientalische Art) und einen mit einem Back-

schisch begleiteten Händedruck am Quai zu Galata mein Gepäck aus den Augen der Zollwächter gerettet hatte, brachen über die Barke die vom Nordsturm geschoßartig geschleuderten Regenfluten herein. Die Kaikdjis (Ruderer) hatten arge Arbeit, ehe sie die draußen im Hafen ankernde „Daphne" des österreichischen Lloyd erreichen konnten. Noch ein Waten durch die fußhohe See, zu dem das Schiffsdeck geworden, dann war der eigene Leib und alles Hab und Gut in behaglicher Kabine in seliger Trockenheit.

Ein nasser Schleier verhüllte die Gelände der Bosporusenge. Bei der Ausfahrt peitschte uns der Wind die Wasser des Schwarzen Meeres mächtig entgegen, und eine große schwarze Wolkenwand, gleichmäßig dunkel, ohne Spalten und ohne Zeichnungen, stand am Abendhimmel, als die „Daphne", von den Wellen gehoben und geschaukelt, mit nordöstlichem Kurse nach Kap Kerembe an der anatolischen Nordküste zu stampfte.

Mehr denn hundert Türken und Griechen waren auf Mittel- und Hinterdeck buchstäblich „verstaut". Eine Plane spannte sich zum notdürftigen Schutze gegen die Nässe über die eng aneinander Gepferchten. Zwischen den Matratzen, aus den Kissen, Decken und Tüchern lugten hier ein ziegelroter Fes, dort ein Paar gelbe Pantoffeln, hier der geblümte Schlafkittel eines bejahrten Türken, dort der blaue féredjé (Mantel) einer hanim (Frau) hervor. Und wo ein Angesicht aus dem Kunterbunt sichtbar wurde, da malte sich Angst und blasses Elend darauf. Ein hódja (Lehrer) mit breitem weißem Turban und langem braunem Talar mahnte zum Gebet, und einige mutige Seelen, welche die Seekrankheit noch nicht mit ihrem ganzen Jammer gepackt hatte, knieten sich hinter ihn. Erst begannen sie die volle Gebetsübung mit Händehebung, Körperbeuge, Niederknien, Berührung des Erdbodens durch Stirn und Hände. Aber das Tanzen des Schiffes störte schnell diese Leibesgymnastik und brachte die Reihen der Gläubigen in bedenkliche Schwankungen. So sprachen sie ihr Gebet kniend. Wenn das Schiff sich tief seitwärts neigte und eine starke über Bord schlagende Woge über ihren Häuptern zerstäubte, wurde das Murmeln um einiges lauter, und drehte der Rosenkranz sich hastiger in ihren Händen.

Am nächsten Morgen standen wir an der Stelle der nordwestlichen Küste Anatoliens, wo sich diese gleich einem gespannten Bogenseil bis gegen Sinope hin ins Meer vorschiebt. Der heftig blasende Nordwind hatte die Wolkenmauer gespalten. Um die Wolkenketten legten sich einige gelbe Sonnenlichter, und auf den Wellenkämmen und der breiten Strandlinie zitterten grell belichtete Streifen. In einer Entfernung von wenigen Meilen längs der Küste lief unsere „Daphne".

Nichts ist genußreicher als eine Seefahrt, bei der man von Deck des Dampfers mit den Augen die wechselnden Gemälde der Küsten umspannt. Bei einer Fußwanderung oder vom Rücken des Pferdes aus genießt man die Ausschnitte der Landschaft nur beschränkt. Vom Meer aus schweift der Blick umfassender, erstreckt sich auf viele Meilen über Strandlinien, Bergzüge, Thalspalten, so daß schnell ein Gesamtcharakterbild des Landes sich den Sinnen einprägt.

Fesselnd war auch die Scenerie der nordanatolischen Küste, die sich vor uns aufbaute. Den Hintergrund gaben allzeit die Berge, die hier sich coulissenartig nebeneinander schoben, dort Rücken an Rücken hängend in langgestreckten Ketten sich vorwärts bewegten. Bald standen sie als übermächtige Riesen mit trotzigen breiten Häuptern, bald hoben sie sich nur zag und zart gerandet in niedrigen Höhen empor. Ein sattes Grün auf allen ihren Hängen, über das die Schatten der jagenden Wolken wie schwarze verstümmelte Leiber krochen. Weiße nackte Felsspalten von Zeit zu Zeit, zwischen denen ein Gießbach sein Bett gegraben. Auf einer Bodenschwellung, einer Waldung sich anschmiegend, die weit auseinanderstehenden Hütten eines Dorfes, deren helle Punkte sich ausnehmen wie die Schafe einer zersprengten Herde. Der Strand klippenreich, von Schaumkränzen umzogen, oder von gelbem Sand überlagert, oder bedeckt von dichtem Busch- und Schlingwerk, über das sich schwere Fieberdünste breiten.

Unsere Reisekameradschaft ist an Zahl gering, aber so zusammengewürfelt wie nur möglich. Ein französischer Baron, der die Jagdgründe des Kaukasus unsicher machen

will und dessen Troß aus Ehefrau, Diener, Kammerjungfer, drei Rassehunden und einer Vankatze besteht. Ein türkischer Pascha deutschen Geblüts, höherer Militärarzt, der im Hinterland von Ineboli, in Kastamuni, einen sanitären Auftrag erfüllen soll. In jenen Gebieten hat eine gewisse Krankheit dermaßen überhand genommen, daß dreißig Prozent der Neugeborenen mit ihr behaftet zur Welt kommen. Vier jüngere Militärärzte waren beordnet worden, B.-Pascha auf seiner Sendung zu begleiten, aber nur einer stellte sich ein. Barschaft zur Ausführung der Reise war ihnen nicht ausbezahlt worden, und seit fünf Monaten hatten sie keinen Piaster ihres Soldes gesehen. Weiterhin befand sich als Reisegefährte in primo posto ein biederer Schwyzer, der als Reisender einer Fabrik von Maschinen für Mühlenindustrie die nordkleinasiatischen Städte zu beglücken gedachte. Das orientalische Element war durch einen jungen, nach neuester Mode gekleideten Armenier vertreten, der in Paris und Genf, wie er behauptete, sich des Studiums der Pharmacie befleißigt hatte und zum Vergnügen, wie er sagte, spazieren fuhr.

Der erste Hafen, den wir anlaufen, ist Ineboli. Von Hafenanlagen wird allerdings nur ein anderthalbhundert Meter langer, halbverfallener Damm sichtbar, über dessen gelöste Quadern sich in aller Gemütlichkeit die Wellen werfen. Das Städtchen Ineboli spielt mit den Reisenden, die es von Bord mustern wollen, arg Versteckens. In dem Hohlkessel, den mehrere grün überwucherte majestätische Bergkegel bilden, liegt es und klettert an verschiedenen Seiten die zwischen den Höhen laufenden Einsenkungen hinauf. Ein niederer Hügel mit breitem Rücken schließt die Hohle gleich einem Querriegel gegen das Meer ab. Nur durch einen Thalspalt erscheint uns kurze Zeit das Häuseridyll Inebolis, dann bieten sich dem Auge nur die wenigen terrassenartig aufsteigenden sauberen Häuschen des Querhügels.

Noch immer furchte ein heftiger Nord das Meer. Bei dem hohen Seegang wurden die großen Leichterkähne wie Nußschalen auf und nieder geworfen, so daß ein Ausladen der Waren ein Ding der Unmöglichkeit war. Nur mit Aufwand wahrer Seiltänzerkunst vermochte unser Medizinpascha, der keineswegs eine achttägige Landreise von Samsun nach Kastamuni statt der zweitägigen Wegstrecke von Ineboli aus zu unternehmen Lust empfand, die Stufen der Schiffstreppe hinabzusteigen und mit raschem, wohlgewähltem Sprung die jäh tanzende kleine Barke zu erreichen.

Als in später Nachmittagsstunde sich blaue Felder am Himmel bildeten und starke goldene Lichter die Küste umleuchteten, traten die dunklen Bergreihen des Kap Indje Burum hervor, zu deren Füßen sich die Reste des einst so berühmten Sinape betten. Wie durch wundermächtige Hand beschwichtigt, legten sich nun die Wogen, schwieg der rauhe Nord. Schroff ist bei Indje Burum zumeist der Umschlag der Atmosphäre, da dieses die Grenze der beiden nordkleinasiatischen Küstenzonen darstellt. Wir gleiten fühlbar hier in das wärmere Gebiet des nordostanatolischen Gestades. Ein Sternbild nach dem anderen bricht durch die Wolkenbänke, und in sanfter rhythmischer Bewegung steuert unser Dampfer jetzt seines Weges.

Das Rasseln der Ankerketten schreckte mich auf, als die erste Morgendämmerung über den Himmel schlich. Wir lagen in der Bai von Samsun. Von zarten Wolkenschleiern überspannen, bot die Stadt ein Bild schlummernden Friedens. Allmählich riß der Nebel und hob sich zu den Hügeln, welche den Ort wie die Wände eines Amphitheaters umfassen. Von einer Anhöhe zum Meere hinunter streckt sich der Stadtkörper und dehnt seine Arme nach beiden Seiten längs des Strandes. Keine bestrickende Eigenart zeigt das Gesamtgemälde, aber eine bürgerliche Behaglichkeit, eine bescheidene Anmut.

Ein Gehirn, das sich im Beobachten geübt hat, ist wie eine photographische Camera: Momentbilder über Momentbilder entstehen bei einer Wanderung in fremden Zonen, die auf viele Jahre hinaus haften, oft sogar unauslöschlich bleiben. Die Merkwürdigkeiten, die man bei Durchpilgerung von Samsun festhält, sind gar mannigfach. Breite Bazarstraßen, von hohen Platanen und Akazien beschattet, saubere Plätze mit rieselnden Brunnen geziert und umzogen von belebten Caféhäusern; in den Hauptstraßen massive, wohl getünchte Bauten mit luftigen Erkern und

dicht daneben Gebäude, bei denen die Hälfte des schmutzigen Lehmputzes abgebröckelt ist und das Holzstabgerippe des türkischen Wohnhauses enthüllt; Lorbeer, Buchsbaum, hellrote Oleanderrosen in den Hecken, Syringen und persische Lilien in den Gärten von Elias- und Kadiköi, den Dörfern, die auf dem Hügel im Rücken der Stadt lagern; die schön gewölbte Kuppel der neuen griechischen Kirche und ihre nüchternen Außenwände, auf denen in einem groß eingelassenen Wappen der russische Adler seine Krallen zeigt; tiefe, nach der Straße offene Warenspeicher, in denen schwere Säcke mit Getreide, der Ernte des Samsuner Hinterlandes, und viereckige durch Stäbe gehaltene Ballen mit Tabakblättern, dem Ertrage der von Samsun viele Meilen ins Land und längs der Küste laufenden Tabakpflanzungen, hoch aufgestapelt lagern; die düsteren, staubgefüllten Arbeitssäle der Samsuner Tabakfabrik, die wir besuchten: die affenartige Behendigkeit der unermüdlich schaffenden Griechen- und Armenierkinder, denen das Füllen und Schließen der kleinen Tabakpakete obliegt.

Kerasund am Schwarzen Meer.

Unser armenischer Gigerl, für einen Menschenkenner die Unbedeutendheit und Harmlosigkeit in Person, war auf der Landungsbrücke vom Offizier der Paßwache merkwürdig scharf ins Auge gefaßt worden. Ich hörte, wie ein Barkenführer die Weisung erhielt, ihm auf seinen Wegen zu folgen. Monsieur X=ian (ein armenischer Name ohne lan=Endung ist mir selten vorgekommen) wanderte beharrlich an meiner Seite durch die Straßen, mit aller Liebenswürdigkeit mir über alles Wissenswerte Auskunft gebend, und mit dankenswerter Plumpheit, durchaus nicht nach Art eines Geheimpolizisten, trottete der türkische Barcarole in Abstand einiger Schritte hinter uns her. Endlich wagte der in Ängsten schwitzende Monsieur X. die Bitte, meine beabsichtigten Besuche zu den seinigen machen zu dürfen, um dem lästigen Nachtreten auf irgend eine Weise zu entschlüpfen. Er wünsche, einem hier ansässigen Armenier Grüße von seiner in Konstantinopel erkrankten Frau zu überbringen, und wolle nicht, daß bei dem Argwohn, der infolge Zusammentreffens eines auf Reisen befindlichen Armeniers mit einem Rassegenossen in den Türken jedesmal wach werde, jener bei den Ortsbehörden in Verdacht komme. Wir besuchten das Lagergewölbe eines mir empfohlenen griechischen Händlers, in dem die prächtigsten Sorten der in den Pflanzungen von Bafra aufgekauften rötlichen Tabakblätter aufgeschichtet waren, und verließen es durch einen nach einer Seitenstraße führenden Ausgang. Als ich nach Verlauf etlicher Stunden wieder jene Bazarstraße entlang spazierte, stand unser Bootsmann noch getreulich vor dem Magazin Wache.

Gegen sechs Uhr abends mahnte die Dampfpfeife der „Daphne" zum Einboten. Da jedoch noch ein halbes Dutzend Leichter zu seiten des Schiffes der Entladung warteten, hatte es mit der Abfahrt noch gute Weile. Mein Armenier nahm an Bord Gelegenheit, von der Intelligenz der niederen türkischen Polizeibeamten manche Humoreske aufzutischen. Ein Loblied zu Ehren des Bezirksgouverneurs von Samsun schloß sich an, der zur Zeit der armenischen Unruhen mit Gefahr des eigenen Kopfes die Sicherheit aufrecht erhalten habe.

Die Abendschatten deckten schon die Stadt, und noch lagen wir im Hafen. Höher und höher schlugen wieder die Wellen. Von den

Klippen des westlichen Vorgebirges her drang das Rauschen der Brandung, die sich über die Trümmer des einst dem alten Amisus dienenden Dammes wälzte. Als wolle sie an verklungene große Zeiten mahnen, entschlafene Helden und Völker, die einst dieses Gestade belebten, zu neuer Thaten wachrufen, so pocht und rüttelt die See an der Brüstung des Landes.



In der Bai von Samsun.

Gestalten über Gestalten steigen in meiner Erinnerung empor. Die „Argo" kämpft auf der Eroberungsfahrt nach Kolchis mit den Wogen und wird nach dem Ufer getrieben, wo wehrhafte Amazonen sich zum Kampfe gegen die abenteuerlichen, zur Eroberung des heiligen Vließes ziehenden griechischen Helden rüsten. Blumengeschmückte Priesterinnen der Kybele ziehen längs des pontischen Strandes in wilden Prozessionen und locken die Menge zu orgiastischem Taumel. Opferfeuer flammen auf, genährt von hellenischen Einwanderern. Aus den Mauern von Ineboli, dem alten Ionopalis, wächst die Hünengestalt des kühnen und phantastischen Alexander. Durch die Straßen seiner Vaterstadt Sinope wandelt der asketische Cyniker Diogenes. Und ein anderer Asiate, auf gleicher Scholle geboren, unbändig stark an Willen und Sinnenlust, der echte kampfes- und blutdürstige orientalische Despot: Mithridates schreitet im Zuge der ehemaligen Heroen des Pontus. Lucullus und Pompejus erscheinen mit ihren Legionen, die Küstenstädte Heraklea Panti und Amisus einäschernd. Römische Kolonisten bringen neues Leben und neue Gesittung. Genuesische Galeeren durchfurchen den Pontus Euxinus und senden ihre Karawanen weit ins Innere. Und zuletzt, von Fackeln der Verwüstung und des Todes umleuchtet, die Schwerter eines Mohammed des Eroberers, eines Selim des Großen.

Und den heutigen Bewohnern, dringt ihnen die Kunde von den versunkenen Zeiten ihrer Schollen zu Ohren? Sie bepflanzen ihre Gärten, bebauen ihre Felder, treiben ihren spärlichen Handel, halten ihren Kêf und träumen ins Blaue. Fragt und forscht man bei ihnen nach Merkmalen verflossener Ära, so zucken sie gleichgültig mit den Achseln und geben ein bilmem („ich weiß nicht") zum Bescheid. Der Grieche, der Armenier, der Jude, der Türke jener Gegenden, was schiert ihn das Gestern, was kümmert ihn das Morgen, ihm gilt nichts als das Heute!

* * *

Straße in Samsun.

Den fünf oder sechs Hamals (Lastträgern), die im Zollhaus mit barbarischem Eifer

über meine Koffer und Kisten herfielen und im schönsten Trab die in Schlangenlinien sich emporwindende Hafenstraße hinaufkeuchten, einigermaßen zu folgen und sie im Auge zu behalten, hatte ich redliche Mühe. Erst vor dem Hotel Marengo, der in Trapezunt einzigen Unterkunftsstätte europäischen Namens, machten sie Halt, stapelten meine Sachen pyramidenförmig auf und warteten meiner, sich die Schweißperlen unter Seufzern von der Stirn wischend, um mein Herz für einen guten Bakschisch weich zu machen. Madame Marengo, eine Levantinerin von einnehmender Üppigkeit, empfing mich, umgeben von drei pechrabenschwarzgelockten jugendlichen Töchtern, pries mein Glück, daß ich das einzig vorhandene vornehme Gastzimmer zufällig ohne Bewohner gefunden hätte, und sprach in beredten Sätzen die Hoffnung aus, ich werde recht lange unter ihrem Dache weilen. In dem stillen Wunsche, daß letzteres nur kurze Zeit der Fall sein möchte, nahm ich von dem mir überwiesenen behaglich einfachen Raume Besitz, für den die gütige Wirtin mir samt Zehrung „nur" fünfzehn Franken für den Tag zu rechnen versprach!

So war ich denn in Trapezunt, dem eigentlichen Ausgangspunkt meiner Tour ins nordarmenische Hochland. Hier stand für meine an Freuden und Fährlichkeiten voraussichtlich reiche Wanderung die ganze langwierige, ermüdende Arbeit bevor, die, glücklich geführt, dem Forschungsreisenden stets ein gutes Teil des Erfolges sichert: das Ergänzen der Marschausrüstung, die Besuche bei den türkischen Provinzialbehörden und ihre Gewinnung, der Kauf der Pack- und Reittiere, das Heuern eines des Türkischen, Griechischen, Armenischen und Kurdischen mächtigen Dragomans, eines verläßlichen „Katyrdji" (Pferdetreibers) und anderes mehr. Wer den Orient kennt, weiß sehr wohl, daß bei Abwickelung derartiger Geschäfte mehr denn irgendwo der Grundsatz herrschen muß „Eile mit Weile"! Sich schnell zum Abschluß eines Handels zu entschließen, ist etwas, das sich mit dem Wesen eines Orientalen schwer vereinbart. Wird er gewahr, daß Eile sich seinem Kontrahenten als Notwendigkeit darstellt, so fordert er in starrkopfigster Art das Dreifache dessen, was ein Gegenstand nach ortsüblichem Kurse wert ist. Wer also nicht mit der Geldkatze eines englischen Lords reist, wird zur Wohlfahrt seiner Börse sich am besten mit der ganzen Gleichgültigkeit des Orientalen wappnen.

Die Fensterläden meines Zimmers schlug ich auseinander. Ein Duft von Rosen- und Granatblüten strömte mir entgegen. In dem Gärtchen vor dem Hause einträchtlich nebeneinander die Kinder verschiedener Zonen: Apfelbäume neben Orangenbüschen und Feigen. Ein Mandelbaum hatte seine roten Blüten über den Kies gestreut. Um die Mauern rankte sich wild verschlungen Epheu und Wein. Und auf allen den Erdterrassen, die zum Hafen niedersteigen, ähnliche grüne Gartenflächen, die sich um die sauberen Giebeldachhäuser lagern. Mir kam die enthusiastische Schilderung in den Sinn, die Kardinal Bessarion von Trapezunt zur Zeit der höchsten Blüte seiner Vaterstadt giebt. „Ein Paradies mit jeglichen Schätzen der Erde" erschien ihm die Königin des Pontus. Und auch heute mutet sein üppiges Gartenland wie ein Stück Eden an.

Den Bereich des alten Trapezunt aus dem heutigen Stadtbild herauszuschälen, wird bei oberflächlicher Durchpilgerung kaum möglich. Manches Ganges durch verließartige Gassen, über öde Kirchhöfe, mancher Kletterpartie über verfallene Gemäuer, durch das Gestrüpp enger Thalspalten, über die Gartenfelder schmaler Hänge bedurfte es, ehe ich an der Hand der Architekturen eine leidliche Vorstellung des einstigen Werdens und Wachsens der Stadt gewinnen konnte, ehe mir eine Skizzierung der Stadtteile und des Laufes der Hauptverkehrsadern gelungen war. Kaum an einem zweiten Platze giebt sich das Terrain eines Häuserfeldes so verschieden gestaltet, wird es dermaßen durch Felsen, Thaleinrisse und Senkungen in einzelne Teile zerlegt.

Eine weite Fläche decken die weißen Häuserpunkte, wenn man, in die Bucht einfahrend, vom Meer aus Trapezunt in seiner Gesamtausdehnung überblickt. Eine breite Felsrippe, tafelförmig gebildet, nach der See zu steil abfallend, trägt die Mittelstadt. Nach Westen zu steigen die Häuserreihen sanft hernieder und dehnen sich noch ein gutes Stück weiter gen Westen in einem immer schmaler werdenden Bande entlang des Strandes. Jäher

ist die Abschrägung nach Osten. Terrassenförmig stellen sich hier die Baulichkeiten auf bis zur Querwand eines steilen Felsens, des Bos tepe (d. i. „grauer Hügel"), desselben, auf dem die Zehntausend nach ihrem ruhmvollen Durchbruch durch ganz Kleinasien, angesichts des Meeres auf glückliche Heimkehr bauend, dereinst lagerten. Im Hintergrunde erscheinen buckelartige Schwellungen mäßiger Höhe, auf denen die Häusermasse sich in zierliche Villeggiaturen auflöst. Die Höhen wachsen allmählich zu starken, von Grün überwucherten Kegeln, und in der Ferne stehen wie finstere Wälle die schwarzen Ketten der tasischen Alpen, von einem feinen, weißen Schneebande überzogen. Eine Fülle von Farbentönen ist diesem Panorama eingezeichnet. Jede Nuance des Grün glänzt inmitten der Häuserlinien wie auf den Hügeln, vom Schwarzgrün der schlanken Cypresse bis zum Hellgrün der dicht gewachsenen Haselnußsträucher. Grau flimmern die nackten Steinfelder des Bos tepe, braun einzelne Klippen und Schründe, und das Ganze steht in der blauen Umrahmung von Himmel und Meer.

Auf dem Mittelplateau baute sich das antike Trapezunt auf, aus ihm wuchs die mittelalterliche Festungsstadt heraus. Im Süden schmal und erhoben, nach der See zu sich nach beiden Seiten hin senkend und erweiternd, zwiefach umschlossen von tief eingerissenen Thalspalten, hat die Felsplatte eine prächtige Verteidigungslage. Man begreift, daß vermöge solcher trapezförmigen Gestaltung des Stadtplans der Name Trapezunt als von trapezus sich herleitend gedeutet wurde. An den Rand der Abstürze schmiegen sich hohe, meterdicke Mauern byzantinischer Konstruktion, mit breiten Ecktürmen und Schießscharten bewehrt. Auf der nackenartigen Erhebung, welche die beiden nach den rückwärtigen Bergen zu in schräger Neigung zueinander aufwärts steigenden Schluchten trennt, thront die ehrwürdige, mit mächtigen Wällen beschirmte Citadelle. Einzelne Steinblöcke des Mauergefüges weisen auf vorchristliches Alter. Von Justinian wissen wir, daß er einen Neubau des Kastells anordnete. Auch der Aquädukt, der den westlichen Thalwalt heute noch überbrückt, hat diesen großen Kaiser zum Erbauer.

Eine mittelalterliche Romantik liegt über diesen Resten ehemaliger Herrlichkeit ausgebreitet. Die Türme des Festungsgürtels sind geborsten. Die Wurzeln starker Olivenbäume haben Stein über Stein des Wallwerks auseinandergesprengt. Dichte Epheuguirlanden klimmen an den Ruinen empor, wie um mit ihren hundert Armen die morsche Größe zusammenzuhalten. Moos und zahlreiche kleine Pflänzchen kriechen über niedergestürzte Quadern und breiten einen lebendigen Teppich über das bröckelnde Gestein. Lorbeer und wilde Rosen überwuchern die Festungsgräben. Menschliche Behausungen, Stücke des Walles zum Fundament nehmend, haben an manchen Stellen Bresche in den Mauerring gelegt.

Alle diese Scenerien tragen eine Art geheimnisvollen Zaubers, der den einstigen Glanz, die einstige schwelgerische Macht, wie sie Trapezunt vornehmlich unter der Dynastie der Komnenen kennzeichnete, vor den Augen des Beschauers auferstehen läßt. Was man in den Grenzen des Kaiserreiches vom Thermodon bis zum Phasis auf Feldern und in den Gärten, auf den Bergen und in ihrem Schoße gewann, was an Kostbarkeiten aus Persien und vom fernen Indien von handelskühnen Genuesen herbeigebracht wurde, floß auf den Markt der Residenz. In goldenem Palast thronten die Komnenen, umgeben von einer Schar serviler Höflinge. Prunkvolle Kirchenprozessionen wogten durch die Straßen, nächtliche Orgien tobten in den Blütennischen der Gärten, während rings umher auf asiatischer Scholle eine blutige Schlacht nach der anderen geschlagen wurde. Und der Taumel währte, bis Mohammed der Eroberer sein Schwert auch über die pontische Kaiserstadt zückte, Feuer in die von Gold und Seide strotzenden Paläste warf und die schönen, lasterhaften trapezuntischen Prinzessinnen unter dem Beile des Henkers verbluten ließ.

* *
*

Nach ziemlich vierzehntägigem Verweilen in Trapezunt schlug mir die Stunde zum Aufbruch. Fröhlichen, mutgeschwellten Herzens ging ich auf den Weg. Wer das befreiende Gefühl kennt, das bei dem Bewußtsein sich einstellt, einzig und allein den eige-

nen Willen nunmehr zum Herrn zu haben, die eigene Kraft jeden Augenblick ins Spiel setzen zu können, für eine Spanne Zeit außerhalb wohlgemeinter polizeistaatlicher Bevor-



Trapezunt: Das fränkische Quartier.

mundung zu stehen, nicht wie in heimischer Umgebung einzig nach Titel und Geldbeutel eingeschätzt zu werden, der begreift die seelische Spannkraft bei Antritt einer Reise durch wilde, wenig bekannte Lande. Ein paar Menschen, die mir lieb geworden, wünschten Glück auf den Marsch. Der englische Konsul in Trapezunt, Mr. X., sicherte mir allen Schutz der englischen Konsulate in Erserum, Musch und Wan zu. Das große Deutschland ist nämlich noch nicht dazu gekommen, im Inneren Kleinasiens, Armeniens und Kurdistans, ja nicht einmal an der für unseren Handel so wichtigen anatolischen Nordküste auch nur eine einzige konsularische Vertretung zu schaffen, obwohl England, Rußland, Frankreich deren zu Dutzenden haben!

Vom Verlauf der Reise lasse ich mein Tagebuch bruchstückweise reden. Es giebt Stimmungen und Eindrücke wieder, wie sie frisch vor mich traten.

Im Chan zu Hamsiköi. Meinen Kartenblock mit den aufgereihten Notizblättern auf den Knien, zwei auf eine Proviantkiste geklebte Talglichter neben mir, zeichne ich die Ereignisse des ersten Marschtages. Kein leichtes Unterfangen. Das Odá (Fremdenzimmer), in das uns aus finsterer Nacht beim Schein seiner rußigen Laterne der Chandji über holperige Stiegen geführt, mißt kaum drei Meter im Geviert. Die Atmosphäre des Raumes ist gemischt von dem säuerlichen Geruch der feuchten Kalkwand, dem warmen Stallduft, der von unten durch die Ritzen dringt, der verbliebenen Ausdünstung von hundert und hundert Körpern, die nach beschwerlichem Marsch, zu Dutzenden nebeneinander gedrängt, hier der Ruhe pflegten. Persische Kameltreiber, wie man an dem unausrottbaren Geruch von Lammfell, Kamelhautstiefeln, Zwiebeln, Knoblauch und Schweiß wahrnimmt, sind die zahlreichsten unter den unsere Straße wandernden, hier Obdach nehmenden Gästen. Alle diese Parfüms berühren die Nase nicht angenehm, aber man gewöhnt sich bald daran. Psalti, mein griechischer Diener, hantiert unter möglichstem Geräusch mit dem mangâl, dem Kohlenbecken, und wühlt in unserem kleinen Vorrat von Töpfen und Zinntellern. Daß er nicht unten in der Gaststube hocken und mit den neugierigen Ortsbewohnern schwatzen kann, sondern noch abends neuneinhalb Uhr eine Konservensuppe und eine Eierspeise bereiten muß, stimmt ihn zu stiller Verzweiflung. Von einem Mobiliar ist nicht ein Stück vorhanden, es sei denn, daß man die auf die Erde gebreiteten Strohmatten ihm zurechnet. Vorsichtigerweise habe ich diese Luxusgegenstände allerdings in einer Ecke aufschichten lassen, da ich in ihnen das behagliche Nest für allerlei ungebetene Mitbewohner vermute. Der

Wind schlägt die Regenflut gegen die Fensterscheiben aus gelbem Ölpapier, daß sie jeden Augenblick zu bersten drohen.

Aufbruch von Trapezunt sieben Uhr morgens. Ankunft in Hamsiköi neun Uhr zwanzig Minuten abends. Diese Marschzeit fühlen meine Lenden, mein Rücken und die Pferde, wie Hassan, mein lasischer „Katyrdji", unmutig versichert.

Von heiterem Bleigrau war der Himmel, nicht der leiseste Schatten eines Wolkenschleiers lag auf den Bergen, als wir auszogen. Ein getreuer Begleiter stand uns von früh bis Abend zur Seite: der Dermendere, der, von den Schneekuppen des Kolatdagh kommend, ein nach dem Meer sich ziehendes romantisches Längsthal schafft.

Einen steten Wechsel bot sein Bett. Erst nahe seiner Mündung rollte er über breite Kieselschichten, hier und da ein primitives Mühlwerk treibend, zerteilte sich in mannigfache schmale Rinnen, dann, je höher wir stiegen, rollte er einem ungestümen Alpenstrom gleich in schaumperligen Wellen über dicke Steinblöcke, verschwand, sobald das Thal sich verengte, von Felswänden gepreßt, in welche die Straße sich in Kunstbauten einzwängte, unten in der Tiefe, nur durch dumpfes Getöse seine Anwesenheit bekundend. Unterholz, Filzeiche, Lorbeer auf den Hängen, in zu Thal laufenden Felsspalten weitästige Walnußbäume. Dort die Bergkämme mit Fichtenreihen besäumt, dort, in schwarzbraunen Farben leuchtend, nackte steile Trachytklippen.

Die ganze Macht des kurzen Frühlings bricht eben in diesem Küstengebirge durch — überall ungestüme Pulsschläge der Natur. Noch sickern zahllose Wasserrinnen durch die Felsspalten, noch ist der Thalboden weich und saftig, und schon glutet, alles Pflanzenleben jäh treibend, der Sonnenball über den Gefilden. In den Thälern, inmitten sorgsam von den Bächen abgeleiteter Rinnen standen grüne Kohlköpfe, Bohnenspaliere, Weizenähren mit nach aufwärts gereckten Häuptern und zwischen ihnen prächtig gefärbte Anemonen und Kornblumen. Den Abhang empor stiegen von Zeit zu Zeit Tabak- und Maisfelder. In malerischer Beleuchtung liegen die Konturen der Bergkämme zu Seiten des Thales, die üppigen Wildnisse der Schluchten, die Hochgebirgskuppen, die in der Ferne sich quer vor den Horizont schieben.


Trapezunt: Brücke über die Gerberschlucht und die alten Festungswälle.

Am Wege alle halbe Stunden Holzschuppen, von bakal's (Krämern) eingenommen, die Brotfladen, jóurt (geronnene Milch) und Ziegenkäse dem Reisenden zur Erfrischung

bereithalten, sowie Chans mit sich anschließenden Unterkunftsstätten für die Tiere, nach vorn offenen Hallen, deren Erddach von zahlreichen Holzpfeilern getragen ist.

Wie angeklebt an die Lehnen der Berge erscheinen die Kastenhäuser griechischer Dörfer. Die mit schmalen Veranden gezierten Holzbauten umrahmt von einigen schlanken Pappeln und die ganze Ortschaft überragt von einer auf einem Felsvorsprung gelegenen, oft tief in das Gestein hineingebauten Kapelle. Doch kein Kreuz darf ihr Dach tragen, keine Balkengerüste stehen wie in Griechenlands Dörfern vor dem Kirchlein. Plump, ärmlich wie eine Gemeindescheune, bietet sich sein Ansehen. Timotheos, der Schulmeister eines solchen Griechendorfes, zieht mit uns ein Stück des Weges. Er klagt von den Schmerzen seines Berufes, von dem Elend seiner Gemeinde, von der Kargheit seiner Einnahmen, die aus freiwilligen Gaben langsam zusammenfließen.

Im ganzen pontischen Gebirgslande finden sich griechische Thalgaue verstreut. Manche, in versteckten Seitenschluchten gelegen, haben sich hinsichtlich Sprache und Religion offen kenntlich als solche erhalten, zählen eifrige Popen, ja ganze Mönchsorden unter sich, die in hohen Felsspalten nistende einsame Klöster bewohnen, andere, dem fanatischen Drucke der mohammedanischen Eroberer ausgesetzt, haben sich scheinbar zum Islam bekehrt, sprechen türkisch, tragen türkische Namen, beten öffentlich in den Moscheen, aber im geheimen haben sie mit der den Griechen eigenen Zähigkeit an ihrem Stammestum festgehalten, führen einen griechischen Familiennamen, treffen sich in verborgenen Felshöhlen und dienen da in phantastischen Andachten ihrem alten Gotte.

Die Sonnenlichter erblassen plötzlich in den späten Nachmittagsstunden. Eine dünne Wolkenschicht verdunkelt den Himmel. Höher und höher klimmen wir auf gewundenen Felspfaden. Näher treten die erst in weiter Ferne schimmernden Schneehäupter. Ein Ostwind steht auf und schiebt eine dicke, finstere Wolkenmasse über die Bergkämme. Die Echos rollender Donner werden hörbar. Eben noch liegt die Dämmerung auf den Wegen und läßt die Umrisse der Berghänge über uns und die Abgründe zur Rechten leidlich erkennen. Mit einemmal, bei einer Wendung der Straße, schlägt der Regen wie aus Schleusen hernieder, und undurchdringliche Finsternis umhüllt uns. Noch zwei Stunden bis Hamsiköi. Die Saptiehs treiben die Pferde durch Peitschenschläge zum Galopp, und mit Geschrei, Geschimpfe und Stockhieben jagt unser Lase Hassan die Packtiere. Die Pferde stürmen vorwärts, ihrem Instinkt folgend. Von der Fahrstraße nichts zu sehen, auch nicht der leiseste Glanz, wie sehr ich das Auge auch anstrenge. Ein Fehltritt der Tiere, und wir rollen in die Tiefe.

Jetzt dreht sich der Wind und schleudert uns schwere Schloßenkörner ins Gesicht. Die Tiere bäumen sich, machen Kehrt und wenden den Rücken dem Wetter zu. Kein Schmeicheln, kein Hieb bringt sie von der Stelle. Die Saptiehs steigen ab. Mein Diener faßt meinen Braunen und führt ihn sachte Schritt für Schritt vorwärts. Von Hassan und den Packpferden nichts zu hören, wie wir auch nach ihm pfeifen und die Kehle uns heiser rufen. Mehr denn anderthalb Stunden schon tasten wir in Sturm und Regen vorwärts. Meine Filzdecke, mein Mantel, meine Kleider triefen vor Nässe. Da endlich, weit drüben im Dunkeln flackert ein Lichtschein auf; so plötzlich, wie er auftauchte, ist er wieder verschwunden. Es geht jäh abwärts. Mehr als einmal rennen wir an Felsblöcke oder breite Baumstämme. Die Saptiehs mahnen zu noch langsamerem Tempo. Die schmale Brücke über den Dermendere sollen wir gleich überschreiten. Sein Rauschen klingt ganz nahe, übertönt das Plätschern des Regens. Alle zehn Schritte schlägt ein Saptieh den Mantel auseinander, zündet unter ihm ein Streichholz an und sucht nach den ersten Brückensteinen.

Wir sind glücklich jenseits der Brücke und haben alle Gefahr hinter uns. Auch Hassan mit den vor Aufregung noch keuchenden Tieren stellt sich hier ein. Aus von rechts und links unsicher nach der Straße tastenden Lichtstrahlen, die aus matt erleuchteten Fenstern dringen, erkennen wir, daß wir nun in Hamsiköi einziehen. Langen Schreiens bedarf es, ehe der Chandji auf seiner Veranda erscheint und uns Unterkunft zusichert.

Psalti ruft zum Mahle. Ob es lecker bereitet ist, weiß ich nicht. Schmecken wird es

auf jeden Fall. Hassan, der Katyrdji, erscheint und meldet, daß die Tiere bei reichlichem Futter sich gütlich thun, nachdem der Handel um den Preis der Gerste einen langen Strauß mit dem Chandji gekostet hat. Von Hassans Kleidern tropft noch das Wasser. Er soll die Sachen wechseln. „Olmas!“ (Unmöglich). — „Warum?“ — „Weil ein Katyrdji nur einen Rock hat. Wenn der naß geworden, trocknet er am Leibe am schnellsten.“

* * *

Paßhöhe des Kolatdagh. Höhe: an 8000 Fuß. Temperatur: + 8 Grad Celsius. Datum: 1. Juni. Zeit: drei Uhr nachmittags. Witterung: Regen und Hagel. Umgebung: schneebedeckte Schründe, kahle Steinfelder und durch den Feuchtigkeitsschleier zeitweise hindurchschimmernde Schneekämme.

Hochalpenluft und Hochalpenstimmung, allerdings diejenige, wie sie Sturmstöße und Wasserströme niedersendende Wolken schaffen. Daß ich zu Anfang Juni in den pontischen Küstenbergen noch solche winterliche Landschaft und Witterung vorfinden würde, hatte ich wahrhaftig nicht vermutet. Ich sitze in dem auf der Paßhöhe des Kolatdagh gelegenen Holzblockhaus der Zollwächter der Tabakregie, die mir freundlichst Unterkunft boten. Kaum hockte ich auf den Polstern eines schnell improvisierten Diwans, da standen schon große irdene Töpfe zur Bereitung eines piláf (Reisspeise nach türkischer Art) auf dem Feuer.

Der Rauch zog zwar recht ungastlich vom Herde herüber — die Wächterbaracke war natürlich Gastzimmer, Schlafsaal, Küche in einem — und biß arg in die Augen, aber das verdirbt den Appetit nicht. Recht lieb von den armen Teufeln von „Koldjis“ (Zollaufseher) mit ihrem monatlichen Gehalt von zweihundertfünfzig Piastern (ungefähr vierzig Mark), zugleich für Stärkung der durchgefrorenen reisenden Fremden zu sorgen.

Nachdem ich eine halbe Stunde die Neugier meiner Wirte befriedigt, alle Fragen: „woher“, „wohin“, „welcher Nationalität“, „welchen Berufs“, „verheiratet“, „wie viel Knaben?“ — die weibliche Nachkommenschaft ist im Orient der Nachfrage nicht würdig — mit der nötigen Geduld beantwortet, dann eine Weile angehört, welche Leiden die winterliche Kälte, das Einerlei der Kost, die Schlauheit und Kühnheit der Tabakschmuggler ihnen schaffen, schließlich über den griechisch-türkischen Krieg und die deutsch-türkische Allianz auf angelegentliche Bitten hin meine Meinung abgegeben habe, vermag ich einiges über die zurückgelegte Wegstrecke zu Papier zu bringen.

Marktstraße in Trapezunt.

Als wir um sieben Uhr morgens die hinter Hamsiköi jäh aufsteigende Straße emporkletterten, eröffnete sich die charakteristische Lage des Ortes. Im breiten Kessel einer Schlucht, deren Eingang von zwei überhängenden Klippen verengt ist, liegen die Häuser weilermäßig verstreut. Gleich einer weißen Linie erscheint der von Norden einmündende Zugang, über ihm Geschotter und steil aufragende Blöcke, unter ihm im tief in die Felsen eingegrabenen Bett der Dermendere. Dort entlang also sind wir gestern in pechschwarzer Finsternis bei tosendem Gewitter marschiert!

Wir biegen nach Westen um und folgen in fortgesetztem Anstieg dem in das Gestein eingegrabenen Weg, der ein wildbewachsenes Seitenthal hinaufführt. Nicht wie am Tage zuvor häufige Dorfschaften und Kapellen, den Berglehnen sich anschmiegend. Seltener begegnen wir den Spuren menschlichen Lebens. Hier und da im Buschwerk nagende Ziegen. Ihre Hirtin, malerisch in der den griechischen Gebirgsbewohnern eigentümlichen

Tracht, langärmeligem bauschigem Hemd aus grobem Leinen, gestickter türkischer Weste, um die Hüften gewundener bunter Jacke, die meist nur bei Regen oder Kälte übergezogen wird, wendet das Gesicht zur Seite als wir vorbeireiten.

Jetzt, eben da die Sonne die Nebelwand durchbricht, taucht auf den Berghalden ein Bild üppigster Farbenfülle auf. Es erglänzen dicke Büschel mannshoher, hart zusammengedrängter Rhododendren mit ihren mattblau und rötlich blühenden Glockenblumen, und wenige hundert Schritte weiter leuchten im Wiesengrün die hohen gelben Blüten der Azalea pontica, die sich stellenweise zu breiten üppigen Feldern scharen. Deliot (Tollblume) heißt der Volksmund diese Azaleen und delibal (Tollhonig) die etwas bitter riechende dunkelfarbige Beute, welche die Bienen aus ihren Dolden saugen. Man hat die Erfahrung gemacht, daß Schafe und Ziegen, die von den Stengeln und Blüten dieses Strauches fraßen, tagelang in einem Zustand von Stumpfheit verharrten und Menschen nach dem Genusse jenes Honigs in Blödheit verfielen, die sich durch irre Reden und Gebärden kundgiebt. Unstreitig führt die Azalea pontica jene Blüte, deren Saft, wie Xenophon uns überliefert, von den griechischen Söldnern genossen, das Heer der Zehntausend für einige Tage marschunfähig machte. Mein Diener, aus Chrom im Küstengebirge gebürtig, erzählt, daß ein treffliches Mittel üblich sei, die durch den Genuß des delibal Erkrankten schnellstens zu heilen. Man gräbt sie bis zum Hals in feuchte Erde ein und nährt sie mit Ziegenmilch, bis die Symptome des Irreseins verschwinden. Einer unserer Saptiehs bestätigt, daß eine solche eigentümliche Gewaltkur bei seinem Vater einmal vorzüglich angeschlagen habe.

Bei einer Biegung des Weges stehen wir vor neuer Überraschung. Mächtige Baumkronen heben sich aus der Tiefe einer Seitenschlucht. Es sind Buchen, herrliche, dickästige Rotbuchen, deren saftiges Laub uns wie ein Heimatgruß erscheint. Einzelne Gruppen treten an den Weg heran, und endlich umschließt uns ein dichter, hochstämmiger Buchenwald. Indem der Steilpfad sich immer höher windet, schieben sich gewaltige Fichten mit ihrem dunklen Nadelwerk in das Hellgrün des Buchenlaubschmucks hinein. Ein Waldstrom stürzt durch einen Felseinschnitt dröhnend von Stufe zu Stufe. Niedergerissene, morsche Stämme ragen aus seinem Bette auf. Unter dem breiten Bogen der Brücke, die wir überschreiten, tost eine sprühende Wassermenge. Eine Hochgebirgsscenerie liegt vor uns, wie sie die oberbayerischen Alpen nicht wilder und farbenreicher zeigen können.

* * *

Die Ruinen von Warsichan. Da standen sie ein wenig seitab der Straße inmitten von Regen durchweichter Felder, sich kaum mit energischen Linien gegen den trüben Himmel abzeichnend. Ich hatte ihrer mit Interesse gewartet. Layard in seinem herrlichen Werke „Ninive und Babylon" nennt sie als für den persisch-armenischen Stil des östlichen Kleinasiens ungemein charakteristisch. Aus dem Trümmerfeld recken sich nur noch zwei Gebäude, die einen armseligen rumpfartigen Rest der einstigen schlanken Höhe



Mohammedanischer Friedhof in Trapezunt.

geben. Das eine, ehemals eine recht geräumige Kirche, trägt auf breitem, massivem Unterbau noch einige frei in die Luft ragende, kühn geschwungene Rundbögen. Diese Bogenführung sah ich wenige Wochen später an den Türmen der Stadtmauer von Ani, der Residenz des armenischen Königsgeschlechtes der Bagratiden. Das andere Gebäude, wohl auch einst heiligen Zwecken dienstbar, zeigt größere Zierlichkeit in den Dimensionen und in der Architektonik. Kapellenartig, in Rechteckform aufgerichtet, mit zarten Kannelierungen in den Winkeln, mit Kreuzen über den paarweis gelegten Fenstern, mit anmutig gezogenen Schnörkellinien und Bändern, mit Einlagen aus Stein geschnittener Platten und kleiner Halbkreise, mutet das aus dem zwölften Jahrhundert stammende Bauwerk an wie ein Gegenstück zu den Phantasien unserer mittelalterlichen Gotik.



Ein griechischer Thalgau im pontischen Küstengebirge.

Ich schritt über die Felder, bald an Säulenstumpfe und Steinblöcke, bald an grob behauene Grabsteine jüngeren Datums stoßend. In der Erde, welche die Größe der stolzen Welt der Ahnen deckte, hatten sich, gleichsam Schutz und Heimat suchend, die späteren Geschlechter gebettet.

Stille auf dem Plateau ringsum. Nackt, ungastlich standen die grauen Felsmauern, welche im Norden den Rand der pontischen Alpen darstellen. Ein eisiger Ostwind fegte von den hohen Bergen Lasistans her, über denen sich wild übereinander geschoben, wie eine zweite in den Himmel sich erhebende gigantische Gebirgskette, finstere Wolkenpartien türmten. Ein Hauch der Öde, der Verschlossenheit, etwas Herzbeklemmendes ging von der Landschaft aus. Zum erstenmal zeigte mir hier das armenische Hochland sein sibirisches Gesicht.

Zwei Männer schritten langsam und mit ehrfürchtigem Gruße auf uns zu, kenntlich der eine an seinem soutaneartigen Rock, dessen Farbe einstmals schwarz gewesen sein mochte, und der cylinderförmigen Mütze als armenischer Priester. „Wir grüßen dich, Herr, und heißen dich auf unserer Scholle willkommen. Willst du im Dorfe unter meinem Dache der Ruhe pflegen?"

Häuser, ja ein Dorf hier in der Nähe? Ich wandte die Blicke ringsum. Keine Spur menschlicher Siedelung. Der Priester wies nach der Stelle, wo die Hügelwelle sich senkte. Da lagen einzelne, meterhohe Erdkrater, großen Maulwurfshaufen ähnlich. Sonst der gleiche, gelbbraune Lehmboden, in den die Grasbüschel hellere Flecke hineinzeichneten. Wie sich dort ein Dorf verstecken konnte, war mir noch ein Rätsel. Indem wir näher kamen, zeigten sich dünne Rauch-

fäden über den eigentümlichen Erdtrichtern. Das waren also die Schornsteine der verborgenen Behausungen. Jetzt erreichten wir den Punkt, wo die niedere Anhöhe in eine schmale Thalsohle hinabfiel. Eingebaut in das Erdreich des Abhanges zog sich das armenische Hochlandsdorf in die Tiefe. Da, wo wir standen, war bereits das platte Dach des obersten Hauses. Übereinandergehäuft, dermaßen, daß des einen Hauses Flachdach sich stets wie eine Terrasse vor das höher stehende legte, aneinandergeklebt, so daß selten ein Stück Mauer auftauchte, ohne Fenster, ohne irgend eine Abweichung von der quadratischen Form, bauten sich die Behausungen auf. Kein schmales Gartenfeld, kein Strauch, keine Spur grünenden Lebens zwischen den braunen Häuserkasten.

Wie die Verstecke wilder Tiere erschienen diese höhlenartigen Bauten. Was anders als die Angst, die Not, das Bestreben, bei Angriffen beieinander Hilfe zu suchen, vor der Kälte sich zu schützen, im Inneren des Erdreichs Wärme zu finden, kann zu solcher Art des Wohnens geführt haben. Allzeit war das östliche Kleinasien das Land, in dem die brutale Macht des Stärkeren sich bequeme Gesetze schrieb. Ansturm auf Ansturm eroberungsgieriger Völkerschaften brach über diese Scholle herein. Bald Meder, bald Araber, bald Perser, bald Mongolen, bald Seldschuken, bald Kurden, bald Türken, oft auch mehrere dieser Stämme zugleich hausten hier, das angesessene Volk nach seinem politischen Zerfalle lediglich als ihre Milchkuh betrachtend, über das Gut und Leben seiner Glieder wie über das von Sklaven verfügend. Und doch haben die Armenier widerstanden, sich als Volk erhalten bis auf den heutigen Tag, dank dem Bande ihres religiösen Bekenntnisses und vermöge ihres mangelnden Mutes. Ein offener Kampf hätte sie bei der Unzahl der Angriffe aufgerieben; sie aber haben sich jedem neuen Eindringling ergeben, sich vor den Ausartungen seiner Willkür in die unwegsamsten Gegenden verkrochen, zur Mehrzahl mit unheimlicher Zähigkeit an den rauhen Boden der Heimat sich anklammernd.

Wir kletterten die Häusertreppe hinab, indem wir hier ein paar aufgeschichtete Steine als Stiege benutzten, dort mit einem kühnen Satz auf das nächstniedrige Dach sprangen. Hinter dieser oder jener Mauer lugten neugierige Gesichter hervor, die sofort wieder verschwanden. Ein paar Mädchen rannten so eilig davon, ihre gefüllten Thonkrüge am Brunnen zurücklassend, daß ihre leuchtend roten Schürzen und die zahlreichen dünnen, mit Perlenschnüren zusammengeflochtenen Zöpfe flogen. Auch die Männer wichen scheu zur Seite. Der Priester wies auf den uns begleitenden Saptieh als Ursache der Furcht. Also einen Häscher, einen Steuereintreiber oder etwas Ähnliches an Furchtbarkeit vermutete man in mir. Ich winkte dem Saptieh, sich zu den Ruinen auf der Anhöhe zurückzubegeben, wo sein Kamerad und der Katyrdji mit den Tieren Halt machten.

In eine schmale holperige Gasse stiegen wir nun hinein und spazierten zwischen den niederen, aus unbehauenen Steinen gefügten, mit Lehm beworfenen Mauern hindurch.

„Hier unsere Kirche und dort die Schule, Herr." In einem Mauerwerk, das sich durch keine architektonische Zier auszeichnet, öffnet die schwielige Hand des Priesters eine schwere eisenbeschlagene Pforte. Ein paar Stufen geht es abwärts, und vollkommene Finsternis umgiebt uns. Nach einigen Augenblicken gewöhnt sich mein Auge an das Düster und gewahrt an der Decke mehrere handbreite Ritzen, durch die fahle Sonnenstrahlen sich Bahn brechen. Wir durchmessen die von dicken Holzstücken getragene dunkle Halle, tasten abermals ein Dutzend Stufen hinab und treten durch eine verborgene schmale Thür. Eine gruftartige, in den Felsen gehauene Kapelle steht vor mir. Eine feuchte, eisige Luft quillt mir entgegen. Ein geheimnisvolles Dämmerlicht, das durch eine Flucht vergitterter, enger Löcher dringt, durchzuckt den Raum, bricht sich an den Wölbungen der Decke, schleicht über die grauen Steinfliesen, haftet an den Holzpfeilern einer niedrigen Empore, umrieselt die Ölbilder der Altarnische, die kupfernen, plumpen Leuchter, das hohe silberne Kruzifix, den einzigen Wertgegenstand des heiligen Ortes.

Je länger ich den Raum mustere, desto mehr schwindet seine Armut, seine Nüchtern-

heit. Ein Schauer scheint von den Wänden herab sich auf mich niederzusenken. Wie der Geistliche vor dem Altar demütig niederkniet, ist es mir, als hallen im Gewölbe die Seufzer aller derer nach, die hier litten, denen gegen Unterdrückung nicht der Arm, nur das Gebet die einzige Waffe war.

Zur anderen Seite des finsteren Ganges, den wir wieder durchschreiten, lag ein zweiter ballenartiger Einbau: der Raum für die Schuljugend. Mit fast bis zur Erde geführten „Salams“ (Begrüßung auf orientalische Art) bewillkommnete mich der Dorflehrer, ein schüchternes blasses Männchen mit gewaltigem Fes auf dem Haupte. An sechzig junge Burschen von fünf bis vierzehn Jahren saßen auf langen Holzbänken und starrten erwartungsvoll den fremden Besucher an. Durch einen Mittelgang geleitete mich der Lehrer zu einem thronartigen Sessel, auf dem er mich nötigte, Platz zu nehmen. Durch vier oder fünf in der Höhe eingeschnittene Fenster fiel ein dürftiges Licht. Zur Rechten und Linken standen einander zugekehrt je vier Reihen Bänke, so daß die Gesichter der Knaben alle dem imposanten, auf einem Podium stehenden Magisterstuhl zugewandt waren. Die ältesten Schüler hatten auf Stühlen an der Wand Platz, bei ihren Schreibübungen nach orientalischer Weise ihr mit der Linken gefaßtes Papierblatt auf den Knien haltend.

Ich nahm mit der nötigen Würde von dem majestätischen Lehrthron Besitz. Bei Musterung der unterirdischen Schulhalle treffen meine Augen auf ein prächtiges Bild. Von einer über der Eingangsthür längs der Wand sich hinziehenden Balustrade glänzen alle Farben des Regenbogens herunter: rote Zopfbänder, gelbe und blaue Kopftücher, aus den buntesten Flicken zusammengestückelte Jäckchen. Die Mädchen sind es, die da oben eng aneinander gedrängt, zumeist auf dem Boden kauernd, dem Unterrichte beiwohnen. Mit großen, neugierigen Augen schauen sie auf mich herunter, sich gegenseitig mit den Ellenbogen anstoßend und leise miteinander zischelnd. Manches zarte, von melancholischem Reiz überhauchte Gesichtchen ist unter der Schar.

Der Schulmeister bat mich, ein Examen abhalten zu dürfen. Ich erklärte, keine hundert armenischen Worte zu verstehen. Aber er blieb dabei, mir die Ehre anthun zu wollen. Nun begann ein wildes Deklinieren und Konjugieren. In einigen hoffnungslosen Bauernschädeln schien arge Wirrnis zu herrschen. Mit atemloser Hast stießen die meisten die zahlreichen Labiale und Gutturale des Armenischen hervor. Ich habe kaum je eine Sprache gehört, die eine solche Fülle an Lauten aufweist. Daher auch die Fähigkeit des Armeniers, eine fremde Zunge so überraschend schnell zu beherrschen. Wie sie nun alle am Munde ihres Magisters hingen, standen die vielfältigsten Gesichter der Beobachtung frei. Irgend ein einheitlicher Rassentypus war in der Jugend dieses armenischen Bauerndorfes nicht zu entdecken. Bei manchem die Merkmale des Semiten, die gebogene Nase, die dickblütigen Lippen, daneben ebenso stark vertreten die dicken Backenknochen und das schwarzsträhnige Haar des Mongolen, ebenso zahlreich die Züge des indogermanischen Blutes: die freie Stirn, der blaue Augenstern, die blonden Haarwellen.

Im Ort hatte sich wie ein Lauffeuer das Gerücht von meiner Ankunft verbreitet. Mein Diener hatte mich als doctor efendi Alemaniadan schlankweg charakterisiert, und so strömten sie aus allen Winkeln herbei, den europäischen hakim (Arzt) zu sehen. Und Blinde, Lahme, Epileptiker, Schwindsüchtige, jeden Gebrechlichen des Ortes, den sie nur von der Stelle bewegen konnten, schleppten sie herbei. Ein bejammernswerter Anblick, beisammen zu finden, was sonst in diesen Erdhöhlen an Siechen sich verkroch. Was meine Reiseapotheke an unschädlichen oder lindernden Mitteln barg, war schnell erschöpft.

Unglaublich, mit welcher Leichtgläubigkeit der Orientale meist dem Europäer entgegentritt, wie er von seiner besseren Einsicht Wunderdinge erhofft und verlangt. Für ärztliche Charlatane blüht hier ein üppiges Feld. Keine Anekdote ist es, daß ein Franzose unter der Maske eines Medizinmannes einmal ganz Persien durchzog und durch eine überraschende Kurmethode Namen und Geld bei den Eingeborenen einheimste. Sein Universalmittel war eine gewaltige Klystierspritze. Betrat er eine Ortschaft, so ließ er die Heilung Verlangenden in eine Reihe



Das griechische Felsenkloster von Sumela.

treten und praktizierte in einer Art, die ihnen vermöge ihrer Neuigkeit ein heilliges Staunen einflößte.

Mit meinem Rat erntete ich durchaus nicht immer Beifall. Sie brachten einen Knaben, der alle Zeichen der Tuberkulose trug. „Führt ihn in frische Luft, laßt ihn Milch, Eier, Fleisch essen, so viel er mag.“ — „Solche einfache Dinge soll er haben? Besitzest du keine Salbe, kein Pulver, ihm schnell zu helfen?“ Und enttäuscht, beinahe unwillig, führten sie ihn zur Seite. Jetzt begann ein Bitten ohne Ende, ich möge in dieses oder jenes Haus treten, um die darniederliegenden Kranken zu sehen. Ich bedeutete dem Priester, daß die ärztliche Kunst nicht mein Beruf sei. „Und doch wirst du es besser wissen als wir, was den Leidenden fehlt,“ blieb seine stete Antwort. So ging ich denn hier- und dorthin, die Gelegenheit packend, die mich in das Innere der Behausungen dieses armenischen Hochlandsdorfes führte.

Ein junger Bauer wünscht besonders dringend, daß ich über seine Schwelle treten soll. Ein finsterer Vorraum liegt auch hier vor dem bewohnten Teil des Hauses. Einen Teppich schlägt mein Führer an der Mauer zurück, gebückter Haltung krieche ich durch die niedere Öffnung, und der Wohnraum der Familie bietet sich meinem Auge. Eine breite Lichtwelle fällt durch ein rundes, rauchfangartiges Loch in die Mitte des Gemaches, und eine Gruppe weiblicher Personen hebt sich aus dem Halbdunkel ab, die um das in einer Vertiefung des Erdbodens glimmende Herdfeuer beschäftigt sind. Ein paar jugendliche, schlanke Gestalten verschwinden eilends in einen durch eine mannshohe Bretterwand abgetrennten Raum. Wie die warme Düngerluft und das Schnaufen und Scharren von Vierfüßlern belehrt, bildet der sich hier angliedernde Stall die wichtigste Sorge. Die Tiere sind es doch, die „seinen Mund nicht trocken lassen“, wie der Armenier sagt, die seiner Wohnstätte durch ihre Ausdünstung behagliche Wärme bringen.

Zwei grobe, dicke Holzsäulen zeigen sich in den Lehmboden eingerammt, die einige Querbalken tragen. Auf diesen ruht die Last

des aus Reisig und Erde geformten Daches. An der Wand steht eine lange Reihe irdener Vorratstöpfe und Krüge. An den Balken hängen kupferne Pfannen und Siebe. Damit ist der Hausrat erschöpft.

Eine ältere Frau, die Mutter meines Führers, welche Stirn, sowie Kinnpartie durch ein dunkles, am Hinterkopf zusammengeknöpftes Tuch verdeckt trägt, erfährt vom Zweck meines Besuches und geleitet mich nach einem niedrigen, in einem Winkel des Hauses befindlichen Podium, der gemeinsamen Schlafstätte der Hausbewohner. Dort ist die Erkrankte, in Decken gehüllt, gebettet. Indem sie das Knie entblößt, das infolge eines Falles zu einer unförmigen Masse angeschwollen, zieht ihr die Alte sorgfam das Kopftuch vor das Gesicht, daß keiner ihrer Züge mir kenntlich werde.

Aus den Nachbarhäusern dringen sie herein, jeder eine Arznei, einen Rat, einen Besuch unter seinem Dache inniglich heischend. Viele kundige Hände hätten hier Feld, zu helfen. Und kaum je bethätigt sich einmal eine einzige. Selbst in bedeutenden Städten des Inneren findet sich selten ein Arzt. Man läßt sorglos die Natur herrschen und strenge Auslese treffen nach denen, die einem harten Leben die Spitze zu bieten vermögen.

Der Priester erlöste mich, indem er zu einem Imbiß in sein Haus rief. Auf einem fußhohen, runden Holzgestell war die Mahlzeit aufgetischt und ringsherum mehrere Matten gebreitet. Seine Tochter, ein Mädchen von zwölf Jahren, aber körperlich vollkommen entwickelt, unverschleiert — nur die Verlobte, sowie die junge Frau bis zur Geburt ihres ersten Kindes ziehen nach armenischer Sitte in Gegenwart eines nicht zur Hausfamilie gehörigen Mannes einen langen Schleier über das Gesicht —, stellte sich neben uns, um Vater und Gast zu bedienen. In einer großen Pfanne schwammen in gelber Fettsauce ein halbes Dutzend gebratener Eier, daneben lagen papierdünne, tellergroße Brotkuchen. Messer und Gabel waren auch in diesem Hause Dinge von eitlem Luxus. Der Priester ackerte sein schmales Stück Land wie jeder andere und war als der Ehrhaftesten einer von der Gemeinde zum Geistlichen gewählt und vom Bischof nach kurzer Vorbereitung zu solchem geweiht worden.

Wie vermittels der Teigfladen die gebratenen Eier zu Mund gebracht werden sollten, darüber zerbrach ich mir eine Weile den Kopf. Aber es ging besser, als ich dachte, indem ich meinem Wirt nachahmte. Er riß ein Stück des Brotkuchens ab, schob es unter die Eiermasse und balancierte dann einen breiten Bissen in den Mund. Schließlich gab für die von Fettsauce überronnenen Hände ein Brotfladen die Serviette ab. Bei einer zweiten Speise, in Kohlblätter gewickelten Hammelfleischschnitten, dienten die Brotkuchen wiederum zur Auffischung der Fleischteilchen.

Heikle politische Dinge hatte der Priester bisher mit keinem Worte berührt. Ich ersuchte schließlich um Auskunft, ob das Dorf bei Gelegenheit der Massacre heimgesucht worden sei. Er zuckte mehrmals mit den Achseln und machte ein klägliches Gesicht. „Wenn du es wissen willst, Herr, eine Laienschar kam vom Norden her über die Berge und hauste drei Tage in unserer Gegend.



Byzantinische Freskomalereien im griechischen Kloster.

Ich mag dich nicht mit Schilderung dessen langweilen, was geschah. Wir Armenier haben schon tausend Jahr gelitten, und unser Gott will vielleicht, daß wir immer leiden. Eines nur macht mir jetzt bittere Sorge. Eine Anzahl unserer männlichen Dorfgenossen ist damals nach dem Kaukasus geflohen. Ihre Angehörigen dürfen ihnen nicht folgen, und den Entwichenen selbst bleibt die Rückkehr verboten. Nun leiden viele Familien Hunger, da der fehlt, der sie ernährte. Ich muß mich nach Erserum auf den Weg machen und den russischen General" — er meinte den dortigen russischen Konsul — „anflehen, daß er die Frauen und Kinder der Entflohenen über die Grenze zu ihren Gatten und Vätern geleite."

Noch lange während meines Weiterrittes standen mir die Bilder und Gestalten jenes Tages vor Augen: die braunen, dem gleichfarbigen Erdreich eingewachsenen Häuser, die Dämmerlichtsphäre in ihrem Inneren, die Siechen und Krüppel des Dorfes, die sich tief furchenden Züge und die schwielige Hand des Bauernpriesters, die Rebekkagesichter der kleinen Mädchen. Ich habe für die Armenier im allgemeinen keine große Freundschaft übrig. Was ich in den kleinasiatischen Küstenstädten und in Konstantinopel an verschmitzten Händlern und Vermittlern, an von Hochmut geschwollenen Stutzern kennen lernte, war wahrhaftig nicht in der Not eines Mitleides wert. So oft aber die Scenen in jenem Bauerndorfe des armenischen Hochlandes vor mir wieder auferstehen, kann ich eines Gefühls des Unbehagens nicht ledig werden, thut es mir weh, daß auf diese bedürfnislosen, arbeitsamen Bauern, die in Furcht die mageren Schollen ihrer Heimat bestellen, deren Gesichtskreis über kaum eine Meile in der Runde hinausgeht, die der Fluch der Gewalt, der Unfreiheit, der Armut seit Jahrhunderten belastet, daß auch auf sie in jüngster Zeit ein Odium sich wälzt, das ihre unwürdigen wucherischen Rassenbrüder in der Diaspora heraufbeschworen haben!

* * *

Vom schneidend kalten Nordwind, der durch die Pässe des klippenreichen Wawukgebirges zog, waren Nacken und Glieder völlig steif geworden. Ein Rasttag im Bergstädtchen Baiburt sollte den Körper wieder warm und gelenkig machen. Die Straße war infolge der Regengüsse, die nach den Berichten der Karawanenführer schon wochenlang angehalten hatten, mit einer fußhohen Morastdecke überzogen. „Tschok tschamur" (zu viel Schmutz) jammerte beständig unser Katyrdji, da die Tiere kaum vorwärts kamen, er von seinem luftigen Sitze oben auf den Gepäckstücken herunterklettern und bis an die Wade im Kot die Zügel führen mußte. Mehr als zwanzig Kilometer hatten wir, obschon zehn volle Stunden unterwegs, bei diesem elenden Zustand der Straße nicht zurücklegen können. Und wir waren, da beritten, noch glücklich daran. Die im „Phaethon" (euphonische Bezeichnung für Vehikel, die vor einem Jahrzehnt einer Kalesche ähnlich gesehen haben mochten) oder im Fourgon, dem von einem Viergespann gezogenen Planwagen, auf Heusäcken zu zehn und zwanzig nebeneinander gedrängt (meist türkische Beamte, Kleinhändler, von der Mekkapilgerung Zurückgekehrte), ihre Reise unternommen hatten, befanden sich in weit schlimmerer Lage. Die Räder hafteten alle zehn Minuten im Schlamm, und wenn die Reisenden ihre im Wagen verpackten sieben Sachen von der Stelle haben wollten, mußten sie sich bequemen, auszusteigen und die Karren selber vorwärts zu schieben.

An einzelnen Stellen war sogar etwas von einer Wegeverwaltung zu bemerken. Ein paar Dutzend aus den naheliegenden Ortschaften zusammengetriebene Leute leisteten dem Staate Frondienste, indem sie von den Felsen am Rande der Straße Steinblöcke brachen und mit großen unbehauenen Quadern die ärgsten Sumpflöcher zustopften, eine Ausbesserungsart, die das Vorwärtskommen noch schwieriger machte. Die Arbeitenden, alte wie junge Burschen, waren recht vergnügt dabei. Die einen sangen beim Steinklopfen, die anderen glossierten die Vorübermarschierenden. Ein alter Flötenspieler trottete von Gruppe zu Gruppe, durch ein paar wimmernde Töne die Schar ergötzend. Die hohe Obrigkeit war auch vertreten, und zwar durch einen Aufseher, einen jungen, phantastisch angelegten Türken, der wie ein Unsinniger hoch zu Roß hin und her tobte

und seinen prächtigen Araberhengst wie seine Reitkunst bewundern ließ.

Baiburt wollte und wollte nicht zu Gesicht kommen. Einen Saptieh hatte ich schon vorausgesandt, um mich beim Kaimakam (Bezirksvorsteher) anzumelden. Vielleicht daß dieser ein mitleidiges Herz hätte und mir in einem Privathause bequeme Unterkunft und so Erholung von Strapazen schaffen würde. Schwefelgelb hingen die Wolken, von der untergehenden Sonne durchleuchtet, über den zackigen Bergrippen, die wir hinter uns hatten. Das einförmige, wellige Gelände lief schließlich in einen Rundhügel aus, den wir erklommen. Nun, an die Höhe sich lehnend, lagen vor uns hundert und aber hundert würfelförmige Häuser Baiburts mit ihren Plattdächern, die ins Thal niederstiegen und drüben wieder eines über das andere an einen schroffen Abhang sich erhoben. Oben auf den zinnengekrönten Mauern des Burgfelsens brachen sich die letzten Lichtschimmer und spiegelten sich matt im Tschoruk ab, der mit seinen Wassermassen ein zartes, weißes Band zwischen die breite Masse des Stadtkomplexes legte.

Unser Saptieh wartete in einer der ersten Gassen und half die Pferde das feuchte, glatte Steinpflaster hinabführen. Der Kaimakam war keiner der liebenswürdigen Türken. Er hatte dem Saptieh bedeutet, uns in den nächsten Chan zu führen. Und dieser war genau so jämmerlich wie die Räuberherbergen der Gebirgsdörfer. So nahmen uns denn wieder die bekannten vier verräucherten nackten Wände eines odá auf. Ein wohlgenährter Türke mit einigen hanim (Frauen) war vor uns aufgerückt und hatte, was an brauchbaren Decken vorhanden, für sich in Anspruch genommen. Und die unserigen hatten sich im steten Regen zu einer Art feuchten Filzmasse verwandelt. Doch ein rettender Engel sollte erscheinen: es war kein anderer als der hohe Herr Polizeichef von Baiburt.

Der Kaimakam sandte einen Boten und ließ sagen, daß er mich in seinem Privathause erwarte. In einem leidlich eleganten Salon empfing er mich. Sein Benehmen belehrte mich sofort, daß ich einen höchst ängstlichen Herrn vor mir hatte. Er war kürzlich von einem einträglichen Pöstchen hier in das öde Felsennest „verbannt" — eine Versetzung von der Küste in diesen erbärmlichen Winkel, wo so gut wie nichts zu holen ist, heißt eine Verbannung in optima forma —, ihm bangte also davor, sich mit mir auf vertrauten Fuß zu stellen, weil das vielleicht von seinen Feinden als „freisinnige Handlung" gedeutet werden konnte. Als ich über die Merkwürdigkeiten Baiburts plauderte und bei Erwähnung der Kastellreste aus altarmenischer Zeit das Wort „Armenier" fiel, malte sich die Blässe auf seinem Antlitz. Vielleicht war ich ein Kundschafter des Londoner armenischen Komitees oder ein Humanitätsapostel wie die kürzlich hier durchgewanderten Amerikaner Hepworth und Whitman, die auf Schritt und Tritt nichts als den Jammer eines edlen Märtyrervolkes sahen — ihr kürzlich erschienenes Werk „Trough Armenia on horseback" zeigt in dieser Hinsicht manche Urteilstrübungen —, oder der Berichterstatter einer Zeitung wie der ehedem hier erschienene Mr. X., der dann zum Zorn der Konstantinopler Palaisregierung das Gesehene schwarz auf weiß zu Tage bringt. Und bezüglich Baiburts wäre Geschehenes am liebsten zu verdecken. Auch hier hausten gelegentlich der Gemetzel im Jahre 1896 die von den Bergen herbeiströmenden Lasen lustig und in hellen Hausen und waren bei ihrer Plünderungs- und Mordarbeit von der türkischen Garnison wacker unterstützt worden. Seit jenen Tagen ist der Soldateska allerdings strengstens verboten, zu anderer Zeit als in den Nachmittagsstunden des Freitags ihre „Kuschla" (Kaserne) zu verlassen und Stadt und Bazar zu betreten. Auch die lasische Raublust war man bestrebt, durch neue Polizeiposten auf den Übergangspässen und Hauptstraßen für künftige Fälle zu dämmen.

Auch in der Frage meiner Eskorte, die ich zur Sprache brachte, ermannte sich unser Kaimakam schwer zu einem klaren Entschluß. Der Wali von Trapezunt hatte mir Geleit durch ein und dieselben Saptiehs bis an die Grenze seines Wilajets zugesagt. Statt dessen jedoch wechselten dieselben bei jedem Kordon, gewöhnlich alle vier Stunden, einmal am letzten Tage dreimal. Und diese suchten regelmäßig unter allerlei spitzfindigen Ausflüchten recht jawasch, jawasch (langsam,

langsam) von der Stelle zu kommen. Der wahre Grund war sehr durchsichtig. Je öfter die Begleitung wechselte, desto mehr Personen zogen Vorteil von mir, je gemächlicher man vorwärts ging, desto länger lebte die jeweilige Begleitung aus meiner Tasche. Sitte ist es, außer einem Bakschisch bei der Verabschiedung den Saptiehs Speise und Trank und den Pferden Gerste verabreichen zu lassen. Schließlich wurde mir aber die Geschichte etwas zu bunt. Bei jedem Kordon dauerte es eine Ewigkeit, ehe die neue Eskorte auf den Beinen war, was die geplanten Etappen meines Tagemarsches oft über den Haufen warf. Zudem verspürte es mein Geldbeutel schmerzlich, am gleichen Tage zweimal, ja dreimal hintereinander je zwei Saptiehpferde füttern zu lassen. Die Gerste war dies Jahr teuer, und die spitzbübischen Chandjis — namentlich wenn es für die Ration jedes Pferdes). Ich erbat mir darum eine Begleitung, die bis Erserum an meiner Seite bleiben konnte. Antwort des Kaimakams: er vermöge darüber nichts anzuordnen. Ich entgegnete, von praktischem Nutzen erachte ich die Saptieheskorte nicht, sondern nur als Ehrengeleit. Ich würde daher gern auf sie verzichten. Die Routen seien ja hinlänglich sicher. Das wirkte. Mein Kaimakam wußte so gut wie ich, daß erst vor wenigen Tagen auf der Straße von Baiburt nach Erserum die Kurden am hellen Tage an friedlichen Reisenden Heldenthaten verübt hatten, und gab die gewünschten Befehle.

Die Mueffins riefen von den niederen Holztürmen zum Abendgebet, als ich mit meinem Diener das Städtchen durchschlenderte. Gespenstiges Dunkel bereits in den von rußigem Balkenwerk überdachten tschar-



Gümüschchané (Silberbergwerk) im Klippenland des Pawuntgebirges

Griechen oder Armenier waren — forderten, zumeist im Einverständnis mit den biederen Saptiehs, denen dafür etwas abfiel, von mir, dem Fremden, das Doppelte des üblichen Preises (8 bis 10 Piaster = 1,50 bis 2 Mark schi (Bazar). Hier und da noch ein Händler, der beim Schein eines Talglichtstumpfes seine Ware in mächtige, messingbeschlagene Kisten verpackte, ehe er die schweren Holzbretter mit ihren Eisenriegeln der Ladenluke

einklemmte. Einige dicht verhüllte Frauen in Begleitung einer schwarzen Dienerin, die eine gewaltige Stalllaterne trug, huschten vorbei. Schon schritten einige bekdji (Nachtwächter) durch die Gassen, mit ihren dicken Stöcken dumpf auf das Pflaster aufschlagend. Es war mir, als bewege ich mich in einer Welt, die seit Jahrhunderten stillstand und nicht mehr aus ihrem Schlummer erwachen will.

Wir schlüpfen in einen am Tschoruk gelegenen Chan, aus dessen langer Fensterflucht breiter Lichtschimmer floß. Persische Kameltreiber hockten im Stiegengange, mit erregten Stimmen debattierend. Ein saalartiger Raum, an dessen Wänden sich Diwane mit vargeschobenen, niederen Holztischen hinzogen, öffnete sich. Keine Seele in diesem Gastzimmer, nur am Herde ein verschlafener, halbwüchsiger Bursche. Schnell erschien der Chandji, ein gelenkiger Perser, brachte eine Flasche Mastix und ließ den Läufer einer Garküche herbeiholen, der mit geschäftiger Eile seinen Speisezettel herunterleierte. Der Chandji war stalz auf seinen Gastsaal. Zierten doch Malereien die ziegelrot getünchten Wände, stand doch ein leibhaftiges Billard darinnen. Die Zeichnungen hatten zwar weder Konturen noch Perspektive: die gefährlich massiven Vierbeiner an den Wänden sollten Kamele darstellen, und etwa faustdicke, gleichmäßig starke grüne Linien versinnbildlichten die Vegetation einer Landschaft: aber das that ihnen in den Augen der hiesigen Beschauer sicherlich keinen Abbruch. Das Billard war ein Kasten von vorsündflutlicher Größe und Bauart, der entschieden Achtung einflößte, und hatte auf zwei eigens zusammengefügten Holzräderkarren von Trapezunt über die Berge geschafft werden müssen.

Noch beim Verzehren eines sauren Spinatgerichtes mit Lammfleischklößen — mein Diener hatte es als Delikatesse gerühmt, und meine Zunge quälte sich bei dieser Herrlichkeit — sahen wir plötzlich eine Uniform hinter der Thür auftauchen. Ein langes Tuscheln mit dem Wirte erfolgte draußen, und plötzlich kam ein Palizeitschauich (Unteroffizier) stracks auf uns zugeschritten. Wir waren also in Baiburt bereits als verdächtige Subjekte aufgefallen. Der Tschausch wollte zunächst eine Art Verhör mit meinem Diener beginnen, als ich mich einmischte und beim Abendessen jede Störung verbat. Der Tschausch setzte sich bescheidentlich und sah sehnsüchtigen Blickes nach dem gedeckten Tische. Als er endlich mit dem Wunsch, unsere Pässe zu prüfen, herausrückte, bedeutete ich ihm, man möge mich in meinen vier Wänden, in meinem Quartier aufsuchen und nicht hier mit der Polizei überfallen.



Baiburt am Tschoruk.

Kaum befanden wir uns wieder in unserer Chan, da erschien der Herr Polizeichef in Person. Er studierte eifrig den Zolteskere (türkischen Paß). Es deuchte ihm alles in Richtigkeit, aber befriedigt war er doch nicht. Da wartete ich ihm mit einigen Empfehlungen hoher türkischer Beamter, an die Polizeibehörden Kleinasiens gerichtet, bereitwilligst auf. Aus dem gestrengen Herrn wurde mit einem Schlage die lautere Milde und Demut. Wie meine Reise verlaufen, wie ich mich befinde, dies und der ganze orientalische Höflichkeitsschwall brach nun heraus. Ich wies auf unsere Decken und auf die nackte Erde. Der Herr Polizeichef klatschte in die Hände, ein Onbaschi (Gefreiter) salutierte, und zehn Minuten später lagen die schönsten Daunen und die wohlgeblümtesten Decken ausgebreitet. Am nächsten Morgen wachte

ich neu gestärkt auf, ohne selbst von der gütigen Polizei geträumt zu haben.

Als ich die Augen um die sechste Stunde öffnete, lagen breite goldene Sonnenbänder auf den düsteren Wänden unseres odá. Endlich also wieder gök atschyk (offener Himmel), wie die Türken sagen. Ein Blick durch die vergitterten Fenster zeigte mir die gelbbraunen Festungstrümmer des Burghügels und sein in grauen und rosa Farbentönen schimmerndes Gestein. Und unten, dem Thor des Chan gegenüber, wer hatte im Laden eines Gemüsehändlers sich bereits in Erwartung unserer werten Person eingenistet? Der Herr Polizeichef. War es ein neues Zeichen der Höflichkeit oder der Wunsch des braven Kaimakams, der mir peinliche Überwachung zugedacht hatte? Ich kannte ja aus früherem Streifen in ottomanischen Landen das System unabwehrbarer Beobachtung. Unter dem Schein biederster Ehrfurcht findet sich eine Würdensperson ein, die keinen Fuß breit von der Seite des Fremden weicht, bis er dem Platze den Rücken gekehrt hat.

Und wie geahnt, so geschah's. Der Herr Polizeichef bat sich die Ehre aus, sich alsbald unserer Wanderung durch die Stadt anschließen zu dürfen. Und ich beschloß, seine Gelenkigkeit auf starke Proben zu stellen. Durch die engen Bazargassen, die mit ihren Typen am treffendsten das Gesicht Baiburts zeigten, ging es über den meidan (Marktplatz), wo in mächtig hohen Kisten die Getreideproben von den Ackerländereien der Umgegend aufgeschichtet waren, vorbei am Konak nach den anmutigen Gartenanlagen im Süden der Stadt, zurück durch die armenischen Viertel am rechten Ufer des Tschoruk, nach den primitiven Schmelzöfen von Kupferkies am Fuße des Burgfelsens, und endlich begann eine Kletterpartie, die schnellfüßigen Ziegen zur Ehre gereicht hätte, hinauf zur Citadelle mit ihren Türmen und Mauerwerken aus altarmenischer und seldschukischer Zeit. Unten lag, zu beiden Seiten der grünen Wasser des Tschoruk, von Weidengebüsch und Pappelreihen durchbrochen, von der Sonne überzittert, die den Lehmfarbenton der Plattdächer milderte, breit gestreckt das Städtchen. „Burda tschok güsel dir," schön hier oben, meinte ich. Und „Burda tschok güsel dir" wiederholte der Herr Polizeichef saurer Miene, indem er die Schweißperlen seufzend von der Stirn wischte!

* * *

Ich stehe auf der Holzveranda meines Chans und schaue in den jungen Tag. Ein üppig grüner Thalkessel öffnet sich vor mir, den braunrote Bergwände umrahmen. Ein leichter Morgenwind weht und legt die Taukühle, die er von den Wiesen aufnahm, mir auf die Schultern. Die Luft so rein, so durchsichtig. Der feinste Ton, die feinste Farbe dringt aus der Ferne zu mir. Wenn auf dem Abhang, wo eine Ziegenschar weidet, ein Zicklein einen kecken Sprung macht, so höre ich den Anschlag der Glocke an seinem Halse, das Fallen der Steine, die sein Fuß losgerissen hat. Drüben jenseits des Baches schleicht ein Marder durchs Feld. Er trägt noch seinen Winterpelz, und sein weißes Fell schiebt sich deutlich durch das Saatgrün. Ich höre, wie der Vogel, dem die Streife gilt, erschreckt die Flügel schlägt und aus seinem Nest auffliegt.

Und dort, zum Greifen nahe, die Schneefelder zweier mächtiger Kuppen. Noch haben die Sonnenstrahlen die Thalmulde nicht erreicht. Jetzt stehen die Bergreihen da oben im Sonnengold. Ein Flimmern liegt auf der weißen Schneedecke, und immer tiefer hinunter sinken die rosig leuchtenden Funken. Endlich badet sich auch unser Thal im vollsten Glanze. Freudig wiehern ein paar Pferde auf. Und mit unharmonischem, langgezogenem Brunstschrei sekundiert ihnen ein Esel. Zum zweiten- und zum drittenmal übt er seine Stimme. Wahrhaftig, der Koran malt den Schauergesang recht drastisch, indem er sagt: „Wenn die Ungläubigen in die Hölle geschleudert werden, vernehmen sie aus ihrem Schlund ein Geheul wie das einer Eselherde."

Bin ich wirklich hier im Inneren Kleinasiens, am Fuße eines Gebirgsstockes, hinter dessen mächtigen Ketten ein Quellfluß des heiligen Euphrat tauft? Die Wiesen, die Weiden, die Matten, die Luft und Lichtstimmung wie auf einer schweizerischen Hochalp. Vielstimmiges Schellengeläute klingt heran. Eine Kamelkarawane schreitet näher, ein be-

redtes Zeugnis asiatischen Lebens. In langer Reihe, eins hinter dem anderen, erscheinen die langhalsigen Geschöpfe. Die ganze Nacht über sind sie marschirrt. Auf den schmalen Gebirgspfaden ist tags über des Verkehrs zu viel, das Ausweichen für die hochbeladenen Tiere, deren Ballen und Kisten oft die Felsen streifen, zu schwierig. Jetzt trottet das erste der Kamele vorbei. Bunte Schilder — Amulette gegen den bösen Blick — zieren seine Stirn, ein Netz vielfarbiger Troddeln hängt vom Halse hernieder, und dazwischen baumelt eine beinahe meterhohe Glocke, deren dicker Klöppel das Metall tief und dumpf klingen machen.

Die Saptiehs führen ihre Pferde gezäumt und gesattelt aus dem Stalle. Sie bieten ihren Morgengruß, und der eine meint: „Es wird ein schwerer Tag heute, tschelebi (Herr). Der Kopdagh hat einen hohen Rücken. Wir müssen tapfer reiten, wenn wir bis Sonnenuntergang den nächsten Chan im jenseitigen Thale erreichen wollen." Jetzt zeigt sich auch der Katyrdji mit den Packtieren. Nur Pialti, mein Diener, ist nirgends zu entdecken. In einer Ecke des Stalles findet man ihn und zwar in übelster Verfassung. Er hat am Abend noch in der Nähe des Blockhauses einige griechische Hirten ausfindig gemacht und die Stammesfreundschaft mit dem gefährlichsten Alkohol begossen. Endlich ist alles zum Aufbruch gerüstet. Der Chandji, ein würdiger bejahrter Türke, erhält sein Entgelt, das ich schätze. Ohne es zu zählen, dankt er und wünscht Glück auf die Reise. Welche unliebsamen Scenen waren oft zu überwinden, wenn wir bei griechischen oder armenischen Wirten genächtigt hatten! Auf das Doppelte und Dreifache des Gegebenen ging stets ihre Forderung. Da stellen sich zu guter Letzt noch zwei in phantastische Fellstücke gekleidete Gesellen ein. Es sind Pjaltis Zechgenossen. Sie reichen mir mit biederem Händedruck ein gebratenes Huhn und etwas Butter als Wegzehrung. Der Imbiß kam mir allerdings ziemlich teuer zu stehen, indem ich mich, durch die Freundlichkeit gerührt, veranlaßt fühlte, aus meiner Satteltasche eine fast volle Flasche feinsten Kognaks als Gegengeschenk zu bieten.

Wir bogen südwärts in ein enges Seitenthal ab. Ein sauberes Flüßchen plätscherte auch hier. Und einzelne Matten zogen sich die Abhänge hinauf. Eine bunte Schar kreuzte unseren Weg, die mit ihren Rindern und Ziegen zum Sommerdorf pilgerte. Groß und klein, alt und jung war bei dieser Wanderung. Nichts, was Leben hatte, schien in Kyschlat (Winterstätte) zurückgeblieben zu sein. Aus dem korbartigen Flechtwerk, das zu Seiten eines Maultieres hing, blickten ein paar kraushaarige Kinderköpfe hervor. Und eine stämmige Frauensperson schleppte ein junges Kalb, das krank oder zum Marschieren zu schwach war, wacker auf dem Rücken. Mehrere Burschen stimmten zum Gesange an, indem sie beim Aufwärtsklettern ihre wuchtigen Stöcke in das Felsgeröll stießen. Kein fröhliches Almlied war es, sondern eine Weise von einförmiger Tonfolge, deren klagende Refrains das Echo der Bergwände noch melancholischer wiedergab.

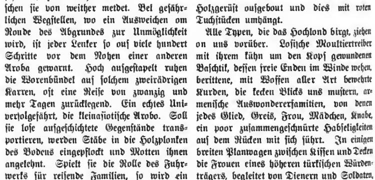
Je höher wir stiegen, desto mehr schwanden die grünen Halden zu Seiten des Gießbachs, schrumpften die Grasbüschel zwischen den Steinen zusammen. Öder, immer öder, farbloser, immer farbloser wurde das Gelände. Hart lagen die Sonnenstrahlen auf der grauen nackten Erde, daß es vor den Augen zitterte und flirrte. Wild standen die Berge neben- und übereinander, wie hingeschleudert von den Händen zorniger Giganten. Hier legte sich Rücken auf Rücken, Kuppe auf Kuppe, dort türmte sich unnahbar mit jähen senkrechten Wänden die Masse eines Felsens.

So karg und leblos auch die Natur, so zahlreich doch die Spuren menschlicher Betriebsamkeit, so wechselvoll doch die Gestalten, die diese Bergstraße bevölkern. An keinem Punkte wird uns fühlbarer, daß wir uns auf der großen Karawanenroute vom Pontus nach Iran bewegen. Hier auf dem gangbarsten Passe zwischen dem armenischen Hochland und der Küste des Schwarzen Meeres drängt sich alles zusammen, was an primitiven Beförderungsmitteln seit Jahrhunderten für den persischen Handelsverkehr im Gange ist. Lange Züge von Maultieren und Pferden, über deren hölzernen Packsattel zwei gleichgeformte, mit Stricken verbundene Ballen oder Kisten hängen, schreiten in gleichmäßigem Tempo an uns vorüber. Das ohrzerreißende Quietschen von

ochsenbespannten Arabas hallt beständig vor uns, hinter uns, neben uns. Die Worte des Propheten „nur die Gottlosen schleichen im Finsteren umher, der brave Moslem fährt mit schreienden Rädern", niemand scheint sie wahrer machen zu wollen als die Führer dieser altehrwürdigen Gefährte. Mit dem Geknarre der hölzernen Radscheiben nicht zufrieden, schieben sie hier im Gebirge zwischen Achse und Rad noch Klammern von besonders hartem Holze, daß ein grausig schrilles, jämmerliches Kreischen sie von weither meldet.

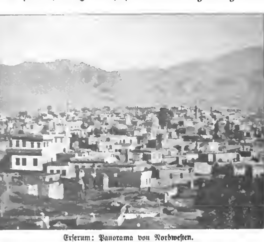


Ochsenkarren auf der Paßstraße des Kopdagh.



Bei gefährlichen Wegstellen, wo ein Ausweichen am Rande des Abgrundes zur Unmöglichkeit wird, ist jeder Lenker so auf viele hundert Schritte vor dem Nahen einer anderen Araba gewarnt. Hoch aufgestapelt ruhen die Warenbündel auf solchem zweirädrigen Karren, oft eine Reise von zwanzig und mehr Tagen zurücklegend. Ein echtes Universalgefährt, die kleinasiatische Araba. Soll sie lose aufgeschichtete Gegenstände transportieren, werden Stäbe in die Holzplanken des Bodens eingepflockt und Matten ihnen angelehnt. Spielt sie die Rolle des Fuhrwerks für reisende Familien, so wird ein Holzgerüst aufgebaut und dies mit roten Tuchstücken umhängt.

Alle Typen, die das Hochland birgt, ziehen an uns vorüber. Lasische Maultiertreiber mit ihrem kühn um den Kopf gewundenen Baschlik, dessen freie Enden im Winde wehen, berittene, mit Waffen aller Art bewehrte Kurden, die kecken Blicks uns mustern, armenische Auswandererfamilien, von denen jedes Glied, Greis, Frau, Mädchen, Knabe, ein paar zusammengeschnürte Habseligkeiten auf dem Rücken mit sich führt. In einigen breiten Planwagen zwischen Kissen und Decken die Frauen eines höheren türkischen Würdenträgers, begleitet von Dienern und Soldaten, die langsam zu Fuß nebenher schlendern.



Erzerum: Panorama von Nordwesten.

Von beiden Seiten rücken Bergpfeiler an den Bergpfad heran. Steinblöcke und Geschotter, die auf die Straße niedergerollt sind, mehren sich. Ein Händler aus Erzerum grüßt mich verbindlichst und beginnt ein reges Geplauder. Er hat in Mekka als Soldat gedient und ist stolz, bei mir sein dort gelerntes Arabisch einmal wieder an den Mann bringen zu können, nachdem er gehört hat, daß ich einige Jahre in den

nordafrikanischen Steppen und Oasen gewandert bin. Ein paar Chodjas (Lehrer), hoch zu Esel, dickbäuchige Reisesäcke am Sattel hinter sich, schließen sich ebenfalls an. Ich schaue rückwärts bei einer Biegung des Weges und entdecke, wie unser Zug einen gewaltigen Schwanz bekommen hat. Arabas, eine Pferdekarawane, ein Dutzend Wanderer zu Roß und zu Fuß halten sich hart an uns. Mein Diener hält Ausfrage, und ich erfahre den Grund dieses unerwarteten Anschlusses. In der Felsenschlucht, welche

Steiler wurde der Anstieg. Ich nahm meinen hartmäuligen Gaul am Zügel, weil er trotz aller Gertenstreiche sich die Waghalsigkeit nicht nehmen lassen wollte, bei den jähesten und abschüssigsten Punkten zwei Zoll vom Abgrunde zu pilgern. Selbstmordgedanken waren mir an diesem Tage fremder denn je. Dicht neben uns lagen weite Schneefelder, die, von der Sonne übergossen, grell aufblitzten. Überall sickerte das Schneewasser von den Felsen hernieder und floß in zahlreichen Rinnen über den Weg. Ein eisiger



Die Citadelle von Erzerum.

wir jetzt zu durchschreiten haben, sind vor wenigen Tagen eine Anzahl Karawanenführer und ein türkischer Offizier samt seinem Harem von streifenden Kurden bis aufs Hemd ausgeplündert worden. Unter dem Schutze meiner Saptieheskorte glauben sie nun heil und unangefochten die verdächtige Enge passieren zu können.

Die gefürchteten Wegelagerer erschienen nicht, und mein unfreiwilliges Gefolge löste sich bald auf. Wozu auch weiter mit dem „Gjaur", dem Ungläubigen, Seite an Seite wandern, wenn man seiner nicht mehr bedarf, war jedenfalls ihre Erwägung.

* * *

Wind sprang auf und fegte durch den Paß einher.

Endlich, nach siebenstündigem Marsche, haben wir den Kopdagh erklommen. An zehntausend Fuß über dem Meere stehen wir, auf der Wasserscheide zwischen dem Schwarzen Meere und dem Kaspisee wie dem Persischen Golf. Wie ein harmloses Bergleín liegt nun die äußerste Erhebung der Kette zu Seiten der Paßhöhe. Einen Schritt vorwärts thue ich an den Absturz heran, von wo sich freier Blick nach Süden bietet. Eine Scenerie baut sich da unten auf, erhaben, gewaltig, wie sie kaum ihresgleichen findet. Nicht achte ich des kalten Ost, der mir ins Gesicht bläst und in die Tiefen des

Mantels sich wühlt, wortlos erfasse ich das stolze Gemälde, suche jede Einzelheit seiner Zeichnung und Farbe mir einzuprägen.

Jäh die Abschrägung vor mir. Dann eine tiefbraune breite Erdmulde nach Osten und Westen sich dehnend. Eine schillernde Schlangenlinie mitten in ihr: der Frat, der westliche Euphrat. Und im Hintergrunde hundert und hundert Berge, in zarten rehbraunen Tönen glänzend, die in allen denkbaren Höhen und Gestalten sich recken und strecken. Wie eine beschirmende Mutter über den Kleinen und Jungen hier und da eine unnahbare massive Kuppe. Dort werfen sich wild Felsnadeln und Zacken auf. Blitzende Schneebänder streuen sich über die Nacken und Berge. Große, weiße Wolkenschiffe ziehen über das Land her und zeichnen seine bläulichen Schatten. Der Osten der Gebirgskette steht plötzlich im klarsten Lichte, und auf taucht eine mächtige Krone, der Bingöldagh, der „Tausendseenberg", auf dessen wassergespeiste Felder die Armenier die Fluren des Paradieses verlegen. Und über allem ein mattblauer gläserner Himmel.

Nach vierstündigem Abstieg können wir in das Kurdendorf Pernakaban einziehen. Lehmkästen, dem Steilhang sich anschmiegend, mit schmalen Luftritzen statt der Fenster, mit grasbewachsenen Dächern, auf denen die Ziegen sich tummeln, stellen die Behausungen dar. Die Saptiehs waren nicht sonderlich erbaut, als ich hier die Nacht bleiben will. Pernakaban ist von einer berüchtigten Kurdensekte, den „Kysylbasch" (Rotköpfen), bewohnt. Besonders die Türken verabscheuen sie als schlechte Muselmänner, die das Gesetz des Propheten vom Verbot des Alkoholgenusses öffentlich verwerfen. Diese zahlen ihnen die Verachtung natürlich doppelt heim, indem sie den Türken den Schmeichelnamen „schwarze Hunde" geben, eher Christen als diesen Gastfreundschaft gewähren und mit Vorliebe bei ihren Raubfahrten auf türkische Beamte und türkisches Eigentum fahnden. Aber nicht nur auf dieses, denn sie nehmen gern alles, was sie kriegen können. „Wenn die Kysylbasch Wein trinken, so sind es entschieden Spitzbuben, die mit sich reden lassen," äußerte ich zu den Saptiehs, eine Logik, die ihre gläubigen Herzen zur Verzweiflung brachte. Und wir blieben in Pernakaban.

Ich kann nicht sagen, daß der dortige Aufenthalt angenehme Erinnerungen bei mir hinterließ. Ein Schmutz- und Mistgeruch durchduftete das ganze Dorf wie unseren Chan, daß er tagelang in den Kleidern haftete. Jeder männliche Bewohner des Ortes spazierte bis an die Zähne bewaffnet umher. Sogar die Händler saßen mit Dolchen und Pistolen am Gürtel vor ihren Buden. Unterhaltungsversuche meinerseits wurden mit geringen Ausnahmen sehr kühl aufgenommen. Aus dem Munde von Kysylbaschs konnte ich hier über Satzungen und Sitten herzlich wenig erfahren. Der Dorfälteste, den ich in Begleitung einer edlen Flasche Chianti heimsuchen wollte, war abwesend. Als ich am Rande des Abhanges einen Dorfpfad hinaufkletterte, wurde ich von einem Dutzend wilder Hundebestien angefallen. Mit dem Rücken gegen eine roh aufgeführte Gartenmauer gelehnt, vermochte ich mich ihrer zu erwehren, indem ich einen Stein nach dem anderen losriß und ihnen in die Zähne warf. Mein Diener und ein Saptieh hatten das mörderliche Gebell gehört und kamen herbeigeeilt. Ein paar alte Weiberfratzen sahen von ihren Hausthüren aus gemächlich meinem Kampfe zu, ohne mit einem Laut die großen weißhaarigen Köter zurückzurufen. Der Katyrdji und die Saptiehs schliefen die Nacht im Stalle bei den Tieren, letztere mit schießfertigen Karabinern zur Seite. Ich selbst fand auch wenig Schlummer. Die ganze Nacht über ein Heulen, Gröhlen, Pfeifen, dazwischen auch einmal ein Flintenschuß. Ich glaubte, jeden Augenblick werde die wilde Jagd heranbrausen. Am nächsten Morgen behaupteten bleichen Angesichts die Saptiehs, man habe in der Nacht in der Nähe eine Karawane ausgeplündert. Der Chandji hingegen erzählte, man habe sich im Dorfe betrunken und hinterdrein geprügelt. Letzteres war mir wahrscheinlicher. Vielleicht war auch beides richtig.

Der nächste Tagesmarsch verlief herzlich eintönig und genußlos. Über eine Bodenschwelle nach der anderen vorbei an einzelnen dürftig bestellten Feldern ging es auf den Euphrat zu. Die Tiere, von der Leistung des letzten Tages überanstrengt, waren schwer im Gang zu halten. Gegenüber der würzigen dünnen Luft auf den

Höhen hier eine dicke, Hirn und Lungen lähmende Schwüle. Gegen Mittag passierten wir den Euphrat auf einer erbärmlichen Holzbrücke. Hier und dort klafften die Bohlen, fehlten die Geländerstücke. Zwischen jedem Pfeiler eine gefährliche Senkung. Was da unten rann, war nicht der Euphrat, wie ich ihn mir geträumt, kein jugendlicher, stark tosender Gebirgsfluß, sondern ein recht gemächlicher Geselle, der nur vereinzelte Wellen und Gischtblasen warf.

Immer den Euphrat zur Linken, pilgerten wir nun nach Osten. Von den Bergen des Kopdagh kommend, flossen breite Wasseradern ihm zu. Kiesfelder umschlossen sein Bett, und Kiesinseln lagerten sich in seiner Mitte. Sumpfgräser quollen am Rande dicht empor. Immer drückender wurde die Atmosphäre. Keine Spur bebauten Landes, kein Baum, kein Strauch, kein Haus, nicht einmal die jämmerlichste Erdhütte. Eine weite, dumpf brütende Wildnis. Grell lag die Sonne auf der braungrünen Öde, zurück glutete sie von den kahlen steinbesäten Hügeln. Ich vermochte mich kaum noch auf dem Pferde zu halten und stieg aus dem Sattel, um ein Stück zu Fuß zu wandern. Achtunddreißig Grad Celsius maß ich in meinem eigenen Schatten. Und tags zuvor auf der Kopdaghspitze hatte ich deren sieben vermerkt.

Wir schlichen nur noch des Weges, ermattet von der Hitze, entmutigt durch das trostlose ewige Einerlei der Umgebung. Von den Chans, welche die Ingenieurkarte des Wilajets verzeichnete, war nichts zu entdecken. Um die vierte Nachmittagsstunde krochen wir in einen viereckigen Steinbau, den Sitz eines Saptiehpostens, und warteten der ersten Kühle ...

Eine Stunde lang sind wir schon wieder auf dem Marsche. Die Nacht sitzt uns schon im Nacken. Schwarze weitgeflügelte Wolken, anzusehen wie Riesengeier, die mit den Fittichen schlagen, schwingen sie über die hohen Bergketten her. Eine Farbe, so majestätisch, so flammend, zuckt purpurn als Scheidegruß des Tages an den Bergscheiteln auf. Verschwommener, gespenstiger werden die Gestalten, die uns entgegenkommen. Aus einem nahen Morast grunzen die Büffel, die sich selig im schmutzigen Naß wälzen. Im Kreis zusammengeschobene Arabas, mittelalterlichen Wagenburgen ähnlich, stehen am Wege. Der zornige Schrei eines Treibers, der seine Tiere zum letzten scharfen Trab ins Nachtquartier anspornt, schrillt über die dämmernden Felder.

Tiefer und tiefer fallen die Schatten. Die hohen Schemen, die da drüben langsam über den Boden kriechen, entpuppen sich jetzt als hochbeinige weidende Kamele. Eine Rauchsäule züngelt hart neben uns empor, und eine schwarze Masse sitzt vor ihr. Eine auflohende Flamme zeigt: es sind die Karawaniers, die am Feuer ihres Nachtlagers hocken. Unten im Schilfsumpf des Euphrat vielfältige Stimmen. Wilde Gänse kreischen auf. Dann der Schrei eines Kranichs, der eines Reihers. Sie alle übertönend durch hohe langgezogene Laute die mißklingende Abendmusik der Frösche. Und von der Peitsche getrieben, jagen meine Pferde vorwärts über die Ebene, Erserum entgegen, vom zarten Schein aufleuchtender Sterne geführt, begleitet vom tausendfältigen Gequake zufriedener Euphratfrösche.

* * *

Die Einbildungskraft verquickt mit einer Stadt des Morgenlandes hundert prunkende Farben und Lichter, sucht in ihr, wenn nicht immer architektonische Pracht, so doch Rhythmik und Originalität der Bauten, begehrt Fülle in Trachten und Typen. Alles Blitzende und Wunderbunte, was der Orient sonst zeigt, muß man aus dem Stadtbild Erserums ausscheiden. Es zeigt wohl schärfste Eigenart, aber nicht eine solche, die sich bestrickend auf die Nerven legt, den Frohsinn ruft, den Wunsch nach Verweilen entstehen läßt. Etwas Nüchternes, Starres, Beängstigendes, eine Kerkerluftstimmung, eine Armutsatmosphäre liegt über aller bewältigenden Merkwürdigkeit, die Erserum bietet.

Von Westen her, von der Thalmulde des Karassu, des Hauptquellflusses des Euphrat, näherte ich mich der Stadt. Hinter mir lag der breite Rücken des Kopdagh, über dessen an neunhundert Fuß hohe Paßhöhe ich eben gestiegen war. Zur Rechten stand die vielgeklüftete Kette des Meriem ana („Mutter Maria"), zu deren Hochgebirgshalden zahl-

reiche Herden hinaufwanderten. Jetzt schob sich der Bergzug zur Linken, der Dümlydagh mit seinen vulkanischen Kegeln, weiter zur Seite und ließ einer leis gewellten breiten Fläche Platz. Von Süden her traten gewaltige massive Höhen heran und legten einen Querriegel hinter die Ebene.

Die grelle Mittagssonne ließ das eintönige Grau der nackten Berghänge nach kraftloser leuchten und zuckte unbeständig auf den Schneefeldern der Gebirgshäupter, deren Umrisse beinahe mit dem Bleitan des Himmels verschwammen. Jetzt hebt sich gegen den fahlen Hintergrund der Bergwände auf einer kleinen Terrainfalte eine weißliche Linie ab. Striche und Schraffierungen zeigen sich allmählich. Es sind Mauern, Plattdächer, Kuppeln und Moscheetürme von Erserum.

Die Straße ist voller Leben. Lange Reihen von leeren Ochsenkarren, welche die Erzeugnisse der umliegenden Striche nach Erserum gebracht, ziehen uns entgegen. Kurden mit weißen Fellmützen und Ziegenfelljacken treiben einen Trupp junger Pferde vor sich her. Vornehme Türken zu Roß, einen Saptieh zur Begleitung hinter sich, begeben sich nach den heißen Bädern von Ilidja; ebenso wohlhabende Armenier, mit ihren in bunte tschartschafs (Überwurf) gehüllten Frauen in humpelnder Karosse zusammengedrängt.

Indem die Entfernung vom Mauerkranz der Stadt kleiner und kleiner wird, treten mannigfache Einzelheiten aus dem Bilde heraus. Braune Festungswälle umgürten die Stadt. Ein Wald von Schornsteinen ersteht auf den erdfarbenen Plattdächern. Einige grüne Baumkronen schieben sich dazwischen. Im Osten tritt aus dem Häusermeer ein Hügel hervor und auf ihm die schwerfällige Mauerfront der Citadelle. Kein Überfluß an Farben in dem Gesamtgemälde. Die fahlen Töne von Schmutzigweiß, Grau und Braun sind in der Vorherrschaft.

Durch ein tunnelartiges, von mehreren Böschungen geschütztes Thor geschieht der Einzug in die armenische Festungsstadt. Die Wachen präsentieren, da sie in dem eskortierten Europäer einen konsularischen Würdenträger vermuten, ein Offizier tritt grüßend heran und forscht nach unseren Pässen. Was sich innerhalb der Wälle unseren Blicken nun bietet, ist ein weites Ödfeld. Häusertrümmer, dürres Buschwerk, sumpfige Rinnsale, lange Reihen von Grabsteinen füllen eine weite Fläche aus, ehe die ersten Straßenzüge erscheinen. Nur hie und da ein abgegrenztes Geviert mit dürftigen Gemüsebeeten.

Jetzt stehen die ersten Gassen vor uns mit dorfartigem Gepräge. Breite Löcher klaffen in den Mauern der Häuser. Schlammige Wässerchen, von einigen Holzbohlen überbrückt, rinnen kreuz und quer. Von erschreckender Eintönigkeit ist die Bauart der Häuser. Vulkanischer Graustein, zu unregelmäßigen größeren und kleineren Blöcken zerschlagen, durch Kot miteinander verbunden, bildet das Material. Die zur Stütze des Mauerwerkes eingefügten Balken ragen oft aus dem meist aus Lehm errichteten, um einiges vorstehenden Oberstock mehrere Fuß heraus. Eine dicke Erdmasse, von Gräsern überzogen, lagert auf den flachen Dächern. Ziegen machen auf diesen Erdterrassen ihre tollen Sprünge. Eine schmale Steinwand, die rings um die Terrasse läuft, schützt das durch die winterlichen Regengüsse oft stark



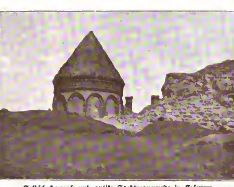
Häuserfronten in Erserum.

getrockerte Erdreich vor dem Herabgleiten. Im Geäst breiter Pappeln nisten Hunderte von Vögeln und lassen ohne Unterbrechung ihre heiseren Stimmen vernehmen. Krächzende Raben sind diese „Singvögel“ Erserums.

Von allerlei der Nase wenig schmeichelnden Gerüchen ist die Atmosphäre erfüllt. Ein Dunst von Dünger und brennendem faulen Stroh ringsum. Mein Diener belehrt mich über den Ursprung dieser Düfte. Das Brennmaterial der Erserumer ist der tesék, der an der Sonne getrocknete Mist, mit geschnittenem Stroh gemischt. Und wohin das Auge sich wenden mag, Spuren von tesék. In feuchtem Zustande hoch aufgehäuft neben einem öffentlichen Brunnen; in viereckigen Würfeln an den Mauern und auf den Dächern; zum Trocknen weit auseinandergeschoben in den Höfen und zur Seite der Straße. Hier auf einer Art Marktplatz beschäftigen sich Frauen und Kinder, den eben gefallenen Mist zusammenzutragen. Dort liegen Tesekarbeiter ihrem Berufe ob, indem sie die kostbare Materie in Formen schütten und, in lose Würfel gepreßt, in lange Reihen aufstellen. Und hundert solcher Stücke müssen mit zwanzig und mehr Piastern bezahlt werden. Holz, das von den waldigen Hängen des Kolatdagh im Wilajet Trapezunt acht Tagereisen weit hergeführt werden muß, ist dem einfachen Manne hier geradezu unerschwinglich. Und der Ausbeutung der Kohlenlager, die in den nahen Gebirgen festgestellt sind, wehrt die türkische Regierung mit hirnloser Ängstlichkeit.

Wir nähern uns dem Mittelpunkt der Stadt. Die Straßen sind um weniges breiter und sauberer, aber die Häuser zeigen öfters gefällige Erker. Durch die Öffnungen massiver, hochgewölbter Thorbogen blicken wir in das Innere dicht mit Waren gefüllter Speicher. Das Treiben wird bunter und lebhafter. Lange Ladenreihen mit aufgehäuftem Tand zur Rechten und Linken. Soldatentypen aller Waffengattungen schlendern in beneidenswertem militärischen Negligé umher. Und aus den Garküchen und offenen Thüren der hamâms, der Bäder, zieht wieder der Duft des kohlenden tesék.

Langgezogene Hörnertöne hallen uns entgegen. Die Plattdächer sind mit neugierigen


Seldschukengrab und antike Stadtmauerreste in Erserum.

Menschen gefüllt. Eine Reihe von Priestern im Ornat, florumhüllte Kruzifixe und Lampen biegen um die Ecke. Man trägt den russischen Generalkonsul Maximoff, den Schutzgott der Armenier, zu Grabe. Ich habe Empfehlungen und Grüße für ihn in der Tasche. Nun kann ich nur noch den Hut vor seinem Sarge lüften.

Unsere Unterkunftsstätte wird das Adjemhotel. Sein Wirt, ein ehemaliger persischer Karawanenführer, eine herkulische Gestalt mit verwittertem Gesicht, heißt uns willkommen. Ein verräuchertes Zimmer von drei Metern im Geviert, ausgestattet mit einem Eisenbett, einem Diwan längs der Wand, einem schmalen Tisch und einigen Stühlen, erscheint uns als äußerst behagliches Heim, nachdem wir wochenlang in den vorsündflutlichen Chaus der ostanatolischen Gebirgsdörfer uns haben betten müssen. Wohl rief mich nach den Strapazen so mancher Tage die Müdigkeit aufs Lager, das zum erstenmal wieder aus weichen Matratzen und nicht mehr aus Decken und Strohmatten bestand, aber der mondhelle, kühle Juniabend, nach den heißen Tagen im Euphratthale doppelt erquickend, lockte unwiderstehlich ins Freie. Die Stadt war wie ausgestorben. Nur in den Kaffeehäusern lebhaft plaudernde Gruppen und einzelne Träumer, andächtig in den Genuß ihrer Wasserpfeife versunken.

Als ich ins Adjemhotel heimkehrte, überschüttete der Mond mit grellem Licht die Dielen des Zimmers. Durch das vergitterte Fenster blickte ich hinaus auf das Bild der nächtlich erhellten Stadt. Die Plattdächer erschienen wie eine einzige silberübergossene Fläche. Die Mauern des Kastells glänzten in friedlicher Stille. Und auf den schneebedeckten Höhen der Palantukamberge flirrten tausend unruhige Strahlen. Alle Eintönigkeit, alle abschreckende Häßlichkeit war durch das Mondlicht in Farbenweichheit und schimmernde Anmut verwandelt.

* * *

Vom Dache meines sogenannten Hotels nahm ich bald Gelegenheit, ein genaues Bild der Umgebung Erserums und seiner Häusergruppierung zu erhalten. Um einige Meter höher als die flachen Terrassen der übrigen Häuser bot es eine prächtige Fernsicht nach allen Seiten.

Nach Norden und Westen offenes ebenes Land. Hinter dem Euphrat bildet eine mit Schneefeldern besäumte, nach Nordosten ausbiegende Kette die Grenze der nördlichen, an zwanzig Kilometer breiten Fruchtzone. Im Westen erreicht sie schon hinter Ilidja vor mäßig hohen, zum Euphrat sich herandrängenden Höhen ihr Ende. Imposant giebt sich der Zug des Palantukam, der von Südwesten sich zur Stadt schiebt. Gravitätisch, einer höher als der andere, mit breiten hochgewölbten Nacken, zeigen sich seine Berge. Eigenartig, namentlich der Ejjerlidagh mit seiner, einem ausgestellten Sattel ähnlichen Gestaltung. Im Osten der Stadt schneiden sie sich mit einer gegen Südosten heranrückenden Gebirgsmasse und hängen mit ihr durch eine paßartige Einsenkung, den Dewebojun (wörtlich „Kamelhals"), zusammen. Durch eine vom Dewebojun auslaufende Hügelreihe wird im Nordosten der Thalkessel geschlossen, an dessen Eingang sich Erserum ausbreitet.

Wenn man sich die so geschilderte natürliche Umrahmung der Stadt vor Augen hält, begreift man die ungemein günstige strategische Lage Erserums. Alle Erhöhungen der Umgegend sind mit Sperrforts gekrönt, welche sämtliche nach Erserum laufende Straßen beherrschen. Auf den Hügeln außerhalb der Wälle in der nordöstlichen, südöstlichen und südwestlichen Ecke befinden sich besonders starke, mit Blendwerk gedeckte Befestigungen, ebenso zu beiden Seiten des Dewebojunpasses, über den die Wege nach dem Kaukasus und nach Nordpersien führen. Am bedeutendsten aber sind die von 1888 bis 1893 nach neuestem System gebauten, mit Kruppschen Geschützen armierten Befestigungen auf dem Palantukam. In einer Höhe von 2600 Metern errichtet, gehören sie wohl zu den höchstgelegenen Forts der Welt. Sie vermögen alle von Westen oder Osten kommenden Frontangriffe gegen die Festung oder gegen eine vor ihr stehende Feldarmee durch mächtiges Geschützfeuer zurückzuweisen. Und nur von diesen beiden Seiten gestattet die natürliche Lage Erserums eine feindliche Annäherung. Als besonders günstige Defensivstellung gegen Osten giebt sich der Kamm des Dewebojun.

Über Erserum allein führt der Weg nach dem Inneren Kleinasiens. Nur wenn diese Festung in den Händen des Feindes, darf er an eine Eroberung der anatolischen Provinzen und an einen Vormarsch gegen Konstantinopel durch Kleinasien denken. Mit Recht betrachtet man also Erserum als Schlüssel zum gesamten östlichen Länderbesitz der Türkei. Mit allem Eifer haben die Türken daher sich die Umbauung und Neuarmierung der Befestigungen angelegen sein lassen, nachdem im letzten russisch-türkischen Kriege sich manche strategische Mängel herausgestellt hatten. Und trotzdem vermochten damals die türkischen Truppen dem russischen Vorstoß vom Kaukasus her lange standzuhalten. Nicht durch Waffengewalt wurde Erserum genommen, sondern kraft der Bestimmungen des Waffenstillstandes den Russen übergeben.

Vier Thore durchbrechen die Wälle. Ziemlich genau den vier Himmelsrichtungen entsprechen diese Verbindungen mit der Außenwelt. Nur statt eines direkt südlichen Ausganges besteht ein solcher im Südwesten. Die Bezeichnungen für die einzelnen Thore sind ungemein mannigfaltig. Sie tragen ihre Namen nach dem zunächst liegenden Stadtquartiere oder nach der bedeutendsten Stadt, zu der sie führen. So heißt das östliche Thor Kars- oder Täbriskapu, das

nördliche Tortum- oder Oltykapu, das westliche Tarobison- oder Stambulkapu, das südwestliche Ersinghion- oder Chorputkapu.

Die alte Stadt nimmt etwa den vierten Teil des Flächenraumes ein, den das heutige Erserum deckt. Eine starke Mauer umschloß die byzantinische Stadt, die sich um das Kastell gruppierte. Nach Norden zu stellte die Burg mit ihrem hohen Gemäuer Grenze und Schutzwehr dar. Spuren der byzantinischen Umgürtung finden sich noch zahlreich, namentlich westlich und östlich unterhalb des Kastells. Deutlich sieht man, wie die nötige Erweiterung Bresche legte; in eigentümlicher Verquickung kann man antike Quaderbauten und leichte Lehmmauern da entdecken, wo die Häuser sich auf alte Bruchstücke stützen oder gar ein Stück des alten Baues zur vollen Front- oder Rückenseite genommen haben.

Über Gründung und Geschichte des altarmenischen Erserum lassen sich wenig beweissichere Thatsachen herausschälen. Zur Zeit der armenischen Könige in den ersten Jahrhunderten unserer Zeitrechnung war eine Feste Garin (Corana) bekannt, die an Stelle der heutigen Festungsstadt gestanden haben mag. Zugleich wird von einer mächtigen altarmenischen Stadt in jener Gegend berichtet, die den Namen Ars oder Ardzn trug. Bestimmt wissen wir, daß unter dem Kaiser Theodosius dem Jüngeren vom General Anatolius gelegentlich seiner Bekriegung der Perser um 420 ein Grenzbollwerk hier angelegt wurde, wahrscheinlich an der Stelle des halbverfallenen altarmenischen Burgfleckens Garin. Die Schilderung, welche Moses von Chorene von dem Orte giebt, an dem sich auf Antrieb des Anatolius das römische Theodosiopolis erhob: treffliche Verteidigungslage, Wasserreichtum u. a., paßt vorzüglich auf das heutige Erserum.

Wie sich der Name „Erserum" bildete, darüber darf man zwei Vermutungen aufstellen. „Ars er rum", Erde der Griechen oder Christen (ars = Erde, Scholle), wurde der neugegründete byzantinische Ort von den mongolischen Horden getauft, gegen die seine Mauern schützen sollten. Über dreiundeinhalb Jahrhunderte (647 bis 1000) währte der Kampf zwischen Arabern und Byzantinern um das wohlhabende und wohlbefestigte Erserum. Möglich ist es auch, daß das altarmenische Ars oder Ardzn zur Namengebung führte. Dieses wurde nämlich von einer Heeressäule seldschukischer Türken im Jahre 1049 eingenommen und dem Erdboden gleich gemacht. Die von hier vertriebenen Bewohner siedelten sich im römischen Theodosiopolis an. Seit dieser Zeit hieß Theodosiopolis das „Ars der Griechen". Die Umwandlung von Ars er rum in Erserum ist durchaus glaublich.

Auch über das vergrößerte, nun als Erserum erscheinende Theodosiopolis brachen im zwölften und dreizehnten Jahrhundert zahlreiche Angriffe und Bedrückungen von Persern, Mongolen und Seldschuken herein. Eine Zeitlang stand es unter seldschukischer Herrschaft, 1472 kam es mit Großarmenien unter persische Oberhoheit. Genuesische Händler sind damals zahlreich hier ansässig gewesen. Auch ein Marco Polo weilte in seinen Mauern. Wahrscheinlich hatten die Genuesen zur Beschützung ihrer Karawanenzüge selbst eine Garnison in Erserum. Sicher ist es, daß sie mehr als ein Kastell auf der Reise von Trapezunt nach Täbris errichtet haben. Die Festungsbauten von Ardasso, Adjo, Kedschid zwischen Baiburt und Trapezunt und solche von Hassan und Bajasid, zwischen Erserum und der persischen Grenze, alles auf schwer erklimmbaren Felsen nistende Burgen, gelten heute noch im Bewußtsein der Bevölkerung als Werke jener kühnen Handelspioniere. Schon der Geograph Ritter wies darauf hin, daß sich die Eingeborenen in diesem Glauben schwerlich täuschen. Mit dem Sieg des Sultans Selim I. über die Perser bei Tschaldiran war auch das Schicksal Erserums entschieden. Es wurde in diesem Jahre (1514) Bestandteil des Ottomanischen Reiches. Zweimal schon haben sich die Russen in Erserum häuslich eingerichtet: 1829 und 1878. Und beide Male ist es ihnen durch die Friedensbedingungen von Adrianopel und San Stefano wieder entwunden worden. Wenn sie zum drittenmal die Hand auf die Festung gelegt haben, werden sie kaum gesonnen sein, sie wieder preiszugeben.

Dann kann neues Leben hier pulsieren. Der Handel wird wie ehemals mächtig ausgreifen können. Die Kurden und Lasen

werden nicht lange mehr stillschweigend geduldete, manchmal sogar liebevoll gehätschelte Wegelagerer bleiben. Die Armenier werden, durch ihre aus dem Kaukasus zurückwandernden Rassebrüder vermehrt, aufatmen und die Schwingen regen, so lange, bis man sie ihnen notgedrungen wieder etwas beschneidet. Die slavische Völkerwoge wälzt sich nach dem östlichen Kleinasien herüber, wie sie langsam und zielsicher seit Jahrzehnten nach Transkaukasien gelenkt wird. Durch Konzessionen begünstigt, entstehen Bauerndörfer über Bauerndörfer. Die heute träge Erdscholle regt sich fruchtgebend, wie sie es durch Jahrhunderte nicht gethan. Das mittelalterliche Gesicht Erserums würde binnen kurzem verwischt werden. Möge zu den notwendigen Thaten der Ordnung und Neuerung die Türkei selbst sich aufraffen, ehe eine fremde Hand ihr jene Gebiete entwindet!

Mittelalterlich das Gepräge von Erserum, mittelalterlich starr Gruppierung und Scheidung der Rassen, der Stadtviertel, das Geistesleben, der Handel, die Gewerbe. Festungsmauern, Gräberstätten, Ruinen hindern alle bauliche Ausbreitung. Peinliche Vorschriften bewachen die Thätigkeit der Handwerker. Handelsgewohnheiten und Verkehrsmittel sind dieselben wie vor einem Jahrtausend. Kamel, Pferd, Ochsenkarren führen die Herrschaft. Kein Hauch modernen Denkens weht hierher. Inmitten tiefer Geistesarmut wuchert die Orthodoxie auf das üppigste. Engherzige Interpreten mohammedanischer Gesetze und kaiserlicher Verordnungen schüren die Rassengegensätze, statt sie zu beschwichtigen, schieben also jedem Aufblühen die Riegel vor. Und Hartherzigkeit der türkischen Beamten hat hier einen bestimmten Ursprung. Alle sind „Verbannte“! Das armenische Hochland ist das türkische Sibirien. Sie sind durch Konkurrenten und Neider vom großen Schöpfbrunnen in der Hauptstadt verwiesen worden. Nun frönen die meisten in dumpfer Rachsucht doppelt der Leidenschaft nach Macht und unrechtmäßiger Bereicherung. Die Frömmeren und Zageren verrichten unlustig ihre Pflichten. Was schert sie es, wenn rings um sie alles verfällt und verfault! Und der Intelligente geht inmitten dieser Umgebung seelisch und geistig zu Grunde. So lange die entferntesten Provinzen des Ottomanischen Reiches die Abschubplätze für die wegen ihrer guten oder schlechten Eigenschaften gefürchteten „gefährlichen“ Elemente bleiben, so lange kann eine ernstliche Kräftigung der Türkei nie erhofft werden!





Ernst Eckstein.

Ein Gedenkblatt
von
Wolfgang Kirchbach.

(Nachdruck ist untersagt.)

Als vor wenigen Monaten die Nachricht vom Tode Ernst Eckſteins durch die Blätter ging, wurde zwar überall mit einigen Worten der Thätigkeit des Dichters und Romanschriftstellers gedacht, aber man hatte zumeist die Empfindung, daß die Verfasser solcher Notizen nur wenig Kenntnis und innere Beziehung seinem Schaffen gegenüber besaßen. Es war, als ob ein fremdländischer Autor dahingegangen sei, jemand, von dem man einmal mit Achtung vernommen hat, der aber dem Tagesschreiber wie dem litterarischen Feinschmecker eine fremde Gestalt geblieben war, mit der man sich nicht weiter beschäftigte. Dies ist um so merkwürdiger, als Ernst Eckstein in der deutschen Leserwelt sich der allerstärksten Erfolge erfreute. Seit dreißig Jahren hatte er sich bekannt gemacht durch seine Erstlinge, seit fünfundzwanzig Jahren war er in aller Munde durch seine Gelegenheitshumoreske „Der Besuch im Carcer", seit zwanzig Jahren, da er allmählich an größere Kompositionen ging, waren unsere größten und verbreitetsten belletristischen Familienblätter und Familienmonatsschriften die Stellen, wo der breiteste Leserkreis den neuesten Roman Ernst Eckſteins fand. Und mit dieser Stelle war die Verbreitung nicht erschöpft; auch die Buchausgaben seiner Werke konnten immer wieder neu aufgelegt werden, und voraussichtlich werden sie auch nach seinem Dahinscheiden dieses gute Schicksal weitererfahren, bis sie durch die Zeit und die Entwickelung dem allgemeinen Inventar deutscher Novellistik in einer bestimmten Epoche einverleibt werden.

So war Ernst Eckstein, als er mit fünfundfünfzig Jahren abberufen wurde, in der That einer der am meisten gelesenen Autoren Deutschlands. Um so wundersamer, daß man sich bei seinem Tode nur wie aus der Entfernung mit ihm beschäftigte. Dieses Rätsel zu erklären ist übrigens nicht allzu schwer.

Seit etwa zwölf Jahren war Ernst Eckstein, nachdem er sich in Dresden niedergelassen hatte, in gewissem Sinne aus dem lebendigen Tagesbetriebe der öffentlichen Benachrichtigungen ausgetreten. Er verfolgte zwar dauernd alle neuen Erscheinungen in Deutschland, in England, Frankreich, Italien, wozu er als vorzüglicher Sprachkenner besonders befähigt war, aber da er ein so großes Gebiet übersah, konnte er unmöglich sich von den lauten Rufen neu aufkommender Richtungen betäuben lassen oder in das allgemeine brausende Jubelgeschrei einstimmen, das mit jenem Zeitpunkt in Berlin aufkam. Er hielt sich fern von dem allen, hatte und suchte keine persönliche Beziehung zu neuen Mittelpunkten der litterarischen Geschmacksbildung und kam so gewissermaßen außer Diskussion. Vier Jahre hatte er außerdem an den Folgen eines Schlaganfalles gelitten, bei dem die Erhaltung seines Lebens in Frage stand. Lange mußte er jeder Arbeit entsagen, und dann hat er seine letzten Werke sichtlich nur im schweren inneren Kampfe mit der täglich drohenden Wiederholung einer neuen Kata-

strophe geplant, geschrieben und diktiert. Die Spuren davon kann man in diesen Arbeiten nicht verkennen, und so mochte es doppelt unmöglich werden, die Fühlung mit den Kreisen jeweiliger Tonongeber zu erhalten. In Dresden hatte er zudem einen Kreis von litterarischen Freunden, in dem er seine Bedürfnisse nach ruhigem Gedankenaustausch und fördernder Unterhaltung weit besser erfüllen konnte als im raschen Durcheinandergerede der reichshauptstädtischen Kreise. In dieser genügsamen, geistig anregenden Lage schrieb er in täglicher, wohlgeregelter Arbeitsverteilung seine Romane und Essays. Man las nicht in den reichshauptstädtischen Blättern die Bulletins über seinen Lebenslauf, über seinen neuesten Sommeraufenthalt, über den Zeitpunkt, wann sein fünfzigster Geburtstag gefeiert werde, über die Festreden bei dieser Gelegenheit. Dieser ganze Apparat, den er wohl in jüngeren Jahren kennen gelernt hatte und, wie so mancher andere, leicht hätte handhaben können, wurde von ihm nicht benutzt; er begnügte sich damit, daß er seine Schöpfungen auch materiell gut verwertete und daß die Leser seinen Werken als solchen treu blieben. Je reifer und ernster er wurde, desto mehr verschwand er hinter seinen Schöpfungen.

So ist es gekommen, daß er zwar viel gelesen, aber wenig diskutiert wurde in den letzten zehn Jahren. Es giebt keine Eckstein-Litteratur, wie es Litteraturen über weit jüngere Geister giebt. Ganz schuldlos ist daran natürlich auch das Schaffen Ecksteins selbst nicht. Persönlich war er einer der diskutabelsten und diskussionsfreudigsten Geister, aber wenn er schuf, so hatte er alle Diskussion hinter sich und abgeschlossen; er trachtete nur nach einer Abrundung und Abgeschlossenheit seiner Kompositionen, welche gerade alles Fragen und Diskutieren ausschloß. Seine künstlerischen Überzeugungen waren ruhig und gefestigt; er wußte das Gute in aller Welt zu würdigen und warm zu schätzen, aber er hielt auch an dem fest, was er für seine Natur als das Richtige erkannt hatte.

Es sind zwölf Jahre her, daß der Schreiber dieser Zeilen nach Dresden kam, um die Leitung eines bekannten Litteraturblattes zu übernehmen. Zu dieser Zeit hatte die schöne Hauptstadt an der Elbe keinen rechten litterarisch-geistigen Mittelpunkt, obwohl viele namhafte Männer dort schrieben und dichteten. Ich faßte die Idee, einen solchen Mittelpunkt zu schaffen; ich hatte Ernst Eckstein kennen gelernt und ging zu ihm, um ihn zu einem solchen geselligen Unternehmen einzuladen. Adolf Stern, der Dichter und Litterarhistoriker, Karl Woermann, der Kunsthistoriker und Leiter der Gemäldegalerie, Friedrich Friedrich, der Romanschriftsteller, der übrigens bald darauf starb, wurden zu Rate gezogen. Ernst Eckstein, Adolf Stern, Friedrich Friedrich und ich unterzeichneten die Einladung, und bald war ein stattlicher Kreis von Männern geschaffen, unter denen der Philosoph Julius Duboc, der Dichter Robert Waldmüller und so mancher andere namhafte Mann verkehrte. Es waren etwa dreißig bis fünfunddreißig Herren.

Wir nannten die Vereinigung in Erinnerung an einen früheren Kreis, dem Ernst Eckstein in Leipzig angehört hatte, das „Symposion“. Wie der Name sagt, kommt man in diesem Kreise bei Wein oder Bier zusammen, um eine geistig-gesellige Unterhaltung zu führen, in der Kunst, Dichtung, Philosophie, die Interessen des öffentlichen Lebens in zwangloser Abwechselung Gegenstand des Gesprächs sind, wobei der Natur mehrerer Begründer und Teilnehmer des Klubs gemäß auch der Humor seine fröhliche Rolle spielt. Lustige Herrenfeste, gewürzt durch litterarische Satire, kleine aristophanische Parodien, ernste Beiträge der Teilnehmer sind seit jener Zeit die Losung in diesem Kreise.

Acht Jahre lang habe auch ich hier mit Ernst Eckstein verkehrt, wir haben manche Stunde lang die Fragen der Kunst, der Philosophie, der Sprachwissenschaft und Litteratur durchgesprochen, unsere Gedanken ausgetauscht, und wenn dieser Teil des Programms erfüllt war, begannen auch regelmäßig die scherzhaften Wendungen, in denen Eckstein unerschöpflich war, und das Zeitalter des Aristophanes wurde heraufbeschworen. Denn in Ernst Eckstein war der Humorist nicht nur eine gedruckte Kunstmethode: sein reicher Geist wirkte ihn frei aus sich heraus. Und er fand einige verwandte schreibende Geister, die in ähnlicher Ver-

anlagung lebten: da mußte sich wohl ein köstliches Leben entwickeln.

Hier haben wir denn Ernst Ecksteins geistigen Reichtum, die Gründlichkeit und Vielseitigkeit seiner Bildung im kräftigsten Mannesalter, die Klarheit seines Urteils, den großen Umfang seines Wissens kennen gelernt. Und die Leser seiner Werke haben ein Recht davon zu erfahren. Hier sahen wir ihn gelegentlich in gutem Latein die Unterhaltung führen, und man versuchte ihm darin die Stange zu halten. Hier begann er, verwandten gut gesattelten Sprachgeistern gegenüber, auch die Konversation in gutem Altgriechisch, daß wir leibhaftig im „Symposion" Platos zu leben glaubten, und er führte solche griechische Gespräche wohl eine Viertelstunde lang sattelfest durch. Hier zeigte er sich ebenso belesen in den altgriechischen Schriftstellern wie in römischer Litteratur; gründlich hatte er Philosophie studiert, und es war ein Vergnügen, mit ihm über Fachfragen auf diesem Gebiet zu plaudern.

Seine jüngeren Jahre waren in eine Zeit gefallen, wo die Philosophie Schopenhauers anfing, lebendig zu werden. Der Geist und die erfahrungsreiche Sprache dieses Denkers hatten auch auf Eckstein tiefen Eindruck gemacht. Er sprach daher gern von Schopenhauer, obwohl er keineswegs auf das System schwor. In den siebziger Jahren hatte Eckstein das damals vielgelesene Blatt „Deutsche Dichterhalle" redigiert, und da hatte er den Kampf zwischen den Optimisten und Pessimisten selbst auch in seine Arena berufen. Aber er war darin nicht hangen geblieben; er hatte sich tiefer auch in Kant hineinbegeben, als es gewöhnlich geschieht, und sein Geist war daher zu feineren und vorsichtigeren Unterscheidungen fähig geworden. Er hatte mit dauerndem Anteil die Entwickelung der Naturwissenschaften verfolgt, und in alledem war sein Wissen ein Wissen aus den Quellen, nichts vom Hörensagen, nichts vom Nachreden — alles sozusagen Autopsie.

Denn er war sprachlich so reich, daß er sieben Sprachen geläufig lesen konnte. Studiert hat er weit mehr, denn neben Griechisch, Lateinisch und den modernen Sprachen trieb er Gotisch und anderes; sein Lieblingssport, mit dem er uns auch gern gesellschaftlich unterhielt, war vergleichende Sprachwissenschaft. Diesen Studien, von denen die „Monatshefte" mehrere zuerst veröffentlicht haben, verdanken wir seine trefflichen Aufsätze „Verstehen wir deutsch?" (Leipzig, Carl Reißner.)

Er vermochte mit Anmut in fünf Sprachen zu dichten: ich kenne von ihm Gedichte nicht nur in deutscher Sprache, sondern auch in englischer, französischer, lateinischer, griechischer Sprache. Aus diesem Talent sind viele reizende Übersetzungen hervorgegangen; so enthält seine „Lyra germanicolatina" eine Reihe wunderschöner Übertragungen deutscher Lieder ins Lateinische. Auch englische Lieder übertrug er ins Latein, und so wechselseitig war er geradezu ein internationaler Übersetzer. Wie hübsch klingt seine Übersetzung von Goethes Heideröslein („Sah ein Knab ein Röslein stehn"):

Puer vidit rosulam,
Rosulam in prato.
Adit jucundissimam,
Spectat amoenissimam
Corde delectato.
Rosa rubra rutila
Rosula in prato.

Ein Mann von solchem Wissen, solcher Lebendigkeit des Geistes, solcher philosophischen Durchbildung, wie wir sie an ihm fanden, mußte seit etwa 1890 in Deutschland etwas beiseite stehen. Denn auf Grund der immer mehr herabsinkenden Schulbildung besonders im großen preußischen Staate begann wissenschaftliche Ahnungslosigkeit und leider vielfach auch bodenlose Bildungslosigkeit sich „autorenhaft" in die deutsche Litteratur und Presse zu drängen. Der Boden war bereitet, daß der gewiß geistvolle Nietzsche aufkommen konnte, daß er Goethe seinen „Übermenschen" entlehnen durfte, daß er das Wort „Sklavenmoral" aus Schopenhauer aufnahm und daß die junge Welt das alles als völlig neue Offenbarung hinnahm. Ernst Eckstein war einem Nietzsche durchaus ebenbürtig an allgemeinem positiven Wissen, und wiederholt traf ich mit ihm zusammen, nachdem man gewissenhafterweise immer wieder einmal einen Band Nietzsche gelesen hatte, und es ergab sich, mit welchem Geist sich Eckstein auch in diese ihm fremdartige Welt der Aperçus mit überlegenem Urteil hineingearbeitet hatte.

Eckstein gehörte noch zu jenem Geschlecht deutscher Schriftsteller, das sich ja gewiß

auch immer wieder ergänzen wird, welche überzeugt sind, daß nur eine weite, ernste Bildung, ein unmittelbares Wissen die Kräfte des Geistes verleiht, welche Redliches und Dauerndes zu schaffen vermögen. Denn all sein reiches Wissen, sein feinsinniges Denken stand im Dienst seines Schaffens. Und was er schuf mit diesem Hintergrunde, das haben die Leser mit Recht gern ergriffen, denn jedermann fühlte, daß da wirklich ein Hintergrund war.

Seine ersten litterarischen Erfolge von ernstlichem Wert kamen auch ihm erst in reiferen Jahren und zwar mit der großen geschichtlichen Komposition der „Claudier“ und des „Prusias“. Historische Romane waren vor dieser Zeit ja schon stark aufgekommen, aber es waren nicht starke litterarische Kräfte, nicht starke Geister im Allgemein-Menschlichen, die an die Aufgabe gingen, das geschichtlich Vergangene wieder heraufzubeschwören mit den Mitteln der Dichtung. Die große Unbefangenheit und Sicherheit, mit der Walter Scott sich einst im Leben der Vergangenheit seines Heimatlandes bewegt hatte, einer Vergangenheit, deren Ruinen, alte Schlösser, alte Kathedralen samt mancher noch wirksamen Sitte er um sich noch leibhaftig sah, diese Unbefangenheit war nicht im gleichen Maße dem historischen Roman eigen, der nach dem französisch-deutschen Kriege vor dreißig Jahren aufkam. Wohl hatte Scheffel in seinem unvergleichlichen „Ekkehard“ bei dem vollen Humor seiner Natur ein Werk in jener reichen Unbefangenheit geschaffen, dann aber kamen Schöpfungen, wo man Seite für Seite im Grunde die gelehrte Konstruktion fühlte, wo man die Mühe merkte, mit der sich der Schreiber in eine alte Zeit versetzt, wo gar die falsche Fiktion versucht ward, den schreibenden, modernen Autor zu maskieren, um ihn in einem Stil reden zu lassen, als schreibe er selbst aus der geschilderten vergangenen Zeit heraus. Das war natürlich nur eine gelehrte Theatermaske, eine Maske des Regisseurs, der historische Requisiten mit Treue und Fleiß zusammenbringt, aber dem Grundgesetz aller Kunst, der einfachen Wahrheit des Standpunktes und perspektivischen Blickpunktes, widerspricht. Ein falschverstandener Lehrbegriff von Objektivität — man hatte begonnen, Hegels Lehre von der epischen Objektivität in eine Coulissenobjektivität zu mißdeuten — kam dazu. Schwer sind solche Masken durchzuführen, man merkt es dem Werke Gustav Freytags „Die Ahnen“ an, wie befangen und ängstlich der Verfasser sich durch die Jahrhunderte hindurchtasten muß, weil er immer nur rekonstruiert, nicht aber sozusagen mit voller Brust die Luft der Vergangenheit als ein ehrlich Gegenwärtiger atmet. Andere Romane historischer Art waren gar bis zur Geschmacklosigkeit der Schulrhetorik, zum vollen Alexandrinertum entartet, welches das Bewußtsein vom Wert der Kunstmittel verloren hat: einer ließ sogar einmal fast einen ganzen Roman in versteckten fünffüßigen Jamben aufmarschieren, um, statt wie Egmont seinem Klärchen „spanisch“, auch einmal „ägyptisch“ zu kommen. Das waren weder historische, noch, wie man sie nannte, archäologische Romane im ernsten Sinne, es waren vielmehr archaisierende Geistesübungen. Sie glichen jenen künstlich alten Götterbildern mit steifer Beinstellung und leerem Gesichtsausdruck, die man im Altertum oft im kostbarsten Material mit bereits stark entwickelter Technik herstellte. Selbst die deutschen Eichen und Buchen erscheinen in solchen Romanen als etwas historisch Vergangenes, obwohl wir alle doch noch ihre Eicheln in Form von Westfäler Schinken mitgenießen, und Alt-Griechenlands Leben, Denken, seine Kunstwerke erscheinen als ein schöner Traum von klassischen Gebärden, wo wir doch noch die alten herrlichen Marmorblöcke in hundert Museen um uns haben und jede Weihnachten dieselben Äpfel genießen, mit welchen die Hesperiden so viel Unheil anrichteten.

Hier müssen wir nun Ernst Eckstein das große Verdienst zuerkennen, daß er auf Grund seines reicheren Wissens, seiner lebemännischen, weltreisen Auffassung auch des Vergangenen mit ganz anderen Mitteln in die Gestaltung eintrat. Er war in den Schriften der Römer so unmittelbar belesen, er hatte so viel in Italien in den Ruinen alter Zeit gelebt, daß er seine „Claudier“, „Prusias“, auch den „Nero“ sozusagen wie ein Ungelehrter schreiben konnte, wie einer, der nicht mehr mit dem Material der Requisiten zu ringen hat. Früh hatte er sich aus dem Lesen

römischer Dichter wie Ovid Überzeugungen gebildet, daß das Liebesleben, das Seelenleben Roms zu jener Zeit alle die sentimentalen Merkmale zeigte, die auch periodisch im modernen Leben wiederkehren; oft haben wir über diese Dinge zustimmende Unterhaltung geführt, er hat auch in besonderen hält, gegenüber jenen archaisierenden Schöpfungen mächtig heraus stachen. Er schrieb nicht mit einem speciellen Gelehrtensinne, der nur das halbe Leben der eigenen Zeit und damit nur das halbe Leben der Geschichte kennt, er schrieb mit allen fünf Sinnen, vor denen ein altrömischer Schusterjunge nicht



Ernst Eckstein.

Abhandlungen ähnliches dargelegt. Für den Dichter war es der gute Grund, der ihm nun auch jene sichere und frische Unbefangenheit gab, mit der er seinen geschichtlichen Stoffen zu Leibe rückte. Ernst Eckstein errang mit diesen Romanen sofort starken Erfolg bei den Lesern, weil seine historischen Schilderungen durch den Reichtum ihrer Farben, die Buntheit, welche frisch und naturalistisch das Reale auch in der Vergangenheit festmit einer Kindertoga in regelmäßigen Theaterfalten einherkam, sondern so, wie die richtigen römischen oder berlinischen Schusterjungen noch heute die Beine durcheinander werfen. Weil er die stärkere Phantasie hatte, weil seine Palette immer reich besetzt war von Vorstellungen eines zusammenhängenden Lebens vergangener Zeiten, konnte er auch mühelos jene ihm so vortrefflich bekannten Zeiten heraufbeschwören, ohne deshalb den

Stil eines Tacitus oder Suetonius nachkünsteln zu müssen. Diese Kunst ist ihm auch in seinen späteren geschichtlichen Romanen und Novellen treu geblieben: in dem geistvoll komponierten „Kyparissos“, der in spätgriechischer Zeit spielt, in dem energisch aufgebauten „Mönch vom Aventin“, einer mittelalterlich-italienischen Novelle. Freilich ist er nicht immer dabei der Gefahr entgangen, das zeitliche und geschichtliche Kolorit, die Kulturschilderung — denn er trat an seine Aufgaben im weitesten Sinne als Kulturforscher und Kulturkenner heran — allzusehr zu betonen. Solche Darstellungen, wie die folgende aus „Kyparissos“, finden sich wohl oft genug in seinen Romanen:

„Am folgenden Tage saß Kepheus schon kurz nach Sonnenaufgang zwischen den Myrtensträuchern des Paradeisos ... kein Höfling, kein Sklave störte ihm dann die einsame Selbstschau. Nur die kyprische Mundschenkin trug ihm den Dreifuß und den Becher mit tiefdunklem Wein von der Insel Samos voraus, stellte ihm beides neben den kreuzfüßigen Marmorsessel unter die große Pinie, wo er mit Vorliebe Rast hielt ...“

Man braucht sich das nur in einen modernen Roman übertragen zu denken, um den künstlerischen Fehler zu merken. „Am folgenden Tage saß Hauptmann schon kurz nach Sonnenaufgang zwischen den Spiersträuchern des Parkes ... kein Herr vom Hofe, kein Diener störte ihm die einsame Selbstschau. Nur die böhmische Köchin trug ihm das Absetztischchen und das Weinglas mit tiefdunklem Wein vom Meißner Rauhenthal voraus, stellte ihm beides neben den eisenbeinigen Gartenstuhl unter die große Linde, wo er mit Vorliebe Siesta hielt ...“

Man merkt, daß hier etwas zu viel ausgemalt ist. Weder den Helden in seiner augenblicklichen Geistesverfassung, noch den Fortgang der Handlung oder der seelischen Entwickelung, nicht einmal das augenblickliche Stimmungsbild würde es interessieren, daß der Wein gerade von Samos oder von Rauenthal stammt oder die Mundschenkin böhmisch oder kyprisch ist und der Marmorsessel „kreuzfüßig“.

Das ist eine Überladung, an welcher die Neigung, kulturgeschichtliche Kenntnis zu verwerten, mehr Anteil hat als die innere Notwendigkeit eines bestimmten Lebenszustandes und seiner aktuellen Phänomene. Es ist kulturschildernde Absicht an einer Stelle, wo sie nicht erwünscht ist. Aber in glücklicher Weise schreibt Eckstein an anderer Stelle:

„Andros, die Hauptstadt der gleichnamigen griechischen Insel, war jetzt vom Schlaf erwacht. Kleinbürgerinnen und Sklavinnen drängten sich an die Brunnen; Fischerkähne steuerten mit geschwellten Segeln ins Meer hinaus, um nach vor Eintritt der Hitze wieder zurück zu sein; Lastträger kletterten schwerbeladen über die Planken der Kauffahrteischiffe; Matrosen, die kaum erst ihr Morgenbrot in pramnischen Wein getunkt hatten, scheuerten zwiebelkauend die Ruderstangen, flickten am Riemenzeug oder mühten sich bei der Ankerwinde.“

Hier ist alles, auch das Kulturgeschichtliche, aus einer lebendigen Zustandsmöglichkeit gesagt und verwertet. Ein Kenner der historischen Romane Ernst Ecksteins wird bald finden, daß sich seine Darstellung fortwährend zwischen diesen beiden Darstellungsmanieren hinbewegt, wovon die eine nicht mundet. Aber groß ist bei alledem die frische Lebendigkeit seiner Schilderungen.

Eckstein hatte viel zu viel Weltkenntnis, Menschenkenntnis, wohl auch erschütterungsreiches eigenes Leben durchgemacht, als daß er ausschließlich in historischen Schilderungen sich hätte genügen können. Er war vor allem Künstler, und so folgten, abwechselnd mit Herzensgeschichten und Leidenschaftsgeschichten aus dem Altertum, auch seine Romane aus unseren Tagen. Ihn bewegten unsere modernen, socialen Fragen, unsere wirtschaftlichen Kämpfe, unsere juristischen Kämpfe ebenso wie die Kämpfe vergangener Zeit. Auch im Privatleben hatte er viel sachmäßiges Interesse an der Erörterung von Rechtsfragen, er hatte sich auch in das gültige Recht wie in Rechtsgeschichte ernstlicher vertieft; er war, nebenbei bemerkt, ein sehr gründlicher Kenner des Urheberrechts und des Verlagsrechts, worin er jüngeren Autoren viel guten und brauchbaren Rat zu erteilen pflegte.

So reifte aus diesen lebendigen Erfahrungen und Neigungen sein trefflicher Roman „Themis“, eine tragische Erzählung aus dem

Leben eines deutschen Juristen. Hier wie in dem Roman „Familie Hartwig“, der sich mit dem wirtschaftlichen Niedergang der Gewerbe und der Kleinwirtschaft gegenüber dem Großbetrieb beschäftigt, begegnen wir Eckstein auf der Höhe seiner Kraft. Er versteht es da vortrefflich, die gesellschaftlichen Gesetze, den Notgang der Rechtsempfindungen oder der wirtschaftlichen Entwickelungen zu energischen Handlungen zusammenzufassen und in figurenreichen Gruppen darzustellen. Er weiß hier wie in seinen historischen Romanen immer gut zu charakterisieren; seine Menschen haben immer ein bestimmtes, individuelles Gepräge. Die weicheren, flüssigeren Linien der Menschenbeobachtung sind darin allerdings Eckstein nur wenig eigen; seine Figuren sind mehr technisch auf eine gewisse persönliche Eigenart zugeschnitten, diese Eigenart wird typisiert; man pflegt mit Recht das gut charakterisiert zu nennen.

Es lag dagegen weniger in Ecksteins Natur, das Wandelbare, Flüssige, Vielfältige im Menschen zu sehen; damit auch die feinen Verstrickungen des Empfindungslebens und des ethischen Spieles in der menschlichen Natur. Daher finden wir diejenigen Romane, die sich mit den ethischen Verwirrungen modernen Lebens abgeben, seine Ehekonflikte, Liebes- und Leidenschaftsromane weit schwächer als diejenigen Schöpfungen, wo er gewissermaßen den breiteren Hintergrund eines energischen „Milieus“ zugleich sucht und malt. Romane wie „Dombrowsky“, „Roderich Löhr“ und einige andere, welche aus der großen Schule von Goethes Wahlverwandtschaften stammen, berühren in der Hauptsache fast frostig. Weit mehr ist hier auf die Zuschärfung des Konfliktes als Konflikt gearbeitet, und statt der wundersamen tiefen Seelenmalerei und Herzenskenntnis, mit der Goethe die Analyse vollzieht und an die Wurzeln der Ethik im Naturwalten greift, sehen wir Eckstein mehr in die Sensationskunst eines Ohnet verfallen. Das Leidenschaftsbild ist nicht genügend gefüllt; man glaubt, daß die Notwendigkeit, für Familienblätter zu schreiben und womöglich alles in spannende, fortsetzungheischende Dialoge einzukleiden, hier schädigend eingewirkt hat. Man bleibt nur beim Gerüstwerk, man legt eigentlich nur das Schema zu einem Roman in Dialogform nieder. Es ist natürlich, daß dabei die feineren Linien des Stils, die edleren, plastischen und geistigen Vermittelungen nicht entstehen können. In einer Novelle „Harfenmädchen“ (aus der Sammlung „Adotja“) konnte Eckstein schreiben:

„Sein Antlitz war geisterbleich. Jetzt erfaßte er ihre Hand, planlos zerstreut wie im Traume. Sie ließ es geschehen und lächelte. Dieses maiensonnige Lächeln war überhaupt das Charakteristische ihres Mienenspiels. Im übrigen hatten ihre Züge etwas Plastisches, Ruhiges &c.“

Auch ohne den Zusammenhang zu kennen, sagt sich jeder geschmackvolle Leser: Hier ist etwas künstlerisch nicht in Ordnung. Der Zusatz über das „maiensonnige Lächeln“ platzt als eine Autorenbeobachtung in eine Situation, welche eine solche Beobachtung weder erheischt noch geschickt erscheinen läßt. Man wird solchen Zwischenbemerkungen bei Eckstein öfters begegnen, es sind Härten der Darstellung, die das Gegenspiel der Vorzüge seiner Werke sind.

Fast alle Romane und Novellen Ecksteins sind vortrefflich komponiert. Wohlgeplant, ruhig überlegt und sicher schreitet die Handlung vorwärts und steigert das gegebene Problem, sicher entwickelt sich die plastische Situation darin, bewegt die handelnden Figuren und uns mit ihnen. Eckstein pflegte gerade nach dieser Seite sehr bestimmt zu arbeiten, er verfuhr wie ein Maler, der erst die ganze Komposition aufzeichnet, sich seinen Deckenraum für das Al-Fresko einteilt und dann allmählich die einzelnen Portien ausführt. So entwarf er gewöhnlich einen sicheren Plan für das Ganze, geistvoll und ideenreich; auszuführen pflegte er den Plan dann wohl in der Hauptsache diktierend und das so gewonnene Manuskript mit eigener Hand durcharbeitend.

Ernst Eckstein war am 6. Februar 1845 in Gießen geboren und zeigte zeitlebens auch viele Eigenschaften des Stammes, der dort haust. Es mochte wohl auch eine landsmännische Vorliebe sein, daß das alte Studentenlied vom „Wirtshaus an der Lahn“, seinem Heimatsflusse, eine stehende Rolle in seinen Erörterungen beim letzten Glas Wein oder Bier spielte. Die Erinnerungen an Alt-

Gießen kann man auch in mehreren seiner Romane wiedererkennen. Nach seinen Gymnasialjahren konnte er schon in Frankreich und Italien reisen; studiert hat er dann in Bonn, Gießen und Berlin. Mit dreiundzwanzig Jahren ging er nach Paris und begann von dort seine litterarische Thätigkeit mit dem humoristischen Epos „Schach der Königin“, darauf folgten viele Reisen, auch in Spanien, deren belebenden Einfluß man in all seinen Schriften spürt. Seßhaft wurde er dann in Leipzig, wo er längere Zeit als Herausgeber der damals viel gelesenen „Deutschen Dichterhalle“ einen sehr erfrischenden Einfluß ausübte; später redigierte er den „Schalk“. Er hatte durch die weite Verbreitung seiner Humoreske „Der Besuch im Carcer“ die Anwartschaft dazu. Diese Schulgeschichte, deren Humor vor allem darin liegt, daß die Menschen mit dem Auge des „mulus“ angesehen werden, kann natürlich gar keine Vorstellung geben von dem, was Eckstein sonst war. Die Vorliebe für Schulhumor hat ihn aber auch später nicht verlassen, und er hat manche weit reifere Gabe auf diesem Gebiete geschaffen.

Von Leipzig war Eckstein für kurze Zeit nach Florenz übergesiedelt, um dann dauernd in dem lieblichen, anregungsreichen Dresden sich heimisch zu machen, wo er nun auch begraben liegt.

Eckstein war ein Mann von einem starken Gerechtigkeitssinne, ruhig wohlmeinend, vorurteilslos abwägend, und dies war eine der wohlthuendsten Seiten seiner Natur. Er war auch ein vorzüglicher Haushalter. Nach dem Tode seiner ersten Frau ging er eine zweite Ehe ein, die sichtlich neubelebend auf ihn wirkte. Denn der Tod seiner ersten Gattin hatte einen tiefen, schweren Eindruck auf sein Gemüt gemacht, das fühlten alle, welche mit ihm in jenen Zeiten verkehrten.

Aber er war ein Mann, der das, was sein Herz bewegte und in früheren Jahren bewegt haben mochte, tief verschlossen hielt. So mochte er auf manchen wohl einen kühlen Eindruck machen. Wer ihn näher beobachten konnte, sah indessen einen Mann, der innere Schicksale und die Erlebnisse, welche auch sonst niemandem erspart bleiben, schwer und nachhaltig in sich verarbeitete und der, ohne es selbst zu wissen, stille Sympathie gerade deshalb fand. In früheren Zeiten war Fama geschäftig um ihn gewesen; er selbst hatte die schönste Eigenschaft jedes reiferen Lebens: edelgebändigte Diskretion. Und so war ihm die Gabe des lyrischen Aussichherauslebens nicht so recht gegeben. Seine sprachlich höchst virtuosen Gedichte haben doch im ganzen etwas Empfindungsstarres. Aber wo der Geist, die Intelligenz, die Phantasie und alle freieren Gaben sprachen, da war Ernst Ecksteins rechtes Element. Trauernd vermissen wir nun diese belebende Fülle einer in sich festgegründeten Natur.





Ein Blick in die Zukunft.

Sprachliche Plauderei aus dem Nachlaß

von

Ernst Eckstein.

Es handelt sich in der nachfolgenden Skizze weder um weitgehende Prognosen auf staatlichem und gesellschaftlichem Gebiet, noch um Weissagungen über technische Fortschritte, etwa im Punkte des Elektricitätswesens oder der Luftschiffahrt, sondern lediglich um die Ankündigung verschiedener fast mit Gewißheit vorauszusehenden Wandlungsprozesse unserer neuhochdeutschen Rede.

Diese Wandlung betrifft zunächst die Flexionssilben e und en, wie sie in unseren Deklinationen und Konjugationen vorkommen: dem Hause, dem Walde, ich esse, wir essen, ich wünsche zu essen.

Es ist bekannt, daß diese flexivischen e-Laute in den älteren Mundarten unserer Sprache, also im Gotischen, Althochdeutschen, Altnordischen u. s. w., beinahe durchweg fehlten. Statt ihrer herrschten die volltönigen Laute a, i, o, u, ai, au vor, was jenen Idiomen einen Charakter verlieh, der an das heutige Italienisch und Spanisch anklang. So hieß z. B. unser heutiges „finde, findest, findet" im Gotischen fintha, finthis, finthit; unser heutiges „salbe, salben" im Gotischen salbô, salbôn; unser „schlafe" und „scheide" im Althochdeutschen slâfu und skeidu; unser „wir aßen" im Althochdeutschen âzumês; unser „wir banden" altnordisch bundum; unser „ich heiße" altnordisch heita u. s. w. Das gotische Hauptwort giba, die Gabe, wird folgendermaßen dekliniert: Werfall: giba, Wessenfall: gibôs, Wemfall: gibai, Wenfall: giba, wo es im Neuhochdeutschen jedesmal „Gabe" lautet.

Im Mittelhochdeutschen sind diese vollen Flexionsvokale beinahe ohne Ausnahme schon in e übergegangen. Nur im Werfalle des weiblichen Eigenschaftswortes und in einzelnen Formen der Zahlwörter findet sich noch das ungeschwächte iu; z. B. blindiu, die Blinde.*

Es zeigt sich also frühzeitig das Bestreben, den gesamten Flexionsvokalismus in e abzuschwächen. Die hier obwaltende Tendenz aber wird im Lauf der Jahrhunderte — darüber lassen die sprachgeschichtlichen Analogien kaum einen Zweifel — den völligen Wegfall dieser Flexionssilben, erst in der Umgangssprache und dann auch in der Schriftsprache unfehlbar herbeiführen.

Der Wegfall des flexivischen e vollzieht sich teilweise schon unter den Augen des Zeitalters. Wir sagen seit lange nicht mehr ausschließlich „im Walde", sondern ebensogut „im Wald"; wir sagen fast gar nicht mehr: „sie gehet, sie liebet", wie das noch vor Goethe die Regel war, sondern „er geht, er liebt". In Oberdeutschland haben die Mundarten das n bereits durchgehends weggeworfen; das Schwäbische verwandelt das übrigbleibende e in ein etwas gequetschtes a:

* Das pfälzische i im Werfalle des weiblichen Eigenschaftswortes „ohrmi Fraa" (arme Frau) ist ein Rest dieser mittelhochdeutschen Bildung.

essa, trinka; oder, besser gesagt, das ursprüngliche a ist hier noch nicht zu e geworden. Im sächsischen Dialekt — Leipzig, Dresden u. s. w. — behält man das n bei, wirft dagegen das e mit so großer Entschiedenheit hinaus, daß sich das n mit dem vorhergehenden Konsonanten zu einer Neubildung verschmilzt; so z. B. statt „schreib'n“ beinahe „schreim“, statt „hab'n“ beinahe „ham“. Wo das n so mit dem vorhergehenden Konsonanten veramalgamiert ist, da hat es, beiläufig gesagt, Aussicht, der Wegfallstendenz etliche Jahrhunderte länger zu widerstehen, als wo diese Veramalgamierung nicht stattfindet.

Die für das Neuhochdeutsche hier als wahrscheinlich bezeichnete Sprachentwickelung findet sich in ihren Einzelstadien bei anderen germanischen Völkerschaften schon als vollendete Thatsache. Der Däne hat das n getilgt; er sagt: taenke, denken, drikke, trinken; der Engländer hat auch das e beseitigt; er sagt think, drink, während es noch bei Chaucer (1340 bis 1400) thinke, drinke heißt. Die Analogie ist so schlagend, daß niemand sich ihrer zwingenden Überzeugungskraft entziehen wird. Man vergleiche übrigens hiermit das lateinische amare, lieben, das im Spanischen zu amar, im Französischen zu aimer mit stummem r wird.

Ganz in ähnlicher Weise droht auch anderen Flexionssilben der Untergang. Sie werden nur da fortbestehen, wo sie für das Verständnis unumgänglich nötig sind — immer vorausgesetzt, daß sich die Sprache kein Hilfsmittel beschafft, um dies Verständnis auch ohne das Beibehalten dieser Flexionssilben möglich zu machen. Dieser Untergang der Flexionssilben wird und muß mit der Zeit den Zerfall der Deklination nach sich ziehen, wie dies bereits in den romanischen Sprachen und bis auf wenige Reste im Englischen geschehen ist. Hierzu kommt, daß gegen den Wessenfall überhaupt eine gewisse unerklärliche Abneigung vorwaltet. Spuren von der Verringerung seiner Herrschaft finden sich im gegenwärtigen Neuhochdeutsch mehrfach. Das Volk sagt nirgends: „das Haus meines Vaters“, sondern „mei'm Vater sein Haus“. Statt „wegen des Ärgers“ heißt es volkstümlich „wegen dem Ärger“ u. s. w. Aber auch die Vermischung des Wemfalles mit dem Wenfalle durch Verkümmerung des dativischen m begegnet uns schon auf oberdeutschem Gebiet, eine Entwickelung, die sich im Niederdeutschen bereits durchweg vollzogen hat. Im Sächsischen z. B. — Dresden — giebt es formell nirgends einen Dativ: der Sachse sagt: „Ich sehe den Bruder“ und „Ich geb's den Bruder“. Ferner macht sich seit einiger Zeit im Neuhochdeutschen eine ähnliche Vorliebe für den Accusativ geltend, wie dies der Fall war, als die romanischen Sprachen sich aus dem römischen Volkslateinisch entwickelten. Ich rede hier nicht von der schon seit vielen Jahrzehnten im Wachstum begriffenen Neigung, der „Felsen“, der „Balken“, der „Namen“ u. s. w. zu sagen, lauter accusativische Formen, deren Nominativ der „Fels“, der „Balke“, der „Name“ lautet, sondern von der Gepflogenheit, die Wörter, wo sie außerhalb eines Satzes stehen, besonders bei Ankündigungen, Feilbietungen, im Accusativ zu gebrauchen. Man liest überall: „Frischen Schellfisch“, „Billigen Mittagstisch“, „Echten Braunschweiger Spargel“, wo es genau ebensogut „Frischer Schellfisch“, „Billiger Mittagstisch“, „Echter Braunschweiger Spargel“ heißen könnte; denn wenn bei der ersterwähnten Form der Anzeige zu ergänzen ist: „liefere ich“, „biete ich an“, so würde doch die Ergänzung „ist hier zu kaufen“, „ist hier zu haben“ für die nominativische Form auch keine Schwierigkeit bieten. Aber der Accusativ hat seit Olims Zeiten das stille Bestreben, auf das Gebiet des Nominativs hinüberzugreifen. Im Dänischen und Schwedischen hat er ihn formell ganz verdrängt, und die romanischen Sprachen wissen von dieser Tendenz ein lauthallendes Lied zu singen.

Die vorstehend erwähnten Wandlungen beziehen sich auf die Endsilben und den Gebrauch der Beugungsfälle. Weit eingreifender als diese Prozesse wird eine Umgestaltung sein, die sich zwar langsamer, aber gleichwohl mit großer Hartnäckigkeit vollstreckt: nämlich die Verdrängung der starken — ablautenden — Vergangenheitsform, wie er molk, er buk, er boll, durch die schwache er melkte, er backte, er bellte.

Die Form er molk ist uns noch geläufig: er buk kaum noch; er boll mutet uns schon ganz fremdartig an. Es wird eine Zeit

kommen, wo wir nicht mehr sagen er frass, sondern er fresste; nicht mehr lag, sondern liegte, nicht mehr sprach, sondern sprechte. Die Bestrebung, die schwache Form an die Stelle der starken zu setzen, hat für unser Gefühl etwas Beschämendes. Der Wohllaut, die Kraft und die Körperlichkeit der Sprache leiden darunter ganz außerordentlich. Dennoch ist der Prozeß unaufhaltsam. Er vollzieht sich mit großer Bedächtigkeit: aber da sich die Fälle, in denen die schwache Form an Stelle der starken nach und nach üblich wird, mit jedem Jahrhundert mehren — althochdeutsch sagte man noch sogar zam für es ziemte und muol für ich mahlte —, während das Umgekehrte fast unerhört ist, so kann sich jeder die Rechnung selbst machen. Das Umgekehrte findet sich nur in der von vielen als inkorrekt beanstandeten Form frug für fragte.

Merkwürdigerweise ist es hier vornehmlich die Schriftsprache, die der Verflachung zueilt. Die Mundarten halten nicht nur mit größerer Zähigkeit an den starken Urformen fest, sondern sie bilden sogar nach Art des eben erwähnten frug starke Formen, wo schwache die ursprünglichen sind. In Thüringen sagt das Volk: ich jug statt ich jagte; in Hessen ich kief statt ich kaufte, ich krag statt ich kriegte. Vergleiche die Ulkverse:

Als ich jüngst zwei Kreuzer fand,
Kief ich mir 'nen Käs der Hand,
Hinnerwärts beim Lindebhor,
Denn ich krag net mehr dervor.

Ein weites Feld eröffnet sich unserem Blick in die Zukunft, wenn wir versuchen, die Frage des Wortschatzes zu erörtern. Hier mögen ein paar flüchtige Andeutungen genügen.

Jede Sprache hat das Bestreben, die im Lauf der Jahrhunderte abgenutzten Wörter durch neue, den Begriff energischer wiedergebende zu ersetzen. Das beobachten wir auch im Deutschen. Das Wort „Fräulein" z. B. hat sich seit Goethe und Lessing vollständig abgenutzt. Ursprünglich war es die Bezeichnung einer unverheirateten Adeligen. Gretchen lehnt die Begleitung Fausts, der sie „Mein schönes Fräulein" anredet, mit den allbekannten schnippischen Worten ab: „Bin weder Fräulein, weder schön, kann ungeleitet nach Hause gehn." Nach unseren Sprachbegriffen war Gretchen allerdings „Fräulein"; denn so nennen wir jedes anständig gekleidete junge Mädchen, ja, seit geraumer Zeit jede uns nicht weiter bekannte Kellnerin, jede Köchin. Das Bedürfnis, diesem Sprachgebrauch gegenüber die Dame der sogenannten guten Gesellschaft durch ein besonderes Prädikat auszuzeichnen, hat das „gnädige Fräulein" ins Leben gerufen. Dies „gnädige Fräulein" aber beginnt nachgerade schon wieder farblos zu werden. Vielleicht ist die Zeit nicht mehr allzu fern, welche uns das „gnädige Fräulein" als Anrede für ganz untergeordnete Persönlichkeiten aufnötigt und so die Erzeugung eines neuen Höflichkeitsprädikates für die wirkliche Lady erfordert.

Wie sehr überhaupt das Wort „gnädig" als Höflichkeitsfloskel verblaßt ist, zeigt uns die Sprache der Dienstboten, die in gewissen Landschaften stets und bei jeglichem Anlaß von ihrer Herrin schlechtweg als von „ihrer Gnädigen" reden, selbst wenn sie below stairs schimpfen und an der „Gnädigen" kein gutes Haar lassen.

Höflichkeitsphrasen und Euphemismen — Beschönigungswörter — zeigen überhaupt vor allen sonstigen Vokabeln die Neigung, ihren Farbenton zu ändern, sich gleichsam unmöglich zu machen und ein Ersatzwort zu heischen.

So nannte man im Rom der Cäsaren eine gewisse Sorte von unnennbaren Damen zartfühlend amicae, Freundinnen. Mit der Zeit ward dieses harmlose Wort so unpassend, daß man es vor einigermaßen empfindlichen Ohren nicht mehr aussprechen konnte. Statt seiner gebrauchte man, wo es nicht zu umgehen war, lieber den allerunzweideutigsten Ausdruck des altrömischen Amtsstils.

Es sei uns ein ähnliches Beispiel aus dem Deutschen gestattet, wobei wir bei unseren Lesern die Einsicht voraussetzen, daß es für die Sprachkunde wie für die Wissenschaft überhaupt etwas Salonwidriges oder Unanständiges nicht giebt. Jakob Grimm hat aus diesem Gesichtspunkt Zumutungen, die ihm die Aufnahme gewisser derber, ja roher Wörter in sein berühmtes Wörterbuch untersagen wollten, mit Recht gründlich und ein für allemal heimgeleuchtet. Also zur Sache!

Für die Bezeichnung eines gewissen Ortes kann wohl kaum ein decenteres Wort gefunden werden als das, welches andeutet: man entferne sich, man trete beiseit. Dies und nichts anderes bedeutet ursprünglich das Wort Abtritt. Heutzutage platzt die ursprünglich so zarte Vokabel mit der vollen Brutalität des Gegenstandes auf uns herein, so daß im Lauf der Jahrzehnte schon wieder Umschreibungen nötig geworden sind.

Es wird also — wie das eigentlich von vornherein einleuchtet — mit der Zeit dahin kommen, daß uns zahlreiche Wörter, die jetzt noch gang und gäbe sind, entweder verloren gehen oder doch eine wesentlich veränderte Bedeutung annehmen. Voraussagen im einzelnen haben hier etwas Mißliches. Vielleicht aber ist es nicht ohne Interesse, nachzuweisen, wie sich eine wesentliche Begriffsveränderung an verschiedenen sehr gebräuchlichen Wörtern seit Walther und dem Nibelungenliede bereits vollzogen hat.

Das mittelhochdeutsche ellende hieß so viel wie „anderes Land“, „Fremde“, „Verbannung“. Unser „Elend“ bedeutet nur noch „Unglück“.

Das mittelhochdeutsche ecke, unser „Ecke“, bedeutete so viel wie „Schärfe“, „Schneide“ (einer Waffe).

Das mittelhochdeutsche gelenke bedeutete „Taille“; geraete „Hilfe“; haft „Fessel“; hurteclich (unser „hurtiglich“) „mit Stoß losrennend“; irren „hindern“; kindelîn „Jüngling“; kluoc (unser „klug“) „zierlich“, „fein“; krank „schwach“, „armselig“; laster „Schmach“, „Schande“; liebe „Angenehmes“, „Freude“; milt „wohlthätig“; nôtic (unser „nötig“) „dürftig“; ort „Ende“, „Spitze“; rant „Schild“; u. s. w.

Hier sehen wir eine stattliche Anzahl von Wörtern, die uns der Form nach heutzutage noch durchweg geläufig sind, während sich ihre Bedeutung mehr oder minder stark verschoben hat.

Ähnliche Begriffsverschiebungen sind auch innerhalb des gegenwärtigen Sprachkörpers im Gange, einstweilen unmerklich, aber in ihrer Wirkung nach einer gewissen Zeit ebenso unübersehbar wie die vorstehend angeführten Beispiele. Das Studium dieses Werdeprozesses würde uns hier aber zu weit führen.





Litterarische Rundschau.

Unsere Gegenwart ringt wieder um den großen Zeitroman, wie ihn einst Gutzkow, Freytag und Spielhagen für das vorige Jahrhundert schufen. Unter den mancherlei Anläufen nach diesem Ziel haben sehr viel Beachtung gefunden: **Die Halben**, ein Roman aus unserer Zeit von Jeannot Emil Frhr. v. Grotthuß (Stuttgart, Greiner u. Pfeiffer; geh. 4 Mk., geb. 5 Mk.), und in der That giebt der Verfasser hier ein treues Spiegelbild gewisser Parteiungen und Wirrnisse der Gegenwart, nicht in toten Abstraktionen, sondern in naturgetreuen, höchst mannigfaltigen und gegensatzreichen Charakterbildern nach dem Leben, über denen allen freilich als Versöhnung und Erfüllung das eine Bild des „Mannes von Golgatha" leuchtet. Zweifellos werden hier zahlreiche Fragen aufgerollt, die auch die sonst Romanen ängstlich aus dem Wege gehenden Männer tief und nachhaltig beschäftigen müssen, zumal da der Verfasser den Ernst zu würzen weiß mit einem frischen Humor und einer lebensvollen Anschaulichkeit in der Sprache — aber bei Lichte besehen, ist das Werk über den ehrlich begeisterten christlich-protestantischen Tendenzroman doch eigentlich nicht hinausgekommen: die Idee ist in die Gestalten, die sie nach ihren verschiedenen Seiten verkörpern und beleuchten sollen, nicht rein aufgegangen, die Reflexion überwuchert nur zu oft die Handlung und das Schicksal der Menschen, Komposition und Stil sind recht unausgeglichen. Den Anhängern der Grotthußschen Weltanschauung wird das alles den Genuß an dem Werke um keinen Deut schmälern; sie werden sich an die starke und edle Persönlichkeit halten, die sich hier in fesselnder Weise mit problematischen Erscheinungen unserer Zeit auseinandersetzt.

Auch Adolf Wilbrandts Romandichtung hat von jeher einen starken Zug zur poetischen Behandlung mehr oder minder erregender Zeitfragen, Zeitbewegungen und Zeitmenschen aufgewiesen. Kaum eins von den „aktuellen Problemen" der Gegenwart, das er nicht wenigstens schon berührt hätte. Die schleswig-holsteinische Bewegung und die Todesstrafe, der Naturprediger Johannes Guttzeit, der Sänger Albert Niemann und die Naturdichterin Johanna Ambrosius, Nietzsche und Makart — sie alle spielen in seinen Romanen eine bedeutsame Rolle. Dabei aber war es immer sein Ehrgeiz, alle diese Zeitfragen und Zeitmenschen nur zum Ausgangspunkte seiner Dichtung zu machen, alles Vergängliche nur ein Gleichnis sein zu lassen jener darüber hinauswachsenden und -weisenden höheren Ideen, die ihm selber Kopf und Herz bewegten. In seinem letzten größeren Roman, der nach dem sehr subjektiv gehaltenen, offenbar nach dem Bilde des Dichters geschaffenen Helden **Franz** benannt ist (Stuttgart, J. G. Cotta), hat er sich den Spiritismus zum Keim der inneren und äußeren Handlung werden lassen. Manches darin ist aus dem zaun- und schrankenlosen Lande des blos Gedachten nicht völlig glaubhaft und wirklichkeitstreu losgelöst worden, wie auch die Charakteristik in ihrer Schärfe und Klarheit, die Motivierung in ihrer Sorgfalt und Feinheit allerlei zu wünschen übrig läßt, das Ganze aber ist eine gedankenreiche und gestaltungsfreudige Schöpfung, die den Grundzug alles Wilbrandtschen Schaffens, den einer bezaubernden Liebenswürdigkeit, an der Stirne trägt. Zudem wird der Roman getragen von einer geläuterten, ausgereiften Weltanschauung, die mit der Freudigkeit eine gewisse edle Größe und tapfere Festigkeit verbindet, und es ist von hohem, künstlerischem Reiz, diese Weltanschauung, die der Dichter längst als sicheres Gut besitzt, in seinem Helden Franz langsam, unter Kämpfen, Irrungen und Wirrungen wachsen zu sehen, bis er sich auf seinen, Gott und die Wahrheit suchenden Wegen zu dem unerschütterlichen, alle seine Schmerzen und Enttäuschungen heilenden idealen Glauben hindurchringt: „Am Ende hab ich doch stärker und immer stärker gefühlt: die Deutschen sind das Volk der Völker auf dem Wege zu Gott."

Was man an Wilbrandt oft, und so auch in seiner jüngsten Schöpfung, schmerzlich vermißt, den Duft der Stimmung, den alle Anmut der Sprache und Sinnigkeit des Gedankens nicht ersetzen kann, das hat Wilhelm Jensen auch da noch, wo man ihm sonst nicht gerade die Palme der Meisterschaft zuerteilen kann. Die beiden „Sommernovellen", die er unter dem Titel **Nacht- und Tagesspuk** (Dresden und Leipzig, Carl

Meißner) vereinigt hat, entbehren zwar, wie seine neueren Dichtungen fast alle, der rechten künstlerischen Struktur und Straffheit und gefallen sich zuweilen in einer gar zu wohligen Selbstgenügsamkeit, echte Poesie aber pulst in jeder ihrer Adern. Die erste, „Der verwunschene Garten“, deutet schon durch ihren Titel an, daß sie aus dem Märchenlande der Romantik stammt. Andachtsvolle Naturbeseelung und ein inniges Sichversenken in die rätselvollen Geheimnisse der lieben Menschennatur umspinnen den „verwunschenen Garten“ mit einer so holden, träumerischen Lyrik, daß Liebhaber solcher zarten Gemütskunst die Spannung dafür gewiß gerne in den Kauf geben werden. Ob sie auch an der zweiten, realeren Novelle „Eine Wette“ ihre ungemischte Freude haben können, muß fraglich erscheinen; hier streift denn doch die Sonderlingspoesie schon stark an das Zerrbild, das durch groteske Übertreibung zu ersetzen sucht, was Natürlichkeit und Innerlichkeit schuldig geblieben sind. Dabei werden es auch die besten Freunde Jensens bedauern, daß sich leider die feinsten Stimmungsreize seiner Dichtung von Werk zu Werk häufiger in eine gekünstelte breitspurige Sprache kleiden, die ihnen wenig gut steht.

Die träumerische Stimmung, die Jensen kennzeichnet, ist auch Johannes Schlaf, einem unserer jüngeren Poeten, eigen, der einst im Drama an der Spitze der modernen realistischen Bewegung marschierte, sich nun aber seit Jahren schon immer enger und dichter in ein lyrisch-empfindsames Stimmungsdämmern einhüllt, das ihn fast ganz auf die Studie, Skizze oder kleine Novelle beschränkt. Seine impressionistische Schilderungskunst kommt ihm dabei trefflich zu statten, wie es denn doch auch weit mehr als ein bloßer artistischer Genuß ist, sich in seine liebevoll nachzeichnende Kleinmalerei zu vertiefen, die ein milder, freundlicher Humor durchsonnt. Mag in der Sprache manches manieriert erscheinen, es waltet doch ein feinsinniges, sorgsames Stilgefühl darüber, und eine elegante Anmut, die man sonst bei unseren Jüngeren nicht gerade häufig findet, zeichnet seine Novellen aus, selbst wenn er sie **Die Kuhmagd und Anderes** betitelt (Berlin, F. Fontane u. Co.). Ganz er selbst wird er aber eigentlich erst in den duftigen Stimmungsbildern, die er vor Jahren **In Dingsda**, einem erträumten oder erfundenen weltentlegenen Erdenwinkel, der Natur abgelauscht und nach dem Orplid seiner Jugendzeit auch getauft hat. Sie sind jetzt in zweiter Auflage erschienen (Minden i. W., J. C. C. Bruns' Verlag; geh. [nicht zu empfehlen!] 2 Mk., geb. Mk. 2.50), natürlich, abgesehen von einigen leisen stilistischen Feilstrichen, unverändert: „was sollte man denn auch an einem Inhalt ändern wollen, der, aus der Stimmung eines sommerlichen Landstillebens heraus geboren, gerade seinen Reiz in dieser spontanen Niederschrift der Tagebuchform hat?“ Eine Stille, ein süßer Friede weht uns aus diesem Buche an, auch wenn wir uns bewußt bleiben, daß sie einer Müdigkeit des Dichters entflammen, die wenig Gewähr für seine Gesundheit und Kraft leistet. Vielleicht aber ist dieser Blick über das Buch hinaus auf die Gesamterscheinung des Dichters schon zu viel der Kritik; vielleicht gefällt es den meisten Lesern besser, sich allein an das Buch selbst zu halten, und dann werden sie gewiß ihre unmittelbare und herzhafte Freude haben an all der Sonne und den Farben einiger glücklicher, sorgloser Sommerwochen, deren stillem, herzerquickendem und herzbefreiendem Rausch die vierzehn hier vereinigten, in ihrer Schlichtheit, Reinheit und Innigkeit entzückenden Stimmungsblätter ihr Dasein verdanken.

Wie Johannes Schlaf sich aus dem lauten Großstadtgetriebe in den idyllischen Frieden der Kleinstadt flüchtet, so wird auch der junge, weltstädtische Referendar Heinrich Richter in Karl Bulkes Novelle **Friedland** (Dresden und Leipzig, Carl Meißner; geh. 3 Mk., geb. 4 Mk.) in einen einsamen Küstenort verschlagen, um hier zu einem schlichten, aber herzensedlen Mädchen aus dem Volke in ein Liebesverhältnis zu kommen, das nach beider Anlage nicht anders als mit einem wehen Abschied und Entsagen endigen kann. Der junge, auch lyrisch nicht unbedeutend begabte Verfasser ist in der engen, heimeligen Welt norddeutscher Küstenlandschaft völlig zu Hause und versteht es, uns ihre Menschen und ihre eigenartige Stimmung wunderbar vertraut zu machen. Nur der allzu romanhafte Schluß — das Mädchen geht nach Jahren stiller Resignation, als sie von der Heirat des immer noch Geliebten mit einer reichen Dame hört, im „Friedland“ freiwillig in den Tod — will uns einigermaßen gesucht oder wenigstens seelisch nicht sorgsam genug begründet erscheinen. Das ist aber auch das einzige Zugeständnis, das Bulke sich von den Forderungen der äußerlichen Unterhaltungsromanmache abringen läßt — im übrigen erweist er sich als ein in sich und seinen individuellen Gaben starker Poet von vornehmer Gesinnung und Form.

Ein Novellenband von Hans Hoffmann, der sich ebenbürtig neben seine letzthin angezeigte „Irrende Mutterliebe“ stellt, hätte schon längst ein warmes Wort der Empfehlung für alle Freunde eines gemütstiefen, sonnigen Humors verdient. Er heißt nach der Heldin, deren liebe Gestalt alle Novellen beherrscht: **Tante Fritzchen** (Berlin, Gebr. Paetel) und ist Wilhelm Jensen gewidmet. Eine echt deutsche Frauengestalt — diese Tante Fritzchen! Dem oberflächlichen Blick erscheint sie vielleicht allzu streng und herb und ernstlich furchterweckend; wer aber näher zusieht, dem ist sie mehr als „eine komische Alte mit goldenem Herzen“. Sie ist der Jugend eine verständnis- und liebevolle Beraterin, eine, die mit hellen Augen ins Leben blickt, sich von anderen und von sich selber keine Flausen vormachen läßt, wenn sie ihr von Hause aus so weiches und liebreich empfindsames Gemüt auch absichtlich mit tausend künstlichen Stacheln umpanzert hat, und wenn ihre Zunge auch allezeit viel schärfer ist

als ihr Herz. Der Dichter, und dank seiner Kunst auch die Leser, bringen ihr bald auf den Kern des Gemüts und Charakters und haben an ihrem gesunden Eigenleben ihre herzliche Freude. Ein erquickender Humor strömt uns aus diesen Blättern entgegen; deshalb sollte sich jeder, dem nach dem seltenen goldenen Gesellen verlangt, „Tante Fritzchen“ zu Gaste laden.

Mit der Neuausgabe seiner **Litauischen Geschichten** (2 Bde.; Dresden, Carl Reißner; geb. 6 Mk.) hat Ernst Wichert zum kürzlich gefeierten siebzigsten Geburtstage sich und seinen zahlreichen Verehrern eine gleich ehrenvolle Gabe dargebracht. In diesen beiden Bänden ist das Beste niedergelegt, was Wichert überhaupt geschaffen hat. Er kennt Land und Leute aus vertrautester Nähe; er war deshalb auch der Berufenste dazu, Poet und Geschichtschreiber in einer Person, die letzten Stadien des Todeskampfes der Litauer in der Litteratur festzuhalten. Der sorgsame Ernst, die redliche Gewissenhaftigkeit, die den Schriftsteller und Menschen Wichert in all seinem Thun immer ausgezeichnet haben, kommen ihm hier, wo ihm die Wirklichkeit selbst Stoff und Farben in Hülle und Fülle bietet, außerordentlich zu gute; denn das kulturhistorische Interesse darf hier einmal neben dem rein poetischen eine ebenbürtige Stelle beanspruchen. Dem, der zum erstenmal diesen acht litauischen Novellen naht, wird eine völlig neue und fremde Welt entgegentreten; bald aber wird er sich heimisch darin fühlen, so lebensvoll weiß der Verfasser ihre Menschen, so wahr und echt ihre Leidenschaften wie ihre rauhe Sittlichkeit zu schildern.

Ein gutes, tüchtiges Hausbuch hat uns Robert Kohlrausch, ein begabter, streng an sich arbeitender Erzähler, mit seinem Roman **Schwimmendes Land** beschert (Stuttgart, Rob. Lutz; Preis 3 Mk.). Ernst und Tiefe vereinigt sich hier mit dramatischer Spannung, die Idee ist gesund und edel. Doch nicht bloß für die ernsten Seiten des Lebens hat der Verfasser die rechten Saiten auf seinem Instrument, auch den Humor beherrscht er: ein Kritiker und der gute Freund Ätiemaler sind treffliche Beispiele dafür. Auch die ebenmäßige, ruhige Sprache, die alle modernen Allüren vornehm verschmäht und doch für leichten Fluß der Handlung und bunte Farben im Gemälde sorgt, verdient alles Lob. Man bringt ein paar ernst-fröhliche Stunden bei dem Buche zu und findet auch, wenn man zu ihm zurückkehrt, noch manches, was uns mehr zu sagen hat, als in dem bloßen Buchstaben steckt.

Ein Schriftsteller mit durchaus lyrischem Gepräge ist Karl Busse. Auch in seinen Novellen kommt er von dem Paradies seiner Jugend, dem kleinen polnisch-deutschen Städtchen fern an des Reiches Ostgrenze, nicht los. Polajewo nennt er es, und seine jüngsten „Novellen aus Heimat und Kleinstadt“ hat er geradezu und sehr bezeichnend **Die Schüler von Polajewo** getauft (Stuttgart, J. G. Cotta; Mk. 2.50). In allen spürt man die polnische Sphäre, die den Geschichten etwas Träumerisches, Weiches und Schwermütiges giebt. Polajewo ist aber auch ein merkwürdiger Erdenwinkel. Ein stilles Städtchen mit dunklen Wäldern ringsum und fischreichen Seen. Wollte man dort die Zeit bestimmen, so sagte man nicht: im Jahre so und so viel, sondern: in dem Herbst, wo die Scheune abbrannte. Die feindlichen Gegensätze zwischen Polen und Deutschen pflanzten sich auch ins Gymnasium fort, das die ersten siebziger Jahre — man wußte sich den Segen gar nicht recht zu erklären — der Stadt schenkten. Die Anstalt war hinfort der größte Stolz des Nestchens. Aber eine merkwürdige Gesellschaft, die sich darin vereinte! Da saß neben dem Sohne des reichen polnischen Magnaten der arme Junge des deutschen Handwerkers, und die wildesten Burschen der Provinz, die kein Lehrer bändigen konnte, drückten die gleiche Bank mit zarten und schwächlichen, hier doppelt verschüchterten Musterknaben. Auch das Lehrerkollegium war recht bunt zusammengewürfelt. Alles in allem Verhältnisse, die die Schüler zu Herren der Stadt machten und ihre Erlebnisse lauter und kräftiger, ihre Lustigkeit wilder, lärmender und selbstbewußter gestalteten als anderswo. Der Verfasser hat diese merkwürdige Sphäre höchst anschaulich geschildert. Nur darf er nicht glauben, daß Polajewo in deutschen Landen einzig in seiner Art dagestanden hat. Es gab noch vor zehn bis fünfzehn Jahren mehr solcher idyllischer Gymnasialstädte im deutschen Vaterlande; aber freilich heute, wo Eisenbahn und Industrie auch in die kleinsten Landstädte vordringen, sind sie stark im Aussterben begriffen. Eigentlich schade darum, denn es geht mit ihnen ein Stück Poesie verloren, das ganz eigenartige Nuancen hat. Busse hat es in seinen „Schülern von Polajewo“ meisterhaft zu beschwören verstanden: die Lust und auch den Schmerz. Denn neben dem tollen Übermut unbändiger Gesellen spielten sich, wenig gesehen und wenig verstanden, auch in Polajewo stille Tragödien ab, die das Herz um so mehr erschüttern, als wehrlose Kinder darin leiden und sterben. Gleich die erste Geschichte, „Der Dieb“, die das rührende Schicksal Menne Knolls, des Sohnes des verbummelten Botenmeisters, erzählt, ist eine Probe davon. Bei den stillen Kämpfen und Schicksalen jener Zeit verweilt der Dichter überhaupt am liebsten; nur dunkel ahnend sah der Knabe sie mit an, erst dem Auge des Mannes entschleierten sie sich ganz, er erst konnte sie dichterisch gestalten. Die alten Schmerzen werden wach und die alte Liebe — sie haben dem Buche zwei der schönsten Gaben beschert: die „Kleinstadtliebe“, eine wehmütige Geschichte von Entsagung und Aufopferung, und „Anna Elisabeth“, ihr weibliches Gegenstück. Dazwischen freilich steht auch Minderwertiges: so ist „Olga“ eine bloße Schüleranekdote geblieben. Aber das Ganze ist das Buch eines echten Poeten, der mit schlichten, stillen Mitteln ans Herz zu greifen weiß.

Busse und — Tovote in einem Atem zu nennen, darf man sich heute schon erlauben.

Denn der Verfasser des „Fallobst“ ist mittlerweile recht zahm geworden. Selbst in den Novelletten und Skizzen, denen er als Aushängeschild den Titel **Die rote Laterne** gegeben hat (Berlin, F. Fontane u. Co.; geh. 2 Mk., geb. 3 Mk.). Ein gut Teil davon, darunter auch die Seegeschichte, der das Ganze den Titel verdankt, sind von einer Harmlosigkeit, daß man manchmal versucht ist, sie herzlich unbedeutend zu schelten; andere, wie „Die Rettungsmedaille“, sind so im Skizzenhaften stecken geblieben, daß man sie lieber in einem besseren Anekdotenbuche denn in einer Novellensammlung suchen möchte. Selbst wenn er zu den alten, lieben Stoffen seiner „wurmstichigen Geschichten“ zurückkehrt, hat man das Gefühl, als habe er selbst die Lust an seinen Pikanterien verloren, womit er freilich auch ein gut Teil von dem alten Reiz der Form eingebüßt hat. Neuerdings hat er sich wieder dem Roman zugewandt. Seine **Frau Agna** (Berlin, ebenda; geh. Mk. 3,50, geb. Mk. 4,50) bleibt dem Unterhaltungsbedürfnis nichts schuldig: sie spielt zugleich in den verschiedensten vornehmen und niedrigen Gesellschaftskreisen Berlins und beutet einen bekannten „Fall“ aus dem Atelier eines Künstlers, den Tovote nur aus dem Malerischen ins Plastische übertragen hat, nicht ungeschickt aus. Dagegen macht es sich ihr Verfasser fast in allem, was man litterarische Qualitäten nennt, recht bequem. Von innerer Motivierung und konsequenter Charakteristik läßt er wenig spüren. Nur die Sprache hat ihre alte Keckheit und Beschwingtheit wiedergefunden: man kommt rasch vorwärts, ist aber auch rasch fertig.

Während so Namen verblassen, die es einmal, in den grasgrünen Jahren der modern-realistischen Bewegung, zu einem gewissen Glanze hatten bringen können, steigen andere Sterne empor, die von derselben Sonne moderner Welt- und Menschenbetrachtung ihr Licht empfangen und doch ganz andere Leuchtkraft haben. An erster Stelle möchte ich in diesem Sinne einen jungen Schlesier nennen, der viel von seinem Landsmann Hauptmann gelernt hat, ohne deshalb seine starke persönliche Eigenkraft zu verleugnen. Hermann Stehrs bisherige epische Versuche sind mir unbekannt geblieben; aber sein **Schindelmacher** (Berlin, S. Fischer) ist in seiner Art gleich ein Meisterwerk realistischer Darstellungskunst. Die Novelle — wie friedsam die italienische Benennung solchen Stoffen gegenüber klingt! — entrollt ein erschütternd düsteres Gemälde aus dem schlesischen Bauernleben, eine König Lear-Tragödie, die durch ihre niedrigere Fallhöhe von ihrer Furchtbarkeit und Größe nichts verliert: sie schildert die grausige Rache, die der alte Franz Tone, der Schindelmacher, ein unbequemer Ausdinger, an dem herzlosen, ihn schnöde vernachlässigenden Paare seiner lachenden Erben nimmt, indem er ihnen Haus und Gedinge, Hof und Flur vernichtet und dann selbst den Kopf in die Schlinge steckt. Das klingt roh und brutal — aber es ist mit einer so feinspürigen Psychologie glaubhaft gemacht, in einer so kraftvollen hinreißenden Bildersprache erzählt und mit einem so tiefdringenden, Natur und Menschen wahrhaft beseelenden Blick aus den Tiefen heraus lebendig und anschaulich gestaltet, daß man keinen Augenblick aus dem Bann dieser Dichtung herauskommt ...

Wilbrandt, Wichert, Jensen, Hoffmann, Busse, Schlaf, Bulke, Stehr und selbst Tovote — es sind lauter Norddeutsche, deren Schöpfungen uns bisher beschäftigt haben. Wenden wir uns von ihnen zu einigen hervorragenden süddeutschen Erzählern, so begegnet uns der alte Gegensatz oder besser; werden wir uns der guten alten Ergänzung bewußt, die Nord und Süd im deutschen Geistesleben einander bieten. Eine gefälligere, anmutigere, leichtere Form, eine freundlichere Stimmung, ein behaglicheres Tempo grüßen uns, auch wenn wir zunächst bei den kleineren Talenten einkehren. Rudolf Stratz, der, wie so mancher unserer jüngeren Romanschriftsteller, aus dem Offiziersstande hervorgegangen ist, hat in seinem Roman **Die ewige Burg** (Stuttgart, J. G. Cotta) einen höheren Flug genommen, als man ihm bisher zutrauen mochte. Die „ewige Burg“ ist ein altes Schloß im Odenwald, worin die Sprößlinge eines uralten Geschlechts ihre Vergangenheitsträume spinnen, während unten im Thale, ganz in der Nähe, das moderne Leben in Gestalt einer großen Fabrik erwacht. Natürlich stoßen die Gegensätze feindlich aufeinander, nur die junge Gräfin, in ihrer Ehe mit einem unbedeutenden Manne wenig befriedigt, zeigt sich für den Geist der neuen Zeit empfänglich. Im Bunde mit dem jungen Kassenarzt sucht sie das Evangelium der schrankenlosen Individualität an sich zu erfüllen, bis sie sich nach allerhand tragischen Entwickelungen verzichtend bewußt wird, daß es keinem gegeben ist, ganz und ausschließlich sich selbst zu leben. Stratz hat seinen Roman nicht umsonst Hermann Sudermann gewidmet: er ist wie dieser ein geschickter und erfolgreicher Vermittler und Ausgleicher zwischen alter und neuer Weltanschauung, alter und neuer Technik. Seine leichte, flotte, oft nur allzu rankenreiche Darstellung, der auch der Humor nicht fehlt, macht das Buch zu einer angenehmen und genußreichen Lektüre. — Stratzens eigentliches Gebiet ist jedoch nicht der Odenwald, sondern die Schweiz. Und hier spielt denn auch wieder sein zweiter, mit der „Ewigen Burg“ fast gleichzeitig erschienener Roman: **Die thörichte Jungfrau** (Stuttgart, J. G. Cotta; Mk. 3,50). Von diesem seinem Hauptschauplatz, der erhabenen Alpenwelt, empfängt er seine besten Vorzüge; wo er sich in das High-Life begiebt, die Rennen von Baden-Baden, das internationale Treiben in St. Moritz schildert oder bei den Ruinen von Athen und Olympia einkehrt, fühlt er sich kaum recht zu Hause. Die „thörichte Jungfrau“, ein sehr positiv und real veranlagtes junges Mädchen, bleibt schließlich Siegerin in dem Kampfe um den etwas gar zu schwach und schwankend geschilderten blonden Bildhauer Josephus, der von merkwürdig vielen Seiten angebetet und ver-

hätschelt wird. Das Beste des Werkes findet sich jedoch eigentlich nicht in der Fabel, sondern in dem an manchen Stellen allzu reich ausgestatteten Nebenwerk. Auch hier ist die Darstellung leicht und unterhaltend, wenn auch der Gehalt von dem des ersten Romans weit überwogen wird.

Münchener Milieu verwertet Arthur Holitscher, dessen früheren, mir unbekannt gebliebenen Büchern „An die Schönheit“ und „Weiße Liebe“ feinsinniges Stilgefühl nachgerühmt wird, in seinem jüngsten Roman **Der vergiftete Brunnen** (München, Albert Langen; geh. 4 Mk., geb. 5 Mk.). Hier ist alles in ein brodelndes Stimmungsgemisch, in ein bunt durcheinander wogendes Farbenspiel aufgelöst; den Faden fortlaufender Handlung werden nur ganz aufmerksame Leser festzuhalten wissen. Die Bedeutung des Werkes liegt wesentlich in artistischen Reizen: in einer glänzenden, wenn auch zuweilen spielerischen Technik und einer üppigen duft- und farbenberauschten Phantasie. Drei Männer, von Grund aus verschieden veranlagt und gebildet, werben um ein und denselben Preis, eine exotische Frau von phantastischem Reichtum, märchenhaft-rätselvoller Schönheit und geheimnisvollem Innenleben. Der Idealismus erleidet auch hier, wie bei Stratz, [1]die empfindlichste Niederlage; das robusteste Gewissen und der gescheiteste Kopf triumphieren, was freilich zugleich die Vernichtung der umworbenen Frau in ihren schönsten Eigenschaften bedeutet. Auch diesmal überwuchert das Nebenwerk in Gestalt einer mit großem Raffinement ausgemalten modernen Kunstsphäre nur zu oft den Kern der Handlung. Spannung und starke äußere Wirkungen darf man hier nicht suchen, wohl aber viele psychologische Feinheiten und malerische Naturstimmungen. Die Umschlagzeichnung des auch sonst gediegen ausgestatteten Buches stammt von dem kecken Thomas Theodor Heine.

Münchener Humoresken vom guten alten Schlage schreibt Maximilian Krauß und nennt sie mit einem geflügelten Monacismus **„Dös giebt's!“** (Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt; geh. 1 Mk.) Es wäre schade, wenn der prächtigen Isarstadt nicht dann und wann ein solcher braver Lokalpoet erstünde, der von den köstlichen Originalen, die auf dem Münchener Pflaster noch immer in Scharen gedeihen, einige, vielleicht die besten, jedenfalls die wirkungsvollsten auch einem größeren Publikum vor Augen und Ohren führte. Nicht der Sarkasmus, der sich neuerdings in dem Münchener „Simplicissimus“ eine Hochburg zu gründen beginnt, sondern der mehr gemütvolle, harmlose Humor der „Fliegenden Blätter“, der auch das zartere Empfinden nicht ausschließt, hat in dieser ein gutes Dutzend umfassenden Humoreskensammlung eine hübsche Bereicherung erfahren.

Ein Erzähler aus der alten Schule, aber einer von Kraft und ungemindertem Interesse an der lebendigen Gegenwart und ihren Kämpfen ist der Münchener Karl von Heigel. Seine **Neuen Heiligen** (Potsdam, Otto v. Huth; geh. Mk. 2,50, geb. M. 3.50) sind ein Werk voller Spannung und nachhaltiger Wirkung, in dem sich ein gereifter, die Dinge möglichst vorurteilslos und sachlich betrachtender Geist mit gewissen Strömungen und problematischen Erscheinungen unserer Zeit auseinandersetzt oder besser: sie künstlerisch zu gestalten und dadurch zu überwinden sucht; denn dem Verfasser liegt nichts ferner als ein selbstgerechter Doktrinarismus. Ein gesunder, fröhlicher Humor belebt und durchsonnt die mancherlei feinen Beobachtungen, die sich in die fesselnd vorgetragene Handlung verwebt finden.

Mit Theodor Herzl, dem Verfasser der **Philosophischen Erzählungen** (Berlin, Gebr. Paetel), siedeln wir nach Österreich über. Hier ist Wiener Gewächs, das zeigt sich an der zart ausgebildeten Formbehandlung und an der behenden Phantasie, die sich ebenso sicher im klassischen Hellas wie im modernen Paris, in Neapel, Moskau und in den internationalen Badeorten zu bewegen weiß. Durchweg sind die Erzählungen zwar auf den Pessimismus gestimmt, aber es ist nicht der düstere Schopenhauers, sondern ein in Grazie und Lebenskunst abgeklärter, aus dem eine eigene Individualität spricht. Herzls novellistische Kunst wird gerade denen am meisten zu genießen geben, die in epischen Werken nicht sowohl nach Erregung und Spannung suchen als vielmehr nach Reizen der Form und Tiefe der Gedanken.

Der Nestor der österreichischen Novellisten, der bald siebzigjährige Ferdinand von Saar, gleich seiner Altersgenossin Marie von Ebner-Eschenbach ein Mähre von Geburt, hat seine letzten fünf novellistischen Gaben in eine **Camera obscura** zusammengefaßt, die noch ganz den unverfälschten Stempel seiner alten Liebenswürdigkeit und menschlich schönen Milde trägt (Heidelberg, Georg Weiß; Preis Mk. 2,40). In einem wunderbaren Verständnis für Schwächen und Mängel der menschlichen Natur, wie es sich besonders in der ersten Novelle „Die Brüder“ offenbart, verrät sich eine innere Verwandschaft mit seiner großen Landsmännin, eine Verwandtschaft, die natürlich auch noch andere Ähnlichkeiten in Form und Inhalt bedingt. So realistisch er zu schildern weiß, im Grunde dient bei ihm doch alles der Idee, ob er nun den Sproß einer alten adeligen Familie in seiner äußeren Herabgekommenheit, doch wohl bewahrten inneren Würde vor uns hinstellt, wie im „Burggrafen“, oder bäuerliche Verhältnisse darstellt, wie im „Bauer von Habrovan“, oder ins Vorstadtleben Alt-Wiens hinabtaucht, wie in den „Parzen“. Was sich einem sonst beim Lesen dieser fünf Novellen aufdrängt, ist das Gefühl unbedingter Wahrhaftigkeit und Treue des Verfassers, der bei allem nach dem Kern der Dinge und Menschen fragt und auch in ihn einzudringen weiß, unbeirrt durch alle verwirrenden und verlockenden Äußerlichkeiten. Es ist in erster Linie der Mensch, erst in zweiter der Künstler, der aus diesem herrlichen Buche zu uns spricht.

Unter dem jüngeren litterarischen Nachwuchs Österreichs ist Otto von Leitgeb eine der anziehendsten und erfreulichsten Erscheinungen. Erfreulich besonders deshalb, weil er mit der graziösen Beweglichkeit des Österreichers jene fröhliche, frische und kernige Gesundheit vereinigt, die unseren österreichischen Brüdern in den Alpenländern eigen zu sein pflegt, solange sie ihrer unverfälschten Natur nachleben dürfen. Und dieser glücklichen Selbständigkeit erfreut sich Otto von Leitgeb. Mit der Jung-Wiener Schule und ihren wechselnden Allüren hat er nie etwas gemein gehabt; statt dessen hat er sich an gute deutsche Vorbilder gehalten, von Storm gelernt und sich an Freytags und Riehls künstlerischer Betrachtungsweise deutscher Vorzeit geschult. An Riehl hat mich insbesondere sein **Gänsemännlein** (Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt, 2. Aufl.; geh. 3 Mk., geb. 4 Mk.) erinnert, eine Erzählung aus Nürnberg, dem „modernen" Nürnberg zwar — soweit Nürnberg überhaupt modern sein kann —, aber doch erfüllt von jenem wohligen Behagen und durchwärmt von jenem freundlichen, liebenswürdigen Humor, der uns für unsere deutschen Meister der historischen Heimatsnovelle bezeichnend geworden ist. Leitgeb erzählt auch seine Liebesgeschichte, die den Kern des Buches ausmacht, und der schließlich das Gänsemännlein, das bekannte, hinter der Frauenkirche stehende Wahrzeichen Nürnbergs, zu glücklichem Ausgang verhilft, ohne alle Prätension, allein mit den schlichten Mitteln einer stimmungsvollen Gemütskunst, die ihm hier gerade die reinsten Wirkungen verschafft. Wilhelm Hoffmann hat das Buch mit vierzig Bildern illustriert, hier und da vielleicht mit gar zu spitzem und zierlichem Stift, im ganzen aber die Hauptpunkte der Erzählung gut hervorhebend und betonend. — Künstlerisch höher als diese Nürnberger Geschichte stehen mir die vier Novellen, die sich, wie der Titel sagt, alle **Um Liebe** drehen (ebenda; geh. 3 Mk., geb. 4 Mk.). Sie haben einen noch feineren Stimmungsgehalt und vor allem: sie sind sorgsamer in der Motivierung, vertiefter in der Charakteristik. Der äußerliche Apparat, den eine historische Erzählung nur schwer überwindet, ist hier ganz durch psychologisch feine Innerlichkeit ersetzt. Und meisterhaft weiß Leitgeb Natur und Menschen in Einklang zu bringen, das Gefühlsleben durch harmonische oder entgegengesetzte Naturstimmungen zu betonen, ohne daß ihm virtuose Naturschilderungen an sich jemals Selbstzweck würden. Dabei hat der Verfasser es verstanden, die Eintönigkeit in den Motiven dadurch glücklich zu vermeiden, daß er Heiteres mit Düsterem, Tragisches mit Komischem abwechseln läßt. Namentlich das italienische Genrebildchen „Der arme Herr Moretti", das die Sammlung beschließt, sorgt für einen heiteren Ausklang. Bedeutender, wohl das Beste, was das Buch enthält, ist die schwermütige Einleitungsnovelle „Nimi", die Geschichte eines schönen jungen Mädchens, aus dessen verschüttetem Innenleben die nach Freiheit und Leben dürstende Seele nicht mehr zu befreien ist. In müder Entsagung sehen wir Nimi sich selbst aufgeben, aber lange noch zittert in uns die Wehmut ihres Schicksals nach. Das alles wirkt um so reiner und ungestörter auf uns, als Leitgeb über eine abgeklärte, sich in künstlerischem Zaum und Zügel haltende Sprache verfügt, die für einen steten vollen Einklang zwischen Form und Inhalt sorgt. Zwei weitere Bücher desselben Verfassers sollen bei nächster Gelegenheit gewürdigt werden. F. D.

*   *
*

Clara Viebig, die vor wenigen Jahren mit ihren „Rheinlandstöchtern" und „Kindern der Eifel" so erfolgreich in die Litteratur gekommen, ist heute unter ihren weiblichen Kollegen die stärkste und erfolgreichste Vertreterin des aus dem Milieu der Großstadt schöpfenden Naturalismus. Ihr neuestes Werk, der zweibändige sociale Roman **Das tägliche Brot** (Berlin, F. Fontane u. Co.; geh. 8 Mk., geb. 10 Mk.), schildert das Leben und Treiben zweier vom flachen Lande nach Berlin verschlagener Dienstmädchen. Das Ungewöhnliche dieser Stoffwahl hat die Verfasserin bei der ersten Veröffentlichung des Romans selbst zu erklären versucht, indem sie schrieb: „Ich habe versucht, liebevoll all den weiblichen Empfindungen nachzugehen, die keinen Ausdruck finden bei jenen armen Stummen, jenen Weibern, denen für einen anderen Gedanken nicht Muße bleibt, kaum einmal Zeit zu einer anderen Sorge als der ums tägliche Brot. Ich möchte zeigen, wie schwer das Dienen überhaupt ist, wie verantwortlich aber auch das Sichbedienenlassen. Ein Sich-menschlich-Nähertreten ist nötig, um die Kluft zu überbrücken, die jetzt tiefer denn je zwischen Dienen und Bedientwerden klafft. Vor allem aber möchte ich zum Ausdruck bringen, wie traurig das Leben im Grunde ist, in dem sich leibliche und geistige Armut paaren, und wie notwendig es für uns, alles zu verstehen, um vieles zu verzeihen." Vieles, nicht alles. Dieses Minus, das sich die Verfasserin vor dem bekannten Wort der Frau von Staël wahrt, hat sie glücklich vor der Gefahr geschützt, einen Tendenzroman zu schreiben. „Das tägliche Brot" ist vielmehr ein socialer Roman im Sinne Zolas geworden, ein Roman, der wohl anklagt und seinen Finger auf Wunden unseres modernen Gesellschaftslebens legt, der sich aber einer möglichst vorurteilslosen, unbestochenen Gerechtigkeit befleißigt und insbesondere nirgends die innere Wahrhaftigkeit vergewaltigt. Es verdient sogar das höchste künstlerische Lob, wie treu und ungeschminkt die Dichterin ihre beiden „Heldinnen", die brave und arbeitsfreudige, wenn auch tolpatschige, plumpe und dumme Mine und die leichtlebige, kokette, schlaue, trunksüchtige, schließlich in eine Kneipe mit „Damenbedienung" untertauchende Bertha, reden und handeln läßt. Jede einzelne dieser beiden Dienstmädchen ist überzeugend wahr und lebensvoll individualisiert, und doch wirkt gemeinsam aus ihnen mit be-

zwingender Gewalt das Typische des Standes. Zu verwundern bleibt, wie schnell sich Clara Viebig, selber ein Kind der Eifel und noch in ihrem letzten Roman, dem „Weiberdorf", dort ganz daheim, in das Berliner Großstadtmilieu gefunden hat. Sie schildert uns das berlinische Kleinbürgerleben in einem Grünzeugkeller, in welchem sich zugleich ein „Mietskontor" befindet, mit geradezu verblüffender Naturwahrheit. Ihren Spiel findet die Geschichte in dem Schicksal Rimes, die um ihres Kindes willen die Heirat mit einem völlig haltlosen und nichtsnutzigen jungen Menschen eingeht, um nun unter steten Sorgen für Mann und Kind um das „tägliche Brot" zu kämpfen. Aber sie geht in diesem Kampfe nicht unter. Sie ringt sich durch, findet in einer glücklich erjagten Portierstelle das Glück, ihr Glück, und weist somit über den pessimistischen Regelzwang des Naturalismus befreiend hinaus.

Dem jüngsten Novellenband von Paul Robran, mit dessen Anzeige in dieser Übersicht über weibliche Autoren der Roman- und Novellenlitteratur wir kein Geheimnis mehr verraten, ward hier vor einiger Zeit schon eine kurze Empfehlung mit auf den Weg gegeben. Zwei dieser Novellen kennen unsere Leser, da sie zum erstenmal in unseren „Monatsheften" veröffentlicht wurden. Die erste, **Das große Schweigen**, die dem Band auch den Titel gegeben hat (Leipzig, Ernst Keils Nachfolger), ist wohl in rein künstlerischer Hinsicht das Bedeutendste, was die Sammlung enthält; die letzte, „Schönheit", giebt etwa das Durchschnittsmaß der übrigen Novellen und Skizzen an. Mag man einzelne darunter, wie „Herzensirrtum", etwas künstlich konstruiert finden, es ist doch keine darunter, die nicht hoch über den Durchschnitt weiblicher Erzählungs- und Darstellungskunst hinausragte. Ganz freilich kann auch diese sonst so reife und objektiv schildernde Schriftstellerin die ihrem Geschlecht heute so geläufigen bitteren Empfindungen über das Los der Töchter „aus guter Familie" nicht unterdrücken, wie die „Vier Tage aus dem Leben einer Frau" verraten, aber — und das unterscheidet sie so vorteilhaft von den Emancipationsschriftstellerinnen — sie findet die Versöhnung, den Weg darüber hinaus, weil sie eben tiefer und unbefangener in das Frauenherz blickt als die Mehrzahl jener anderen, die immer wieder allein ihre eigenen kleineren oder größeren Schmerzen schreiben.

Auch Adalbert Meinhardt (Frl. Marie Hirsch) hat in ihrer Skizzen- und Novellensammlung, die den Märchentitel **Allerleirauh** trägt (Berlin, Gebr. Paetel), eine Geschichte, die in beweglichem Tone und ohne starke Sonderart von dem alten Leid und Weh der Frau erzählt, und von der geistreichen Auslegung schwierigerer Probleme aus dem Menschenleben, die die Verfasserin sonst auszeichnet, tritt dabei wenig zu Tage. Diesen Eigenton findet sie erst in den leichter gebauten Charakterbildern und Skizzen, die der mittelstarke Band sonst noch enthält. Vor allem die letzte, „Der verlorene Sohn" betitelt, ist ein solches Kabinettstück von eigenartiger Prägung. Es handelt sich um eine Auslegung und Ausgestaltung des wohlbekannten biblischen Gleichnisses, das neuerdings seines realistischen oder naturalistischen Gehaltes wegen so vielfach auch Gegenstand von Gemälden und Plastiken geworden ist; dieses Beitrags wegen allein, der mit Nietzschen Augen einmal die Kehrseite der Medaille betrachtet, lohnt sich die Lektüre des Buches.

Der Märchenstil, mit dem Adalbert Meinhardt ihren sonst realistischen Erzählungen einen eigenen Reiz zu geben weiß, ist auch das Kunstmittel, das Ossip Schubin in ihrer Hundegeschichte **Peterl** verwendet (Berlin, Gebr. Paetel). Sie erzählt in ihrer bekannten virtuosen Art die Geschichte vom armen Spitz, der, weil er nicht rasserein war, das Schloß verlassen und sich mit einem Obdach in der Kutscherwohnung begnügen mußte, bis er vom kleinen Schloßfräulein wieder aufgelesen und zu der alten Vornehmheit rehabilitiert wurde. Aber auch diesmal währte die Herrlichkeit nicht lange. Peterl weiß sich nicht zu benehmen und wird abermals verstoßen. Das kleine Fräulein geht aus, ihren Liebling zu suchen, verirrt sich aber dabei und — wird von dem mißachteten Peterl gerettet. Nun endlich ist der brave Kerl für immer obenauf, und seine Rasseunreinheit stört nicht mehr, er bekommt im Schloß seine Gnadenstelle. Das ist eine recht amüsante und nachdenkliche Geschichte, die manchem etwas zu sagen hat — Marie von Ebner-Eschenbachs „Krambambuli" ist es nicht.

Wenn jemand unter den neuen Schriftstellerinnen das Recht in Anspruch nehmen dürfte, in der Litteratur ihren weiblichen Vornamen hinter einem männlichen zu verstecken, so wäre es Elisabeth Heydemann-Möhring, die in ihrer Novellen- und Studiensammlung **Die Letzten** (Dresden, Heinr. Minden) eine so kräftige Feder führt und einen so männlich ausgeprägten Stil schreibt, daß man manchmal fast in Versuchung ist zu glauben, hier habe einmal jemand den Spieß umgedreht und ein weibliches Pseudonym angenommen. Auch die Stoffwahl der sechs Beiträge hat männliches Gepräge: wenig Reflexion, eine straff geschürzte, energisch durchgeführte Handlung, starke, aber innere Wirkungen, sichere Linienführung. Die herbe Geschichte vom Polfahrer Hatje Kristen ist ein kleines Meisterstück der Charakteristik und der einheitlichen Stimmung. Erfreulich wirkt besonders auch die bei aller Schwermut der meisten Stoffe frischfröhliche Fabulierkunst und -lust, die in dem Buche lebt. Alles in allem: eine zu nicht geringen Hoffnungen berechtigende neue Erscheinung auf dem weiten Markte weiblicher Schriftstellerei; ein Talent, das nach dieser — wenn ich nicht irre — Erstlingsprobe ihres Könnens eine Zukunft vor sich hat.

Mit Elisabeth Gnades Roman **Poldichl** (Dresden, Carl Reißner) wenden wir uns wieder mehr den Niederungen der Unterhaltungs-

lektüre zu. Zwar erhebt gerade dieser augenscheinlich den Anspruch, ein Problem zu lösen, den Widerstreit zwischen dem warmen Sonnenlicht des Glaubens und dem kalten „Nordlicht“ der atheistischen Wissenschaft, aber man thut, glaube ich, dem Werke keinen schlechten Gefallen, wenn man auf diese leitende „Idee“ kein allzu starkes Gewicht legt und sich vielmehr an die äußere, recht fesselnd und formgewandt, nur etwas gar zu pathetisch vorgetragene Handlung hält. Ein ganz in seiner Wissenschaft seliger Professor gerät mit seiner glaubensvollen Frau in Konflikt, den diese dadurch zu heilen sucht, daß auch sie sich mit heißem Bemühen dem Studium widmet. Aber sie findet kein Genügen darin, im Gegenteil: sie verliert allen Halt und wird nur noch im letzten Augenblick durch ihren Gatten dem selbstgewollten Tode entrissen. Während sie in einer Nervenheilanstalt Genesung sucht, erprobt ihr redlich im Dienste der Wissenschaft weiter arbeitender Gemahl ein Serum an ihrem Knaben. Aber da die Wissenschaft ihn täuschte und ihn statt des Heilmittels ein Gift finden ließ, stirbt das arme Opfer. Was nun? Er hat es doch so ehrlich gemeint ... Mit Zweifeln verläßt die Verfasserin den Professor, mit Zweifeln verlassen wir das Buch, ohne ihm gram sein zu können; denn es hat uns immerhin nicht alltäglich unterhalten.

Ungefähr auf derselben künstlerischen Stufe wie der Gnadeische Roman stehen drei andere weibliche Arbeiten, die auch insofern in Stoff und Behandlung nicht ohne gewisse Verwandtschaft sind, als sie alle drei der älteren Schule angehören. Clarissa Lobbes Roman **Im Weltgetriebe** (Berlin, Alfred Schall, Verein der Bücherfreunde) führt Vertreter des alten hohen Adels in ihrer abgeschlossenen Selbstgenügsamkeit mit Vertretern des durch Reichtum emporgekommenen geadelten Handelsstandes zusammen und fügt als Bindeglied die Familie eines einfachen Landpfarrers ein, dessen Sohn in ein unglückliches Liebesverhältnis zu dem Grafenkind verponnen wird, während ein Sproß des reichen Fabrikantenhauses durch die Liebe zu der Pflegetochter des Pfarrhauses gerettet und geadelt wird. — In fürstliche Sphären steigt Ursula Zöge v. Manteuffel mit ihrem Roman **Zur linken Hand** (zwei Bände; Dresden, E. Pierson) hinauf. Die Handlung, die übrigens zumeist recht spannend und nicht ohne episches Geschick und schriftstellerischen Geist vorgetragen wird, ist mit dem Titel hinlänglich gekennzeichnet. — Ein jüngeres Talent, das ernst an sich arbeitet, sich aber gerade deshalb noch mehr zügeln und zusammenraffen, öfter im stillen Teiche der Novelle als auf der hohen See des Romans ihr Schifflein treiben lassen sollte, ist Marie Bernhard, deren Charakteristik mit dem billigen Ehrentitel einer Nachfolgerin der Marlitt und Werner nicht erschöpft zu sein braucht. Ihr Roman **Ein Gottesmann** (Dresden, E. Pierson; zwei Bände) ruft mannigfache litterarische Erinnerungen wach: an Richard Voß' Drama „Die neue Zeit“, an Hermann Heibergs „Gegensätze“ u. s. w., und doch hat er — wenn auch nur in Stil und Stimmung — seine eigene, nicht schwache Persönlichkeitsnote. Den Widerspruch der Weltanschauungen, wie er innerhalb ein und desselben Hauses in der Familie des Pfarrers Deinhard zwischen Vater und Kindern hervortritt, hat die Verfasserin mit einer gewandten, einschmeichelnden und doch zu Herzen gehenden Art geschildert, ohne der harten Wahrheit des Lebens durch einen wohlfeilen sogenannten versöhnlichen Schluß nahe zu treten.

Es war vorauszusehen, daß das tragische Schicksal, dem vor einigen Jahren die in Berlin lebende junge Ungarin Juliane Déry zum Opfer fiel, die Romanphantasie ihrer weiblichen Genossen von der Feder zur Gestaltung locken würde. In der That ist denn auch einer dieser Déry-Romane schon erschienen; andere harren, wie ich höre, noch der Veröffentlichung. Maria Janitschek durfte hier wohl auf das Recht der Priorität Anspruch erheben, hat sie ihre starke Begabung doch schon früher an der Darstellung von allerlei Absonderlichkeiten des weiblichen Herzens und Charakters erprobt. Juliane Déry ging an der Disharmonie ihres aufgeregten Seelenlebens zu Grunde, an den halben Talenten, die ihr ein neidischer Dämon in die Brust senkte, an dem Zwiespalt zwischen Wollen und Können. Was sie schuf und lehrte, blieb **Stückwerk.** Das ist denn auch der Titel des Janitschekschen Romans (Leipzig, O. Gracklauer), der das Schicksal der Heldin begleitet von ihren ersten Jugendtagen in der ungarischen Pußta bis zu dem Sturz von dem Balkon auf das Berliner Pflaster. Der Wert des Buches liegt in den psychologischen Studien der künstlerisch veranlagten modernen oder dekadenten Frauenseele; auch diese Schöpfung aber ist Stückwerk geblieben, das nicht zur einheitlichen Kunstform und -wirkung durchgeführt ist. Eine Juliane Déry kann von einem verwandten Gemüt verstanden, nicht aber von einem verwandten, gleich ihr in sich unausgeglichenen, tastenden und aufgeregten Talente, wie die Janitschek es ist, künstlerisch bezwungen werden. F. D.

Fast zwei Jahre sind verflossen, seit an dieser Stelle (Augustheft 1899) über die Neubearbeitung berichtet wurde, der Prof. Dr. Max Semrau die weitbekannte und -verbreitete Wilhelm Lübkesche Kunstgeschichte unterzogen hat. Damals haben wir es für unsere Pflicht gehalten, der Empfehlung, die wir dem Werke in seiner neuen Form mit auf den Weg geben konnten, eine ausführliche Begründung voranzuschicken, in der zugleich die Grundsätze der ganzen Neubearbeitung auseinandergesetzt und warm anerkannt wurden. Beim Erscheinen des zweiten Bandes

dieses höchst verdienstlichen Unternehmens, aus dessen Illustrationsschatz wir damals außerdem ein paar charakteristische Proben mitteilen konnten, dürfen wir uns deshalb kürzer fassen, zumal da wir uns in allem wesentlich wiederholen müßten, wollten wir näher auf die Vorzüge auch dieses zweiten Bandes eingehen. Er behandelt **Die Kunst des Mittelalters** (Stuttgart, Paul Neff; 450 S.; Preis geb. 8 Mk.) und findet gleich dem ersten sein Hauptverdienst darin, unter gewissenhafter Berücksichtigung der neuesten Forschungen alles Wichtige kurz und klar, aber doch in ansprechender, fesselnder Sprache darzustellen. 456 Textabbildungen und fünf farbige Tafeln sorgen für die in einer Kunstgeschichte heute unerläßliche lebendige Anschauung. Mit der altchristlichen Kunst setzt die Darstellung ein, um dann nach einem Blick auf die mohammedanische zu der Kunst des christlichen Abendlandes überzugehen und in deren Rahmen mit besonderer Liebe die romanische und gotische Epoche zu würdigen. Mit Dank werden es die Benutzer empfinden, daß der neue Herausgeber und Bearbeiter sich hat angelegen sein lassen, Text und Abbildungen in innigen Zusammenhang zu setzen, so daß diese wirklich zur Illustrierung und Erläuterung der Darstellung dienen. Niemand aus den weitesten Kreisen der Gebildeten, der sich eingehendere Belehrung über Architektur, Plastik und Malerei des Mittelalters holen will, wird sich von dem Lübke-Semrauschen Werke enttäuscht finden.

Eine Ergänzung zu jeder Kunstgeschichte bringt Luise von Kobell's kulturhistorische Studie **Farben und Feste** (München, Vereinigte Kunstanstalten, Joseph Albert; 176 S.; Preis geh. 4 Mk.), die sich im wesentlichen mit dem Farbenluxus und der Farbenbedeutung auf den Festen aller Zeiten und Völker beschäftigt. Von den Religionsfesten der alten Ägypter an durch das Mittelalter und die farbenfrohe Renaissance führt uns die Schriftstellerin, die früher bereits ihre Feder an einer Schilderung der bayrischen Königsschlösser bewährt hat, bis auf die jüngsten Künstler- und Kostümfeste, für die Isar-Athen noch immer die unerreichten Muster liefert. Die römische Kaiserzeit und das ancien régime der französischen Könige bilden die Glanz- und Gipfelpunkte der mit lebhaftem Temperament und echter Künstlerfreude an allem Frohen und Lachenden durchgeführten Darstellung. Eine Anzahl gut gewählter Illustrationen begleitet den Text und macht das Buch für Künstler und Historiker auch praktisch nutzbar. —

Über unserer modernen Lebens- und Kunstanschauung erstrahlt von Tag zu Tag heller der Name John Ruskin. Es ist hier nicht der Ort, die ganze Fülle seiner noch immer mächtig wachsenden Anregung und Bedeutung kritisch zu entfalten; ein umfassenderes Lebensbild, verbunden mit einer allgemeinen Würdigung des einzigen Mannes, wird eins der nächsten Hefte unserer Zeitschrift bringen. Hier seien den Lesern nur die Wege gezeigt, die zu seinen Schriften selbst führen und zum intimeren Verständnis seiner Gesamtpersönlichkeit. Die ersten Verdienste um Ruskins Bekanntwerden und Würdigung in Deutschland hat der Verlag von Heitz u. Mündel in Straßburg. Hier hat Jakob Feis zum erstenmal, schon zu Anfang der neunziger Jahre, wenn ich nicht irre, als von dem mächtigen Förderer des Präraphaelismus, dem „größten Moralisten des Jahrhunderts", wie ihn Tolstoj genannt hat, bei uns nur ganz wenige etwas wußten, meisterhafte Übersetzungen und verständnisvolle Gedankenlesen aus Ruskins Hauptwerken erscheinen lassen, die ihm zuerst die Bahn brachen. Diese Ruskin-Bücher — ich nenne nur: **Die Steine von Venedig** (2 Bde.; geb. je 2 Mk.), **Wege zur Kunst** (2 Bde., zus. geb. Mk. 4,50), **Aphorismen zur Lebensweisheit** (geb. Mk. 2,50), **Was wir lieben und pflegen müssen** (geb. 2 Mk.), **Was wir arbeiten und wirtschaften müssen** (geb. 3 Mk.; sämtlich bei J. H. Ed. Heitz, Straßburg) — haben noch heute, da die Bewunderung und Verehrung für den großen englischen Schriftsteller bei uns so gewachsen ist, daß eine deutsche Gesamtausgabe seiner Werke unternommen werden kann, ihren ungeschmälerten Wert. Sie bringen den Leser unmittelbar an den Kern der Ruskinschen Gedankenfrüchte heran und enthüllen uns das Wesen seiner Ideen in seiner ganzen Klarheit und Größe. Sie werden deshalb auch neben der Gesamtausgabe ruhig fortbestehen können, zumal da sie von Abbildungen begleitet sind, die das Verständnis an manchen Stellen nicht wenig erleichtern. Auch die hübsche, gefällige und handliche Ausstattung dieser Einzelbändchen verdient Anerkennung und Empfehlung. Ihr Übersetzer und Herausgeber zwar ist inzwischen verschieden; er konnte also den siegreichen Eroberungszug der Ruskinschen Gedanken nur prophetisch ahnen, ohne ihn noch recht mitzuerleben, so sehr er selbst auch für sich von dessen großem Evangelium durchdrungen war: das individuelle und soziale Leben als Kunstwerk zu stande zu bringen, welches Menschenleid zu mildern und Freuden zu erhöhen vermöge. Ihm war Ruskin ein persönliches Erlebnis, und so suchte er ihn auch den anderen zu vermitteln, ohne sichtende Kritik, ohne Gelehrsamkeit und Wissenschaft und die von diesen Mächten verbreitete Klarheit im einzelnen, aber mit der Wärme eines guten gläubigen Herzens, die so leicht nicht ihre Wirkung verfehlt. — Und dennoch! Wir müßten nicht Deutsche sein, wenn uns nicht, sobald wir den Mann und sein Lebenswerk einmal liebgewonnen, gelüstete nach dem Ganzen, nach einem unverfälscht, ungemischt und ungemindert gegebenen Ganzen. Das verspricht uns — wenigstens für Ruskins ästhetische Werke — die neue Ausgabe, die nach und nach bei Eugen Diederichs in Leipzig erscheinen soll. Drei Bände davon liegen bisher vor. Schon ihre sonderbar anmutenden Titel sind für den Eigengeist Ruskins bezeichnend. Sie heißen: **Die sieben Leuchter der Baukunst** (mit 14 Tafeln, übersetzt von Wilhelm Schoelermann; brosch. 6 Mk., geb. 7 Mk.), **Sesam und Lilien**

(übersetzt von Hedwig Jahn; brosch. 3 Mk., geb. 4 Mk.) und **Der Kranz von Olivenzweigen** (übersetzt von Anna Henschke; brosch. 3 Mk., geb. 4 Mk.). Diese Diederichsche Ausgabe, mit künstlerischem Buchschmuck von J. V. Cissarz, mit Umschlagzeichnung von Otto Eckmann, ist, wie gesagt, die erste und einzige in Deutschland, die ein vollständiges Bild von den Ansichten Ruskins und damit von seiner Persönlichkeit giebt. Wer ganz in den Mann, der selber allzeit zum Ganzen strebte, eindringen und gedankenvertraut mit ihm verkehren will, wird ihn hinfort — wofern er ihn nicht im englischen Urtext genießen will — in dieser Ausgabe suchen müssen. Der erste Band enthält im wesentlichen Ruskins kritische Bauphilosophie und sein architektonisches Glaubensbekenntnis, dessen Gottheit die Gotik war. Man braucht nicht mit ihm auf sie zu schwören und wird doch tausendfache nachhaltige, allgemeingültige ethisch-schöne Anregungen aus dem Buche gewinnen. Denn das Buch ist für den Kunstsuchenden, nicht für den Kunstwissenden geschrieben: ein Bädeker ist Ruskin nicht. In all und jedem will er als lebendige Persönlichkeit genommen werden, die sich einem nur erschließt, wenn man selbst unter seinem Hauche lebendig geworden. Auch hier sind erläuternde Zeichnungen zahlreich in den Text eingestreut. Allgemeiner ist der Inhalt des zweiten Bandes, der die reifste Frucht Ruskinscher Lebensweisheit enthält. Er handelt von den „Schatzhäusern des Königs“, worunter Ruskin eine individuell gewählte und gepflegte Bibliothek versteht, erörtert die Frage, wie und was wir lesen sollen, entwickelt Ruskins Ansicht von der königlichen Macht, die der Frau für die Gestaltung des Lebens zuerteilt ist, und spricht über das „Geheimnis des Lebens und seiner Künste.“ Der dritte Band endlich ist mehr socialer Natur: er enthält vier Vorträge über Arbeit, Handel, Krieg und Englands Zukunft. Zur Einführung empfiehlt sich die Lektüre gerade dieses Bandes vielleicht am ersten: es lebt auch hierin schon der ganze Ruskin, aber er spricht am deutlichsten, knappsten und eindeutigsten zu uns; haben wir ihn hier erfaßt, wird er uns aus den übrigen Bänden um so vertrauter entgegentreten.

Seit kurzem haben wir auch ein deutsches Buch über das Leben und Lebenswerk des englischen „Redners, Poeten und Propheten“: **John Ruskin** von Sam. Saenger (Straßburg, J. H. Ed. Heitz; geb. 4 Mk.). Bescheiden nennt es der Verfasser einen Essay und sucht sein Verdienst in der Kürze, die ihm ein Sporn war zur Besinnung auf das Wesentliche der Leistung, auf das Eigenste der Persönlichkeit, auf das an beiden mutmaßlich zur Unvergänglichkeit Bestimmte. Das Ethische ist ihm Kern und Krone an dem Ruskinschen Schaffen und Wirken; Ruskins Gesellschaftskritik steht ihm an dauernder Bedeutung der Kunstkritik voran, die ihm freilich überhaupt, seinem philosophischen Bildungsgange entsprechend, ferner liegt. Nicht allgemeiner Zustimmung wird es, wie der Verfasser bereits vorausgesehen, begegnen, wenn er sich bemüht, die Gesamtsumme des Ruskinschen Lebens und Denkens auf knappe, klare Formeln, sogenannte „Merksätze“ zu bringen: sie rauben der Darstellung gar zu leicht das Lebensvolle und geben nur die Teile ohne das geistige Band. Auch das rein Persönliche ist doch wohl etwas gar zu sehr unterschätzt: vielen Lesern wäre zweifellos mehr über den äußeren Lebensgang des seltsamen, eigenwüchsigen Mannes erwünscht gewesen, dem Saenger fast zu viel ruhige, kühle und fremde Objektivität anstatt mitschwingender und mitglühender Liebe entgegenbringt. Das Verdienst des Ganzen aber können diese Einwendungen nicht schmälern: als Anreger, Führer, Leiter und Erläuterer wird der Verfasser, der zudem vorläufig ohne einen deutschen Wettbewerber dasteht, von allen Ruskin-Lesern Dankbarkeit und Anerkennung ernten.

Feuilletonistisch temperamentvoller und bewegter sind die Aufsätze, die Benno Rüttenauer in seiner Essaysammlung **Symbolische Kunst** veröffentlicht (Über Kunst und Neuzeit. V. Heft. Straßburg, J. H. Ed. Heitz). Das auch sonst äußerst lebendig und anregend geschriebene Bändchen enthält außerdem Aufsätze über Félicien Rops, über die Romantik und den Präraphaelismus und über Dante Gabriel Rossetti. Es sind hier also Entwickelungsgänge aus dem modernen Kunstleben erörtert, die auch in diesen Blättern wiederholt Gegenstand von Charakteristiken und Monographien waren; wer solche Dinge gern von verschiedenen Seiten, aus verschiedenen Gesichtspunkten betrachtet und beleuchtet sieht, dem sei das geistvolle Buch von Rüttenauer angelegentlich empfohlen.

„Das Gefährlichste, was wir jetzt thun können,“ heißt es in der Einführung zu der Diederichschen Ruskin-Ausgabe, „und in einigen übereifrigen Kreisen schon thun, ist auf Ruskin als den unfehlbaren Orakelmann zu schwören, weil er aus England kommt. Wir Deutschen schwanken noch zwischen Anglomanie und Anglophobie haltlos hin und her. Es wird Zeit, daß wir uns auf uns selbst besinnen und den Unterschied zwischen lernen und nachahmen begreifen. Ruskin war seinem Volke ein Erzieher; uns kann er nur ein Anreger sein.“ Ein Anreger, der auch uns auf unsere eigenen Wege weist, auf die geheimen Quellen unserer Volkskraft, die nur befreit zu werden brauchen, um frisch und kräftig zu sprudeln. Denn **Das Verlangen nach einer neuen deutschen Kunst** ist heute so stark vorhanden wie kaum je zuvor. Deshalb ist es wieder ein höchst zeitgemäßer Titel, den das so benannte Büchlein von Theodor Volbehr, dem verdienstvollen Leiter des Magdeburger Museums, führt (Leipzig, Eugen Diederichs. Mit Buchschmuck von Heinrich Vogeler-Worpswede; geh. 2 Mk., geb. 3 Mk.). Volbehr geht dem historischen Werden dieser Sehnsucht nach und findet ihre Wurzeln in den Kunstanschauungen des jungen Goethe und Herder. Dieser ganze Nachweis aber soll nur der Gegenwart dienen, für deren

Kampf um die neue Kunst Volbehr aus der deutschen Vergangenheit starke Bundesgenossen wirbt. Er hofft, daß endlich die alten pedantischen Forderungen: „Die Kunst soll!“ — und „die Kunst soll nicht!“ verstummen werden, wenn nachgewiesen werden kann, daß die Thorheit solcher Forderungen von den Vätern unserer Kultur schon vor mehr als hundert Jahren erkannt wurde. Denn alle Sehnsucht nach einer neuen deutschen Kunst war und ist nichts weiter als das Verlangen nach einer Kunst, die aus dem Herzen der Künstler hervorquillt. „Neu“ sein, heißt darum nur: der Gegenwart entsprechen, aus der eigenen Zeit die Kräfte ziehen, und „deutsch“ sein heißt nichts weiter als: dem Lande, dem Boden entsprechen, aus dem wir erwachsen sind. Deshalb ist es die Pflicht derer, denen die Beschäftigung mit der Kunst mehr ist als eine Ausfüllung müßiger Stunden, das Verlangen nach einer neuen deutschen Kunst in dem Sinne Herders und des jungen Goethe zu mehren, das will heißen: für die Ausbreitung des Glaubens an die Berechtigung einer subjektiven, zeitgemäßen Kunst zu arbeiten. Vielleicht, daß dann doch einst A. W. Schlegels Traum von der vollendeten Harmonie des Lebens und der Kunst in einer deutschen Blütezeit der Künste zur Wirklichkeit wird.

Eng mit diesem Gedankengang Volbehrs berührt sich eine kleine Bekenntnisschrift Henry Thodes über das Thema **Kunst, Religion und Kultur** (Heidelberg, Carl Winters Universitätsbuchhandlung; 60 Pf.). Die Entstehung der Schrift hat einen ganz besonderen Anlaß. An Professor Thode war nach Herman Grimms Rücktritt der Ruf an die Universität Berlin ergangen. Als er den Ruf ablehnte und in Heidelberg zu bleiben erklärte, veranstaltete die Studentenschaft der Ruperto-Carola dem Lehrer zu Ehren eine Feier, bei der Thode dann aus dem Stegreif die nun nach der Nachschrift einiger Zuhörer im Druck vorliegende Ansprache hielt. Und wir haben alle Ursache, dem fleißigen Stift dieser pietätvollen Zuhörer dankbar zu sein, denn er hat uns eine Rede überliefert, die mit ihrer idealen Begeisterung in den Herzen der deutschen Jugend bleibenden Nachhall verdient und die diese Wirkung um so eher finden wird, je unmittelbarer sie aus der frischen Empfindung des erhebenden Augenblicks geboren ist. „In die Tiefe und aus ihr die Kultur! Die Verwirklichung einer deutschen Kultur von innen heraus und im Aufblick zu den Ideen unserer germanischen Genies“ — darin gipfeln auch Thodes Ausführungen. —

Bald nach den Tagebuchaufzeichnungen von Schick, die kürzlich hier besprochen, wenige Monate nach des Meisters Tode, ist nun auch die erste umfassende und kritisch gesichtete Biographie **Böcklins** erschienen (Band 40 der Sammlung „Geisteshelden“. Mit drei Bildnissen, Faksimile und Notenstück. Berlin, Ernst Hofmann u. Co.; geh. Mk. 2.40, geb. Mk. 3,20). Ihr Verfasser, Henri Mendelsohn, hat auf wiederholten Studienreisen den Stoff dazu zusammengetragen und dem Lebensbilde durch reichliche Verwertung zeitgenössischer Briefwechsel und Aufzeichnungen einen historischen Hintergrund gegeben, auf dem die Gestalt Böcklins erst zur vollen Geltung kommt. Auch bisher unbekannte Briefbekenntnisse des Meisters sind zahlreich benutzt, wie denn die Darstellung überhaupt erfolgreich bemüht ist, ein menschliches Gesamtbild des Gefeierten zu geben. Dementsprechend haben die äußeren Lebensschicksale des Baseler Meisters eingehende Berücksichtigung gefunden, und nur im innigen Zusammenhang damit werden seine bedeutenderen Werke nach ihrem Stimmungsgehalt, ihrem geistigen Inhalt, ihrer malerischen Technik in geistvoller, ernster Weise erläutert.

Die kleine ausgewählte Reihe von Künstlermonographien, die der Verlag von Schuster und Loeffler in Berlin herausgiebt, ist neuerdings um eine weitere bereichert worden: in Band VI hat Franz Hermann Meißner ein Lebensbild und eine künstlerische Charakteristik **Franz von Defreggers** gezeichnet. (Geb. in Decke von Hans Thoma 3 Mk.) Die volkstümlichen Kreise, für die das Unternehmen in erster Linie bestimmt ist, werden dem Verfasser besonders dafür dankbar sein, daß er es nicht verschmäht, mit der Darstellung der künstlerischen Entwicklung des Tiroler Meisters eine liebevoll eingehende Schilderung seines äußeren Lebensganges zu verknüpfen und die bedeutendsten der Defreggerschen Gemälde eingehend zu erklären und zu erläutern. Achtundzwanzig Reproduktionen nach Werken des Malers sind dem auch sonst vornehm ausgestatteten Bande eingefügt. F. D.

Die Naturwiedergabe in der älteren griechischen Kunst. Von Emanuel Löwy, Professor an der Universität in Rom. (Rom, Verlag von Loescher u. Co. [Bretschneider u. Regenberg].) — Ein eigenartiges Schriftchen, das wir der Aufmerksamkeit aller derjenigen empfehlen, welche der Kunst ein tieferes Interesse entgegenbringen. Dasselbe erörtert, im Hinblick auf die griechische Kunst, aber mit durchsichtiger Anwendbarkeit auf jedwede Kunstentwickelung, das Verhältnis der künstlerischen Darstellung zu ihren Vorbildern in der Wirklichkeit. Eine systematische Durchführung dieses Gesichtspunktes ist unseres Wissens in der Kunstgeschichte bisher nicht versucht worden. Doch will die vorliegende Schrift nicht hierbei stehen bleiben, sondern den Erscheinungen auf den Grund gehen. Jeder, auch der Laie, kennt aus altgriechischen Kunstwerken eine Reihe von Eigentümlichkeiten, mit denen die Kunst sich zur Wirklichkeit in auffälligen, nicht selten schroffen Gegensatz stellt. Ein gut Teil dieser Eigentümlichkeiten kehrt in der altorientalischen, wie in der Kunst

heutiger Naturvölker und selbst den Zeichenversuchen unserer Kinder wieder. Dieselben beruhen nun nicht auf Zufall oder Laune, sondern auf einem, aller werdenden Kunst zu Grunde liegenden Gesetz: nicht, wie meist geglaubt wird, von unmittelbarer Nachahmung des in der Natur Geschauten geht die Kunst aus, sondern was sie wiederzugeben sucht, sind zunächst die Bilder der Gegenstände, wie sie in unserer inneren Vorstellung leben und gegenüber der Wirklichkeit vielfache, grundsätzliche Abweichungen aufweisen. Dieser Parallelismus der archaischen Kunst mit den Formen der geistigen Vorstellung wird an zahlreichen typischen Beispielen aus Zeichenkunst, Relief und Rundplastik erhärtet und gezeigt, wie langsam und stückweise durch Beobachtung der Natur jene geistigen Bilder in naturentsprechende umgewandelt werden, dabei aber noch anscheinend hochentwickelte Kunstschöpfungen überraschende Abhängigkeit von jenen ursprünglichen Gesetzen erkennen lassen. Es handelt sich dabei um ebenso geistvolle wie geschmackvoll vorgetragene Gesichtspunkte, und der Verfasser, dessen Verdienste um das Kunststudium in Rom die höchste Anerkennung genießen, bewährt seine wissenschaftliche Gewissenhaftigkeit in vollem Maße. Die Ausstattung ist geradezu musterhaft; dreißig Abbildungen erhöhen das Verständnis wesentlich; der Druck in lateinischen Lettern auf ausgezeichnetem Papier entstammt der Druckerei des italienischen Senats in Rom. G.

* * *

Sehr zeitgemäße Saiten scheint ein neues Buch von Ludwig Geiger: **Das junge Deutschland und die preußische Censur** (Berlin, Gebrüder Paetel) anzuschlagen, thatsächlich aber hält es sich von allen unmittelbaren Vergleichen derjenigen Zeit, wo Gutzkows, Laubes, Mundts und Wienbargs Schriften durch einen Bundestagsbeschluß ein für allemal verboten wurden, mit den Tagen der glücklich abgewendeten Lex Heinze fern und beschränkt sich darauf, in möglichst wissenschaftlicher Tendenzlosigkeit aus zum größten Teil bisher unerschlossenen archivalischen Quellen eine genaue und zuverlässige Darstellung jener litterarischen Kämpfe zu geben. Das Licht, das dabei auf einzelne Zugehörige zum jungen Deutschland fällt, ist nicht immer günstig, namentlich Laubes und Mundts Charakterbilder erfahren Ergänzungen, die wenig angenehm überraschen. Zur geschichtlichen Erkenntnis des Wesens und Wirkens der preußischen Censur stellt das Buch einen wertvollen Beitrag dar. —l.

* * *

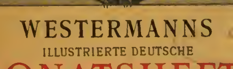
Der Entwickelungsgedanke in der gegenwärtigen Philosophie. Festrede, gehalten am Stiftungstage der Kaiser-Wilhelms-Akademie für das militärärztliche Bildungswesen am 2. Dezember 1899 von C. Stumpf, ord. Professor an der Universität zu Berlin. (Leipzig, Verlag von Johann Ambrosius Barth.) — Professor Stumpf giebt in dieser Festrede in knappem Rahmen ein scharfumrissenes Bild der Entwickelungslehre und ihrer Wirkung auf die neuere Philosophie, die sich in vertieften, erweiterten und zum Teil ganz neuen Anschauungen auf allen entsprechenden Gebieten dokumentiert. M. Dr.



Redaktion unter Verantwortung von Dr. Adolf Glaser in Berlin und Dr. Friedrich Düsel in Berlin-Friedenau.
Druck und Verlag von George Westermann in Braunschweig.

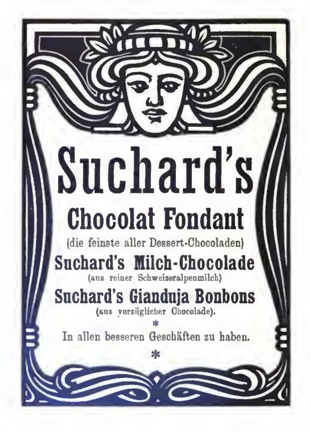
Alle für die Redaktion bestimmten Sendungen sind zu richten an:
die Redaktion von Westermanns Illustrierten Deutschen Monatsheften in Braunschweig.

45. Jahrg. Juli 1901. Heft 538.



WESTERMANNS
ILLUSTRIERTE DEUTSCHE
MONATSHEFTE
FÜR DAS
GESAMTE GEISTIGE LEBEN DER GEGENWART.

BRAUNSCHWEIG.
GEORGE WESTERMANN.



Weltausstellung Paris 1900: „GRAND PRIX“

Höchste Auszeichnung



Die Leute von Valdaré.

Ein Roman aus den Dolomiten

von

Richard Voß.

IV.

Zwanzigstes Kapitel.

Andram Piaza kann seine Mutter nicht begraben, und aus dem Zirbenbaum vom Jaöllaplan wird ein Sarg gezimmert.

In Valdaré war's, als hätte das Messer, welches den Glockenstrang durchschnitt, das Leben des Dorfes ins Herz getroffen.

In ihrem Haß gegen den Priester hatten die Dorfleute dem Meßopfer nicht mehr beigewohnt, hatten sie die Predigt nicht mehr gehört, die Beichte nicht mehr abgelegt, mit dem Geistlichen das heilige Mahl nicht mehr geteilt, die Kirche kaum noch betreten. Plötzlich nun war's, als könnten sie ohne Gottesdienst keinen Tag länger leben.

Um ihrem Geistlichen wehe zu thun, waren sie früher hinab nach Crocetta zur Messe gegangen. Jetzt wollten sie von keiner anderen Kirche etwas wissen als von der ihrigen.

In Basil Campills Branntweinstube wurde der Vorschlag gemacht: man sollte die Kirche gewaltsam öffnen, sollte einen neuen Strang an der Glocke befestigen, sollte — wenn der Meßner sich weigerte — von einem anderen läuten lassen.

Der Vorschlag ward unter lebhafter Mißbilligung allgemein verworfen: die Kirche sollte vom Geistlichen geöffnet, die Glocke vom Meßner geläutet werden!

Von ihrem Meßner, von ihrem Geistlichen ...

Basil Campill gab höhnend den Rat: sie sollten einmütig zu Andram Piaza gehen und diesen inständig bitten, die Glocke wieder zu läuten, die Kirche wieder zu öffnen; sie sollten bereuen, büßen, zu Kreuze kriechen.

Das wollten sie ebensowenig. Nicht bitten wollten sie, nicht sich unterwerfen. Ihr Recht wollten sie haben! Und war ihnen dieses geworden, so wollten sie ihren Priester verjagen; am liebsten ihn steinigen und kreuzigen.

Wiederum erhielt der Pfarrer von Crocetta den Besuch der Männer von Valdaré. Er frug: „Was begehrt ihr von mir?"

„Euren Rat, Hochwürden."

„In welcher Sache?"

„Gegen unseren Priester."

„Eures Priesters wegen ginget ihr ja nach Brixen zum Bischof."

„Der Bischof haif uns nicht."

„Ich kann euch noch weniger helfen."

Sie baten jedoch: „So rotet uns wenigstens."

„Also laßt hören."

„Andram Plaza, unser Geistlicher, hat die Gemeinde exkommuniziert, wie es ja wohl heißt."

„So heißt es."

„Unsere Glocke wird nicht mehr geläutet, und unsere Kirche bleibt geschlossen. Hochwürdiger: unsere Glocke und unsere Kirche!"

Der Hochwürdige wollte erwidern: Zu alledem fehlt eurem Priester jede Befugnis. Andram Plaza überschreitet sein priesterliches Recht und hat sich dadurch schwer vergangen. Er ist schuldig geworden und wird sich verantworten müssen: vor einem geistlichen Gericht und vor dem Bischof, bei dem ihr ihn anklagtet, und der euch fortschickte, ohne euch zu glauben.

So wollte der Hochwürdige den Männern von Valdars erwidern, unterdrückte indessen die Antwort, sogte nur:

„Wenn ihr euch wirklich von mir wollt beraten lassen —"

„Wir bitten Euch, Hochwürden."

„So rate ich euch: begebt euch ein zweites Mal nach Brixen zum hochwürdigsten Herrn Bischof."

Die Männer stonden zweifelnd und stumm. Endlich meinte einer:

„Der hochwürdigste Herr Bischof sprach scharf zu uns. Wir gehen lieber nicht wieder nach Brixen."

„Wie ihr wollt."

„Lieber gehen wir dieses Mal nach Wien zu unserem allergnädigsten Herrn Kaiser."

Langsam und nachdrücklich sagte der Ehrwürdige: „Geht noch Brixen, ihr Männer! Dieses Mal wird der Bischof anders zu euch reden, ganz anders. Helfen wird er euch dieses Mal."

Da gingen die Männer ein zweites Mal nach Brixen, brachten nach langem Warten beim Bischof ihre zweite Klage wider ihren Priester vor und wurden — wie der Pfarrer von Crocetta vorausgesagt hatte — dieses Mal nicht hart angelassen. Aber einen bestimmten Bescheid erhielten sie auch jetzt nicht.

* * *

Valdors lag ohne einen Sonnenstrahl tief begraben im Schnee.

Seit Menschengedenken war kein solch kalter Winter gewesen, woren keine solchen Schneemengen gefallen.

Unmöglich war's, nach Valdars hinauf-, unmöglich von Valdors hinabzugelangen.

Geschieden von der Welt lag das Dorf in seinem dunklen Alpenwinkel, von allem Leben der Erde durch Eismauern getrennt.

In anderen Wintern war wenigstens das Glockengeläut Schall und Hall gewesen — jetzt war auch dieser Ton verstummt.

Nichts unterbrach mehr die Lautlosigkeit; über Valdars ruhte Kirchhofsstille.

Jeden Morgen um die Stunde der Frühmesse versammelten sich die Leute bei ihrem Gotteshaus. Eine Weile standen sie stumm vor der verschlossenen Thür, als erwarteten sie, diese würde durch ein Wunder plötzlich aufspringen und Eintritt gewähren in ihr armseliges Heiligtum, welches ihnen jetzt ein Aufenthalt der Seligen dünkte. Wenn dann das Mirakel sich nicht vollzog, gingen sie auseinander, schweigend, wie sie gekommen waren.

Nicht alle Männer jedoch begaben sich von dort zu Basil Campill, sondern viele begleiteten ihre Frauen nach Hause: der Branntwein hatte plötzlich für die meisten seine Zauberkraft eingebüßt; denn es war eine schwere Sünde, zu trinken, solange die Glocke nicht geläutet ward und die Kirchenthür verschlossen blieb. Und sie wollten sich nicht mit Sünden beladen, dem Pfaffen zum Trotz, der sie am liebsten in Sünden hätte umkommen lassen.

Die ungewöhnlich grimmige Kälte und starken Schneefälle, welche Stürme von nie erlebter Heftigkeit begleiteten, hielten die Dorfleute einmütig für eine Folge von dem, was Andram Plaza über sie verhängt hatte. Alle böse Gewalten hatten jetzt Macht über das gottverlassene Dorf. Der schreckliche Orco vom Col Maladét und die schlimmen Bregóstanes konnten jetzt kommen, Hexen und Kobolde ihr höllisches Wesen nach Herzenslust treiben. Selbst die guten Gannes und alle die onderen freundlichen Geister Ladiniens vermochten nichts mehr, seitdem Valdars unter dem Kirchenbonn lag.

Die Furcht stieg zum Entsetzen, als in einer Nacht ein prochtvoller Komet mit lan

gem, dunkelglühendem Schweif am Himmel sich zeigte: gerade über dem Sas da Nü. Das war der feurige Drache aus dem See von Bon, der über Valdarè hinflog und den Bewohnern ihren bevorstehenden Untergang anmeldete, wenn — die Glocke nicht bald wieder geläutet, die Kirchenthür nicht wieder aufgethan ward.

Vor dem Frühling konnte das nicht geschehen. Denn kein Bote des Bischofs, kein neuer Priester, konnte vorher zu ihnen gelangen, um den Bann von ihnen zu nehmen.

Bis zum Frühling mußten sie bleiben unter dem Fluche, den ihr eigener Priester über sie ausgesprochen.

Ihr eigener Priester!

* * *

Andram blieb fest.

Seiner Leiden achtete er dabei nicht, er fühlte nur die seiner Gemeinde. Sie zerrissen ihm das Herz; doch fest blieb er, erkennend, daß nur aus dem Leiden die Hilfe kommen würde. Mochte in Gottes Namen ein anderer Priester ernten, was er im blutigen Schweiß seiner Seele gesät hatte.

Denn auch von dem zweiten Gange nach Brixen zum Bischof erfuhr er und verhehlte sich nicht, daß seine Angelegenheit dieses Mal schlimm stand. Mit Bestimmtheit erwartete er, zur Rechenschaft gezogen und schwer bestraft zu werden.

Im Frühling würde beides erfolgen; bis dorthin konnte er seine Sache durchgekämpft, konnte er sie gewonnen haben.

Auch um Salva litt er von neuem, freilich dieses Mal in ganz anderer Art. Für sein Leben gern hätte er die Vereinigung der beiden gesegnet; und nun war er selbst derjenige, der ihren Bund verzögerte, der ihn zu schließen einem anderen überlassen mußte.

Er fühlte, wie Salva ihm grollte, und daß sie — gerade wie seine Gemeinde — sich von ihm wendete, und er wußte: ihre Seele kam nicht wieder zu ihm zurück.

Aber er blieb fest.

Das größte Leid sollte ihm jedoch im Elternhause beschieden werden. Der starke Mann brach unter der Wucht dieses Schicksalschlages fast zusammen. Indessen — fest blieb er doch.

Kurze Zeit vor Weihnachten erkrankte Mutter Jakobine, und schon nach wenig Tagen ging es mit ihr zu Ende.

Die Kirche, deren Thür er für seine ganze Gemeinde mit eigener Hand verschlossen hatte, durfte er nicht öffnen, um daraus für seine Mutter das höchste Gut, welches für sie das letzte Heil war, zu entnehmen — er durfte nicht!

Seine Mutter rang mit dem Tode, schrie nach dem letzten Sakrament, schrie nach dem Priester, diesen anflehend: ihr die heilige Wegzehrung zu spenden — und der Priester, der ihr Sohn war, durfte nicht.

Petro Plaza vermochte nicht, den Jammer mit anzuhören; er verließ das Sterbezimmer und das Haus, irrte draußen umher und wartete, daß es in seinem Hause still werden sollte.

Am Sterbebette lag Andram auf den Knien; und ebenso verzweifelt, wie seine Mutter ihn anrief, schrie des Priesters Seele zu Gott empor. Mit Todesqual rang auch der Lebende. Aber seiner Mutter letzte Bitte durfte er nicht erfüllen.

Endlich schrie und bat die Sterbende nicht mehr; sie hatte sich darein ergeben, so unchristlich zu sterben, wie ihr Sohn es über sie verhängte. Still lag sie da und hielt die Augen geschlossen.

Mit ersticktem Stöhnen betete Andram; bisweilen schluchzte er jammervoll auf, als wollte sein Herz brechen. Dann betete er wieder. So währte es die ganze Nacht.

Plötzlich öffnete Mutter Jakobine noch einmal die Augen und sagte mit klarer Stimme: „Mein lieber Sohn Andram, verzeih mir, daß ich dir meine Sterbestunde so schwer machte. Auch ohne den letzten Trost sterbe ich getröstet. Denn ich schenkte meinem lieben Manne einen guten Sohn und dem Herrn einen treuen Diener. Ja! Getröstet gehe ich von hinnen, wenn du mir versprichst, mich nicht eher zu begraben, bis du zu meinem Begräbnis die Glocke launst läuten lassen, unsere Glocke von Valdarè.“

Und als Andram zu dieser Bitte jammervoll aufstöhnte, hob die Sterbende mühsam die Hand, tastete nach des Sohnes Antlitz, strich zärtlich darüber hin und sagte liebreich:

„Ehe du in Valdors Priester wurdest, konnten wir ja auch unsere Toten nicht begraben. Laß mich also über der Erde bleiben, bis es Frühling geworden ist. Im Frühling kannst du für mich gewiß unsere Glocke läuten.“

Ihre Worte sollten für ihren lieben Sohn ein letzter Trost sein. Aber Andram war zu Mute, als hätte sie ihm sterbend geflucht. Auch deshalb war er ja in Valdors Priester geworden: damit einstmals seine Mutter — rief sie der Herr während des Winters zu sich — gleich in ihr Grab gelegt werden konnte. Und jetzt mußte sie selbst bitten, sie so zu begraben, wie früher die Leute von Valdars ihre Lieben bestatten mußten: erst wenn es wieder Frühling geworden.

Den Weg nach Crocetta hinab hatte der strenge Winter selbst für die Jüngsten und Stärksten ungangbar gemacht. Aber wäre es auch möglich gewesen, ihn zu benutzen, so würden ihn die Dorfleute diese Weihnacht doch nicht gegangen sein: sie wollten bei ihrer Kirche bleiben, war sie auch geschlossen, und erklang auch die Glocke nicht.

Zu der Stunde, wo das Heil der Welt dieser von neuem geboren ward, scharten sich Männer und Weiber, jung und alt um die Kirche, die unter einem matten Sternenhimmel dunkel und grabesstill dalag. Den von ihrem Gotteshause Ausgeschlossenen war zu Mute, als wäre heute das Heil für die ganze Welt geboren worden, nur nicht für sie.

Dahin mußte es kommen!

* * *

Nun lag Mutter Jakobine als stille Frau auf dem Schragen, neben dem keine Schale voll Weihwassers stand, keine geweihte Kerze brannte. Tag und Nacht war das kleine Fenster geöffnet, um die eisige Winterluft einzulassen, und jede Nacht hielt Andram in der Kammer Wache, um seine tote Mutter vor Füchsen zu schützen. Es war die einzige Liebesthat, die er ihr, solange ihr Leib noch auf Erden weilte, zu erweisen vermochte.

Da Andram in seiner verschlossenen Kirche keinen Gottesdienst halten durfte, so hielt er solchen neben seiner Mutter Leichnam.

In dem Hause, darin die stille Frau lag, ward kein lautes Wort gesprochen, gingen die Bewohner auf den Zehen, als störte jedes Geräusch die Ruhende. Petro Plaza konnte die Qual der letzten Tage seiner guten Frau gar nicht verwinden. Beständig hörte er die Sterbende ihren Sohn vergebens um das Sakrament anflehen und wurde über die in seinem Inneren ertönende Geisterstimme beinahe tiefsinnig. Aber täglich von neuem sagte er zu Andram: „In Gottes Namen, du durftest nicht anders.“

Weihnachten kam.

Eine heilige Nacht ohne Mitternachtsläuten, Christmette und Kerzenglanz. Auch ohne Krippe. Denn nicht einmal die unschuldigen Kindlein konnte der Herr heute zu sich kommen lassen.

* * *

Weihnachtsheiligabend begab sich Verena Cusa zu dem Priester. Schüchtern stand sie an der Thür, sagte fast demütig: „Ihr habt mir in meinem Leid wohlgethan wie auf Erden kein anderer Mensch. Müßt nun den Schmerz um Eure Mutter erdulden, und ich kann Euch dabei nicht wiederum Gutes erweisen. Dagegen sollt Ihr heute von neuem mir geben: Seht, es ist Heiligabend, und an diesem werdet Ihr meine herzliche Bitte gewiß nicht abweisen. Ich möchte Euch so gern etwas für Eure liebe Mutter bringen.“

Andram erwiderte bewegt: „Gute Verena, mit innigem Dank nehme ich von Euch für meine Mutter, was es auch immer sei!“

Ängstlich wehrte die Frau ab: „Zuvor müßt Ihr erfahren, was es ist. Wißt Ihr's erst, dann weist Ihr mich vielleicht doch ab. Denn es klebt begangenes Unrecht daran. Aber ich würde Euch nicht bitten, meine Gabe für Eure Mutter anzunehmen, wäre es nicht auch gesühntes Unrecht. Ihr wißt selbst, wie vollständig es gesühnt ward.“

„Wovon redet Ihr, gute Verena?“

„Auf Hof Freina liegt noch immer ein Teil des Zirbenbaumes vom Faëllaplan: denn ich schnitt von dem Stamm nur so viel ab, um daraus unseren Tisch machen zu lassen. Es ist prächtiges Holz, schimmernd wie Seide. Nun liegt Eure Mutter auf dem Schragen. Nehmt, ach nehmt von dem

Baum vollends das Unrecht, das um seinetwillen einstmals verübt ward, und laßt aus ihm für Eure Mutter den Sarg zimmern. Kein Gebet, keine Seelenmesse noch Grabkerze können meinem toten Manne so wohl in seinem Grabe thun, als wenn aus dem Holz des Baumes für einen guten Menschen die letzte Ruhestatt bereitet wird. Nicht Eurer Mutter, sondern meines Mannes willen bitte ich Euch, meine Gabe zu nehmen!"

Das that Andram, und für Mutter Jalobine wurde aus dem Zirbenbaum vom Joëllaplan das letzte Lager gerichtet: wie Seide schimmernd.

Einundzwanzigstes Kapitel.

Berto Cusa vom Hof Freina findet das Gold vom Sas da Rü.

Es war Ostern geworden; doch keine Glocke läutete in Baldaré das Auferstehungsfest ein.

Noch immer blieb das geheiligte Erz stumm, als läge für die Dorfleute der gekreuzigte Heiland immer noch in seinem Felsengrabe, dem er für die ganze übrige Menschheit glanzumflossen erstanden war.

Langsam schmolz der Schnee. Der Tauwind mußte lange wehen, um dort oben den Winter endlich zum Weichen zu bringen. Erst lange nach Ostern konnten in diesem Jahre die Dorfleute an die Wiederherstellung ihres Weges gehen. Seit Menschengedenken war der Frühling nicht so spät eingezogen. Auch daran war nur der Priester schuld, der die Glocke zum Schweigen gebracht hatte!

Wiederum halfen bei der Arbeit Frauen und Kinder; denn wiederum galt es Erfüllung einer großen Erwartung. Täglich konnte der Bischof seinen Boten senden, konnte der neue Priester eintreffen. Vielleicht kam der Hochwürdigste selbst, um den gefesselten Glockenton zu befreien und mit eigener Hand die verschlossene Kirchenthür zu öffnen. Das sollte dann ein Feiertag werden!

Auch Andram erwartete voll heißer Ungeduld die Kunde, die auf dem wiederhergestellten Wege zu ihm gelangen und die für ihn ein Urteil, vielleicht eine Verurteilung sein würde. Demütig wollte er des Bischofs Spruch sich unterwerfen und nur inständig bitten, vorher bei dem Glockengeläute seine liebe Mutter begraben zu dürfen.

Endlich erhielt er das bischöfliche Schreiben. Dieses bestimmte: Der Pfarrer von Crocetta soll am Pfingstsonntage die verschlossene Kirche öffnen, die verstummte Glocke wieder läuten lassen. Andram Plaza ist seines Priestertums in Baldaré entsetzt. Er ist angeklagt, dieses mehrfach schwer mißbraucht, viele seiner ehrwürdigen Amtsbrüder verleumdet und Gott beleidigt zu haben. Und Gott läßt sich nicht ungestraft beleidigen!

Wer nach Andram Plaza Priester in Baldaré werden sollte, darüber verlautete in dem bischöflichen Schreiben nichts.

Wohl! So sollte der Pfarrer von Crocetta zum Begräbnis seiner Mutter die Glocke läuten lassen — wurde sie nur geläutet: die Glocke von Baldaré!

* *
*

Andram selbst heftete das Schreiben des ehrwürdigsten Herrn Bischofs an die Kirchenthür. Wer lesen konnte, kam und las; die übrigen ließen sich vorlesen.

Ihre Kirche sollte wieder geöffnet, ihre Glocke wieder geläutet werden!

Mit aufgehobenen Händen dankten sie Gott für die Gnade, die er ihnen erwies.

Ihr Priester wurde bestraft, abgesetzt. Ein anderer, ein Fremder kam. Warum hatte man ihnen nicht von Anfang an einen Fremden gegeben? Nur einem solchen konnten sie gehorchen, ihn als geweiht und ehrwürdig verehren. Nur einem Fremden konnten sie die Hand küssen, ihre Sünden bekennen, diese sich von ihm vergeben lassen. Wie konnten sie vor Gott Knie und Gemüt beugen, wenn es Andram Plaza, der Sohn Petro Plazas, ein Mann von Baldaré war, der ihnen den Herrn zeigte?!

Nun ging dieser fort, und unter dem Geläut ihrer Glocke zog der andere, der Fremde, bei ihnen ein.

Hosianna! Hosianna!

Sie riefen einander die Freudenbotschaft zu; schrien hell auf. Vor das Haus der Plaza zogen sie, und vor dem Hause, darin die stille Frau lag, brachen sie in Jubelrufe aus.

Alsdann schleppte jung und alt aus den Thälern Zirben- und Wachholderzweige herbei, half jung und alt Gewinde zu machen, mit denen Kirche und Glocke geschmückt werden sollten. Auch eine Triumphpforte wollten sie aufrichten für den Pfarrer von Crocetta, der den anderen, den neuen und fremden, doch gewiß gleich mitbrachte.

So rückte Pfingsten heran.

In den letzten Tagen vor dem Fest trat plötzlich wiederum starkes Frostwetter ein. — So lange der wärmere Wind wehte, hatte der Lawinendonner ringsum kein Ende genommen. Oft war's, als schlügen über dem exkommunizierten Valdaré Dämonen eine Schlacht. Seitdem die Tage wiederum kalt waren, hörte das Getöse auf, nun war es von neuem feierlich still geworden.

Wo noch Schnee lag, fror er so hart wie mitten im Winter. Die Felswände des Sas da Rú, an denen der geschmolzene Schnee und die Frühlingsregen niedergeflossen waren, wurden von den gefrorenen Wassern mit einer dicken Eiskruste bezogen. Gewaltige Eiskaskaden stürzten die Schrofen herab, als spitze Eisnadeln stiegen die Dolomiten auf; feierliche Eisdome bildeten sich in den Schluchten, Eisbrücken überwölbten die Abgründe.

Die starre Pracht schimmerte hier silberweiß und smaragdgrün, leuchtete dort blau und violett.

* * *

Vérto Cusa kam dieser späte und außergewöhnlich starke Frost äußerst gelegen. Der meiste Schnee war bereits geschmolzen und abgestürzt. Ohne von Schneemassen aufgehalten und behindert zu werden, konnte er nun mit Hilfe scharfer Steigeisen und des Eisbeiles an den vereisten Felsenwänden empor zu Orten hingelangen, die ihm bisher unerreichbar gewesen waren.

Einer der berüchtigtsten Teile des Sas da Rú war der Gravéna-Grat. Er lag seitlich von Valdaré, unbewohnten Felsenthälern zugewendet und galt als unersteiglich. Selbst Vérto Cusa war es noch nicht gelungen, den jungfräulichen Grat zu bezwingen, in den Dolomiten von Valdaré das einzige Gebiet, welches der unermüdliche Goldsucher noch nicht hatte durchforschen können. Übrigens schien es vollkommen überflüssig, in jenen Teilen des wilden Gebirges nach einem Eingange zu den verlorenen Minen zu suchen.

Plötzlich kam es Vérto in den Sinn: Versuche den Gravéna-Grat zu ersteigen! Wenn es überhaupt möglich, vermagst du es nur unter diesen Umständen und so lange der Frost andauert. Mit deinem Steigeisen bezwingst du den vereisten Berg, von dem jetzt auch keine Lawinen mehr abgehen. Versuche es also! Wer wagt, gewinnt!

Ohne seiner Mutter und Salva ein Wort von dem tollkühnen Unternehmen zu verraten, rüstete er sich dafür mit aller Umsicht aus. Er schärfte Steigeisen und Eisbeil, nahm ein neues festes Seil und ein Grubenlicht, versah sich für eine Woche mit Öl und Lebensmitteln und begab sich bei hellem Mondschein um Mitternacht heimlich von Hause fort.

Der Frost dauerte mit gleicher Stärke an, konnte jedoch jede Stunde umschlagen. Es brauchte nur Südwind einzusetzen. Dann war sein Unternehmen unmöglich. Es blieb so wie so verwegen genug.

Der Grat besaß nur eine mäßige Höhe; das Gefahrvolle des Aufstieges lag in der fast senkrechten Steilheit seiner Wände. Von dem Hauptstock des Sas da Rú war der Gravéna-Grat durch eine Felsenspalte geschieden; doch betrug die Weite der trennenden Kluft nur wenige Klafter.

In dieser Mondnacht vollbrachte Vérto als kühner Kletterer sein Meisterstück: er erreichte die Grathöhe!

Ohne in den vereisten Überzug der glatten und senkrechten Felsenwände seine Steigeisen einbohren zu können, wäre es allerdings unmöglich gewesen.

Nach drei Stunden stand er droben, auf einem nur fußbreiten Raume. Auf beiden Seiten gähnte der Abgrund. Jenseits, ihm ganz nahe, stieg der Dolomitenkoloß auf, und in diesem befand sich — Vérto gerade gegenüber — ein enger Spalt.

Allein dieses Felsenspaltes willen hatte Vérto den tollen Aufstieg unternommen.

Seit langem kannte er ihn, hatte er gewünscht, ihm einmal nahe zu kommen; denn ihn zu erreichen, war des trennenden Abgrundes willen unmöglich gewesen.

Heute nun ward ihm sonderbar zu Mute, als er, auf dem Gravéna-Grat festen Fuß fassend, plötzlich gewahrte: er war im stande, über die schreckliche Tiefe hinüber zu dem Spalt zu gelangen. Vom Gipfel des Sas da Rü waren Lawinen abgestürzt. Eine solche hatte zwischen der Bergwand und dem Gravéna-Grat sich eingekeilt und so über den Abgrund eine schmale Brücke gebildet, gerade auf den Spalt zuführend.

Es war dies eine in den Alpen oft vorkommende, durchaus natürliche Sache; aber Bérto schien es einem Wunder gleich: er vermochte den Spalt in der gegenüberliegenden Felswand zu erreichen, nicht anders, als hätte der Himmel selbst ihm eine Brücke geschlagen.

Sein erstes war, sich niederzukauern und den eisigen Steg bedächtig zu prüfen, ob er ihn tragen würde.

Ja!

Die Brücke hielt, als wäre sie nicht aus Eis, sondern aus Eisen gebildet — vom Himmel selbst eigens für Bérto Cusa vom Hof Frekna!

Mit halbem Leibe über dem Abgrund hängend und hinunterstarrend, mußte Bérto denken: Sollte die Brücke dich nicht tragen und unter dir zusammenbrechen, so würde dein Leichnam nie aufgefunden werden. Denn wer einmal dort unten liegt, bleibt begraben bis zum jüngsten Tag.

Er schaute in die Höhe, und selbst ihn wandelte bei dem, was er über seinem Haupte sah, ein Grausen an: Eine gefrorene Lawine hing von der Wand des Berges weit über, als hätte sie eine göttliche Hand im Augenblick des Sturzes aufgehalten und in den Lüften festgebannt: gerade über der Eisbrücke, gerade über dem Haupte des Cusa!

Aber so wenig unter ihm die Brücke brach und barst, würde der über ihm in den Lüften schwebende eisige Tod auf ihn herabstürzen, um ihn mit sich in die Gruft zu reißen.

Platt auf dem Leibe liegend, schob sich Bérto über den Steg. Langsam, ganz langsam kam er vorwärts. Er kroch wie eine Schnecke. Die Brücke mußte auch für den Rückweg noch halten. Es führte kein anderer Pfad zurück in die Welt und ins Leben. Darum, so fest das Eis auch war: langsam, ganz langsam!

Er langte drüben an, richtete sich auf, stand am Eingang des Spaltes, über den der Fels um ein weniges vorsprang.

Würde die niederhängende Schneemasse über ihm jetzt abstürzen, so begrub sie ihn nicht mehr in der schrecklichen Tiefe; doch sie zerriß den schmalen Streifen, der ihn mit dem Leben verband.

Geschah das, so war er noch mehr verloren, als hätte er sich auf einem Felsenriffe inmitten des Oceans befunden. Niemand würde den Vermißten hier suchen, niemand ihn hier finden.

Sein Hilfeschrei drang zu keinem menschlichen Ohr.

Aber — die hängende Lawine würde nicht stürzen; nicht eher, als bis er wieder glücklich zurückgelangt war!

Nun schickte er sich an, in den Spalt zu dringen, dessen Öffnung gleich einer schmalen, schwarzen Pforte sich vor ihm aufthat.

Wie — wenn er ins Innere des Berges führte, tief hinein, bis dorthin, wo das Römergold lag, das leuchtende Glück Bérto Cusas, das strahlende Heil der Welt?!

Und die Pforte stand offen ...

Er entledigte sich der Steigeisen, zündete das Grubenlicht an und befestigte das Ende des Seiles an einem Felsenzacken. So mußte er durch das Tau sicher aus Tageslicht und zur Brücke zurückgeleitet werden, zurück zu dem einzigen Ausgang.

Jetzt drang er ein.

* * *

Zunächst blieb der Spalt hoch genug, um darin aufrecht schreiten zu können. Er führte steil abwärts, an manchen Stellen fast senkrecht. Boden und Wände waren feucht. Bisweilen wurde die Wölbung so niedrig, daß Bérto nur tief gebückt, oft kriechend, vorwärts gelangte.

Das Tau, welches er um seinen Arm gewickelt trug, rollte er im Vorwärtsdringen ab; da jedoch keine Seitenspalten sich zeigten, so hätte er keines leitenden Seiles bedurft, um den Rückweg zu finden. Als das Seil zu Ende war, drang er ohne dasselbe weiter: immer tiefer und tiefer hinab.

Plötzlich nahm der Gang ein Ende. Fels schloß ihn zu, Fels auf allen Seiten.

Bérto hatte wieder einmal vergeblich sich in Todesgefahr begeben.

Bevor er sich jedoch auf den Rückweg machte, unterzog er die Wand, die ein weiteres Vordringen wehrte, einer genauen Untersuchung. Dabei gewahrte er in Manneshöhe eine kleine, etwa fußhohe Öffnung, hinter welcher ein zweiter hohler Raum zu liegen schien.

Nach dieser Entdeckung legte er ohne weiteres den langen, mühseligen Weg wieder zurück, löste am Eingang das Tau, wand es sich um den Leib und ging den schaurigen Pfad zum zweitenmal. Bei der Öffnung in der Wand angelangt, befestigte er das Seil an einem Felsenzacken, zwängte sich durch die Lücke, ließ sich am Seil behutsam auf der anderen Seite hinab, unter seinen Füßen alsbald den Felsboden fühlend. Nun leuchtete er um sich.

Was war das? Er befand sich in einem breiten und hohen Gang! Bei dem matten Lichtschein die Wände prüfend, erkannte er alsbald, daß der Gang künstlich hergestellt war; deutlich ließen sich die Spuren von Werkzeugen erkennen.

Seine Hand, welche die Lampe hielt, zitterte so heftig, daß er, um sie nicht fallen zu lassen, sie auf den Boden setzen mußte. Kaum war das geschehen, als ihn ein Schwindel ergriff. Halb ohnmächtig sank er gegen die Wand, welche die Spuren von Menschenhand an sich trug. Denn er erkannte jetzt: er befand sich in einem Stollen, den die Römer in den Berg getrieben hatten.

* *
*

Bald erholte er sich. Als sähe er das Gold vom Sas da Rü bereits vor sich, so erfüllte ihn die Zuversicht, es gefunden zu haben, mit wahnsinniger Freude. Ein Lebensgefühl, eine Lebenskraft durchströmte den Jüngling, daß er hätte Heldentaten begehen können. Zugleich überkam ihn eine feierliche Ruhe: schon als Kind hatte er gewußt, daß er, der Enkel der Römer, das Gold der Römer finden würde. Und siehe: er hatte es gefunden! Auch das war nur so gekommen, wie es kommen mußte ...

Einige Schritte that Bérto in den Stollen, der einer Halle glich. Rechts und links führte es in andere Gänge, und alle, alle waren sie Menschenwerk.

Fortan mußte das Seil sein Führer sein, es konnte sein Retter werden. Er ließ von diesem und der Vorsehung sich leiten.

Denn nicht der Zufall hatte ihn bis hierher geführt; nicht der Zufall würde ihn weiter führen: die Vorsehung selbst war seine göttliche Lenkerin. Aber das Seil erwies sich sehr bald als viel zu kurz. Er entledigte sich des Rockes und Hemdes, zerschnitt beides mit seinem Messer in schmale Streifen, die er zusammenknüpfte, und hatte nun in dem Labyrinth einen Ariadnefaden in Händen.

Mehr und mehr Spuren von der einstmaligen Gegenwart eines Geschlechtes, welches das Gold in dem Berge gefunden und zu diesem den Weg gebahnt hatte!

Bérto fand Werkzeuge, von den Männern einstmals in dieser Felsennacht benutzt, um daraus die goldene Sonne aufgehen zu lassen, hier vergessen oder verloren.

Von der Vorsehung geleitet, gelangte er an die Stelle, wo die Römer zuletzt Gold gegraben haben mußten. Bei dem Schein der Lampe gewahrte Bérto, in reicher Menge den grauen Fels durchziehend, das unscheinbare glanzlose Geäder, welches — wie er jetzt wußte — das Heil der Welt barg.

„Gold!“

Er rief es, schrie es hinaus. Dann warf er sich auf den Boden.

Gleich einem Toten lag er, das Gesicht gegen das göttliche Gestein gepreßt.

Er küßte es.

Das war Bérto Cusas Dankgebet an die Vorsehung, die ihn bis hierher geführt hatte.

* *
*

Zum Pfarrer von Crocetto kam jemand von Valdoré. Der Ehrwürdige erkannte den Cusa vom Hof Freino, dessen Besitzer von den Römern abstammen sollten. Selbst der geistliche Herr hatte an der Schönheit des jungen Menschen seine stille Freude gehabt; heute jedoch entsetzte er sich fast vor dem Jüngling.

Er hatte den Blick eines Wahnsinnigen. Aber sein Wesen war vollkommen verständig;

und ruhig, merkwürdig ruhig sagte er: „Ehrwürdiger Herr, ich bin der Cusa von Hof Frelna."

„Du bist der Vörto Cusa, der nie die Kirche besucht."

„Schickt Ihr mich jetzt darum fort?"

„Ich sage dir's nur."

„Also darf ich mein Anliegen vorbringen?"

„Gewiß, mein Sohn."

„Jetzt sind's bald zwei Jahre, daß ich mit der Tochter des Meßners Bragú gehe."

„Das hörte ich."

„Ehrwürdiger, wir haben uns lieb."

„Sei der Herr mit euch. Was kann ich für euch thun?"

„Ihr bringt am Pfingstsonntag den neuen Geistlichen nach Baldaré?"

„Ich komme allein."

„Also müssen wir droben noch länger auf einen Priester warten?"

„Sehr wahrscheinlich."

„Dann bitte ich Euch recht sehr ..."

„Um was?"

„Gebt Ihr uns am Pfingstsonntag zusammen."

„Das wird nicht gut angehen."

„Ehrwürdiger, ich bitte Euch: gebt mich und Salva Bragú am Pfingstsonntag zusammen."

„Ich bin nicht Priester von Baldaré."

„Der hochwürdigste Herr Bischof schickt Euch hinauf, um die Glocke läuten zu lassen und um die Kirchenthür wieder zu öffnen. Da seid Ihr denn auch am Pfingstsonntag droben der geistliche Herr."

„Darum wird es doch nicht gut gehen, daß ich dich traue."

Aber Vörto ließ nicht ab: „Laßt uns beide die ersten Glücklichen sein, die zur Kirche gehen, wenn die Glocke wieder geläutet wird. Wir haben lange genug gewartet. Länger warten können wir nicht. Hätte Andram Plaza die Glocke nicht gebunden, die Kirche nicht geschlossen, so wären wir beide längst ein Paar."

Noch immer zauderte der Geistliche.

Da rief der Jüngling: „Leicht hätte es schlecht mit uns beiden kommen können; es ist aber gut geblieben. Ehrwürdiger Herr, laßt uns nicht in Sünde verfallen. Denn wir sind jung und tragen füreinander heiße Liebe im Herzen; und das schon von Kindheit an."

Da bedachte sich der Geistliche ... Er bedachte, daß es gerade in Baldaré für den Pfingstsonntag eine würdige Feier sein könnte, die beiden jungen schönen Menschen, die von Kindheit an sich heiß liebten, in der neugeweihten Kirche zusammenzugeben.

Also versprach er Vörto Cusa die Trauung.

* * *

Der nächste Morgen war der Tag vor Pfingsten.

Schon in aller Frühe kam Vörto in das Haus des Meßners, wo er Salva allein fand. Er brachte ihr die ersten Krokus, die er beim Seeufer an geschützter Stelle gepflückt hatte, schüttete vor die Geliebte die goldigen Blüten und sagte: „Daraus sollst du dir für morgen den Hochzeitskranz winden; denn morgen wirst du mein Weib. Der gelbe Blumenkranz bedeutet eine goldene Krone. Die Krone trägt die Braut des Cusa vom Hof Frelna, der das Gold vom Sas da Rü fand. Wie du als Kind mir geweissagt hast, so ist es geschehen. Aber außer dir darf es vorerst auf Erden nur noch ein einziger Mensch erfahren: Andram Plaza."

Zweiundzwanzigstes Kapitel.

Der Todesweg auf den Gravèna-Grat.

„Andram Plaza!"

Jemand stand vor dem Hause, darin der abgesetzte Geistliche wohnte, und rief mit unterdrückter Stimme: „Andram Plaza!"

Es war die letzte Nacht, welche die stille Frau in ihrem geschlossenen Sarge, darauf als einziger Schmuck ein herrlicher Kiefernzweig lag, über der Erde zubringen sollte. Lange genug hatte sie auf ihr Grab und auf das Geläute der Glocke von Baldaré warten müssen. Endlich sollte ihr beides zu teil werden.

Ihr Sohn war bei ihr, wachte und betete. Da hörte er leise rufen, erhob sich von den Knien und trat an das offene Fenster, durch welches der kalte Nachtwind wehte.

„Andram Plaza!"

Zum drittenmal rief der Draußenstehende leise des Priesters Namen und wurde von

diesem bei dem hellen Mondlicht sogleich erkannt.

„Du bist's, Bèrto?"

„Der Cusa vom Hof Freïna."

„Du kommst zu mir?"

„Es geht dir schlecht?"

„Kommst du mitten in der Nacht zu mir, um mich in meiner höchsten Not zu sehen?"

„Du mußt sogleich mit mir gehen."

„Deiner Mutter stieß doch nichts zu?"

„Nein."

„Oder Salva?"

„Salva Bragù wird morgen mein Weib."

„Gott segne euch. Von ganzem Herzen will ich den Herrn bitten, daß er euch beide segnen möge, morgen und immerdar."

„Wir bedürfen deines Gebetes nicht."

„Ach, Bèrto, warum hassest du mich?"

„Warum?"

„Niemals war ich dein Feind."

„Vielleicht sage ich dir einmal, warum ich dich hasse."

„Sage mir's jetzt."

„Jetzt mache dich bereit."

„Wozu?"

„Mir zu folgen."

„Mitten in der Nacht?"

„Wie du siehst, haben wir Mondschein."

„Du weißt gewiß nicht, daß morgen vormittag meine Mutter begraben wird."

„Bis dahin bist du zurück."

„Es ist ihre letzte Nacht über der Erde."

„Du hieltest lange genug Totenwache. Jetzt mußt du mit mir gehen."

„Wohin?"

„Auf den Gravèna-Grat."

„Bèrto!"

„Du kannst dir wohl denken, daß ich nicht um ein geringes in der Nacht dich rufe, um mir auf den Gravèna-Grat zu folgen."

„Was redest du nur!"

„Ich bin nicht von Sinnen, wie du zu glauben scheinst."

„Du sagtest: auf den Gravèna-Grat!"

„So sagte ich ... Du mußt Steigeisen und Eisbeil mit dir nehmen."

„Auch mit Steigeisen und Eisbeil kommen wir nicht hinauf."

„Vielleicht schon morgen nicht mehr, da möglicherweise schon morgen kein Frost mehr ist. Wir müssen das Eis benutzen, um hinaufzugelangen ... Auch verläßt du bald Valdarò."

„Morgen wollte ich fort."

„Eben deshalb müssen wir diese Nacht benützen ... Du gehst zum Bischof?"

„Ja."

„Du sollst gestraft werden?"

„Ja."

„Wegen deiner großen Liebe zu den Leuten von Valdarò?"

„Wegen meiner großen Sünde."

„Die deine Liebe ist ... Aber jetzt mußt du dich sogleich bereit machen."

„Noch nie ward der Grat erstiegen."

„Ich war droben."

„Auf dem Gravèna-Grat, du?"

„Gestern nacht ... Mache dich also bereit. Oder fürchtest du dich?"

„Nein. Nur muß ich vorher wissen, weshalb ich mit dir hinauf soll?"

„Unterwegs sage ich dir's. Du kannst dann immer noch umkehren. Es ist die höchste Zeit, aufzubrechen. Der Frost läßt jetzt schon nach."

Ohne länger zu zaudern, verschwand Andram vom Fenster. Die beiden hatten so leise gesprochen, daß Petra Plaza nichts vernommen; und Mutter Jakobine schlief viel zu fest! Sie wäre sonst gewiß erwacht, und ihre Mutterangst und Mutterliebe hätte ihren Sohn sicher zurückgehalten von dem Todeswege auf den Gravèna-Grat.

* * *

Bald trat Andram aus dem Hause. Als Sohn der Alpen hatte er sich für den gefahrvollen Aufstieg mit allem Bedacht ausgerüstet. Über seinem Priesterrock trug er einen kurzen Mantel, der ihn beim Steigen nicht hinderte; und außer dem starken Alpenstock war er mit Seil, Steigeisen und Eisbeil wohl versehen.

Das Dorf lag bereits hinter ihnen, als Bèrto das erste Wort sprach: „Du liebst die Leute von Valdarò, und sie hassen dich. Du wolltest ihr Bestes, und sie thaten dir Übles an. Ich dagegen hasse sie, und mich werden sie lieben; ich verwünsche sie, und mich werden sie segnen." Da Andram stumm blieb, sprach Bèrto weiter: „Denn du wolltest ihre Seelen zum Heil führen, während ich ihnen

irdisches Glück spenden will, ein Gut, das den Menschen mehr gilt als die ewige Seligkeit. Bérto Cusa kennt die Menschen besser als du, der Priester. Ich bin von uns beiden der Weisere, wie ich heute auch der Stärkere bin."

Die letzten Worte überhörte Andram vollständig, an das Glück denkend, welches den Leuten von Valdaré zu teil werden sollte — durch Bérto Cusa!

Er frug diesen: „Was nennst du ihr Glück?"

„Reichtum."

„Diesen willst du der Gemeinde geben?"

„Ich, Bérto Cusa, vom Hof Freina."

„Guter Bérto, du redest ja, als hättest du das Gold der Römer wiedergefunden."

„Ich forderte dich auf, mit mir zu gehen, damit du es mit eigenen Augen sähest."

„Das Römergold?"

„Das Gold vom Sas da Rü."

„Bérto!"

„Ja, Andram Plaza, ich fand es."

„Auf dem Gravéna=Grat?"

„Von dort aus werde ich dich hinführen."

„Vom Gravéna=Grat in den Sas da Rü und zu den verschütteten Goldminen der Römer?"

„Es ist so, wie ich dir sage."

Daß seine große Nachricht eine derartige Wirkung auf den Verhaßten ausüben, sein Triumph über den Priester ein so vollständiger sein würde, darauf war Bérto nicht gefaßt gewesen.

Andram war stehen geblieben. Er konnte nicht reden. Nicht sich regen konnte er ....

An der Seelenqual seines Feindes sich weidend, sagte Bérto langsam und nachdrücklich: „Du verstandest mich doch? Ich fand das verschwundene Römergold, entdeckte im Sas da Rü die alten Gruben. Ich werde wieder den verschlossenen Berg öffnen, so gewiß wie der Pfarrer von Crocetta morgen die von dir verschlossene Kirchenthür wieder aufschließt. Ich lasse durch das Dorf den Klang des Goldes ertönen, so gewiß wie morgen von neuem die durch dich stumm gemachte Glocke geläutet werden wird. Und ich sage dir: die Leute werden auf meinen Goldklang tausendmal andächtiger lauschen als auf den Glockenschall; sie werden zu dem Gott, der seinen Tempel im Sas da Rü hat, tausendmal inbrünstiger beten als zu dem, welchen du ihnen verkündigt hast. Ich siege über dich!"

Jetzt vermochte Andram zu reden: „Und ich antworte dir: so, wie du sagst, darf es nicht werden. Du darfst nicht der Gemeinde das goldene Kalb zeigen. Es ist ein Götzenbild. Sie vertragen nicht seinen gleißenden Anblick. Ihre Geister besitzen nicht die Kraft, dem höllischen Versucher zu widerstehen. Ich kannte sie nicht so gut, wie ich sie hätte kennen sollen; aber das eine erkannte ich immer: daß sie in ihrer Armut verharren müssen, daß Entbehrung ihr Leben bleiben muß. Und bleiben müssen sie unter Gottes scharfer Zucht, oder sie fallen gänzlich ab von Gott. Darum darfst du ihnen das schändliche Gold nicht zurückgeben. Verstehst du mich wohl: du darfst nicht."

Bérto triumphierte: „Ich werde ihnen das Gold geben."

„So erfuhren sie's bereits?"

„Sie werden es erfahren: morgen schon."

„Dann wär's also noch Zeit; denn du wirst schweigen."

„Reden werde ich, den Gott ihnen verkündigen. Sie werden auf mich hören, als spräche ich mit Engelszungen."

Außer sich rief Andram: „Schweige! Du mußt schweigen! Ich will vor dir niederfallen und mit aufgehobenen Händen dich bitten."

Aber Bérto frohlockte: „Morgen wird Salva mein Weib, und morgen predige statt dir ich den Leuten von Valdaré."

„Unglückseliger! Das Gold, das du mit solcher abscheulichen Gier suchtest, mit solchem fluchwürdigen Glück fandest, wird nicht dein sein."

Bérto starrte den Sprecher an, als wäre dieser plötzlich von Sinnen gekommen: „Nicht mein? Mein von mir gefundenes Gold nicht mein?!"

„Dem Staate fällt es zu ... Es ist so, wie ich dir sage."

„Ich glaube dir nicht."

„Du wirst mir glauben müssen."

Bérto rief: „Du lügst! Es ist Römergold. Wir Cusa sind Römer. Das Gold, welches ich fand, ist mein Eigentum. Der Staat kann nicht an meinem Eigentum zum Diebe und Räuber werden."

Andram versuchte, ihn aus seiner unseligen Verblendung zu reißen, von dem hellen Wahnsinn seiner Einbildung zu überzeugen. Es war jedoch so vergeblich, als predigte er Steinen. Er schloß: „Des Staates wird das Gold. Die Leute von Valdarè dürfen es graben. Es wird Tag für Tag vor ihren Augen leuchten — Tag für Tag in ihren Seelen! Es wird die Sonne sein, die fortan in Valdarè auch im Winter scheint. Aber ihr Glanz wird nicht wärmen. Noch kälter wird er die Seelen machen, noch mehr sie erstarren; alle bösen Leidenschaften, deren ihr Geist voll ist, wird der verderbliche Goldstrahl wecken; ihre Laster werden ausbrechen und sich zu ihren Herren machen, zu ihren Dämonen. Es wird geschehen, wie es zu Zeiten der Römer geschah: da der wahre Gott nach Valdarè kam, ward er nicht erkannt, sondern verhöhnt und gelästert. Gott wird für die Leute von Valdarè eine zweite Flut schicken müssen, die sie und ihre Sünden vom Erdboden vertilgt."

Andram sprach mit glühenden Augen, in wilder Ekstase. Der Fanatiker in ihm war zum Ausbruch gelangt.

* * *

Der Mond, der ihnen leuchtete, schien seit kurzem nicht mehr so hell, und der Himmel hatte sich mit einem feinen Nebel umzogen. Von Süden her stieg es wolkig über den Dolomiten auf.

Die Luft war bedeutend weniger kalt. Selbst hier oben hatte der Frost völlig aufgehört.

Bérto drängte zur Eile.

Aber er war zu tief erregt, von seinem Triumphe über den Priester zu sehr berauscht, um der Veränderung des Wetters, die allmählich sich vorbereitete, genügend Beachtung zu schenken. Er strebte hauptsächlich deshalb so rasch vorwärts, um Andram möglichst schnell vor seinen Fund zu führen, auf daß jener mit eigenen Augen das Wunder sähe.

Vollbracht durch ihn, den Enkel der Römer, dem der räuberische Staat das Gold der Römer wieder nehmen sollte —

Durch solche Märchen glaubte der Priester ihn an der Bekanntmachung seiner ungeheuren Entdeckung hindern zu können! Für so thöricht hätte er den Plaza denn doch nicht gehalten.

In seiner Aufregung, seiner Angst hatte der Priester nach dem ersten besten Mittel gegriffen; und dieses Mittel war so grob erdacht, daß es jede Wirkung verfehlte. Denn: Bértos Gold **nicht** Bértos Gold!!...

In dem fahlen Schein des umschleierten Mondes glichen die Dolomiten, an denen noch die Fetzen ihres vom Tauwinde abgerissenen Schneegewandes hingen, einer Versammlung gespenstischer Gewalten, die dem winzigen Geschlecht der Menschen Unheil bereiteten. Wehe, wenn jetzt Föhn aufbrauste, die Eiskruste auf den Felsen schmelzend und die niederhängenden Schneemassen hinabzerrend.

Doch keiner der beiden Männer dachte daran. Längst hatten sie den furchtbaren Aufstieg begonnen.

Bérto kletterte wie eine Katze voraus. Keiner sprach. Nur zuweilen rief der Erja dem Priester eine Weisung zu. Sonst war kein anderer Laut vernehmbar als das klirrende Aufstoßen der Bergstöcke und der Steigeisen gegen das vereiste Gestein.

An den Wänden hängend, schienen die beiden Männer Nachtwandler zu sein, für die es keine Gefahr, keinen Schwindel giebt, so lange sie nicht angerufen und geweckt werden.

Einmal rasteten sie wenige Augenblicke auf einer Felsplatte.

Da frug Andram: „Keinem Menschen außer mir verrietest du deine Entdeckung?"

„Salva weiß davon; sie mußte es erfahren."

„Freilich, Salva ..."

Wiederum Schweigen.

Dann frug Andram von neuem: „Salva weiß auch, daß der Eingang in den Berg über den Gravèna-Grat geht?"

„Nein."

„Das sagtest du ihr nicht?"

„Wir hatten anderes zu reden: von unserer Hochzeit! Es ist ja auch einerlei, wo ich den Eingang fand — da ich ihn fand."

Abwesenden Geistes sprach Andram nach. „Da du ihn fandest ..."

* * *

Bei einer nächsten Ruhepause verlangte Andram zu wissen: „Du sagtest mir noch immer nicht, wie wir vom Gravéna-Grat in den Sas da Rú gelangen können?“

Bérto erklärte: „Eine Eisbrücke führt hinüber zu einem Spalt, der mit den alten Stollen in Verbindung steht.“ Und er fügte hinzu: „Hauptsächlich dieser Brücke wegen müssen wir noch diese Nacht hinauf; denn wenn Tauwetter einträte, die Brücke uns nicht mehr trüge ...“

Er vollendete den Satz nicht.

Andram that das statt seiner: „So wäre dies unser Todesweg.“

Sie stiegen weiter, gelangten höher und höher.

Andram frug nichts mehr.

Dreiundzwanzigstes Kapitel.

Andram Plaza vollzieht an Bérto Cusa und an sich selbst Gottes Willen.

„Unser Todesweg ...“

Andram sprach das grausige Wort, ohne an die Möglichkeit seiner Erfüllung recht zu glauben. Nachdem es indessen einmal gedacht und ausgesprochen, blieb das Wort in seiner Seele haften. Es bohrte sich förmlich in sein Inneres, gleich einem Stachel, den nichts zu lockern vermochte.

Unser Todesweg ...

Warum sollte die Bahn, die sie schritten, nicht zum Todesweg werden? Von sechsen, die den Gravéna-Grat erstiegen, konnten drei oder noch mehr verunglücken.

Sie waren ihrer zwei. Warum sollte nicht von diesen zweien einer — wenn nicht beide — abstürzen?

Und wie, wenn dieser eine, der am Grat Verunglückte, Bérto Cusa war?

Was dann?

Dann wüßte nur ein Lebender um den Eingang in den Berg, der zum Römergolde führte. Dann blieb die Entdeckung des Goldes den Leuten von Baldaré verschwiegen, dann wurde ihnen das goldene Kalb nicht gezeigt, dann konnten sie also den Götzen nicht anbeten.

Unser Todesweg ...

Allerdings hätte jede Spur desselben verwischt werden müssen. Jede aufgefundene Spur hätte zur Entdeckung des Einganges in den Sas da Rú, zur Entdeckung des Goldes führen können.

Niemand ahnte, daß Bérto den Weg, der zu seinem Todeswege werden konnte, über dem unersteiglichen Gravéna-Grat genommen hatte.

Jede Spur von dem, der bei Nacht ausgegangen war und nicht wiederkam, würde verloren gehen.

* * *

„Daß der stürzende Baum ihn erschlüge!“ So hatte Iwano Bragú gedacht, gewünscht, gebetet, als er Drusus Cusa in der Mondnacht zum Faöllaptan nachschlich; und der stürzende Baum hatte den Cusa erschlagen. Es war gekommen, wie der Meßner gewünscht und heiß erfleht.

Bérto sprach von einer Eisbrücke, die vom Grat aus hinüber zum Eingang in den Berg führte ... Konnte diese Brücke nicht brechen? Gerade in dem Augenblick brechen, wo der Cusa auf ihr hinüberschritt? Warum konnte nicht auch Andram Plaza wünschen und beten, wie Iwano Bragú so fürchterlich erfolgreich gewünscht und gebetet hatte?!

„Daß die Brücke unter Bérto Cusa bräche!“

Der Meßner hatte den Tod von Drusus Cusa um eines Weibes willen erfleht — Andram Plaza, der Priester, wollte den Tod Bértos um der Wohlfahrt seiner Gemeinde willen.

Hatte Gott das Gebet des Meßners um eines Weibes willen erhört, um wieviel eher würde er seines Priesters heißes Flehen erfüllen, welches einer großen Sache galt.

„Daß die Brücke unter ihm bräche — unter ihm bräche — bräche ...“

So wünschte und betete der Priester beständig in seinen irren Gedanken, unterdessen sie schwelgend aufwärts klommen, höher und höher.

Furchtbar gestaltete sich dieses Mal der Anstieg. Ihre Hände bluteten, ihre Kleider wurden zerfetzt. Wo noch gestern nacht in dem Eis die Steigeisen Halt fanden, mußte Bérto jetzt mit dem Beil Stufen ins Gestein hauen. Andram folgte ihm auf dem Fuße.

Der Mond war jetzt derartig umdunstet, daß nur mehr ein trübes Zwielicht herrschte.

Und bei diesem trügerischen Schein ein Klettern, daß ein Schwanken, ein unbedachtsamer Ruck, der leiseste Schwindel den Mann unfehlbar in den Abgrund geschleudert hätte. Und doch schien der Weg auf den Gravéna-Grat keinem von beiden zum Todesweg werden zu sollen. Darum mußte Andram beständig wünschen und beten: „Daß die Brücke unter ihm bräche ...“

Inzwischen wurde die Luft immer milder. Wären beide nicht so vollkommen mit sich selbst und ihren wilden Wünschen beschäftigt gewesen, so hätten sie gewahren müssen, daß die Witterung mehr und mehr umschlug.

In der Ferne, hoch in den Lüften, erklang ein dumpfer Ton. Irgendwo mußte eine Lawine niedergegangen sein. Aber die beiden vernahmen nicht einmal die warnende Stimme.

Andrams glühendes Gebet steigerte sich zum ekstatischen Verlangen, zum fanatischen Gebieten: „Herr, du sollst meinen Wunsch erfüllen, sollst mein Gebet erhören! Die Brücke fall unter ihm brechen — wenn du ihn nicht jetzt schon stürzen lassen willst. Lasse ihn jetzt stürzen, oder du mußt die Brücke unter ihm brechen.“

Er rang so heftig mit Gott, daß kalter Schweiß ihm auf die Stirn trat, Fieberschauer ihn schüttelten, sein Atem stockte. Er meinte ersticken zu müssen, wollte sich, während eines Augenblickes der Rast, den Mantel abreißen und ihn in den Abgrund werfen, als ihm einfiel, daß dieser leicht auf eine Spur führen könnte, wenn nach einem Verunglückten gesucht werden müßte.

Er rollte den Mantel zusammen und befestigte ihn an dem Seil auf dem Rücken.

Eine seiner Fragen von vorhin mußte er noch einmal thun. Aber dieses Mal frug er mit einer Stimme, die heiseres Flüstern war: „Salva kennt also wirklich nicht die Stelle, wo es in den Berg geht?“

„Ich sagte dir schon: nein.“

Andram schloß die Augen. Sein Atem ging röchelnd, und sein Gesicht war das eines Menschen, der in qualvollem Todeskampf liegt.

Dann wiederum die Stimme des Priesters, wie aus gewürgter Kehle hervordringend: „Also kennt die Stelle außer uns beiden kein einziger Mensch?“

„Außer dir und mir auf der ganzen Welt niemand.“

„Auf der ganzen Welt niemand ...“

Die Geisterhand, die Andrams Kehle umklammerte, schloß sich fester und fester. Seine Worte wurden zu unartikulierten Lauten.

Wenige Augenblicke später langten sie an auf dem Gravéna-Grat, gerade bei der Stelle, wo über den Abgrund die Eisbrücke führte.

Jetzt mußte diese unter dem Cusa brechen!

* *
*

„Dort drüben geht's hinein!“

Bérto stand auf dem Grat und deutete mit der Miene und Gebärde eines Triumphators hinüber, wo in der Wand des Sas da Rü der schmale schwarze Spalt sich aufthat.

Und hier stürzest du hinab, wenn du hinübergehst!

Andram dachte es, den übermütigen Sieger anblickend. Dann kauerte er sich nieder und spähte hinab.

Nein — keine Spur würde von Bérto Cusa zurückbleiben. Senkrecht fielen die Wände ab, nach der Tiefe zu sich verengend, so daß sie in einem Schlunde endigten. Nirgends eine Felsspitze, nirgends auch nur der mindeste Vorsprung, der den Leichnam eines Verunglückten hätte aufhalten können. Spurlos ging das Leben des Cusa im Abgrund unter.

Inzwischen hatte Bérto die Brücke untersucht.

„Sie trägt noch. Aber wir dürfen im Berg nicht lange verweilen. Bis es tagt, müssen wir zurück sein ... Sagtest du etwas?“

Andram hatte nichts gesagt. Er biß sich die Lippen blutig, damit kein Seufzer, kein Stöhnen, kein Aufschrei ihn verrate. Denn: nur einer von ihnen beiden würde den Morgen noch sehen.

Bérto sprach weiter: „Ich will zuerst hinüber. Dann werfe ich dir das Seil zu; du gelangst dann sicher zu mir.“

Beinahe hätte Andram jetzt doch gräßlich aufgeschrien. Er stand dicht neben seinem Begleiter auf dem schmalen Grat. Bérto hatte sich ihm zugewendet. Bei dem fahlen Mondlicht sah das junge wunderschöne Ge-

sicht schon jetzt nicht mehr dem Antlitz eines Lebenden gleich. Da Gott in wenigen Augenblicken unter dem Cusa den eisigen Steg abbrechen würde, war es ja eigentlich schon jetzt eines Toten Antlitz. Seltsam war nur, daß er noch reden konnte.

Nach wenigen Augenblicken würde er nicht mehr sprechen. Was er eben gesagt hatte, waren auf dieser Welt seine letzten Worte gewesen. Vor Andrams Augen würde er in die gräßliche Tiefe sinken.

Vor Andrams Augen ...

Bèrto warf sich flach auf den Boden und begann, über den Steg sich zu schieben: langsam, ganz langsam! Andram stand, starrte hin, erwartete, die Brücke brechen, Bèrto Cusa vor seinen Augen stürzen zu sehen.

* *
*

Die Brücke brach nicht.

Gott, der allmächtige Herr des Himmels und der Erde, hatte seines demütigen Knechtes Gebet nicht erfüllt, seines treuen Priesters Flehen nicht erhört, des Fanatikers gebietendem Verlangen nicht Folge gegeben.

Drüben stand Bèrta; und jetzt warf er Andram das Seil zu, daran dieser sicher hinübergelangen sollte.

Mechanisch ergriff Andram das Tau, mechanisch befestigte er es um seinen Leib, warf sich nieder und schob sich über den Steg, der auch ihn trug.

Wiederum stand er dicht neben Bèrta vor dem Thor, durch welches man einging zu dem Tempel der mächtigsten Gottheit auf Erden.

Das Grubenlicht anzündend, sagte Bèrta: „Gestern hatte ich Öl für eine volle Woche; dieses reicht nicht länger als höchstens vier Tage. Auch Lebensmittel führte ich gestern bei mir, da ich nicht wußte, wie lange ich würde suchen müssen. Für heute nahm ich nichts als etwas Wachholder mit, den meine Mutter gebrannt hat. Aber jetzt komm."

Und er schritt mit der Leuchte voraus.

* *
*

Die Brücke wird unter ihm brechen, wenn er zurückkehrt. Brechen muß sie.

Andram dachte an nichts anderes. Kaum daß ihm bisweilen durch den Sinn fuhr: Jetzt führt dich Bèrto zu dem Golde im Sas da Rù!

Was kümmerte ihn das Gold, wenn unter seinem Entdecker die Eisbrücke brach! Und brechen mußte sie.

Aber wie, wenn sie ihn auch das zweite Mal glücklich hinübertrug?

Dann kam der Cusa vom Gravèna-Grat lebendig wieder. Denn dann würde er auch gewiß beim Abstieg nicht ausgleiten und stürzen. Er verkündigte den Leuten von Valdarè das Evangelium des Goldes, zeigte ihnen den neuen Gott, an den sie glauben, den sie fanatisch anbeten würden.

Und das sollte Gott geschehen lassen? Er, der keine anderen Götter neben sich duldete!

Sie erreichten jene Stelle, wo der Spalt in den Römergang mündete, zwängten sich durch die Öffnung, standen in dem Stollen, den nun auch Andram als unumstößlichen Beweis gelten lassen mußte dafür, daß die seit vielen Jahrhunderten verloren gewesenen Goldminen in Wahrheit wieder aufgefunden waren. Er sah die Menschenarbeit an den Wänden, sah die Werkzeuge, welche die Römer hier liegen gelassen, und drang tiefer und tiefer mit dem Gefährten in die Labyrinthe ein. Jener von Bèrto in der vergangenen Nacht zurückgelassene Ariadnefaden leitete sie.

Nach allen Richtungen sah Andram die Gänge sich kreuzen. Der ganze gewaltige Berg schien durchhöhlt, durchwühlt nach dem Golde, davon sein Gestein immer noch voll war.

Einmal sagte Bèrta: „So lange der alte Eingang nicht aufgefunden wird, muß als solcher die Spalte benutzt werden. Der Grat muß ersteigbar gemacht und ein Balkensteg über den Abgrund geführt werden. Aber der alte Eingang wird leicht aufzufinden sein, da man jetzt im Inneren danach suchen kann. Ich brauche nur den Hauptgängen zu folgen, um irgendwo auf ihn zu stoßen, der wahrscheinlich durch ein Erdbeben verschüttet ward."

Andram erwiderte nichts. Er dachte: Bevor du auch dieses vollbringst, wird Gottes Hand an dir etwas anderes vollbracht haben.

In diesem Augenblicke war's, daß er mit Bèrta an die Stelle kam, wo allem An-

schein nach die Römer zuletzt Gold gewonnen hatten.

Bérto zeigte es ihm.

* * *

Gleich einer starken Hand, die den, welcher sie gefaßt, nicht losläßt, leitete das Band die beiden zurück. Bérto rollte es im Gehen auf, zugleich erklärend, warum er dies that: „Ich bedarf seiner nicht mehr, ließ es gestern nacht nur zurück, um dich heute möglichst rasch zum Golde zu führen. Wenn ich das nächste Mal komme, werden viele bei mir sein. Mit Fackeln untersuchen wir dann den ganzen Römerbau."

Da vermochte Andram nicht länger sich zurückzuhalten. Er mahnte: „Bedenke, daß der Herr über dir seine Hand hält. Die Brücke kann auf dem Heimwege unter dir brechen. Bérto Cusa, bedenke das Ende!"

Aber der so düster Gemahnte frohlockte: „Die Brücke wird mich auch jetzt wieder tragen!"

Fanatisch rief der Priester: „Bérto Cusa, deine Stunde kann schnell kommen. Darum bedenke, o bedenke das Ende!"

Doch Bérta Cusa fühlte sich in dieser Stunde seines höchsten Triumphes unsterblich.

* * *

Bei der Öffnung, durch die sie in den Stollen gelangt waren, ließ Bérto das aufgerollte Seil zurück, daran das aus seiner zerschnittenen Kleidung verfertigte Bandwerk befestigt war.

Wenige Augenblicke später befanden sich die beiden bereits wieder auf dem Wege zum Ausgang. Dieses Mal ging Andram als erster.

Auf dem schwarzen, schmalen Pfade zwischen den feuchten Felswänden drang er aufwärts aus dem dunklen Schoß des Berges, der Welt und dem Frühlingstage entgegen, der eben jetzt aufdämmern mußte. Von dem Grubenlicht, das der hinter ihm gehende Bérto trug, fiel nur ein matter Schein auf seinen Weg.

Da schien's dem Priester, als vernähme er eine innere Stimme. Gottes Stimme war's, die also zu Andram Plaza sprach: „Du bist mein lieber Sohn, an dem ich Wohlgefallen habe."

Andram antwortete dem Herrn: „Herr! Bin ich in Wahrheit dein lieber Sohn, so wirst du dieses Mal gewiß die Brücke unter dem Cusa brechen. Denn siehe, er will meiner Gemeinde das schändliche Gold geben, auf daß die Leute in Valdarè davor niederfallen und es anbeten."

Gott sprach weiter zu seinem Knecht: „Die Brücke soll brechen. Aber ich bedarf dazu deiner Hand."

„Meiner Hand, wo ein Hauch deines Mundes genügt, um Welten vergehen zu lassen?"

„Deine Hand will ich. Sei es auch nur, um deinen Gehorsam zu prüfen."

„Herr, ach Herr!"

„Abraham wollte mir seinen lieben Sohn schlachten, und du zauderst, meinen Willen zu vollziehen?"

Da antwortete Andram: „Als ich mich dir angelobte, versprach ich, dir überallhin zu folgen, wohin du mich führen würdest."

„Wohl, so erfülle dein Gelübde und gehorsame mir."

„Wohin führst du mich?"

„Zur Brücke."

„Ich folge. Was gebietest du mir?"

„Die Brücke zu brechen."

„Wenn der Cusa darüber hingeht?"

Auf diese Frage vernahm Andram in seiner Seele keine Antwort. Er that sie nochmals. Aber auch jetzt blieb in ihm alles still.

Nach einer Weile angstvollen Harrens sprach Andram von neuem zum Herrn: „Dein Wille geschehe. Ich werde die Brücke unter dem Cusa brechen."

Beinahe hätte er diese Worte mit lauter Stimme gesprochen.

* * *

Andram leuchtete wieder der göttliche Tag. Er stand vor dem Spalt und sah über dem wilden Grat den Morgen aufsteigen: Salvas und Bértos Hochzeitstag sollte es sein!

Als dann im nächsten Augenblick Bérto im Ausgange erschien, erkannte dieser sofort, daß über ihnen der Tod schwebte: starker Tauwind hatte sich erhoben.

Mit glühendem Hauch fuhr der Föhn daher. Jeden Augenblick konnte die Lawine, die über ihnen hing, niedergehen, konnte der Steg in den Abgrund gerissen werden.

Nicht einmal laut reden durften sie. Jeder laute Ton konnte den eisigen Tod auf sie herabschmettern.

Bérto raunte Andram zu: „Hinüber! Oder wir sind verloren! Schnell hinüber!"

Da erst begriff auch Andram die Gefahr. Und er sollte zuerst über die Brücke, die vielleicht nur noch ihn trug? Bérto Cuso, der ihn so tödlich haßte, wollte, daß er als erster hinüberginge, daß er, sein Feind, zuerst gerettet werden sollte ... Und plötzlich verstand Andram, warum die Stimme Gottes in ihm vorhin nicht geantwortet hatte, als er frug, ob seine Hand die Brücke abbrechen sollte, während der Cuso darüber hinwegschritt.

Gott gebot ihm, mit seinem Feinde zusammen zu sterben.

* * *

„Was thust du?"

Anstatt über den eisigen Steg zu schreiten, faßte Andram sein Beil, warf sich nieder und hieb mit wütenden Schlägen auf die Brücke.

Dröhnend fiel das Beil auf das Eis, und jeder Schlag riß wie mit gespenstischen Riesenarmen an dem schwebenden Tod in den Lüften.

„Wahnsinniger!"

Bérto wollte sich auf den Verrückten werfen, um ihm das Beil zu entreißen oder ihn in den Abgrund zu schleudern.

Es war zu spät.

In diesem Augenblick barst und brach über ihnen die Lawine. Mit Donnergepolter stürzte sie vor ihnen nieder, den Steg mit sich in die Tiefe reißend und die Luft auf lange Zeit mit schimmerndem Schneestaub füllend.

Andram Plaza aber hatte an Berto Cuso und an sich selbst den Willen Gottes vollzogen.

Vierundzwanzigstes Kapitel.

Zwei Sterbende hören im Sas da Rù die Glocke von Valdaré, die nicht geläutet wird.

Hart an den beiden vorüber sauste die Lawine hinab. Sie wurden von dem starken Luftdruck an die Wand geschleudert und halb betäubt, von dem Schnee dicht eingehüllt. Nur eines Ungefährs hätte es bedurft, und die Lawine würde auch sie mit in die Tiefe gerissen haben. Sie blieben jedoch unversehrt und standen in der vollen Kraft ihrer Jugend am Rande des Abgrundes, den Gottes unerforschlicher Wille nicht zu ihrem Grabe werden ließ.

Es dauerte eine Weile, bis die Wolke Schneestaubes zerflossen war und beide ihr volles Bewußtsein zurückerlangt hatten. Da sahen sie dann vor sich die Brücke abgebrochen und die Gruft offen.

Bérto wußte sogleich, daß er verloren sei, wie er sogleich wußte, warum Andram die ungeheuerliche That vollbracht hatte: nicht aus Haß, sondern aus Liebe.

Aus Liebe zu Valdaré, welches seinen Priester am liebsten gesteinigt und gekreuzigt hätte.

Auch Andram mußte seine Liebesthat mit dem Leben zahlen. Bérto wollte ihn jedoch durch seine Hand sterben lassen.

Mit dem Beil wollte er seinen Mörder niederschmettern. Er faßte die Axt und holte aus zu dem tödlichen Schlage.

Da rief Andram ihm zu: „Thu's nicht! Belade dein Gewissen in deiner letzten Stunde nicht mit einem Totschlag. Ich bin ja mit dir verloren, und bald werden wir zusammen vor unserem Richter stehen."

Und Bérto ließ seinen Arm wieder sinken.

Er war verloren! Und verloren war das Römergold. Verloren seine Rache an den Leuten von Valdaré; verloren, was er ersehnt, wonach er von seiner Kindheit an gestrebt hatte und was so wunderbar von ihm erreicht worden war. Verloren war das Eigentum seiner Ahnen, als deren Erbe er sich fühlte; verloren Salvo; verloren sein goldenes Glück, sein seliges Leben, sein junges Leben.

Obgleich er wußte, daß es so sei, wollte er es noch immer nicht glauben. Er wollte noch nicht alles, wollte sich selbst nicht verloren geben.

Er rief: „Es ist nicht wahr, daß ich verloren bin; es darf nicht wahr sein. Sie werden mich vermissen und suchen; werden mich finden und retten: mich und das Gold, welches du mit mir zugleich aus der Welt

schaffen willst. Ich töte dich nicht. Du sollst am Leben bleiben, um meine Rettung erleben zu müssen, was für dich, du Meuchelmörder, zehnfacher Tod sein wird."

Darauf entgegnete Andram: „Sie werden dich freilich suchen. Ist doch heute dein Hochzeitstag, und vor der Kirchenthür wartet Salva auf dich. Iwano Bragú wird nach dir ausgehen und mit ihm gewiß das ganze Dorf. Denn Salva wird erzählen, daß du das Römergold wieder entdecktest, was ihren Haß gegen dich in leidenschaftliche Liebe umwandeln wird. Sie werden ihre soeben neueröffnete Kirche und ihren ihnen soeben wiedergegebenen Gott verlassen und ausziehen, dich zu suchen, als wärest du ihr verlorenes Heil. Auf diese Seite des Berges und nach dem Gravena-Grat kommen sie jedoch nicht; denn keiner von allen wird dich hier suchen."

Aber Bérto wollte und wollte seine Zuversicht nicht verlieren. „Wo es zum Gravéna-Grat abgeht, lag noch Schnee. Suchen sie uns, so müssen sie sehr bald auf unsere frischen Spuren stoßen. Dann wissen sie, daß wir den Weg nach dieser Seite des Berges nahmen, werden uns hier suchen, werden uns hier finden."

Statt aller Antwort deutete Andram hinaus.

Dichtes, weißes Gewölk hatte den Himmel umzogen. In weniger als einer Stunde würde es zu schneien beginnen — in weniger als einer Stunde würden jene Spuren, von denen Bérto seine Rettung erwartete, tief verwischt sein.

Wurde der Schneefall sehr heftig und lang andauernd, so war überhaupt jedes Suchen unmöglich, überhaupt jede Hoffnung verloren.

Keiner der beiden sprach es aus; aber jeder wußte, daß sie in Wahrheit rettungslos einem schrecklichen Untergange verfallen waren.

Angesichts des sicheren Todes brach Bérto dennoch in Triumph aus: „Wir sind verloren, ja! Es giebt Schnee, und dann können sie uns nicht finden — nicht jetzt. Einmal jedoch wird es geschehen: unsere Leichname werden gefunden werden. Ich will vor diesem Spalt bleiben, will hier umkommen. Ich lasse hier meinen toten Leib zurück. Dieser soll ihnen zum Golde den Weg weisen. Damit die Adler meinen toten Leib nicht zerhacken und Stück für Stück davontragen, will ich mit dem Seil an diesem Felszacken mich festbinden, so daß sie mich finden müssen; denn sie werden nicht eher zu suchen aufhören. Suchen sie doch nicht Bérto Cusa, sondern das Römergold."

Er dachte nicht mehr an seinen Tod, nicht mehr an alle bevorstehende Todesqual — er dachte nur daran, daß sie ihn doch finden würden: ihn und dann auch das Gold, welches ihn auch nach seinem Tode an den Leuten von Valdaré rächen sollte: würde es doch zu ihrer Armut als Verderber und Versucher kommen.

Da Andram schwieg, rief Berto: „Ich kenne deine Gedanken. Du hoffst, mich zu überleben. Dann wirst du das Seil abschneiden und meinen Leichnam in den Spalt ziehen oder in den Abgrund werfen, wo ihn die Lawinen bis zum jüngsten Tag begraben. Aber du mußt vor mir hinunter, sei es tot oder lebend."

Wieder wollte er ihn mit dem Beile niederschlagen, und wieder rief Andram: „Bérto, thu's nicht!"

Und wiederum ließ dieser es ungethan. Es war dafür immer noch Zeit genug.

* *
*

Es war voller Tag geworden und hatte zu schneien begonnen.

Der Schnee fiel in solchen großen Flocken, daß der Abgrund vollkommen verhüllt war.

Noch wurden sie im Dorfe von keinem vermißt. Petro Plaza war wohl längst auf, glaubte den Sohn in der Kammer beim Sarge der Mutter und fest eingeschlafen: sah deshalb nicht nach, um den Todmüden nicht zu wecken. Es würde heute so wie so ein Tag für Andram Plaza werden, an dem er seine Mutter um ihre Ruhe beneiden konnte.

Auch Salva, die Braut, saß wohl schon in der Frühe des heiligen Pfingstsonntages und wand sich aus den gelben Krokus den Hochzeitskranz, bei jeder Blüte dessen gedenkend, der sie gepflückt hatte und inzwischen ein zum Tod Verurteilter geworden war.

Nein! Ein letzter Versuch, dennoch und dennoch dem Tode zu entkommen, blieb ihm noch übrig. Daß er daran nicht gleich gedacht hatte! Er mußte halb von Sinnen gewesen sein, sonst wäre es ihm gewiß sofort eingefallen. Es war indessen noch Zeit genug. Er mußte in den Berg zurück, mußte im Inneren nach einem der ehemaligen Ausgänge suchen, mußte einen solchen finden. Und einmal gefunden, mußte er — da er ihn jedenfalls verschüttet fand — sich durchwühlen.

Er besaß ja das Beil, besaß Öl, welches für vier Tage reichte. Für vier Tage!

Ohne ein Wort verließ er Andram, der seine Absicht sogleich erriet. Aber Gott, dessen Willen er vollstreckt hatte, würde des Cusa letzte Hoffnung zu Schanden machen. Er stand vor dem Spalt und sah den Lichtschein von Bertos Lampe in der Nacht des Berges versinken: tiefer, immer tiefer; hörte die Schritte sich entfernen: weiter, immer weiter.

Jetzt verschwand der Lichtfunke, verhallte das Geräusch der Schritte.

* *
*

Es mußte hoher Vormittag geworden sein, und immer noch schneite es, so gleichmäßig stark wie in der Frühe.

Das Licht war in der Felsenspalte nicht wieder aufgegtüht, der Schritt auf dem Gestein nicht wieder erklungen.

Andram kniete am Eingang, das Gesicht dem Abgrund zugewendet, und betete.

Längst wurden sie in Valdarè vermißt, längst wußten sie drunten, daß ihnen etwas zugestoßen sein mußte. Der eine sollte seine Mutter begraben, der andere ein Weib nehmen. Und keiner von beiden kam zurück.

Jetzt suchten sie nach ihnen ...

Ob der Pfarrer von Crocetta wohl trotz des Schneewetters nach Valdarè gekommen war, um dort den Priester seines Amtes zu entsetzen, die Kirchenthür wieder zu öffnen und die Glocke läuten zu lassen?

Auf dieser Seite des Berges die Glocke zu hören, war ein Ding der Unmöglichkeit. Dennoch lauschte Andram darauf. Und er horchte beständig, ob er hinter sich nicht den Schall eines Schrittes vernähme, der nahe, immer näher kam? Alles blieb jedoch still. Und Andram betete.

Nicht für sich selbst — mit keinem Wort, keinem Gedanken für sich selbst. Er betete für Bèrto, daß der Herr ihn nicht zu qualvoll leiden lassen und bald erlösen möge; er betete für Salva, betete für Bèrtos Mutter, für seinen Vater, die beide durch ihn kinderlos wurden. Und er betete, daß Bèrto in seiner Todesstunde ihm vergeben möge, wie Christus sterbend seinen Feinden vergab.

Also betete er auch für sich.

* *
*

Mittag — Nachmittag — Abend.

Jetzt hatte die Glocke gewiß schon geläutet, war seine Mutter gewiß schon begraben, hatte die Braut ihren Kranz wieder abgelegt.

Immer noch schneite es und immer noch keine sich nähernden Schritte.

Die Nacht brach an.

Länger konnte Andram nicht beten. Er stand auf. Um die zurückkehrenden Schritte etwas früher zu hören, ging er in den Spalt hinein. Bald befand er sich im Finstern und tastete auf dem schlüpfrigen Grunde den nassen Wänden entlang.

Aber auch jetzt hörte er nichts.

Er tastete sich weiter und weiter durch die schweigende Dunkelheit.

* *
*

Da er nichts vernahm, kehrte er endlich um, den finsteren Weg wieder zurück, wiederum Schritt für Schritt die feuchten Wände entlang sich tastend. Dann stand er am Ausgang.

Es war tiefe Nacht. Der Schnee fiel nach wie vor dicht und in großen Flocken. Er fiel so weich, so lautlos ...

Jetzt wußten sie drunten, daß es für die beiden Ausgebliebenen keine Hilfe mehr gab, daß sie nicht mehr zu retten waren. Denn schon jetzt konnte man nicht mehr suchen.

Wie gut, daß seine Mutter in ihrem Grabe lag, darüber das Glockengeläute hingellungen war, auf dessen frischen Schollen die weiße weiche Decke lag, fast mütterlich zärtlich.

Und Verena Cusa, der er den einzigen Sohn nahm? Gott sei Lob und Dank, daß er selbst auch seines Vaters einziger Sohn war.

Salva würde verzweifeln. Noch war ihr Brautkranz frisch, und schon war ihr Glück verwelkt.

Auch das hatte er vollbracht, um Gottes Willen geschehen zu lassen. Es war fast Größeres, als der Herr Abraham zu thun geboten hatte. Doch als dieser seinen Sohn schlachten wollte — siehe, da ließ der Herr Abrahams bereits erhobene Hand, darin die Waffe blitzte, von seiner Engel einem zurückhalten und zeigte seinem gehorsamen Knecht den Widder.

Seinen Priester hieß er das schreckliche Opfer vollziehen.

* * *

Stunde auf Stunde verstrich.

Andram betete und lauschte — lauschte und betete. Als er wiederum beides nicht länger vermochte, tastete er sich ein zweites Mal durch die Finsternis in den Berg.

Diesmal gelangte er bis zu der Stelle, wo es in den Römergang führte. Andram zwängte sich durch die Öffnung, glitt auf der anderen Seite hinab.

Nun bückte er sich und suchte noch dem Seil, das Vérta am Margen an dieser Stelle zurückgelassen.

Er fand es.

Es war um einen Felszacken geschlungen und aufgerollt.

Also war Vérto am Seile in das Labyrinth eingedrungen! Wenn er diesem Führer folgte, mußte er zu Vérto hingelangen.

Er faßte das Seil und ließ sich von diesem leiten.

Plötzlich hielt er das Ende in der Hand. An der Stelle, wo Vérto das Tau mit den zerschnittenen Stoffstreifen zusammengeknüpft hatte, war es gerissen. Vérto mochte es nicht einmal gemerkt haben — hatte es wohl erst bemerkt, als es bereits zu spät war.

Jetzt verstand Andram, warum er den ganzen Tag und fast die ganze Nacht auf die Schritte, die zurückkehren sollten, vergeblich gelauscht hatte: sie würden niemals zum Ausgang und zum Tageslicht aufdringen.

Gott, der allmächtige Herr des Himmels und der Erden, wollte nicht, daß durch Vérto Cusas Leichnam den Leuten von Valdarò der Weg zum Golde gewiesen ward.

* * *

Sollte Andram umkehren und seinen Tod am Ausgange des Spaltes erwarten; dann sterbend sich verkriechen, damit nicht etwa sein Leichnam zum Verräter ward? Oder sollte er in der gräßlichen Finsternis umkommen?

Sein Entschluß war sogleich gefaßt …

* * *

„Erspare mir keine Qual eines langsamen Sterbens. Lasse mich viele Tage lang mit dem Tode ringen, nicht murren will ich, Herr, sondern dich preisen. Ich will mich nicht in den Abgrund stürzen, will mein Haupt auch hier nicht am Felsen zerschmettern — ausharren will ich, leiden will ich, geduldig auf die Erlösung warten, bis du sie mir sendest. Nur lasse mich den Unseligen finden, der, nach dem Ausgang suchend, im Berg sich verirrte. Er möge mir nicht verzeihen, möge mit seinem letzten Hauch mir fluchen. Nur lasse mich ihn finden, auf daß ich ihm beistehe in der Todesnot. Ich will von ihm nicht wanken und weichen, sollte er mich auch von sich stoßen; ich will dem Sterbenden deinen heiligen Namen nennen, so lange und so inbrünstig, bis daß er ihn hört. Er wird dich nicht rufen wollen in seiner letzten Stunde; aber ich will als dein Priester bei ihm sein. Vielleicht, daß er nach dir dann doch seine Arme ausstreckt. Herr, Herr, lasse diesen Sterbenden seinen Arm nach dir ausstrecken und lasse mich dafür sterben, ohne daß ich im Tode dein göttliches Antlitz schaue. Siehe, ich nahm dieses Jünglings Leben — lasse, o lasse ihn eingehen in deine ewige Herrlichkeit. Und muß einer von uns beiden lange Flammenqual leiden, so laß mich dieser Eine sein. Strafe mich! Strafe mich! Nur lasse mich den Verirrten finden, damit ich ihm zu deiner Gnade den Weg weisen kann. Aber Herr, nicht wie ich will, sondern wie du willst."

Laut betete Andram, daß es schaurig durch die schwarzen Wölbungen schallte. Dann erhob er sich von den Knien, schob sich an der Felsenwand tastend vor, tiefer und tiefer hinein in die grauenvolle, unendliche Nacht.

* * *

„Vérto!“

Er blieb stehen, regte sich nicht, hielt den Atem an, lauschte.

Keine Antwort.

Er tastete sich weiter, rief wieder, wartete und lauschte wieder.

Aber keine Antwort.

„Vérto! Lieber Vérto!“

Fürchterlich war der Ruf der Menschenstimme in der Felsengruft. Wer ihn ausstieß und auf einen Laut wartete, der ihm antworten sollte, konnte von Sinnen kommen.

Andram rief und lauschte, fühlte, wie der Wahnsinn in sein Gehirn kroch; schrie auf zu Gott: er müßte seinen Verstand behalten, er müßte suchen, suchen! Der Herr hörte seines Priesters Flehen, ließ ihn bei Vernunft, und Andram rief und rief, lauschte und lauschte.

Niemals eine Antwort!

Stunde um Stunde verstrich. Allmählich verlor Andram für die Zeit jeden Maßstab. Nur an seiner zunehmenden Erschöpfung merkte er, daß bereits viele Stunden vergangen sein mußten.

Tage ...

Längst hatten seine Augen an die Finsternis sich gewöhnt, daß er vorwärts gelangte, ohne sich mit der Hand immerfort am Felsen fortschieben zu müssen. Er konnte deutlich erkennen, wo ein anderer Gang den Stollen kreuzte. Bald versuchte er diesen, bald jenen; bald führte es abwärts, bald aufwärts, bisweilen über feuchten, dann wiederum über trockenen Grund.

Einmal warf er sich an einer solchen Stelle nieder, preßte sein Gesicht gegen den Boden, sog die Nässe auf. Das that wohl! Als er sich jedoch wieder erheben wollte, um weiter zu suchen und zu rufen, kam er nicht mehr auf.

In halber Bewußtlosigkeit lag er lange Zeit; endlich brachte er sich mit übermenschlicher Anstrengung zur Besinnung und in die Höhe. Aber er wankte und schwankte, konnte nur mühsam auf den Füßen sich halten, mußte von neuem an der Wand sich vorwärts schieben, besaß zum Rufen kaum noch Kraft.

„Vérto! Lieber Vérto! Ach, Vérto!“

Seine Stimme klang bereits nicht mehr wie ein menschlicher Laut.

Irgendwo fand er Werkzeuge und daneben Knochen eines Gerippes.

Der Mann war auch so umgekommen, wie er bald umkommen würde.

Er und Vérto!

* * *

Hunger verspürte er nicht. Nur Durst, wütenden Durst. Seine Eingeweide brannten, seine Lippen schmerzten, wenn er jetzt den Namen Vértos zu rufen versuchte. Wo die Wand naß war, drückte er den Mund dagegen. Am Boden war die Feuchtigkeit größer, aber er wagte nicht, sich hinfallen zu lassen, aus Furcht, die Kraft zum Aufstehen nicht mehr zu haben.

Und er mußte suchen, mußte rufen ...

Ward die Pein seines Durstes unerträglich, so gedachte er der Qualen der Märtyrer, der Leiden des Heilands. Der Leiden des ganzen Menschengeschlechtes dachte er. Solche Gedanken halfen ihm.

* * *

Jetzt konnte er nicht mehr aller derer gedenken, die jemals gelebt und gelitten hatten — nicht mehr derer, die noch lebten und litten, die leben und leiden würden bis ans Ende der Welt.

Er verlor die Erinnerung an sein eigenes Leben, die Empfindung für sein eigenes Leid.

Valdaré — die Leute von Vaidaré — seine Eltern — Saiva — gleich Traumgestalten traten sie bisweilen vor seine Seele. Nur bisweilen!

Nur allein Vértos erinnerte er sich deutlich und daran, daß er ihn suchen, daß er ihn finden müßte.

Auch beten konnte er nicht mehr.

Und so verstrich die Zeit.

* * *

Ein matter Lichtschein, ein schwachglühender Funken, ihm entgegenleuchtend.

„Bérto! Lieber Bérto! Ach, Bérto, so ließ Gott mich dich doch finden."

Er vermochte wieder zu reden, er belebte sich. Taumelnd stürzte er vor, auf den Lichtfunken zu.

Dann war er bei ihm, dem Wiedergefundenen.

Bérto lag entkräftet am Boden, die Lampe stand neben ihm. Andram sah das weiße Antlitz des Sterbenden, sah dessen Blick mit dem Ausdruck eines Hasses auf sich gerichtet, den nichts versöhnen konnte.

In diesem Augenblick erlosch das matte Licht.

* *
*

Nun befanden sie sich im Dunkeln beisammen, um gemeinsam den Tod zu erwarten, der als göttlicher Wohltäter und Erlöser zu ihnen kommen sollte.

Andram war neben dem Wiedergefundenen hingesunken. Er tastete nach seiner Hand, faßte sie, wurde von ihr zurückgestoßen.

Der Priester flüsterte: „Bérto! Ach, lieber, lieber Bérto, wie danke ich Gott, der mich dich finden ließ! Erlaube doch nur, daß ich deine Hand fasse und sie in der meinen halte. Es ist ja nicht die Hand Andram Plazas, den du haßtest, der dich umkommen ließ, sondern die Hand eines Priesters, den Gott dir in deiner Todesstunde sendet. Bérto, ach, lieber, lieber Bérto!"

Dieser blieb stumm. So oft Andram seine Hand zu fassen versuchte, wurde sie zurückgestoßen.

Er fuhr fort zu flüstern, zu bitten.

Ueber Bértos Lippen kam kein Laut.

Und so verstrich die Zeit.

* *
*

Zuletzt konnte Andram nicht mehr seine Hand ausstrecken, um die Bértos zu fassen, er konnte zuletzt nur noch stammeln: „Bérto! Ach, lieber, lieber Bérto!"

Immer nur das eine ... Es klang matter und matter.

Endlich verstummte auch dieser schwache Ton.

Und so verstrich die Zeit.

„Andram!"

Der Angerufene wurde durch die Stimme noch einmal zum Leben geweckt. Er hauchte: „Bérto! Lieber Bérto!"

„Hörst du die Glocke? Die Glocke von Valdaré! Ach, Andram, höre doch."

„Ich höre die Glocke. Sie ruft uns beide zu Gott."

„Deine Hand, Andram."

„Siehst du, daß wir doch Hand in Hand vor den Herrn treten werden."

„Ich sagte dir noch nicht, warum ich dich immer gehaßt habe."

„Das ist ja jetzt vorbei."

„Ich muß dir's noch sagen."

„Höre lieber auf das Glockengeläut. Es ist ja unsere Glocke, die für uns geläutet wird. Die Glocke von Valdaré!"

„Ich haßte dich, weil von uns beiden du der Bessere warst."

„Ach, Bérto! Lieber Bérto!"

„Lieber Andram ..." Das waren Bérto Cusas letzte Worte auf dieser Welt.

Gott, der allmächtige Herr des Himmels und der Erde, nahm sie gewiß für ein Gebet.

Finale.

Als die beiden am Pfingstsonntage aus dem Dorfe verschwunden waren und nicht wiederkamen, erstand den Leuten von Valdaré plötzlich eine Prophetin.

Salva Bragú erblickte die zwei Vermißten im Inneren des Sas da Rá.

Mit dem Blick einer Seherin, den Kranz aus gelben Krokus wie eine Krone im Haar, stand sie am Morgen vor der verschlossenen Kirche und rief mit gellender Stimme: „Bérto Cusa fand im Berge das Römergold! Er zeigte das Gold Andram Plaza, und der Priester erschlug ihn um des Goldes willen. Aber auch der Mörder kommt nie wieder zurück."

Die Dorfleute scharten sich um die Prophetin und lauschten ihrer dunklen Rede, als spräche sie göttliche Weisheit.

Von allem, was die verlassene Braut verkündete, war es hauptsächlich ein Wort, welches die Seelen der Hörer gleich einer Verkündigung des höchsten Heiles durchbrauste: „Gold!"

Sie schrien das seligmachende Wort einander zu, daß es war, als riefen in Valdaré die Steine: „Gold!“

„Das Römergold! ... Wer fand es? ... Bèrto Cusa vom Hof Freìna.“

Ganz Valdaré wiederhallte von dem Namen: „Bèrto Cusa vom Hof Freìna!“

Und: „Vom Hof Freìna!“ schallte es von den Wänden des Berges zurück, der in dieser Stunde dem Cusa zum Grabe ward.

Des anderen, der zugleich mit dem Entdecker des Goldes verschwunden war, gedachten sie kaum.

* * *

Bis ans Seegestade lief Salva in ihrem Brautkranz, und wie in einer Prozession zog das ganze Dorf hinter ihr drein.

Über der regungslosen blutfarbenen Flut stand die neue Totenvorausseherin von Valdaré, streckte dem Sas da Rú verzweifelt die Arme entgegen und rief fort und fort: sie sähe die beiden im Inneren des Berges, sähe sie sterben.

Trotz dieser grauenvollen Weissagung wurden die Gemüter mit jedem Augenblicke mehr von einem Freudentaumel ergriffen. Sie jubelten und jauchzten, konnten kein Ende finden, das Wort zu rufen, welches ihnen ein neues Zeitalter bringen sollte: „Gold! Gold! Gold!“

Und immer wieder und wieder in tosenden Freudenrufen: „Gold! Gold! Gold!“

* * *

Des starken Schneefalles ungeachtet, kam der Pfarrer von Crocetta heraufgestiegen, um mit großer Feierlichkeit die Kirche zu erschließen und die Glocke läuten zu lassen.

Wie erstaunte der Hochwürdige, als er statt einer Gemeinde von frommen Christen, die sehnsuchtsvoll des Priesters harrten, eine Schar von Weibern fand, die sich wie besessen gebärdeten.

Der geistliche Herr frug: „Was geschah mit euch, und wo sind eure Männer?“

„Sie zogen aus, um zu suchen.“

„Um wen zu suchen?“

„Das Gold vom Sas da Rú.“

Er frug: „Um wen zu suchen?“

Jedoch wieder und wieder ward ihm geantwortet: „Das Gold vom Sas da Rú.“

Der geistliche Herr ließ die Kirche uneröffnet, die Glocke ungeläutet; er ließ den sündhaften Ort unter dem Bann. Anstatt die Gemeinde wieder mit Gott zu vereinigen und für sie auf dem Altar zur Anbetung das höchste Gut auszustellen, begab er sich zürnend hinweg, um dem Bischof über den Vorfall Bericht zu erstatten.

Den Priester von Valdaré, der zur Rechenschaft gezogen werden sollte, brauchte der Hochwürdige nicht mehr in aller Form seines Amtes zu entsetzen: dies hatte statt seiner ein Höherer gethan.

* * *

Bereits am Nachmittage mußten die ausgezogenen Männer des Schneefalls wegen unverrichteter Sache zurückkehren. Nicht eine Spur der beiden — des einen Vermißten, hatten sie gefunden.

Bei ihrer Ankunft im Dorfe beachteten sie nicht, daß ihre Kirche noch immer verschlossen, ihre Glocke noch immer stumm war. Von den Weibern erfuhren sie's: der Pfarrer von Crocetta war gekommen und wieder gegangen, ohne den Bann von ihnen genommen zu haben. Doch, was kümmerte sie jetzt noch der Bann?! Jetzt bekamen sie Gold!

Morgen würden sie wieder ausziehen, um zu suchen, morgen würden sie finden!

* * *

Spät am Abend begrub Petro Ptaza seine Frau. Keine Glocke schallte über der offenen Gruft, und nur Verena Cusa, die Mutter des einen Vermißten, stand dem gebrochenen Mann zur Seite trotz allen Jammers um den Sohn, den Vater des Priesters, der Bèrto Cusa sollte getötet haben, tröstend und aufrichtend.

Auch Iwano Bragú konnte zum Begräbnis von Mutter Jakobine nicht kommen: er mußte bei seinem ärmsten Kinde bleiben, welches die goldene Krone nicht ablegen wollte und in Fieberphantasien raste.

So verging in Valdaré der Pfingstsonntag.

* * *

Keine Spur fanden sie von den beiden Vermißten, den beiden Umgekommenen. Und sie fanden keine Spur des Eingangs zu den neuentdeckten Goldminen der Römer.

Verzweiflung faßte die Leute von Valdaré. Niemand verdingte sich diesen Sommer in die Ferne. Alle blieben im Ort, und alle suchten noch dem Glück von Valdaré, welches sie bereits in Händen gehalten, und welches ihnen wie durch einen bösen Zauber wieder genommen worden war.

Wie durch einen bösen Zauber —

Die Dorfleute wußten wohl, wer sie um das goldene Glück gebracht hatte. Keine andere als die Hexe von Valdaré.

Weil Salva Bragú vergeblich im Brautkranz des Bräutigams harren mußte, hatte sie den durch Vérto Cusa neuentdeckten Eingang in den Berg für ewige Zeiten wieder verschlassen.

Man verjagte die Unholdin, welche nicht von den guten Gannes, sondern von den bösen Bregóstanes aus der Taufe gehoben worden war; mit Steinwürfen trieb man sie fort. Im Hof Freïna wurde Salva mit ihrem Vater aufgenommen; und fortan hausten in dem alten Römerturm, dahin der letzte der Cusa nie wieder zurückkehren sollte, die drei Ausgestoßenen, die zugleich drei Unglückliche waren.

Petro Plaza verließ gleichfalls Valdaré, jetzt auch im Winter in seinem grünen Föhrenwalde verbleibend. Mehr als je war der gleichsam über Nacht alt gewordene Soltner der Ansicht, daß seine Stiere bessere Geschöpfe wären als die Menschen, selbst dann noch, wenn sie wild wurden und mit den Hörnern aufeinander losgingen. Es waren immerhin nicht Bestien, die lebendigen Leibes sich einander zerfleischten.

* * *

Und heute?

Die Leute van Valdaré leben heute so ziemlich, wie sie immer gelebt haben. Eher schlechter als besser. Sie arbeiten weniger als früher, sind also nach ärmer geworden und infolgedessen noch düstereren Gemütes. Auch müssen sie zu viel des Goldes vom Sas da Rü gedenken und daran, daß dieses beinahe wieder i h r Gold geworden wäre.

Nach wie vor gedeiht auf der hochgelegenen und wüsten Steinhalde nur hartes und bitteres Gras, trotzdem sie jetzt von ihrem Priester den großen Wettersegen, den „ganz großen“ Segen erhalten — wenn sie nämlich gerade einen eigenen Priester haben.

Denn abgleich die Kirche längst wieder offen steht, die Glocke längst wieder geläutet wird, einen eigenen Priester besitzt das von der Welt nach wie vor vergessene Dolomitendorf nur mehr zeitweise.

Das kommt daher, weil es zum Glück für alle guten katholischen Christen und zum Ruhme der heiligen römischen Kirche nur selten in dem schönen und frommen Lande Tirol renitente oder gar verbrecherische Geistliche giebt.

Gerät ein Priester in Sünde und Schuld, muß er zur Rechenschaft gezogen werden, verfällt er in Pönitenz, so schickt man den sündigen Gottesknecht in die Straf- und Besserungszelle von Valdaré, die im ganzen schönen Lande Tirol ihrer Schrecken wegen berüchtigt ist und gefürchtet wird.

Schaudernd erzählt man sich von den schwarzgekleideten Bewohnern, die trotz ihres Priesters einem mittelalterlichen Aberglauben verfallen sind; von den langen, sonnenlosen schrecklichen Wintern; und alle meinen, daß die Pfarrei dieses trostlosen Dorfes für in Sünde verfallene Geistliche gerade der rechte Ort ist zur Einkehr, zur Buße und Besserung.

Die Leute von Valdaré aber freuen sich des „fremden“ geistlichen Herrn. Sie grüßen ihn ehrfurchtsvoll, küssen ihm demütig die Hand, bekennen ihm zerknirscht ihre Sünden; lassen sich vergeben von jenem, dem selbst vergeben werden muß.

Nur die Kinder scheuen gewöhnlich den Hochwürdigen, der gewöhnlich keiner ist, der die Kindlein zu sich kommen läßt.

* * *

Die einzige Familie, welcher es jetzt in Valdaré besser geht, sogar gut, ist das Geschlecht der Campill; denn in diesem ist der Branntweinschank erblich geworden, und der Wirt ist stets auch zugleich der Bürgermeister des Ortes.

Wie zur Zeit des ersten Branntweinwirtes

Basil Campill ist Trunkenheit den Dorfleuten keine Schande; ebenso werden wie damals die Weiber von den berauschten Männern geprügelt. Aber die Weiber sind damit vollkommen zufrieden, und zufrieden ist der Bürgermeister Campill.

Viele Leute von Valdaré verdingen sich jetzt für das ganze Jahr, und manche kommen überhaupt nicht mehr zurück. Wenn jene Wiederkehrenden die Glocke von Valdaré läuten hören, so sagt ihnen der Himmelsklang nichts, denn ihre Herzen vernehmen ihn nicht mehr.

Das Teuerste und Beste, was die Leute von Valdaré in ihrer Armut besaßen: ihre heilige Heimatsliebe, ging ihren Seelen verloren. Und sie werden ihr bestes Gut nicht wiederfinden — so wenig wie das verlorene Römergold.

* *
*

Und das Gedächtnis an Vérto Cusa?
Es lebt, lebt fort in Valdare!

In den Geister- und Spukgeschichten, welche die Weiber eifriger denn jemals in den langen, langen Wintern beim Prasseln des Herdfeuers, zum Heulen des Sturmes erzählen, lebt das Gedächtnis des letzten Cusa glorreich fort; und es wird leben bleiben, solange es noch ein Valdare giebt unter dem Sas da Rü, dessen im Winter für einen Augenblick erglühender Gipfel für das Dorf kein himmlisches Zeichen mehr ist.

Des toten Cusa wird also gedacht. Dagegen wurde eines anderen Gestorbenen längst vollkommen vergessen.

Ja, Andram Plaza! Vollkommen vergessen bist du, Märtyrer der Phantasie, der du aus fanatischer Liebe zu deiner elenden Heimat zum Mörder wurdest. Und es ist gut für dich, daß dem so ist. Denn gedächte man in Valdaré deiner noch, so würde deinem Andenken geflucht werden.

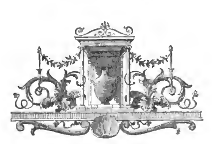
* *
*

Und warum diese traurige Begebenheit weiter erzählen?

Wie oft geschieht es, daß der Mensch sein Herzblut läßt und in Schuld verfällt für etwas, das des Schweißopfers eines Edlen nicht wert ist.

Um so schlimmer für den Mann, den niemand bedauert, dem ganz recht geschah — wie viele meinen werden.

Für solche wurde diese Geschichte allerdings nicht geschrieben.





Mosaik im Hotel Bristol, Berlin. Entwurf und Ausführung von W. Wiegmann.

Neuere Glasmosaiken.

Von

Hans Ostwald.

(Nachdruck ist untersagt.)

Mächtiger wird der Zug zur Farbe. Nicht nur die Innenräume werden malerischer, bildmäßiger ausgeschmückt, auch die Fassaden. Lange genug hat ein nüchterner erdgrauer Steinton die Straßenfronten beherrscht. Die Augen haben sich endlich an seiner Ärmlichkeit satt gesehen und verlangen nach Abwechselung, nach reicherer Wirkung auf jene Nerven, die farbig empfinden. Manches ist bereits gethan. Zwischen den flachen, trüben Schieferdächern der Großstädte leuchten wieder ziegelrote Giebel. Der Maueranstrich wird heller und heller. Die Fenster blicken freundlicher mit ihrem Weiß oder Hellgrün oder Polisanderrot; jenes stumpfe Braun, das die Fensteröffnungen zu dunklen, düsteren Höhlungen machte, mußte weichen. Allerdings werden die neuen Farben nicht immer mit Geschmack verwertet. Aber die Gesamtwirkung einer neueren Straße ist doch unendlich viel lebendiger, frischer und freudvoller als die der älteren.

Viele kahle Flächen wußten die Dekorationsmaler geschickt auszuschmücken. Leider aber hält die beste und gediegenste Freske nicht all den Einflüssen stand, die das moderne geschäftige Treiben hervorbringt. Säuren, die sich aus dem Straßenstaub, den Industrieschornsteinen und der feuchten, deutschen Luft entwickeln, fressen an den Schöpfungen der Maler. Sie verblassen. Einzelne Töne gehen eine neue chemische Verbindung ein, und das Kolorit des Gemäldes wird ein ganz anderes. Es giebt eben wenig Werkstoffe, die aller Witterung trotzen, die selbst dem giftigsten Großstadtdunst nicht unterliegen.

Zu diesen in der Zahl beschränkten Stoffen gehört die Glasmosaik. Dies edle und teure Material, von dem ein Quadratmeter bei Figuren weit über vierhundert Mark kosten kann, das jedoch noch immer wohlfeiler ist, als man annimmt, hat sich bereits bei der Ausschmückung von Fassaden einen geachteten Platz errungen. Fast alle größeren Städte besitzen öffentliche oder private Gebäude, die mit irgend einem musivischen Werk bekleidet sind.

Das wirkungsreichste in dieser Art ist das Mosaik der Villa Theising in Groß-Lichterfelde. Wohl kein Profangebäude in ganz Deutschland wird einen derartigen Schmuck aufzuweisen haben. Nirgends ist die musivische Kunst so umfangreich zur Belebung der Fassade verwendet.

Den Entwurf zu diesem Gemälde in Glassteinen hat der Maler Wilhelm Wiegmann geliefert. Wiegmann ist ein Schüler des Professors Geselschap. Unter dessen Leitung malte er manche Innenräume aus. Als er dann die Hallen eines Bades malerisch zu füllen hatte, schmerzte es ihn, daß die Wasserdämpfe immer wieder sein Werk zerstörten. Er sann auf andere Mittel, auf andere Farbstoffe, als sie ihm die Palette zur Verfügung stellte. Die Palettenfarben waren ihm zu vergänglich geworden. Erreichte er doch selbst mit den Kaseinfarben nicht die notwendige Haltbarkeit — das Ziel aller Sehnsüchte aller Dekorationsmaler.

Oft hatte er von den Mosaiken der Alten gehört. Wenn er es einmal damit versuchte? Aber die Technik! Die war ihm ebenso unbekannt wie allen deutschen Künstlern — die ja überhaupt vor noch nicht langer Zeit, also auch in jenen Jahren, nur die Staffeleithätigkeit als höchste Kunstübung gelten ließen. Es lag nichts näher, als daß Wiegmann versuchte, italische Pasten, wie die kleinen Glaswürfel von den Mosaikkünstlern genannt werden, zu beziehen. Aber das ward doch bald offenkundig, daß die mit italischen Glasflüssen hergestellten Gemälde weit kostspieliger wurden als die fertig von Venedig bezogenen Mosaiken. Nach langem vergeblichem Suchen fand Wiegmanns kaufmännischer Mitarbeiter Wagner endlich ein rotes Steinchen. Nun wußten sie, daß die Mosaik aus gefärbtem und getrübtem Glas bestand. Sie forschten überall herum, fragten in allen möglichen Glashütten an — nirgends konnten sie das Material bekommen. Nur auf große Bestellungen, die sie nicht honorieren konnten, wollte man ihnen das Material liefern. Endlich verschaffte sich Wagner Porzellanerde, zerrieb Glasscherben zu mehligem Pulver und mischte beides mit Farbe. Den zu kleinen Würfeln gekneteten Teig ließ er im Ofen trocknen. Diese etwas komische Probe hatte natürlich nur den Erfolg, daß Wagner Krümel aus dem Ofen kratzen konnte.

Wiegmann war damals in dem Bade thätig. Ganz unwillkürlich warf er einige der Mischungen, die ihm Wagner gezeigt, in die dort stehenden Koksöfen. Es sickerten blaue Glasthränen heraus. Nun war es ihnen klar, daß sie die Pasten schmelzen mußten, daß die Mischungen sich nur im Feuer zu der unverwüstlichen Härte verbauen. Opak, also undurchsichtig, mit voller Farbe an der Oberfläche waren allerdings die Glasthränen noch nicht.

Dem Künstler war längst bekannt, daß die italienische Mosaikkunst wieder aufblühte. Der Venediger Salviati hatte das Rundgemälde der Siegessäule, zu dem Anton von



Kopie einer alten Trierer Mosaik, von W. Wiegmann gesetzt.

Werner den Karton entworfen, in Mosaik gesetzt. Aber da der Entwerfer nicht mit der Technik vertraut war, wurden die Farben der Linien nicht kräftig genug gegen-

einander abgesetzt. Das Gemälde wirkte mehr koloristisch, auf die Entfernung zu fleckenhaft und nicht klar genug. Das ward Wiegmann nun bewußt: erst mußte man in die Geheimnisse der Technik eingedrungen sein, sich des Schatzes, der in ihr liegt, bemächtigt haben, ehe man für sie schaffen konnte.

Zu jener Zeit hatte der Professor Schwartz eine Staatsunterstützung für chemische Untersuchungen auf musivischem Gebiete erhalten. Die Ergebnisse, die Professor Schwartz erzielte, waren allerdings keine umfassenden; aber sie genügten für die Weiterentwickelung. Zu den beiden Erfindern Wagner und Wiegmann gesellte sich der Techniker Puhl. Nach unzähligen Entbehrungen, zäher Arbeit und unermüdlichen Proben erhielten sie endlich einige brauchbare, wirklich opake Pasten. Was sie in diesen Monaten durchzumachen hatten, schildert gewiß die Thatsache, daß sie wegen der großen Wärmeausströmung ihres Schmelzofens und der geheimnisvollen Rührigkeit, die sie in einem Keller der Ackerstraße, Berlin N., entfalteten, von den Hausbewohnern „Zauberer" und „Alchimisten" gescholten wurden.

Sie setzten nun die Kopie der Trierer Fußbodenmosaik zusammen. Ihr Material reichte jedoch noch nicht aus. Vor allem aber begingen sie noch einen ziemlich herzhaften Fehler: sie verwendeten die glatte Seite der Pasten zur Herstellung der Bildfläche. Aber die Farbenreize konnten sie schon andeuten. Interessierte Kreise konnten sie schon auf die ferneren Erfolge lüstern machen.

Daß sie noch viel Kenntnisse zu erwerben hatten, war den dreien klar. Sie arbeiteten von früh bis spät. Alle möglichen Techniken versuchten sie. Die Würfel setzten sie nach manchen Übungen selbst in Formsand zusammen und schliffen auch die Flächen, welche zusammengesetzt werden sollten. Endlich waren



Villa Theising, Groß-Lichterfelde; entworfen von W. Wiegmann



Fassade des Hauses Friedrichstraße Nr. 84, Berlin; entworfen von M. J. Bodenstein.

sie aber dahinter gekommen, daß die eigentlich musivische Wirkung nur zu stande kam, wenn sie die Bruchfläche der Pasten mit ihrer rauhen, funkelnden Unebenheit als Oberfläche benutzten. So allein war die Mosaik für monumentale Werke, für gewaltige Fernwirkung geeignet.

In dieser Zeit gesellte sich der Italiener Pellarini zu ihnen, der lange in den Venediger Anstalten gearbeitet hatte. Von ihm erlernten sie die moderne Technik des Zusammensetzens. Und nachdem sie nochmals einige Kopien gemacht, kamen auch die ersten, spärlichen Bestellungen. Schwer mußten sie um ihre künstlerischen Erfolge kämpfen. Wie hoch diese Erfolge führten, wie weit fort aus den stümperhaften Thälern der Kopie — die Mosaik der Villa Theising zeigt das überzeugend.

Die Kopie der Trierer Mosaik weist viele Mängel auf. Licht und Schatten sind noch nicht gleichmäßig verteilt. Auf dem hervorspringenden Nasenbein sitzt eine dunklere Tönung, während die Nasenwurzel aus einem lichteren Stück gesetzt ist. Die Mundpartie ist auch nicht geglückt. Das Schlimmste aber: die Linien der Mosaik fügen sich noch nicht den Formen ein, sie laufen noch nicht mit der Wölbung des Körpers. Sie stören die Rundung des Halses. Vieles mag die Dürftigkeit des vorhandenen Materials verschuldet haben. Es währte aber nicht lange, da verfügte Wiegmann über alle Mittel der musivischen Kunst.

Bald konnte er die erste, wirklich brauchbare Arbeit liefern. Es ist ein einfaches Ornament im Renaissancestil, wie er Ende der achtziger Jahre beliebt war. Es läßt den Fortschritt des Künstlers in der Beherrschung seines Werkstoffes erkennen. Man kann leicht mit ihm gehen, von Wegstein zu Wegstein. In dem Ornament versteht er der Mosaik schon manche Reize zu entlocken. Auf dem schillernden Goldgrunde heben sich die dunklen Ranken und der Kopf nicht geschmacklos ab. Das Ganze hat etwas Plastisch-Architektonisches an sich, das sich vollkommen in die Gesamtarchitektur des Baues einfügt und doch durch seine reizvollen Farben die malerische Wirkung nicht verliert.

Wie weit dieser plastisch-malerische Reiz der Mosaik gehen kann, wurde bald darauf in der Fassade des Hauses Friedrichstraße Nr. 84 zu Berlin offenbar, das die deutsche Glasmosaik-Gesellschaft in Rixdorf ausführte. Die Figuren, Hopfen und Malz, sind in

ihrer Körperlichkeit schwer von den Skulpturen der Fassade zu trennen. Ihre fast individuellen Züge haben in ihrer weichen Modellierung zugleich alle Vorzüge moderner Malweise. Der Zeichner der Kartons, nach denen die Mosaik ausgeführt ist, M. J. Bodenstein, hat mit dem rechten Blick für die beabsichtigte Wirkung die sitzenden Figuren in eine perspektivisch scheinende Umrahmung eingesetzt. Es scheint, als säßen sie in einer Loggia. Der Zweck des Mosaikschmuckes ist damit am vollendetsten erreicht. Eine bildliche Darstellung auf einer Fassade würde zum mindesten etwas willkürlich und unmotiviert erscheinen, ihre Aufgabe, große kahle Flächen zu zerlegen, sie reizvoll auszufüllen, würde nicht ganz gelöst sein, wenn sie nicht so geistvoll umrahmt, ja gewissermaßen hineingebaut worden wäre wie die Mosaik des Augustinerbräus. Außer allen diesen Vorzügen besitzt sie noch einen: der Mosaikcharakter ist ihr nicht ganz verloren gegangen.

Ganz so motiviert und zweckmäßig ist die Mosaik der Villa Theising allerdings nicht. Sie ist nicht so organisch mit der Fassade verbunden. Ihr Zweck wird zu deutlich. Aber unerfüllt bleibt er nicht. Die dunklen Flächen der Villa bekommen eine heitere, anheimelnde Miene. Die Eintönigkeit schwindet. Farben der Freude lachen aus der starren Ruhe der Steine. Wiegmann hat in dem Karton zu dieser Mosaik sein Bestes gegeben. Schon auf der Skizze wußte er alle Vorzüge der Mosaikkunst anzudeuten. Selten hat jemand alle ihre Mittel so auszubeuten verstanden wie Wiegmann. Ihre letzten und höchsten Wirkungen rang er ihr ab, nur unablässig sich ihr widmend, sich in ihre Technik einarbeitend bis zur rastlosen Beherrschung.

Er war so klug, den Hintergrund ganz anders zu fundieren und zu gestalten als es sonst üblich. Anstatt des blauen Himmels, der allzu oft wie ein schroffer Gegensatz über den Dingen schwebt, anstatt der ebenso blauen Luft malte er goldiges Sonnenweben über die Felsen, die reifenden Ährenfelder, die Türme des Dorfes und die Baumwipfel. Schöner und eindringlicher konnte er das Flimmern der Sommerluft nicht darstellen. Und der Hintergrund ward dadurch so duftig und zart, daß die Hauptgruppen des Bildes um so kräftiger und lebendiger heraustreten. Der Hintergrund mit dem Korngelb, die angedeuteten Fernen, in denen die milden Umrisse der Burgen und Kirchen schimmern, tritt so zurück, wie ein Hintergrund immer zurücktreten sollte. Und dann — welch heimische Stimmung! Der von der Jagd Heimkehrende, an dessen Speer die Beute schwankt und vor dessen Füßen der Hund in heller Freude bellt und springt, wird von den Kindern und der Frau mit weit geöffneten Armen empfangen. In die etwas verbrauchte Situation hat Wiegmann frisches Blut geschöpft. Sie ist neu belebt.

Die andere Hälfte des Gemäldes bringt zartere Scenen. Ein Fräulein hält den Spinnrocken. Sie lauscht mit abgewandtem, sinnend vornübergeneigtem Kopf den sanft und werbend herüberklingenden Tönen, die der Schäfer seiner Flöte entlockt. Mag das Motiv ein recht altes sein; es behält ja doch immer noch seinen symbolischen Reiz. Und das Leben sorgt, daß dieser ewig neu bleibt.

Was aber dieser Mosaik noch ihren außergewöhnlichen Wert verleiht, ist die glückliche Farbengebung und die Behandlung des Baumbestandes. Mit ganz persönlicher Frische hat Wiegmann volle, leuchtende Farben verwertet. Er hatte schon im Beginn der neunziger Jahre den Mut zur Farbe, der erst nach und nach wieder in unseren Künstlern zu vollem Leben gelangt. Er ist Maler von Beruf, zu seiner Kunst geboren. So lebte er sich denn hier einmal ordentlich aus.

Daß er hinter den Modernen nicht zurückblieb, bekundet ferner die äußerst feine, eigenartige und ganz persönliche Behandlung der Bäume. Selten wohl hat es einer wie er erreicht, die Baumwipfel so kräftig gegen den Hintergrund zu stellen und in ihren Zweigen die sich wiegenden Sonnenstrahlen zu fangen, die Bäume so erfrischend duftig und heiter nachzubilden.

Neben diesen wunderbaren Meisterleistungen wurden auch kleinere Profanstücke gearbeitet, denen aber die Errungenschaften, die bei der Herstellung der großen Kunstwerke gemacht wurden, wenigstens bis zu einem gewissen Grade zu gute kamen. Der Merkur und die Flora an der Fassade des Hauses Wälgen in Bremen sind zwei solche

Stücke. Der Maler-Dichter Arthur Fitger hat sie entworfen. Dessen Skizze richtete Wiegmann dann zur Mosaikvorlage ein. Die beiden Stücke wirken allerdings nicht ganz architektonisch, aber ihre bildmäßige Wirkung ist doch nicht zu unterschätzen. Die fein abgetönten Körper sind in der Bewegung recht gut getroffen, die kindliche Fülle der Glieder ist echt und warm, wenn auch im einzelnen übertrieben.

Die Einrichtung der Mosaikvorlage ist ein Bestandteil der heutigen Technik. Allgemein nimmt man an, daß die Mosaikmalerei eine echte Wandmalerei war, daß sie ähnlich ausgeübt wurde wie die Freskomalerei: nur auf der zu schmückenden Wand. Die Mosaikwürfel wurden am Orte ihrer Bestimmung mühselig in den frischen Mörtel eingefügt. Irrtümer und Verbesserungen, eine dadurch zu erzielende Erhöhung des Gesamteindrucks waren fast unmöglich gemacht durch das schnelle Erhärten des Mörtels, in den die Steine gedrückt wurden. Vielleicht haben viele Mosaikkünstler so gearbeitet. Aber mit der Entwickelung der Malerei zur Staffelmalerei werden auch manche Ausüber der musivischen Kunst ihre Hauptarbeit in die Werkstatt verlegt haben.



Prunksäule, ausgeführt in der Rixdorfer Glasmosaik-Anstalt.

mehr unmittelbar nach den Entwürfen zusammengestellt wurden. Heute werden nämlich nach dem Entwurf Zeichnungen angefertigt, die die richtige Größe der Fläche besitzen, die mit der Mosaik ausgefüllt werden soll. Diese Zeichnungen werden in einzelne, möglichst in der Farbe oder in Einzelheiten der Zeichnung zusammenstimmende Teile zerschnitten. Der beste Arbeiter bekommt den Kopf, nicht ganz so geübte Arbeiter die Gewandteile, und die ungeübtesten bethätigen sich an nebensächlichen Stücken, an Umrahmung und Ornament. Mit Hilfe eines Kleisters setzen sie die Glaswürfel auf das Papier der Zeichnung. Das dadurch entstehende Bild ist ein Spiegelbild der Darstellung, die uns die Mosaik im fertigen Zustand zeigen soll. Die dem Papier aufliegende Bildfläche ist später dem Beschauer zugekehrt. Nachdem sämtliche Teile der Zeichnung mit den Glaswürfeln besetzt sind, werden sie an der papierfreien Seite mit nassem Cement bestrichen und nun mit der cementierten Fläche an die mit einem gleichen Bewurf versehene Mauer, die zur Aufnahme der Mosaik bestimmt ist, gedrückt. Ist der Cement getrocknet und die Mosaik ein Bestandteil der Mauer geworden, so wird das Papier der Zeichnung durch Waschungen entfernt, und die Mosaik bietet genau das beabsichtigte Bild. Durch diese Herstellung ist die Mosaikarbeit ganz

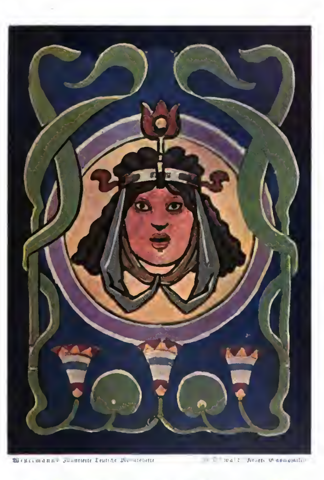
Ich bin der Meinung, daß diese grundlegende Änderung durchaus zu Unrecht dem Dr. Salviati zugeschrieben wird. Er soll es veranlaßt haben, daß die Arbeiten nicht

bedeutend erleichtert. Die Thätigkeit des Zeichners, der die Aufgabe hat, den Entwurf in die beabsichtigte Größe der Mosaik zu übertragen und den Papiergrund herzustellen, ist jetzt die bedeutungsvollste. Der eigentliche Mosaikarbeiter klebt seine aus undurchsichtigen Glasplatten geschlagenen Würfel auf das bunte Papier. Immerhin ist die Thätigkeit des Mosaikarbeiters keine leichte. Während der Maler mit wenigen Farben auf der Palette sich alle gewünschten Töne mischen kann, muß der Mosaikarbeiter viele hundert fertige Farbennuancen zur Verfügung haben, aus denen er mit scharfem Auge die anzubringende Farbe zu wählen hat. Ganze Reihen von Kästchen voller Glaswürfel stehen auf seinem Pult neben der Zeichnung. Mit einem kantigen Hammer zerschlägt er die ausgewählten Würfel.

Christus nach Guido Reni.

Die Vereinfachung der Technik, die sich in der heutigen Werkstattarbeit ausspricht, dürfte ebensowenig ein Verdienst Dr. Salviatis sein wie etwa die Neuerfindung der musivischen Kunst für unsere Zeit, die ihm stets — und ganz bestimmt zu Unrecht — zugeschrieben wird. Thatsache ist, daß sie, wie die meisten künstlerischen Handfertigkeiten, recht vernachlässigt war. Bei der Wiederaufnahme des Kölner Dombaues in der ersten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts kam es erst so recht zum Bewußtsein, was man an dem zu Grunde gegangenen Kunstgewerbe verloren hatte. In der Bauhütte des Domes mußte man es erst mit schweren Anstrengungen wieder auferstehen lassen. Glasgemälde, Fresken und kunstvolles Schmiedewerk fanden wieder Würdigung. Die Glasmosaik wurde wieder allgemeiner bekannt. Aber diesmal folgte sie der Glasmalerei, die sich ursprünglich erst aus der Glasmosaik entwickelt hatte. Allerdings muß zugestanden werden, daß Salviati zur Wiedergeburt der Glasmosaik außergewöhnlich viel beigetragen hat. Aber neu zu erfinden brauchte er sie nicht.

Stets hat im Vatikan eine meistens in hervorragender Weise thätige Anstalt zur Instandhaltung der Mosaiken der Peterskirche bestanden. Aber zu manchen Zeiten mag diese vatikanische Anstalt eben nur eine Renommieranstalt gewesen sein. Recht dürftig und herabgekommen war ja die Technik der Glasmosaik zu Beginn und in der ersten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts. Dieser Verfall muß schon in der Renaissance be-



Westermanns Illustrierte Deutsche Monatshefte

Mosaik für ein Moskauer Wohnhaus, ausgeführt von W. Wiegmann.



Kuppelmosaik der Berliner Gnadenkirche; nach dem Entwurf von Prof. Geselschap eingerichtet von W. Wiegmann.

gonnen haben. Die Fleischtöne der Mosaiken, die von den Künstlern jener Zeit gebildet wurden, sind aus Marmorwürfeln gesetzt. Dieser Marmor ist mit der Zeit verwittert, seine Oberfläche hat sich mit einer Patina durchsetzt, die die Mosaik ganz bedeutend zu ihren Ungunsten verändert hat. Wer aber will und kann sagen, daß die großen Künstler der Renaissance, die doch sonst in technischen Fertigkeiten so bedeutend waren, nicht verstanden haben sollen, einen richtigen Fleischton in Glas zu erzeugen? Eher dürfte anzunehmen sein, daß sie den fein schillernden Marmor seiner pikanten Wirkung wegen vorzogen. Männern wie Tizian, der nicht wenig an den Mosaiken von S. Marco arbeitete, ist diese Absicht auf überraschende Erfolge, dies Aufgeben der Dauerhaftigkeit zu Gunsten des augenblicklichen, größeren malerischen Eindruckes wohl zuzutrauen. Sie mögen wohl die Ursache zum Verfall der musivischen Kunst gewesen sein. Aber sie selbst haben sicher noch über ein reiches Material verfügt.

Salviati gesteht das selbst indirekt in einem kleinen Buche zu, das er herausgegeben hat. Er bestätigt, daß noch im fünfzehnten, sechzehnten und sogar im siebzehnten Jahrhundert Schulen für Mosaikkünstler vorhanden gewesen sind, die sich an den üppigen Werken von S. Marco bilden konnten, die stets die besten Muster vor Augen hatten. Wenn er also sagt, daß die Renaissancekünstler mit ihren Fresken die Mosaik töteten, so irrt er. Der Untergang der venetianischen Glaskunst dürfte mit dem Untergang des Glanzes der Republik eng zusammenhängen. Wer sollte in trüben Tagen, in Zeiten der Verarmung noch des Luxus gedenken!

Dennoch waren die prachtvollen Thätigkeiten nicht ganz vergessen. Salviati hatte keineswegs die Geheimnisse der Glasmosaik neu zu erfinden. Die Grundlagen fand er bei seinen im Jahre 1860 unternommenen Versuchen recht reichlich vor. Er selbst berichtet, daß ein gewisser Lorenz Radi aus Murano, der klassischen Stätte der venedischen Mosaikmalerei, vierzig Jahre lang immerwährend experimentiert habe. Radi sei es gelungen, die alte Methode zu bewahren und zu vervollkommnen. Also diesem unbekannten alten Experimentierer gebührt das Hauptverdienst.

Aber deutlich geht aus dem Begriff „bewahren“ hervor, daß etwas dagewesen, was bewahrt werden konnte. Folglich konnte und brauchte Salviati die Glasmosaik nicht erst neu zu erfinden. Trotzdem muß man ihm

zugestehen, daß er sich nicht geringe Verdienste um die Glasmosaik erworben. Er stellte vor allem den Fleischton wieder in seiner warmen Schöne her. Er war der erste, der es erkannt hatte, daß die Farbe des lebenden Körpers nur mit einer dem Glasfluß beigemischten Goldlösung zu erzielen war. Bei den ersten Schmelzungen zeigen die zerschlagenen Glasplatten stets noch ihre bleiche, milchig-durchsichtige Farbe, von einem gelben Streifen durchzogen. Erst wenn die Glasplatten nochmals geglüht, wenn sie der Trübung unterworfen worden sind, schillern sie opak. Die Undurchsichtigkeit, die Undurchlässigkeit ist eines der schwierigsten Probleme der Glasmosaik. Ist sie erreicht, dann ist das Material das vorzüglichste und unverwüstlichste, das zu einem Gemälde verwendet werden kann. Und ihr Reichtum an Farben, an satten Tönen! Diese lebendige Leuchtkraft! Diese nie verblassende Frische! Hier hätten unsere Maler ein Material, welches sich wirklich der Verwendung lohnte. Schon seine Dauerhaftigkeit! Wo es sich darum handelt, farbigen Schmuck als Bestandteil in die Architektur einzufügen, mag es an Kirchen oder anderen Bauten sein, wird auf eine Technik Bedacht genommen werden müssen, deren Wetter- und Temperaturbeständigkeit mit der des Bauwerkes wetteifern kann.



Portal der Emmauskirche, Berlin; entworfen von Professor P. Rohr

Es giebt wohl manche Methoden, Fassaden und Innenräume unter Zuhilfenahme der Farbe auszuschmücken. Die Malerei auf Porzellankacheln, die ihrer allzu großen Kostbarkeit wegen überhaupt nur in Ausnahmefällen angewendet werden kann, leidet an einem großen Fehler, der zwar ihre Widerstandsfähigkeit nicht beeinträchtigt, dennoch den Genuß an der Kachelmosaik stark stört: an den starken und oft gänzlich das Bild zerreißenden Reflexlichtern. Das trat besonders auch an den unübertrefflichen Arbeiten der Berliner Porzellan-Manufaktur zu Tage, die auf der Berliner Gewerbeausstellung gezeigt waren.

Reflexlichter besitzt auch die Glasmosaik. Sie bilden aber nie einen großen, das Auge bestechenden und verwirrenden Fleck. Jeder Würfel, der selten über einen Quadratcentimeter sich ausdehnt, wirft kleine Reflexe. Da er aber uneben ist — zeigt er doch stets die Bruchstelle —, so sind diese Reflexe einzeln viel zu unbedeutend, als daß sie eine erhebliche Störung verursachen könnten. Sie haben nur die Farbe ihres Würfels, und da jede Stelle der Mosaik dieselben Reflexlichter ausstrahlt, so tragen gerade sie zu der Leuchtkraft ihrer Farben bei.

Noch eins würde für die architektonische Verwertung der Mosaik sprechen: ihre Anpassungsfähigkeit, die in dem Schmuck des Augustinerbräus so unwiderlegbar an die Öffentlichkeit trat. Jedenfalls ist die Glasmosaik nicht entfernt so spröde gegen eine etwas belebte Architektur wie die Malerei auf Kacheln. Aber sie übertrifft an Anschmiegungsfähigkeit auch die bunten Ziersteine und Majolikareliefs. Diese fügen sich nur schwer dem Ganzen als ein Teil ein. Die eigentlich dekorative Form setzen sie oft zum bloßen Rahmen herab und verlangen als Hauptbestandteil der gesamten Anordnung die zarteste Rücksichtnahme.

Wie anpassungsfähig die Mosaik fast allen architektonischen Formen ist, erläutert die Prunksäule. Ihr romanischer Stil mit dem vollen Kapitäl, dessen Flächen recht geschickt von den für ein Säulenkapitäl richtig empfundenen, nach oben strebenden Bändern und Arabesken ausgefüllt sind, kommt allerdings der musivischen Technik nicht wenig entgegen. Die Rosetten, Palmetten und Bänder des Säulenschaftes sind in Linie und Farbe so wenig aufdringlich, daß sie den Eindruck der Festigkeit und Ruhe, der Kraft und Tragfähigkeit, den man von einer Säule verlangen muß, nicht verwischen. Die Säule ist allerdings noch nicht verwendet worden. Sie dient der Rixdorfer Glasmosaik-Anstalt nur als Ausstellungsobjekt. Doch wurden Versuche, glatte Rundsäulen mit Glasmosaik zu schmücken, schon öfter gemacht. In der Berliner Kaiser Wilhelm-Gedächtniskirche wurden die kleinen romanischen Säulen und andere Stücke der Kaiserloge mit musivischen Mustern ausgelegt. Ob nun der Mörtel nicht der beste war, oder ob die Dehnbarkeit der Mosaik nicht berechnet gewesen ist, kann noch nicht entschieden werden: genug, einzelne der Sandsteinstücke zeigten bedenkliche Risse. Der Gesamteindruck wurde dadurch nicht beeinträchtigt. Und wenn es sich darum handelt, Reichtum in seiner ganzen blendenden Fülle anzuwenden, wenn man von dem Architekten überraschende Ausstattung und Überwindung alles Dürftigen und Beschränkten erwartet — dann hat er in der Glasmosaik wahrlich ein Material voller Ausgiebigkeit und unendlichem Werte.

Keine andere Technik kann etwa das Gold oder Silber so verwenden wie die Glasmosaik. Und was bedeutet das allein, daß der edle Glanz dieser edlen Metalle für die Dekoration gewonnen worden ist! In der Glasmosaik sind die Effekte des Goldes und des Silbers ebenso unzerstörbar und alle Zeiten überdauernd wie alle anderen Farben. Die Metalle werden auf eine starke Glasplatte aufgetragen, im Feuer darauf befestigt und dann mit einer feinen Glasschicht überschmolzen. Dadurch sind sie von der Luft hermetisch abgeschlossen, und ihre ihnen eigene Farbe bleibt ihnen für immer. Vor-


Altarbild in der Gnadenkirche, Berlin; Entwurf von Ehrich u. Döringer.

läufig beschränkt man sich darauf, Goldtöne nur in einem einzigen gelben Ton zu erzeugen. Mit der Zeit dürfte auch die Reichhaltigkeit nach dieser Seite zunehmen, und die Mosaikkünstler werden die mannigfachen Farben des Goldes ebenso ausnutzen wie die modernen Goldschmiede. Der besondere Vorzug des musivischen Goldes ist, daß es nicht etwa in dem unangenehmen grellen Schein des polierten Metalles blitzt. Die feinen Unebenheiten des geschmolzenen Glases bringen auch im Goldglas das der Mosaik eigene muschelartige, matte Schimmern hervor.

Die musivische Kunst, die im Mittelalter eine rein kirchliche Kunst gewesen, hat sich bei ihrer Auferstehung schnell und überraschend erfolgreich auch den Bedürfnissen des profanen Lebens angepaßt. Die Lichterfelder Mosaik und die des Augustinerbräus sind glänzende und unwiderlegbare Zeugen dafür. Und daß gerade diese Malerei in Pasten sich dem ganzen Umschwung der Weltanschauung fügte, ihre bedeutendsten Triumphe im Profanbau errang, ist um so wunderbarer für den, der ihre Geschichte kennt.

Schon bei den Ägyptern und, vielleicht noch früher als bei diesen, bei den Persern und deren Nachbarvölkern diente die Mosaik dazu, den religiösen Kult zu verherrlichen. Bei Griechen und Römern ward sie nicht weniger dazu benutzt. Doch schmückten die luxuriösen Patriciergeschlechter auch ihre Hallen und Bäder, ihre Wohnräume mit Mosaiken. Und in der Zeit des Augustus war die musivische Kunst, in der ungefähr damals zum erstenmal die Glaspasten verwendet wurden, bereits ein beliebtes Material der Maler. Die späteren Jahrhunderte haben uns noch manches musivische Abbild römischer Herrscher hinterlassen. Als aber die Kunst nur noch in Klöstern gepflegt wurde, als ihr eigentlicher Zweck, ihre einzige Berechtigung nur in der Verschönerung der Gotteshäuser, in der Erhöhung des Kultus gesehen wurde, da erzeugten auch die Mosaikkünstler nur kirchliche Verzierung. Wenn John Ruskin in seinem Werk „Die Steine Venedigs“ sagt: „Die nordischen Völker bauten dunkle Straßen und schauerliche Schlösser aus Eichenholz und Sandstein, Venedigs Kirchen und Paläste aber wurden mit Porphyr und Gold bekleidet,“ so dürfte er damit nur bedingt recht haben. Denn ob auch Venedigs Kirchen, und vor allem San Marco, mit den lebhaftesten Farben, welche menschliche Kunst hervorbringen kann, geschmückt wurden, es blieb doch vor allem dabei, daß die Kirche, die ja im Mittelalter das gesamte geistige Leben umfaßte und leitete, alles Bedeutende und Schöne für sich beanspruchte. Thatsächlich ist denn auch von profanen Mosaiken des Mittelalters nichts erhalten oder nichts bekannt. Wie sich die bürgerliche Kunst erst mühsam von der kirchlichen loslösen mußte, zeigen uns auch die Genter Altarbilder der Brüder van Eyck. Hier wagen es die Schenker, sich mit abbilden zu lassen. Sie erscheinen aber immer noch in ihrer Stellung zur Religion, zur Kirche, als Glied eines viel-

Fassadendekoration an einem Geschäftshaus in Halle.
Entwurf von Prof. M. Seliger, ausgeführt von der Rixdorfer Mosaik-Gesellschaft.

köpfigen Ganzen. Heute lassen wir die Kunst nicht mehr indirekt durch die Kirche auf uns wirken. Wir wollen ihre Wirkungen aus erster Hand. Die Bedürfnisse der einzelnen sind anspruchsvoller geworden. Jeder will sich sein Leben möglichst schön ausschmücken. Nur auf diesem Wege läßt sich verstehen, warum die Mosaik gleich bei dem neuen Erwachen zu ganz anderen Zwecken benutzt wurde, warum in die musivische Kunst plötzlich ganz neue und eigenartige Motive

der alle Leiden der Menschheit in sich durchkämpfte und überwand. Seine Wangen, seine Stirn sind zu glatt, in ihnen hat sich nicht der Schmerz um der Menschen unendliche Qualen, nicht ihre sieghafte Erlösung eingeprägt. Er sitzt allzu repräsentativ auf seinem Thron, wie ein Fürst, dem man huldigt. Und nicht allein die innere Auffassung läßt viel zu wünschen übrig; auch an dem sonstigen Bestand des Bildes ist manches Geschmacklose. Die hellen Flä-

Fassadendekoration an einem Geschäftshaus in Halle. Entwurf von Prof. M. Seliger.

getragen wurden, die ihr ganz neue Aufgaben stellten. Daß sie diese Aufgaben so glücklich lösen konnte, ist eine nicht geringe Ehre für die Künstler, die sich der Mosaik widmeten.

Da aber die Mosaik in den Tagen ihres strahlenden Glanzes vornehmlich der Verzierung der Gotteshäuser gedient, so würde es befremden, sollte sie nun aus den Kirchen verbannt sein. Vielmehr besteht auch heute noch ihre Hauptaufgabe darin, die Gewölbe und Kuppeln der Kirchen festlich mit ihrer unvergleichlichen Farbenpracht auszufüllen. Die Kirchenbauten der letzten Zeit verschafften den Mosaikkünstlern reiche Arbeit.

Als ein Probestück haben sich Wiegmann, Puhl und Wagner den thronenden Christus gedacht, den sie nach einem antiken Mosaikgemälde rekonstruierten. Dieser Christus weist alle Mängel und Vorzüge der mittelalterlichen Auffassung und Arbeit auf. In der Zeichnung der Figur liegt recht viel Monumentalität; Innerlichkeit, tiefes seelisches Empfinden, das erschüttert, strahlt sie nicht aus. Trotz aller Religiosität, aller Ehrfurcht, mit der sie entworfen wurde, entbehrt sie doch eines warmen Gefühls, das uns packen könnte. Dieser Christus ist kein Christus,

chen der Kartuschen, die den Rand des Thronsessels bilden, deren dunkle Mittelstücke, die Inschrift über den Schultern — das alles tritt zu gewichtig hervor, um eine stille, eindringliche Andacht, die nur auf die Person des Erlösers gerichtet wäre, ganz ungestört zu lassen. Die Figur selbst ist wenig plastisch gesetzt. Dabei ist sie nicht die schlechteste aus dem Mittelalter. Die ungeschickte Körperhaltung der Figuren auf den Malereien jener Tage, der gänzlich mangelnde anatomische Zusammenhang und Aufbau der Körperteile fällt nicht entfernt so unangenehm auf wie bei anderen Malereien jener Epoche. Die Hände sind sogar nicht ohne Verständnis und Liebe recht schön modelliert. Das ganze Stück ist jedoch ein Beweis, daß die älteren Mosaiken ihren Ruhm etwas zu nachsichtlich erhalten. Die Arbeit selbst ist gar nicht so tadellos. Manche der Steine haben ganz bedenklich ihre Farbe gewechselt: ein Beweis, daß bei ihrer Bereitung nicht die beste Vorsicht gewaltet. Alle diese Aussetzungen können sich natürlich nicht gegen die Kopisten richten, die ihr Werk sehr ernst nahmen und das Vorbild bis in die geringste Feinheit getreu nachbildeten.

Wie weit ihre Fähigkeiten, ihre Sorgfalt gingen, wurde bei der Ausführung des Christuskopfes nach Guido Reni offenbar. Der Christuskopf dürfte nicht unbekannt sein. Die menschliche Empfindung, die große Lebendigkeit darin hat viele zur Nachbildung veranlaßt. Diese in Mosaik ist gewiß nicht die schlechteste. Wer nicht weiß, daß er ein musivisches Gemälde vor sich hat, wer nicht die kaum zu erkennenden Fugen gesehen, mag glauben, eine Photographie nach dem Original liege vor ihm. Um diese ganz beispiellose Feinheit zu erzielen, mußten die Pasten an den Flächen, an denen sie zusammenstoßen, aufs genaueste geschliffen werden. Um dann den subtilen Ausdruck zu erreichen, mußten für die fein geformten Teile die zartesten Schatten verwendet werden. Nicht etwa roher Schlagschatten. Nur abgedunkelte Fleischtöne. Wie leuchtend, weich ist aber auch der Körper! Wie sanft ringeln sich die Locken herab! Und das Tuch wirkt so wollig, warm, wie es wohl noch nie in dem kalten Glas gewirkt. Leider aber bedeutet dieses verblüffende Zeugnis von der technischen Fertigkeit eine Überschreitung der Technik. Es zeigt nicht mehr den eigentlichen Mosaikcharakter. Auch in manch anderer Beziehung läßt es kalt. Er zeigt uns nur den leidenden, den unterliegenden Christus. Sein Aufblick zum Himmel ist zu klagend, zu weichlich.

Da ist der Christus, den Wiegmann nach dem Entwurf von Professor Friedrich Geselschap für die Berliner Gnadenkirche ausführte, schon eher ein Christus nach unserem Empfinden. Die Mosaik entsprang den künstlerischen Bedürfnissen der Gegenwart. Die Ausschmückung der öffentlichen Gebäude verlangte gebieterisch nach einem farbigen Material, das von Wind, Wetter, Staub, Rauch und ätzender Säure unabhängig war. Die Fresken waren in ihrer Unbeständigkeit erkannt. Das jüngste Gericht in der Sixtinischen Kapelle zu Rom, das Abendmahl zu Mailand, die Fresken der Nazarener Cornelius, Overbeck, Deger, Schwind und anderer hatten unter dem Verfall der Farben teils schon ihren wunderbaren Reiz verloren, teils waren sie gefährdet. Und so folgte denn die Mosaik der mächtigen Neuentfaltung des Fresko wie die wohlentwickelte Frucht der frühlingsprächtigen Blüte.

Aber weil die Mosaik ihre Renaissance in dem künstlerischen Werden und Wachsen der Gegenwart erlebt hat, darum hat sie auch den vollberechtigten Anspruch darauf, nach den Anschauungen und Zielen der Gegenwart behandelt zu werden. Hätte man die Mosaik als ehrwürdiges Erbstück früherer Jahrhunderte einfach übernommen, so möchte es angehen, sie in den Formen und der Technik weiter zu pflegen, die in den überwundenen Zeiten üblich waren. Aber die musivische Kunst war so gut wie verloren, das Bedürfnis, sich ihrer zum Schmuck monumentaler Bauwerke zu bedienen, lange, lange Zeit hindurch erloschen. Die Gegenwart erzeugte das alles erst wieder in ihrem Drang nach Fülle im Leben. Mag man nun ein noch so großes Maß von Verehrung für stilgerechte Vergangenheit hegen, die Gegenwart hat ein ebenso großes Recht auf ihren Stil, auf Ausleben ihrer Anschauungen und Gefühle in Kunst und Arbeit.

Es kann kein Streit darüber herrschen, daß der romanische Baustil, der trotz alles deutschen Wesens, das er enthält, doch auch manche Anlehnungen an die Baukunst von Byzanz aufweist, da, wo Mosaiken die Architektur verzieren sollen, diese in Kolorit und in Zeichnung nach Mustern fordert, die dem Stil entsprechen. Es darf aber nicht übersehen werden, daß der heutigen Kulturmenschheit nicht mehr die künstlerische Naivität und die besondere religiöse Auffassung des frühen Mittelalters zu Gebote steht, daß unsere technischen Hilfsmittel ganz andere sind, und daß daher nicht nur wesentlich andere Ansprüche gestellt, sondern auch befriedigt werden können. Ferner darf man nie vergessen, daß alle früheren kirchlichen Gemälde die Teppiche der Stiftshütte zum Vorbild hatten. Sie wirkten, wie die Kopie des mittelalterlichen Christus, denn auch thatsächlich teppichhaft. Es wäre doch etwas zu sehr archaisierend, wollte man mit Absicht wieder die veralteten und bereits gelösten Probleme sich zu eigen machen.

Das ist aber bereits geschehen. Und zwar in dem am üppigsten und freigiebigsten ausgestatteten Bau der Kaiser Wilhelm-Gedächtniskirche, der zu einem unübertrefflichen Vorbild hätte werden können. In eine im

Nebel der Vergangenheit untergegangene Sinnen- und Empfindungswelt führt der Bau. Die Figuren sind im leblosesten Stil der Frühromanik gehalten. Man scheute sich sogar nicht, die geschmacklosesten Kunststückchen jener Zwitterzeit nachzuahmen. Die Symbole der vier Evangelisten wurden den drei Gestalten der Chorkuppel in der Weise von Grotesken beigegeben. Nicht allein, daß sie nun wirken, als drückten sich hier noch Christentum und Heidentum unvermittelt nebeneinander aus — die kräftigen Töne dieser Grotesken verletzen jede bessere künstlerische Wirkung.

Auch der Altarraum der Sankt Georgenkirche zu Berlin erscheint so mangelhaft. Es war gewiß nicht leicht, die schmalen Füllungen zu beiden Seiten der aus Sandstein gearbeiteten Christusfigur richtig zu verwerten und die in sie hineingedachten Gestalten in lebendige Beziehung zu dem Erlöser zu bringen. Geringen Ansprüchen könnten die von O. Berg entworfenen Kartons wohl genügen. Die vier Evangelisten sind wenigstens nicht hölzern und steif. Aber sie haben, ebenso wie die beiden Engel, jenes Naive, das nicht einnimmt. Es geht nicht aus einem übervollen, simplen Künstlerherzen hervor. Dieses Naive ist gewollt und nicht ursprünglich. Das allzu viele Beiwerk, diese Häufung historischer Kenntnisse, läßt gar keinen Zweifel daran.

Derselbe Künstler bethätigte in einem anderen kirchlichen Mosaikwerk eine ganz entgegengesetzte künstlerische Anschauung. Die Altar- und Kanzelbilder der Laurentiuskirche zu Krimmitschau gehören zu den wenigen kirchlichen Mosaiken, die nicht ohne modernen Gehalt, ohne moderne Absicht sind. Richtet sich diese Absicht in diesem Falle auch mehr auf das Äußerliche, versagt die Erreichung auch bei dem Innerlichen, so bleibt der Gesamteindruck der Mosaiken doch ein gewinnender. In dem Gruppenbild „Christus speist mit den beiden Jüngern in Emmaus" drückt sich eine stark an Franz von Uhde mahnende Einfachheit aus. Schnörkel und derlei ornamentale Nebensächlichkeiten und Störungen sind weise beiseite gelassen. Die geraden Linien der Schemel und des Tisches kontrastieren gut die Bewegung der beiden Jünger und ihres Meisters. Bei allen diesen Vorzügen ist nur zu bedauern, daß dem Christuskopf jede auf die Knie zwingende Größe fehlt. O. Berg hat diesem Christus eine unmotivierte modische Süße gegeben.

Aber er entschädigt für diesen Fehler: das schöne Ineinanderstimmen von Hell und Dunkel, von Licht und Schatten ist bei Mosaiken selten. — Am trefflichsten wußte Professor Max Seliger das zu erreichen in der Kreuzigung der Garnisonkirche zu Dresden. Dieser prächtig geflammte Himmel ist nur mit Mosaik so eigenartig zu gestalten. Diese Kreuzigung enthält eigentlich nur einen Fehler: daß sie ihrem Zweck, für eine Garnisonkirche zu dienen, allzu deutlich angepaßt ist. Das Kreuz umgeben nur römische Söldner, deren Gruppen zwar recht kraftvoll und voll Leben dargestellt sind.

Gewölbe im Baderaum des Schlosses Beggen.

Von allen diesen Fehlern frei ist die Mosaik, zu der Professor Geselschap den Entwurf lieferte. Vor ihm bestanden fast nur jene antiken Mosaiken, die einen Teppich vortäuschen wollten. Geselschap, der wohl ein Schüler der Nazarener war, aber doch dem Zeitempfinden nicht fern stand, verzichtete darauf, eine teppichartige Wirkung zu erzielen. Er behandelte das Gemälde wie ein Gemälde. Den Hintergrund seiner Gestalten belastete er nicht mit störenden Nebensächlichkeiten. Er umrahmte sie nur leicht mit vorsichtig, aber edel durchgebildetem Blattwerk. Seine Hauptthätigkeit konzentrierte er auf den Christuskopf. Und daß dieser Kopf schon eher wie der Kopf eines


Mosaik über der Thür im Baderaum des Schlosses Beggen.

großen Kämpfers erscheint, wird niemand leugnen können. Die hohe, denkerische, zerfurchte Stirn, die starke und doch vornehme Nase, der uns in die Augen dringende, große, forschende und liebevolle Blick — der Blick eines, der alles erkannt und verstanden in gewaltigem Ringen — in diesen Mienen ist schon eher seine göttliche Größe und sein Untergang dargestellt. Noch manches an dieser Charkuppel zeugt von auserlesenem Verständnis; so die weiche Behandlung der Stoffe, die schwebende Haltung der musizierenden Engel und deren Flügel, die ruhig wirkende, großzügige Federn aufweisen.

Ganz anders als Geselschap hat Professor Paul Mahn den Christus für das Hauptportal der Emmauskirche aufgefaßt. Er stellt ihn uns dar als den furchtlosen Wiederauferstandenen, der den beiden Jüngern auf dem Gange nach Emmaus begegnet und den sie beim Hereinbrechen der Nacht bitten: Herr, bleibe bei uns, denn es will Abend werden. Die bittenden Gebärden der beiden Pilger, ihre flehenden Gesichter treten recht deutlich hervor. Auch die zuversichtliche Überlegenheit ihres Meisters, seine Ruhe ist nicht ohne Würde ausgedrückt. Wer dies Bild an Ort und Stelle gesehen, in der verräucherten, ärmlichen Gegend des Berliner Südostens, in unmittelbarer Nähe des Görlitzer Bahnhofs, ist um so überraschter von der Fülle der Farben, die ihm aus dem dunklen Bogen des Kircheneingangs entgegenstrahlen. Die Wirkungen der Mosaik werden durch die ruhigen Linien der Strebepfeiler und der Wölbung, durch deren schwärzliches Ziegeirat um ein Bedeutendes gesteigert.

Gänzlich verschieden in der künstlerischen Auffassung von diesem Gemälde ist das Altarbild der Gnadenkirche zu Berlin. Die Düsseldorfer Ehrich und Döringer haben es entworfen. Die Charakteristik, die sich in den Köpfen ausspricht, die Tracht der Maria und der Männer — die ganze Anordnung deutet darauf hin, daß die beiden Künstler Schüler des Düsseldorfer Meisters Eduard von Gebhardt sind. Gebhardt ist ja bekannt wegen seiner Art, die Gestalten der Bibel in die Tracht des Mittelalters zu kleiden und ihnen die Züge, die Innerlichkeit und Stille des niederdeutschen Stammes zu geben. Er lehnt sich an die großen Vorbilder an, die, wie Rembrandt, die Geschehnisse des Neuen Testaments in ihre Zeit verlegten. Doch ist er nicht ganz so konsequent und realistisch wie diese. Er behält die damalige Tracht bei, die ja so viel mehr dem Maler giebt als unsere heutige Kleidung. Nur daß er moderne Menschen zeichnet, ihren Köpfen die Züge derer einprägt, die heute unter uns wandeln. Ehrich und Döringer haben sich nicht ohne Glück seiner Kunstweise angeschlossen. Die Anordnung der Gruppe ist keine gewöhnliche und entbehrt nicht der Ergriffenheit und Lebendigkeit. Die in ihrem Schmerz zu den Füßen des Erlösers hingesunkene Maria Magdalena, die ihn zitternd umklammert, erschütiert in ihrer Gebrochenheit, in ihrer weichen Linie. Auch die händeringende Mutter, die das Unglück noch nicht fassen kann, ist ergreifend in ihrem menschlichen Weh. Die Männer sind nicht minder packend gezeichnet. Ihre Empfindungen drücken sich nur in den tief zerrissenen Gesichtern aus. Der Christuskörper, der

Ausdruck des Todes, wirkt rein und überzeugend. Und das ist wohl das Beste, was man von ihm sagen kann.

Das dürften die bedeutendsten und die am meisten modernes Wesen aussprechenden Kirchenmalereien in Mosaik der Neuzeit sein.

Die weltliche Kunstrichtung verkörpert die Mosaik: Glaube, Liebe, Hoffnung, die für das Erbbegräbnis der Familie Rahmer von der deutschen Glasmosaik-Gesellschaft in Rixdorf gearbeitet worden ist. Über den Entwurf selbst läßt sich nur sagen, daß er recht nüchtern-akademisch ist. Die Anordnung der Gestalten ist gesucht und erinnert ein wenig an Photographien, auf denen die Gruppen recht genau, recht uncharakteristisch und unpersönlich gestellt werden. Ein besonderes malerisches Problem des Lichts oder der Luft ist mit diesem Mosaik nicht gelöst. Auch sind die Farben recht hart nebeneinander gestellt. Es fehlt ihnen die Vermittelung.

Diese rühmenswerte Aufgabe aber hat sich Wiegmann gestellt. Die Himmelfahrt Christi hatte er für ein Erbbegräbnis zu entwerfen. Er war damals bereits aus der Rixdorfer Gesellschaft ausgeschieden und hatte eine eigene Anstalt in Berlin unter dem Namen „Deutsche Glasmosaikanstalt" errichtet. Nun konnte er freier und ungehinderter schaffen. Und es war nichts Minderwertiges, was er zu Tage förderte.

Die Himmelfahrt verrät reiche künstlerische Absichten. Vor allem überrascht das Lichtproblem. Über die in der Dämmerung liegende und stehende Jüngerschar breitet sich das Licht aus, das sich aus dem nächtlich finsteren Himmel über den Emporschwebenden und die ihn tragende Wolke ergießt. Ein Problem von fast Rembrandtscher Kühnheit. Die durchstrahlte Wolke, das aufleuchtende Gewand Christi, durch das hier und da die Strahlen schimmern, die durchglühten kleinen Nebenwolken — das alles deutet auf künstlerischen Ernst.

Andere besondere Vorzüge des Bildes sind die lebendige Gestaltung des Vorwurfs, die sehnend erhobenen Arme der Maria und das maßlose anbetende Erstaunen der Männer. Einen aparten Reiz hat das ausgeführte Stück durch das Material: die herunterfinkenden Lichtstrahlen sind zum Teil in Gold gesetzt, wodurch sich ihr Sonnenglanz bis zur Vortäuschung der Wirklichkeit steigert. Auch das koloristische Problem hat Wiegmann ungewöhnlich eigenartig gelöst. Das ganze Bild ist in mattem Rehbraun und dunklem Blau und mehreren Übergangstönen gehalten. Der Eindruck der Dämmerung konnte nicht stimmungsvoller gegeben werden.

Diese beiden Mosaiken waren wieder zwei Stücke profaner Arbeit. Sie gehören in ihren Motiven und in der Art ihrer Ausführung allerdings zu den kirchlichen Mosaiken. Aber das mag nur daran liegen, daß auf den Friedhöfen eben derartige religiöse Motive von selbst gegeben sind. Das eine jedoch ergiebt sich auch bei ihnen: daß die musivische Kunst jetzt öfter für bürgerliche Bedürfnisse in Anspruch genommen wird und nicht nur kirchlichen Zwecken dient. Wiegmann hat ihre Verwendung um eine Möglichkeit bereichert — er läßt Grabplatten aus Glasmosaik setzen. Da sie ja aus unverwüstlichem Material bestehen, fügen sie sich dem Gedanken an möglichst langen Bestand der letzten Ruhestätte unserer Lieben bequem ein. Vor allem ist dadurch der Grabschmuck der mehr oder weniger willkürlichen Pflege durch den Gärtner bis zu einem gewissen Teile ent-



Wandfeld im Baderaum des Schlosses Beggen.

hoben. Und das Bild des Grabhügels gewährt stets einen freundlichen, nicht verfallenden Anblick.

Daß ebenso wie für den Grabschmuck unbedeutendere und kleinere Arbeiten für kirchliche Verzierung geliefert werden, ist selbstverständlich. Die Anstalt von Odorico, Berlin und Dresden, hatte auf der letzten Berliner großen Kunstausstellung eine Reihe von Arbeiten ausgestellt. Sie können im Entwurf und in der Ausführung nicht ganz ebenbürtig mit den bereits besprochenen Arbeiten wetteifern. Dennoch sind es in ihrer Art ganz respektable Werkstücke. Die Mosaiken für eine Kopenhagener Kirche, die vom Maler Fritz Bertsch entworfen wurden, sind wohl das Beste der Odoricoschen Anstalt. Die eine stellt den verlorenen, heimkehrenden Sohn dar; die zweite ist nicht weniger symbolisch gemeint: der gute Hirte, als Jüngling aufgefaßt, hat das verirrte Schaf aus den Zähnen des Wolfes gerettet und hält den Mörder mit nerviger Faust nieder. Die Ausführung im einzelnen ist ziemlich simpel, stellenweise sogar wenig meisterhaft; trotzdem berührt das Stück angenehm durch seine Lebendigkeit und Schlichtheit und die nicht ganz unterdrückte Wirkung des Musivischen.

Auch die Dortmunder Mosaikanstalt von Rudolf Leistner hat in einfacherem Kirchenschmuck manches geleistet, was recht annehmbar ist. Das Portal der Kirche zu Wesseling weist eine geschmackvoll verteilte Füllung auf. Einiges davon ist so zart und elegant in der Linienführung, wie es der Zweck nur zuläßt. Die beiden Altarantependien zeigen als Mittelstück den Apostel Petrus. Einmal als Petrus mit dem Schwert, das andere Mal als Himmelspförtner. Auch bei ihnen ist das Rankenwerk und der übrige dekorative Schmuck so geschickt wie möglich verteilt. Alle drei Arbeiten zeigen den katholischen Charakter, wie er für die rheinischen Kirchen Überlieferung ist.

Bei der erhöhten Aufmerksamkeit, die nicht nur der Ausschmückung der Fassaden, sondern auch der Dekoration der Innenräume jetzt gewidmet wird, wäre es merkwürdig, die Mosaik nicht rein als Dekoration verwendet zu sehen. Diese Aufgabe entspricht ja nur der Tendenz, die Mosaik für alle Verzierung zu verwerten. Der trinkende Hirsch ist denn auch so ein Stück, das mehr dekorativen Zwecken dient. Er ist in der Rixdorfer Anstalt hergestellt und zeigt deren sichere Technik, ohne sonst irgendwie aus dem Mittelmäßigen hervorzutreten. Das romanische Rankenwerk will nicht ganz zu dem mehr natürlich aufgefaßten Tier des Waldes stimmen. Dieser Hirsch ist zu wenig stilisiert und zu wenig dekorativ aufgefaßt, um sich dem romanischen Stil ganz einzupassen.

Ein ganz anderes Stück dieser Art ist die kleine Moskauer Mosaik mit dem Kopf. Wiegmann hat sie in seiner Anstalt arbeiten lassen. Wenn auch die moderne dekorative Tendenz noch nicht ganz ungebrochen zu Worte kommt in diesem kleinen Stück — der Entwerfer ist doch mindestens auf ihren Wegen: Vereinfachung, Klarheit, Vornehmheit und Zweckmäßigkeit. Ein gewisser, dem Zweck entsprechender monumentaler Zug ist entschieden angedeutet, und manche Idee der Mosaik ist künstlerisch anheimelnd.

Auf welchen Pfaden die richtige und doch nicht sinnlose dekorative Verwertung der Mosaik liegt, hat der Maler Bruno Möhring erkannt. Er ist überhaupt einer von den wenigen Künstlern, welche die künstlerischen Wirkungen alles Kunstgewerbes zu würdigen wußten, die fühlten, daß ein schön und sinnrichtig durchgeführter kunstgewerblicher Gegenstand mehr Wert haben kann als ein mittelmäßiges und schlechtes Kunstwerk. Welche ungeahnte Propaganda für künstlerische Empfindung und künstlerische Auffassung in der kunstgewerblichen Thätigkeit der Künstler liegt, war Möhring als einem der ersten nicht nur klar — er handelte auch nach seiner Erkenntnis. In allen möglichen Fächern und Techniken bethätigte er sich. Ein individuell, dem Material, dem Werkstoff nachempfundener Goldschmuck, der mit künstlerischem Geschmack gearbeitet war, konnte ihm mehr sagen als ein minderwertiges Gemälde. Daß Möhring sich in dem Stettiner Grab-Mosaik dem Material so weit wie möglich angepaßt, ist klar. Die ruhig bewegten Linien der Blätter schmiegen sich schön dem gegebenen Raum an und erleichtern dem Mosaikarbeiter sehr seine Thätigkeit. Das Reizvollste des Stückes sind jedoch die her-

ausleuchtenden drei Glockenblumen, deren Linien groß und kräftig die Felder zerteilen. Hier kam zum erstenmal in der Mosaik die Moderne ganz zum Wort. Nirgends ein Anklang an einen Stil zu Grabe getragener Zeiten. Alles mit unseren Ideen, mit unserer Naturauffassung gesehen und wiedergegeben. Diese Mosaik wurde unter Wiegmanns Leitung sehr verständnisvoll in seiner Anstalt hergestellt. An dem fertigen Stück fiel besonders die Reinheit des Weißes in den Glockenblumen auf.

Einen ähnlichen Erfolg hatten die Fassadendekorationen für ein Geschäftshaus in Halle. Die beiden Stücke mit den Schwänen dienen ebenfalls als Füllung von Thürbogen. Dagegen füllen zwölf Sternbilder des Tierkreises die Wölbungen von Fenstern an demselben Geschäftshause. Professor Max Seliger, der die Kartons zu den Mosaiken des Hallischen Geschäftshauses zeichnete, hat schon oft Entwürfe für musivische Arbeiten geliefert. Er hat sich in die Eigentümlichkeit der Techniken nach und nach eingelebt. Seine Absicht ist, große, kräftige Flächen zu geben, Figuren und dekorative Beigaben in klaren Linien voneinander zu trennen und frisch und mit Bedeutung zu arbeiten.

Die größeren Stücke mit den Schwänen sind Prachtwerke musivischen Könnens. Die Rixdorfer Gesellschaft hat den monumentalen Zug, den Professor Seliger in seinen Kartons andeutete, höchst eigenartig zur Wirkung gebracht. Wie mustergültig sind die Linien des Schwans in dem ersten Stück dekorativ ausgenutzt! Der schlanke Hals und der feine Kopf heben sich hell aus dem Wasser und dem fein angedeuteten Wirrwarr der Teichpflanzen. Die Wassermännerköpfe und das Schitfmotiv der Umrahmung vervollständigen den Eindruck.

An dem zweiten Stück ist vor allem die äußerst eindringliche und schöne Bewegung, das Fliegen der Vögel gelungen. Selten ist der Flug so wirkungsvoll wiedergegeben. Der vorgestreckte Hals, der breite, weiche Schwung der Flügel — das schwebt hoch oben über der Erde.

War das noch zum Teil Fassadendekoration, so sind die Mosaiken des Schlosses Beggen reine Innendekoration. Strenger, romanisch-byzantinischer Stil, wie er in Italien, besonders aber in Florenz, mit seinen doch nicht ganz vergessenen Überlieferungen römischer Eleganz und römischer Üppigkeit angewendet wurde. Die eine Mosaik zeigt den die Ecken bildenden Pfau. Seine Schwanzfedern füllen die Bogen, die zum Mittelpunkt der Decke aufsteigen. Das vollständig mit Mosaik ausgelegte Gewölbe strahlt goldige Sterne auf die Badenden. Die zweite Mosaik ist eine klassische Zusammenfassung der dekorativen Werte des Stils und der technischen Ausführung. Der Baum auf der Höhe der Thür und die den Rahmen bildenden Pfauenschwänze ergeben eine prächtige Linie, die von den anderen Teilen des Stückes würdig ergänzt wird. Für einen von diesem Zweck gänzlich verschiedenen sind vier Friese mit den Kindern bestimmt. Sie sollen einem Weinzimmer einen heiteren, wohligen Ausdruck geben. Auf allen vier Friesen sind kleine Putten in der ungeschickten und doch so reizenden Grazie des Kindes angebracht. Sie räkeln sich voller Anmut und Wohlbehagen zwischen den Blumen und Wasserpflanzen, die mit einer von Schwänen belebten Wasserlandschaft einen freundlichen, warmen Hintergrund bilden. Nichts von dem strengen, ernsten Stil der Mosaiken des Schlosses Beggen ist in diesen Friesen enthalten, trotzdem aber wirken auch sie, wie es die Umgebung verlangt.

Das Eigenartigste und Inhaltsreichste an Innendekoration hat Wiegmann für das Hotel Bristol in Berlin gearbeitet. Er versinnbildlichte hier die Idee des die müden Gäste sicher beherbergenden Gasthauses in dem Ornament: die weibliche Figur der Nacht breitet ihren Silberschleier über zwei schlafende Knaben. Sorglos ruhen sie in ihrer Obhut. Auch die musivische Technik hat in dieser Arbeit große Triumphe gefeiert. Der zugleich den Mondglanz darstellende Schleier flimmert in dem blassen Schimmer des Silbers. Das Dunkelblau des Hintergrundes ist mit leuchtenden Sternen besäet. Wäre kein anderes bedeutendes Mosaikgemälde der Neuzeit vorhanden, so würde dieses allein genügen, um die Höhe der heutigen musivischen Kunst, deren Anwendbarkeit in profanen und überhaupt allen Räumen zu beweisen.



Johannes Müller.

Von

Johannes Müller.

(Nachdruck ist untersagt.)

Man liebt es, das neunzehnte Jahrhundert mit einem gewissen selbstgefälligen Behagen als das Zeitalter der Naturwissenschaften zu bezeichnen. Freilich haben die Naturwissenschaften und ihre praktische Anwendung in der Technik unserer Gegenwart die Signatur verliehen, allein in der allgemeinen Bildung des Volkes nehmen die Naturwissenschaften noch viel zu wenig die ihnen gebührende Stellung ein, als daß man der eben zu Ende gegangenen Epoche jenen Ehrentitel zusprechen könnte. Für wissenschaftliche Thätigkeit pflegt allgemeines Interesse überhaupt nur dann vorhanden zu sein, wenn sie die materielle Wohlfahrt irgendwie zu fördern verspricht. Die praktische Anwendung der Elektricität im Telegraphen und zur Beleuchtung kennt jedermann; der Name Heinrich Hertz dagegen ist der Mehrheit fremd geblieben, obwohl er die theoretisch wichtigsten Aufklärungen über das Wesen der Elektricität gegeben hat. Wer denkt beim Anblick des Spieles einer Dampfmaschine an die mechanische Wärmetheorie? Am kraftesten zeigt sich aber diese beschämende Interesselosigkeit in dem Verhalten des Publikums gegenüber der Königin aller Naturwissenschaften, der Physiologie. „The proper study of mankind is man“, das eigentliche Studium des Menschen bleibt der Mensch, sagt der große englische Lehrdichter Pope, und in der That sollte man glauben, daß es für den Menschen wie kein größeres auch kein interessanteres Problem geben könne als die Frage nach dem Wesen des Lebens. In Wirklichkeit kümmert man sich auch hier nur um das praktisch Verwertbare. Die Entdeckungen der Bakteriologie sind längst in den weitesten Kreisen bekannt geworden; die Fortschritte der Chirurgie, der Augenheilkunde finden allgemeine Bewunderung. An die wissenschaftlichen Grundlagen, welche allererst es ermöglichten, der leidenden Menschheit Hilfe zu leisten, denkt man ebensowenig wie an die großen Männer, welche diese Grundlagen legten.

Die hier aufgedeckten Verhältnisse werden es, glaube ich, rechtfertigen, daß vor einem größeren Publikum das Gedenken an einen Riesen der Wissenschaft erneuert wird, von dessen Thätigkeit Ströme von Licht ausgegangen sind, und dessen grundlegende Lebensarbeit nicht nur die bewunderungswürdigen Fortschritte der Medizin im letzten Jahrhundert ermöglichte, sondern auch die höchsten Probleme des Lebens der Erkenntnis näher brachte als irgend jemand vor ihm. Wir sprechen von dem Begründer der modernen Physiologie, von dem größten Biologen des neunzehnten Jahrhunderts, von Johannes Müller, dessen hundertsten Geburtstag wir am 14. Juli dieses Jahres feiern dürfen.

Wie viele unserer größten Männer, entstammte Johannes Müller sehr bescheidenen Verhältnissen. Sein Großvater war Winzer an der Mosel gewesen, sein Vater, Matthias, lebte als Schuhmacher in Koblenz, wo ihm und seiner Frau Maria Theresia, geborenen Wittmann, im ersten Jahre des neunzehnten Jahrhunderts, am 14. Juli, der erste Sohn geboren wurde. Der junge Johannes bezog

die Jesuitenschule seiner Vaterstadt, welche unter der damaligen französischen Herrschaft zur école secondaire umgewandelt war. Hier legte er den Grund zu der umfassenden humanistischen Bildung, die er später als ausgezeichneter Übersetzer und Kommentator des Aristoteles so glänzend bethätigte. Allein er war schon als Gymnasiast mehr als ein Musterschüler. Dem frühzeitig ernsten Jüngling waren die Werke Goethes die liebste Lektüre. Nächst ihnen bot ihm die Beschäftigung mit der Tier- und Pflanzenwelt die angenehmste Zerstreuung. Stärke der Phantasie, die dem Naturforscher so nötig ist wie dem Dichter, zeigte sich bei ihm frühzeitig in hohem Grade. In seinem späteren Buch über die phantastischen Gesichtserscheinungen erzählt er, wie er als Knabe an der Wand eines Nachbarhauses, an welcher der Kalk teilweise abgesprungen war, allerlei sonderbare Gestalten erblickte.

Als Siebzehnjähriger verließ er das Gymnasium. Er diente ein Jahr in Koblenz als Pionier und bezog sodann die Universität Bonn, die eben erst gestiftet worden war. Es ist charakteristisch, daß er hier zunächst schwankte, ob er sich nicht der Theologie widmen solle. Er war katholisch, und die bei phantasiereichen Knaben nicht seltene Neigung zum Priesterstand war von der streng gläubigen Mutter noch Kräften gefördert worden. Allein der Grund des Schwankens lag doch wohl noch tiefer. Gerade die größten Geister der Naturwissenschaft sind zu allen Zeiten auch philosophische Köpfe ersten Ranges gewesen. Da das eigentliche Endziel der Wissenschaft die Enträtselung der höchsten und allgemeinsten Probleme ist, so möchte gerade der geniale Kopf die mühevolle und oft unfruchtbare Detailforschung gern überspringen, um auf dem Wege der Phantasie oder der Philosophie direkt in die innersten Geheimnisse der Natur vorzudringen. Erst eine gereiftere Erkenntnis lehrt dann die Unzulänglichkeit unseres Verstandes, die Welt als ganzes deduktiv zu erklären, und führt so zur mühevollen, aber sicheren Erfahrungswissenschaft zurück. Das war auch Müllers Fall, und aus der überwältigenden Fülle seiner späteren Einzelforschungen leuchtet hervor, wie sehr er die Natur von dem zusammenfassenden Standpunkte des Philosophen aus betrachtete. Die Umwandelung vollzog sich rasch. Mehrere Tage verschloß er sich in sein Zimmer, um mit sich zu Rate zu gehen. Dann erklärte er einem Freunde: „Ich bin entschieden, ich studiere Medizin; da weiß ich doch, was ich habe und wem ich diene."

Es verdient erwähnt zu werden, daß den idealen Jüngling die damals auf der Höhe ihrer Entwickelung befindliche burschenschaftliche Bewegung mächtig ergriff. Er saß im Vorstand der Burschenschaft, und merkwürdig berührt im Hinblick auf die spätere vornehme und ernste Lebenshaltung des großen Mannes die Erzählung, daß er mit dem Schläger ins Kolleg gekommen sei.

Auf die Dauer vermochten natürlich diese studentischen Tändeleien einen so ernsten Kopf nicht zu fesseln. Schon 1820 bearbeitete er die erste Preisaufgabe, welche die Bonner Universität aufstellte. Das Thema war die Atmung des Fötus. Es kennzeichnet den jungen Forscher, was ein Jugendfreund von ihm erzählt, wie er auf einem Ritt ins Aarthal eine trächtige Katze erwischt, sie auf den Sattel festgebunden nach Bonn schleppt und sie dort durch einen Kaiserschnitt der Jungen beraubt, um die gestellte Frage zu lösen. Er war eben zwei Jahre auf der Universität, als er den Preis gewonn.

Einen kurzen Auszug seiner Doktordissertation, welche über die Gesetze der Bewegung in den verschiedenen Tierklassen handelte, veröffentlichte der berühmte Oken in seiner Zeitschrift „Isis" und schloß sein Urteil über die Arbeit des einundzwanzigjährigen Gelehrten mit dem Wunsche, die Verhältnisse des Verfassers möchten ihm erlauben, sich ganz den physiologischen Wissenschaften zu widmen, in welchen er gewiß etwas Ersprießliches leisten würde. Dazu schien freilich wenig Aussicht. Nach des Vaters Tode war das Geschäft aufgegeben worden. Das geringe Erbteil war schon nach den ersten Jahren aufgebraucht. Die Hilfe der Geschwister mußte in Anspruch genommen werden, ja noch andere Schulden waren nicht zu umgehen. Müllers Biograph, Du Bois-Reymond sagt hierüber: „Von hier ab bis zu einer Zeit, wo er schon eines europäischen Rufes genoß, hat man ihn sich als fortwäh-

rend im Kampfe mit den quälendsten Nahrungssorgen zu denken, denen wiederholte Unterstützungen seitens der Behörden seiner Vaterstadt und der Regierung ihn nur vorübergehend zu entheben vermochten. Es ist rührend, in einem gegen Ende seines ersten Berliner Aufenthalts geschriebenen Briefe zu lesen, wie der große Mann mit kindlicher Demut die geliebte Mutter noch um wenige Thaler bittet, wenn sie ohne Schaden sie missen könne, ‚und doch lebte ich in der letzten Zeit so eingeschränkt, um eben auszukommen, daß ich mir alle Bequemlichkeit versagte.‘"

Es war trotz aller Not eine fröhliche Zeit. Der Glaube an die eigene Zukunft, der dem Genie eigentümlich ist, hielt den Jüngling aufrecht, der unersättliche Durst nach Wissen und Erkenntnis wurde an jeder Quelle gestillt, welche die Philosophie und Litteratur, theoretische Naturwissenschaft und eigene Beobachtung boten.

Es war ein für die Entwickelung der Wissenschaft ungemein glücklicher und bedeutungsvoller Umstand, daß an der Spitze des preußischen Kultusministeriums ein Mann stand, der den großen, mit dieser Stellung verbundenen Aufgaben gewachsen war, der feinsinnige Minister von Altenstein. Dieser verschaffte Müller durch ein Regierungsstipendium die Möglichkeit, zwei Jahre, vom Frühjahr 1823 bis zum Herbst 1824, zu seiner weiteren wissenschaftlichen Ausbildung in Berlin zuzubringen. Hier hatte er das Glück, der Schüler des großen Anatomen und Physiologen Rudolphi zu werden, der ihm mit größter Liberalität sein Laboratorium, seine Sammlungen, seine Bibliothek und, was das wertvollste war, seine Erfahrungen und seinen Rat zur Verfügung stellte. Unermeßlich bereichert an Kenntnissen auf allen Gebieten der Naturwissenschaften, kehrte er nach Bonn zurück und habilitierte sich dort am 19. Oktober 1824 für Physiologie und vergleichende Anatomie.

Die nun folgende Epoche seiner Forscherthätigkeit hat Du Bois-Reymond als die subjektiv-physiologisch-philosophische bezeichnet. Wir können aus ihr nur die wichtigsten Leistungen hervorheben, um Du Bois' Kennzeichnung zu erklären. Die litterarischen Marksteine dieser Zeit sind die beiden Bücher „Zur vergleichenden Physiologie des Gesichtssinnes des Menschen und der Tiere nebst einem Versuch über die Bewegungen der Augen und über den menschlichen Blick" und „Über die phantastischen Gesichtserscheinungen. Eine physiologische Untersuchung mit einer physiologischen Urkunde des Aristoteles über den Traum, den Philosophen und Ärzten gewidmet".

Hier findet sich zum Beispiel die schöne Entdeckung, daß wir uns das Sehen der Insekten, die bekanntlich Facettenaugen besitzen, als ein musivisches vorstellen müssen, das heißt, daß die Bilder, welche die Insekten sehen, wie aus einer Mosaik zusammengesetzt sind. Mit den phantastischen Gesichtserscheinungen nahm Müller die Studien der Beobachtung des eigenen Sehfeldes wieder auf, welche in seine früheste Jugend zurückreichen. Indem er so die sonderbarsten Bilder sich willkürlich vorzustellen vermochte, gelangte er zu praktisch ungemein wichtigen und historisch interessanten Folgerungen. Er erklärt das Teufel- und Gespenstersehen. „Der Mönch, der nach langer Askese den inbrünstig gerufenen Heiligen endlich in leuchtender Wolke zu sich herabsteigen sieht; das abergläubisch buhlerische Weib, dem sich der Versucher zuletzt wirklich als Teufel vor Augen stellt; sie sind für Müller nur noch Opfer der leidenschaftlich erregten Zustände ihrer Sehsinnsubstanz."

Die größte Tragweite aber besitzt das von ihm mit genialer Intuition erfaßte Gesetz von den specifischen Energien der Sinnesnerven. Auf welche Art man auch ein Sinnesorgan reizt, immer antwortet es auf die ihm eigentümliche Weise. Ob zum Beispiel der Sehnerv wirklich durch Lichtwellen oder durch Elektricität oder mechanisch gereizt wird, gleichviel — wir erhalten eine Lichtempfindung. Ja, wir können Lichtempfindung als phantastische Sinneserscheinung gewissermaßen von innen heraus hervorrufen, ohne daß ein äußerer Reiz einwirkt. Daraus folgt, daß wir nicht die Dinge der Außenwelt selbst wahrnehmen können, sondern nur die durch diese Dinge in unseren Sinnessubstanzen bewirkten Veränderungen. Das ist aber der empirische Beweis für die Richtigkeit des subjektiven Idealismus, und jeder Leser, dem das Gesetz der specifischen Ener-

gien der Sinnsubstanzen klar geworden, wird sofort an Schopenhauers „Welt als Vorstellung" erinnert werden.

Im April 1827 hatte Müller seine Braut, Maria Anna Zeiller aus Simmern auf dem Hunsrück, heimgeführt. Allein das junge Glück sollte schon im Sommer 1827 grausam gestört werden. Überarbeitung und Sorgen hatten die Kraft des schon berühmten jungen Gelehrten gebrochen; er erkrankte an einem schweren Nervenleiden, so daß sogar nach Berlin das übertriebene Gerücht gelangte, er sei geisteskrank geworden. Auf den Bericht seines Lehrers und Arztes, Philipp von Walther, gewährte ihm der Minister Urlaub und eine Unterstützung von zweihundert Thalern, wodurch ihm endlich eine Erholungsreise ermöglicht wurde. Völlig gesundet kehrte er zurück, aber innerlich gänzlich verändert. Die feurige, subjektive Periode war zu Ende, es beginnt seine große objektiv-physiologisch-anatomische Epoche, die Zeit seines glänzendsten Ruhmes. Äußerlich wird dieser Abschnitt bezeichnet durch die 1830 erfolgte Ernennung zum ordentlichen Professor.

Zunächst wandte er sich morphologischen Studien zu. Durch vergleichende anatomische und systematische Untersuchungen über die Skorpione, Skolopendren und Spinnen zeigte er sich auch als Zoologe ersten Ranges. Die großartigste Leistung auf diesem Gebiete war aber seine „Bildungsgeschichte der Genitalien". Sie würde allein hinreichen, seinen Namen unsterblich zu machen. Hier wurde zum erstenmal die Erklärung für eine Anomalie gegeben, welche, ein dunkles Rätsel, die Forscherwelt Jahrtausende gequält hatte: die Entstehung der Zwitter. Bemerkenswert ist, daß er sich in diesem Werk klar und deutlich gegen die sogenannte Naturphilosophie ausspricht. Gleich hervorragend war die Arbeit, durch welche er die Struktur der Drüsen klarstellte, eine Untersuchung, die ihm einen Platz unter den ersten Anatomen aller Zeiten sichert.

In die letzte Zeit seines Bonner Aufenthalts fallen noch drei großartige physiologische Entdeckungen. Zunächst bewies er durch einen schlagenden Versuch am Frosch endgültig den zuerst von Charles Bell 1811 aufgestellten Satz, daß die vorderen Wurzeln des Rückenmarkes motorische, die hinteren Wurzeln dagegen sensible Fasern enthalten. Er durchschnitt einem Frosch auf der einen Seite nur die vorderen, auf der anderen Seite nur die hinteren Wurzeln. Auf der letzteren Seite wurde der Frosch völlig unempfindlich, während die erstere, auf der die motorischen Fasern durchschnitten waren, völlig gelähmt war. Der Versuch weckte in der ganzen wissenschaftlichen Welt einen Sturm des Beifalls. Der glückliche Experimentator selbst reiste nach Paris, um Alexander von Humboldt und Cuvier das Experiment zu demonstrieren; Berzelius ließ es sich in Stockholm von Retzius zeigen.

Kaum ein Jahr später folgte die Entdeckung der sogenannten „Lymphherzen" der Amphibien und die Untersuchung der Zusammensetzung des Blutes. Noch heute wird als bequemste Demonstrationsmethode in jeder physiologischen Vorlesung sein Versuch wiederholt, mit Zuckerlösung versetztes Froschblut zu filtrieren, um ein Blutgerinnsel zu erhalten, welches frei von roten Blutkörperchen ist.

Die äußere Frucht so gewaltiger Leistungen blieb nicht aus. Die Besserung seiner materiellen Lage ermöglichte ihm mehrere interessante Reisen, 1828 zur Naturforscherversammlung nach Berlin, im selben Jahre nach Weimar, wo er sich mit Goethe über die phantastischen Gesichtserscheinungen unterhielt, welche der große Dichter willkürlich hervorzurufen im stande war. Im Frühjahr 1831 reiste er nach Holland, um sich im Leidener Museum mit dem Studium der Cöcilien zu beschäftigen. Im Herbst 1831 finden wir ihn in Paris in Gesellschaft der dortigen großen Naturforscher, wie Alexander von Humboldt, Cuvier, Milne Edwards. Eine bezeichnende Anekdote aus seinem Pariser Aufenthalt verdient erwähnt zu werden. Als er Duméril zum erstenmal besuchte, war dieser eben sehr beschäftigt, und da er nicht wußte, wen er vor sich habe, wies er ihm mürrisch die Thür. Müller, den Kopf nochmals zur Thüre hineinstreckend, schrie ihm zu: „Aber die Cöcilien haben in der Jugend Kiemenlöcher am Hals!" ein Wort, das wie ein Zauberspruch wirkte.

Am 29. November 1832 starb Rudolphi in Berlin. Damit war die erste anatomische

und physiologische Stelle in Deutschland erledigt. Schon waren Verhandlungen angeknüpft, Tiedemann in Heidelberg zu gewinnen, als sich Müller zu einem vielleicht einzig dastehenden Schritt entschloß. Er sandte dem Minister von Altenstein seine Arbeiten zugleich mit einem Briefe, in dem er, mit der Wichtigkeit der Sache sich entschuldigend, sich selbst in Vorschlag brachte. Auf den ersten Platz in Deutschland gehöre der größte unter den lebenden Gelehrten. Wenn es Johann Friedrich Meckel nicht sein solle, so fühle er sich als den ersten in Deutschland.

Der Brief hatte Erfolg. Der Minister verfügte Müllers Ernennung, und Ostern 1833 trat er, noch nicht zweiunddreißig Jahre alt, seine Stelle als ordentlicher Professor der Anatomie, Physiologie und pathologischen Anatomie und als Direktor des anatomischen Museums in Berlin an.

Die erste Frucht seines Berliner Aufenthalts war die Vollendung des „Handbuches der Physiologie". Es ist ein Werk ohnegleichen. Auf dem Felde der physiologischen Litteratur können mit ihm einzig Albrecht von Hallers „Elementa" verglichen werden. Wie diese, faßt es sämtliche damals bekannten Thatsachen auf dem Gebiete des tierischen Lebens zusammen. Die Menge der in dem Werke niedergelegten eigenen Untersuchungen Müllers ist unermeßlich. Die Physiologie der Stimme und der Sprache, des Gehörs, der Nervenphysiologie, die Lehre vom Blut, sie beruhen zum größten Teil auf Müllers eigenen Entdeckungen. Wichtig in erkenntnistheoretischer Beziehung ist, daß der große Physiologe, dessen philosophische Weltanschauung dem Pantheismus Giordano Brunos sich zuneigte, energisch Stellung nimmt gegen die Lehre Kants von den angeborenen Verstandeskategorien. Er bezweifelt sogar die Apriorität des Kausalgesetzes.

Der Einfluß des „Handbuches der Physiologie" war ungeheuer. Es ist sicher, daß die Richtung der Entwickelung nicht nur der Physiologie, sondern der gesamten Medizin durch dieses Werk bestimmt wurde. Man muß sich an die traurige Herrschaft der falschen Naturphilosophie erinnern, um völlig würdigen zu können, weshalb Müller als der Reformator der Physiologie gilt. Das Bedeutsame an seiner Thätigkeit war die konsequente Durchführung der auf dem Gebiete der Naturwissenschaften einzig zulässigen induktiven Methode. Aus der Erforschung des Lebens war von nun an das gefährliche Spiel mit mystischen Worten endgültig verbannt. Statt mit einer unklaren Naturphilosophie rückte man dem Problem des Lebens von nun an mit den Waffen der vergleichenden Anatomie, der Physik und Chemie zu Leibe. Daß Müller selbst an dem Glauben an eine besondere Lebenskraft festhielt, thut nichts zur Sache. Schließlich ist die Frage nach dem letzten Grunde immer Sache des persönlichen Glaubens, mindestens liegt sie außerhalb des naturwissenschaftlichen Arbeitsgebietes. Als Schöpfer der „physikalisch-chemischen" Richtung der Physiologie hat der große Mann, auch ohne selbst die letzte Konsequenz zu ziehen, am meisten zur Entthronung des Vitalismus im alten Sinne beigetragen.

Mit dem „Handbuch der Physiologie" war Müllers Thätigkeit als Physiologe im wesentlichen beendet. Von nun an bewegte er sich fast ausschließlich auf dem Gebiete der vergleichenden Anatomie und der Zoologie, auch hierin an Reichtum der Beobachtungen, an Tragweite der Entdeckungen, an Vielseitigkeit unerreicht. Seine vergleichende Anatomie der Myxinoiden, ein Werk, wie es in solcher Vollendung noch nicht geliefert war, legte den Bauplan der Wirbeltiere in ihrer einfachsten Form dar; zugleich wurde damit die vergleichende Gewebelehre begründet. Eine Reihe von Arbeiten über die vergleichende Anatomie der Fische stellte ihn auch als Systematiker in die erste Reihe der Zoologen. Der Hydrarchus, eine im Frühjahr 1847 nach Deutschland gebrachte, über neunzig Fuß lange angebliche Seeschlange, welche aus vorweltlichen Knochen ziemlich willkürlich zusammengesetzt war, gab ihm Gelegenheit, sich als vorzüglichen Paläontologen zu bewähren.

Unabhängig von ihm hatte sein Assistent Schwann, Schleidens Spuren folgend, die große Entdeckung gemacht, daß der tierische Organismus wie die Pflanze aus Elementarorganismen, aus Zellen zusammengesetzt sei. Müller war der erste, der die un-



Westermanns Illustrierte Deutsche Monatshefte

Zu Müller: Johannes Müller.

Dr. Jo. Müller

geheure Tragweite des Fundes erkannte, und mit dem sicheren Blick des Genies benutzte er die neue Thatsache sofort für die Erklärung krankhafter Erscheinungen, indem er an den Geschwülsten die Übereinstimmung der pathologischen und der embryonalen Entwickelung zeigte. Sein Werk über den feineren Bau der krankhaften Geschwülste bedeutet den Anfang der mikroskopischen Forschung in der pathologischen Anatomie. Für den mit der Entwickelung der Wissenschaft Vertrauten ist damit gesagt, daß, was wir heute über das eigentliche Wesen der Krankheiten wissen, den Tuberkelbacillus und Cholerabacillus nicht ausgenommen, der Methode nach auf Müllers geniale Arbeit zurückreicht.

Über die äußeren Schicksale der Berliner Zeit ist nicht allzuviel zu berichten. Das Leben eines deutschen Gelehrten pflegt zu sehr in der einsamen Stille des Laboratoriums oder der Studierstube zu verlaufen, als daß es reich an dramatischen Zwischenfällen sein könnte. Auszeichnungen, Titel und Orden in reicher Fülle kamen nicht fehlen. Die regelmäßige Arbeitsthätigkeit im Berliner anatomischen Museum wurde nur unterbrochen durch wissenschaftliche Reisen, welche der Erforschung der Meeresfauna galten. Die Ost- und Nordsee, Schweden, Norwegen, die Küsten des Adriatischen Meeres und des Mittelmeeres, van Triest bis Messina und Marseille, waren Müllers Forschungsgebiet. Seine letzte Reise machte er im Herbst 1857 nach St. Tropez im Departement du Var zur Beobachtung der Alanthametren. Auf einer dieser Reisen geriet er in ernste Lebensgefahr. In der Nacht vom 9. auf den 10 September 1857 wurde nämlich der Dampfer „Norge“, den Müller benutzte, bei Christiansand von einem anderen Dampfer angerannt, so daß er in zehn Minuten sank. Einer der wissenschaftlichen Begleiter Müllers ertrank, er selber wurde zuerst durch den Strudel ebenfalls in die Tiefe gezogen, arbeitete sich aber dann empor und hielt sich schwimmend so lange an der Oberfläche, bis ihn ein Boot aufnahm.

Als er das zweite Mal zum Rektor der Berliner Universität gewählt wurde, wollte es ein widriges Geschick, daß sein Rektorat in das Revolutionsjahr 1848 fiel. Der große Mann, so deutsch er fühlte, war seiner Neigung nach so wenig Politiker wie Goethe. Aristokrat des Geistes, als der er sich fühlte, konnte er keine Sympathie für demokratische Bewegungen empfinden. Ihm kam es vor allem darauf an, daß die Wissenschaft gedeihe, und er wußte wahl, daß politische Ruhe hierfür die erste Bedingung sei. Blüte der Kunst und Wissenschaft ist ja nicht unmittelbar abhängig von dem Grade der politischen Freiheit. Sa ist leicht zu verstehen, wie schwer ihm seine Stellung in jenen unruhigen Tagen wurde. Um so mehr, als gerade das Universitätsgebäude eine Centrale der revolutionären Bewegung jener Märztage geworden war. Müller fürchtete die Zerstörung der unersetzlichen Schätze seiner Sammlung. Von seinem damaligen Seelenzustand besitzen wir eine anschauliche Schilderung aus der Feder eines bedeutenden Mannes, der damals sein politischer Gegner sein mußte. Rudolf Virchaw, Müllers Schüler und auf dessen eigenen Vorschlag sein Nachfalger als Professor der pathalagischen Anatomie, schrieb in Erinnerung an jene Zeit: „Der Rektor kam in die größte Aufregung. Er zitterte für die Sicherheit der Universität, für deren Schätze er persönlich einstehen zu müssen glaubte; Tag und Nacht zog es ihn dahin, als ob er selbst wachen müßte. Er riß aufregende Plakate ab, er trat mit persönlicher Gefahr den heftigsten unter den Studenten entgegen. Am Tage der großen Bürgerwehrparade, am 23. Mai, welche als eine Valksdemonstration gelten sollte, nahm er mit eigener Hand die schwarze Fahne weg, welche auf dem Balkan des Universitätsgebäudes ausgesteckt war. Aber die Aula entwuchs mehr und mehr der Autorität der akademischen Behörden. Schon am 2. Juni hielt die Studentenschaft dort eine Versammlung aller Klubs, in welcher der Zug nach dem Friedrichshain beschlossen wurde. Auch im Lehrkörper selbst wuchs die Verstimmung. Schan im April hatte der Kultusminister Vorschläge zur Reform der Universitäten eingefordert und die ardentlichen Professoren zur Beratung zusammengerufen; die außerordentlichen Prafessoren und Privatdocenten machten vergebliche Anstrengungen, gehört zu werden, und ein von ihnen eingesetztes Komitee, zu dem

ich späterhin auch gehörte, geriet darüber mit Rektor und Senat in einen sehr unangenehmen, selbst in öffentlichen Blättern geführten Schriftwechsel. So vereinigte sich alles, um die am meisten ausgesetzte Stellung des Rektors zu einer qualvollen Last zu machen, und es war eine wirkliche Erlösung, als er am Schluß des Universitätsjahres sein Amt, das er in einer Art von Vorahnung und mit großem Widerstreben auf sich genommen hatte, in andere Hände zurückgeben konnte. Es war das unglücklichste Rektorat seit der Stiftung der Universität; der Mann, der vielleicht am wenigsten politische Neigungen besaß, war berufen, in einer Zeit, wo alles in dem Strom der Politik trieb, diejenige Körperschaft zu leiten, welche vermöge ihrer natürlichen Ungebundenheit am wenigsten zu einer einheitlichen Leitung geschickt war. Verlorene Mühe! Nur die Ehre des persönlichen Mutes konnte der Rektor retten."

In den letzten Jahren seines Lebens begann Müller zu kränkeln.' Er litt an Schlaflosigkeit, nervöser Verstimmung, an Gelbsucht. In einer gewissen düsteren Ahnung ordnete er Ostern 1858 seine Angelegenheiten. Sein Ende war leicht und glücklich. Am Morgen des 28. April 1858 wurde er tot im Bette gefunden, nachdem er erst zwei Stunden zuvor sich noch anscheinend heiter und wohl mit seiner Gattin unterhalten hatte.

Sein Tod erregte in der ganzen Welt das Gefühl eines ungeheuren Verlustes. Sein ältester Schüler, Emil Du Bois-Reymond, wählte als Motto seiner herrlichen Gedächtnisrede die Verse aus den Xenien:

Vormals im Leben ehrten wir dich wie einen der Götter,
Nun du tot bist, so herrschst über die Geister dein Geist.

Und Rudolf Virchow rief aus: „Kann ein Mund den Mann würdig preisen, der das ganze Gebiet des Wissens vom tierischen Leben beherrscht hat? Vermag eine Zunge den Geist zu schildern, der dieses große Gebiet erweiterte, bis es seiner eigenen Herrschaft zu groß ward? Ist es möglich, in wenigen Augenblicken die Geschichte des Eroberers zu zeichnen, der in ruhelosen Feldzügen durch mehr als ein Menschenalter jede neue Eroberung nur dazu benutzte, um seinen Fuß darauf zu setzen und kühnen Blickes nach neuem Ruhme auszuschauen?"

Was der Meister begonnen, setzten die Schüler treu fort. Man braucht nur die Namen Theodor Ludwig Bischoff, Theodor Schwann, Max Schultze, Ernst Haeckel, Emil Du Bois-Reymond, Ernst Brücke, Rudolf Virchow, Hermann von Helmholtz zu nennen, um die unermeßliche Bedeutung, welche Johannes Müller auch als Lehrer zukommt, zu kennzeichnen. Die gesamte Biologie aus den Fesseln einer falschen Naturphilosophie befreit, Physiologie und Medizin zum Rang einer exakten Naturwissenschaft erhoben zu haben, bleibt sein unsterbliches Verdienst. Und wie das Schicksal oft wunderbar spielt, bewahrheitet sich hier wieder das Wort Goethes, daß die Entwickelung aller menschlichen Bildung sich in einer Spirale vollziehe. Johannes Müller war Vitalist bis an sein Ende. Er huldigte bis zuletzt dem Glauben an die Existenz einer besonderen Lebenskraft. Die Thätigkeit seiner Schüler hatte scheinbar diesen Begriff für immer aus der Wissenschaft verwiesen, und die mechanistische Auffassung, welche das Leben lediglich als ein verwickeltes, physikalisch-chemisches Problem betrachtet, führte leider nur zu oft zu einem plumpen und einseitigen Materialismus. Heute sehen wir, wie unter dem Namen des Neovitalismus eine neue Bewegung emporwächst, welche das Leben wieder als die Wirkung ganz bestimmter vitaler Kräfte auffaßt. Vom philosophischen Standpunkt aus ist diese Reaktion gegen den dogmatischen Materialismus freudig zu begrüßen. Aber hüten wir uns, daß wir nicht um ein Linsengericht das köstliche Erbgut vertauschen, das uns der geniale Begründer der modernen Physiologie gelassen hat: die exakte naturwissenschaftliche Methode der Erforschung des Lebens.



Das Hebbelhaus in Ort bei Gmunden.
(Nach einer Photographie von Sulzberger in Gmunden.)

Im Hebbelhaus.

Von

Karl Zeiß.

(Nachdruck ist untersagt.)

Es ist ein eigentümliches Gefühl, das den Nachgeborenen überkommt, wenn er der Stätte sich nähert, wo ein Großer im Reiche des Geistes nach langer Irrfahrt ein stilles, aber dauerndes Glück gefunden hat, wo unter dem Segen der allheilenden Natur und beruhigt durch die Liebe guter Menschen ein Dichtergeist zur vollen und reinsten Entfaltung kam. Wehmut und Freude mischen sich, wenn man auf dem Boden steht, den Friedrich Hebbel 1855 zum erstenmal betrat, um nun eine kurze Spanne von Jahren im eigentlichsten Sinn zu leben, bis ihn, den Fünfzigjährigen, der eben mit den „Nibelungen" seinen größten und lautesten Triumph gefeiert, im Dezember 1863 der Tod abrief.

Das Landhaus, in welchem seit der Mitte der fünfziger Jahre Hebbel jeden Sommer, von Frau und Tochter begleitet, einkehrte, liegt am Ufer des Traunsees, unweit Gmundens, mitten in einer wahrhaft paradiesischen Landschaft. Von der Gmundener Esplanade, wo Wiener Gigerl und Lebemänner im dolce far niente einherschlendern, erblickt man südlich eine stark in den See vorspringende Landspitze. Dort liegt die Ortschaft Ort sowie das Schloß gleichen Namens. Es ist das Besitztum Johanns von Ort, des verschollenen Erzherzogs von Toskana. Die Zimmer, die er bewohnte, werden, wie der Fischer, der mich über den See fuhr, erzählte, gewissenhaft im alten Stand gelassen, da man ja noch immer keine urkundliche

Nachricht vom Tode des Erzherzogs hat. Von hier führt durch Hecken und Gärten ein schmaler Weg nach der Berglehne hinauf. An einem Christusbild macht der Wanderer, dessen Gedanken hier unwillkürlich auf frühen Tod, auf plötzlichen Untergang gerichtet werden, Halt, um die Inschrift zu lesen: „Es ist ein heiliger und heilsamer Gedanke, für die Verstorbenen zu beten."

Das Hebbelhaus, das man mit ein paar



Friedrich Hebbel (1853).
(Nach einer Lithographie von Kriehuber.)

Schritten erreicht, liegt mit der Eingangsseite nach einer schmalen Dorfgasse, die den Namen „Hebbelstraße" führt; nach dem See zu ist es umschlossen von einem dichten Garten, aus dem es kaum herausragt. Mitten im Grünen liegt das jetzt durch einen Anbau erweiterte Häuschen, das Christine Hebbel, der hochbetagten, aber geistig noch ungemein lebhaften Witwe des Dichters, als Sommeraufenthalt dient.

Man muß es als ein seltenes Glück bezeichnen, dieser hochbedeutenden Frau gegenübergestanden zu haben. Die stolze Heroine des Hofburgtheaters, mit der Hebbel den für sein Dichten und Leben so segensreichen Bund einging, lebt heute nur noch dem Andenken ihres großen Mannes, von dem sie, für ihre tiefe und echte Pietät überaus bezeichnend, nur mit einem andachtsvollen „Hebbel war", „Hebbel sagte" spricht. Man ist ergriffen, wenn man sieht, wie die Frau Hebbels, der in der Pietät das eigentliche Wesen aller Religion wurzeln sah, eine so wahrhafte Verkörperung dieses geistigen Gefühls geworden ist.

Christine Hebbel, die Achtzigjährige — sie wurde am 9. Februar 1817 zu Braunschweig geboren —, ist jetzt von mittlerer Gestalt, aber an den starken, energischen Zügen, den blitzenden Augen, deren charakteristische Schönheit Hebbel nie genug preisen konnte, und dem sonoren Organ erkennt man noch immer die Vorgängerin der Rettich und der Wolter. Ihre Empfindungen, freudige wie schmerzliche, bringt sie noch mit lebhaftem Mienenspiel und starker Accentuierung zum Ausdruck. Mit lebhafter Freude, fast überrascht sieht sie zu, wie Hebbels Ruhm trotz allem Mißverständnis und einmal sanktioniertem Vorurteil von Jahr zu Jahr wächst, und für das Bestreben, Hebbel dem weiteren litterarisch interessierten Publikum pietätvoll vermittelnd nahezubringen, hat sie Worte innigen Dankes. Die geringe Pflege, die Hebbels Werke an dem Theater, das sie vor allem zu pflegen berufen ist, am Hofburgtheater zu Wien, finden, erfüllt sie mit tiefer Betrübnis. Einst war dort die „Judith" ein oft gegebenes Repertoirestück (es hat vierzig Wiederholungen erlebt), „Maria Magdalene" und vor allem die „Nibelungen" sind dort in einzigartiger Besetzung und unter starker Teilnahme des Publikums in Scene gegangen. Um so dankbarer erkennt Christine Hebbel die Bemühungen reichsdeutscher Bühnen und Schauspieler, Hebbel dauernd dem Spielplan zu

gewinnen, an. Es erfüllt sie mit Stolz, daß die Pflege Hebbels im Königlichen Schauspielhaus zu Berlin vor allem der Initiative des Kaisers zu danken ist.

Vor einigen Jahren ist Christine Hebbel trotz ihrem hohen Alter einer Einladung des Kaisers zur Aufführung der „Nibelungen" gefolgt und hat aus seinem eigenen Mund vernommen, wie lebhaft sein Interesse für den großen Dithmarschen ist. Der impulsiven, großzügigen und starkgeistigen Natur des Kaisers mag auch Hebbels dichterische Art besonders sympathisch sein, und wenn uns Frau Hebbel seinen Ausspruch berichtet: „Bei Hebbel ist jedes Wort deutsch", so erkennen wir, was ihn zuerst an dem Dichter der „Nibelungen", der „Agnes Bernauer" und des nach Schillers „Kabale und Liebe" größten deutsch-bürgerlichen Trauerspieles „Maria Magdalene" anzog. Nicht weniger erfreute sie, was ich ihr von der in der Geschichte der neueren Hebbel-Vorstellungen so einzigartigen Dresdener „Gyges"-Aufführung vom Jahre 1898 erzählen konnte und von der glänzenden Darstellung, welche dort das Stück vor allem durch die geniale Interpretation der Frau Salbach (Rhodope) und Paul Wieckes (Kandaules) erfuhr.

Christine Hebbel geb. Engehausen mit siebzehn Jahren.
(Nach einer Platinotypie von C. Jagerspacher, Gmunden.)

Als mich Frau Hebbel durch die engen Räume des Hauses führte, konnte ich einen Ausruf des Staunens nicht unterdrücken über die Bescheidung, mit der hier geistig so bedeutende Menschen gelebt hatten. Ein schmales Zimmer hat oft die Elite des geistigen Wien am runden Tisch, auf dem die duftende Bowle stand, vereinigt, und man begreift nicht, wie hier auch nur zehn Menschen haben Platz finden können.

Das Haus war ursprünglich eine ganz einfache Bauernhütte. Hebbel, dessen Vater in Wesselburen ohne eigenes Verschulden sein Häuschen verloren hatte, wußte, wie kaum ein zweiter, den Wert eigenen Grundbesitzes zu schätzen, und so war seine Freude übermäßig, als er jetzt im Mannesalter den Fuß zum erstenmal wieder auf eigenen Grund und Boden setzen durfte. Um so bald als irgend möglich das Gefühl zu haben, Herr im eigenen Hause zu sein, scheute er sich nicht, am Tage des Besitzwechsels auf der dürftigen Bank des erstandenen Bauernhauses zu schlafen. Eine künftige Lebensbeschreibung des Dichters wird diesen kleinen, aber charakteristischen Zug nicht übergehen wollen.

Auch wie Hebbel dazu kam, sich eigenen Grundbesitz zu erwerben, ist bisher nicht bekannt geworden. Die Anregung zum Erwerb des einstöckigen Bauernhauses ging von Hebbels Freund, Wilhelm Gärtner, aus, der ihm anfangs der fünfziger Jahre, als Österreich vor dem Staatsbankerott stand, vorstellte, wie leicht er bei einer solchen Kalamität sein kleines, schwer erworbenes Vermögen verlieren könnte, und daß es sicherer sei, das Geld im Grundbesitz anzulegen. Die Wohnlichmachung des Hauses erreichte Christine Hebbel dadurch, daß sie zehn Gulden vom Wirtschaftsgeld nahm und sie dem Hofrat Nordberg, welcher den Kauf vermittelt hatte, übergab. Als Hebbel davon erfuhr, legte er ihr zunächst zehn Gulden zu, zog sie aber im nächsten Monat wieder vom Wirtschaftsgelde ab. Hebbel ist ja immer, schon in Wesselburen und besonders als Student in Heidelberg und München, überaus sparsam und haushälterisch gewesen. Er hat es ja auch sein müssen.

Allmählich sind auf das einstöckige Häuschen ein mansardenartiges Mittelzimmer und zwei kleinere Seitenzimmer aufgesetzt worden. Der moderne, turmähnliche Anbau an der Nordseite stammt erst aus neuester Zeit. Von den oberen Fenstern des Hauses genießt man eine wundervolle Aussicht auf

den Traunsee und den Traunstein. Als Hebbel zum erstenmal nach Gmunden kam und in die herrliche Landschaft hinausschaute, in deren Mitte der See ruht, da war es eines, was ihn vor allem entzückte: „Das ist Harmonie!“ so rief er aus. Und in der That, es ist eine wirkliche Harmonie der Farben und der Formen. Dazu kommt ein richtiger architektonischer Aufbau der Berge, den man von Gmunden aus erblickt: auf der linken Seite der schroff abfallende Traunstein, „Die schlafende Griechin“ und im Hintergrund als höchste Erhebung und Abschluß zugleich die Ausseer Berge. Wenn man in Hebbels Arbeitszimmer steht und den Blick hinaussendet auf den See, versteht man, wie es kam, daß sein idyllisches Epos „Mutter und Kind“, das hier entstand, so gleichsam vom Sonnenschein übergoldet ist; man begreift auch dann ganz, wenn man noch der liebevollen Besorgtheit seiner Frau und seines geliebten „Titele“, die ihn hierher begleiteten, gedenkt, das am Schluß des Tagebuchs von 1856 aus „innerstem Herzen“ wiederholte Epigramm:

Götter, öffnet die Hände nicht mehr, ich würde erschrecken,
Denn ihr gabt mir genug: hebt sie nur schirmend empor.



Gedenktafel an Hebbels Sterbehaus in Wien, Lichtensteinerstraße 13.
(Nach einer Photographie von C. Grail, Wien.)

Eine schmale Treppe führt in den Garten. Da ist alles voll von Erinnerungen an den Dichter. Da giebt es einen „Hebbelbaum“; darunter war des Dichters Lieblingsplatz, wo er mit den geliebten Eichkätzchen spielte. Es ist ja bekannt, wie sehr sich Hebbel seit der Jugend zur „stummen Kreatur“ hingezogen fühlte. „In Bezug auf die Tiere bin ich ganz Inder,“ schrieb er einmal an Strodtmann. Ein kleines Borkenhäuschen ist der Platz, wo der Dichter meist arbeitete. An einer Seite des Hauses zieht sich zur Erinnerung an den Dichter die von Christine mit Sorgfalt gepflegte „Hebbelrose“ hin, und um den Anbau rankt sich dichter Epheu in die Höhe. Beim Zurücktreten in das Haus fällt uns W. Gärtners Spruch über der Thür in die Augen:

Seines Friedens heil'ge Engel stelle
Gott zur treuen Hut um dieses Haus,
Und das Auge schaut von dieser Schwelle
In die Berge heimatfroh hinaus.

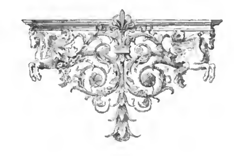
In der weiteren Unterhaltung mit Frau Hebbel kam die Rede auch auf Laube. Wie zornig konnten da die sonst so seelenvollen Augen Christinens funkeln, wenn sie des Mannes gedachte, der den Dichter mit den Grundsätzen seiner Theaterroutine aburteilte. Sein Buch über das Burgtheater hat es nachträglich bestätigt, daß er Hebbels Größe nicht zu fassen vermochte. Hebbel als Bühnendichter, seine Frau als Schauspielerin sind ihm zu wenig „verwendbar“, zu eigenartig gewesen. Laube habe Hebbel, so erzählt heute seine Witwe, das größte Leid seines Lebens zugefügt. Er sei auch die Ursache seines dauernden Leidens an der Gelbsucht gewesen, die Hebbel nach der wiederholten Ablehnung der „Agnes Bernauer“ befiel. Erst Dingelstedt hat das herrliche Werk, das in der Reihe der Hebbelschen Dramen durch die Fülle und den Glanz seiner Form, das Lebendige und Bunte des Hintergrundes so einzig dasteht, auf die Bühne des Hofburgtheaters gebracht (am 27. Dezember 1868).

Die Unterhaltung kam dann auf Hebbels Verhältnis zum modernen naturalistischen Drama, als dessen „Vorläufer" Hebbel neuerdings von Tageszeitungen und von gewissen naturalistischen Parteizeitschriften bezeichnet wird. Ganz so einfach ist die Sache doch nicht. Frau Hebbel hat ein feines Gefühl dafür, daß der Gegensatz hier viel stärker ist als die in gewisser Hinsicht nicht zu leugnende Ähnlichkeit. So sehr sich Hebbel auch von der konventionellen Moral entfernte, so sehr er jede moralische Tendenz verschmähte, so unerbittlich predigen doch die Dramen, die er auf der Höhe seines Lebens schrieb, eine große, im höchsten Sinne sittliche Idee, die nämlich, daß das Individuum, das sich in ungeheurer, rücksichtsloser Vereinzelung alten Menschheitsrechten, ewigen ruhenden Formen, die die Menschheit im Laufe von Jahrtausenden nun einmal für ihren Bestand gefunden hat, zum Kampfe gegenüberstellt, so sehr es auch in dieser seiner Art berechtigt ist, untergehen muß.

Solche Gedanken, die an anderer Stelle ausführlich erörtert werden sollen, drängten sich mir auf, als ich mich beim Weggang aus dem Hebbelhaus an das zunächst überraschende Wort, das Christine Hebbel eben gesprochen, erinnerte: „Hebbel war ein frommer Dichter." In dem angedeuteten Sinne einer höheren Sittlichkeit war das wohl zu verstehen.

Christine Hebbel war auch in ihrem schauspielerischen Beruf aufs engste mit dem Dichten ihres Mannes verwachsen. Es ist kein Zufall, sondern eine Art von Wahlverwandtschaft, daß sie gerade in den Stücken ihres Mannes, als Judith, Klara, Marianne, Kriemhild, ihre größten Triumphe feierte. In ihrem Wohnzimmer im Landhaus zu Gmunden hängt ihr aus dem Anfang der fünfziger Jahre stammendes Bild als „Judith" von Karl Rahl, das allerdings nicht sehr ähnlich und auch etwas schablonenhaft ausgefallen ist.

Christine Hebbel lebt ein schönes, von geistigen Anregungen, von mancher freudigen Nachricht über den wachsenden Ruhm ihres großen Toten erfülltes Alter. Es hat etwas tief Ergreifendes, wenn man von ihr, die dem Dichter, man kann sagen, Leben und Dichten gerettet hat, jetzt noch die Worte vernimmt: „Ich lebe ja nur noch für Hebbel und durch Hebbel."





Tagebuch einer Mutter.

Von

Ernst Wichert.

I.

Ist es nicht eine rechte Thorheit, daß ich dieses alte Heft wieder hervorsuche? Dieses alte Heft mit dem wunderschönen Einband und dem glänzenden Goldschnitt und den vielen, vielen leeren Blättern, die längst beschrieben sein müßten, wenn ... Ja, an Gründen, weshalb sie leer geblieben sind, fehlt es nicht, aber sie sollen meine Trägheit nicht entschuldigen. Wenn ich die ersten durchblättere —, allerhand stürmische Anläufe, aber immer ein schnelles Ermatten, ein plötzliches Abbrechen und dann lange Pausen, die allerlängste zuletzt. Bin ich nicht schon zwanzig Jahre im Besitz des Buches? Nach mehr. Ganz recht, da auf dem ersten Blatt steht das Datum unter der Widmung meiner liebsten Freundin, die es mir am Einsegnungstage schenkte. „Vertraue diesen Blättern alle deine Erlebnisse an, meine teuerste Tilly, alle deine Freuden und Sorgen, alle deine geheimsten Gedanken. Mag kein Tag ohne eine Eintragung zu Ende gehen und jede dir noch in fernster Zeit eine liebe Lebenserinnerung sein. Dies wünscht von Herzen deine ..." Ach, wenn du die vielen leeren Blätter sehen könntest, Liebste —! Ich schäme mich.

Der Anfang freilich war gut. Da ist das ganze Einsegnungsfest beschrieben, und es findet sich am Schluß die Bemerkung, die Lampe verlösche, und ich müsse deshalb abbrechen, obgleich ich noch so viel zu sagen hätte. Das Tagebuch ist auch noch eine Woche weiter gewissenhaft fortgeführt. Dann kommt eine Entschuldigung, weshalb ein Tag ausfallen mußte. Dann fielen drei aus, dann ganze Wochen, und es folgt immer öfter das Geständnis, ich hätte gar nichts erlebt, oder ich wüßte nichts. Nun allerhand unbedeutendes Zeug, keine Feder Tinte wert, recht unreife kritische Äußerungen nach Theaterbesuchen, sentimentale Betrachtungen, durch eine Predigt oder durch einen Roman angeregt, angebliche Selbstbekenntnisse, die im weiteren Verlauf so dumm gewesen sein müssen, daß die nächste Seite ausgerissen ist, ein paar Gedichte, die mir besonders gefallen haben müssen, aber kaum für meinen guten Geschmack zeugen, zuletzt die Abschrift eines Prosastücks, mitten in einem Satz unterbrochen ... Gewiß hatte ich mir vorgenommen, sie erst zu beendigen, bevor ich weitere Aufzeichnungen machte, aber es fand

sich bei den täglichen Zerstreuungen immer nicht die Zeit, oder es war gar zu langweilig, oder ... Ja, das war's vornehmlich: die liebste Freundin siedelte mit ihren Eltern nach einem anderen Ort über, und es entspann sich nun zwischen uns ein Briefwechsel, bei dem schon, mindestens immer auf acht Seiten, alles Tagebuchmaterial überreichlich verbraucht wurde. Unter dem Siegel der Verschwiegenheit! Also warum sich wiederholen? Darüber vergingen ein paar Jahre.

Freilich kam dann eine Zeit, in der meinerseits dieses Siegel nicht mehr für zuverlässig genug erachtet wurde. Es bemühte sich jemand ernstlich um mich, und ich hatte diese Ernstlichkeit und dazu mein eigenes junges Herz zu prüfen, ob es dem seinigen freudig entgegenschlage. Man kann da auch der liebsten Freundin nicht alles sagen. Nun aber steckte das Tagebuch in einer kastenartigen Hülle, hatte eine Metallspange und ein Schloß, und der Schlüssel ließ sich an einem Bändchen auf dem Herzen tragen. Da bin ich denn darauf gekommen, wieder einmal mir selbst meine kleinen Geheimnisse zu verraten und meine Gefühle zu beichten. Eine Seite ist weiß gelassen, und ein paar folgende sind beschrieben.

Es zeigte sich nur allzubald, daß man in solchem Fall auch sich selbst nicht alles sagen kann, wenn man ganz wahr sein will, und daß man, wenn man nicht den ganzen Mut der Wahrheit und der Konsequenz hat, besser thut, sich lieber nicht klar werden zu wollen und von undefinierbaren Gefühlen zu Glück oder Verderben leiten zu lassen. Der Mann, für den ich mich interessierte, war von schwächlicher Gesundheit, und man warnte mich. Aber er war in meinen Augen schön und sehr klug, sehr fein, sehr leidenschaftlich in mich verliebt, dabei hochgeachtet und sehr reich, kolossal reich — da hätte ich seine Bewerbung vielleicht doch angenommen, auch wenn ich nicht vom Innersten so gezwungen wurde; aber ich liebte ihn.

Und als wir dann wirklich miteinander verlobt waren, schlief der Briefwechsel mit der Freundin rasch ganz ein, und auch das goldene Buch blieb unter Verschluß. Wir waren sehr zärtliche und eifersüchtige Brautleute. Nur ließ sich das, was der Tag immer Neues brachte, was die Sinne bestürmte und das Herz bewegte, erst recht nicht in wahrhaftige Worte fassen. Und wozu auch? Das schien ja alles unvergeßlich.

Wir heirateten, wir machten eine weite Hochzeitsreise — das Tagebuch war nicht einmal in den Koffer gepackt, mein Mann kaufte überall die besten Photographien als Reiseerinnerung. Und dann kam ich junges Ding in einen großen Haushalt, der erst von mir erobert sein wollte. Wie müde ich stets am Abend war, wenn ich meinen häuslichen und gesellschaftlichen Pflichten genügt hatte, und mein Mann wollte doch auch etwas von mir haben. Wie hätte ich daran denken können, ein Tagebuch zu führen.

Als uns aber nach Jahr und Tag ein kleines Mädel geschenkt war und nun die Mutterliebe jedes andere Gefühl übertönte, erinnerte ich mich in der beschäftigungslosen Zeit, einen Aufsatz mit der Mahnung an die Mütter gelesen zu haben, sie möchten über jeden körperlichen und geistigen Fortschritt des Kindes gleichsam Buch führen, damit aus einer großen Zahl von Beobachtungen gewisse Lebensregeln festgestellt werden könnten. Nun hatte ich zwar nicht den Ehrgeiz, für die Wissenschaft zu arbeiten, aber es schien mir sehr reizend, für mich selbst eine Geschichte des Lebens meines geliebten Kindes zu schreiben und im Gedächtnis den Zeitpunkt jeder ersten Regung willkürlicher Antriebe eines eigenen Willens und des Erkenntnisvermögens festzulegen. Da habe ich denn wirklich, sobald ich wieder zu Kräften kam, mein Studium in dieses Buch eingetragen, dem diesmal zwei Blätter leer geblieben waren, und mit ziemlicher Regelmäßigkeit bis ins vierte Lebensjahr Doras Notizen angehäuft, aus denen sich wohl ablesen läßt, wie aus dem hilflosen Würmchen nach und nach ein kleiner Mensch geworden ist. Ein eigenartiger kleiner Mensch, der unbewußt etwas für sich selbst sein wollte, sein Erbteil von Vater und Mutter nicht verleugnete, aber doch so wundersam vermischte und den besonderen Anlagen anpaßte. Dora war ein sehr zartes Kind, ein Engel an Schönheit und Liebreiz, was nicht nur die mütterliche Eitelkeit bemerkte, gutherzig und meist leicht lenksam, aber auch leidenschaftlich heftig und bei Widerspruch rasch aufbrausend wie der Vater, in dessen Adern

südländisches Blut rollte, und früh schon nervös gegenüber unharmonischen Sinneseindrücken, was ihr von mir mitgegeben sein mochte. Es ist, als ob meine Familie — wir stammen von Hugenotten — die Schreckenstage der Flucht nicht vergessen kann. Wenn das Spiel zu lärmend wurde, konnte Dora in ein Zittern geraten und in heftiges Weinen ausbrechen. Und mit wie eigensinniger Energie wußte sie bei der Bonne ihren Willen durchzusetzen, wenn in ihrem Blondköpfchen die Gedanken eine bestimmte Richtung genommen hatten, wie steigerte sich ihre Erregung bis zu fieberhafter Erkrankung, wenn ich in solchen Fällen meine mütterliche Autorität einsetzte! Und dann wieder bei aller Heiterkeit etwas Traumhaftes, als ob sie gar nicht auf der Erde war — und diese ganz unzweifelhafte musikalische Begabung, deren weder wir, noch unsere Eltern uns hatten rühmen können, so daß sie jede Melodie leicht nachsang und nicht müde wurde, mit den kleinen Fingerchen am Klavier die richtigen Tasten aufzusuchen, während sich der lieben Ungeduld Gedichte wörtlich nur mit großer Mühe einprägen ließen ... Ich verliere mich in Erinnerungen und vergesse, daß das alles schon da geschrieben steht; ich wollte mir nur kurz Rechenschaft über die Art der Aufzeichnungen geben.

Und warum blieb es nun auch hier wieder bei diesen zehn oder zwölf Blättern? Was würde ich darum geben, wenn ich die Notizen regelmäßig, wenn auch noch so kurz, wenigstens bis ins zehnte Jahr Doras fortgeführt hätte! Aber da kamen die langen, langen Leidensjahre, in denen mein geliebter Mann hinsiechte, bis alle Kunst der ersten Ärzte versagte und ihn auch das schmerzlich kümmerliche Dasein nicht mehr trösten konnte. Nun nach seinem Tode ... War ich doch in seinem Testament zur Vorerbin eingesetzt und mit der Verwaltung des großen Vermögens betraut, das einst dem einzigen Kinde gehören sollte, das ich schon jetzt als sein Eigentum betrachtete. Welche Riesenaufgabe war da meiner Jugend und Unerfahrenheit gestellt! Nur wenn ich keine Minute des Tages aus dem Auge verlor, was meine nächste Pflicht war, konnte ich hoffen, mich in einigen Jahren so weit in sie einzuarbeiten, daß mich die quälende Unruhe verließ, ihr nicht zu genügen. Kleine Geschäfts- und Wirtschaftsbücher wurden mein Tagebuch.

Und nun —? Warum öffne ich wieder das Schloß? Dora ist kein Kind mehr; sie hat gestern ihren achtzehnten Geburtstag gefeiert. Ach, sie ist so glücklich! Von der Schreckenszeit blieb ihr kaum mehr als eine matte Erinnerung. Sie entbehrt den Vater nicht, vor dem sie immer nur die Scheu des Kindes vor dem Kranken empfand und der ihr durch meine doppelt starke Liebe zu ersetzen ja stets mein heißes Bemühen war. Sie ist schön! Nicht blühend in strotzender Fülle und frischesten Farben. Eher allzu zart und fein. Aber so eigen schön. Eine weiße Rose, die nicht mehr Knospe ist und sich doch auch noch nicht entfaltet hat; über den zierlichen Blättchen liegt ein ganz schwacher, aber unendlich reizender gelb-rötlicher Duft. Sie läßt das reichste Erblühen ahnen, und man möchte doch das wundersame Gebilde erhalten können, wie es ist. Und dieses goldene Herz! Es hat noch keinen ernstlichen Kummer erfahren, ist ganz Zärtlichkeit und Dankbarkeit. Die eitle Mutter ist verliebt in das Töchterchen. Ja, ja! Wer sie nur sieht und kennt ... Ist mir's denn zu verdenken?

O du mein Ein und Alles! Was verblieb mir von allen Schätzen des Lebens, die mir so überreich schienen in den Schoß fallen zu wollen? Dieses Kind. So jung verwitwet, mit einer großen Verantwortlichkeit belastet, selbständig und doch an tausend Rücksichten gekettet, viel begehrt und immer zur Wachsamkeit verpflichtet, daß ich mir Reue erspare, an die reichste Tafel gesetzt und mich fortwährend in Entsagungen übend, jetzt mit kaum achtunddreißig Jahren schon eine alte Frau — was habe ich denn als dieses Kind, das meine ganze Lebensfreude werden durfte? Das war, was mir von meinem Manne weiter lebte, ein Stück von mir selbst, meine Gegenwart, meine Zukunft. Ich hatte kein Glück außer diesem. Und nun — ist Dora achtzehn Jahre alt geworden.

* * *

Ich hatte gestern nicht den Mut, weiter zu schreiben, obgleich jetzt erst gesagt sein sollte, weshalb ich wieder zu schreiben an-

gefangen. Häßlich, grundhäßlich komme ich mir vor; und dann trotzt wieder etwas in meinem Innersten: es ist das Natürliche und kann und soll gar nicht anders sein. Sind Selbstsucht und Liebe hier wirklich eins? Oder stempelt sie nur die Sophistik des Herzens dazu, eines jämmerlich armseligen Regulators unserer Empfindungen? Ich möchte mir klar darüber werden, was in mir vorgeht, um mir und Dora gerecht sein zu können. Und ich habe niemand, dem ich mich ganz wahrhaftig eröffnen, dem gegenüber ich mich anklagen und verteidigen, der mir guten Rat geben kann. Deshalb schreibe ich in dieses Buch, was niemand sieht. Was da schwarz auf weiß steht, sind doch meine Gedanken gewesen. Und ich will meine Gedanken kennen.

Daß ich mir's nur gestehe: ich habe Furcht. Wovor? Etwas zu verlieren, was jetzt mir ganz gehört, was mein teuerster Besitz ist, mein einziger, der mir des Behaltens wert scheint. Ich habe Furcht vor dem, was nach dem natürlichen Lauf der Dinge nun in nächster Zeit eintreten muß. Die nächste Zeit mag nicht morgen oder übermorgen sein. Aber nach aller Voraussicht wird kein Jahr vergehen können, und es ist da. Dora steht in dem Alter, in dem Wünsche sich regen, die nicht danach fragen, was ihre Erfüllung dem Mutterherzen bedeutet. Sie ist ein schönes und reiches Mädchen. Es kann nicht ausbleiben, daß begehrliche Blicke sich auf sie richten. Schon jetzt ist sie der Gegenstand gespannter Aufmerksamkeit in jedem geselligen Kreise. In meinem Hause verkehrt die beste Gesellschaft, und es bedarf nur einer Visite, um eine Einladung herbeizuführen. Unser Umgang ist groß, man kennt unsere Loge im Theater, man sieht uns auf Bällen. Alles, was von der männlichen Jugend Anspruch auf Beachtung hat, drängt sich zu. Anträge können nicht ausbleiben. Zehn mögen abgewiesen werden, und endlich muß doch ... Und endlich muß doch die Stunde kommen, in der ich zu teilen habe. Ungleich zu teilen. Was ich behalte, ist doch nur der winzige Rest des früheren Alleinbesitzes. Und das scheint das Schreckbarste: je glücklicher mein Kind wird, um so winziger schrumpft er ein. Ich ertappe mich schon jetzt bei den wunderlichsten Regungen der Eifersucht. Ist es nicht lächerlich, daß ich — möglichst unauffällig natürlich — aufpasse, wer sich Dora nähert, wer mit ihr spricht, wer mit ihr tanzt, wer sie auszeichnet, wer sich ihr in irgend einer Weise angenehm zu machen sucht, und daß ich sofort etwas wie Abneigung gegen den empfinde, der nach meiner eigenen Schätzung ihr gefährlich werden könnte, oder dem sie selbst gar ein unschuldiges Zeichen ihres Wohlgefallens zuwendet? Lächerlich und abscheulich. Aber es ist so, und mir fehlt schon jede Unbefangenheit des Urteils. Ich sehe jeden jungen Mann, der eine Rolle in der Gesellschaft spielt, nur noch darauf an, ob er die Absicht haben könnte, mir das Herz meines Kindes zu entwenden. Und immer frage ich mich: wenn's der wäre oder der oder der, dem es gelingen sollte, Doras Liebe zu gewinnen, würdest du mit ihrer Wahl einverstanden sein? Nein, nein, nein! es ist da kein einziger, dem ich sie gönnte.

Ach, dieses schreckliche Angstgefühl. Wächst es wirklich aus diesem Boden der Selbstsucht auf, der nur Unkraut und Dorngestrüpp tragen kann? Ich will mich ehrlich prüfen, mich nicht ungerecht anklagen. Denke ich nicht allemal mehr noch an Dora als an mich? Nur daß der Rechte käme! wirklich der Rechte. Daß sie sich nicht täuschte, sich nicht durch das angenehme Äußere, die gewinnende Form, die gefällige Unterhaltungsgabe, den glänzenden Witz oder den poetischen Anhauch verleiten ließe, sich ein wärmeres Interesse einzureden! Was kann sie von den Menschen kennen lernen, die sie umschwärmen? Wenn ich bedenke, wie bedeutsam der Zufall da eingreift, und wie unwahrscheinlich es ist, daß er diesmal ... Wenn Dora sich täuschte und für das ganze Leben unglücklich machte! Ich weiß es, sie wird, wie sie ist, nur glücklich werden, wenn ihre hingebende Liebe von dem Würdigsten erwidert wird, und sie wird tief unglücklich sein, wenn sie nicht glücklich ist. Es giebt so gar kein Mittel, Gewißheit zu erhalten; nichts als diese lockenden und warnenden Stimmen, die so oft trügen. Ich wollte, ich könnte alles leichter nehmen, mich in die Lage einer Mutter versetzen, die für eine Schar Kinder zu sorgen und mehrere Töch-

ter zu vergeben hat: da ist die Freude über eine Verlobung groß und wird nicht so genau hingesehen, ob auch alles nach Wunsch zusammenpaßt, um so mehr dem guten Glück vertraut. Aber das eine Kind —! Und die Gefahr eines Fehlgriffs liegt bei einem reichen Mädchen so nahe. Ach! meine Nervosität wird unausstehlich.

Ich habe mich bemüht, Doras Freundschaft zu gewinnen. Aus innerstem Bedürfnis, aber auch um ihrer vollsten Aufrichtigkeit stets sicher zu sein. Freundinnen sagen einander viel, und Dora hat eine unschuldige Art, ihre kleinen Geheimnisse herauszuplaudern. Ich erfahre, was sie mit ihren Tänzern gesprochen hat, wem sie begegnet ist, womit ihre Gedanken sich jederzeit beschäftigen. Ich habe so sehr ihr Vertrauen, daß sie mir meint alles sagen zu können. Auch wenn sie mit sich unzufrieden ist, beichtet sie mir freundschaftlich. Ich könnte ganz beruhigt sein, daß ich wenigstens nicht überrascht werde. Aber ... Ich bin nicht beruhigt. Ich weiß es von mir selbst, daß auch die Freundschaft unbewußt Grenzen des Vertrauens steckt. Und gerade, wenn sie sich bewähren sollte ...

Das, wovon Dora unbefangen plaudert, ist nichts. Ich muß darauf achten, ob sie etwas verschweigt. Aber sie darf nicht merken, daß ich sie beobachte.

Ach — Gott weiß es besser als ich selbst: ich will ja nur ihr Glück.

* *
*

Da ist ein Offizier, ein Oberleutnant von den Dragonern, dem Dora offenbar sehr gefällt, und von dem sie nie spricht. Warum spricht sie nicht von ihm?

Ein interessanter Kopf. Nicht gerade schön, nicht einmal besonders männlich — das kleine Bärtchen auf der Oberlippe giebt dem Gesicht nur notdürftig den soldatischen Charakter —, aber doch fesselnd durch ein geistiges Etwas, dem man, so wenig es vielleicht lohnt, nachzuspüren versucht wird. Die Stirn erscheint hoch, weil das dunkle Haar früh dünn geworden und an den Schläfen aufgerückt ist; sie hat aber auch über den Augenbrauen etwas sonderbar Eckiges, als ob der Knochen nach den Seiten hin zu einer Höhlung einfällt. Dazu paßt die schmale, scharfgeschnittene Nase, deren Flügel immer in Bewegung sind, wie sich denn auch ein öfteres Muskelzucken nach den Mundwinkeln hin und über sie hinaus bemerkbar macht. Die Augen — ja, es ist schwer aus ihnen klug zu werden. Sie öffnen sich selten ganz, und dann blicken sie entweder befehlshaberisch oder richten sich starr auf einen Gegenstand, von dem man nicht einmal weiß, ob er besondere Aufmerksamkeit in Anspruch nimmt; meist leuchtet aus ihnen ein verhaltenes Feuer, wie bei klugen Leuten, die sich in der Gewalt haben und viel in sich hineindenken, mitunter lodert es überraschend auf, als ob die Leidenschaft vorstürmen will, und ein andermal wieder dämpft es sich zu einem fast melancholischen Zwielicht, so daß man an eine plötzliche Verfinsterung des Gemüts glauben möchte. Er spricht sehr ruhig, als ob er sich zwänge, jedes Wort sorgfältig abzuwägen, meist leise und wenig betont, aber immer gut, auf jede Anregung von der anderen Seite eingehend, und auch über die gewöhnlichen Dinge nicht konventionell. Überhaupt hat er etwas Geschlossenes und Verhaltenes, ich möchte sagen Aristokratisches. Obgleich wenig über mittelgroß und schlank erscheint die Figur doch durch die sichere Haltung imposant; man kann sie auch in der Menge nicht leicht übersehen. Die etwas gelbliche Gesichtsfarbe ...

Ich muß über mich lachen. So genau habe ich mir also den jungen Herrn betrachtet, von dem Dora nicht spricht. Es mag sein, daß es geschieht, weil er ihr ganz gleichgültig ist, weil sie auch nicht an ihn denkt. Aber darin täusche ich mich sicher nicht, daß er selbst es darauf anlegt, von ihr beachtet zu werden. Und es bleibt doch auffallend ...

Als die Saison begann, machte er einigen jungen Damen der Haute Finance den Hof, besonders Fräulein Lilienstern, die keine Eltern mehr hat und für eine reiche Erbin gilt. Seine Bemühungen sahen recht gezwungen aus, aber man kam ihm offenbar freundlich entgegen und schien ihn merken lassen zu wollen, daß er etwas wagen dürfe. Er that mir leid. Denn die Dame — übrigens von prononciert jüdischem Aussehen, wenn auch Christin — steht in dem Rufe, sehr geldstolz zu sein und eine böse Zunge

zu haben. Da ist einmal wieder einer zu einer Geldheirat genötigt, dachte ich. Kaum war Dora eingeführt, so ließ er die früheren Verbindungen sogleich, geradezu beleidigend, fallen. Ich sehe ihn noch im Vorsaal stehen, als wir vorübergingen, wie erschreckt durch eine Erscheinung, augenblicklich ganz staunende Verwunderung. Dann tanzte er diesen Abend nicht, obgleich er sicher längst engagiert war, stand aber mit übergeschlagenen Armen bald da, bald dort in einer Ecke oder an einen Thürpfosten gelehnt, wo er die Tanzenden beobachten konnte, und ließ Dora nicht aus dem Auge. Er mußte mir endlich auffallen, und es schien mir, daß auch Dora durch sein Anstarren beunruhigt wurde. Erst bei einer folgenden Begegnung ließ er sich vorstellen, tanzte auch mit ihr. Er tanzt sehr elegant. In den Pausen suchte er sich unauffällig in unsere Nähe zu bringen und ein Gespräch mit ihr anzuknüpfen, das sie zu interessieren schien. Und dann war es immerhin ungewöhnlich, daß er, ohne selbst zu tanzen, überall da auftauchte, wo Dora mit ihrem Tänzer stand, und ihm die Unterhaltung abzunehmen suchte. Ich wunderte mich darüber, daß die Herren sich dies gefallen ließen. Er bewegte sich eben mit großer Sicherheit und schien keinen Einspruch für möglich zu halten. Kurz darauf gab er bei mir seine Karte ab. „Erich Freiherr von Oberhausen." Es folgte die militärische Charge und das Regiment. Ich hatte erfahren, daß er der Sohn eines Oberpräsidenten war, was ihn ja noch weiter empfahl.

Als Dora die Karte auf dem Tisch liegen sah, hob sie sie auf, blickte darüber hin und murmelte: „Ach, der —" — Es klang eher abweisend als erfreut. — „Ist dir der Besuch unlieb?" fragte ich. Sie hatte die Karte nicht fortgelegt und wendete sie nun zwischen den zierlichen Fingerchen hin und her. Erst nach einer kleinen Weile antwortete sie: „Ich betrachte nur die siebenzackige Krone. Ich wußte nicht, daß er Freiherr ist." — Ich mußte lächeln. — „Hat dir das Bedeutung?" fragte ich wieder. Sie warf die Karte in die Schale. — „Vielleicht ihm," sagte sie, kaum merklich die Achsel zuckend. Damit war dieses Gespräch beendet.

Es verstand sich von selbst, daß Herr von Oberhausen beim nächsten Diner und dann auch zur Abendgesellschaft eingeladen wurde. Wir trafen auch auswärts mit ihm zusammen. Einmal ging er fort, als er sich zu spät zum Tischnachbar angeboten hatte. Ein andermal hob er eine Blume auf, die aus Doras Strauß gefallen war, gab sie aber nicht zurück und schickte am anderen Tage ein prachtvolles Bouquet. Bei einer Schlittenfahrt sicherte er sich den Platz neben ihr. Übrigens fuhr er fort, mit Vorliebe die Tanzpausen zu benutzen, sie ins Gespräch zu ziehen. Es scheint mir, daß sie sich gern mit ihm unterhält. Er giebt ihr wenig zu lachen, und er sagt ihr sicher auch keine Schmeicheleien, denn ich merke nicht, daß sie rot oder verlegen wird; aber das ganze feine Gesichtchen zeigt eine Spannung, die auf innerste Beteiligung schließen läßt. **Und von diesem Verehrer spricht sie gar nicht!**

* * *

Heute zwei Leoparden auf einmal.

Ein Regierungsrat und ein Hauptmann versichern wohlstilisiert, daß sie meine Tochter lieben und durch die Erlaubnis, um ihre Hand anhalten zu dürfen, sehr beglückt sein würden. Beide noch in der ersten Hälfte der Dreißiger und sehr ehrenwerte Herren. Sonst aber ... Die Wahl würde mir schwer werden. Ich weiß nicht, wem ich weniger ungern Doras Zukunft anvertrauen möchte. Aber dafür können sie wohl nicht.

Als Dora die Briefe gelesen hatte, gab sie sie mir lächelnd und mit einer kurz abwehrenden Handbewegung zurück. — „Ach nein, Mama."

Nichts weiter als: Ach nein, Mama! Aber in einem Ton, der jede weitere Erörterung abschnitt. Schade, daß nicht ein Phonograph die Worte auffing; sie würden den Bewerbern selbst jeden Zweifel an der Hoffnungslosigkeit ihrer Bemühungen nehmen. Nun habe ich die nicht beneidenswerte Aufgabe, sie zu einer höflichen Absage zu umschreiben. Zum Glück darf ich nicht besorgt sein, dieselben schönen Redewendungen zu gebrauchen; daß einer dem anderen den Bescheid zeigt, ist sehr unwahrscheinlich.

Ach nein, Mama!

* * *

Es muß wohl auch schon anderweit bemerkt sein, daß Herr von Oberhausen sich ungewöhnlich viel mit Dora beschäftigt. Man äußert sich in meiner Gegenwart über ihn, als ob man mir, scheinbar unabsichtlich, eine Direktive geben wolle. Es fehlt nicht an Lob, aber auch nicht an Seitenbemerkungen, die etwas zu raten geben. Gestern brachte die Präsidentin, die die Balltöchter zu beaufsichtigen hat und deshalb mit den Augen überall ist, das Gespräch auf ihn, so wenig ich auch dazu Anlaß gab und so ruhig sie selbst sein konnte. — „Eine recht stattliche, etwas aparte Erscheinung —“ plänkelte sie — „eigentlich mehr Diplomaten- als Soldatenkopf — aber ein sehr geschätzter Offizier, der auf rasche Beförderung zu rechnen hat — natürlich die alte Familie und der Vater in hoher Beamtenstellung, da macht sich's von selbst — nur Vermögen ist wenig vorhanden oder bereits aufgebraucht — der Herr Leutnant soll in Berlin etwas wild gelebt, teure Liaisons unterhalten, mit Rennpferden Unglück gehabt, hoch gespielt haben, wie das denn bei den vornehmen jungen Offizieren so geht — aber die Schulden müssen doch berichtigt sein, zur Katastrophe ist's nicht gekommen, außer daß er in ein anderes Regiment versetzt wurde, vielleicht auf seinen eigenen Wunsch — mein Gott, ich habe selbst zwei Söhne beim Militär, nur bei der Infanterie, und weiß, was das für Sorgen verursacht — man tanzt eigentlich immer auf einem Vulkan — meine Töchter wissen, daß sie sich in keinen Offizier verlieben dürfen, dazu reicht's nicht, aber die Uniform hat so viel Bestechendes, und wenn ich reich wäre ...“

So ging's noch eine Weile fort. Die Dame ist sehr unterrichtet; ich darf überzeugt sein, daß ihre Äußerungen sich auf Thatsachen stützen, die keines Beweises weiter bedürfen. Es handelt sich ja auch um Dinge, die gar nichts Unwahrscheinliches haben. Ein Offizier von vornehmer Geburt, der weit über seine Verhältnisse lebt, leichtsinnig Schulden macht, dem Sport ergeben ist, spielt, mit der Halbwelt verkehrt ... Er ist eben wie ein anderer. Warum erschreckte mich das nun? Ich hoffe, es geht mich nichts an. Ich hoffe! Aber ...

Wenn es mich doch etwas anginge?

* * *

Wieder ein Antrag. Diesmal von dem einzigen Sohne des Chefs unseres ersten Bankhauses, einem jungen Mann von untadeligem Ruf, liebenswürdigstem Benehmen und angenehmster Persönlichkeit. Ich muß gestehen, daß ich mich wirklich geehrt fühlte und ohne übergroße Beunruhigung willig die nachgesuchte Erlaubnis erteilt hätte, in meinem Hause freier verkehren und sich Dora näher bekannt machen zu dürfen. Es gefiel mir sehr, daß er bescheiden für jetzt nicht mehr forderte. Aber ich durfte auch so viel nicht zusagen, ohne mit Dora gesprochen zu haben; es wäre ja Unrecht gewesen, ihm eine Hoffnung zu geben, die sich jetzt vielleicht schon als unerfüllbar zeigte. Ich sprach mit Dora und mag wohl wärmer geworden sein, als meine Absicht sein konnte. Sie schien wenigstens der Meinung, daß sie mich bekümmern müßte, indem sie mich bat, ihrer Versicherung vollen Glauben zu schenken, daß sie für diesen Freier nichts empfinde, was sich auch in längster Prüfungszeit zu einem Gefühl herzlicher Neigung ausweiten könnte, und deshalb dem sehr achtenswerten Mann die künftige Beschämung zu ersparen. — „Ich denke mir das so ganz, ganz anders,“ sagte sie, „ich müßte gleich die Gewißheit haben, der eine wäre für mich allein auf der Welt — gleich und auf einmal. Ich kann mir gar nicht vorstellen, wie man einem, der uns jetzt gleichgültig ist, nach und nach gut werden kann. Oder ja doch: gut werden, indem man seine schätzbaren Eigenschaften erkennt. Aber von da bis zu dem Gefühl der Notwendigkeit völliger Hingabe liegt doch eine unüberbrückbare Kluft. Es mag ja im gewöhnlichen Leben auch mit dem Gutwerden auszukommen sein. Aber warum vorlieb nehmen, wenn man Zeit hat, auf das große Glück zu warten. Und wenn es nie kommt, das große Glück, so war das Warten doch nicht umsonst.“

Das ist die Herzensphilosophie einer sehr jugendlichen Idealistin. Alles oder nichts! Ist wirklich die Stimme des Herzens bei aller Ehrlichkeit des Aufmerkens untrüglich? Die Gefahr wächst, daß ein Irrtum schwere Folgen haben könnte. Ich glaube aber, es würde mir noch immer leichter werden, im gegebenen Falle ihre Zuversicht auf die Unfehlbarkeit der inneren Weisung als un-

voraus ihr Princip zu erschüttern. Ich muß sehr vorsichtig sein, auch nur anzudeuten, daß ich Bedenken habe, wenn ich künftig meinem Rat die Thür offen halten will.

* * *

Als wir gestern aus der Gesellschaft nach Hause kamen, war es schon recht spät; Dora zeigte aber gar keine Lust, schon schlafen zu gehen, hielt mich ebenfalls wach und sprach mit mir launig die Ereignisse des Abends durch. Dazu schien für sie nicht zu gehören, daß sie mit Herrn von Oberhausen zu Tisch gesessen hatte. Sie erwähnte diesen Umstand nicht einmal. Das war mir doch zu arg. Ich erkundigte mich beiläufig, wie sie sich denn mit ihrem Tischnachbar unterhalten habe. „Welchen meinst du?“ fragte sie, vielleicht um Zeit zu gewinnen. — „Natürlich den, der dich geführt hat,“ antwortete ich. Sie lachte. „O, der andere war sehr amüsant. Er hatte die ‚Fliegenden Blätter‘ auswendig gelernt und erzählte, um doch auf die Kosten zu kommen, jede Anekdote zweimal, erst seiner Dame und dann mir, mitunter auch umgekehrt.“ — „Und Herr von Oberhausen?“ — „Ach, wir sprachen über ein Stück, das wir kürzlich im Theater gesehen hatten, ein recht häßliches Stück — ob das junge Mädchen darin glaubhaft handele.“ — „Und er war dieser Meinung.“ — Sie blickte auf. „Wie weißt du?“ — „Er wird eben mehr Erfahrung haben.“ — „Aber es kam doch gerade auf dieses junge Mädchen an, das der Dichter gezeichnet hatte; von dem weiß ich so viel wie jeder andere. Übrigens schien Herr von Oberhausen schließlich mit mir ganz einverstanden zu sein.“

Ich beschloß, diese Gelegenheit zu benutzen, ihre Meinung über ihn auszukundschaften. Sie wich aber aus oder hatte wirklich nichts Besonderes zu sagen. Ich glaubte sie nun leise warnen zu müssen und erzählte ihr ungefähr das, was ich von der Präsidentin gehört hatte. Es schien sie sehr wenig zu interessieren. „So —?“ sagte sie. Dabei sah sie mich mit einem Gesicht an, als ob ich ihr das Gleichgültigste von der Welt erzählt hätte. Und dann gähnte sie und sagte mir gute Nacht. Ich bin nun ganz sicher. Der ist's nicht.

* * *

Wie furchtbar habe ich mich getäuscht! Noch zittert mir das Erlebnis dieser letzten Stunde in allen Nerven nach. O, mein unglückliches Kind!

In der Dämmerstunde ließ sich Herr Leutnant von Oberhausen bei mir melden. Er trat ein, den Helm in der Hand, die auch den Säbel trug, Epaulettes auf den Achseln. Ich bat ihn, sich zu setzen, aber er blieb in militärischer Haltung vor mir stehen und brachte sogleich sein Anliegen vor. Er sei zur Gewißheit gekommen, daß er Dora liebe, und er glaube auch von Dora geliebt zu sein. Darüber die gleiche Gewißheit zu erlangen, sei sein sehnlichster Wunsch. Er hätte Dora befragen können, wollte sie aber nicht binden, bevor die Mutter von seinen Absichten unterrichtet sei und ihre Zustimmung erklärt habe. Wer und was er sei, wäre ja bekannt und bedürfe keiner weiteren Auseinandersetzung. So dürfe er auf eine schnelle Entscheidung hoffen — vielleicht schon, bevor er das Haus verlassen habe.

Ich war so erschreckt, daß ich mich nur mit Mühe faßte und eine Antwort herausstotterte. Er sei offenbar über Dora im Irrtum, sagte ich. Nie hätte sie auch nur von fern angedeutet, daß er ihr etwas mehr bedeute als irgend ein anderer unserer Hausfreunde. — „Ich habe das volle Vertrauen meiner Tochter,“ fügte ich hinzu, „und meine deshalb einen Zweifel aussprechen zu dürfen. Dora wird Ihren Antrag zu schätzen wissen wie ich selbst. Ob sie aber …“ Ich machte eine nicht mißzuverstehende Bewegung.

Ein zuversichtliches Lächeln, das mir sehr impertinent vorkam, flog über sein bleiches, gleich wieder ernstes Gesicht. Dann sah er mich mit einem Blick innigster Bitte an, der mich verwirrte, und sagte: „Darf ich Fräulein Dora sprechen —? natürlich in Ihrer Gegenwart, gnädigste Frau.“

„Nein, nein!“ rief ich, „das auf keinen Fall. Sie darf nicht überrascht — nicht in eine peinliche Lage versetzt werden. Ich will aber meine Tochter von dem in Kenntnis setzen, was Sie mir anvertraut haben — das ist ja auch selbstverständlich.“

Er drückte die Lippe gegen die Zähne und stand eine Weile nachdenklich und wie unentschlossen. — „Und kann ich die Antwort hier abwarten?“ fragte er dann leise.

Auch das mußte ich verneinen. Ich wollte Dora jede Verlegenheit ersparen. Es durfte nichts geschehen, was sie auf den Gedanken bringen konnte, ich beabsichtige sie zu übereilen. Und ich war auch so überzeugt, im voraus zu wissen, wie ihre Antwort lauten würde, daß ich selbst nicht genötigt zu sein wünschte, ihn mündlich und auf der Stelle zu bescheiden. Das alles ging mir blitzschnell durch den Kopf, setzte sich aber nicht in Worte um. „Gestatten Sie uns reifliche Überlegung," bat ich nur, „ich werde mir erlauben, Ihnen zu schreiben."

„Ich mußte darauf vorbereitet sein," äußerte er resigniert und zog ein Billet aus dem Helm vor. — „Darf ich Sie dann aber bitten, gnädige Frau, diesen Brief Fräulein Dora zu übergeben?" fragte er.

Ich zögerte, das Billet anzunehmen. — „O, Sie sehen, das Couvert ist nicht geschlossen," fuhr er fort. „Wenn Sie vorher gütigst Einsicht nehmen wollen —"

Nun durfte ich mich wohl nicht weigern. Er ergriff meine Hand und preßte einen heißen Kuß darauf. Dann verabschiedete er sich mit einer Verbeugung, ohne noch etwas zu sagen.

Mir war so eigen beklommen zu Mute. Der ganze Vorgang hatte etwas Ungewöhnliches. Das freilich konnte es nicht sein, was mir den Atem versetzte. Die Persönlichkeit ... Ich hätte mir einbilden können, diesen Menschen zum erstenmal gesehen zu haben, so anders erschien er mir, nun er mir allein gegenüberstand und etwas von mir begehrte. Ich begriff, daß er einen fascinierenden Einfluß ausüben mußte, wenn er es darauf anlegte. Aber ich konnte ja Doras wegen ganz ruhig sein. Ich begab mich zu ihr. „Rate einmal, wer eben bei mir gewesen ist," sagte ich möglichst unbefangen heiter.

Sie schien es aus meinen Augen herauslesen zu wollen. — „Er?"

„Wer?"

„Herr von Oberhausen —"

Ich stutzte. „Wie weißt du?"

„Aber wenn du so fragst ..."

„Und denke dir, er behauptet, dich zu lieben, und hat die Keckheit, sich einzubilden, daß du ..."

Ich konnte nicht aussprechen. Ganz Freudenjubel in dem plötzlich rotglühenden Gesicht, warf sie sich mit einem Aufschrei an meine Brust und drückte mich mit den Armen fest an sich. — „Hat er dir gesagt — hat er?" schluchzte sie mit halberstickter Stimme. — „O, dann ist alles gut. Liebste, liebste Mutter — ich liebe ihn ja, ihn, nur ihn! Und ich zweifelte noch immer ... Nein, ich zweifelte nicht, aber nun ist alles gut."

Mein Herz überlief es eiskalt. Nun wußte ich, daß ich nicht ohne Grund gefürchtet hatte und doch stockblind gewesen war.

* * *

Was nun thun — was thun?

Mit Dora ist gar nicht vernünftig zu sprechen. Sie behauptet allen Ernstes, daß zwischen ihr und diesem Erich von Oberhausen ein seelischer Rapport bestehe, der ganz ohne ihren Willen funktioniere. Der Wirkung sei sie sich sofort bewußt geworden, nachdem sie diesem Manne in die Augen gesehen und Worte mit ihm gewechselt. Das Gefühl, das er ihr eingeflößt, sei mit keinem anderen zu vergleichen: sie müsse es Liebe nennen. Sie stehe unter einem Zwange, dem sie sich nicht entziehen wolle und könne. Dieser Mann sei ihr außer jedem Vergleich mit einem anderen. Deshalb habe sie über ihn geschwiegen; sie hätte ja doch nichts mitteilen können, was sein eigentliches Wesen anging, und würde sie's versucht haben, so hätte sie sich vor der Zeit verraten müssen. Nur die eine Frage habe ihr Wichtigkeit gehabt, ob dieses Gefühl ein gegenseitiges sei, ob er sich zu ihm bekennen werde. Jetzt stehe die Antwort nicht mehr aus. Was man von ihm erzählt oder über ihn urteilt, könne sie gar nicht berühren. Für sie lebe er erst von dem Augenblick ab, da sich ihre Herzen gefunden. Alles, was in der Vergangenheit liege, betreffe einen Fremden, der von ihr nichts wußte und von dem sie nichts wußte. Wie könne es nun in dem etwas ändern, was ein gegenwärtig Mächtiges sei? Und was dürfe ihr die Meinung eines anderen bedeuten, der ihn doch nicht mit ihren Augen zu sehen vermöge. Sie glaube an seine Liebe, und dieser Glaube mache sie selig.

Welche Überspanntheit, welche Sophistik! Ich erkenne mein Kind gar nicht wieder. Da ist im stillen etwas riesengroß aufge-

wachsen wie hinter einer mir unsichtbaren Gardine, und plötzlich enthüllt sich's als ein Fertiges, das seinen Platz einnimmt und keiner Beschwörung weicht.

Aber ich bin die Mutter. Ich bin verantwortlich für mein Kind. Ich habe meine ganze mütterliche Autorität einzusetzen, um übereilte Entschlüsse zu verhüten. Ich darf nicht zulassen, daß meine Tochter, der die ganze Welt offen steht, einen sittenlosen Menschen, Schuldenmacher und Spieler heiratet, dem sie vielleicht nur als reiche Erbin etwas ist. Durch keine Bitten und Thränen darf ich mich bewegen lassen, den Sprung ins Dunkle zu gestatten. Dora ist hypnotisiert. Ich muß mir über diesen Menschen Gewißheit verschaffen, der sie so unheimlich beeinflußt. Und wenn ich ihrem Herzen eine Wunde schlagen müßte, die im Augenblick sehr schmerzlich ist, besser ein kurzes Leid als eine lange Reue.

Ach, meine Nerven, meine Nerven! Ich prüfe mich so ernstlich, als ein Mensch dies vermag, ob irgend ein unlauterer Gedanke bestimmend mitwirkt, ein selbstsüchtiges Verlangen mich beengt und mein Mißtrauen schürt. Nein, es ist wirklich nichts derart — Hand aufs Herz, nichts. Ich will Dora so hingeben, aber ich will wissen, daß der, dem ich sie lasse, ihrer wert ist.

Wie erfahre ich völlig glaubwürdig, was mich jetzt so nahe angeht? Ich darf ihn so wenig wie mich bloßstellen. Die Nacht wird schlaflos sein.

* *
*

Ich habe mir Gewißheit verschafft.

Sein früherer Oberst ist als General an den Rhein versetzt. Suchte ich ihn auf, so brauchte niemand hier und in Berlin davon etwas zu wissen, Herr von Oberhausen selbst nicht. Ich durfte erwarten, daß der General, den kein engeres kameradschaftliches Verhältnis mehr band, sich offen gegen die Frau aussprechen werde, die um ihr Liebstes zagte — wenigstens so offen, daß ich beurteilen könnte, ob noch etwas nicht Mitteilbares zurückblieb.

Und so geschah es. Ich fand einen Mann, der sofort volles Verständnis für meine peinliche Lage zeigte und nicht zögerte, mir die erbetene wahrheitsgetreue Auskunft zu geben. Er müsse sich allerdings auf das beschränken, sagte er, wovon er persönlich Kenntnis erhalten habe und was er bezeugen könne. Der Leutnant von Oberhausen sei ein sehr tüchtiger und pflichttreuer Offizier, der in dieser Hinsicht seinem Vorgesetzten nie Anlaß zu einer Rüge gegeben habe, dabei zugleich ein über das gewöhnliche Maß gut vorgebildeter Mann, der vor seinem Eintritt ins Militär das Abiturientenexamen auf einem Gymnasium mit Auszeichnung bestanden habe, und er halte ihn auch nicht nur für einen untadeligen Kavalier, sondern für einen ehrenwerten Menschen. Aber er sei aufgewachsen in einem Hause, das eine oberste Stelle einnahm, und in einer Familie, die sich zu den ersten des Landes rechnete, und ins Leben entlassen mit großen Ansprüchen und verhältnismäßig geringen Mitteln, sie befriedigen zu können. So habe er denn freilich weit über seine Verhältnisse gelebt, die elegantesten Quartiere bewohnt, die teuersten Pferde gekauft, unsinnige Wetten entriert, kein Spiel verweigert, die kostbarsten Geschenke an Schauspielerinnen und Kunstreiterinnen verschwendet und sich schließlich, um seine Schulden zu decken, mit Geldleuten von sehr zweifelhaftem Ruf eingelassen. Hier sei ihm allerdings der Vorwurf sträflichen Leichtsinns nicht zu ersparen. Denn man möge seine Neigung zur Verschwendung entschuldigen und auch willig zugeben, daß sich seine Ausschweifungen durchaus in den Grenzen hielten, die in seinem Gesellschaftskreise für erlaubt gelten; kaum zu verantworten sei es doch, daß er seine Lebensweise fortsetzte, als sie ihn nötigte, sich in die Gewalt von Gurgelabschneidern zu geben und seine Wechsel mit Ehrenscheinen auszulösen. Er habe seinem Vater schweren Kummer verursacht und die Familie vielleicht finanziell ruiniert. So sei aber seine Offiziersehre unangetastet geblieben, seine Versetzung in ein anderes Regiment nur aus Wohlwollen für ihn und seinen Vater erfolgt, um ihm den Rückzug aus ungesunden Verbindungen zu erleichtern. — „Übrigens, meine gnädige Frau," schloß er, „ist Baron von Oberhausen ein sehr merkwürdiger Mensch. Ich glaube, daß ihm dieses ganze Treiben gar keinen Spaß gemacht hat und ein gutes Buch, hinter dem er abends zu Hause bei der

Lampe sitzen kann, viel mehr wert ist als ein Spiel Karten, das er als Bankier abzieht. Er hat die luxuriösesten Diners gegeben und sich dabei selbst mit einem Teller Bouillon und einem Glase Mosel begnügt. Er hat, abgleich er ein vorzüglicher Reiter ist, seine Rennpferde gewöhnlich von den Kameraden reiten lassen und seine Damenbekanntschaften mit souveräner Laune gewechselt. Er war ein sehr großer Herr, dem leider nur die Berechtigung fehlte, nach dem Gelde nicht fragen zu dürfen. Ich freue mich, daß er jetzt auf dem richtigen Wege zu sein scheint, sich eine haltbare Position zu schaffen. Der Entschluß, um die Hand eines bürgerlichen Fräuleins anzuhalten, wird dem Aristokraten nicht leicht geworden sein. Da die Heirat ihn, wie ich annehmen darf, unabhängig stellen wird, kann ich nur dazu gratulieren."

Die Auffassung des Generals frappierte mich. Offenbar war er sehr zufrieden mit sich, mir ebenso ehrlich die Thatsachen, die den jungen Mann belasten konnten, mitgeteilt als seine trotz allem sehr vorteilhafte Meinung über ihn gesagt zu haben. Es war ja für Herrn von Oberhausen das verständigste, Geld zu heiraten, viel Geld, um seine chevalereske Lebensweise, so wenig Spaß sie ihm auch im Grunde machte, fortsetzen zu können, ohne sich ferner um unbeglichene Wechsel und uneingelöste Ehrenscheine Sorgen machen zu dürfen. Dazu war das bürgerliche Fräulein gut. Es verfügte wahrscheinlich über die Millionen, aus denen sich mit vollen Händen und geschlossenen Augen schöpfen ließ.

Aber würde das Deficit von Zehntausenden nicht bald eins von Hunderttausenden werden? Das wäre nach das Wenigste. Zeigt sich da nicht ein moralisches Deficit, das noch viel schneller anwachsen muß? Wäre nur Leichtsinn die Triebfeder —! Hier scheint eine fixe Idee im Spiel, die ihn bis zur völligen Gewissenlosigkeit beherrscht. Und einem so unzuverlässigen Menschen ein so junges, von blinder Leidenschaft ergriffenes, urteilslos schwärmendes Geschöpf — mein einziges Kind anvertrauen? Es wäre ein Verbrechen. Nein, ich muß standhaft bleiben.

* * *

Es waren entsetzlich schwere Stunden.

Alles, was ich Dora sagte, schien von ihrem Ohr abzugleiten; meine Worte wurden vielleicht nicht einmal gehört, gewiß nicht aufgefaßt. Nur was sie vorbrachte, war wieder mir nicht faßbar, kam mir wie aus einer anderen Welt. Wir sprachen verschiedene Sprachen, die wir gegenseitig nicht verstanden. Wie konnten wir einander überzeugen.

Dora schmeichelte, bat, weinte. Da ich fest blieb, benahm sie sich ganz unsinnig, recht wie ein ungezogenes Kind, wenn nicht wie eine Gestörte. Zum Erschrecken sah sie aus mit diesem Zornausdruck auf dem lieblichen Gesicht. Die leidenschaftliche Natur des Vaters brach plötzlich vor und raubte ihr alle Vernunft. Sie warf mir Lieblosigkeit, Grausamkeit, Geiz vor, beschuldigte mich, ihr Unglück zu wollen. Sie wußte gar nicht mehr, was sie sagte und that, zitterte am ganzen Leibe. Meine zärtlichen Bemühungen, sie zu beruhigen, verstärkten nur ihren Unwillen.

Zum erstenmal im Leben stieß sie auf einen ernstlichen Widerstand, sollte sie sich besserer Einsicht beugen, wo ein herzliches Begehren sich durchsetzen wollte. Der Kampf war hart, und sie gab sich nicht besiegt.

Aber ich blieb fest.

Und nun werde ich dem Herrn Leutnant schreiben, daß ... Ja, was werde ich ihm schreiben? Nicht die Wahrheit, aber auch nicht die Unwahrheit. Doras Meinung muß ganz unberührt bleiben. Nur die Mutter hat zu sprechen.

* * *

Dora ist krank. Kein Wunder nach dieser furchtbaren Aufregung. Ich selbst fühle mich recht elend. Dem geliebten Menschen einen Wunsch versagen müssen, heißt selbst einen schweren Verlust erleiden.

Sie will allein sein. Als ich doch zu ihr ging, sah ich seinen Brief in ihrer Hand. Sie schloß die Augen und gab keine Antworten. Speise und Trank weist sie zurück. Es wird einige Tage dauern, bis sie wieder meine alte, liebe Dora geworden ist.

* * *

Heute erhielt ich ein Schreiben von Herrn von Oberhausen. Es enthält nichts als die Anzeige eines Besuchs und die dringende Bitte, ihn empfangen zu wollen.

Im ersten Augenblick glaubte ich, sofort erwidern zu müssen, daß ich bedaure, mir von einer Aussprache keinen Erfolg versprechen zu können. Dann bedachte ich doch, daß er sich, nachdem er einmal diesen Schritt gethan, schwerlich beruhigen werde, und daß ich es Dora schuldig sei, ihn zu hören, so nutzlos dies auch wäre.

Ich ließ deshalb die Frist zur Absage verstreichen.

* * *

Herr von Oberhausen ist bei mir gewesen. Er zeigte in seinem ganzen Benehmen eine Ruhe und Sicherheit, die mir beweisen mußten, daß er sich völlig zu beherrschen verstand. Aber sein Gesicht war noch bleicher als gewöhnlich, und in seinen Augen zuckte ein mühsam verhaltenes Feuer.

Wir setzten uns einander gegenüber.

„Ich habe geglaubt, aus Ihrem gütigen Schreiben entnehmen zu müssen, gnädige Frau," begann er, „daß Fräulein Dora sich überhaupt noch nicht geäußert hat, oder daß Sie Grund zu haben meinten, mir ihre Erklärung vorzuenthalten. Ich bin von der Mutter abgewiesen, und ich hoffe hinzufügen zu können: nur von der Mutter. Darf ich erfahren, ob ich darin irrte?"

Was ich erwiderte, konnte nur den Zweck haben, von der Frage abzuleiten, die ich nicht zu beantworten vermochte, ohne ihm etwas Unrichtiges zu sagen oder die Gewißheit zu geben, daß Dora nicht auf meiner Seite stand. Da der Vater nicht mehr am Leben, sei es in solchem Falle das Recht und die Pflicht der Mutter, meinte ich, selbstständig zu prüfen und zu entscheiden.

Er hatte mich auch so verstanden und verneigte sich lächelnd. „Ich will mich dann also bescheiden," entgegnete er, „im ungewissen bleiben zu müssen, wie Ihr Fräulein Tochter über mich denkt, und lediglich mit der Mutter eine Auseinandersetzung bezüglich der Gründe versuchen, die bei dieser selbständigen Prüfung und Entscheidung maßgebend gewesen sein können. Ich weiß, daß ich auch hier keinen Anspruch auf offene Darlegung habe, aber ich würde für jedes erklärende Wort sehr dankbar sein und glaube von dem Billigkeitsgefühl der gnädigen Frau erwarten zu können, daß mir wenigstens die Möglichkeit nicht versagt wird, meine Sache führen zu dürfen. — Ich muß annehmen, gnädige Frau," fuhr er fort, da ich schwieg, „daß Sie über mich Erkundigungen eingezogen haben, die nicht zu meinen Gunsten ausgefallen sind. Es versteht sich von selbst, daß ich nicht frage, an wen Sie sich gewandt haben, aber ich darf vielleicht erfahren, was man mir Schuld giebt."

Es war mir lieb, ihn darüber beruhigen zu können, daß meine Achtung vor dem Offizier unvermindert sei. Im übrigen werde mir's nicht einfallen, nach thatsächlichen Mitteilungen anderer Personen, deren Urteil, wenn sie es abgegeben hätten, mir nicht maßgebend sein könne, über seinen Charakter absprechen zu wollen. Welche Umstände aber mir, der Mutter, wichtig genug sein könnten, eine Verbindung meiner Tochter mit ihm wünschenswert zu finden, lasse die allgemeine Schätzung unberührt.

Er überlegte eine Weile, vor sich hinblickend. Dann plötzlich hob er den Kopf und sagte: „Ich darf nicht erst von Ihnen hören, meine gnädige Frau, was Sie über mich erfahren haben mögen. Es lag mir stets fern, aus meiner Lebensweise ein Geheimnis zu machen. Was ich that, that ich so offen, daß niemand, der mich zu beobachten Neigung hatte, fehlgehen konnte. Es ist wahr, ich lebte über meine Mittel, aber es war eigentlich eine Unbill des Geschicks zu nennen, daß es mich mit Ansprüchen ans Leben, die mir angeboren und anerzogen waren, so kümmerlich stellte. Es war der Wunsch meines Vaters und noch mehr vielleicht der meiner Mutter, daß ich Offizier wurde. Das Regiment wählte ich mir nicht selbst; es waren da Rücksichten auf die Familie und auf Verbindungen maßgebend, die mir nützlich werden konnten, und ich leugne auch nicht, daß ich den Wunsch hatte, obenan gestellt zu sein und in die vornehmste Umgebung zu kommen. Ich leugne ebensowenig, daß ein gewisser Ehrgeiz in meiner Natur liegt, gegen keinen zurückzustehen und wo möglich überall eine erste Stelle oder unter den Ersten einzunehmen. Nun kann man

aber als junger Offizier in einem Reiterregiment ein solches Ziel nur erreichen, wenn man die Passionen der begüterten Kameraden teilt und sie darin zu überbieten sucht, ganz gleichgültig, wie weit man sich dabei innerlich beteiligt. Dieses freiherrliche Leben fordert einen Aufwand, der schließlich, wenn der Zustrom von Hause ausbleibt, doch nur durch Spiel und Wette gedeckt werden kann. Ich spielte im ganzen nicht glücklich und gewann selten durch Wetten zurück, was ich verloren hatte. Dabei schämte ich mich eigentlich jeden Gewinnes und suchte ihn so bald als möglich wieder loszuwerden. Auf eine noble Weise natürlich! Ich verschwendete anscheinend ganz unsinnig und war in der Auswahl der Personen, die ich beglückte, nicht wählerisch."

„Warum sagen Sie mir das alles, Herr Baron?" fragte ich in großer Verlegenheit.

„Um mich der gnädigen Frau bekannt zu machen," antwortete er. „Es ist gewiß klug, sich nach der Decke zu strecken und überall gute Ordnung zu halten, aber man kann sehr unklug handeln, ohne sich gegen sein besseres Teil zu versündigen — man kann unklug handeln müssen, um überhaupt nach den Bedingungen seiner Natur leben zu können. Und es giebt ja so ein leichtes Refugium aus allen unentwirrbaren Wirrnissen des Lebens, mit dem die Philosophie des Leichtsinnes völlig rechnet.

„Nur —" fuhr er fort, als ich schwieg, „daß dann noch immer nicht der entscheidende Moment gekommen zu sein scheint, ein letzter Ausweg sich findet, der zwar mit spitzen Nägeln gepflastert ist, aber doch betreten wird, weil man den Kopf mehr schont als die Füße. Als ich mich an meinen Vater wendete, hatte ich das drückende Gefühl, mir nicht Wort gehalten zu haben. Aber ich wußte, daß er mich liebte und eher zu jedem erschwinglichen Opfer bereit sein als mich zu einem verzweifelten Schritt treiben würde. Ich täuschte mich darin nicht! Er gab das Vermögen meiner Mutter her und forderte mir kein unhaltbares Versprechen ab, mein Leben ändern zu wollen. Ich machte freilich ohnedies den Versuch. Er mißglückte vollständig, weil er mißglücken mußte. Ich blieb ja genau in denselben Verhältnissen, konnte meine Bedürfnisse nicht einschränken, ohne meine ganze Lebenshaltung unter das geltende Maß herabzusetzen. Ich stand noch einmal am Rand des Abgrundes und sprang noch einmal nicht hinein, sondern ergriff meines Vaters Hand. Sie können sich vorstellen, mit welchen Gefühlen. Ich sagte ihm, daß ich ihm einen großen Schmerz nicht ersparen könne, wenn er nicht zu helfen vermöge. Er begriff das und that, was seinem Stolz gewiß eine schwere Wunde schlug: die Familie wurde in Anspruch genommen. Dann aber sprach er mit mir, sich jedes Vorwurfs enthaltend, ein sehr ernstes Wort. ‚Mein lieber Sohn,' sagte er, ‚sei überzeugt, daß dies das letzte war, was ich für dich thun konnte, unbedingt das letzte. Wende dich deshalb nicht nochmals an mich mit einer Bitte — ich müßte sie, was auch die Folge wäre, unerfüllt lassen.'"

Er blickte finster vor sich hin. „Ich war überzeugt," nahm er wieder das Wort, „aber diese Überzeugung, nun unter allen Umständen auf mich allein angewiesen zu sein, legte mir nur die Verpflichtung näher, mich mit dem Gedanken des unfreiwilligen Scheidens ernstlich vertraut machen zu müssen. Bestimmend auf mein Verhalten in der Gesellschaft, in der ich mich nun einmal befand, konnte und durfte sie nicht sein. Ich lebte, solange ich lebte. Vielleicht wollte mir nun das Glück wohl. Aber nur wenn ich es, ich möchte sagen, im großen Stil herausforderte und an mich fesselte, konnte der Ausfall gedeckt werden, den ich schon zu beklagen hatte. Mein geheimster, quälendster und doch wieder befriedigendster Gedanke war, daß ich alle Kraft anzuspannen hätte, meiner Mutter das geopferte Vermögen, meiner Familie die abgezwungenen Spenden zurückzuerstatten. Alle Kraft anspannen, hieß natürlich nur, zu jedem Erfolg versprechenden Wagnis bereit sein."

Er zog die Schultern auf und seufzte kurz. „Ich häufte neue Schulden an und mußte meine Gläubiger in tieferen Regionen suchen. Und doch konnte ich mich noch immer nicht dazu entschließen, rasch ein Ende zu machen. Es kam mir wie ein Betrug vor, und der Kredit meines alten Namens, meines Standes hatte sich auch noch immer nicht ganz erschöpft. Freilich verzweifelte ich daran, mir durch das Spiel zu helfen; ich setzte

meine alte Lebensweise nur noch fort, um nicht Verdacht zu erregen. Aber dann stand auch fest, daß ich in einer bestimmten knappen Zeit völlig abgewirtschaftet haben mußte."

Seine Aufrichtigkeit verursachte mir Beklemmungen. Warum mir das alles, die er doch wohl für sich einnehmen wollte? Er mochte auf meinem Gesicht gelesen haben, denn das nervöse Zucken auf seiner Stirn wurde stärker, und er sagte wie entschuldigend:

„Es wird mir sehr schwer, gnädige Frau, Ihnen diese häßlichen Geständnisse zu machen, aber ich kam her mit dem festen Vorsatz, Ihnen über mich volle Wahrheit zu geben. Leider wird Ihnen das, was folgen soll, noch häßlicher erscheinen müssen. Ich bitte aber, hören Sie mich gütigst auch weiter an. Es gab für mich ein Mittel, alle meine Verlegenheiten mit einem Schlage zu enden, meine Verbindlichkeiten, auch die moralischen gegen die Familie, abzustoßen und auf großem Fuße weiterleben zu können. Ein Freiherr von Oberhausen und Offizier darf, wenn er sich verkauft, seinen Preis stellen. Eine reiche Heirat —"

Ich verlor so sehr alle Gewalt über mich, daß ich einen leisen Schrei der Entrüstung ausstieß.

„Nicht wahr?" sagte er, „eine häßliche Spekulation auf die Eitelkeit und den Leichtsinn der Millionärstöchter, ganz unwürdig eines freien Mannes. Aber ich war kein freier Mann mehr außer in einem, was jede weitere Sorge um mein Wohl abgeschnitten hätte. Ich setzte meinen Gläubigern eine Frist und bat um meine Versetzung in ein anderes Regiment. In dem, was ich vorhatte, mochte ich von den Kameraden nicht beobachtet und nicht kritisiert sein; zur vollendeten Thatsache, das wußte ich, würden sie sich stellen. Aussehen, Alter, Stand, Religion meiner künftigen Frau — alles gleichgültig; nur reich mußte sie sein, sehr reich."

Es war nicht mein Wunsch, ihm weiter Gelegenheit zu cynischer Offenheit zu geben. Ich machte Anstalt, mich zu erheben, und deutete damit an, daß ich genug gehört zu haben meinte, um über ihn ein Urteil zu haben. Er beugte sich rasch vor und streckte die Fingerspitzen gegen mich aus, als ob er meinen Arm berühren wollte.

„Ich bitte Sie inständigst, gnädige Frau," sagte er, „schenken Sie mir noch einen Augenblick. Ich bin mir der abstoßenden Wirkung meiner Bekenntnisse durchaus bewußt, aber ich darf Ihnen nichts vorenthalten. Sie werden nun die Wahl des weiblichen Umgangs, den ich hier kultivierte, verständlich finden. Ich litt schwer."

„Herr Baron," rief ich, „fühlen Sie denn nicht, daß Sie mich, die Mutter der jungen Dame, um deren Hand Sie angehalten haben, und diese selbst aufs kränkendste beleidigen, indem Sie die frivolen Motive —"

Er ließ mich nicht aussprechen. „Um Himmels willen," fiel er ein, „ersparen Sie mir die allertraurigste Notwendigkeit, mich gegen einen solchen Vorwurf verteidigen zu müssen. Nein! nein! nun geschah ein Wunder, ein Wunder über alle Wunder. Man sprach von Ihrem Fräulein Tochter als von einer sehr reichen Erbin; sie gehörte daher — ich möchte auch diese frivole Bezeichnung nicht unterdrücken — auf meine Liste. Da sah ich Fräulein Dora, und in demselben Augenblick wußte ich, daß ich für sie etwas fühlte wie noch für kein weibliches Wesen vorher: daß ich sie lieben werde. In demselben Augenblick fiel auch von mir alles ab, was meinen inneren Menschen verunstaltet hatte. Ich war nicht mehr der Offizier, der sich mit untilgbaren Schulden beladen und Wucherern seine Ehre verpfändet hatte, nicht mehr der Freiherr von Oberhausen, der seinen Namen verhandelte — ich wußte mich wieder rein und frei durch das Wunder der Liebe. Fortan leitete mich nur noch der eine Gedanke, dieser Liebe immer gewisser zu werden und sie auch in dem anderen Teil zu erwecken. Es bedünkte mich ein reiner Zufall, daß dieses schöne und herrliche Mädchen eine reiche Erbin war; diese Eigenschaft, ich schwöre es, kam mir gar nicht mehr in den Sinn. Dora wurde mir der Inbegriff aller Vollkommenheiten, alles Ersehnbaren, aller heiligsten Herzenswünsche. Und wenn Dora das ärmste Geschöpf auf Gottes Erdboden wäre, ich würde sie lieben und um ihre Liebe werben müssen, sollte ich auch mich und sie zu Grunde richten. Auch sie! ich hätte keinen Willen, mich dem Zwange einer Vereinigung zu entziehen, die für uns beide tödlich würde. Ich bitte Sie, gnädige

Frau, glauben Sie, daß ich auch in diesem Bekenntnis ehrlich bin. Ich sage aber noch eins: wie ich von meiner Liebe felsenfest überzeugt bin, so bin ich auch felsenfest davon überzeugt, von Dora geliebt zu sein. Worauf sich diese Überzeugung gründet? Nicht auf ein Wort, nicht auf ein nennbares Merkzeichen der Neigung. Ich weiß es jetzt, es giebt ein Gefühl des Zueinandergehörens, das gar nicht täuschen kann. Sie mögen mich abweisen, aber Dora ist dabei nicht beteiligt; sie mögen das Gegenteil behaupten, ich werde den Kopf schütteln. Dora liebt mich, wie ich Dora liebe."

Er stand auf und trat zurück, ohne mir die Hand zu reichen. „Ich erwarte keine sofortige Erklärung," sagte er. „Wie dürfte ich das? Sie werden Zeit brauchen, sich nach diesen Eröffnungen in den Menschen hineinzufinden, der Sie um die Hand Ihrer Tochter bittet — ich möchte sagen: ihm gerecht zu werden. Ich flehe Sie nur an, im eigensten Interesse zu bedenken, daß Sie, wenn Sie mir auch nicht die mindeste Rücksicht schulden, um so mehr Ihrem Kinde verpflichtet sind. Das flehe ich Sie an zu bedenken. Wir wollen beide Doras Glück."

„Und wann läuft die Frist ab, die Sie Ihren Gläubigern gesetzt haben?" fragte ich, vielleicht nicht ohne spitze Betonung.

Er biß so heftig auf die Lippe, daß ein Tropfen Blut vorsprang. „O — das ist grausam, gnädige Frau," murmelte er.

Ich hätte es lieber nicht gesagt. Nun durfte ich ihm auch die Begründung nicht ersparen, daß ich ihn nicht zu versäumen wünschte, wenn ich ihm keine Hoffnung geben könnte.

„Sie sollten wissen, daß ich dann nichts mehr zu versäumen habe," entgegnete er traurig. „Auf das letzte, was mir bleibt, bin ich vorbereitet."

Er ging und ließ mich in der unglückseligsten Stimmung zurück.

* *
*

Die Unterredung mit dem Herrn Leutnant habe ich so genau und nach Möglichkeit wörtlich aufgeschrieben, weil ich fürchte, daß dieser Zwischenfall noch lange nicht beendet ist, und es mir von Bedeutung sein kann, auf seine Äußerungen, wie sie mir bald nach seiner Entfernung noch treu im Gedächtnis waren, zurückzugreifen. Für mich selbst ist diese Aufschrift eine Kontrolle. Unsere Erinnerung giebt nur zu gern den Eindrücken nach, die mit den Ereignissen des Tages wechseln. Man macht die Erfahrung bei jeder kleinen Erzählung über ein Erlebnis, die man von derselben Person zu verschiedenen Zeiten wiederholt vortragen hört.

Hat sich denn nun etwas verändert? Verändert in dem, was von außen kommt, aber in meiner Auffassung? Ich glaube, nein. Und jedenfalls eher zu seinen Ungunsten als zu seinem Vorteil. Er bestätigte, was ich schon wußte. Und was bringt er zu seiner Entschuldigung vor? Wenn er überhaupt etwas zu seiner Entschuldigung vorbringt, nicht viel mehr zu seiner Rechtfertigung. Wie ich bin, bin ich, und so mußte ich meiner Natur gemäß handeln — und so werde ich immer meiner Natur gemäß handeln müssen, bis ein Pistolenschuß diesem höchst überflüssigen Dasein ein Ende macht. Es war nicht jugendlicher Leichtsinn, der einmal über die Stränge schlägt und dann zur Vernunft kommt. Wie gut er sich kennt, wie richtig er sich beurteilt! Das wußte ich noch nicht, daß sein Vater zweimal für ihn eingetreten ist. Warum ließ er sich auch das zweite Mal herausziehen, da er doch voraussah, sofort wieder versinken zu müssen? Und nun dieses letzte Rettungsmittel… Es ist eine empörende Dreistigkeit, sich so einer Frau darzustellen, die für ihr Kind bangt.

Seine Offenheit und Ehrlichkeit —! Da ist doch meiner Kenntnis seines Charakters etwas zugewachsen, was für ihn spricht. Aber er konnte glauben, daß ich alles wüßte. Dann wär's Thorheit, etwas verbergen zu wollen. Und über seine unwürdigen Liebschaften äußerte er sich nicht einmal. Nur über die letzten — nicht einmal Liebschaften, bei denen doch wenigstens die Sinne beteiligt sind — recht frivolen Vogelstellereien. Und wozu das?

Um die Schlußscene der Komödie wirksamer zu gestalten. Dora, die reiche Erbin — ein Wunder begiebt sich: Dora liebt er! Ich möchte laut auflachen, wenn mir nicht die Thränen heiß über die Wangen liefen. Dora liebt er. So schön sie ist und so un-

angerührt und so reizend ... Ein Wunder begiebt sich. Sie ist freilich eine Bürgerliche von Geburt. Ah — ah — ah! Das darf er uns bieten.

Nein, in meiner Gesinnung hat sich nichts geändert. Eher ist mein Entschluß, im Notfall selbst durch gewaltsamen Eingriff schweres Unheil von meinem Kinde abzuwenden, bestärkt.

* *
*

Noch einmal habe ich mit Dora mütterlich gesprochen. Sie würde mir's nie verziehen haben, wenn ich ihr von diesem zweiten Besuch des Freiherrn nichts gesagt hätte. Wie eine Unterschlagung wäre ihr dies erschienen. Und was hätte es auch für einen Zweck gehabt? Hier muß der volle Sonnenschein des Tages in alle Fenster hineinleuchten, damit sich in keinem Winkel etwas verstecken und heimlich einspinnen kann. Nur nicht den Argwohn aufkommen lassen, daß nicht die ganze Wahrheit gesagt werde, daß geschont werden solle. Aufrichtigkeit mag weh thun, aber sie heilt auch.

Nicht auf der Stelle freilich, das weiß ich nun schon.

Wäre Dora nur für vernünftigen Zuspruch empfänglicher! Sie hat mich bis auf jedes Wort, das gesprochen worden, ausgehalt. Und dann war's doch, als ob alles, alles vergessen sei und nur das eine im Gedächtnis geblieben: er liebt mich. Ganze Feuergarben schaffen ihr fortwährend ins Gesicht bis hoch in die Stirn hinauf, die Lippen wurden ihr trocken von dem heißen Atem, in den Augen flackerte es wie Fackelschein. — Warum soll das nur nicht wahr sein? fragte sie. Wo liegt irgend ein Grund anzunehmen, daß er mich betrügt? Und wie soll er denn das anfangen? Ich lese ja doch in seinen Augen alles, was in seinem Herzen vorgeht, und hinter der Stirn seine Gedanken. Wenn er wollte, er kann nichts vor mir verbergen. Ihr kalten Verstandesmenschen (ich ein kalter Verstandesmensch — ach!) verlangt immer Beweise, die sich zusammenreihen lassen wie Zahlen. Aber es giebt grundlose Dinge, die aus nichts geworden sind und jeder Erklärung spotten. Die Sprache hat für sie gar keinen Ausdruck, sie schwimmen in einem Meer von Empfindungen und lösen sich, wenn man sie berühren will, in Empfindungen auf. Warum soll es keine Wunder geben? In unserer Seele ist ja doch alles Wunder. Versuche da nur den kleinsten Vorgang mit dem Verstande zu begreifen — alle Klugheit versagt. Und nun dieses Große, ganz Große, Weltenweite —! Sich in Gläubigkeit beugen, ist alles.

An der Wirklichkeit gemessen fehlt dieser Schwärmerei nicht das Lächerliche. Aber für das thörichte Mädchen giebt's da gar keine Wirklichkeit, nur eine phantastische Vorstellung, die über sich nicht hinweg kann. Meine beweglichsten Worte fallen zurück wie von einer spiegelglatten undurchdringlichen Stahlwand. Ich gebe es auf, sie zu überzeugen.

Als ich ihr ebenso ruhig als bestimmt erklärte, daß es bei der Abweisung bewenden müsse, brach wieder die Leidenschaftlichkeit mit entsprechender Heftigkeit vor. Sie kam völlig außer sich, überhäufte mich mit Vorwürfen, daß ich ihr Unglück wolle; sie sagte sich von mir ganz los, sie trotzte, daß sie sich an kein Verbot kehren und thun werde, wozu das Herz sie zwinge, sie schluchzte und schwur, daß sie nie einen anderen heiraten werde, sie verstieg sich zu der unsinnigen Drohung, daß sie Gift nehmen wolle. Es war alles so kindisch, daß ich mich zwingen mußte, ernst zu bleiben. Und doch fühlte ich einen stechenden Schmerz in der Brust, als würde von spitzen Nadeln eine Wunde aufgerissen, die nie mehr vernarben sollte. Was gäbe ich jetzt nicht für ein glückliches Lachen des geliebten Kindes!

Ich hätte es in der Macht, mir's zu schaffen. Ich dürfte nur einwilligen ... Und für diesen Sonnenblick ungezählte Kummertage und Kummernächte!

Fest! fest!

(Fortsetzung folgt.)



Detlev von Liliencron und Gustav Falke.

Zwei deutsche Lyriker der Gegenwart.

Von

Friedrich Düsel.

Als die deutsche Dichtung zu Anfang der achtziger Jahre sich ihres Gegensatzes zu den poetischen Überlieferungen bewußt ward und mit dem selbstgewählten Zusatz „modern“ ihre künstlerische Weltauffassung und -erkenntnis möglichst scharf und schroff von der der alten Kunst abzugrenzen suchte, lebte sie eine Zeitlang, wie noch alle ungebärdigen Sturm- und Drangzeiten vor ihr, des naiven Glaubens, etwas völlig Neues und Ursprüngliches herauszuführen, das sich mit keiner früheren Erscheinung vergleichen ließe. Und doch saß auch sie an den Quellen der Vergangenheit, aus denen sie mit vollen Händen schöpfte, und das Besondere, das sie als ihr unterscheidendes Merkmal in Anspruch nahm, war nicht sowohl ein neues Element als vielmehr eine neue Zusammenfügung von Elementen, die einzeln oder andersartig verbunden bereits durch ganze Ketten von Geschlechtern gewandert waren. Die jungen Stürmer und Dränger erkannten ihren Irrtum auch dann noch nicht, als sich die schrankenlose Verschiedenartigkeit der Charaktere, Gemüter und Begabungen bereits in Zwistigkeiten entlud, die mit dem Begriff der ungemischten Einheitlichkeit nur schlecht zu vereinigen waren, und als sie an sich selber erleben mußten, daß der eine dem anderen Abhängigkeit von älteren Entwickelungsstadien unserer Litteratur vorwarf, die ein für allemal überwunden sein sollten.

Auch bei der Wahl des Führers der jungen Bewegung blieb man hinter dem Ideal von der Geschlossenheit moderner Bestrebungen zurück. Es war nicht mehr als natürlich, daß die „leiterinne“ des jungen Dichtergeschlechtes aus den Gefilden der Lyrik berufen wurde, die sich, nach den vorbereitenden „Kritischen Waffengängen“ der Brüder Hart, zuerst zum Fähnlein „Moderner Dichtercharaktere“ zusammenfand und den ersten produktiven Ansturm wider die erkorenen Lieblinge des alten Geschmackes wagte. Wer aber unter den „modernen“ Lyrikern zum Bannerträger dieser Triarier der neuen Kunst erkoren werden sollte, konnte kaum einer Erwägung unterliegen: niemand anders als Detlev von Liliencron, der Dichter der „Adjutantenritte“ (1883). In ihm glaubte man den Kreis von Empfindungen, von denen sich der Mensch der Gegenwart zunächst bewegt fühlte, am vollkommensten und reinsten ausgefüllt zu sehen; er erschien den Jünglingen, von denen weitaus die meisten den Dreißig erst noch entgegenharrten, mit seinen gerade vollendeten vierzig Jahren wie eine prophetisch vorweggenommene Verwirklichung ihrer Forderungen und Sehnsüchte, die nun gleichsam auf einen Schlag in Fleisch und Blut vor ihnen herwandelten.

Und doch war in Liliencron nur ein Teil, freilich der ausschlaggebende der modernen Bestrebungen erfüllt. Wie kein anderer neben ihm besaß er frischen Gegenwartssinn, unbelastet von dem Schulsack staubiger Vergangenheitsweisheit; in ihm blühte die sinnliche Freude am Lebendigen, die naive Lust

am Wirklichen und Greifbaren; in ihm webte, ganz unbewußt und ungewollt, die unverfälschte *deutsche* Kunstauffassung und Kunstübung, von der, das fühlten alle, die neu erstrebte Dichtung doch erst ihre rechte Weihe empfangen konnte. Man sah nur diese hervorstechendsten Eigenschaften und fragte nicht lange, mit welchen Erbstücken aus der alten Schule sie verquickt waren. Nicht einmal der freundliche Willkomm, den Storm dem Landsmann bot, machte sie stutzig, sie sahen weder die romantische Färbung, die gerade seinen besten Gedichten eigen war, noch nahmen sie Anstoß an dem fast gänzlichen Mangel einer nur einigermaßen tief und konsequent durchgearbeiteten modernen Weltanschauung. Vielmehr feierte Otto Julius Bierbaum den Dichter in einer eigenen kleinen Schrift geradezu als den „Neutöner", als den Fackelträger der neuen Kunst.



Detlev von Liliencron.

Demgegenüber beginnt man eigentlich jetzt erst, auch die überkommenen Bestandteile seines dichterischen Wesens zu erkennen und ihm demgemäß eine Stellung anzuweisen, die ihn aus dem strengen Bann der „Moderne" löst und ihm auch theoretisch die Freiheit gönnt, die er thatsächlich von jeher geübt hat: seine Hände zugleich in das Land der Vergangenheit und der Zukunft hinüberzustrecken. Im Grunde seines Wesens, so gesteht man heute mit ein wenig bittersüßer Miene ein, sei Liliencron das doch eigentlich nicht, was man im „evolutionistischen" Sinne den „modernen" oder auch nur den „neuen Menschen" nenne. Im Gegenteil, er sei noch durchaus einer vom alten Schlage,

mit viel Überlieferung im Blut und mit mancher gewollten Beschränktheit in Gesinnung und Gedanken. Nicht als „Vorläufer“, sondern als „Hinüberretter“ müsse man ihn deshalb betrachten, als Hinüberretter von Gesundheit, Sinnesfrische und kindlicher Naivetät. Und in der That, von einer französischen, russischen oder norwegischen Jüngerschaft ließ sich an Liliencron von jeher blitzwenig entdecken: er gab sich schönheitsselig und lebensfroh, schlug vor den graublassen Problemen mit ihren tüftelnden Grübeleien ein dreifaches Kreuz, und was nun gar an der vielgepriesenen Internationalität des Denkens und Empfindens Gutes sein sollte und weshalb man plötzlich alles Ding und Wesen auf die sociale Frage bezog, das wollte ihm, dem holsteinischen Baron und begeisterten Mitkämpfer dreier deutscher Kriege, vollends nie in den Sinn.

Weitaus die meisten der Modernen waren durch unsere gelehrten Schulen gegangen, und wenn sie von litterarischen Theorien und Schulmeinungen nichts wissen wollten, so geschah das nicht aus glücklicher unberührter Naivetät, sondern nach mehr oder minder ernstem Kampfe, aus dem sie nicht ohne Wunden davongekommen waren. Anders Liliencron. Sein Lebens- und Bildungsgang hatte ihm die Gefahr erspart, von den verwirrenden Einflüssen einer litterarischen Richtung oder gar Clique hingenommen zu werden; seiner Jugend war ein rein der Natur verpflichtetes Wachstum vergönnt gewesen, und sein Beruf hatte ihn von allem toten Formelkram ebenso fern gehalten wie nah und vertraut zu den ewig sich frisch gebärenden Kräften des lebendigen, thätigen Tages.

Am 3. Juni 1844 in Kiel geboren, hatte er seine Knabenjahre in einsamer Abgeschlossenheit verlebt:

Kinderland, du Zauberland,
Haus und Hof und Hecken,
Hinter blauer Wälderwand
Spielt die Welt Verstecken.

Von seinen Hauslehrern und von der Gelehrtenschule, so hat der Dichter selbst einmal seine Jugendentwicketung gekennzeichnet, brachte er wenig mit. „Nur Geschichte,“ fügt er hinzu, „hat mich bi zum heutigen Tage immer gleich mit schlagendem Herzen festgehalten. Die Mathematik, ‚die Schleifmühle des Kopfes‘, die mir auch bis zur Stunde eine mit tausend Schlüsseln verschlossene Thür ist, hat mir die schwersten Zeiten meines Daseins verursacht… Wenn ich frei war, lief ich in den Garten, ins Holz, in die Felder und überließ mich meinen Träumereien. Früh bin ich Jäger geworden. Mit Hund und Gewehr allein durch Heide, Wald und Busch zu streifen, wird immer mir ein Tag zu leben wert sein. Weidmannsheil!“

Er wollte von Kindheit an Soldat werden. Da der Schleswig-Holsteiner das in Dänemark zu jener Zeit nicht konnte, ging er nach Preußen. Während seiner aktiven Soldatenzeit hatte er das Glück, viel hin und her geworfen zu werden. Er stand nacheinander in sieben Provinzen und in siebzehn Garnisonen, wodurch er Land und Leute kennen lernte. In den Jahren 1864 bis 1865 war er am Schlusse der letzten Erhebung in Polen. Dann folgten der österreichische und der französische Krieg, die er beide unter Auszeichnung mitmachte, aus denen er neben mehr als einer Narbe die Stoffe zu seinen schönsten und eindrucksvollsten Gedichten heimbrachte. „O du Leutnantszeit!“ ruft er in Erinnerung an diese Jahre aus, „mit deiner fröhlichen Frische, mit deiner Schneidigkeit, mit den vielen herrlichen Freunden und Kameraden, mit allen deinen Rosentagen; mit deinem bis aufs schärfste herangenommenen Pflichtgefühl, mit deiner strengen Selbstzucht!“ Später bekleidete der preußische Offizier in seinem Heimatlande, das er zwanzig Jahre nur vorübergehend gesehen hatte, eine königliche Verwaltungsstelle als Hardesvogt von Pellworm. Doch währte es nicht lange, bis er seinen Abschied nahm, um hinfort in völliger Freiheit seinen dichterischen Arbeiten leben zu können. Erst als Fünfunddreißigjähriger schrieb er, durch einen Zufall veranlaßt, sein erstes Gedicht.

Wer so völlig aus sich selbst hervorgewachsen, wem dichterisches Schaffen so sehr elementarer Ausbruch seiner Persönlichkeit war, der konnte sich unmöglich auf eine einzelne bestimmte Schule oder Richtung einschwören lassen. Wie sich in seinen Novellen einmal einer seiner jungen rotbäckigen Gutsherren

über die herkömmliche Schaf- und Bockscheidung von Idealisten und Realisten lustig macht, so weiß auch er, daß wahre Dichtung die Einheit **beider** braucht. „Was Idealismus? Was Realismus?" poltert sein „Weltbummler", der er selber ist, „beides vereinigt, ineinander laufend, so soll's sein!" und den „Naturalisten" hat er später ausdrücklich die Strophe gewidmet:

Ein echter Dichter, der erkoren,
Ist immer als Naturalist geboren,
Doch wird er ein roher Bursche bleiben,
Kann ihm in die Wiege die Fee nicht verschreiben
Zwei Rätsel aus ihrem Wunderland:
Humor und die feinste Künstlerhand.

Auch Liliencron ist Idealist, aber ein Idealist, der seine goldenen Träume und Hoffnungen nicht in einer übersinnlichen Welt oder in verschwommener Zukunft sucht. Seine „Insel der Glücklichen" liegt nicht irgendwo im fernen Ocean, sondern in dem warmen Stall auf seinem Gutshof, wo behaglich die Kühe sich fühlen und ein Pferdejunge auf der Hosenschnalle pfeift; den geweihten Ort, wo seine Wünsche und Leidenschaften besänftigt zur Ruhe gehen, nennt er gut plattdeutsch „Poggfred" (Froschfrieden); er vermag auch aus dem Anblick eines „alten, weggeworfenen, zerrissenen, halbverfaulten Stiefels" noch eine Empfindung zu schöpfen, die sich der Gesamtstimmung eines zarten Gedichtes nicht unharmonisch einfügt.

Wie der Dichter der „Adjutantenritte" zu Anfang der achtziger Jahre, unter den Aprilschauern des jüngstdeutschen Sturms und Dranges, der einzige war, der eine in sich fertige Persönlichkeit auf den Kampfplatz warf, so ist er auch heute noch der einzige unter den deutschen Lyrikern der Gegenwart, der in abgeschlossener Entwickelung vor uns steht. Sein letztes lyrisches Werk, der „Poggfred", wie die jüngsten Strophen, mit denen er den letzthin erschienenen Band seiner „Neuen Gedichte" bereichert hat, sie zeugen noch von ganz derselben Unmittelbarkeit der Beobachtung und Empfindung, von ganz derselben ungekünstelten und ungestutzten Freude an der Natur, von ganz derselben temperamentvollen Ungebundenheit der Gedanken und Unbekümmertheit der Form. Einen jungen und einen alten Liliencron giebt es bis zu diesem Augenblick nicht. Von dem großartigen Wachstum Goethes, der aus dem launischen Vorfrühling seiner Leipziger Tändelpoesie durch den knospenden Mai seiner Straßburger Herzenslyrik zu dem blühenden, lebenschwellenden Sommer und dem weisheitsverklärten Herbst der Weimarer Tage schritt, läßt sich bei dem nunmehr bald Sechzigjährigen so gut wie gar nichts spüren.

Die Eigenart und Beschränktheit seiner Begabung kommt darin noch einmal so recht zum Ausdruck. Etwas vom ewigen Kinde lebt in ihm, das der lieben Natur noch um ein gut Stück näher ist als der Erwachsene, das aber mit all seiner Naturvertrautheit nicht im stande, sich ein Weltbild zu schaffen und sich geistig, betrachtend oder gestaltend, über seine Umgebung emporzuschwingen. Lebhaft wird man bei Liliencron wieder an jene geheimnisvolle Macht erinnert, die des Dichters Seele nur anzuwehen braucht, um sie ihre Frucht tragen zu lassen, an jenen leisen göttlichen Atem, den Sokrates sein „Daimonion", Goethe seine „Dumpfheit" nannte. Kein Dichter, der ohne dieses „Es" schaffen könnte; aber bei Liliencron tritt es in ganz besonderer Kraft und Größe hervor, weil es die Zwingherren des kühl wägenden Kunstverstandes und der einheitlichen Weltanschauung nicht über sich kennt. Wie er jeden Augenblick sein ganzes Ich in die Wagschale wirft, so läßt er sich auch von den Eindrücken, die ihn gerade bewegen, restlos hinnehmen, so daß ihm nichts bleibt, was in ruhigerem Augenblick seinen Flug über die Dinge hinwegnehmen könnte, um ihrer künstlerisch Herr zu werden. Er verschanzt sich hinter seinem Ich auch da noch, wo weit Größere als er sich einem Höheren andachtsvoll hingeben oder ihre Seele sich in ein Weiteres verlieren lassen, darin sie verschwindet wie die Lerche im Himmelsblau. Bezeichnend sind in diesem Zusammenhange die Worte Goethes, die Liliencron einmal mit innerster Zustimmung citiert: „Die Deutschen sind wunderliche Leute. Sie machen sich durch ihre tiefen Gedanken und Ideen, die sie überall suchen und überall hineinlegen, das Leben schwerer als billig. Ei, so habt doch endlich einmal die Courage, euch den Eindrücken hinzugeben."

Die Natur ist von jeher Liliencrons oberste Gottheit gewesen. Aber wie Blasphemie

wäre es ihm erschienen, sich ihr je mit gezierter Empfindsamkeit zu nahen oder sie dekorativ auszuputzen, wie die Romantik es gethan. Sein Verhältnis zu ihr beruht auf innigster Vertrautheit; so allein, wie sie ist, erscheint sie ihm gut und groß. Namentlich die arme, stille, in sich gekehrte und versunkene Natur, wie sie sich auf der einsamen Heide oder in einem verlassenen, halb verwilderten, fliederumwachsenen, vögeldurchsummten Sommergarten finden läßt, entschleiert ihm ihre geheimsten Schönheiten:

Die Mittagssonne brütet auf der Heide,
Im Süden droht ein schwarzer Ring.
Verdurstet hängt das magere Getreide,
Behaglich treibt ein Schmetterling.

Ermattet ruhn der Hirt und seine Schafe,
Die Ente träumt im Binsenkraut,
Die Ringelnatter sonnt in trägem Schlafe
Unregbar ihre Tigerhaut.

Im Zickzack zuckt ein Blitz, und Wasserfluten
Entstürzen gierig dunklem Zelt.
Es jauchzt der Sturm und peitscht mit seinen Ruten
Erlösend meine Heidewelt ...

Tiefeinsamkeit, es schlingt um deine Pforte
Die Erika das rote Band.
Von Menschen leer, was braucht es noch der Worte,
— Sei mir gegrüßt, du stilles Land.

Die Erinnerung an die Heimat begleitete ihn auch in die üppigsten Wunder des Südens, und plötzlich, mitten in einer schwülen Nacht „voll Liebesworte und Guitarrenklänge“ unter Italiens monddurchglänztem Himmel, lebt das ganze Bild vor ihm auf:

Im Nebelnorden, an der Ostseeküste,
Abseits den Städten und den großen Straßen,
Schläft einsam und vergessen, halb verweht
Im Schnee, von harten Stürmen oft gezaust,
Ein kleines Gut. Zwei ungeschlachte Riesen,
Uralte Tannen, strecken ihre Arme
Wie Speere vor zum Schutz des Herrenhauses.
Unhörbar, drinnen auf dem Smyrnateppich,
Geht eine junge Dame auf und nieder.
Bisweilen bleibt sie stehn, schraubt an der Lampe,
Schiebt auf dem Bechstein an das Notenpult
Die schweren Bronzekandelaber näher,
Zupft im Vorübergehen an der Decke
Des Sofatisches, horcht und wandert, horcht,
Die grauen Augen auf die Thür gerichtet,
Bis endlich ihre schwere Stirn ein Schwarm
Von Sommervögeln lustig überflattert.
Nun schreitet langsam auf dem warmen Teppich
Ein Pärchen, angeschmiedet, auf und nieder.
Behaglichkeit, das Kätzchen, schnurrt im Zimmer,
Indessen draußen in der Winternacht,
Ein Abglanz von den Schilden Schlachterschlagner,
Die fleißig in Walhall den Humpen schwingen,
Die blassen Strahlenbündel eines Nordlichts
Am strengen Himmel Odins sich ergießen.
Und auf der toten Heide bellt ein Fuchs.

Wie hier die norddeutsche Landschaft in seinem Gefühl siegreich alle verführerische Pracht des Südens aus dem Felde schlägt, so verleugnet der Dichter selbst keinen Augenblick den Niederdeutschen. Die Magnetnadel seines Wesens neigt, wie die Theodor Fontanes, nach dem Norden; aus allen seinen Gedichten strömt es wie frischer Erdgeruch aus den aufgebrochenen Schollen der meerumschlungenen Nordmark mit Deich und Düne, Marsch und Moor, Hecken und Heide. In ihr ist er ganz daheim. Mit den feinspürigen Sinnen des Indianers hört er durch die Stille des Mittags die Falter fliegen, über das Heidekraut die Bienen gleiten und Halm und Blatt im leisesten Windhauch sich regen. Manch einer hat die feinen Reize der Natur sorgsamer und liebevoller ausgemalt als er, aber nur wenige können sich mit ihm in der charakteristischen Auswahl der Farbe und Stimmung gebenden Züge messen. Storm und die Droste-Hülshoff waren ihm in dieser Plastik der Naturzeichnung vielleicht Vorbilder — wenn man bei einem so eigenkräftigen Talente überhaupt von litterarischen Vorbildern reden darf —, nur daß sein kecker Impressionismus weit unverfrorener mit den Dingen umspringt und der Natur näher auf den Leib rückt, als jene vornehmeren und sinnigeren Gemüter es gewagt haben. Auch seine Lieblingsneigungen den Dingen der Natur gegenüber tragen ganz norddeutsches Gepräge. Wie auf den Moor- und Heidelandschaften der Worpsweder, so kehrt in seinen Gedichten immer die Birke wieder: ein Reiher schwingt sich mit starkem, trotzigem Flügelschlag von ihr auf und bricht sich durch den Nebeldunst mit stolzer Lebenskraft in die sonnig gewordene Luft; ein Wanderfalke ruht sich auf eines Birkenstämmchens schwanker Krone aus und äugt von seinem leichten Thron durchdringend scharf in die Landschaft hinaus; ein Vögelchen fand seinen Frieden jahrelang im jungen Maibaum dicht am Weizenfeld, bis der geizige Bauer um ein paar Fuß Sonne ihn niederhieb:

Das Bäumchen sinkt, der Vogel fliegt
Mit wirrem Zwitscherlaut ins Land.
Ich schämte mich vor Baum und Tier
Und schloß die Augen mit der Hand.

Auch in seinen poetischen Stoffen und Bildern ist der Dichter ganz abhängig von seiner Heimat. Selbst in der „ewigen Stadt“ erlebt er nichts; dazu muß er erst wieder in den geliebten Herzogtümern sein. Und vor allem jene größte aller bewegenden Lebensmächte, von denen sein Fühlen und Dichten beherrscht wird: die Liebe wurzelt durchaus im Boden seiner norddeutschen Heimat. ihm immer plötzlich, unverhofft, unvermerkt und ungesehen wie der Schlag aufs Herz, den Herr Oluf von Erlkönigs Töchtern erhielt. Dann ist es um den Armen geschehen, und alles, was der Dichter zu schreiben hat, lautet: „Von Stund an liebte er sie.“ Daß der holsteinische Baron freilich mit seiner Gunst sehr wählerisch wäre, kann man trotz all seiner redlichen Mühe, auch die Geringste

Des Lebens Blume heißt die Gegenwart,
pflückst du sie nicht, hast du dich selbst genarrt.
Detlev von Liliencron.

So zahlreich die Liebensabenteuer sind, die seine Gedichte mit oft kecker Unbefangenheit schildern, von aller erotischen Lebemännerschwüle ist er himmelweit entfernt, gerade weil er es verschmäht, über das Nackte, das die Kunst nun einmal nicht entbehren kann, jenen heuchlerischen halb verhüllenden Schleier zu decken, der sich als gallische Konterbande in unsere von Grund aus gesunde germanische Sinnlichkeit eingeschlichen hat. Oft scheint er ein gewissenloser Don Juan, der Blumen pflückt, wo er sie findet, und ohne Reue weiterschreitet, auch wenn er sie zertreten. Dann aber offenbart sich doch wieder, wie eng bei ihm robuste Männlichkeit und zarte Gefühlsweichheit wohnen, und was seinem Gewissen der Raimundsche Albumspruch sagt, den er einst noch der Jagd in schlichtem Einkehrhause findet: „Der Mensch soll nicht lieben, wenn's ernst ihm nicht ist; gar schwer ist zu heilen, was Liebesgram frißt. Gar mancher hat gebrochen ein Herz lieb und wert, das endlich erst Ruh fand tief unter der Erd“, das rührt ihn zu schmerzlich bitteren Thränen. Er wäre wohl ein wüster Genüßling, wenn er nicht alles Lieben mit so tiefer Empfindung und reiner Poesie durchsetzte und seine Gedichte selbst uns nicht lehrten, daß es oft viel Schmerz und Qual zu kosten gab, bevor diese dichterischen Erlöserthaten gediehen. Das leise knospenhafte Keimen und Werden der Liebe hat er uns nirgends geschildert; sie kommt bei noch mit einem Heiligenschein zu umgeben, nicht behaupten. Die stolze Herzogin gilt seinem weiten Herzen nicht höher als das schwarze Katherl vom Tegernsee, eine von sieben hübschen Bauernmädchen ist ihm zu Zeiten nicht weniger lieb als die „kleine blonde Komtesse“, die nach dem Ball den roten Atlasschuh zu ihm in den finsteren Wagen setzt:

. . . Die Füchse schäumen ins Gebiß,
Und nun, Johann, fahr zu!
Es ruht an meiner Schulter aus
Und schläft, ein müder Veilchenstrauß,
Die kleine blonde Komtesse.

Die Nacht versinkt in Sumpf und Moor —
Ein erster roter Streif.
Der Kiebitz schüttelt sich im Rohr
Aus Schopf und Pelz den Reif.
Noch hört im Traum der Rosse Lauf,
Dann schlägt die blauen Augen auf
Die kleine blonde Komtesse.

Die Sichel klingt vom Wiesengrund,
Der Tauber gurrt und lacht,
Am Rade kläfft ein Bauernhund,
All Leben ist erwacht.
Ach, wie die Sonne köstlich schien,
Wir fuhren schnell nach Gretna Green,
Ich und die kleine Komtesse.

Manchmal kann man sich bei all seinen Liebesabenteuern des Gedankens einer gelinden Renommisterei und eines fast cynisch zur Schau getragenen Herren- oder gar Raubrittertums nicht erwehren, dann entzücken aber wieder unmittelbar daneben so kindlich demütige Züge frommer, niederknieender Andacht vor allem, was Weib

heißt, daß man Groll und Unmut gerne vergißt:

Nun lös ich sanft die lieben Hände,
Die du mir um den Hals gelegt,
Daß ich in deinen Augen finde,
Was dir das kleine Herz bewegt.

O sieh die Nacht, die wundervolle,
In ferne Länder zog der Tag.
Der Birke Zischellaub verstummte,
Sie horcht dem Nachtigallenschlag.

Der weiße Schlehdorn uns zu Häupten,
Es ist die liebste Blüte mir.
Trenn ab ein Zweiglein, eh wir scheiden,
Zu dein und meines Hutes Zier ...

Und dieser selbe Dichter, dem rasches Nehmen und Geben über alles zu gehen scheint, hat doch auch die stille, leidenschaftslose Seligkeit der kameradschaftlichen Liebe, dies feste, treue Zusammenschließen zweier Herzen, das nur gemeinsam durchlebtem Glück und Weh entwächst, mit ergreifender Innigkeit gefeiert. Eine zartere Verklärung, als sie die Krone aller seiner Gedichte, das seelenvolle Freud- und Schmerzensgedicht „Vergiß die Mühle nicht“ ausstrahlt, ward dem Lebensbunde zwischen Mann und Weib selten ums Haupt gewunden: Der Blick aus unserem Fenster, erzählt der Dichter, bot eine Wüste nur — kein Haus, kein Baum, kein Berg, keine Blume, kein grünes Saatfeld; nur fern am Horizont stand eine kleine Mühle, „des Windes schneller Atem läßt selten sie in Ruh“ ...

Mein Weib und ich, wir haben
Am Fenster oft gelehnt,
Wenn Hand in Hand wir saßen,
Und wenn wir uns ersehnt.

Im Frühlicht, vor der Arbeit,
Tag nach der Tag im Tau,
Wir hielten nach der Mühle
Vereint die erste Schau.

Am Abend, eh der Schlummer
Von neuem uns erquickt,
Wir haben nach der Mühle
Die letzte Sicht geschickt.

Und immer so die Mühle,
Es gab nicht lieberen Ort,
Es kam wie Trost und Grüße,
Wie Gruß und Trost von dort.

Da, in einer Woche, erkrankt sein Weib; alle Hoffnung ist dahin —

Doch eh der Tod die Decken
Um ihre Sinne schlug,
Hat sie mein Arm umschlossen,
Der sie ans Fenster trug.

Die treuen Augen suchten
Mühsam im Dämmerlicht,
Und ihre Lippen hauchten:
Vergiß die Mühle nicht ...

Solche rein gemütvollen Stimmungen wie in diesem „Vergiß die Mühle nicht“ finden sich bei Liliencron häufiger, als man nach seiner für gewöhnlich zur Schau getragenen derben Lebensauffassung annehmen möchte: ja es will scheinen, als werde das nahende Abendrot seines Lebens, das ihm bereits die ersten zaghaften Strahlen schickt, auch ihm etwas von dem Segen jener ruhigen, besänftigten Milde geben, die Storm und Fontane hatten. Wenigstens finden wir in den jüngsten Gedichten, mit denen er seine letzthin erschienene Sammlung „Nebel und Sonne“ beschließt, die ersten Spuren eines herbstlich gedämpften Humors, der alle Schwächen und Gebrechen der menschlichen Natur mit seinem verklärenden Mantel zudeckt und mit dem Sonnenschein des Lächelns die quellende Thräne erstickt. Nur eine von diesen meistens leise das Anekdotische streifenden Proben finde hier ihre Stelle:

Das Lotterielos.

An jedem Ziehungstag sah ein Beamter,
Der dort die Aufsicht mit zu führen hatte,
Ein armes greises Mütterchen am Platz.
Das fiel ihm auf. Und freundlich fragt er:
„Habt ihr denn nie gewonnen liebe Frau?
Seit Jahren seh ich euch bei jeder Ziehung
Im großen Saale hier geduldig warten.“
Nein, niemals hab ich was gewonnen, Herr.
„Ja, bitt ich euch, habt ihr dasselbe Los
Jahraus, jahrein? So nehmt doch mal ein andres,
Vielleicht kommt dann das Glück zu euch geflogen.“
Ein Los, Herr, nein, das hab ich nie gehabt.
„Dann aber könnt ihr doch auch nicht gewinnen.“
Da schaut mit schrägem Köpfchen ihm die Alte
Treuherzig ins Gesicht und lächelt gläubig
Und spricht: Bei Gott ist doch kein Ding unmöglich.

Seite an Seite, Arm in Arm, geht in Liliencrons Lyrik mit der Liebe die andere unbezwingbare Macht des Lebens: der Tod. Es ist derselbe süßwehe Doppelklang, der durch die Saiten unseres deutschen Volksliedes zittert, derselbe aus Mißklängen geborene Einklang, der unsere tiefsten und erhabensten Kunstdichtungen durchschwillt. Liliencron sucht die Zweiheit neu und eigen zu fassen: phantastisch, mystisch und modern-realistisch zugleich. Auf der Hasenhetze, eng neben der stolzen jungen Gräfin pürschend, sieht er Freund Hein als geizhalsmageres, spinnnetzwerfendes Männchen aus dem Augen-

fern des Windhunds treten; die schöne Gräfin wird bloß wie Lakentuch, und

In meinen Armen hielt ich eine Tote.
Und nicht wie Blattgewispers leisen Ton
Hört ich im Leben einen Hauch von ihr ...

Er sieht den Tod, wie er — am Sterbebette eines verwundeten Kameraden — auf dem Lampenschirm als Narr mit Schellenklappe und Handtrommel einen spukhaften, atemerstickenden Tanz aufführt; er sieht ihn als jahrhundertalten Greis mit wüstverwachsenem Barthaar und Gelock auf grauem Grenzmarkstein in einer Kiefernschonung hocken, wie er dem Reiter den Stecken vorhält und spricht:

Ich bin der Welten huldreichster Despot,
Vor mir sind Fürst und Bettler, alles gleich,
Ich hebe nur den Stab, ich bin der Tod ...;

er sieht ihn — ein frommes Wort aus dem Volksmunde klingt an — in weiter Ferne seine Flügel drehen:

Steht eine Mühle am Himmelsrand,
Scharf gezeichnet gegen mäusegraue Wetterwand,
Und mahlt immerzu, immerzu ...

Und bildkräftiger noch! In dem Augenblick, als die junge verliebte Königin, mitten im Kranze ihrer Hofleute, das braune Auge aufschlägt zum schlanken Fant im blauen Sammetwams, um ihn zum Stelldichein beim Mondesaufgang an die Sonnenuhr zu bestellen,

Da stürzt ein Pfeil aus dunklem Tannenbusch,
Geschnellt aus eines plumpen Störes Gräte,
Mit Lust ins liebesehnsüchtsvolle Herz
Der jungen, wunderschönen Königin.

„Una ex hisce morieris," stand auf des Schlosses Sonnenuhr: „In einer dieser Stunden wirst du sterben."

So läßt uns der Dichter den Tod noch in mancherlei Gestalten und Stimmungen schauen, am wahrsten und ergreifendsten auf dem Schlachtfelde. Denn nicht immer stirbt es sich auf der Wahlstatt mit einem Hurra auf den Lippen, wie einst auf Böhmens Schlachtgefilden dem Freunde vergönnt war, oder mit einem „Batbatbatbat" zwischen den Zähnen, wie der junge Generalstabsoffizier — er wollte „Batterie vor! Batterie vor!" rufen — nein, meistens — das Leben kennt den Treppenwitz der „schönen Sterbewörter" nicht — schläft auch der Soldat und Offizier rein menschlich, entkleidet aller blinkenden Standesehre, mit einem armen Seufzer oder einem erstickten Wehruf ein, wie der „Tod in Ähren" in seiner kargen, knappen Kunst es schildert:

Im Weizenfeld, in Korn und Mohn,
Liegt ein Soldat, unaufgefunden,
Zwei Tage schon, zwei Nächte schon,
Mit schweren Wunden, unverbunden.

Durstüberquält und fieberwild,
Im Todeskampf den Kopf erhoben.
Ein letzter Traum, ein letztes Bild,
Sein brechend Auge schlägt nach oben.

Die Sense rauscht im Ährenfeld,
Er sieht sein Dorf im Arbeitsfrieden,
Ade, ade du Heimatswelt —
Und beugt das Haupt und ist verschieden.

Zu balladenhafter Plastik hat der Dichter die Stimmung eines Schlachtfeldes in dem Gedicht „Erinnerung" zusammengefaßt:

Wilde Rosen überschlugen
Tiefer Wunden rotes Blut.
Windverwehte Klänge trugen
Siegesmarsch und Siegesflut.

Nacht. Entsetzen überspülte
Dorf und Dach in Lärm und Glut.
„Wasser!" und die Hand zerwühlte
Gras und Staub vor Dursteswut.

Morgen. Gräbergraber. Grüfte.
Manch ein letzter Atemzug.
Weither, willernd durch die Lüfte
Braust und graust ein Geierflug.

Und nahe an die düster-wehmutsvolle Größe der besten unserer historischen Volkslieder reicht ein Bild heran, das der Dichter uns wie mit dem Stifte eines alten deutschen Meisters zeichnet:

Auf Blut und Leichen, Schutt und Qualm,
Auf roßzerstampften Sommerhalm
Die Sonne schien.
Es sank die Nacht. Die Schlacht ist aus,
Und mancher kehrte nicht nach Haus
Einst von Kolin.

Ein Junker auch, ein Knabe noch,
Der heut das erste Pulver roch,
Er mußte dahin.
Wie hoch er auch die Fahne schwang,
Der Tod in seinen Arm ihn zwang.
Er mußte dahin.

Ihm nahe lag ein frommes Buch,
Das stets der Junker bei sich trug,
Am Degenknauf
Ein Grenadier von Bevern fand
Den kleinen erdbeschmutzten Band
Und hob ihn auf.

Und brachte heim mit schnellem Fuß
Dem Vater diesen letzten Gruß,
Der klang nicht froh.
Dann schrieb hinein die Zitterhand:
„Kolin. Mein Sohn verscharrt im Sand.
Wer weiß, wo."

Und der gesungen dieses Lied,
Und der es liest, ins Leben zieht
Noch frisch und froh.
Doch einst bin ich, und bist auch du,
Verscharrt im Sand, zur ewigen Ruh,
Wer weiß wo.

Das Bewundernswerteste an diesem Gedicht ist vielleicht die herbe soldatische Männlichkeit, mit der die aufsteigende Rührung gebannt, mit der im letzten Augenblick die quellende Thräne vom zuckenden Augenlide zurückgedrängt wird. Man denkt an Tacitus' herrliches Wort: „Klagen und Thränen um Verlorene soll der Deutsche schnell stillen, lange den Schmerz und schweren Mut bewahren", und zugleich fällt einem ein Bild aus Liliencron selbst ein. „Unter den Linden" heißt es, und er gedenkt darin des Freundes, den eine feindliche Kugel nachts dicht an seiner Seite dahingerafft hat:

Am Feuer der Feldwache liegt er gestreckt,
Keine Bitte, kein Rütteln hat ihn geweckt.
Es knistert, der Rauch umzieht mein Gesicht,
Leb wohl, Kamerad, ich vergesse dich nicht.

Unter den Linden, vorbei ist der Spaß,
Ich trinke bei Hiller ein stilles Glas,
Ein stilles Glas auf ein fernes Grab,
Dann wieder ins Leben, bergauf, bergab!

Was dem Dichter im Fluge das Haupt auch beugen mag, es schnellt immer wieder gleich stolz in den Nacken, immer haben wir das Bild des ganzen Mannes: sonnengebräunt, rot vom Becher des Lebens, derb, wild, keck und fröhlich. Er hat ein „freiheitsfröhlich-stolzes" Herz, und seine Ideale sind die des ritterlichen Aristokraten. Vor jedem Joch und jeder Fessel, vor jedem Druck und jeder Last graut es ihm — doch gerät das Vaterland in Gefahr, dann springt er jubelnd empor: „Ho heida! Die Klinge der Scheide entrissen!" und stürmt in die Männerschlacht. Denn so lieb ihm auch sein eigen Haus und Herd sein mag — wie Cincinnatus will er auf freier Scholle stehen: „Meinen Jungen im Arm,' in der Faust den Pflug und ein fröhlich Herz, und das ist genug" —, so eigenstolz er eben noch seine Scholle und seine Buche umspannt hielt — als an der Spitze seiner Husaren im wehenden blonden Schnurrbart die schlanke Gestalt des „deutschen Großkronenträgers" an ihm vorüberjagt, verneigt er sich tief vor seinem kaiserlichen Herrn.

Jeder Sturm und Drang der Litteratur war noch mit revolutionären Tendenzen gemischt, die von der Kunst in die Politik hinüberlugten. Wie die poetischen Feuergeister zu des jungen Goethe Zeiten nach „Tyrannenblut" lechzten, so schworen die meisten aus der Schar der Jüngsten auf die blutrote Fahne des Socialismus und Anarchismus. Liliencron gehört nicht zu ihnen: er trug nicht umsonst den Rock des Offiziers, seine ritterlichen Ideale heißen noch heute: König und Vaterland. Gleich Emanuel Geibel, der 1842 Georg Herwegh zum poetischen Waffengang auf Tod und Leben in die Schranken lud und den revolutionären „Liedern eines Lebendigen" seine bedächtige deutsche Art und Treue entgegenhielt, so sagte sich auch Liliencron von den anarchistischen Theorien seines Freundes Karl Hendell los. Auf einer Barrikade glaubt er ihm gegenüber zu stehen, um den Degen mit ihm zu kreuzen:

Ich sah dein Lockenhaupt im Sonnenleuchten.
Du riefst: Der Freiheit nur sterb ich zum Ruhme!
Ich rief: Mir schmückt den Helm die Königsblume!

Dem greisen Kaiser, seinem Kriegsherrn in drei ruhmvollen Feldzügen, hat er Verse gewidmet, die zu dem Schönsten unserer patriotischen Lyrik gehören, vor denen allein schon die mittlerweile bis zum Überdruß wiederholte Klage über die poetische Unfruchtbarkeit unserer deutschen Einheitskriege verstummen sollte. Am liebsten verweilt seine Erinnerung bei Königgrätz und Gravelotte, wie der oberste Heerführer durch seine siegreichen Truppen reitet und alles herzustürzt, seine Hände zu küssen. Ein-, zwei-, dreimal sieht man dieses prächtige Bild vom Schlachtfeld in seinen Gedichten auftauchen, bis sich zuletzt ein schwerer, düsterer Trauerflor darüber legt. „In einer Winternacht" sind die Verse überschrieben, und sie meinen die sturm- und schneedurchfegte dunkle Märznacht des Trauerjahres 1888, da die Leiche des ersten deutschen Kaisers aus dem Palais in den Berliner Dom hinübergetragen ward:

... Die Fackeln strecken als Leuchten sich vor,
In den Helmen sich spiegelnd der Gardes du Corps,
Und senken sich nieder, verlöschen im Schnee —
Vorüber, vorüber das schluchzende Weh.
Aus der offenen Domthür tönt Orgelgebraus,
Ein Palmenwald grüßt in den Winter hinaus.
Alles grün, alles Frühling, wo sonst weißer Kalk,
Lorbeer umlaubt den Katafalk.
Selbst Gärten, die einst unser Sturmschritt geknickt,
Heut haben sie Rosen und Kränze geschickt.



Laßt mich durch, die Gasse mir
aufgethan,
Laßt mich durch, laßt mich durch,
sonst brech ich mir Bahn!
Noch einmal auf Knien vor
ihm will ich liegen,
Meine Stirn an die purpurne Ruhstatt biegen.
Bei Gravelotte, spät war die Stunde,
Der König! rief es in weiter Runde,
Und jauchzend hemmten wir seinen Zügel,
Bedeckten mit Küssen Hand und Bügel.
Die Sonne in sinkender Abendflut
Umrahmt seinen Helm in Gloriaglut,
Sein Auge tropft, seine Lippe bebt,
Mit ihm, mit ihm hab ich's durchgelebt.

Es ist bezeichnend für den Offizier, daß sich ihm der Vaterlandsgedanke völlig in der Person des deutschen „Großkronenträgers" verkörpert. „Mein Kaiser und mein Vaterland sind mir zwei heilige, unverrückbare Sterne. Möge der Blitz einschlagen in alle die neidischen äußeren und inneren Reichsfeinde! Aber alles Parteigezänk ist mir in den Tod zuwider ... Daß du gesegnet seist, mein Vaterland, wie bin ich stolz, ein Deutscher zu sein." In diesem schlichten Bekenntnis ist Liliencrons politische Stellung erschöpft; kaum daß der Name Bismarck in all seinen Gedichten vorkommt. Dafür aber sind der preußische Monarchismus und das deutsche Kaisertum mit ihren Segnungen schwerlich anderswo so begeistert gefeiert worden wie in den bald kraftvoll, bald nach-

lässig einherwogenden freien Rhythmen „Unter einer Buche“, die durch die stolze Freude an festem Besitz, das aufrechte Unabhängigkeitsgefühl, die markige Tapferkeit und todbereite Gefolgstreue auf einmal mit all den verrufenen „feudalen Junkertugenden“ aussöhnen könnten und die da schließen mit dem Zuruf an den Kaiser:

In meiner Waffenhalle hängt harmlos die Streitaxt.
Aber täglich prüf ich die Schneide, daß sie nicht rostet,
Ruft mich die Stunde, die mehr als jede andere
Den herrlichsten Tod vergeben kann, den Tod für dich
Und das Vaterland.

Liliencrons Staatsinteresse beginnt erst auf dem Schlachtfelde. Zwischen Blut und Leichen, im raschen Reiterfluge hin und her zwischen den feindlichen und freundlichen Feuern pflückt sich seine Muse, die kecke Walküre, ihre reichsten Lorbeeren. Hier allein öffnet sich ihm der wahre Tummelplatz für alle guten Mannestugenden, hier erblüht ihm die höchste Steigerung des Lebensgefühls, hier thut er allen Tand und Wortkram ab, ganz Ernst und Wahrheit. So hat er modernes deutsches Kriegsleben geschildert wie keiner sonst, ohne allen schönfärbenden oder auch nur verhüllenden Idealismus, aber auch ohne die Schmerzen und Qualen zu vertuschen: die Wunde ist des Schwertes Sinn, und Krieg ist kein Konfettiwerfen. Doch deshalb braucht man noch nicht wie Zola ein Débâcle oder wie Tolstoj und Wereschtschagin eine betäubende Pathologie des Krieges zu malen: deshalb erst recht kann man neben dem erstarrenden Schrecken und Graus auch die heitere Blume der Daseinslust zu ihrem Rechte kommen lassen, die zwischen todspeienden Geschützmäulern und berstenden Granaten nur desto fröhlicher blüht:

Nun sind sie da! „Schnellfeuer!“ „Steht!“
Wie hoch im Rauch die Fahne weht!
Und Mann an Mann, hinauf, hinab!
Und mancher sinkt in Graus und Grab.
Zu Boden stürz ich, einer sticht
Und zerrt mich, ich erraff mich nicht,
Und um mich, vor mir, unter mir
Ein furchtbar Ringen, Fall und Gier.
Und über unserm wüsten Knaul
Bäumt sich ein scheu gewordener Gaul.
Ich sah der Vorderhufe Blitz,
Blutfestgetrockneten Sporenritz,
Den Gurt, den angespritzten Kot,
Der aufgeblähten Nüstern Rot.
Und zwischen uns mit Klang und Kling
Platzt der Granate Eisenring:

Ein Drache brüllt, die Erde birst,
Einfällt der Weltenhimmelfirst.
Es ächzt, es stöhnt, und Schutt und Staub
Umhüllen Tod und Lorbeerlaub.

Es sind immer nur einzelne Kampfscenen, keine Schlachtpanoramen, die Liliencrons realistische Schilderungskunst uns entwirft. Große Massen in Bewegung zu setzen, wie es Wildenbruch und Bleibtreu in ihren Kriegsdichtungen versucht haben, und daraus dann die strategischen Ideen zu entwickeln, ein ganzes weites Schlachtgewoge gleichsam vom Feldherrnhügel der Phantasie aus zu lenken, danach steht sein Ehrgeiz nicht. Seine Domäne ist der Nahkampf, in dem einzelne Gestalten hervortreten können, in dem sich das Persönliche und das Individuelle ausleben kann. Hier feiert seine realistische Begabung für das Besondere und Unmittelbare ihre höchsten Triumphe. Man wird wie mit ehernen Netzen, aus denen es kein Entrinnen giebt, hineingebannt in das atemlose Gewoge. Und wunderbar eng schmiegt sich die straffe Energie der Sprache den blitzartig aufflammenden Bildern an:

Zügel fest, Fanfarenruf,
Donnernd schwappt der Rasen,
Bald sind wir mit flüchtigem Huf
An den Feind geblasen.

Anprall, Fluch und Stoß und Hieb,
Kann den Arm nicht sparen.
Wo mir Helm und Handschuh blieb,
Hab ich nicht erfahren.

Sattelleere, Sturz und Staub,
Klingenkreuz und Scharten.
Trunken schwenkt die Faust den Raub
Flatternder Standarten ...

Längst hat der Dichter das Schlachtschwert den friedlichen Penaten geweiht, doch immer ist ihm noch „Lex mihi Mars“ bedeutend lieber als „Lex mihi Ars“, noch immer will ihm der jedes echte Soldatenherz bis an die Schollen des Grabes elektrisierende Klang der Trommeln und Pfeifen nicht aus dem Sinn:

O Gott, das ist die nie vergess'ne Weise!
Die Erde bebt! Gestampf von Fuß und Hufen!
Gewieh'r! Musik! Das All geht aus dem Gleise!
Die Fahnen senken sich zu Siegesrufen!

und wenn „Die Musik kommt“, dann hüpft sein Herz mit, wie seine köstlichen Verse, die auch dem Civilisten in die Beine fahren:

Klingling, bumbum und tschingdada,
Zieht im Triumph der Perserschah?
Und um die Ecke brausend bricht's
Wie Tubaton des Weltgerichts,
Voran der Schellenträger.

Brumbrum, das große Bombardon,
Der Beckenschlag, das Helikon,
Die Piccolo, der Zinkenist,
Die Türkentrommel, der Flötist,
Und dann der Herre Hauptmann ...

Zwei Leutnants, rosenrot und braun,
Die Fahne schützen sie als Zaun,
Die Fahne kommt, den Hut nimm ab,
Der sind wir treu bis an das Grab!
Und dann die Grenadiere ...

Die Mädchen alle, Kopf an Kopf,
Das Auge blau und blond der Zopf,
Aus Thür und Thor und Hof und Haus
Schaut Mine, Trine, Stine aus,
Vorbei ist die Musike.

Klingling, tschingtsching und Paukenkrach,
Noch aus der Ferne tönt es schwach,
Ganz leise bumbumbumbum tsching,
Zog da ein bunter Schmetterling,
Tschingtsching, bum, um die Ecke?

Liliencron war deutscher Soldat mit Leib und Seele; deshalb hat auch der deutsche Soldat und seine Gefühlswelt in ihm einen so verständnisvollen Schilderer gefunden. Vor allem der Offizier, wie er aus unserem letzten Kriege hervorgegangen, er, den unsere Litteratur bald nur noch mit den Augen einer armseligen Lustspielmache als „Veilchenfresser" und „Reif-Reiftingen" zu sehen in Gefahr war. Lange vor dem Roman hat Liliencron in seiner Lyrik und den damit eng zusammenhängenden novellistischen Skizzen seiner „Sommerschlacht",* die nicht aus Zufall seinem „Kameraden" Georg von Ompteda gewidmet sind, den jungen Leutnant unserer großen Ruhmesjahre in seiner unverfälschten Echtheit gezeichnet, „nichts verlindert und nichts verwitzelt, nichts verzierlicht und nichts verkritzelt": mit dem gewichsten Schnurrbart, mit der „Scherbe" im Auge, den Kolpak etwas schief über der Stirn, aber doch ernst und immer pflichtgetreu, kurz und streng im Dienst, aber weich und leicht zu Thränen gerührt, wenn das Elend des Krieges ihm ans Herz greift oder ein sterbender Kamerad den Abschied von ihm nimmt: ganz Mensch, ganz begeisterte Jugend, aber auch ganz gelassener Mann und entschlossener Soldat. Neben den drolligen Figuren der kleinen dicken pausbäckigen Reitergenerale — so hat er sie besonders gern — und dem Leutnant Schneiderschreck, der einen schlechtsitzenden Rock achtzehnmal nach Berlin zurücksendet und mit einundzwanzig Bürsten, Bürstchen und Bürstelein seine Frisur in Ordnung hält, steht der eherne und doch verhalten weiche, menschlich wohlwollende, immer ruhige, erst wägende, dann wagende Sinner der Schlachten mit dem verstehenden Lächeln um die scharfgezogenen Mundwinkel. Tiefer und wahrer, als wir es lange gewohnt waren, hat uns Liliencron auch den Einzug der Liebe in die Offiziersbrust geschildert: seine soldatischen Liebeslieder haben nichts schäferlich Girrendes oder sentimental Verzücktes, ein frisches Wagen und keckes Werben, und der Sieg ist gewonnen.

Mit dieser schnell zugreifenden Kampf- und Lebenslust klingt es gut zusammen, daß der Dichter den handfesten Raufereien der alten Friesen, Holsten und Dithmarsen so zugethan ist, diesen ewig fehdelustigen, mordjachen Herrennaturen, denen noch etwas von der skrupellosen Naivetät des Tötens vererbt ist, die den germanischen und hellenischen Helden der großen Volksepen eigen: schwerer Hieb und leichte Reue, wilder Ritt und kurz Gebet, das ist so ihr Lebensbrevier. Es sind Thaten und Gestalten wie für die Ballade, diese specifisch nordische Dichtungsart, geschaffen, auch bei Liliencron in ihren prächtigsten Stücken auf den ihr von Bürger, Strachwitz, Fontane eroberten Ton des Knappen, Herben, Rauhen, Unheimlich-Gespenstigen gestimmt, der die spielmannsmäßige Sangbarkeit und Schalkhaftigkeit ja nicht auszuschließen braucht. Ein grollendes, düster prächtiges Gewitter, in dessen letzte Schläge die süße Schalmei der Minnesänger oder die lustige Fiedel dörperlicher Ausgelassenheit hineintönt. König Abels Tod, Herzog Knuts Ermordung, die Schlacht von Bornhöved, Wiebke Pogwisch und seiner acht Söhne Fall in der Hamme, Hartwich Reventlows blutige Sühne an dem Verführer seiner Tochter, Pidder Lüngs, des Sylter Fischers, trotziges „Lewwer duad üs Slaav" und endlich der Brand von Altona — so viel Namen, so viel Meisterstücke wuchtiger

* Jetzt unter dem Titel „Kriegsnovellen" neu erschienen als erster Band der „Sämtlichen Werke" (früher neun Bände). Berlin, Schuster u. Loeffler.

Geschehnismalerei, Schwarz und Weiß, Licht und Schatten kräftig nebeneinander. Hart sind hier die Männer und hart die Frauen, Haß und Streit der Könige, kraftrohe Bauernleidenschaften, überall gleich Zusammenprall auf Leben und Tod, und das alles durchweht von dem niederdeutschen salzigherben Meeresatem, der durch den Beowulf und unser Nordseegedicht von Gudrun zieht. Liliencrons Stil, der alle oberflächliche Eleganz verschmäht, schwimmt da mit seinen kühnen, scharfen Wendungen, seinen robusten Naturworten, seinen derben Dialektausdrücken und charakteristischen Beiwörtern, von denen nicht wenige aus eigener Münze stammen, ganz in seinem Elemente. Seine konzentrierte Knappheit weiß oft in wenige Verse die ganze Poesie, die ganze Tragik, das ganze Glück, den ganzen Schmerz eines langen Menschenlebens zu drängen. Ohne weitere Einleitung springen seine Balladen gleich mitten hinein in die Erzählung: ein Brief wird abgegeben oder ein einfaches „Das war der König Ragnar“ stellt ohne Umschweife sofort den Helden vor. In den besten dieser Stücke liegt etwas von Meister Dürers grandioser Schlichtheit und Wahrhaftigkeit, etwas von dem stählernen Chronikenstil der niederdeutschen Hansazeit, etwas von dem harten Trommelklang unserer historischen Volkslieder. Immer streben sie zum Besonderen, Sinnlichen, Anschaulichen, gern geben sie für die Charakteristik die Schönheit in den Kauf. Alles Abstrakte wird erstickt, und zuletzt sehen wir die Grundstimmung wohl noch einmal in einem blitzartigen Schlußbild aufflammen, das noch lange in unseren Sinnen haften bleibt:

Stolz schreitet der Ritter den Burgberg hinab,
Ein Schäfer blies auf der Schalmei,
Vier Mönche murmeln am Marmorgrab,
Und draußen lachte der Mai —

Oder die Schlußstrophe der „Kleinen Ballade“:

Ihr wolltet stören meinen Herd?
Ich zeigte euch die Mannesehne.
Und lachend trockne ich mein Schwert
An meines Rosses schwarzer Mähne.

Doch nicht bloß Gestalten der Vergangenheit, auf die Volkssage und -dichtung mehr oder minder ihren Edelrost gelegt haben, führt Liliencrons Balladendichtung herauf. Auch aus eigenen Erlebnissen seiner Offizierslaufbahn und seiner amtlichen Thätigkeit weiß er Dichtungen zu schmieden, deren balladeske Kraft und Größe jenen historischen Stoffen nichts nachgiebt. Vor allem „Der Heidebrand“:

Herr Hardesvogt, vom Whisttisch weg,
Viel Menschen sind in Gefahr.
Es brennt die Heide von Djernisbeg
Und das Moor von Munkbraruptar …

ist ein düsteres Gemälde aus dem Dorfleben, so gesättigt mit erschütternder Tragik lebensvollster Wirklichkeit, daß sich ihm unter allem, was ich von modernen Dorfgeschichten kenne, in der Wirkung nur Wilhelm Seyhrs hier kürzlich besprochene schlesische Dorfgeschichte „Der Schindelmacher“ vergleichen läßt, die übrigens auch im Stoffe gewisse Ähnlichkeit mit ihm hat. Alle diese Stücke arbeiten mit großen Linien und Flächen; der feinen, liebevollen Ausmalung des Details — und diesen Grundzug teilen sie mit der modernen Kunst — gehen sie aus dem Wege. Ihre Stärke ist die Zeichnung, die Charakteristik. Wo Liliencron rein aus der Phantasie schöpft und malerische Wirkungen anstrebt, wie in der an Böcklins Farbenglut gemahnenden „Sündenburg“, in der „Rache der Najaden“, in der „Pest“ und in manchen Abschnitten des à la Byron aus lyrischen Einzelbildern zusammengesetzten Epos „Poggfred“, überschreitet er nur zu leicht die zarte Linie des künstlerischen Geschmacks und verfällt in einen zaun- und zügellosen Feuilletonismus, dem alle monumentale Dauerbarkeit fehlt.

Das hängt im Grunde mit einem Mangel an künstlerischer Formzucht zusammen, der in Liliencrons Charakterbild zum Schluß nicht übergangen werden darf. Es fehlt ihm das, was Goethe im vertieften und erweiterten Sinne des Wortes „Stil“ nennt: Stil der Kunst und — weil das bei ihm eins ist — Stil des Lebens. Sein kritikloses Grandseigneurtum wird ihn den höchsten Kranz der Meisterschaft nie erreichen lassen. Das lehren seine zerflatternden Romane, das lehren noch mehr seine an lyrischen Schönheiten reichen Dramen, die, obgleich sie z. T. ganz verwandte Stoffe und Stimmungen verarbeiten wie seine markigsten Balladen („Knut der Herr“, „Die Rantzow und die Pogwisch“, „Der Trifels und Pa

lermo", „Die Merowinger"), vor Lockerheit und allzu fahriger Beweglichkeit in sich selbst zerbröckeln. Es fehlt seiner Dichtung im ganzen, so viele vollendete Einzelschöpfungen sie hervorgebracht hat, die geistige Verknüpfung der Erscheinungen, die Harmonie zwischen Inhalt und Form, die nur aus dem Charakter des Künstlers und Menschen quellen kann. Das hat als wesentlichstes Hemmnis seinen Büchern den Weg in die Weite der deutschen Leserschaft immer wieder verschränkt, das wird ihn auch auf die Nachwelt nur mit verhältnismäßig schmalem Gepäck kommen lassen, das wird ihm die Zugehörigkeit zu den „Klassikern" des deutschen Volkes für immer weigern. Wir wollen uns hüten, mit ihm darüber zu rechten. Er würde sein Bestes, er würde sich selbst zerstören, wollte er sich heute noch modeln. Ein so ganz auf die Persönlichkeit gestellter Dichter kann nur leben und schaffen, wenn er aus seiner unverkünstelten Natur lebt und schafft. Und schließlich wollen wir nicht vergessen, daß auch Goethe einmal das Klassische das **Gesunde** genannt hat, das wir heute im Zeitalter des Dekadenten und Perversen doppelt schätzen

Märchen

Zu deiner lieben Nähe
bin ich so glücklich. Ich meine,
Ich müßte wieder der wilde,
selige Knabe sein.

Das macht deiner süßen Jugend
Sonniger Frühlingsglanz.
Ich hab dich so lieb. Und draußen
blühen die Rosen so auf.

O Traum der goldenen Tage!
Ja, es war einmal.
Abendwolken wandern
Ueber mein Jugendthal.

Gustav Falke

sollten, und daß wir gerade jetzt anfangen, die Kleist, Hebbel, Ludwig und Keller nicht zuletzt aus dem Grunde als die uns und unserem deutschen Wesen besonders Nahen und Lieben zu erkennen, weil sie neben den ausgeprägten Vorzügen unserer germanischen Rasse auch deren ausgeprägte Schwächen, Ecken und Kanten, Knorren und Knubben nicht vermissen lassen.

* * *

Einem Dichter von so elementarer Eigenart wie Liliencron wird es immer versagt bleiben, im eigentlichen Sinne des Wortes Schule zu machen. Das schließt aber nicht aus, daß seine Art, die Dinge zu betrachten und ihnen künstlerischen Ausdruck zu geben, auf das junge Geschlecht der deutschen Lyriker starken Einfluß ausgeübt hat. Vor allem einer, Gustav Falke, gleich ihm ein Sohn der holsteinischen Küstenlandschaft, zeigt, namentlich in seinen lyrischen Anfängen, starke Abhängigkeit von ihm und ist sich dieser Jüngerschaft in freundschaftlicher Pietät immer bewußt geblieben. „Ihre große Kunst," so schreibt er in der an Liliencron gerichteten Widmung seiner ersten Gedichtsammlung, „Ihre künstlerische Persönlichkeit hat auf die junge Dichtergeneration tief eingewirkt. Auch mein Meister waren Sie, und wie andächtig ich zu Ihren Füßen saß, davon zeugt dieser mein Erstling." Er will es nicht einmal wahr haben, womit ihm die Kritik oft zu schmeicheln geglaubt hat, daß er in seiner späteren Entwickelung die „Klugheit" gehabt habe zurückzulenken, als sein „bewunderter Meister in gefährliches Fahrwasser geriet", fühlt vielmehr die Pflicht und das Bedürfnis, einmal urbi et orbi gegen diese Art „Klugheit" Verwahrung einzulegen. „Wurde ich ‚Selber einer, unabhängig von Ihnen," bekennt er weiter, „wem hätte ich's mehr zu danken als Ihnen, dessen stete und einzige Lehre nicht die war: Sie müssen es machen wie ich, sondern die: So sollen Sie es nicht machen, Sie sollen es überhaupt nicht machen wie irgend ein anderer, sondern selbständig sein."

Falke hat diese „Lehre" trefflich beherzigt, sofern Selbständigkeit überhaupt zu erlernen wäre und nicht vielmehr schon im Keime der Persönlichkeit liegen müßte, wenn diese je dazu gelangen soll. Besser denn als Nachahmer und Schüler Liliencrons bezeichnet man Falke als sein nur in der künstlerischen Grundstimmung verwandtes lyrisches Seitenund Gegenstück, als die weibliche Ergänzung zu Liliencrons ausgeprägter Männlichkeit. Er ist im Vergleich zu ihm der weichere, zartere, träumerische, sinnigere, nicht nur in seiner Gefühls- und Vorstellungswelt, sondern auch in der Behandlung der dichterischen Form. Er ist mit dem Leben und seinen Fragen bei weitem nicht so schnell fertig wie jener, der sich damit begnügt, immer nur den Augenblick auszuschöpfen; er sucht vielmehr geflissentlich die geheimnisvollen Tiefen des Daseins auf und spürt Problemen und Rätseln nach, über die Liliencron mit einem einzigen kühnen Sprunge hinwegsetzt. Geht Liliencrons temperamentvoller Realismus ganz in der Außenwelt auf, so lauscht Falke mit Vorliebe den leisen Stimmen seines Inneren, und deutlich ist in seiner Entwickelung eine wachsende Neigung zu geistiger und idealistischer Betrachtung der Dinge zu erkennen. Aus der individualistischen Einsamkeit, hinter der sich Liliencrons dichterische Persönlichkeit verschanzt hält, steigt er ein paar Stufen herab zu dem gutbürgerlichen juste milieu, das die Geselligkeit liebt und sich nicht trotzig-verschlossen zurückzieht, wenn es heißt, mit Sitte und Geschmack der guten Gesellschaft, ohne sich gerade viel zu vergeben, ein paar gefällige Kompromisse zu schließen. Stärker als Liliencron wurzelt er in den Überlieferungen unserer heimischen Dichtung: hat jener nur lose an Storm angeknüpft, um alsbald auf völlig freien und eigenen Wegen weiterzuschreiten, so ist bei Falke vielmehr eine Rückentwickelung zu beobachten, die von Liliencron ausgeht und bei seinem lübeckischen Landsmann Geibel endet, bei Geibel, dessen höchstes künstlerisches Streben ja auch ein Charakterstreben war:

> Euch in Gott dein Sein zu schlichten,
> Werde ganz, so wirst du stark!

Mit diesem Priester der reinen, ebenmäßigen Form teilt er auch das hochentwickelte künstlerische Gewissen und das Streben nach musikalischem Wohllaut, das seinen letzten Grund in seinem trotz aller realistischen

Kunstmittel tiefausgeprägten Schönheitsbedürfnis findet.

Wie sein Freund Liliencron, der zuerst seine Bedeutung erkannte und öffentlich auf ihn aufmerksam machte, ist auch Falke erst in seinen reiferen Mannesjahren als Dichter hervorgetreten. Seine erste Gedichtsammlung erschien im Jahre 1891, als er bereits sein achtunddreißigstes Lebensjahr vollendet hatte. Am 11. Januar 1853 als Sohn des Kaufmanns Christian Falke, des älteren Bruders des bekannten Kunst- und Kulturhistorikers Jakob Falke, in Lübeck geboren, ergriff er nach beendeter Schulzeit zunächst den Beruf des Buchhändlers, um sich dann bald ganz der geliebten Frau Musika zu widmen. Als Musiklehrer wirkt er nach heute in Hamburg. Einmal befreit, rauschte der Quell seiner Lieder nun um so reichlicher und voller. In Abständen von zwei oder drei Jahren veröffentlichte er bis zum vorigen Jahre sechs Gedichtbücher, dazwischen ein Bändchen Humoresken und drei moderne Romane, von denen die ersten beiden, „Aus dem Durchschnitt“ und „Landen und Stranden“, eine Fülle realistischer Bilder aus dem kleinbürgerlichen Leben und Treiben Hamburgs bieten, während der letzte, „Der Mann im Nebel“, in leider allzu lockerem Gefüge eine intime, an lyrischen Einzelschönheiten reiche Seelenanalyse eines modernen, von den Zwiespältigkeiten seiner Zeit zerrissenen Dichters giebt, in der sich, ähnlich wie in Liliencrons Bekenntnisroman „Der Mäcen“, vieles von des Verfassers eigenem Erleben und Fühlen wiederspiegelt.*

Selten wohl hat das Schicksal einem Dichter das Glück gegönnt, äußeren Beruf und innerste Neigung so zur Versöhnung zu führen, wie es Falke beschieden war. Die Musik, die ihm den Lebensunterhalt schafft, ist zugleich der feste Grund für den Anker seiner Dichtung. Wie man bei Liliencron überall, auch da, wo er einen absichtlich tändelnden Ton sucht, noch das leise Klirren des Degens hindurchhört, schwingt bei Falke in allen seinen Gedichten die feine Saite eines unsichtbaren Instrumentes mit, das Inhalt und Form in stetem ebenem Gleichmaß hält. Man kann den Einfluß der Musik, dieser versöhnlichsten und friedigendsten aller Künste, auf Falkes Dichtung nicht tief und innerlich genug fassen. Scheinbare Dissonanzen zu einer höheren Harmonie zu verschlingen, ist der Grundzug seines poetischen Wesens. Darum ist ihm auch Robert Schumann der liebste unter den deutschen Komponisten, dieser „litterarische Musiker“, der kindlichste Einfalt und Innigkeit mit den ätherischten Gedankenflügen zu dem Gottesfrieden einer höheren Welt zu einen wußte und über seine „Davidsbündlergesänge“ den tiefsinnigen alten Spruch setzte: „In all und jeder Zeit verknüpft sich Lust und Leid; bleibt fromm in Lust und seid dem Leid mit Mut bereit.“ Falke selbst hat einmal unter dem Bilde eines Flötenspielers die innere Harmonie, zu der sich in ihm der Doppelklang des Ernstes und der Fröhlichkeit versöhnt, treffend charakterisiert:

Einen Flötenspieler schenkte mir der Traum,
Wirres Blondgelock umrahmte blasse Wangen,
Und es war ein düstrer Eichenbaum,
Drunter seine hellen Töne klangen.

Immer sah ich nur das unbewegte Licht,
Das mit dunklem Glanz in diesen Augen brannte,
Als ob diese junge Seele nicht
Ihrer Lieder heitern Frieden kannte.

Wunderlich berührte mich das Flötenspiel,
Das so leicht und lieblich Ton an Tone reihte,
Von den Lippen wie ein Lächeln fiel
Und die ernsten Augen Lügen zeihte.

Immer wieder drängt sich ihm im Wandel durch das Leben die ernste Frage nach dem Warum und Wohin auf die Lippen, und gerne schweift sein Blick, mag er sich an der Schönheit dieser Welt auch noch so fest gesogen haben, in den unermeßlichen Himmelsraum, wo er den Kompaß seines Lebens sucht:

Sei willkommen, lieber Gast von oben!
Hier sind Sterne immer wie zu Hause,
Immer werden Hände hier erhoben,
Flehende, zu euch, ihr ewigen Lichter,
Führer, Freunde, Warner uns und Richter.

---

* Von Falkes epischen Werken sind erschienen: „Landen und Stranden“ bei C. F. Tiefenbach in Leipzig (3. Aufl.), „Aus dem Durchschnitt“ (2. Aufl.), „Der Mann im Nebel“ und die Humoresken „Sie war reizend“ bei Alfred Janssen in Hamburg; von den Gedichten: „Mynheer der Tod“ bei E. Pierson in Dresden, „Zwischen zwei Nächten“ bei Cotta in Stuttgart, „Tanz und Andacht“, „Neue Fahrt“ und „Der Kuß“ bei Schuster u. Loeffler in Berlin, „Mit dem Leben“ bei Alfred Janssen in Hamburg. Ebenda ist neuerdings auch eine gute Auswahl seiner Gedichte unter dem Titel „Gustav Falke als Lyriker“ erschienen, eingeleitet von Dr. M. Spanier (geb. 2,50 Mk.).

Dabei wünscht er sich den Weg zur Höhe keineswegs mit Sammet und Rosen gepflastert; er weiß, daß der heilige Gral auf einem steilen Berge thront, dessen Fuß von Tann und Dorn umheckt ist, und in der Erkenntnis, wie leicht des Menschen beste Vorsätze vor einem wohligen, wolkenlosen Glücke kapitulieren, betet er:

Herr, laß mich hungern dann und wann,
Satt sein macht stumpf und träge,
Und schick mir Feinde, Mann um Mann,
Kampf hält die Kräfte rege.

Gieb leichten Fuß zu Spiel und Tanz,
Flugkraft in goldne Ferne,
Und häng den Kranz, den vollen Kranz
Mir höher in die Sterne.

So kämpft er, Diesseits und Jenseits mit gleich liebevollem Blick umfangend, unverdrossen mit dem Leben, in Arbeit und Feier, in Freud und Leid, in stiller Entsagung, in heißbegehrender Sehnsucht und freudiger Begeisterung:

Das ist mein Leben: hoher Gang,
Wie Könige im Krönungskleide,
Doch statt der Krone Dornenstrang,
Und hanfnen Strick statt Gurtgeschmeide.

Auf bleicher Stirn ein Tropfen Blut,
Und um den Mund ein selig Lächeln,
In Kampf und Tod gelassnen Mut,
Und um die Wange Friedenfächeln …

„Tanz und Andacht“, wie er sein schönstes und reifstes Gedichtbuch getauft hat, fließen ihm bei dieser fromm-fröhlichen Betrachtung des Lebens in eins zusammen:

Ob mit Tanz wir oder Beten
Hin vor unsere Gottheit treten,
Gestern Schelme, heut Propheten,
Immer fromm sind wir Poeten.

Und will ihm wirklich einmal die Wirrnis drinnen oder draußen den Gleichtakt zwischen Wunsch und Pflicht zerstören, so weiß er, in wessen Liebeshand er sein blutendes Herz legen darf, um es alsbald von aller Angst genesen zu lassen: seine Liebe zu Weib und Kind ist der Hafen all seiner Unrast und Sorge, hier an der Herdstelle seines Hauses steht der heilige Altar seiner tiefsten und reinsten Gefühle:

Mein Weib und all mein holder Kreis,
Mein Kind und all mein lachend Glück.
Ich rühre an die Saite leis,
Wie hell klingt es zurück!

In vollen ergreifenden Tönen singt Falke die Liebe zu Weib und Kind; all die stillen und keuschen Ideale, aus denen das deutsche Gemüt sich das „Herddämmerglück“ einer Familie gebaut hat: feste Treue und strenges Pflichtbewußtsein, saure Wochen und frohe Feste, Behaglichkeit und Träumerei wohnen vereint unter seinem Dache. Nirgends wohl offenbart sich Falkes Gegensatz zu Liliencron schroffer als in seiner Liebesauffassung. Während dort an unseren Augen ein langer Reigen flüchtiger Augenblickslieben vorüberwallt, kommen hier bald alle zärtlich-schamhaften Empfindungen in der Einen zur Rast, vor der sich das rasche Jugendwort: „Ich liebe dich!“ in das schlichtere und innigere „Ich hab dich lieb“ verwandelt:

Ich hab dich lieb. Das klingt so süß
Und klingt so reif. Ein Sommerlaut,
Wenn rings der Blick im Vollbesitz
Auf segenschöne Felder schaut.

Gieb deine Hand und keinen Kuß,
Mein Weib. Nur Blick in Blick. So. Gieb.
Und hör das Sommersegenswort,
Das reife Wort: ich hab dich lieb.

Mag in dieser auch die kleinen Freuden des Alltags anmutig vergoldenden Hauspoesie manches Altüberlieferte oder gar Verbrauchte stecken, Falkes glücklicher Humor und neckische Schalkhaftigkeit sorgt dafür, daß alle Eintönigkeit und Pedanterie vermieden wird, nicht zum wenigsten dadurch, daß er sich mit gleicher Liebe und Andacht wie seinem Weibe auch den Kindern und ihrer bunten kleinen Welt zuwendet. Segnend neigt er sich über das Bettchen:

Jeder bedeutsame Atemzug
Ist ein schweifender Himmelsflug,
Ist ein Suchen weit umher,
Ob nicht doch ein Sternlein wär,
Wo aus eitel Glanz und Licht
Liebe sich ein Glückskraut bricht,
Das sie geflügelt herniederträgt
Und dir aufs weiße Deckchen legt —

und mit stolzer Vaterfreude, aber auch mit ernsten Wünschen begleitet er die ersten Schrittchen, die der kleine Erdenwandler ins Leben hinein thut. Er hat die köstliche Gabe, die nur wenigen Eltern und Erziehern zu teil wird: sich ganz in die Vorstellungswelt des Kindes zu versetzen und dadurch, dem verheißungsvollen Bibelworte getreu, selbst ein Stück des Himmelreiches, das in jeder ungestörten Kindheit ruht, in sich aufzunehmen, und er weiß, wie eng un-

gestörte Kindheit und reine Kunst sich berühren. Lächelnd neigt er sich wohl von Meister Gottfrieds Züricher Novellen, „darin ein herrlicher Poet, was er an seltnen Schätzen fand, aus reicher Fülle um sich sät", einem kleinen Dreikäsehoch zu, der mit Stift und Briefpapier ungeduldig fordernd neben ihm steht:

„Papa, ach bitte, ein Wauwau!
Papa, ein Pferd! Papa, ein Hahn!"
Er will das ganze Tierreich sehn,
Und sieht in seinem schönen Wahn
Die Schöpfung neu durch mich erstehn.

Doch bald, so schwerer Kunst erlahmt,
Leg ich das Blatt in seine Hand,
Und selig hat er nachgeahmt,
Was dort an krausen Wundern stand.

Ich aber greif aufs neu zurück
Nach meines Zürchers Perlenschrein.
Hier Meisterstück, dort Kinderglück,
Poeten groß, Poeten klein.

Doch auch diese wurzelfeste Liebe zu Weib und Kind ist vor den Blitzen der Leidenschaft nicht geschützt, die in den weichsten und gefühlvollsten Herzen nicht selten am leichtesten zünden. Der Cyklus „Eine Liebe", der Falkes letzte Gedichtsammlung „Mit dem Leben" abschließt, legt Bekenntnis und sühnende Beichte ab von den Zweifeln und Sorgen, Bängnissen und Wirrnissen, die solche späte Leidenschaft heraufbeschwört:

Blühst du meinen späten Tagen,
Süße Liebe, noch einmal?
Bäumen, die schon Früchte tragen,
Lacht ein zweiter Frühlingsstrahl?

Zwischen Blüten, zwischen Früchten
Had ich nun die schwere Wahl,
Möchte pflücken, möchte flüchten:
Neue Liebe, neue Qual —

bis sich auf die heißen Kämpfe der milde Tau der Entsagung senkt und die Zärtlichkeit der Sinne sich zur keuschen Liebe des Bruders oder des Vaters wandelt. Dabei ist es ein besonders schöner und tiefer Gedanke und stimmt voll und rein mit Falkes im Goethischen Sinne des Wortes frommer Lebensauffassung zusammen, daß ihm gerade aus den Augen seines Kindes sein Schutzgeist ersteht:

So tief meines Kindes Augen sehn,
Kann mein Herz vor ihm bestehn.

Betende Hände hab ich bewegt
Um seinen kleinen Nacken gelegt.

Für dich betende Hände. Nie war
Meine Seele so fromm und lebensklar.

Liebe und Tod, Glück und Sterben — wie die beiden Schicksalsengel Hand in Hand durch Liliencrons Gedichte schreiten, so tauchen sie auch bei Falke immer wieder eng nebeneinander auf. In alles Lebenswerk geigt der Meister Tod hinein; Falkes erster Gedichtsammlung hat er sogar den Titel gegeben: „Mynheer der Tod". Wenn die Bezeichnung auch nicht für Inhalt und Stimmung des ganzen Buches paßt, so ist doch der früheste und stärkste Klang, der von seinem Instrumente kommt, gut damit gekennzeichnet. Seine Phantasie sieht den Würgengel des Lebens in den mannigfachsten Gestalten und Verkleidungen: als Rittmeister hält er am Waldesrand vor einer Schwadron schwarzer Husaren und führt sie in den Feind, „bis reiterlos rasen die Pferde durchs Feld"; als Kutscher sitzt er auf dem Bock einer Equipage und jagt die scheugewordenen Rosse zu immer tollerer Flucht; aber auch der Humor raucht mitten im Pulverqualm und Rädergebraus sein gemütliches Pfeifchen, dann formen sich die Wölkchen vor dem Auge des Dichters zu neckisch-ironischen Gestalten: der Tod als Radfahrer, wie ihm sein Gefährt an den langen Beinen eines Kritikers zerschmettert wird, oder als klapperdürrer Fiedelmann, der wohl Spatz und Pfarrer, Großmagd und Schloßherrn ins Grab geigen kann, dem zähen Recken von Dorfschulzen aber das Saitenspiel erst aufs Haupt schlagen muß, soll's seine Wirkung thun:

Der klapperdürre Fiedelmann,
Da hockt er nun am Rande,
Und leimt sein Zeug, so gut er kann,
Flickt Saiten, Steg und Bande,
Und brummt: Das hat man nun davon,
Dem spielt ich zu manierlich,
Jetzt lern ich Baß und Bombardon,
Die Geige ist zu ziertich.

So schelmisch vertraut und überlegen zugleich betrachtet, verliert der Tod für unseren Dichter alle Schrecken und Stacheln, „als wäre das Sterben nur ein Kleidertauschen":

Daß der Tod uns heiter finde!
Singend, unterm Kranzgewinde
Laßt uns ihm entgegengehn.

Deutlich zeigt sich in Falkes erstem Gedichtbuch in der Form wie in der ganzen Art zu sehen der unmittelbare Einfluß Liliencrons. Die oft gar zu gedrängte Kürze,

die pointierten Bilder, der Hang zum Feuilletonistischen, die kleinen Momentscenen, die Liliencron so liebt, die polternde Wut auf die süßlichen Goldschnittlyriker und die deutschen Philistertugenden, das alles ruft uns sein Vorbild ins Gedächtnis. Dann aber steigt der Schüler langsam zur Selbständigkeit, zur Freiheit und damit zur Heiterkeit in seiner Lebensanschauung und Betrachtungsweise empor. Nirgends offenbart sich das so klar wie in seinen Naturbildern. Freilich hat er weit weniger charakteristische Farben auf seiner Palette als Liliencron; auch wo sich seine Lyrik in der Heimatslandschaft ergeht, schweift sie bald ins allgemeine und symbolische ab, und seine zum Teil sehr schönen, formvollendeten Frühlingslieder lassen die persönliche Note vermissen — aber unnachahmlich weiß er eine Stimmung zu treffen: das taufrische Erwachen des Morgens, die Auferstehung des jungen Tages. So begegnet der Dichter ihm, wie er aus Osten hügelab im leichten Wanderschritt einherkommt:

Auf seine helle Stirne fiel
Ein frei Gelock, des Windes Spiel.
Kein Kleid umgab der Glieder Pracht,
Nackt schritt er, wie ihn Gott erdacht,
Nur eine Sonnenblume hielt
Er in der Linken. Hochgestielt,
Der goldne Sternkelch scheitelnah
Ihm schwankend über die Schulter sah . . .

Und mehr liedmäßig in der „Neuen Fahrt“ als Präludium der ganzen Sammlung:

Es tagt, die Fenster aufgethan!
Mich weckt ein Blitzen und Blinken.
Ich hörte im Schlaf einen fernen Hahn
Und hör einen frühen Finken.

Doch auch hier begnügt sich der Dichter nicht mit dem Augenblicksbild und der Augenblicksstimmung, sondern sucht aus dem Moment erhöhten und gestählten Lebensgefühls zugleich einen ewigen Gewinn in seine Brust zu ziehen und aus den heimlichen Tiefen der Natur die Mystik zu erlösen, nach der das deutsche Gemüt bei allen sinnlichen Erscheinungen sich sehnt. Darum verbindet er, wie die Liebe mit dem Tod, den Tag so gern mit dem Traum, der ihm die wachen Bilder der Anschauung ins Geistige und Sittliche verklärt.

Denn mit der Andacht zu warmen Leben des Tages gab ihm die Muse zugleich die „Flugkraft in goldene Ferne“. Seine „Phantasiestücke“, in denen sich Ton- und Farbenstimmungen zu schöner Kunstwirkung gatten, leiden nicht unter der launischen Willkür und Zerrissenheit, die die Liliencronischen oft um allen bleibenden Eindruck bringt, sondern wissen die Grundvorstellung energisch festzuhalten und alle einzelnen Bilder schließlich in eine einzige Dominante zusammenzufassen. Auch Liliencron führt uns in seinem „Poggfred“ mit hinreißender Phantasiekraft „auf einen anderen Stern“, aber es fehlt ihm das schöne Maß und die künstlerische Komposition, die Falkes Gedicht zu einem so in sich gesättigten Gemälde rundet. Auch hier geht er immer von einer einheitlichen Stimmung aus, aus deren Keim dann organisch Blatt um Blatt herauswächst, bis die ganze Pflanze vor uns steht.

Aus den drei gelben Margeriten, die ihm die Liebste gab, steigt ihm der ganze lachende Sommer empor, mit lauen Lüften und Sonnenschein, mit Ährenwallen und Sensenklang: eine Lache auf der Straße wird ihm zur „Regeninsel“, dem Eiland der öden Eintönigkeit, des trägen Hindämmerns und Träumens, auf dem die Menschen, „klein, breitmäulig, schieleud, mit Karpfenaugen unter wulstigen Lidern, und fischgeschwänzt, Schwimmhäute an den Händen“, nahe an die Tierwelt heranrücken. Wie ganz anders dagegen das „Mysterium“, in dem das todbringende Nahen des Herbstes an einem dämmerverschleierten Spätsommerabend in seltsam verschwimmenden und doch mit innerer Leuchtkraft flammenden Farben geschildert wird. Manchmal erweitern sich diese Phantasiedichtungen zu Erzählungen mit novellistischem Gepräge und liebevoller Ausmalerei der Einzelheiten, wie Falke auch sonst gern der Schöpfung eines Malers seine deutende und auslegende Phantasie leiht. So hat er Klingers tiefsymbolisches Gemälde „Christus im Olymp“ erläutert, Hans Thomas „Dorfgeiger“ mit einem sein und sinnig nachfühlenden Text begleitet und Otto Speckters Katzenbuch mit artigen Reimen für die Kleinen ausgestattet.

In einem seiner Gedichte plaudert er aus, „wie es gemacht wird“. Da sitzt er eines Morgens in trübseliger, arbeitsunlustiger Stimmung vor seinem Schreibtisch, als der träumende Blick draußen einen Bauernlüm-

mel auf einem Riesengaul vorübertrotten sieht, „und hinter dem Goliath, ein wenig zur Seite, schickte der Zufall ein Zwergengeleite, zwei Knirpse, die kamen vom Nüssepflücken.“ Und flugs steigt, wie weiland in Hans Sachsens sonntägliche Werkstatt, Frau Muse auf einer Wolke Saum zu ihm herein und berührt seine Augen mit ihrem Zauberstabe, auf daß sie sehend werden:

Und da ein rechter Dichtersmann
Das Bildern und Schildern nicht lassen kann,
Und muß alles gleich hübsch koloriren,
Mit den hellsten Lichtern illuminieren,
Kommt auf eine Handvoll Pracht nicht an,
Hängt hier einen Bimmelbammel dran,
Hier ein Geschnörkel und da ein Gezier:
Wird aus dem Lümmel der Großvezier,
Aus dem Bauerngaul ein Berberroß,
Aus den Buben ein jubelnder Heerestroß.
Kommt alles darauf an in der Welt,
Wie man sich zu den Dingen stellt,
Ist alles nicht mehr wert zuletzt,
Als wie du's in deine Rechnung setzt ...

Mit diesem Bilde schlichter deutscher Meistersingerschaft, in dem alles Treue und Klinge, alles Gemütvolle und Schalkhafte, alles Leichte und Feine, Liebliche und Anmutige seines Wesens beschlossen liegt, wollen wir von Gustav Falke und seiner Lyrik Abschied nehmen. Was er von seinem Tageslauf singt, das wird dereinst von seinem ganzen dichterischen Lebenslauf gelten können:

Ein Tageslauf

Sitz ich einmal, Haupt in Hand gestützt:
Schöner Tag, ich hab dich ausgenützt.

Einen Kuß auf meines Weibes Mund,
Liebesgruß in früher Morgenstund.

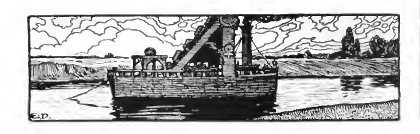
Weg zum Brot in harter Tätigkeit,
Offner Blick in scharfem Männerstreit.

Einen guten Becher froh geleert,
Kräftig einem argen Mensch gewehrt.

Leuchtend Sterne aus reinen Himmelsräumen,
Noch zuletzt ein seliges Dichterträumen.

Einmal sitz ich, Haupt in Hand gestützt:
Schöner Tag, ich hab dich ausgenützt.

Gustav Falke



Kanäle und Kanalprojekte.

Von

Georg Muschweck.

Dem Verkehre sind zwar die Luftregionen noch immer verschlossen; dagegen hat er sich Wasser und Land erobert und ist nach und nach so erstarkt, daß der deutsche Kaiser den Ausspruch wagen konnte: „Die Welt am Ende des neunzehnten Jahrhunderts steht unter dem Zeichen des Verkehrs."

Dem auf einsamen Fußsteigen wandelnden Menschen nahm bald das auf breiter Fahrstraße hintrottende Pferd die Bürde ab, und dieses wiederum wurde durch die auf eisernem Schienenwege dahinsausende Lokomotive ersetzt. Während früher Kähne auf Bächen und Flüssen und Segelschiffe den Meeresküsten entlang den Verkehr vermittelten, durchfurcht jetzt das Dampfschiff die weiten Meere. Und wie der Mensch es verstanden hat, der Lokomotive ihren Weg tief unter den Bergen zu graben, so hat er auch dem Dampfschiffe mitten ins Herz der Länder kunstvolle Straßen gebaut.

Nicht überall hat man den Wert künstlicher Wasserstraßen sofort erkannt. Namentlich Deutschland ist gegenüber anderen Ländern — insbesondere Frankreich — sehr zurückgeblieben. Erst in jüngster Zeit hat sich die Erkenntnis Bahn gebrochen, daß ein gut verwaltetes Land der Kanäle nicht entbehren könne. Wenn die Beförderung auf den Kanälen auch teurer zu stehen kommt als auf den natürlichen Wasserstraßen, so ist sie doch weit billiger als auf den Eisenbahnen. Dazu kommt noch, daß sich die Kanäle, wie keine anderen Wege, vorzüglich zur Bewältigung von Massentransporten eignen und daß durch die Kanäle einzelne Güter überhaupt erst transportfähig werden.

An volkswirtschaftlicher Bedeutung steht obenan der Suezkanal, jene neue wichtige Weltstraße, welche das Mittelländische mit dem Roten Meere verbindet. Wir verdanken dieses Riesenwerk dem genialen französischen Ingenieur Lesseps, welcher, unterstützt von den Kapitalien seiner Landsleute, trotz der Machinationen der eifersüchtigen Engländer im Frühjahre 1859 den Durchstich der Landenge von Suez und damit die Trennung zweier Weltteile begann und zehn Jahre danach, am 15. August 1869, vollendete. Der Kanal beginnt bei Port-Said und endigt bei Suez, ist einschließlich der Strecken, welche durch die Bitterseen führen, 160 Kilometer lang, 8 Meter tief und hat eine Breite von 58 bis 100 Metern am Wasserspiegel, von 22 Metern an der Sohle. Obwohl sich die Baukosten auf 390 Millionen Mark beliefen, so verzinst sich doch das Kapital sehr gut. Den glücklichen Aktionären wird seit Jahren schon eine Dividende von 20 Prozent ausgezahlt.

Lesseps rechnete, daß sechs Millionen Tonnen durch den Kanal gingen und daß die Einnahmen bei einem Durchgangszoll von 10 Franken pro Tonne 60 Millionen Franken betrügen. Und er hat sich in seinen Hoffnungen nicht getäuscht. Denn wenn auch im Jahre 1870 nur 486 Schiffe mit 493911 Tonnen passierten, so zählte man 1878 be-

reits 1593 Schiffe mit 3291585 Tonnen, 1880 2727 Schiffe mit 4136779 Tonnen, 1890 3389 Schiffe mit 6890094 Tonnen, 1895 3434 Schiffe mit 8448383 Tonnen und 1899 3607 Schiffe mit 13815982 Tonnen. An Passagieren zählte man 1878 96363 Personen, darunter 58274 Soldaten, 1899 221348 Personen, darunter 108552 Soldaten. An dem Verkehre beteiligten sich die einzelnen Länder, wie folgt:

Länder	1877			1899		
	Schiffe	Registertonnen	Prozent	Schiffe	Registertonnen	Prozent
Großbritannien . .	1303	2699232	80	2310	9046031	65
Deutschland . . .	40	56841	2	387	1492637	11
Frankreich	85	233759	6	226	940124	7
Niederlande . . .	63	155874	4	206	583010	4
Österreich-Ungarn .	46	73344	2	101	371364	3
Japan	?	?	?	65	321127	2
Rußland	?	?	?	55	266444	2
Italien	58	85505	3	69	200624	2
Norwegen	?	?	?	59	165758	1
Spanien	21	50826	1	39	164202	1
Nordamerika . . .	?	?	?	26	101245	1
verschiedene Länder	?	?	?	64	163416	1
Summe	1663	3418949	100	3607	13815982	100

Daß von den Orientfahrern die meisten unter englischer Flagge segelten, liegt in der Natur der Sache. Denn einerseits sind die Engländer noch immer das erste Seehandelsvolk der Welt — fast die Hälfte aller Handelsschiffe gehört den Briten —, andererseits monopolisieren sie den Verkehr mit ihren indischen und australischen Kolonien. Immerhin haben die Engländer bereits den Kulminationspunkt überschritten und im Laufe der Zeit einen immer größeren Teil des Verkehres an andere Nationen abgeben müssen. Insbesondere zeigt sich die deutsche Flagge immer häufiger im Roten Meere. 1870 passierten 27 deutsche Schiffe mit 27270 Tonnen, 1881 45 mit 59515 Tonnen, 1884 130 mit 258293 Tonnen, 1894 296 mit 626361 Tonnen und 1898 356 Schiffe mit 969597 Tonnen.

Daß und inwieweit der Suezkanal ein dringendes Bedürfnis war, ergiebt sich daraus, daß die Weg- und Zeitkürzung gegen die Kaproute von Southampton nach Sydney bereits 1289 Seemeilen oder 5 Tage beträgt, nach Singapur aber auf 3710 und 12, nach Kalkutta auf 3920 und 13, nach Bombay auf 4800 und 16, von Bombay nach Gibraltar auf 5120 und 17, nach Marseille auf 6280 und 21 und nach Triest sogar auf 7404 Seemeilen und 25 Tage steigt.

Eine der verrufensten Wasserstraßen ist das Kattegat, jene große Meerenge, welche Schweden und Jütland scheidet und die Nord- und Ostsee verbindet. Die reißende Strömung der Gewässer und die gewaltige Wucht der Orkane haben schon manches feste Schiff auf den heimtückischen Sandbänken und an den zahlreichen Riffen zerschellt. König Christian VII. hat sich deshalb um die Schiffahrt sehr verdient gemacht, als er in den Jahren 1774 bis 1784 von Holtenau nach Rendsburg einen Kanal bauen ließ, der in Verbindung mit der Eider einen direkten Weg von der Ost- nach der Nordsee herstellte. Da der Kanal jedoch nur 3,5 Meter tief war, blieb er größeren Seeschiffen unzugänglich. Hundert Jahre später sollte auch diesem Übelstande abgeholfen werden. Denn im Frühjahre 1886 nahmen der deutsche Bundesrat und Reichstag sowie das preußische Herren- und Abgeordnetenhaus eine Gesetzesvorlage an, wonach die Ost- und Nordsee durch einen Großschiffahrtskanal verbunden werden sollten. Den Grundstein legte am 3. Juni 1887 Kaiser Wilhelm I. mit den Worten: „Zu Ehren des geeinigten Deutschlands! Zu seinem fortschreitenden Wohle! Zum Zeichen seiner Macht und Stärke!" Den Schlußstein fügte acht Jahre später, am 21. Juni 1895, Kaiser Wilhelm II. mit den Worten ein:

„Zum Gedächtnis Kaiser Wilhelms des Großen taufe ich den Kanal „Kaiser Wilhelm-Kanal“. Im Namen des dreieinigen Gottes, zu Ehren Kaiser Wilhelms, zum Heile Deutschlands, zum Wahle der Völker!“

Der Kaiser Wilhelm-Kanal führt van Brunsbüttel an der Elbe über Rendsburg nach Holtenau an der Kieler Bucht. Er ist 98,65 Kilameter lang, 9 Meter tief und 22 Meter an der Sahle, 70 Meter am Wasserspiegel breit. Die Zahl der Arbeiter betrug zur Sammerszeit durchschnittlich 5000, einmal stieg sie auf 9000. Die Arbeiter kamen aus aller Herren Ländern, van den fremden Natianen war, wie überall, wa größere Bauten Verdienst versprechen, die italienische stark vertreten. Der Tagesverdienst bezifferte sich durchschnittlich auf 3,50 Mark. Die Erdbewegung umfaßte 77 Millionen Kubikmeter. Um außergewöhnliche Unterschiede der Wasserstände der Elbe und der Ostsee auszugleichen und den Sturmfluten zu wehren, hat man bei Holtenau und Brunsbüttel zwei parallele, je 217 Meter lange und 25 Meter breite Dappelschleusen mit einer nutzbaren Länge von 150 Meter angelegt. Die Durchschleusung der Schiffe beschränkt sich jedoch nur auf einen Bruchteil des Jahres, in Holtenau auf etwa dreißig Tage. Die weitere Schleuse bei Rendsburg dient zur Verbindung des Eiderkanals mit dem Nordostseekanal.

Schleswig-Holstein durchziehen von Süden nach Norden vier Eisenbahnen, die östlichste ist die Kiel-Flensburger Bahn, dann falgt die Linie Neumünster-Rendsburg-Schleswig als Teilstrecke der Hamburg-Vamdruper Eisenbahn, die Westholsteinische Bahn führt von Neumünster nach Heide, und den Schluß bildet die Marschbahn Hamburg-Elmsharn-Heide-Hvidding. Der Kanal durchschneidet die Bahnen van Osten nach Westen bei Levensau, bei Rendsburg, bei Grünenthal (Hademarschen) und bei St. Margarethen. Während bei St. Margarethen eine und bei Rendsburg zwei Drehbrücken die Züge über den Kanal befördern, sind bei Levensau und Grünenthal zwei Hochbrücken darüber geschlagen. Beide haben eine lichte Höhe von 42 Metern über dem narmalen Wasserspiegel, erstere eine Spannweite van 163,4 Metern, letztere eine salche van 156 Metern. Die Landstraßen sind teils durch Drehbrücken (wie die Pantandrehbrücke für die Kiel-Friedrichsorter Landstraße, die Drehbrücke bei Osterränfeld für die Rendsburger Chaussee), teils durch Fähren verbunden.

Die Fahrt durch den Kanal kürzt den Weg van der Ostsee nach Leith um 84, nach Londan um 239, nach Bremerhaven um 323 und nach Hamburg um 425 Seemeilen. Sie dauert im Durchschnitt 8¾ Stunden und kann auch nachts stattfinden, da der Kanal elektrisch beleuchtet und so breit ist, daß Handelsschiffe vorsichtig einander ausweichen können. Nur wenn unsere graßen Kriegsschiffe mit einem Tiefgange van 8,5 Metern und einer Breite van 19,5 Metern den Kanal passieren, müssen die anderen Schiffe in einer der sechs Ausweichstellen die Vorbeifahrt abwarten.

Der Kanal hat 156 Millianen Mark gekostet, davan hat Preußen 50 Millionen varweg, den Rest das Reich übernommen.

Die Regierung rechnete auf einen Verkehr van 18000 Schiffen mit einem Nettoraume van 5500000 Registertonnen und auf eine Einnahme von 4838595 Mark, eine Ausgabe von 2378595 Mark und eine Rente van 2460000 Mark oder 1,6 Prozent. Das finanzielle Ergebnis blieb jedach weit hinter den Erwartungen zurück. Es betrug

im Betriebsjahre	die Zahl der Schiffe	die Zahl der Registertonnen	die Einnahme Mark	die Ausgabe Mark	das Deficit Mark
1896/97	19960	1848458	986832	?	?
1897/98	23108	2469795	1300018	2278283	978265
1898/99	25816	3117840	1634337	2066737	432400

Wenn der Verkehr übrigens sa stetig wie bisher zunimmt, ist der Zeitpunkt nicht mehr fern, wa statt des Deficits eine wenn auch varerst nach bescheidene Rente in die Rechnung eingestellt werden kann. Die Registertanne zahlte im Durchschnitt 40 Pfennig Abgabe. Von den Schiffen führten 1898/99 22540 die deutsche, 906 die dänische, 735

die schwedische, 687 die niederländische, 497 die britische, 248 die norwegische, 157 die russische, 27 die belgische und 4 die französische Flagge.

Schon seit 1878 macht der Ingenieur Verstraëte für sein Projekt, den Atlantischen Ocean mit dem Mittelländischen Meere durch einen Kanal zu verbinden, Propaganda. Die Ausführung ist jedoch immer wieder an dem zähen Widerstande der allmächtigen französischen Eisenbahngesellschaften gescheitert, die mit Recht eine erhebliche Einbuße ihrer Einnahmen durch das Kanalunternehmen befürchten. Erst seitdem die Deutschen den Kaiser Wilhelm-Kanal gebaut haben, hat das Projekt bedeutend an Boden gewonnen und wird binnen kurzem der Verwirklichung entgegengehen.

Der Kanal soll in der Bucht von Arcachon beginnen, über Marmande, Agen, Toulouse und Carcassone führen und bei Narbonne in den Golfe du Lion münden. Die Länge soll 433 Kilometer, das Profil am Boden 37 Meter, am Wasserspiegel 61 Meter, die Tiefe 9 Meter betragen.

Zur Überwindung der Niveaudifferenz von 304 Metern sind 22 Schleusen vorgesehen. Man hofft, den Kanal in fünf Jahren herstellen und die mit 825 Millionen Franken berechneten Baukosten mit 4 Prozent verzinsen zu können. Die Kanalfahrt soll nicht mehr als 48 Stunden in Anspruch nehmen. Dem Kanal wird sich voraussichtlich ein großer Teil der Handelsschiffe zuwenden, die jetzt den Umweg um Gibraltar machen müssen. Nicht hoch genug kann aber auch der Vorteil angeschlagen werden, der der französischen Kriegsmarine aus dem Baue des Kanals erwachsen würde. Denn mit seiner Hilfe könnte sich die atlantische Flotte rasch mit der Mittelmeerflotte vereinigen und in doppelter Stärke dem Feinde entgegentreten.

Wenig Anklang fand bisher das Projekt, einen Kanal von New-Castle nach dem Solway-Firth zwischen Schottland und England zu bauen, der eine Länge von 80 englischen Meilen, eine Breite von 80 Fuß und eine Tiefe von 28 Fuß haben würde.

Dagegen ist der Kanal von Korinth, jene Wasserstraße, welche den äginetischen mit dem korinthischen Meerbusen verbindet, seit Jahren vollendet. Schon Kaiser Nero versuchte den Isthmus von Korinth zu durchstechen. Doch reichte der damalige Stand der Technik nicht hin, den Weg durch die Felsen zu ebnen. Erst im Jahre 1882 wurde der Plan von dem General Türr wieder aufgenommen und nach Überwindung verschiedener finanzieller Schwierigkeiten auch ausgeführt.

Der Kanal ist 6,342 Kilometer lang, 8 Meter tief und 22 bis 30 Meter breit. Die Erdbewegung umfaßte 27 Millionen Kubikmeter, die Kosten beliefen sich auf 70 Millionen Franken. Die Abkürzung des Weges ist so gering — für Schiffe aus der Adria beträgt sie 200 Seemeilen, für Schiffe aus dem Mittelländischen Meere die Hälfte —, daß die meisten Schiffsgesellschaften trotz des geringen Zolles von einem Franken pro Tonne und Person aus dem Adriatischen und einem halben Franken aus dem Mittelländischen Meere immer noch um das Kap Matapan herumfahren.

Die günstigen Erfahrungen, die die Deutschen mit ihrem Nordostseekanal machten, zeitigten in Rußland das großartige Projekt, einen Kanal von der Ostsee zum Schwarzen Meere zu bauen. Dieser Kanal soll von Riga über Jakobstadt, Dünaburg, Lepel, Borissow, Bobruisk, Kijew, Perejaslawl, Kanew, Tschertassy, Krementschug, Werchnednjeprowsk, Jekaterinoslaw, Alexandrowsk, Nikopol, Böreslawl und Aleschki nach Cherson laufen und so den Rigaschen Meerbusen mit dem Dnieprliman und damit die Ostsee mit dem Schwarzen Meere verbinden. Sämtliche genannten Städte sollen Häfen bekommen. Von Riga bis Dünaburg kann unter entsprechender Regulierung und Vertiefung das Bett der Düna, von Lepel an das der Beresina und nach ihrer Vereinigung mit dem Dniepr das Bett dieses Flusses bis zu seiner Mündung ins Schwarze Meer benutzt werden, so daß nur zwischen Dünaburg und Lepel ein Kanal herzustellen ist. Die natürliche Wasserstraße hat eine Länge von 1400, die künstliche eine solche von 200 Kilometern.

Durch die Vertiefung mehrerer in den Kanal mündender Flüsse sollen auch die Städte Disna, Mozyr, Oster, Tschernigow, Shitomir und Pultawa in das Kanalsystem einbezogen werden. Der Kanal soll eine Breite von 65 Metern an der Oberfläche,

35 Meter an der Sohle und eine Tiefe von 8,5 Metern erhalten.

Sieben große Eisenbahnbrücken werden den Kanal bei Dünaburg, Borissow, Bobruisk, Reczia, Kijew, Krementschug und Jekaterinoslaw überspannen, außerdem werden dreiundzwanzig feste Brücken die Verbindung mit den Landstraßen herstellen. Die Gesamtkosten für den Kanal sind auf 200 Millionen Rubel veranschlagt. Die Bauzeit ist auf fünf Jahre bemessen. Der Kanal wird ganz neue Verkehrsgebiete aufschließen und auch dann, wenn sich wider Erwarten das hineingesteckte Kapital nicht verzinsen sollte, ein wahrer Segen für das Land sein. Er wird aber auch die Wehrhaftigkeit des russischen Reiches steigern, indem er es ermöglicht, die heute in zwei Teile gespaltene Kriegsflotte in wenigen Tagen in dem Schwarzen Meere oder in der Ostsee zu vereinigen.

Die Lorbeeren, die sich Lesseps durch Schaffung eines neuen Seeweges nach Indien erworben hatte, ließen ihn nicht zur Ruhe kommen. Alle Welt jauchzte dem Erdreformator zu, als er mit dem Plane auftrat, durch Mittelamerika einen Kanal zu bauen. Was Kolumbus und seine Nachfolger vergeblich suchten, einen westlichen Weg nach Indien, Lesseps versprach ihn den Seefahrern noch vor Ablauf eines Jahrzehnts offen zu legen. Als geeignetste Stelle für den Durchstich erschien Lesseps der Isthmus von Panama.

Der Kanal sollte die Limon- oder Navybai, also den Atlantischen Ocean mit der Reede von Panama oder dem Stillen Ocean verbinden, 73 Kilometer lang, 8,5 bis 9 Meter tief, an der Sohle 22 bis 24 Meter und am Wasserspiegel 28 bis 50 Meter, an den Kreuzungspunkten aber 120 Meter breit werden. Schleusen waren im Plane nicht vorgesehen. Die Erdbewegung wurde auf 73 Millionen Kubikmeter veranschlagt. Der Bau sollte in acht Jahren vollendet werden und nicht mehr als 600 Millionen Franken kosten. Der Durchgangszoll sollte 15 Franken pro Tonne betragen. Der Transitverkehr wurde auf 7 bis 15 Millionen Tonnen geschätzt.

Das Projekt fand allgemeinen Anklang. Die aufgelegten Aktien wurden mehrfach überzeichnet. Jedermann wollte sich an dem, sicheren Gewinn verheißenden Unternehmen beteiligen. Am 1. Januar 1880 gab die Tochter des kühnen Baumeisters mit dem ersten Spatenstiche das Zeichen zum Beginn des Kanalbaues. Die Arbeiter, meist Neger und Mulatten, wurden von den westindischen Inseln geworben. In der trockenen Jahreszeit arbeiteten 12000 bis 20000 Mann, in der Regenzeit 8000 Mann. Die Leitung war 400 meist europäischen Ingenieuren anvertraut. 100 Dampfexkavatoren, 44 Baggermaschinen, 324 Dampfpumpen, 39 Schleppschiffe, 100 Handwagen, 180 Lokomotiven, 10460 Waggons waren angekauft worden. Bis zum 1. Januar 1884 waren 2760000 Kubikmeter, bis 1. Januar 1885 12000000 Kubikmeter und bis 1. März 1886 21600000 Kubikmeter ausgeschachtet.

Die Begeisterung, die dem Unternehmen ursprünglich zur Seite stand, wich jedoch bald einer kühleren Stimmung, als alljährlich neue Aktien auf den Markt geworfen wurden. Lesseps hatte sich gründlich verrechnet. Der Ankauf der Panamabahn, der am 1. Januar 1884 erfolgte, verschlang allein schon 100 Millionen Franken, für Vorarbeiten und Beschaffung der Betriebsmaterialien wurden 300 Millionen Franken ausgegeben. Die Kosten der Ausführung eines Riesendammes von 132 Fuß Höhe und 5248 Fuß Länge zur Ablenkung des Flusses Chagres wurden nachträglich auf 200 Millionen Franken geschätzt. Der Aushub der Erdmassen erhöhte sich auf 150000000 Kubikmeter. Man fand auch, daß sich die Herstellung wenigstens dreier Flutschleusen am Golf von Panama nicht umgehen lasse, da der Unterschied zwischen Ebbe und Flut an der Küste des Stillen Oceans 4 bis 6 Meter, an der des Atlantischen Oceans dagegen nur 58 Centimeter beträgt, ferner der Eintritt der Flut in Panama neun Stunden früher als in Colon erfolgt. Auch wurde in der Limonbai die Ausführung eines Wellenbrechers für notwendig erachtet. Die Kosten wurden im ersten Falle auf fünfzehn, im letzteren auf 10 Millionen Franken geschätzt.

Lesseps erklärte deshalb bereits im Jahre 1885, daß die Herstellungskosten jedenfalls 1200 Millionen Franken, also das Doppelte des Voranschlages, betragen würden. Aber

auch diese Summe erwies sich als unzulänglich. Als das Geld verbraucht war, erschien der Kanal kaum zu einem Drittel vollendet. Die Aktionäre wurden stutzig und weigerten sich, weitere Gelder dem unersättlichen Moloch zu opfern. Es erfolgte daher im Jahre 1889 der Zusammenbruch der Gesellschaft. Schuld daran war nicht allein die Unterschätzung des Unternehmens, sondern auch der Umstand, daß von den Geldern eine schwere Menge schmutzigen Kanälen anstatt dem Kanale zufloß.

Nach langen Bemühungen glückte es dem Liquidator des verkrachten Unternehmens, mit der kolumbischen Regierung am 20. Oktober 1894 einen neuen, auf zehn Jahre gültigen Vertrag zu schließen und auf den Trümmern der alten Gesellschaft eine „Compagnie nouvelle du Canal de Panama“ zu gründen. Diese beabsichtigt, den Kanal in der Weise auszubauen, daß sie in der Scheitelstrecke eine Höhenlage der Kanalsohle von 20,75 Metern über dem mittleren Meeresspiegel annimmt. Dadurch machen sich acht Schleusen, welche eine Länge von 225 Metern und eine Breite von 25 Metern bekommen sollen, notwendig. Der Kanal soll 9 Meter Tiefe und 28 bis 34 Meter Sohlenbreite und in Gebirgsgegenden eine Spiegelbreite von 28 Meter, in der Ebene eine solche von 50 Meter erhalten. Mit einem Aufwande von 512 Millionen Franken hofft man den Kanal in zehn Jahren vollenden zu können. Zwei Fünftel der Arbeiten sollen bereits gethan sein. Die Durchfahrt durch den Kanal wird höchstens fünfzehn Stunden beanspruchen. Durch den Kanal wird der Verkehr mit dem Westen Amerikas in ganz andere Bahnen gelenkt werden. Die Pacificbahnen Nordamerikas werden den Hauptteil ihres Transits an die neue billigere Wasserstraße abgeben müssen, welche auch den nördlichen Teil von Südamerika bedienen wird. Der Weg durch den Kanal wird sich für Dampfer von New-York nach S. Franzisko um 9600 Seemeilen oder zweiunddreißig Tage und von Hamburg nach S. Franzisko um 7200 Seemeilen gegen das Kap Horn erniedrigen.

Während man in Europa allgemein bedauerte, daß der Kanalbau in bedenkliches Stocken geriet, gönnten die Amerikaner, denen das in französischen Händen liegende Unternehmen längst ein Dorn im Auge war, dem alten Lesseps das Fiasko und glaubten nunmehr die Stunde gekommen, wo ihr altes Projekt, die Erbauung eines Nicaraguakanals, die Auferstehung feiern könnte.

Nach dem angesichts der Fortschritte, die das Panamaunternehmen zu verzeichnen hat, wohl kaum zur Ausführung kommenden Plane würde der Kanal von Greytown oder San Juan del Norte am Atlantischen Ocean durch die Thäler der Flüsse Deseado, San Franzisko und San Juan zum östlichen Ufer des Nicaraguasees führen, seinen Lauf am westlichen Ufer durch die Thäler des Rio Grande und Rio Tola fortsetzen und bei Brito in den Stillen Ocean münden. Die ganze Strecke beträgt 274 Kilometer, hiervon entfallen auf freie Schiffahrt im San Juan 104 Kilometer, im Nicaraguasee 91 Kilometer, auf Staubecken, die in den Thälern der Flüsse Deseado, San Franzisko und Tola angelegt werden können, 34 Kilometer, auf die künstlichen Bette an der Ostseite 26 Kilometer und an der Westseite 18 Kilometer, schließlich auf die Schleusen 1,2 Kilometer. Von solchen sollen zur Überwindung des Scheitelpunktes (46 Meter über dem Meere) zehn, und zwar vier auf der pacifischen, sechs auf der atlantischen Seite angelegt werden. Die Kommission schlägt eine Tiefe von 10,5 Metern, eine Sohlenbreite von 45 Metern vor und glaubt, daß der Kanal in zehn Jahren fertig gestellt werden könnte. Die Gesamtkosten sollen sich auf 200540000 Dollars belaufen.

Noch ein Projekt beschäftigt die Amerikaner: der Bau des Floridakanals. Dieser würde durch Aufschneidung der Halbinsel von Florida den Weg von New-York nach New-Orleans um 400 Seemeilen kürzen und 60 Millionen Dollars kosten.

Ein Blick auf die Karte genügt, um den großen Vorteil zu erkennen, den die Durchstechung der Halbinsel von Malakka für den Verkehr zwischen Europa und China im Gefolge haben müßte. Lesseps, der bereits an zwei Erdteile die reformierende Hand angelegt hatte, glaubte auch diese Verkehrssperre wegschaffen zu können. Nach seinem Plane sollte der Kanal die Landzunge zwischen dem zehnten und elften Breitengrad durchschneiden.

Da dort die Flüsse Paktschau und Tarung beziehungsweise Tschoumphon auf eine Länge von 96 Kilometern fast ohne Baggerung benützt werden können, so beschränken sich die eigentlichen Kanalarbeiten nur auf eine Strecke von 10 Kilometern. Das Ausschachtungsmaterial berechnete Lesseps, indem er eine Tiefe von 8,5 Metern, eine Sohlenbreite von 22 Metern und eine Spiegelbreite von 36 Metern annahm, auf 26000000 Kubikmeter, die Baukosten auf 25 Millionen Franken, die Roheinnahme bei einem Zolle von vier Franken pro Registertonne auf sechs Millionen Franken und die Verzinsung auf zwölf Prozent. Im Jahre 1882 erhielt er von dem Könige von Siam die Konzession. Die Schiffe würden 500 Seemeilen oder zwei Tage erspart haben. Wie es ihm jedoch versagt war, die Vollendung des Panamakanals zu erleben, so hat Lesseps auch die Hoffnung auf den Ausbau des Malakkakanals mit sich ins Grab genommen. —

Nachdem wir bisher nur solche Kanäle behandelt haben, welche die Verbindung zweier Meere bezwecken, wollen wir uns schließlich noch einigen wichtigeren Binnenkanälen zuwenden.

Nach dem Vorbilde der Städte Brügge, Brüssel und Manchester, welche für die Verbindung mit dem Meere 100, 27 und 308 Millionen Mark ausgegeben haben, will auch Berlin mit Hilfe des Staates einen direkten Kanal nach dem Meere bauen. Der Kanal folgt der Havel bis Pinnow, wendet sich dann nach Osten zur Oder, welche er bei Hohensaathen erreicht, und benützt das regulierte und vertiefte Bett des Flusses bis Stettin. Er wird 170 Kilometer lang, 8 Meter tief, an der Sohle 20 Meter, im Wasserspiegel 36 bis 40 Meter breit werden. Die Fahrtdauer von Berlin bis Stettin beträgt achtzehneinhalb Stunden. Die Baukosten werden auf 42 Millionen Mark veranschlagt.

Die Hauptstadt Österreichs steht zwar mit dem Schwarzen Meere durch die Donau in Verbindung, ermangelt jedoch eines Wasserweges nach Triest. Diesem Übelstande will der Ingenieur Wagenführer durch Erbauung eines Großschiffahrtskanals abhelfen. Der Kanal soll bei Kaiser-Ebersdorf die Donau verlassen, unter Benützung des Wiener-Neustädter Kanals nach Wiener-Neustadt führen, den Semmering umgehend, die Orte Graz und Laibach berühren und bei Triest in die blaue Adria münden. Der Kanal soll 425 Kilometer lang, 18 Meter an der Sohle, 30 Meter am Spiegel breit, 4 Meter tief werden und nicht über 190 Millionen Mark kosten.

Die Seine ist zur Zeit erst von Rouen an für größere Seeschiffe zugänglich; von Rouen bis Paris können nur Dampfer mit geringerem Tiefgange verkehren, da die Seine auf dieser Strecke nur 3,20 Meter tief ist. Nun wollen die Franzosen das Flußbett so erweitern und vertiefen, daß auch die großen Oceandampfer bis Paris hinauffahren können. Die Windungen des Flusses zwischen Oissel und Pont de l'Arche und zwischen Besons und Sartrouville sollen abgeschnitten werden. Dadurch erniedrigt sich die Entfernung von 218 auf 185 Kilometer. Die Breite des Kanals wird auf 35 bis 45 Meter, die Tiefe auf 6,20 Meter festgesetzt. Der Seehafen soll nordwestlich von Paris in Clichy angelegt werden und aus einem Bassin von 40 Hektar Oberfläche mit 6340 Meter Quaianlagen bestehen.

Der Elbe-Travekanal wurde durch Staatsvertrag vom 4. Juli 1893 zwischen Preußen und Lübeck beschlossen; am 31. Mai 1895 wurde der Grundstein gelegt, und am 16. Juni 1900 erfolgte die Eröffnung. Der Kanal läuft von Lübeck über Mölln nach Lauenburg und ist 67 Kilometer lang, 16 bis 22 Meter an der Sohle und 32 Meter im Wasserspiegel breit und 2 Meter tief. Sieben Schleusen mit einer Weite von 11 Metern vermitteln die Niveauunterschiede. Die über den Kanal führenden Brücken haben eine lichte Höhe von 4,40 Meter. Die Kosten belaufen sich auf 24797000 Mark. Der Kanal schafft eine neue Verbindung der Ostsee mit der Nordsee. Die Hansastadt Lübeck tritt nunmehr in unmittelbaren Verkehr mit Hamburg und den elbeaufwärts gelegenen Häfen und wird seinerzeit mit Hilfe des Mittellandkanals auch engere Fühlung mit den Handelsstädten des Rhein-, Ems-, Wesergebietes gewinnen.

Der Rhein-Weser-Elbekanal begreift in sich die Strecke Laar-Henrichenburg, Teil des Dortmund-Rheinkanals, dann die Strecke Henrichenburg-Bevergen, Teil des Dort-

mund-Emskanals, und den ganzen Mittellandkanal von Bevergen nach Magdeburg.

Der Dortmund-Rheinkanal läuft von Dortmund über Henrichenburg, Herne und Oberhausen im Thale der Emscher zum Rhein. Er benützt auf der 16 Kilometer langen Strecke Dortmund-Henrichenburg die Fahrrinne des Dortmund-Emser Kanals. Wie diese ist auch die weitere, 7,8 Kilometer lange Strecke Henrichenburg-Herne bereits ausgebaut und seit dem Sommer 1899 in Betrieb. Es bleibt somit nur noch die 39,5 Kilometer lange Strecke Herne-Laar zu bauen. Der Kanal wird 18 Meter am Grunde, 30 Meter an der Oberfläche breit und 2,5 Meter tief und bekommt sieben Schleusen. Die Baukosten betragen 45298000 Mark, die Betriebs- und Unterhaltungskosten 509200 Mark.

Der Dortmund-Emskanal läuft von Dortmund über Henrichenburg, Datteln, Olfen, Münster, Funstrup, Bevergen, Glensen, Hanekenfähr, Lingen, Meppen, Haaren, Leer, Oldersum nach Emden. Er ist 271 Kilometer lang, 18 Meter auf der Sohle und 30 Meter im Wasserspiegel breit und 2,5 Meter tief. Da der Kanal bei Dortmund 70 Meter über dem Nullpunkt des Amsterdamer Pegels liegt, sind in Henrichenburg ein Schiffshebewerk und von da bis Emden 19 Schleusen eingeschaltet. Letztere vermitteln einen Abstieg von je 3 Meter, ersteres einen solchen von 14 Meter. Während über den Kanal sechs Eisenbahnen führen, überschreitet er selbst drei Flußthäler und zwar das der Lippe, der Stever und der Ems; das Bett der letzteren benützt er von Meppen bis Oldersum. Auf der ganzen Linie befinden sich zweiundvierzig Häfen. Auf dem Kanal sind alle baulichen Einrichtungen so getroffen, daß Schiffe von 62 Meter Länge, 8,2 Meter Breite, 1,75 Meter Tiefgang und 600 Tonnen Tragfähigkeit mit einer Geschwindigkeit von 5 Kilometer in der Stunde verkehren können. Die Fahrzeit von Emden nach Dortmund beträgt vier Tage.

Die von der preußischen Regierung ursprünglich geforderte und vom Landtage am 7. März 1892 bewilligte Bausumme betrug 58400000 Mark, erhöhte sich jedoch auf 83867000 Mark. Eröffnet wurde der Kanal am 11. August 1899.

Der Mittellandkanal beginnt bei Bevergen und führt über Bramsche, Lübbecke, Hannover, Gifhorn, Öbisfelde, Neuhaldensleben, Wolmirstedt nach Heinrichsberg zur Elbe. Er erhält eine Tiefe von 2,5 Metern, eine Sohlenbreite von 18 Metern und eine Spiegelbreite von 30 Metern, kann also Fahrzeuge von 700 Tonnen tragen. Der Kanal wird 325 Kilometer lang, davon liegen 61 Kilometer in der Provinz Westfalen, 146 Kilometer in der Provinz Hannover, 16 Kilometer in der Provinz Hessen-Nassau, 61 Kilometer in der Provinz Sachsen, 22 Kilometer im Fürstenthum Schaumburg-Lippe und 19 Kilometer im Herzogtum Braunschweig. Zweigkanäle entsendet er 15,4 Kilometer nach Osnabrück, 3,2 Kilometer nach Minden, 11,9 Kilometer nach Linden, 6,4 Kilometer nach Wülfel, 23,6 Kilometer nach Lehrte, 15,6 Kilometer nach Peine und 10 Kilometer nach Magdeburg. Von den 88,7 Kilometer langen Zweigkanälen liegen 3 Kilometer in der Provinz Westfalen, 76 Kilometer in der Provinz Hannover und 10 Kilometer in der Provinz Sachsen. Von Bevergen bis Hannover befindet sich keine einzige Schleuse. Auf der weiteren Strecke bis zur Elbe müssen fünf Schleusen mit einer nutzbaren Länge von 67 Metern und einer Thorbreite von 8,7 Metern eingeschaltet werden. Die festen Brücken sollen 4 Meter lichte Höhe über dem Wasserspiegel erhalten. Die Baukosten betragen für den Mittellandkanal und seine Abzweigungen 211419700 Mark, die Betriebskosten 1347300 Mark. Die Bauzeit ist auf fünfzehn Jahre veranschlagt. Die Regierungsvorlage ist zwar in der letzten Landtagssession abgeworfen, im heurigen Winter aber wieder eingebracht worden und wird schließlich auch genehmigt werden müssen.

Noch im Schoße der Zukunft ruhen die Pläne, die Donau mit dem Rhein, der Elbe und der Oder und diese mit der Elbe durch Kanäle zu verbinden. Der Rhein ist zwar durch den Main und den Donau-Mainkanal bereits mit der Donau verbunden. Da jedoch der alte Ludwigskanal — er ist 172,4 Kilometer lang, 11 Meter an der Sohle breit, 1,29 Meter tief und hat zur Überwindung der Höhe von 184,7 Metern nicht weniger als hundert Schleusen — die Anforderungen an eine moderne Schiffahrtsstraße nicht erfüllen

kann, muß ein neuer Kanal gebaut werden. Die Trace steht noch nicht fest, wird jedoch allem Anscheine nach im großen ganzen mit dem alten Wege zusammenfallen.

Um den Übergang von der Donau zur Elbe zu ermöglichen, soll von Tulln an der Donau nach Budweis an der Moldau (180 Kilometer) ein künstlicher Kanal gebaut, dann die Moldau bis Melnik (51 Kilometer) und die Elbe bis Aussig (71 Kilometer) kanalisiert werden. Der Kanal muß, um Schiffe von 700 Tonnen tragen zu können, mindestens 2,1 Meter tief werden. Die Kosten belaufen sich auf 180 Millionen Mark.

Der Donau-Oderkanal soll von Oderberg über Mährisch-Ostrau, Weißkirchen, Prerau und Göding führen und bei Florisdorf in die Donau münden. Auf großen Strecken könnte er die Bette der Flüsse Oder, Beczwa und March benützen. Die Oder müßte von Oderberg bis Kosel reguliert und tiefer gelegt werden. Der Kanal würde 273 Kilometer lang und hätte mittels einer größeren Anzahl von Schleusen eine Steigung von 130 Meter zu überwinden. Die Baukosten werden auf 150 Millionen Mark veranschlagt.

Der Oder-Elbekanal soll von Mühlberg-Strehla an der mittleren Elbe nach Aufhalt an der Mündung der Katzbach in die Oder gebaut werden und 235 Kilometer Länge, 2 Meter Tiefe, 18 Meter Sohlenbreite und 30 Meter Spiegelbreite bekommen. Die Baukosten werden auf 90 Millionen Mark veranschlagt.

Am Schlusse unserer Ausführungen wollen wir kurz doch auch der mühevollen Regulierung der Donau am Eisernen Thore Erwähnung thun. Da, wo sich die Donau durch die transsylvanischen Alpen ihr Bett gegraben hat, ist die Schiffahrt von jeher großen Gefahren ausgesetzt gewesen. Auf einer Strecke von 100 Kilometern von Moldowa bis Turn-Severin lauerten auf den Schiffer immer neue Gefahren. Riesige Steinklippen, heimtückische Felsbänke, strudelnde Wirbel, reißende Stromschnellen, ungleiche Wassertiefen brachten selbst größeren Schiffen den Untergang. Diese Hindernisse hat nun die ungarische Regierung durch Aussprengung der Felsen, Ausbaggerung der Fahrrinne, Herstellung von Dämmen und Anlegung eines Kanales beseitigt. Es sind etwa 700000 Kubikmeter Felsen ausgesprengt und 1150000 Kubikmeter Steindämme geschüttet worden. Die Arbeit ist vom 15. Dezember 1890 bis Oktober 1896 von den Ingenieuren Luther und Haydn mit einem Kostenaufwand von neun Millionen Gulden ausgeführt worden.

Die Aufzählung der Daten aus der Geschichte der Meer- und Flußkanäle hat uns gezeigt, welch staunenswerte Fortschritte die Technik gemacht haben muß, um sich an die Aufgabe heranwagen zu können, an die Mutter Erde selbst die bessernde Hand anzulegen, welche Dimensionen aber auch der Weltverkehr angenommen haben muß, um solche, Hunderte von Millionen Mark erfordernde Riesenunternehmen zu zeitigen und sogar lohnend zu machen, wie Raum und Zeit immer mehr schwindet und die fernsten Völker mit Hilfe der Dampfkraft in immer engere Fühlung zueinander treten.



Der Gottesſucher.

Eine Hüttengeſchichte aus den Hochalpen

von

Guſtav Klitſcher.

Es ſah trübe aus im Grödener Thal, als ich am frühen Morgen aus dem kleinen Fenſter des Privathauſes ſah, in das uns am Abend zuvor der Hausdiener vom Roten Adler geführt hatte, weil unter den Fittichen dieses geſchätzten Vogels bereits jedes Plätzchen beſetzt war. Es regnete, und der Südwind war in der Luft. Unſer Wirt, von deſſen Fenſter aus ich dieſe Beobachtung anſtellte, war ein Bildmaler. Die meiſten Leute in St. Ulrich ſind Bildſchnitzer und Bildmaler. In dieſem weltabgeſchiedenen und doch ſo wunderſchönen Dolomitenfleckchen werden nicht nur all die kleinen Spielſachen aus Holz, die das Auge des Kindes auf Meſſen und Jahrmärkten erfreuen, in ungeheuren Mengen kunſtvoll hergeſtellt, ſondern auch der größte Teil der Heiligenbilder, welche der katholiſche Gottesdienſt zur Ausſchmückung ſeiner Kirchen, Kapellen und ſonſtigen Kultusſtätten gebraucht, verdankt der Fertigkeit der Bewohner von St. Ulrich ſeine Entſtehung.

Es regnete alſo, und da die grauen Wolken tief ins Thal hingen, ſo war vorläufig an eine Tour ins Hochgebirge, wie ich ſie mit meinem Freunde Sandor geplant hatte, nicht zu denken. Wir mußten daher den Tag, ſo gut es eben ging, ausfüllen und kamen ſchließlich auf den überaus glücklichen Gedanken, das Angenehme mit dem Nützlichen zu verbinden und der Werkſtatt unſeres Wirtes einen Beſuch abzuſtatten. Das Atelier war ein großer, heller, luftiger Raum, in dem wohl an zwanzig Menſchen beſchäftigt waren, Holzfiguren mannigfachſter Art mit bunter Bemalung zu verſehen. Neben der Porträtbüſte einer Nonne und einigen anderen weltlichen Stücken ſtanden Bilder des Kruzifixus, Gottvaters und des heiligen Geiſtes in Geſtalt der Taube, ſowie zahlreiche Heilige beiderlei Geſchlechts, teils kaum begonnen, teils halb, teils ganz vollendet. Der Meiſter ſelbſt arbeitete an einer Madonna, die faſt fertig war, und ſeine Kunſt hatte dem holden Antlitz einen ſo ſüßſchmerzlichen Ausdruck gegeben, daß wir unwillkürlich an das ſchöne Bild der ſchmerzensreichen Jungfrau in dem Barackkirchlein des Ortes erinnert wurden, welches das Ent-

zücken jedes Beschauers ist. Wir traten näher und standen in stiller Bewunderung vor der lieblichen und doch so würdigen Gestalt.

Da tönte plötzlich eine harte, ein wenig heisere Stimme hinter uns, die mit einer gewissen grimmigen Geringschätzung im Ton sagte: „Kleine Götter für die kleinen Menschen im Thal! Der große Gott wohnt droben auf den hohen Spitzen."

Wir drehten uns erstaunt um bei den sonderbaren Worten der sonderbaren Stimme und erblickten einen älteren Mann, der an einem Pfeiler lehnte und mit einer Armbewegung zum Fenster hin nach der Gegend wies, wo hinter dem Nebel die gewaltigen Steilwände des Langkofels aufragen mußten. Er trug das Kostüm eines Bergsteigers: schwere benagelte Schuhe, dicke wollene Wadenstrümpfe, über denen die nackten Knie frei wurden, einen graugrünen Lodenanzug und einen großen, grauen Filzhut, an dem ein paar Edelweißblüten steckten. Unter diesem fielen ihm die schwarz und grau gesträhnten Haare ziemlich weit in den Hals hinab, die buschigen ebenfalls ergrauten Brauen beschatteten zwei tiefliegende Augen. Eine scharfe Habichtsnase und sehr deutlich hervorgehobene Adern in den Schläfen gaben dem mageren Gesicht etwas Besonderes. Sein Bart war voll und ungepflegt, und auch die knochigen, vom Sonnenbrand dunkel gebräunten Hände zeigten starke Behaarung. Als er sah, daß er unsere Aufmerksamkeit erregte, ließ er noch einmal den Blick über die Versammlung von Heiligen vor ihm schweifen und wiederholte: „Götter für kleine Leute im Thal! Der große Gott — droben — auf den Spitzen — für die Einsamen!"

Damit drehte er sich um und ging ohne Gruß zur Thür hinaus.

Alle blickten ihm verwundert und peinlich berührt nach.

Wir fragten den Meister, ob ihm der merkwürdige Mann bekannt wäre.

Er verneinte: „Ich sehe ihn zum erstenmal." Und nach einer kleinen Pause setzte er nicht ohne Bitterkeit hinzu: „Ob ihm mein armer Kram gefällt oder nicht, das ist mir gleich. Ich weiß am besten, daß ich kein Künstler bin, sondern nur ein guter Handwerker. Aber so viel Rücksicht könnten die Herren Touristen wohl nehmen, daß sie uns nicht die Freude an unserem Herrgott und unseren Bildern vergällen!" Damit wandte er sich wieder der Madonna zu. Wir aber konnten dem gekränkten Manne nur recht geben. —

Gegen Mittag hörte es zu regnen auf, und die Sonne kam hervor. Zwar wehte immer noch der Föhn, aber wir vertrauten doch, daß uns unser „Spitzenglück" auch diesmal nicht im Stich lassen würde, und beschlossen zur Langkofelhütte aufzusteigen, die von St. Ulrich in bequemem Marsch von drei bis vier Stunden zu erreichen ist. Bei Sta. Christina kreuzten wir das Wasser und stiegen nun im schönen Thal des Comminboches an der Berglehne hinan. Der wundervolle Föhrenwald, aus dem unter der Einwirkung der warmen Sonnenstrahlen kleine, feine, weiße Nebelwolken aufstiegen, duftete voll und kräftig, und bis weit in die Höhe hinauf begleiteten uns im Unterholz Blaubeerenbüsche, die köstliche, reife Früchte trugen. Allmählich verschwanden die erfrischenden Genossen, die Bäume standen weiter und wurden seltener, und der brausende Bach an unserer Seite verlor mehr und mehr an Kraft und Gewalt, bis wir auf dem Comminboden anlangten, in dessen sumpfigem Grunde sich das Wasser aus mancherlei Wiesenquellen sammelt. Über die saftigen, grünen Matten hin, an zahlreichen Rinderherden vorbei schritten wir auf das gewaltige Gebirgsmassiv zu, das sich jetzt vor uns in seiner ganzen ungeheuren, stolzen Schönheit aufbaute. Links die wuchtigen Massen des Langkofels jäh aufragend wie ein Wartturm, den sich ein Riesengeschlecht errichtet hat, in der Mitte die fein ausgezackten und doch festen Formen der Fünffingerspitz und zur Rechten die Wände der Grohmannspitz, steil und himmelhoch, als müßten sie sich überstürzen. Und klein und winzig, aber doch schon deutlich zu erkennen, stand inmitten dieser maßlosen Natur unterhalb des Sellajoches das bescheidene Menschenwerk, dem wir zustrebten: die Langkofelhütte.

Wir verließen die Alm und stiegen in die große Steinwüste ein, durch die der Alpenvereinsweg führt, über Felsblöcke und Ge-

röll aufwärts. Näher und immer näher traten die schroffen Felswände an uns heran, wie wenn sie uns in grausiger Umarmung zermalmen wollten. Allmählich sank der Abend hernieder, und lange, schwarze Schatten stiegen aus den Felsschründen und Abgründen empor. Schweigend, düster und öde starrte die steinerne Welt über uns, und schweigend und einsam breitete sich das Bergland weithin zu unseren Füßen aus. Die wenigen Fichten auf der Alm, die das Auge noch erspähen konnte, ragten tiefschwarz auf. Blaudunkle Wolken zogen von Süden her das Eisackthal herauf, zwischen ihnen verglomm im Westen die sinkende Sonne in einem langen, blutigroten Streifen. Unter den blauschwarzen Wolken färbten sich die fernen Kuppen zu unseren Füßen vom Grünen ins Dunkelviolette. Es war, als wenn man die Nacht sehen konnte, wie sie mit langsamen, majestätischen Schritten lichtmordend einherkam. Kein Tier, keine Pflanze mehr an unserem Fuß, kein Vogel in der Luft, nur Stein und Stein — ringsum Einsamkeit, große, stille Einsamkeit! Und hin und wieder das Pfeifen und Heulen des Windes hoch oben in den Zacken der Felsen. Es klang wie ein wehevolles Klagen um die sterbende Sonne. Wir hatten auf unserem Wege Halt gemacht und blickten in das dunkle Schauspiel hinein, das unsere Herzen erschauern ließ.

„So muß der Nornenstein gewesen sein, auf dem die Schicksalsweiber saßen," sagte mein Freund, „weltfern und weltbeherrschend."

Ich nickte nur und starrte in die große, unendliche, schwarze Einsamkeit hinaus. Ich verstand ihn und fühlte mit, was ihn bewegte.

„Das ist ja eben das Schöne an diesen Gebirgswanderungen, daß man so weit abrückt von jeder kleinlichen Menschenart. Hier in dieser Felsenöde ist der Mann ganz auf sich selbst gestellt. Hier tritt die Überkraft der Natur unmittelbar an ihn heran. Hier schützt ihn kein Gesetz und keine Polizei vor der Gefahr, die über ihn hereinbricht. Hier heißt es: zeig selber, was du kannst, wehr dich! Es gilt siegen oder Untergang."

Eine lange Pause entstand. Das Bild vor uns hielt uns gebannt. Endlich sagte Sandor: „Du weißt — ich fürchte mich vor keiner Gefahr im Gebirge, selbst vor der objektiven nicht, gegen die wir armen, schwachen Menschenwesen völlig ohnmächtig sind, vor Lawinen und Steinfall. Und doch — mir kommt da so ein Gedanke, wie ich vor uns die unbewirtschaftete Hütte liegen sehe, in der wir die Nacht mutterseelenallein verbringen werden, weitab von allen menschlichen Wohnstätten, fern von jeder menschlichen Hilfe: du hast von den zahlreichen Einbrüchen gelesen, die von gemeinen Gesellen an Alpenhütten verübt worden sind. Da haben solche Kerle die Thür eingeschlagen, allen hölzernen Hausrat zertrümmert und zum Feuermachen benutzt, haben den vorhandenen Proviant sorglich bis aufs letzte verspeist und sind dann von der Stätte dieser vandalischen Verwüstung unbelästigt und fröhlich abgezogen. Was meinst du, wenn uns ein paar solcher Edelmenschen heute nacht einen Besuch abstatteten? Einen Revolver zu sechs Personen hat, soviel ich weiß, keiner von uns bei sich."

Ich mußte lachen: „Du bist ein Philister! Aber du kannst dich beruhigen. Diebe sind feige, und Hüttendiebstähle sind immer nur im Winter vorgekommen, in der Zeit, wo die Herren vor einer Überraschung sicher waren."

„Um so besser. Die Hauptsache ist, daß sie uns nicht zuvorgekommen sind mit der Plünderung, denn mein irdisches Wohlbehagen ist nach diesem Marsche sehr auf eine Erbsensuppe und Glühwein angewiesen."

Damit brachen wir auf und strebten beschleunigten Schrittes der Hütte zu, als wären wir wirklich in Angst, das Nest könnte noch vor unserem Eintreffen ausgeplündert werden. Natürlich war jede Besorgnis unnötig. Die Schlösser zu der dreifachen Eingangsthür, welche der Alpenvereinsschlüssel öffnete, erwiesen sich als gut im stande, und auch im Inneren des Hauses war alles in schönster Ordnung, wie sich herausstellte, als wir die am Deckbalken hängende Petroleumlampe angezündet hatten. Die acht Matratzenbetten an der Wand des einzigen Raumes, welcher zugleich als Schlafstube, Speisezimmer und Küche diente, waren musterhaft zusammengefaltet, der fichtene Tisch in der

Mitte sauber abgewischt und sogar die Asche aus dem kleinen, eisernen Herdofen entfernt. Auch auf dem Dachboden, zu dem eine schmale, steile Holztreppe hinaufführte, waren die Matratzen in bestem Zustande. Die Letzten, die auf der Hütte übernachtet hatten, mußten sehr ordentliche Leute gewesen sein.

Während ich die Eintragungen im Hüttenbuch nachsah, hatte Freund Sandor begonnen, ein Feuer anzumachen, und nicht nur, um die vielbegehrte Erbssuppe herzustellen, sondern auch um uns zu erwärmen. Denn schon während des letzten Teiles unseres Aufstieges hatte der Sturm begonnen, schwere Nebel- und Regenwolken über das Sellajoch herüberzujagen, die uns kalt und feucht ins Gesicht schlugen. Und je mehr die Nacht heraufkam, desto unfreundlicher wurde das Wetter. Der Wind heulte in den Felsen, rüttelte an den dichtgeschlossenen Fensterläden und fuhr pustend zum Kamin herein, so daß er uns mehrmals Rauch und Flammen ins Gesicht trieb. Aber wir ließen uns das wenig kümmern. Was wollten solche kleine Unbequemlichkeiten besagen?! Wir waren ja geborgen!

Ich ging hinaus, um aus dem nahen Brunnen Wasser zu holen. Das Bild draußen hatte sich schnell verändert. Alles war in undurchdringliches Dunkel gehüllt, nur kurz vor der Hütte verbreitete das durch die Thür fallende Licht einen spärlichen Schein. Das Thal unter uns war mit dicken Nebeln dicht gefüllt. Nichts erkannte das Auge als eine schwarze, ich hätte sagen mögen, massive Finsternis. Da, gerade als ich herunterblickte, zerriß der Sturm den Nebelschleier für einen Augenblick, und mir war es, als sähe ich auf dem Wege nicht weit unterhalb ein Licht. Ich suchte Schutz gegen den Sturm unter der Hüttenwand und spähte mit gespannter Aufmerksamkeit hinab. Und als der Nebel die Aussicht wieder auf Sekunden frei gab, erblickte ich von neuem das Licht, diesmal an einer anderen Stelle ein wenig höher. Je länger ich beobachtete, desto klarer wurde mir, daß ein Mensch mit einer brennenden Laterne noch zu dieser späten Stunde zu uns heraufgestiegen kam. Ich ging, Sandor zu benachrichtigen, der über den nächtlichen Wanderer ebenso erstaunt war wie ich selbst und meinte, ich müßte mich wohl getäuscht haben. Dann traten wir beide ins Freie und riefen hinab. Ein Juchzer antwortete. Jetzt war kein Zweifel mehr: ein Mensch war auf dem Wege zur Hütte. Vielleicht auch mehrere, wahrscheinlich verspätete Touristen — oder sollte uns etwa der gefürchtete Hüttendieb doch einen Besuch machen? Wir ergingen uns in allerhand Vermutungen. Wind und Regen trieben uns wieder ins Zimmer. Wir schlossen von den drei Thüren nur die innere Glasthür, so daß unser Lichtschein dem Kommenden den Weg weisen konnte. Dann warteten wir nicht ohne Spannung, während auf dem Herd Abendessen und Glühwein in den Töpfen kochten. Ich holte aus dem Wandschrank Geschirr und Gläser, um unser einfaches Mahl so gemütlich als möglich herzurichten, Sandor war um die kulinarischen Genüsse bemüht. Aber unsere Aufmerksamkeit war geteilt zwischen der Arbeit und der Erwartung des Besuches, der uns bevorstand.

Endlich tönten Schritte vom Vorplatz her. Die Thür wurde geöffnet, und auf der Schwelle stand zu unserer nicht geringen Überraschung der sonderbare Alte, dessen sonderbare Worte uns am Morgen in der Werkstatt des Bildmalers in Erstaunen gesetzt hatten. Sein Äußeres war noch dasselbe wie damals, nur zeigte sein graugrüner Anzug deutliche Spuren des Regens, und seine Ausrüstung war durch einen augenscheinlich nicht leichten Rucksack, sowie durch Eispickel und Laterne vervollständigt. Er bot uns einen guten Abend und begann in einer Ecke sein Gepäck abzulegen. Dabei wandte er sich noch einmal an uns und sagte: „Schlechtes Wetter für die Berge!"

Wir bestätigten ihm das. Dann stockte die Unterhaltung wieder. Er entledigte sich seines nassen Rockes und hängte ihn über einen Stuhl in der Nähe des Feuers auf — dann zog er eine derbe, gestrickte Wollweste mit langen Ärmeln an, setzte sich an den Tisch, holte ein Stück Wurst und ein Brot hervor und begann zu essen. Ich fragte ihn, ob er vielleicht einen Platz auf dem Herd gebrauche, um sich etwas Warmes zu kochen. Er verneinte das. Aber wenn er ein wenig heißes Wasser haben könnte — er wollte sich

einen Thee machen. Dabei war ich ihm behilflich, und als das Getränk fertig war, sah ich, wie er aus einer sehr großen Feldflasche recht reichlich Rum hineingoß, so daß man die Mischung ganz gut auch als Grog hätte bezeichnen können. Sandor machte eine scherzhafte Bemerkung in diesem Sinne, aber der Alte lachte nicht.

„Jeder hat seine Gewohnheiten," sagte er ruhig und trank seine Tasse aus.

Wir machten uns an unser Abendessen. Die Unterhaltung ruhte vollständig. Aber Freund Sandor, der nicht ganz frei von einer auf Reisen sehr verzeihlichen Neugier war, hatte so leicht noch keinen Wandergenossen entlassen, ohne ihn eingehend nach Woher und Wohin ausgefragt zu haben. So wandte er sich auch jetzt an den Alten mit der Frage, welches Ziel ihn auf die Hütte geführt hätte. Der Angeredete starrte mißmutig vor sich hin, und brummig erwiderte er: „Ich steige morgen früh auf den Langkofel."

„Auf den Langkofel — bei dem Sturm und Regen?!"

Wir sahen uns beide höchst erstaunt und verwundert an. Wir kannten natürlich die heimtückischen Gefahren, welche die schwindelndsteilen Wände des stolzen Riesen bergen. Und gerade jetzt, wo das Wasser die Felsen gelockert hatte, war die Gefahr fallender Steine besonders groß. In diesem Augenblick tönte aus der Ferne ein dumpfes, donnerndes Rollen und Poltern zu uns herein. An der Fünffingerspitz mußte eine Steinlawine niedergegangen sein. Unwillkürlich fuhren wir zusammen, und ich wies nach der Gegend, aus welcher das Krachen gekommen war. „Unter solchen Verhältnissen wollen Sie auf den Langkofel — und allein?"

„Ich gehe immer allein."

„Sie sind wohl vom Österreichischen Touristen-Klub, der das Alleingehen systematisch betreibt?"

„Nein — ich hasse die Menschenansammlungen."

Er stieß das mit einer heftigen Bitterkeit hervor, zu der wir keinen Grund sahen. Wir blickten uns wieder überrascht an. Eine kleine Pause entstand. Aus dem Herd leuchtete der rötliche Schein des verlöschenden Feuers, die Lampe erhellte unseren Tisch. In den Ecken der Stube hingen schwarze Schatten.

Endlich fragte Sandor: „Warum muß es denn gerade der Langkofel sein? Wenn Sie den morgigen Tag durchaus nicht verlieren wollen, so nehmen Sie sich doch wenigstens ein leichteres Objekt vor."

Der Alte schüttelte den Kopf und sagte sehr bestimmt: „Nein — ich muß auf den höchsten Berg. Nur auf der höchsten Spitze wohnt Gott."

Plötzlich stand er auf, richtete sich straff empor und reckte den Arm aus wie ein Volksredner oder Prediger. Seine Augen blitzten unter den buschigen Brauen, und mit feierlicher Stimme sagte er: „Es wird zur letzten Zeit der Berg, da des Herrn Haus ist, gewiß sein höher denn alle Berge und über alle Hügel erhaben werden, und werden alle Heiden dazu laufen."

Einen Augenblick stand er noch so aufgerichtet, nachdem er schon geendet hatte, und auf seinem Gesicht lag es wie eine Art Verklärung. Dann setzte er sich, seine Züge nahmen wieder den finsteren, mürrischen Ausdruck an, und seine Hand griff nach dem Thee, der wie Grog duftete.

Es war etwas höchst Wunderliches und doch wieder Ergreifendes in dem Wesen des Mannes. Der eigenartige Schwärmer erregte unsere Neugier und fesselte unsere Teilnahme.

„Verzeihen Sie," sagte ich, „Sie sprechen hier in Bildern, aber die Gefahr des Berges wird dadurch nicht geringer."

Er fuhr auf, und laut und heftig erwiderte er: „Was kümmert mich die Gefahr?! Ich muß hinauf auf die höchsten Höhen. Dort drunten im Thal ersticke ich. Ich kann nicht leben bei diesen elenden, erbärmlichen, schlechten, falschen, heuchlerischen, kaltherzigen, glattzüngigen Schurken und Halunken, bei diesen Menschen. Was wissen die von meinem großen Gott und seiner einsamen Größe. Wie geschrieben steht: ‚Auch ist ihr Land voll Götzen, und beten ihrer Hände Werk an, welches ihre Finger gemacht haben. Da bückt sich der Pöbel, da demütigen sich die Junker. Das wirst du ihnen nicht vergeben. Gehe hin in den Felsen und verbirg dich in der Erde, vor der

Faust des Herrn und seiner heiligen Majestät.' — Ich gehe in die Felsen, wer will mich hindern?"

Er warf einen funkelnden Blick zu uns herüber. Gleich darauf aber starrte er wieder auf den Tisch vor sich hin und malte mit ein wenig Wasser, das er dort verschüttet hatte, Figuren auf die Platte. Anfangs antwarteten wir ihm beide nicht. Der Tan seiner Worte war so herausfordernd gewesen, daß wir beinahe verletzt waren. Schließlich sagte Sandar kurz: „Des Menschen Wille ist sein Himmelreich."

Was ging es uns denn auch schließlich an, wa und wie dieser fremde Mann sein Leben aufs Spiel setzen wallte. Daß man van der leidigen Gewohnheit des Bevarmundens und sich Bevormundenlassens nicht laskammen konnte! Das war ja eben das Schöne hier in den freien Bergen, daß jeder der freie Herr seiner Entschlüsse war. Jeder hatte freie Selbstbestimmung über sich, trug doch auch jeder die volle Selbstverantwartung.

Da der Alte es nicht für nötig befunden hatte, auf Sandars Bemerkung etwas zu entgegnen, so stockte die Unterhaltung wieder, und eine Zeit lang herrschte tiefstes Schweigen. Um so deutlicher hörte man jetzt, wie draußen das Unwetter tobte. Der Sturm brauste, und die Steine dannerten. Uns beiden begann selbst für unsere leichte Wanderung am nächsten Tage bange zu werden, und wir beratschlagten in halblaut geführtem Gespräch, ob es rätlich wäre, auf unserem Plan zu beharren. Wir hatten die Absicht, über das Mahlknechtjoch und Tierser Alpjoch durch das Bärenloch ins Tschaminthal abzusteigen und dort in Weißlahnbad bei Frau Anna, der charmantesten Wirtin Tirols, im gastlichen Haus unter König Laurins prächtigem Rasengarten ein paar Tage fröhlicher Ruhe zu vallbringen, um uns für Hochtauren im Ortlergebiet, die wir vorhatten, zu stärken. Aber wenn es so weiter regnete, war zu fürchten, daß die lange, aber im allgemeinen nicht anstrengende Taur doch recht unbequem und wenig vergnüglich werden könnte.

Als wir in unserer Unterhaltung die bekannten Namen wie Ortler, Zebru und Königsspitz erwähnten, harchte der Alte auf, und als eine Pause entstand, begann er in völlig verändertem Tane ruhig und gemütlich zu erzählen: „Ja — Sulden!" sagte er, „und das Kirchlein van St. Gertraud! Den alten Pfarrer Eller habe ich schon vor fünfunddreißig Jahren gekannt. Das ist auch so ein Versprengter. Aber der hat sich abgefunden mit dem Leben!" Und mit einem tiefen Seufzer wiederhalte er: „Ja — der hat sich abgefunden!" Er starrte wieder var sich hin. Nach einer kleinen Weile fuhr er fart: „Ich bin auch schan mit Payer gegangen, als er und Hans Pinggera, der Alte, die Ortlergruppe erschlossen. Ein feiner Kerl! So einer über der Menge. Bei seinen Karten habe ich ihm geholfen. Aber Wissenschaft und Klettersport — das ist alles nichts. Die Berge selbst — und die graße Einsamkeit — das ist's!"

Er nahm einen langen Zug aus seiner Tasse und trank uns mit einem „Profit" zu, als hätte er selbst das Gefühl, daß sein rumreicher Thee es ganz gut mit unserem Glühwein aufnehmen könnte. Dann fuhr er fart: „Einsam will ich sein. Die Menschen sind schlecht und undankbar. Ich bin unter ihnen gewesen, bei hahen und geringen, in Stadt und Land, und habe ihnen das Evangelium gepredigt, das alte, schöne, große Evangelium der Liebe. Und mit der Zunge haben sie es nachgesprachen, das Evangelium der Liebe, aber in ihren Herzen blieben sie falsch und selbstsüchtig. Nur für das eigene Wohl bedacht, in ungestillter Begierde von Genuß zu Genuß eitend — wer mochte da gut bleiben? Der Schlechteste hat recht, denn er kammt am weitesten. Erfolg ist alles. O, es ist ein verderbtes, verkommenes Vall. Von den Fußsahlen an bis aufs Haupt ist nichts Gesundes an ihm, sandern Wunden und Striemen und Eiterbeulen, die nicht geheftet, noch verbunden, noch mit Ot gelindert sind, spricht der Praphet."

Uns war einigermaßen beklommen bei diesen Reden. Wer war dieser Mann, der so sprach? Was hatte es mit seiner Weltverachtung, deren Ausdruck sich in Bibelsprüche kleidete, für eine Bewandtnis?! Ich fragte: „Sie sind Prediger?"

Er sah mich graß und vall an. Endlich erwiderte er: „Ich habe gepredigt. Jetzt thue ich es nicht mehr!"

Und nach einer Pause fuhr er fort mit einer rauhen, heiseren Stimme: „Ich predige nicht mehr, denn die Menschen sind nicht zu bessern. Ich hasse die Menschen. Gestraft müssen sie werden, geschlagen und getötet. Pech und Schwefel soll vom Himmel fallen wie einst über Sodom und Gomorrha. Und das Blut, das vergossen wird, soll ein Sühnopfer sein für ihre ungeheure Sünde und Missethat. Kein Prediger soll mehr durchs Land gehen, sondern Würgengel, und ihr Werk wird wohlgefällig sein."

Ich schüttelte nur in sprachlosem Staunen den Kopf, aber Sandor, der schon lange nur mühsam an sich gehalten hatte, fuhr jetzt ziemlich erregt auf: „Ja, mein bester Herr, das ist alles ganz gut und schön, und es mag ja auch Ihre Überzeugung sein, aber schließlich sind wir doch nicht hier in die Alpen gekommen, um uns die Freude am Leben mit Gewalt zu verekeln. Wenn Sie glauben, daß die Menschheit mit Pech und Schwefel vernichtet werden muß — bon! Ich halte mich aber immerhin für einen leidlich anständigen Kerl und hoffe auch noch, ohne Sodom und Gomorrha auszukommen. — Und im übrigen nichts für ungut. Es giebt ja so viel Dinge, die sich sehr gut zum Meinungsaustausch eignen. Zum Beispiel die Architektur oder der heutige Stand der Sanskrit-Forschung."

Bei den letzten Worten lachte er schon wieder, und ich lachte mit, um den anderen über das Peinliche der Situation hinwegzuhelfen.

Der Alte hatte den Sprecher unverwandt angesehen, und mir war es, als ob unter seinen buschigen Brauen die tiefliegenden Augen in bösem Feuer aufglühten. Jetzt aber lächelte auch er, und indem er sich mit der flachen Hand über das Gesicht strich, sagte er:

„Sie haben ganz recht. Es sind Einsamkeitsgedanken und gehören nicht vor Menschenohren. Die Berge haben mich verleitet. Wir wollen's lassen! — Aber was soll uns Architektur und Sanskrit. Bieten die Alpen nicht unerschöpflichen Stoff?"

Damit begann er über die von uns geplante Wanderung zu sprechen und beschrieb uns an der Hand der Karte genau, welchen Weg wir zu verfolgen hätten. Er mußte die Gegend aus eigener Anschauung sehr genau kennen.

„Und wenn Sie dann in Weißlahnbad sind," fuhr er fort, „dann grüßen Sie mir den Rosengarten, meinen lieben, herrlichen, zauberischen Rosengarten. Wenn die Sonne im Westen versinkt und auf seiner gewaltigen Pyramidenwand die ersten goldiggelben Lichter aufleuchten, dann grüßen Sie ihn mir. Und wenn das Gold allmählich röter und röter wird, brennender, glühender, bis der ganze Berg von hellem Feuer umloht dasteht — dann grüßen Sie ihn mir. Und wenn dann die Nacht aus seinen Schluchten und Spalten langsam emporsteigt und den stolzen Wunderbau in leuchtend blauviolette Schleier hüllt — dann grüßen Sie ihn mir!"

Er war aufgestanden. Die Begeisterung hatte ihn fortgerissen. Aber das währte nur einen Augenblick. Dann sagte er ruhig, beinahe geschäftsmäßig kühl: „Aber es ist Zeit, meine Herren, daß wir zur Ruhe gehen. Wir haben alle morgen reichlich zu thun."

„Also wirklich auf den Langkofel?" fragte ich.

„Auf den Langkofel!" erwiderte er mit jener verbissenen Bestimmtheit, die wir schon an ihm kannten.

Der allezeit praktische Sandor benutzte die Gelegenheit: „Dann möchte ich mir doch einen Vorschlag erlauben," sagte er. „Sie werden gewiß viel früher aufbrechen als wir. Damit wir uns nun gegenseitig nicht stören, bleiben Sie vielleicht hier unten, während wir beide uns oben einrichten. Sie können dann morgen früh ganz ungeniert die Hütte verlassen."

Alle drei waren einverstanden. So ging es ans Abschiednehmen. Wir wünschten uns gegenseitig alles Beste für den kommenden Tag.

Als Sandor dem Alten die Hand hinstreckte, schien es mir, als wenn dessen Augen wieder in irrem Aufleuchten unstet flackerten. Das ging jedoch so schnell vorüber, daß ich nicht wußte, ob mich nicht vielleicht der Schein des Herdfeuers getäuscht hatte.

Sandor und ich stiegen zum Bodenraum hinauf, während der Alte unten in der Stube verblieb. Wir machten es uns unter

den dicken Filzdecken der Pritschen so bequem als möglich. Mich beschäftigte das sonderbare Zusammentreffen mit dem sonderbaren Mann dort unten, und ich sagte: „Die Not bringt einen zu seltsamen Schlafgesellen." Aber Sandor schien keine Lust zu psychologischen Studien zu haben, er erwiderte nur das eine inhaltsreiche Wort: „Verrückt!", mit dem er seine Beurteilung des Alten rund und nett abschloß, und kaum hatte ich das Licht unserer Laterne ausgelöscht, so verkündete auch schon das berühmte, feste Schnarchen des Freundes, daß er seinen berühmten, festen Schlaf begonnen hatte, um den er schon oft von vielen beneidet worden war.

Ich konnte nicht so schnell einschlafen. Draußen heulte der Sturm, und sein Brausen schien mir jetzt in der Stille der Nacht doppelt schauerlich. Hin und wieder krachten Steine herab, und obwohl ich wußte, daß die Hütte gut und sicher stand, hatte ich doch mitunter das unbestimmte Furchtgefühl, als müßte das kleine Menschenwerk von dem Aufruhr der Natur fortgerissen werden. So lag ich und hörte nach, wie der Alte unten mit lauter Stimme sein Abendgebet sprach. Dann wurde es bei ihm still. Ich verfiel in einen traumreichen Halbschlummer, aus dem ich oft erschreckt auffuhr, um bald darauf wieder einzuschlafen. Im Traum war es mir, als hätte der Sturm die Hütte von ihrem Platz losgerissen und sie in den Abgrund geschleudert. Mit sausender Geschwindigkeit stürzten wir immer weiter und weiter in eine Tiefe, die nicht enden zu wollen schien. Dann wieder brach ein Berg auf uns nieder und drückte mir mit seiner Last von Millionen Centnern schwer auf der Brust. Zwischendurch hörte ich die Stimme des Alten, der in seinem sonderbaren Ton die Worte des Propheten vorbrachte. Und plötzlich war es mir, als würde es licht in unserer Kammer und die Stimme des Alten schlüge ganz deutlich an mein Ohr, während von der Treppe her die schweren Schritte seiner benagelten Schuhe heraufdröhnten.

„Denn der Herr ist zornig über alle Heiden und grimmig über alles Heer; er wird sie verbannen und zum Schlachten überantworten." Mit diesen Worten trat der Alte bei uns ein. Er war schon vollständig angezogen. In der Linken hielt er seine brennende Laterne, in der Rechten den Eispickel. Anfangs wußte ich nicht, ob ich träumte oder wachte. Dann aber wurde es mir allmählich klar, daß alles wirkliche Wirklichkeit war. Der Alte warf einen flüchtigen Blick auf mich, dann suchte sein flackerndes Auge weiter, und dabei sprach er ganz laut vor sich hin: „Und ihre Erschlagenen werden hingeworfen werden, daß der Gestank von ihren Leichnamen aufgehen wird und die Berge von ihrem Blut fließen."

Ich wollte aufspringen und ihn zur Rede stellen. Aber eine geheimnisvolle Neugier, die stärker war als ich, hielt mich auf meinem Platze fest. Blinzelnd lag ich da und beobachtete, was weiter geschehen würde. Der Alte stellte seine Laterne auf einen Stuhl, während er immer laut vor sich hin sprach: „Des Herrn Schwert ist voll Blut, denn der Herr hält ein Schlachten zu Bozra und ein großes Würgen im Lande Edom."

Jetzt war er dicht bei Sandors Lager angelangt. Plötzlich schlug er ein wildes, gellendes Lachen auf, schwang den schweren Eispickel mit beiden Händen in gewaltigem Schwunge über seinem Haupte und ließ ihn auf den Schlafenden niedersausen. Und laut schrie er dabei: „Denn es ist der Tag der Rache des Herrn und das Jahr der Vergeltung, zu rächen Zion."

Mit einem Satz war ich bei dem Wahnsinnigen. Den Schlag konnte ich nicht mehr auffangen, aber mein verzweifelter Griff lenkte ihn wenigstens um eine Handbreit von seinem Ziele ab. Das rettete Sandor das Leben. Krachend und splitternd fuhr das Eisen in die Bretter der Bettlade. Ein tolles Ringen zwischen mir und dem Wütenden begann. Er brüllte ganz laut: „Verflucht sei, der des Herrn Werk lässig thut, verflucht sei, der sein Schwert aufhält, daß es nicht Blut vergieße."

Mit äußerster Anstrengung hielt ich die Waffe gepackt, die mir der Rasende zu entreißen suchte. Ich fühlte, daß ich ihm nur sekundenlang Widerstand leisten könnte. Aber der Schlag und der Lärm hatten selbst Sandors festen Schlaf gestört. Jetzt kam er mir zur Hilfe. Er war weit stärker als

ich. Mit eiserner Umarmung umklammerte er den Alten von hinten und preßte ihn so fest zusammen, daß er trotz seines wilden Sträubens wehrlos war wie ein Kind.

„Das Seil!“ rief er mir zu, und seine Stimme klang heiser von der ungeheuren Anstrengung, „das Seil! Wir müssen ihn binden.“

Ich stürzte hinunter nach der Gaststube, wo wir unser Seil zurückgelassen hatten. Als ich an den Fuß der Treppe kam, schlug mir ein qualmiger Rauch entgegen, der mir schwer auf den Atem fiel. Ein furchtbarer Schreck durchzuckte mich. Der Wahnsinnige hatte in seiner tollen Zerstörungswut Feuer in der Hütte angelegt. Wenn es unmöglich war, durch die Stube vorzudringen, dann waren wir alle drei dem sicheren Tode verfallen, denn weiter gab es keinen Ausgang. Mit zwei mächtigen Sätzen sprang ich durch Qualm und Finsternis auf die Thür zu. Gott sei Dank: der Schlüssel steckte von innen. Ich riß sie auf. Pfeifend und schnaubend schoß der Sturm in das Gemach und blies den Rauch auseinander. Zwischen Herd und Lagerstätten schwelte ein kümmerliches, aber stark qualmendes Feuer. Nur ein Kind oder ein Wahnsinniger konnte ja Decken und Holz zu einer Brandlegung zusammenhäufen. Glücklicherweise stand der Eimer mit Wasser, den ich am Tage vorher geholt hatte, noch halbgefüllt in der Nähe. Ich goß ihn aus und löschte das Feuer. Von dieser Gefahr waren wir gerettet. Jetzt galt es, den Alten unschädlich zu machen. Ich ergriff das Seil und eilte in hastigen Sprüngen wieder hinauf. Obwohl meine Abwesenheit nur eine, vielleicht zwei Minuten gewährt hatte, so sah ich doch, daß Sandor den Rasenden nur noch mit Aufbietung aller seiner Kräfte bändigte. Mit Hilfe des Strickes aber gelang es unseren vereinten Anstrengungen, ihm Hände und Arme auf den Rücken zu fesseln, so daß er bald völlig wehrlos war. Anfangs tobte er, schrie und schlug mit den Beinen um sich. Dann aber, als er sah, daß alles vergeblich war, wurde er ganz ruhig. Ohne Widerstand ließ er sich nach unten führen. Dort setzte er sich still in eine Ecke und starrte vor sich hin. Nur hin und wieder warf er uns einen grimmigen Blick zu, denselben Blick, den ich mir am Abend vorher nicht zu erklären gewußt hatte, und murmelte: „Verflucht sei, der sein Schwert aufhält, daß es nicht Blut vergieße.“ Und dann schrie er plötzlich wieder laut auf: „Heulet, o Hesbon, denn Ai ist verstöret! Schreiet, ihr Töchter Rabbes, und zieht Säcke an, klaget und laufet auf den Mauern herum, denn Malcham wird gefangen weggeführt samt seinen Priestern und Fürsten!“ Endlich aber wurde er ganz still. Er schien sich beruhigt zu haben und seine Umgebung gar nicht mehr zu bemerken.

Wir hatten uns inzwischen angezogen und einen Thee gemacht. Es war kalt und unfreundlich in dem kahlen Raum, in dem wieder die Petroleumlampe brannte. Draußen tobte noch der Sturm, und hin und wieder schlug der Regen prasselnd gegen die geschlossenen Fensterladen. Unter allerhand leise geführten Gesprächen, die sich alle mit der Frage beschäftigten, was jetzt geschehen sollte, erwarteten wir ungeduldig den Morgen. Es war uns klar, daß wir den Alten mit Güte oder, wenn's sein sollte, mit Gewalt veranlassen mußten, mit uns ins Thal hinabzusteigen. Daß uns da wahrscheinlich noch ein schweres Stück Arbeit bevorstand, war anzunehmen.

Endlich dämmerte der Morgen grau und grämlich durch Wetter und Regen herauf. Wir begannen, in der Hütte aufzuräumen, um uns dann zum Aufbruch zu rüsten. Ich war gerade dabei beschäftigt, am Herd das gebrauchte Geschirr abzuwaschen, während Sandor zum Brunnen gegangen war, als plötzlich hinter mir ein gellendes, höhnisches Gelächter erschall, und als ich mich entsetzt umdrehte, stürzte der Alte, der sich mit der verschlagenen List und übermenschlichen Kraft des Wahnsinns von seinen Fesseln befreit haben mußte, an mir vorbei zur Thür hinaus. Einen Augenblick stand ich wie erstarrt, dann setzte ich ihm nach. Auch Sandor, als er endlich bemerkt hatte, um was es sich handelte, schloß sich der wilden Jagd an. Der Alte stürmte zum Sellajoch empor. In großen Sätzen sprang er von Stein zu Stein. Atemlos keuchten wir hinter ihm drein. Aber er war schneller und gewandter als wir. So sehr wir uns mühten, schließlich verloren wir seine Spur, er war im Nebel verschwunden.

Ratlos blieben wir zurück. Wir riefen und schrien zu den Bergen empor. Aber niemand antwortete uns. Er war fort. Was sollten wir thun? Es gab keine Möglichkeit, seiner wieder habhaft zu werden.

Allmählich klärte sich das Wetter ein wenig auf. Der Sturm ließ nach, und wir beschlossen, nach Sta. Christina abzusteigen, um von unserem seltsamen Erlebnis Bericht abzustatten. Wir waren schon ein Stück unterhalb der Hütte, da hörten wir plötzlich von hoch oben her aus den Lüften wieder jenes gellende, höhnische Lachen, das uns schon öfter schaurig in den Ohren geklungen hatte. Der Nebel war zerrissen, und auf der Spitze einer Felsnadel, die von der Wand des Langkofel absplitterte, stand der Alte. Den Hut mußte er verloren haben. Sein graues Haar flatterte wild im Winde. Den Eispickel schwang er über dem Haupte, als wäre er der Donnergott, der die Wetter und Wolken in sausendem Schwunge regierte, und dazu rief er über das Brausen des Windes hinweg:

„Wen der Tod trifft, den treffe er; wen das Schwert trifft, den treffe es; wen der Hunger trifft, den treffe er; wen das Gefängnis trifft, den treffe es. Denn ich will sie heimsuchen mit vielerlei Plagen, spricht der Herr! — Tod — Tod ..."

Dann entzog ihn eine neue Nebelwolke unseren Blicken. Wir sahen uns entsetzt an. Daß der Alte dort oben den Tod finden würde, schien sicher. Aber helfen konnten wir ihm nicht. Wir hätten es nicht einmal gekonnt, wenn es sein Wunsch und Willen gewesen wäre. So aber floh er vor uns. Eilig stiegen wir nach Sta. Christina hinunter und erzählten, was geschehen war. Eine Führerexpedition wurde ausgerüstet, die den Wahnsinnigen suchen sollte. Wir blieben ein paar Tage in St. Ulrich, um den Erfolg abzuwarten. Schließlich kamen die braven Leute zurück. Trotz aufopfernden Suchens hatten sie keine Spur gefunden. Dagegen war aus Campitello eine schriftliche Nachricht eingegangen, daß man dort einen älteren Mann, auf den die Beschreibung paßte, kurze Zeit gesehen hätte, ohne natürlich zu ahnen, was es mit ihm auf sich hatte. Wohin er sich gewandt hatte, wußte man nicht.

Diese Nachricht hatte wenigstens das eine Erfreuliche, daß danach der Alte aus den Felsen glücklich wieder zu Thal gekommen war. Bedeutend später, als wir geplant hatten, machten wir endlich unseren Übergang nach Weißlahnbad, wo wir im entzückenden Hause wundervolle Tage verlebten.

Aber auch hier kam der Abschied von lieber Stätte und lieben Wirtsleuten. Wir wandten uns der neuen Kölner Hütte am Rosengarten zu. „Wenn die Sonne im Westen versinkt und auf seiner gewaltigen Pyramidenwand die ersten golddiggelben Lichter aufleuchten — dann grüßen Sie ihn mir!" hatte der Alte gesagt. Ich wollte den Gruß ausrichten. Ich wußte ja nicht, daß er selbst es schon früher gethan hatte und gründlicher.

Auf dem Wege trafen wir eine Kolonne von Führern und Trägern, die um eine Tragbahre rasteten. Diese war mit einem alten Wettermäntel bedeckt, unter dem man die Umrisse einer menschlichen Gestalt erkennen konnte.

„Ein Kranker?"

„Ein Toter!"

Ich nahm den Mantel fort.

Es war der Alte.

Er war wenig verändert. Nur die Stirn zeigte eine klaffende Wunde, und die grauen Haare waren mit dickem, schwarzrotem Blut verklebt.

„Wer ist das?" war meine erste Frage.

„Das weiß kein Mensch," erwiderte einer der Führer. „Er hat gar nix bei sich gehabt, als wir ihn gefunden haben. Keine Visitenkarten, keine Legitimation, auch nix vom Alpenverein. Und keiner kennt ihn hier in der Gegend."

„Und wie ist das Unglück gekommen?"

„Er hat durchaus allein auf den Rosengarten hinauf wollen. Alle Warnungen haben nix genützt. Ist auch ganz gut 'nauf kommen, denn wir haben ihn noch deutlich oben gesehen. Da hat er plötzlich angefangen, mit den Armen zu gestikulieren und seinen Pickel geschwungen, als wenn er einem weit oben zuriefe. Und dann muß er das Gleichgewicht verloren haben und ist über die Westwand abgestürzt."

Wir standen lange und sahen die Leiche des Mannes an, der uns in seinem Wahn

hatte erschlagen wollen. Und als wir endlich weitergingen, fragten wir beide: „Wer mag es gewesen sein?"

Viel später fand ich in einem alten Meraner Zeitungsblatt folgende Notiz:

„Über die Persönlichkeit des vor einigen Wochen am Rosengarten abgestürzten Touristen entnehmen wir einem norddeutschen Blatte folgende interessante Einzelheiten: Bernhard Sinner, der ein Alter von nur fünfundfünfzig Jahren erreicht hat, war von Beruf Mathematiker, Astronom und Geograph. Schon als Privatdocent in Halle machte er sich durch seine wissenschaftlichen Arbeiten einen Namen, so daß er verhältnismäßig jung als Professor nach Bonn berufen wurde. Von jeher war er ein großer Freund der Alpen und des alpinen Sports gewesen. Er galt als Steiger ersten Ranges. An der Erschließung der Ostalpen war er hervorragend beteiligt. Manche Spitze hat er zuerst erstiegen und vermessen. Leider sollte dieser kräftige Mann in der Blüte seiner Kraft gebrochen werden. Es heißt, seine Frau, an der er mit heißer Liebe hing, hätte ihn mit seinem besten Freunde hintergangen, dazu kam der Verlust seines Vermögens, um das ihn ebenfalls ein guter Freund betrogen. Er wurde menschenscheu, tiefsinnig, verlor die Lust an der Arbeit, bis schließlich ein religiöser Wahnsinn bei ihm zum Ausbruch kam. Er bildete sich ein, der Prophet zu sein, der die sündige schlechte Welt strafen und bessern müßte. Es wurde nötig, ihn in eine Anstalt zu schaffen, in der er Jahrzehnte zugebracht hat. Anfang des Sommers ist er von dort auf noch nicht aufgeklärte Weise entwischt. Alles Nachforschen blieb vergeblich. Er hatte es verstanden, sich ein Touristenkostüm zu besorgen, und ist sicher schon wochenlang in den Bergen herumgezogen, ehe ihn der Tod ereilte. Ob er ihn freiwillig gesucht hat oder ob ein Unglücksfall vorliegt, dürfte niemals aufgeklärt werden."

Als ich diese trockenen Zeilen las, fiel mir wieder jene furchtbare Nacht in der Langkofelhütte ein, und dann sah ich den Alten hoch oben auf der Felszacke stehen, und ich hörte sein gellendes Gelächter und die Worte des Propheten:

„Wen der Tod trifft, den treffe er; wen das Schwert trifft, den treffe es! — Tod — Tod!!"





Moderne Blütenformen.

Von

Max Hesdörffer.

(Nachdruck ist untersagt.)

Wie auf vielen anderen, den Luxus unserer Zeit beherrschenden Gebieten macht auch auf dem Gebiete der modernen Blumenzucht die Mode ihren Einfluß geltend. Man kann nicht behaupten, daß dieser Einfluß der Mode auf die Blumen immer ein vorteilhafter ist; manche schöne und edle Blumengebilde mußten ihr schon weichen, um anderen, mit nüchternen Sinnen betrachtet, weniger vorteilhaften Gestalten Platz zu machen. Immerhin bietet aber die Blumenmode den Nutzen, einerseits dem Interesse weiter Kreise für die vielgestaltige, reichgefärbte und duftige Blumenwelt ständig neue Nahrung zu geben und andererseits die Züchter, welche der Natur nachzuhelfen suchen, zu erfolgreicher Thätigkeit anzuspornen. Die Grundgestalten der Blumen werden freilich durch die Mode nicht beeinflußt, wohl aber die Formen und Farben der mannigfaltigen Blütensorten, was die Gärtner durch künstlich ausgeführte Kreuzbefruchtungen, durch Zuchtwahl, durch sorgfältige Kultur zu erreichen suchen, sehr häufig aber auch dem Zufall verdanken, da doch manche Pflanzenarten von Natur zur Variantenbildung hinneigen. Unbewußt wird diese Bildung auch vom großen Heere unserer kleinen und kleinsten Insekten begünstigt, die von Blume zu Blume fliegen, die Kelche des süßen Nektars berauben und dabei den Blütenstaub von einer Blüte zur anderen übertragen, wo er, in die Blumen verwandter Arten befördert, gar oft auf fruchtbaren Boden fällt.

Neue Edeldahlien deutscher Züchtung.

Wie die Natur überall da vollkommen ist, wo der Mensch nicht störend eingreift, so sind zweifellos auch die Blüten der nicht vermittelnder Menschenhand ihre Entstehung verdankenden Pflanzenarten am vollkommensten, allerdings nicht vom künstlerischen mehr oder minder durch die Mode beeinflußten, sondern vom einseitigen Zweckmäßigkeitsstandpunkte des Botanikers aus betrachtet, deshalb auch am meisten befähigt, sich im Kampfe ums Dasein zu behaupten. Aber danach fragt die Blumenmode nicht! Sie erhebt die Blüten auf ihren Schild, die dem wechselnden Geschmacke der Zeit am besten entsprechen, unbekümmert darum, ob sie trotz ihres äußerlich schönen oder gar bestechenden Eindrucks Kunstprodukte sind, deren wichtigste Blütenorgane verkümmert oder gar völlig hinweggezüchtet wurden, so daß diese Blumen trotz des in ihnen pulsierenden Lebens als „gekünstelte“ bezeichnet werden müssen, die nur noch auf künstlichem Wege durch die vermit-

telnde Hand des Gärtners oder Liebhabers fortgepflanzt werden können. Solche schöne, aber genau betrachtet trotzdem kümmerliche Gebilde sind in erster Linie unsere gefüllten Blumen, deren männliche Blütenorgane, die Staubfäden, sich teilweise oder vollständig in Blumenblätter umgewandelt haben, wodurch die Füllungen zu stande kamen. Die edle Gartenrose, die stolze aber steife Kamelie, die Päonie, unsere gefüllte Pelargonie, Petunie u. a. bieten klassische Beispiele für auf solche Art entstandene Blumenfüllungen. Auf eine andere, für die Fortpflanzung weniger bedenkliche Weise entstehen die Füllungen bei den sogenannten Korbblüten, wie den Sonnenrosen, Astern und Dahlien. Eine



Neue Form der gurkenblätterigen Sonnenrose

solche Korbblüte besteht nämlich aus einer Unmasse von Blumen, die auf gemeinsamem Fruchtboden einträchtig und dicht gedrängt



Neue Cinerariensorte „Stella“.

zusammenstehen, und bei welchen man Strahlenblüten von Scheibenblüten unterscheidet. Die letzteren, unscheinbar gestaltet und meist gelb oder rot gefärbt, bilden das Centrum der ganzen Blumenkomposition, während die Strahlenblüten, die je ein stattliches, leuchtend gefärbtes Blumenblatt tragen, meist sternförmig angeordnet das Ganze umgeben. Bei den gefüllten Korbblüten, wie den Astern und Sonnenrosen, kommt nun die Füllung in der Weise zu stande, daß sich die unscheinbaren Korbblüten in die stattlicheren Strahlenblüten verwandeln. Gefüllte Blumen beider vorstehend geschilderter Arten beherrschten Jahrzehnte hindurch die Blumenmode. Jede gefüllte Blüte, mochte sie auch noch so häßlich sein, wie dies gefüllte Cyclamen, gefüllte Cinerarien oder gar gefüllte Veilchen sind, wurden von den Blumenfreunden mit Begeisterung aufgenommen.

In den letzten Jahren hat die Blumenmode einen vollständigen Umschwung zum Besseren erfahren: die gefüllten schweren und steifen Blüten sind mehr und mehr durch einfach blühende, elegante, von langen Stielen getragene, wenn auch kleinere Blüten verdrängt worden. Während früher eine Blüte, um den Anforderungen der Mode zu entsprechen, nicht dicht gefüllt, nicht steif und nicht schwer genug sein konnte, können wir jetzt die Blumen nicht leicht und elegant genug bekommen. Diesen erfreulichen Umschwung in der Blumenmode verdanken wir in erster Linie dem gesunderen Geschmack, der sich auf dem Gebiete der Blumenbindekunst langsam aber stetig Bahn gebrochen hat. Wie die deutsche Gartenkunst jahrzehntelang durch den steifen französischen Stil beherrscht wurde, so folgte auch der Bindekünstler, der jede Blume auf Draht spießte, dem französischen Bindegeschmack, mit welchem die Bouquetmanschette aus gefärbter Pappe mit Spitzengarnierung, in welche jeder Strauß hineingezwängt werden mußte, untrennbar verknüpft war. Das steife französische Manschettenbouquet ist nun endgültig von dem aus langstieligen Blumen zusammengesetzten leichten deutschen Strauß verdrängt worden. Zu solchem Strauß wie zu eleganten Blumenkompositionen überhaupt gehören aber elegante, möglichst einfach blühende Blumen, die der Bindekünstler mit Vorliebe verwendet. Nur wenige gefüllte, wie Rosen und Nelken, haben sich auch der neuen Richtung anzupassen vermocht, weil sie als wirkliche Volksblumen thatsächlich über der Mode stehen. Das Publikum, welches die leichten Blüten in den Schaufenstern der Bindegeschäfte immer und immer wieder vor Augen bekam, fand Gefallen an ihnen, und die Züchter bestrebten sich, neue und aparte Formen auf den Markt zu bringen.

Die untereinander eine gewisse Ähnlichkeit aufweisenden Blütengebilde, welche unsere verschiedenen Abbildungen veranschaulichen, sind die bevorzugtesten Kinder der Blumen-

mode. Diese Blumenarten stehen sich auch, die gekranztblütige Begonie ausgenommen, verwandtschaftlich sehr nahe, sie sind sämtlich Angehörige der großen Familie der Korbblütler oder Kompositen. Die ersten Modeblumen aus dieser Familie waren die auf unserer Titelvignette dargestellten sogenannten Kaktus- oder Edeldahlien. Sie zeigen genau die dichte Füllung der alten Dahlien, die noch vor zehn Jahren die Gärten beherrschten, und deren eigentliche Wiege das thüringische Städtchen Köstritz ist. Von dort kamen im vorigen Jahrhundert Jahr für Jahr neue Sorten der schwergefüllten Blüten mit den regelmäßig angeordneten, dachziegelförmig aufeinander liegenden Blumenblättchen in den Handel, bis vor kaum zwei Jahrzehnten unter dem Namen Juarezi eine neue gefüllte Blütenform dieser Dahlien eingeführt wurde und Aufsehen erregte. Von da an kamen ständig schönere Sorten des neuen Typs, vorzugsweise aus England, wo man sich ihrer besonders annahm. In den letzten Jahren hat man dann auch in Deutschland durch gelungene Züchtungen diese neue Blütenform zur gegenwärtigen Vollkommenheit gebracht. Eine deutsche Specialgesellschaft hat sich derselben angenommen, und Ausstellungen abgeschnittener Blüten dieser neuen Dahlienformen wurden in verschiedenen Städten veranstaltet. Heute haben diese neuen gefüllten Dahlien die Hunderte von Sorten der alten Form vollständig verdrängt. Unsere Titelvignette zeigt vier verschiedene Sorten dieser Edeldahlien in vier neuesten deutschen Züchtungen für 1901, die zu dem Vollkommensten gehören, was in dieser Blütenform zur Zeit vorhanden ist. Die Blumenblätter sind bei diesen neuen Dahlien leicht angeordnet, so daß es der Blüte trotz der dichten Füllung nicht an Eleganz fehlt. Diese Eleganz wird erreicht einesteils durch die Länge der einzelnen Blütenblätter, anderenteils durch deren Form. Jedes Blumenblatt ist nämlich mehr oder weniger gerollt, gewöhnlich röhrenförmig, läuft in eine fein gezogene Spitze aus und zeigt eine elegante Biegung. Bei einigen der neuesten Züchtungen sind die Spitzen der einzelnen Blätter auch mehrfach geteilt, was der Blüte eine erhöhte Leichtigkeit giebt. An Stelle übermäßig großer Blüten, die früher Bevorzugung genossen, giebt man jetzt den Blumen von Mittelgröße den Vorzug; neuerdings sind auch in England Sorten mit Liliputblümchen gezüchtet worden. Neben den gefüllten Edeldahlien hat man auch einfach blühende mit gleichfalls gerollten Blumenblättern.

Neue Echinacea-Hybriden.

Die neue Blumenmode hat überhaupt zur Folge gehabt, daß die einfachen Stammarten vieler gefüllten Gartenblumen der Vergessenheit, der sie jahrzehntelang anheimgefallen waren, wieder entrissen wurden. Hierfür liefert die edle Gartenrose ein klassisches Beispiel. Die einfache Wildrose war trotz ihrer Schönheit aus den Gärten vollständig verschwunden, erst neuerdings hat man sich ihrer wieder erinnert und neben den deutschen Wildrosen auch den fremdländischen den ihnen gebührenden Platz in unseren Gärten eingeräumt. Auch den Astern unserer Gärten hat man ihre einfach blühende Stammmutter wieder zugesellt, und gegenwärtig gehören einfach blühende Astern in

den verschiedenen Sorten zu den begehrtesten Blumen des Herbstes. Die modernste unter diesen einfach blühenden Sorten ist die einfache Cometaster, die sich in der Blüte ganz den auf unseren Abbildungen S. 525 u. 526 dargestellten Formen anpaßt.

Wunderbar erscheint es fast, daß die typische Form unserer Modeblumen, die zuerst nur bei der Edeldahlie vorhanden war, nacheinander bei verschiedenen anderen Blumenarten aus der Familie der Korbblütler in die Erscheinung trat. Durch zielbewußte Kreuzungen oder sonstige Züchtungskünste war es den Gärtnern nicht möglich, diese Blumenform Arten anzuzüchten, denen sie nicht eigentümlich war. Diese Formen verdanken bei den verschiedenen Arten lediglich dem Spiel des Zufalls ihr Entstehen. Besonders schön und charakteristisch traten sie zunächst bei einer zierlichen Art unserer Gartensonnenrosen hervor, der sogenannten gurkenblätterigen Sonnenblume, die noch nicht allzulange in Kultur ist. Interessant ist dabei, daß diese Sonnenrose mit den gerollten, oft malerisch gebogenen Strahlenblüten ziemlich gleichzeitig, soweit wir feststellen konnten, an drei verschiedenen Orten, in Quedlinburg, Nürnberg und in Neapel, in den Gärten aufgefunden und durch Reinzucht fixiert wurde. Die schönste und eleganteste Form dieser modernen Sonnenrosenblüten ist unbedingt diejenige, die unsere Abbildung, in einer krugförmigen Vase arrangiert, zur Darstellung bringt (S. 525). Das Bild ist ebenso wie die übrigen genau nach der Natur gezeichnet. Größer und stolzer, aber weniger leicht sind die anderen Blütensorten der gleichen Art, welche unsere letzte Abbildung darstellt. Von diesen neuen gurkenblätterigen Sonnenrosen hat man aber auch schon einige gefüllte Sorten gezüchtet, welche eher als Rückschlag denn als Fortschritt zu betrachten sind. Außerdem sind Veränderungen in ihrer Farbe zu Tage getreten; das Gelb, die charakteristische Farbe einer jeden Sonnenrose, hat sich bei einzelnen Sorten mehr und mehr bis zum Weiß verblaßt. Wir möchten aber entschieden bezweifeln, daß die weiße Sonnenrose einen Fortschritt bedeutet. Im Empfinden des Volkes muß manche Blume, um als vollwertig zu gelten und um sich den poetischen Zauber, der sie umgiebt, zu wahren, durchaus die ihr von der Natur zugewiesene charakteristische Färbung behalten. Diese Charakterfarbe ist Gelb für die Sonnenrose, Weiß für das Maiglöckchen, Blau für das Vergißmeinnicht und Veilchen. Man hat ja auch weiße und rote Vergißmeinnicht, weiße, gelbe und rote Veilchen gezüchtet, sie haben aber ebensowenig wie die gelbe Maiblume nennenswerte Verbreitung finden können, ein erfreulicher Beweis für den gesunden Sinn, der den Blumenfreund trotz aller Einflüsse der oft ungesunden Mode beherrscht.



Neue Blütenbegonie mit gewellten und gefranzten Blumenblättern.

Den gleichen Charakter der Sonnenrosenblüten tragen auch die auf unserem Bild dargestellten Cinerarienblüten zur Schau (S. 526). Diese Blüten sind erst im laufenden Jahre dem Handel übergeben worden, aber bereits im Frühling des vorigen Jahres waren sie in einer prächtigen Kollektion auf der großen Gartenbau-Ausstellung in Dresden zur Schau gestellt, wo

sie infolge ihrer modernen Form und der leuchtenden Farbe die Beachtung aller Beschauer erregten. Der Züchter nennt diese Sorte Cineraria hybrida „Stella". Ihre Ähnlichkeit mit einfach blühenden Kaktusdahlien kennzeichnet treffend der Ausruf, mit welchem in der Ausstellung die Königin Carola von Sachsen ihren Gemahl auf sie aufmerksam machte: „O, sieh doch diese wunderbaren Kaktusdahlien!" Die Ähnlichkeit ist in der That verblüffend, aber die blauen Farbentöne, welche bei diesen Cinerarien vorherrschen, fehlen den Dahlien, auch den zarten Duft lassen letztere leider vermissen. Unsere alten Cinerariensorten haben regelmäßig gebaute, streng sternförmige Blüten. Zum regelmäßigen Bau der Blüten gehört auch ein gedrungener, geschlossener Wuchs. Er ist auch den alten Sorten eigen, bei welchen man hohe von mittelhohen und niederen unterscheidet; die letzteren werden oft kaum zwanzig bis dreißig Centimeter hoch. Zum gedrungenen Bau der alten Sorten paßt indessen nicht die Eleganz der Blüten der neuen Züchtungen. Die Natur hat aber dafür gesorgt, daß sich die Pflanzen, die diese phantastisch gestalteten Blumen tragen, dem Charakter derselben anpassen, sie wachsen hoch und sparrig, die Dolden sind nicht geschlossen, sondern reich verzweigt, und die Blumen kommen daher zu besserer Geltung.

Neue Formen der Sonnenrose.

Modeblumen sind auch unsere gleichfalls im Bilde festgehaltenen Echinacea-Hybriden (S. 527), hochwachsende dankbare Gartenstauden, die, einmal in sonniger Lage in gutem Boden angepflanzt, sich von Jahr zu Jahr in größerer Üppigkeit entfalten. Bei diesen neuen Sorten sind zwar die Blumenblätter nicht gerollt und deshalb nicht röhrig, sondern flach. Die Eleganz wird bei einzelnen Sorten hervorgerufen durch die zerschlitzten Enden eines jeden Blumenblattes, bei anderen, wie auf dem Bilde S. 527 ersichtlich, durch die nach unten geneigten Strahlenblüten. Von diesen schönen Staudenblumen werden diejenigen, die das dunkelste Rot tragen, von der Mode vor den mattrosafarbigen bevorzugt.

Daß über den vorstehend geschilderten neuen Blütenformen manch alte schöne Form nicht vernachlässigt werden darf, darüber sind sich die Züchter einig, ebenso auch darüber, daß sich eines nicht für alles schickt, daß die gleiche Form nicht jede beliebige Blüte kleidet. So waren unter anderem auch bei unseren einfachen Wildrosen Sorten aufgetaucht, welche den modernen Sonnenblumen und Cinerarien in der Form täuschend glichen. Diese Rosenformen haben sich aber nicht behaupten können, sind nicht einmal ernstlich zur Einführung gelangt, da man sich von vornherein darüber klar war, daß die Gestalt der edlen Wildrose über jede Verbesserung erhaben sei.

Von ganz anderer Art als die besprochene typische Form der Modeblume ist die durch unser Begonienbild (S. 528) veranschaulichte Blütenform, die Züchtung eines Stuttgarter Gärtners. Diese Begonie zeigt einfache Blumen mit gewellten, an den Enden gefranzten Blumenblättern. Durch solche Franzung und Wellung gewinnen breite Blumenblätter, wie sie den modernen einfachen Begonien eigen sind, sehr an malerischem Aussehen. Die auf dem Bilde dargestellte neue Züchtung ist zur Zeit die beliebteste Form der einfach blühenden Begonie, bei welcher in so reicher Weise gewellte und gefranzte Blumenblätter völlig neu sind, während man sie bei manch anderen Blumenarten, so bei den einfachen und gefüllten Petunien, den englischen Pelargonien und bei verschiedenartigen Schlüsselblumen, schon seit langem kennt, mit Liebe züchtet und anderen Sorten gegenüber bevorzugt.



Litterarische Rundschau.

Der sechsten Auflage der **Lieder und Gedichte** von Julius Rodenberg (Berlin, Gebrüder Paetel), die die Jahreszahl 1901 trägt, danken wir die rechtzeitige Mahnung, daß der Verfasser in diesem Jahre, am 26. Juni, seinen siebzigsten Geburtstag feiert. So mag denn dieser lyrische Band, der mit hoffnungsvollen Frühlingsliedern aus der Jugendzeit anhebt und mit mildverklärten, elegischen Herbsttönen ausklingt, uns zum Anlaß werden, einen schnellen Blick zurückzuwerfen auf den Lebenslauf, den diese oft schönen, immer liebenswürdigen Verse begleiten. In Rodenberg, einem kleinen Städtchen des ehemaligen Kurfürstentums Hessen, geboren, gab sich der Dichter von frühester Jugend an jenem linden Zauber hin, den eine nur leise von dem Winde der Politik angewehte Nachblüte der deutschen Romantik gerade in diesem zwischen Hannover und Westfalen gebetteten Winkel zeitigte. Mit rührender Liebe und Innigkeit zog sich seine Seele an den Stätten seiner Jugend fest, immer wieder, wo er im Auf und Ab eines wanderlustigen Lebens auch weilen mochte, ist seine Sehnsucht und Erinnerung zurückgekehrt „in das traute Land der Hessen, in das grüne Thal der Lahn“, wie denn überhaupt eine warme Pietät und andächtige Treue für alles, was seinem Werden und Wachstum einst wohlgethan, seine gesamte litterarische Bethätigung kennzeichnet. In Rinteln, auf dem alten Klostergymnasium der Grafschaft Schaumburg, genoß er seine Schulbildung, und zwischen dem träumerischen Knaben, der lieblichen, idyllischen Landschaft und dem Studium in mittelalterlich-romantischem Gemäuer wob sich ein inniges Band seelischer Vertrautheit. Es spann sich fort, als aus dem Gymnasiasten ein Student der Rechtswissenschaft wurde und seine Studien ihn nacheinander auf die Universitäten Heidelberg, Marburg und Göttingen führten. Auch hier unterhielt er trauten Verkehr mit der Landschaft, in der Weise jener gerade dem Kleinen und Unscheinbaren mit besonderer Freude sich zuneigenden Romantik, die sich ihr bekanntestes Denkmal in Otto Roquettes Gedicht „Waldmeisters Brautfahrt“ gesetzt hat, die aber auch in Putlitz' „Was sich der Wald erzählt“ noch fortlebte und der dann Rodenberg selbst in einer romantisch-humoristischen Märchenerzählung in Versen seinen Tribut zollte. Namentlich Neckar und Lahn haben ihm manches heiter-sonnige Liedchen geschenkt, und Marburgs fröhliches Gedächtnis rankt sich in ungeminderter Frische noch durch den ersten Roman, „Die Straßensängerin von London“, den der Zweiunddreißigjährige nach fast siebenjährigem Aufenthalt in der Themsestadt mit in die Heimat brachte. In Rodenbergs Gedichtsammlung giebt es ein Buch, das als Titel die Frage Mignons führt: „Kennst du das Land?“ Man denkt an Italien und vermutet Verse, die von Myrten und Cypressen singen, findet statt dessen aber, angenehm enttäuscht, schottisches Heidekraut und gelben Ginster — in dem britischen Inselreich verkörperte sich schon dem Studenten all die Sehnsucht, die was für die poetisch und künstlerisch veranlagte Jugend der damaligen Zeit Italien hieß. Kaum hatte er seine juristischen Studien mit dem Doktorexamen abgeschlossen, so zog es ihn über den Kanal.

Wie Theodor Fontane einst am Leven-See in der schottischen Landschaft Kinroß sich den ganzen, so lange übersehenen Zauber seiner märkischen Heimat aufgehen fühlte, so kam auch der junge Rodenberg erst in England zum Bewußtsein seiner schriftstellerischen Eigenart. Hier zuerst, im Verkehr mit den geistig hervorragenden Deutschen, die, durch die politischen Verhältnisse aus ihrer Heimat vertrieben, in England ein neues Asyl gefunden hatten, entdeckte er jene glückliche Schilderungsgabe in sich, die Persönliches, Landschaftliches, Geschichtliches und Sociales so anmutig, belehrend und unterhaltend zugleich, zu verknüpfen weiß. In einem Aufsatz über die „Deutschen in England“ bewährte sich dies freundliche Talent gleich beim ersten Versuche so vorteilhaft, daß der Name des Verfassers in Deutschland, wo damals das Interesse für die „Märtyrer des Jahres 1848“ noch frisch lebendig war, alsbald eine nicht geringe Berühmtheit erlangte. Durch diesen litterarischen Erfolg ermuntert, brach der Verfasser nunmehr alle Brücken der Jurisprudenz hinter sich ab und widmete sich hinfort ganz der Litteratur. Mit der ernsten Eindringlichkeit und der hingebungs-

vollen Liebe, die all sein Beginnen auszeichnet, beobachtete er das laute und leise Leben der Riesenstadt. Er wanderte durch alle Gassen und Lokale, Fabriken und Paläste und ließ auf diesem reichbewegten Hintergrunde sich Menschenschicksale abspielen, in denen sich der moderne Charakter der Weltstadt spiegelte, ohne daß das Idyllische, seines bewunderten und zärtlich gehegten Dickens' Vermächtnis, darüber zu kurz gekommen wäre. Er saß aber auch mit emsigem Eifer im Lesezimmer des Britischen Museums hinter alten Geschichtswerken und ehrwürdigen Volksüberlieferungen und befreundete sich dabei aufs innigste mit einem vielseitig und fein philosophisch gebildeten Beamten des Museums, Emanuel Deutsch, dem er später in seinen pietätvollen „Erinnerungen aus der Jugendzeit" (Berlin, Gebr. Paetel, 1899, zwei Bände) einen aus liebevollstem Verständnis und edler Dankbarkeit geflochtenen Kranz aufs frühe Grab gelegt hat. Von London aus eroberte er seiner behenden Feder allmählich das ganze Land. In Wales vor allem und auf der „grünen Insel", aber auch in Schottlands Hochland pflückte sich seine anmutige Dichtergabe und seine sich immer reifer ausbildende Schilderungskunst manche duftige Blüte, manche herbe, kräftige Frucht.

Als er in die Heimat zurückkehrte, war er eine in sich gefestigte Persönlichkeit, die wußte, auf welchen Bahnen sie hinfort ihre Lebensaufgabe zu suchen habe, wo ihre eigenste Begabung die rechte Weide finden werde. Rodenberg ist auch in den nächstfolgenden Jahren wenig zur Rast gekommen. Wiederholte Reisen durch England, Belgien, Frankreich und Italien lehrten ihn jene glückliche harmonische Verbindung von ethnologischer Schilderung und poetischer Beseelung von Land und Leuten, die er zuerst zwischen Londons Häusermassen in sich entdeckt hatte, immer eifriger pflegen und vertiefen, bis er sich schließlich in Berlin, der anfangs unwillig begrüßten, dann aber willig respektierten und endlich heißgeliebten Groß- und Hauptstadt modernen deutschen Lebens, den eigenen Herd gründete, um ihr und ihren litterarischen Reminiscenzen hinfort ein treuer Chronist und Kulturschilderer zu werden — eine Thätigkeit, die ihm von seinem Freunde Karl Frenzel den Ehrennamen eines „Chodowiecki der Berliner Litteratur" eingetragen hat. Zwar war es ihm auch hier, wie in seiner schöpferischen Dichtung, nicht gegeben, voll und ungeteilt dem lebendigen Augenblick zu leben und das pulsende Blut der Gegenwart auszuschöpfen — all sein Dichten und Schildern ist vielmehr ein rückwärts in die Vergangenheit gewandtes, über dem ein elegischer Erinnerungshauch liegt —, aber durch die Wärme und Freudigkeit, die Sorgsamkeit und Behaglichkeit, mit welcher er dem tieferen Gefühlsleben Berlins nachspürte, hat er sich neben Fontanes heimatsstarker, wenn auch dichterisch ungleich reicherer und phantasievollerer Kunst ein für allemal ein hübsches Plätzchen gesichert.

Dr. Julius Rodenberg.

Nach einer photogr. Aufnahme von E. Bieber, Berlin.

Inzwischen hatte Rodenberg auch auf dem Gebiete des Romans ansehnliche Fortschritte gemacht, auch hier — und das ist eine gute Bürgschaft für das Charaktervolle seiner ganzen Entwicklung — denselben Weg durchschreitend, den seine lyrisch-epischen Dichtungen und seine ethnologischen Schilderungen zurückgelegt hatten. Während der erste seiner größeren Romane Marburg und London verknüpft hatte, hatten die folgenden in Frankreich und England ihren Schauplatz gesucht, bis er endlich mit seinen letzten dort sich ansiedelte, wo auch der Mensch und Schriftsteller Anker geworfen hatte: in der Hauptstadt des neuen Deutschen Reiches, aus deren altem und jungem Leben seine Romandichtung nun keine großen und bleibenden, wohl aber einige äußerst wahrheitsgetreue und anheimelnde Bilder festzuhalten verstand.

Von früh auf hatte Rodenberg neben seinen selbständigen schriftstellerischen Neigungen den ausgesprochenen Drang zum Berufe des Redacteurs und Zeitschriftenleiters in sich gespürt. In der 1899 erschienenen Jubiläumsschrift „Die Be-

gründung der Deutschen Rundschau" hat er selbst in liebenswürdiger Plauderkunst von diesem „Zuge seines Herzens" gesprochen und ihn zurückverfolgt bis auf die „Blätter und Blüten", die von ihm und seinen Mitschülern zu Rinteln verfaßt wurden und, von einem ihnen befreundeten Gerichtsschreiber kalligraphisch zu Papier gebracht, allsonnabendlich in einem Exemplar erschienen. Aus London heimgekehrt, mochte er dann, noch unter den frischen Eindrücken, die ihm von dort geblieben, den ersten ernsthaften publizistischen Versuch mit dem „Deutschen Magazin", einem Zeitschriftchen von achtzig Seiten monatlich, mit hübschen Bildern und gar nicht üblen Beiträgen seiner älteren und jüngeren Freunde. Nach dreijährigem Bestehen aber schlummerte 1863 das „Deutsche Magazin" friedlich ein; aus seiner Asche erhob sich vier Jahre später der ungleich stattlicher auftretende „Salon für Litteratur, Kunst und Gesellschaft", eine Monatsschrift, die Rodenberg sieben Jahre hindurch mit Geschick leitete, die aber doch das nicht werden wollte, was er sich davon erwartet hatte. Da trat 1873 durch Vermittelung seiner Freunde Gustav zu Putlitz und Berthold Auerbach der Antrag an ihn heran, Herausgeber und Leiter einer neuen Zeitschrift zu werden, die der junge, kräftig aufstrebende Berliner Verlag der Gebrüder Paetel plante. Es war das die „Deutsche Rundschau", deren erstes Heft Oktober 1874 erschien und die demnach im Herbst 1899 das erste Vierteljahrhundert ihres Bestehens vollendete. Bei dieser Gelegenheit zum Professor ernannt, steht Julius Rodenberg als Herausgeber noch heute an der Spitze ihrer Leitung, in rüstiger Thatkraft erfolgreich bemüht, ihr die vornehme Eigenart zu wahren, die von vornherein auf ihrem Programme stand und die Rodenberg selbst in der erwähnten Gedächtnisschrift in die Worte gefaßt hat: „Ein Unterhaltungsblatt mehr, und wenn es noch so gut, war nicht das Bedürfnis; was uns aber wirklich not that, weil wir sie nicht besaßen, eigentlich nie besessen hatten, das war eine jener Zeitschriften im großen Stil der Engländer und Franzosen, in welchen mit den Schriftstellern ersten Ranges sich die repräsentativen Männer der Wissenschaft zu gemeinsamer Arbeit beteiligten." F. D.

Von **Beckers Weltgeschichte** sind jetzt die ersten vierzehn Lieferungen erschienen (vollständig in sechsundsechzig Lieferungen zu je 40 Pf. Stuttgart, Union Deutsche Verlagsgesellschaft). Damit sind zwei Bände zum Abschluß gelangt, und wenn wir beide durchblättern, erkennen wir die alten Vorzüge dieses deutschen Erb- und Hausbuches: zweckmäßige Auswahl des Stoffes, lebendige und anschauliche Darstellung, übersichtliche Anordnung und Einteilung und eine leicht verständliche, knappe und klare Sprache. Durchweg auch spürt man die nachbessernde Hand des neuen Bearbeiters, der die Bände nach dem neuesten Stand des geschichtlichen Wissens revidiert hat. Gleiche Sorgfalt ward den Illustrationen zugewandt, wie auch das gesamte Kartenmaterial eine Durchsicht und Verbesserung erfahren hat.

Die **Urgeschichte der Kultur** von Dr. H. Schurtz (Leipzig und Wien, Bibliographisches Institut; in Halbleder geb. 17 Mk.) liegt nun vollständig vor. Über Anlage und wissenschaftliche Grundsätze des Werkes haben wir ausführlich bereits im letzten Märzheft (S. 859) berichtet. Was sich aber erst angesichts des gesamten Werkes in erfreulichster Weise offenbart hat, ist die schriftstellerische Gewandtheit seines Verfassers: Schurtz verfährt nicht nur mit vollendeter Wissenschaftlichkeit, sondern weiß auch die Feder glänzend zu führen und die Ergebnisse seiner gelehrten Forschungen in einer Sprache vorzutragen, die fesselt und selbst die an sich abstraktesten Dinge wunderbar lebendig macht. Daß die Illustrierung allen Anforderungen wissenschaftlicher Genauigkeit und eines gewählten Geschmackes genügt, braucht bei einer Unternehmung des Bibliographischen Instituts kaum noch hervorgehoben zu werden. Auch dieses Werk wird sich demnach bald in die Reihe der auserlesenen deutschen Haus- und Familienbücher einreihen.

Unmittelbar an der Schwelle des neuen Jahrhunderts ist dasjenige Werk Leopold v. Rankes in zehnter Auflage erschienen, das zuerst den Weltruf des großen Geschichtschreibers begründete: seine Geschichte der **Römischen Päpste in den letzten vier Jahrhunderten** (drei Bände; Leipzig, Duncker u. Humblot). Manches von dem, was in den dreißiger Jahren des vorigen Jahrhunderts geschrieben worden, mag heute vor dem neuesten Stande der historischen Forschung nicht mehr aufrecht zu halten sein, aber an der geistigen Größe der Conception dieses Werkes wird auch das neue Jahrhundert nicht zu tasten vermögen. Ranke stand bei der Abfassung dieses dreibändigen Werkes schon unter dem Einfluß seiner universalhistorischen Probleme, und so hat er denn auch das Papsttum nur als wichtiges Glied in der Entwickelung der europäischen Menschheit aufgefaßt und dargestellt, zugleich aber jene ihn am schönsten und tiefsten kennzeichnende „irenische" Ansicht der Versöhnung und des Verständnisses walten lassen, die das Werk für beide Lager, für das der Katholiken wie der Protestanten, gleich lesbar und wertvoll machen muß. Es wird nur dieses Hinweises bedürfen, um den Lesern ins Gedächtnis zu rufen, wo — ganz abgesehen von dem Stoff — noch heute die große, unvergängliche Kunst der Geschichtschreibung zu finden ist.

Aus der deutschen Reformationszeit entwirft uns D. Albrecht Thoma in seiner Monographie **Katharina von Bora** (Berlin, Georg Reimer) ein geschichtliches Lebensbild, das uns in die Anfänge des protestantischen deutschen Pfarrhau-

les führt und in den dramatischen Kämpfen und dem epischen Gange der reformatorischen Wirksamkeit Luthers eine Idylle schafft, die noch heute ihres Zaubers auf alle gemütvollen Leser nicht verfehlen wird. Thoma, im Besitze tüchtiger theologischer und historischer Kenntnisse, hat uns die Persönlichkeit der lebhaften, temperamentvollen und überraschend praktischen Frau in voller Lebensfrische erweckt. Es bedurfte dazu einer mühsamen Kleinarbeit, da es bis zu Käthes Heirat erst noch vielerlei über ihre Herkunft und ihre Familie, ihre Erziehung und ihr Klosterleben in Nimbschen aufzuklären gab; aber es ist dem Verfasser vortrefflich gelungen, alle diese Einzelzüge in das einheitliche Gesamtbild Katharinas harmonisch zu verarbeiten. So hat er dieser schlichten deutschen Hausfrau und noch tüchtigeren deutschen Hauswirtin ein Denkmal gesetzt, das auch in unserer Zeit nach erwärmend und in mancher Beziehung vorbildlich wirken mag.

Einen bedeutsamen Ausschnitt aus der deutschen Reformationsgeschichte behandelt Heft 5 des Sammelwerkes „Mecklenburgische Geschichte in Einzeldarstellungen" (Berlin, Wilhelm Süsserott), indem es **Mecklenburg im Zeitalter der Reformation 1503—1603** schildert. (Preis geh. 6 Mk.) Die Träger der Reformationsbewegung in Mecklenburg, die Herzöge Heinrich V. und Albrecht VII., Herzog Johann Albrecht I. und Herzog Ulrich reichen mit ihrer Wirksamkeit und Bedeutung weit über die Grenzen ihres kleinen angestammten Landes hinaus, und andererseits greifen die sozialen, religiösen und politischen Bewegungen des großen deutschen Vaterlandes so gewichtig in die Entwickelung Mecklenburgs hinüber, daß der Berechtigung und Bedeutung dieses Unternehmens nicht erst das Wort geredet zu werden braucht. Stärker und vielseitiger als in anderen deutschen Landen wirken zudem in Mecklenburg noch heute die Ordnungen und Einrichtungen, die zur Reformationszeit gelegt wurden. Das alles sichert dem vorliegenden Werke ein erhöhtes Interesse. Dabei hat der Verfasser, Dr. Heinrich Schnell, es sehr geschickt verstanden, bei aller Schlichtheit und Treue doch seiner Darstellung so viel Farbe und Lebendigkeit zu geben, namentlich durch Herausarbeitung aller kulturgeschichtlichen Momente, daß man aus der Lektüre des Werkes ein scharf ausgeprägtes Bild der geschilderten Periode gewinnt. Man darf das Land Mecklenburg von Herzen beglückwünschen, daß in diesem Unternehmen wieder ein Sammelpunkt gefunden ist, der endlich einmal an Stelle der mittlerweile gar zu üppig ins Kraut schießenden Einzellitteratur zusammenfassende Arbeiten setzt.

Es ist an dieser Stelle bei der Besprechung neuerer Geschichtswerke oft darauf hingewiesen worden, welches Gewicht heute auf die Wirtschaftsgeschichte gelegt wird. Auch die neueste allgemeine, in jeder Beziehung hervorragende Erscheinung auf geschichtlichem Gebiete, die **Kulturgeschichte der Neuzeit** von Kurt Breysig (Berlin, G. Bondi), von der bisher die ersten beiden Bände vorliegen (I. Bd. geh. 6 Mk., II. Bd. geh. 8 Mk.), steht unter diesem Zeichen. Zwar ist in den ersten zwei Bänden nur erst das Terrain geebnet und das Fundament gegründet, auf dem sich der eigentliche Bau erheben soll, denn im ersten Bande (291 Seiten) werden die Aufgaben und Maßstäbe einer allgemeinen Geschichtschreibung erläutert, im zweiten Altertum und Mittelalter als Vorstufen der Neuzeit geschildert, aber die Zielgedanken, von denen das Ganze beherrscht und getragen wird, sind schon jetzt deutlich genug zu erkennen. In erster Linie will das Werk die Schranken einer wesentlich national begrenzten Geschichtschreibung durchbrechen und immer und überall die europäische Entwickelung aufsuchen. Es geht dabei aus von dem großen Gegensatz zwischen der griechisch-römischen und der germanisch-romanischen, zuletzt auch slavischen Epoche der europäischen Geschichte. Zu diesen Gruppen tritt als bedeutsamer dritter Faktor das schicksalsreiche Geschenk des Orients an den Westen, das aus dem Geiste des jüdischen Volkes herausgeborene Christentum. Des weiteren kommt es dem Verfasser darauf an, innerhalb der modernen europäischen Geschichte die Schicksale der einzelnen führenden Personen präcis darzustellen und ihnen dann durch konsequente Vergleichung die Grundzüge der gemeineuropäischen Entwickelung abzugewinnen. Dabei ist immer im Auge zu behalten, daß der Verfasser den Begriff „Kultur" umfassender nimmt, als er gemeiniglich gebraucht wird. Er faßt darunter vielmehr zusammen die äußere und innere Staatengeschichte, die Klassen- und Familien-, die Sitten-, Rechts- und Wirtschaftsgeschichte, und zwar diese mit demselben Interesse wie die Entwickelung von Kunst und Kirche, von Dichtung und Wissenschaft. („Ich meine, Persönlichkeit und Gemeinschaft in ihrem Verhältnis zueinander zu erkennen, die stets fließende Geschichte dieses Verhältnisses aufzudecken, das ist die Aufgabe.") Bei dem allen soll der Entwickelungsprozeß möglichst klar hervortreten, ohne daß die Zusammenhänge in kleine Bruchstücke zerreißen. So wird denn in diesem Buche ein in mehr als einem Stücke neuer Versuch historischer Betrachtung versprochen, der wohl im stande sein dürfte, vornehmlich kraft seiner letzten Endes doch ganz dem Dienste der Gegenwart gewidmeten Auffassungs- und Darstellungsweise und seiner wahrhaft umfassenden Interessen, sowie seines vorurteilslosen Standpunktes nicht nur die Freunde der Geschichte, sondern zugleich auch alle die zu fesseln und zu befriedigen, denen das Wissen um den Menschen und seine Seele am Herzen liegt. Nach dem, was von der Erfüllung dieser hohen Aufgabe bisher vorliegt, darf man die Hoffnung hegen, daß Breysig nicht an ihr erlahmt. Er besitzt Selbständigkeit und Kühnheit des Denkens und Beobachtens genug, um fest und sicher seinen vorgezeichneten Weg im Auge zu behalten; er verfügt über anregende Gedankenfülle und bildkräftige Darstellungskunst genug, um auch andere das sehen zu lassen, was er selber geschaut hat; er ist vielseitig und kenntnisreich genug, um so leicht nicht zu ermüden. Ob freilich der Stand

unserer Wissenschaft schon so hoch ist, um Breysig seine Ziele alle völlig erreichen zu lassen, ob insbesondere unsere weiteren gebildeten Kreise die Geduld und Ruhe finden werden, ihm bis auf seine letzten Wege zu folgen, muß die Zeit lehren.

Ein neues Memoirenwerk über **Friedrich den Großen und seinen Hof** darf von vornherein der freudigsten Aufnahme gewiß sein, zumal wenn es sich, wie die soeben von Heinrich Conrad zum erstenmal in deutscher Bearbeitung veröffentlichten Erinnerungen von Dieudonné Thiébault (zwei Bände; Stuttgart, Robert Lutz), über zwanzig Jahre persönlicher Beobachtungen und Erlebnisse erstreckt. Die zeitgenössische Litteratur über den ruhmgekrönten Preußenkönig, der doch während seiner Regierungszeit der angesehenste Monarch Europas war, ist recht spärlich; auch die vielbenutzten Erinnerungen seiner Schwester, der Markgräfin von Bayreuth, umfassen nur die Jugendjahre. Um so willkommener müssen uns diese für uns neu ans Licht tretenden Aufzeichnungen sein, die zwar einen Franzmann, aber einen ehrlichen Freund und Bewunderer des großen Friedrich zum Verfasser haben. Thiébault kam im Jahre 1765 nach Berlin, eingeführt von d'Alembert, den der König um die Empfehlung eines französischen Lehrers für seine neugestiftete Académie militaire ersucht hatte. Der junge Franzose gefiel dem König und ward bald sein litterarischer Vertrauter, der häufig um ihn war. Dadurch war ihm ohne weiteres die beste Gelegenheit gegeben, den König näher zu beobachten, ihn selbst über wichtige Gegenstände zu hören und von anderen, die dem König in verschiedenen Perioden seines Lebens nahe gewesen, noch viel Merkwürdiges zu erfahren. Kein Wunder, daß er nach Friedrichs Tode daran ging, seine Erinnerungen aufzuzeichnen. Dabei handelte es sich für ihn nicht darum, eine Geschichte oder auch nur einen historischen Beitrag zur Biographie Friedrichs des Großen zu liefern, sondern nur darum, seine persönlichen Erinnerungen, Beobachtungen, Erkundungen und Auffassungen zu Papier zu bringen. Die französische Originalausgabe (1804) strotzte daher von einzelnen kleinen Ungenauigkeiten und auch inneren Entstellungen, die die deutsche Kritik in ihrer erklärlichen Eifersucht auf den französischen Verfasser denn auch nicht ungerügt ließ. Andererseits aber mußte sie rühmend anerkennen, daß das Buch in seinem Kerne von einem Ernst und einem Anstand getragen war, der für den Verfasser und seinen Charakter einnahm und der ihn vor dem Verdacht absichtlicher Entstellung ein für allemal schützte. Und vor allem: die in den Erinnerungen enthaltenen Beiträge zur menschlichen Charakteristik Friedrichs waren so reichhaltig und lebensprühend, daß das Werk seinen Wert auch unter der Last seiner Mängel zu behaupten wußte. Eine schöne Gerechtigkeit zeichnete es aus, ein redliches Bestreben, ins Innere der Dinge und Personen zu dringen und für alle Handlungen die psychologischen Beweggründe zu finden. Aus diesem Vorzug durfte der deutsche Bearbeiter denn auch das Recht nehmen, Thiébaults Aufzeichnungen heute noch, fast hundert Jahre nach ihrem ersten Erscheinen, dem deutschen Publikum in deutscher Übertragung zu bieten. Aber aus diesem guten Rechte erwuchs ihm zugleich eine Pflicht: die Pflicht der kritischen Bearbeitung. Er mußte kürzen, sobald der Verfasser gar zu lange und wohlgefällig bei sich selber verweilte; er mußte erläutern, wo uns Nachgeborenen das Verständnis erschwert wurde; er mußte berichtigen oder ergänzen, wo gründlichere Forschung inzwischen Ungenauigkeiten des Verfassers aufgedeckt hatte oder über sein Wissen beträchtlich hinausgeschritten war, ohne dadurch die Frische und lebendige Unmittelbarkeit zu tilgen, die die Originalaufzeichnungen des Augenzeugen nun einmal voraus haben. So sehen wir in dem zweibändigen Werke auch heute noch den großen Preußenkönig in farbensatter Anschaulichkeit gezeichnet als Regenten in seiner unermüdlichen Arbeit, als Soldaten in seinem todesverachtenden Mut, als Menschen in seiner ausgelassenen Laune und als Philosophen in seiner aufgeklärten, innerlich freien Denkweise. Um ihn schließt sich dann der Kreis seiner Verwandten und Freunde, seiner Mitarbeiter und Trabanten. Daß dabei voll und reichlich aus der Schale des Anekdotenbrunnens geschöpft wird, wird kein Leser zu bedauern haben, ebensowenig wie die Gewohnheit des Verfassers, dann und wann seine Schilderung zu unterbrechen und aus der Jugendzeit Friedrichs nach Hörensagen einzelne Züge zu berichten. Am ausführlichsten bespricht Thiébault die Umgebung und die verschiedenen Schöpfungen des Königs, insonderheit die Militärakademie.

Die deutsche Litteratur über Napoleon I. hält mit der über den Großen Friedrich reichlich Schritt. Ja, in Leipzig, dort, wo einst das Glück des großen Korsen sich entscheidend zum Niedergang wandte, besteht ein deutscher Verlag (Heinrich Schmidt u. Carl Günther), der sich die Napoleonlitteratur geradezu zur Specialität ausgebildet hat. In Moritz von Kaisenberg, dem phantasiereichen Verfasser der Memoiren der Baronesse von Courtot, Jérome Bonapartes u. s. w., hat er sich neuerdings einen Mitarbeiter gewonnen, dessen Hilfsquellen dank einer weit über Deutschland, Frankreich und Schweden verzweigten vornehmen Verwandtschaft unerschöpflich scheinen. Während dieser fruchtbare Schriftsteller jedoch früher seine Veröffentlichungen auch dann noch gern als authentisch bezeichnete, wenn er schon seine dichterische Phantasie recht ausgiebig hatte spielen lassen, ist er jetzt mit fliegenden Fahnen aus dem Lager der Geschichtschreiber in das der Romanschriftsteller übergegangen und nennt deshalb sein neuestes Buch **Napoleon I. und Eugenie Désirée Clary-Bernadotte** offen und ehrlich „einen Roman aus dem Leben einer Königin“ (geh. 8 Mk., geb. 10 Mk.; mit zahlreichen Abbildungen), freilich auch diesmal nicht ohne den Zusatz: „nach bisher teilweise nach kaum bekannten Quellen bearbeitet“. Wie der Titel schon verrät, handelt es sich [illegible] diesem Mittelding zwischen frei erfundenem [illegible]

[illegible]

und reichlich ausgebeutetem Briefnachlaß um eine Episode aus Napoleons Jugendzeit, um sein Liebesverhältnis zu Eugenie Désirée Clary, der späteren Königin von Schweden, der Stammmutter des heutigen Königshauses. Napoleon tritt uns hier also gewissermaßen seiner Staats- und Repräsentationsmaske entledigt gegenüber, rein als ein von starker Leidenschaft bewegter Mensch. — Sucht dieses Werk den großen Korsen in seiner Jugendzeit auf, so stellt Lord Rosebery, der ehemalige englische Premierminister, **Napoleon I. am Schluß seines Lebens** dar (übersetzt von Oskar Marschall von Bieberstein, ebd., mit 97 Abbildungen aus der St. Helena-Zeit; geh. Mk. 7,50). Durch diese Blätter geht ein scharfer historisch-kritischer Zug, der sich namentlich gegen die englische Politik der napoleonischen Zeit wendet; die Schilderung gipfelt in der Tragödie von St. Helena, die mit temperamentvoller Lebendigkeit und leidenschaftlicher Parteinahme für den „an den einsamen Felsen im Meere geschmiedeten Prometheus" vorgetragen wird.

Was Moritz von Kaisenberg für die napoleonische Zeit, das versucht Hans Blum für die Revolutionszeit, indem er uns **Aus dem tollen Jahr** einen Roman erzählt, der alle irgendwie bedeutenden Gestalten der deutschen Bewegung von 1848 bis 1849 in lebendigen Zusammenhang setzt (Heidelberg, Carl Winters Universitätsbuchhandlung; geh. 5 Mk., geb. 6 Mk.). Der Plan zu diesem Werke entstand während der umfassenden Quellenstudien, die der Verfasser zu der 1898 erschienenen „Geschichte der deutschen Revolution" zu machen hatte. Einige der interessantesten Aufzeichnungen der Zeitgenossen, Beobachter und Mithandelnden jener Bewegungsjahre konnten damals nur flüchtig verwertet werden; ihr reicher Inhalt drängte aber förmlich dazu, ihn zu einer lebendigen, geschichtlich treuen und doch belletristisch abgerundeten Erzählung auszugestalten. Sie spielt in Baden, hauptsächlich in Rastatt vor und während der Belagerung von 1849 und verbindet mit der besonderen Handlung eine eingehende Schilderung der damaligen historischen Zustände und Ereignisse. Alle Gestalten sind der geschichtlichen Wirklichkeit entnommen, meistens sogar mit Beibehaltung ihrer geschichtlichen Namen. Der Verfasser befleißigt sich augenscheinlich einer vollkommen geschichtlichen Gerechtigkeit, zeigt sich aber überall von einem feurigen Patriotismus beseelt und läßt deshalb seine Erzählung nicht in den trostlosen Ausgang der Revolutionsbewegung, sondern mit dem glorreichen Jahr 1870/71 enden.

Aus der Zeit unserer letzten großen Kriege sind uns neuerdings abermals eine Reihe wichtiger Veröffentlichungen beschert worden. An erster Stelle seien die Erinnerungen aus dem Feldzuge von 1866 genannt, die General der Infanterie von Verdy du Vernois seinen Erinnerungen „Aus dem großen Hauptquartier 1870/1871" unter dem Titel **Im Hauptquartier der II. Armee 1866 unter dem Oberbefehl Sr. Kgl. Hoheit des Kronprinzen Friedrich Wilhelm von Preußen** folgen läßt (Berlin, E. S. Mittler und Sohn; geh. 6 Mk., geb. 7,25 Mk.). Diese Erinnerungen gewähren einen neuen Einblick in die ruhmvolle Heerführung des Kronprinzen während des gesamten Feldzuges und führen uns im Zusammenhang damit auch die übrigen kriegerischen Begebenheiten des großen Jahres vor Augen. Im Vordergrunde des Interesses stehen dem Verfasser die entscheidenden Persönlichkeiten des Krieges, insbesondere der damalige preußische Kronprinz. Die Schrift vermag jedoch keineswegs bloß Leute vom Fach zu fesseln, bemüht sich vielmehr in allgemeinverständlicher Weise zu schildern, „wie es im Kriege eigentlich zugeht", und streut deshalb überall, wo es angeht, belehrende und kritische Erörterungen ein über Verfolgung, über das Verhältnis eines Armee-Kommandos zur obersten Heeresleitung u. s. w.

Das inhaltreiche Leben des Generals August von Goeben, nach dem Worte Wilhelms I. „einer der genialsten Offiziere, die Preußen jemals gehabt," hat vor mehreren Jahren Gebhard Zernin in zwei umfangreichen Bänden dargestellt, deren Erscheinen der greise Kaiser, der selbst die Anregung dazu gegeben, nicht mehr erleben durfte. Leider aber konnte diese Veröffentlichung ihres Umfanges und ihres ziemlich hohen Preises wegen nicht recht ins Volk dringen, obwohl in den Feldbriefen Goebens ein rein menschlich und kriegswissenschaftlich so wertvolles Material steckt, daß sie eine größere Verbreitung wohl verdient hätten. Namentlich die an seine ihm geistig ebenbürtige Frau geschriebenen, die er in der ausgesprochenen Absicht verfaßte, sie später als Grundlage zu kriegsgeschichtlichen Studien zu verwerten, sind historische Dokumente ersten Ranges. Goeben war eine bis ins Innerste vornehme Natur, ein schlichter, wahrer, frischer und lebensfroher Mensch, der ungeschminkt seine Überzeugung zu äußern liebte, großzügig in allem wahrhaft Bedeutenden, behaglich und humorvoll mitteilsam in den kleinen Freuden und Sorgen des alltäglichen Lebens. Diese ausgeprägte Individualität machte seine Äußerungen so ungemein reizvoll. Das alles war hinreichender Grund, der deutschen Leserschaft diese seine Briefe in einer Auswahl darzubieten, die ein handlicheres und billigeres Buch gab, als es die große Biographie sein konnte. Zernin hat sich auch dieser Aufgabe unterzogen und bietet uns nunmehr in einem Bande von etwa vierhundert Seiten das Werk: **August von Goeben, kgl. preußischer General der Infanterie**, eine Auswahl seiner Briefe mit einem einleitenden Lebensbilde (Berlin, E. S. Mittler u. Sohn; geh. 6 Mk., geb. 7 Mk.). Das Lebensbild steht leider in Frische und schriftstellerischer Gewandtheit nicht ganz auf der Höhe: es hätte eine einheitlichere Verschmelzung des reichen Materials wohl vertragen — aber die nachfolgenden Briefe des Siegers von Kissingen und St. Quentin sind in ihrer Art unübertrefflich und so recht ein Schatz für das deutsche Haus und die deutsche Familie.

Persönliche Erinnerungen aus dem letzten Feldzuge sind bei der einundzwanzigjährigen Wie-

derkehr jener ruhmreichen Tage bekanntlich sehr zahlreich im Druck erschienen. Ab und an meldet sich auch heute noch ein Nachzügler, der dann immer willkommen ist. So hat jetzt E. Bott, der jetzt als Pfarrer in Nohfelden a. d. Nahe wirkt und im Kriege als evgl. Feld- und Lazarettgeistlicher thätig war, seine Erinnerungen veröffentlicht (**Vor dreißig Jahren.** Oldenburg, Schulzeiche Hofbuchhandlung; geh. 80 Pf.). Wie er seinen hohen Beruf als Seelsorger und Krankenpfleger auf den Schlachtfeldern und in den Lazaretten erfüllte, weiß der Pfarrer in schlichter, oft ergreifender Weise zu schildern, so daß sich uns neben den blutigen Schrecken des Krieges in dem opferfreudigen segensreichen Wirken des Roten Kreuzes ein in seiner Friedlichkeit herzerhebendes Bild christlicher Nächstenliebe und Hilfsbereitschaft entfaltet. Die kleine Schrift ist Ihrer Königl. Hoheit der Großherzogin von Oldenburg, „der hohen Schutzherrin der Diakonissensache," gewidmet.

Für die glänzende Aufnahme, die das gebildete deutsche Publikum der vornehmen Encyklopädie „Das 19. Jahrhundert in Deutschlands Entwickelung", einem Unternehmen der G. Bondischen Verlagshandlung in Berlin, bereitet hat, zeugt unter anderem der Umstand, daß das Eröffnungswerk dieser Sammlung von Einzeldarstellungen, Theobald Zieglers Darstellung der **Geistigen und socialen Strömungen des 19. Jahrhunderts** (mit 12 Bildnissen; geh. Mk. 10, geb. Mk. 12,50), in knapp zwei Jahren seine zweite Auflage hat erleben können. Das lebhafte Bedürfnis nach einer klaren und sicheren, dabei aber großzügigen und weitblickenden Revue des zu Ende gegangenen Jahrhunderts, wie sie in dem Zieglerschen Werke vorliegt, ist damit erwiesen. Wir dürfen uns seiner um so mehr freuen, als sich in Zieglers Buch Gelehrsamkeit und Gründlichkeit der Forschung mit der ausgeprägten Gabe volkstümlicher, allgemein verständlicher Darstellung paart und das Steuer dieses mit den geistigen Gütern des Jahrhunderts befrachteten Schiffes von einem Manne geführt wird, der ein ebenso vornehmer wie geistig durchgebildeter Charakter ist, was seine Wirkung auf die Leser nicht verfehlen wird.

Zum letzten Geburtstage des Kaisers hat die zweite Auflage des vaterländischen Marinebuches von Georg Wislicenus: **Deutschlands Seemacht sonst und jetzt** (Leipzig, Friedr. Wilh. Grunow; geb. 6 Mk.) erscheinen können. Über die Notwendigkeit solcher Bücher ist heute kein Wort mehr zu verlieren, und Wislicenus, der frühere Marineoffizier, welcher die genaue Sachkenntnis des Fachmannes mit der warmen Begeisterung des Patrioten verbindet, der berufene Mann für die Darstellung und Würdigung unserer Marine-Entwickelung und unserer Marine-Aufgaben, ist inzwischen von hoher Stelle durch Verteilung und Empfehlung seines Buches für Schülerbibliotheken und Schulprämien gebührend anerkannt worden. Aber nicht bloß an die Jugend wendet sich das Buch; es will alt und jung belehren und jeden Stand, jede Partei, jeden Volksgenossen darauf hinweisen, wie der Deutsche nicht besser für die Seinigen sorgen kann, als wenn er volles Zutrauen zu der jungdeutschen Seepolitik des Kaisers faßt und sein Werk zu fördern hilft. Dieser hohen Aufgabe dient das vorliegende Buch in zwei gesonderten Teilen. Der erste, der historische, schildert übersichtlich die Seekriegsgeschichte von den ältesten Zeiten an mit wachsender Ausführlichkeit der Gegenwart zu, zuerst außerhalb, dann innerhalb Deutschlands vor und nach 1870/71; der zweite, beschreibende Teil stellt in vier Kapiteln die deutsche Schlachtflotte, die Seekriegsführung, die Kreuzer und den Friedensdienst der Kriegsflotte nach der Entwickelung und ihrem jetzigen Stande dar. Die neue Auflage hat es sich angelegen sein lassen, jeden einzelnen dieser Abschnitte in seinem Inhalt bis auf die Gegenwart zu ergänzen und zu berichtigen; insbesondere sind die neuesten Ereignisse zur See, also der japanisch-chinesische und der spanisch-nordamerikanische Krieg, sowie endlich das Eingreifen unserer Marine in die jüngsten chinesischen Wirren eingehend geschildert. Auch der Ausbau unserer Flotte nach den Gesetzen von 1898 und 1900 findet sich schon berücksichtigt. Der Bilderschmuck des Werkes lag in den Händen des Marinemalers Stöwer; er hat auf acht farbigen Einschaltbildern (Lexikon-Oktav) hervorragende vaterländische Schiffe in wechselnder Thätigkeit dargestellt und den Text außerdem mit fünfundsechzig kleineren Bildern in Schwarz-Weiß begleitet, die an Lebendigkeit der Auffassung und Prägnanz des Ausdrucks ihresgleichen suchen.

Sehr anschauliche und buntbewegte Bilder aus dem deutschen Kriegsschiffleben entwirft Victor Laverrenz, der Verfasser der Marineschriften „Volldampf voraus!", „Vor dem Wind" und „Heiß auf Flagge und Wimpel", in einem mit etwa hundert Illustrationen ausgestatteten Buche, das er **Deutschland zur See** nennt (Ausgabe in 13 Lieferungen zu je 50 Pf.). Er hat es verstanden, dem Stoffe ein besonders frisches Interesse abzugewinnen, indem er einen jungen Seekadetten auf seinen Fahrten und Studien begleitet und auf diesen Faden einer in der Form romanhaften, in der Darstellung aber durchaus realistisch gehaltenen Erzählung alles aufreiht, was es über das Leben an Bord eines Kriegsschiffes, über Seewesen überhaupt, seine Geschichte und seine verschiedenen Einrichtungen Wissenswertes giebt. Das Werk ist durch diese Einkleidung glücklich vor der Gefahr der schematischen Trockenheit der Marinehandbücher bewahrt geblieben und hat bei allem und jedem, was es vorbringt, auch bei dem kleinsten Detail, einen lebendigen Mittelpunkt, auf den alles bezogen wird. Für die technischen Einzelheiten hat der Verfasser, dem dadurch sein schriftstellerisches Verdienst um keinen Deut geschmälert wird, einen Marinefachmann zur Mitarbeit herangezogen; das Material, das dieser lieferte, ist aber so harmonisch in den von gesundem Humor durchwehten novellistischen Grundton des Ganzen ver-

arbeitet, daß man nirgend etwas von den Nähten bemerkt. Dem frischen Text entsprechen die flotten, anschaulichen Abbildungen. Für die Schiffsansichten ist natürlich in erster Reihe der Apparat des Photographen herangezogen worden; für die einzelnen Manöver aber, für Gefechtsdarstellungen und Genrescenen sind gute Marineillustratoren wie Stöwer, Lindner, Mühling, Stoltenberg u. s. w. gewonnen worden. Um die Mannigfaltigkeit des Inhalts zu kennzeichnen, sei nur auf einige besonders gut bedachte Kapitel verwiesen: Auf der Kaiserlichen Werft. — Aus dem Werdegang der deutschen Flotte. — Die Schulschiffe. — Deutsche Häfen und Leuchtfeuer. — Auf dem Manövergeschwader. — Panzerschiffe und Torpedoboote. — Ehrentage deutscher Seemacht (worin auch die neuen Kämpfe in Ostasien bereits berücksichtigt sind). — Im Kaiser Wilhelm-Kanal. — Rund um die Erde. — Ein Weihnachtsfest auf hoher See. — Piratenkämpfe. — Deutsch-Ostafrika.

Der Burenkrieg, der bei uns Deutschen so lebhaft wiederhallte wie seit langer Zeit kein anderes auswärtiges Ereignis, hat bereits eine ganze Litteratur gezeitigt. Um so notwendiger erscheint es, unter der Überfülle des Dargebotenen kritisch zu sichten und nur das zu berücksichtigen, was sich durch Gediegenheit und Eigenart bemerkenswert über den Durchschnitt emporhebt. In erster Reihe ist hier das Werk eines ungenannten, offenbar aber kriegswissenschaftlich geschulten Verfassers zu nennen, der den **Boerenkrieg** wesentlich von seiner militärischen Seite betrachtet, ohne, wie eine ausführliche Einleitung über die Geschichte der Freistaaten und ihre Handelsverhältnisse beweist, die politisch-historische und volkswirtschaftliche Seite des Gegenstandes zu vernachlässigen. Von dem Buche liegt zunächst nur der erste Teil vor (Braunschweig, George Westermann; eleg. geh. 5 Mk.), der die Ereignisse bis zum Abschluß der Ära Buller und bis zum Eingreifen Lord Roberts' verfolgt. Aber schon in diesem dramatisch freilich auch weitaus bewegtesten und interessantesten Abschnitt offenbart sich die Eigenart des Werkes, die ihm ein für allemal seinen bestimmten Leserkreis sichern wird. Wenigstens sind unseres Wissens in keiner sonstigen Veröffentlichung über den südafrikanischen Krieg bei strengster Sachlichkeit die taktischen Fragen, die er aufwirft, so klar und entschieden herausgearbeitet worden wie hier. Der Darstellung fehlt es manchmal an Lebendigkeit und Frische, dem Stil an schriftstellerischer Gewandtheit, dafür aber entschädigt die Sicherheit und Klarheit, mit der der strategische Faden festgehalten wird, und die eingehende Würdigung, mit der all die taktischen Überraschungen dieses beispiellosen Kampfes zwischen Volksheer und geschulten Truppen bedacht werden. Das Buch ist mit zahlreichen Abbildungen, mit Bildnissen hervorragender Persönlichkeiten aus beiden Lagern, mit Städteansichten, Landschaftsbildern u. s. w. geschmückt, die, sehr geschmackvoll in der Zeichnung, abwechselungsreich den Text beleben; noch wertvoller sind aber unter den graphischen Beigaben die Gefechtsskizzen und Marschpläne, die der Verfasser auf Grund sorgsamer Studien entworfen hat. Der noch ausstehende zweite Teil wird mit den ersten Operationen Roberts' einsetzen und den Krieg von hier aus bis zu seinem Ende verfolgen. — Volkstümlicher gehalten und daher auch vornehmlich für die deutsche Jugend bestimmt sind die Bilder und Skizzen, die Frederik Rompel, der Kriegskorrespondent der „Volksstimme" in Pretoria, nach eigenen Erlebnissen unter dem Titel **Siegen oder Sterben von den Helden des Burenkriegs** zeichnet (Stuttgart, Anton Hoffmann, K. Thienemanns Verlag). Historische Objektivität darf man hier natürlich nicht suchen, dafür aber erquickt die Frische und Unmittelbarkeit, mit der der Verfasser eine Fülle von charakteristischen Begebenheiten und Wesenszügen aus dem Leben der Buren und ihrer Führer vor und während des Krieges, immer im engen Zusammenhange mit den photographischen Augenblicksbildern, aneinander reiht. Der eigentlichen Darstellung geht eine Einleitung von Generalmajor z. D. Dr. Albert Pfister voraus, worin er die Frage erörtert, wie Südafrika zu seiner weltgeschichtlichen Bedeutung gekommen ist. — Die Friedensfahne weht über einem dritten Buche, das sich mit dem Burenkriege beschäftigt. Hier schildert Dr. H. Küttner, Professor an der Universität Tübingen, die Erlebnisse und Eindrücke, die er während des Krieges **Unter dem roten Kreuz** (Leipzig, S. Hirzel) gesammelt hat. In Tagebuchform erzählt uns der Verfasser, wie sich ihm die Auffassung des Burenvolkes allmählich gewandelt hat. Schließlich kommt er zu einer ruhigen, parteilosen Beurteilung der Dinge, die weit entfernt ist von kritikloser Verhimmelung, aber ihre warmen Sympathien für die Besiegten nicht verleugnet. Außerordentlich fein, lebendig und keck sind die eingestreuten Abbildungen. Der Reinertrag des Buches ist für das deutsche rote Kreuz bestimmt.

Zweitausend Jahre deutschen Lebens spiegeln sich in dem **Bilderatlas zur deutschen Geschichte** (Köln, Schlosfers Verlag; geb. 3 Mk.), dessen viertehalbhundert Abbildungen uns von der Schlacht bei Vercellä (101 v. Chr.) bis zur Einschiffung des ersten Seebataillons nach China (Sommer 1900) in seinen Hauptetappen den Werdegang des deutschen Volkes vor Augen führen. Für den Jugendunterricht in Schule und Haus wird der Atlas vortreffliche Dienste thun, da er von dem für jugendliche Gemüter so gefährlichen Zwange der leblosen Abstraktion befreit und an Stelle toter Zahlen und Begriffe anschauliche, der Phantasie und dem Gedächtnis sich einprägende Bilder setzt, die um so nachhaltiger und tiefer wirken werden, als meistens Schöpfungen guter Künstler dafür benutzt worden sind. Nur die Reproduktionen selbst hätten oft schärfer und sorgsamer sein können.

Als wertvolles Hilfsbuch für alle geschichtlichen Studien, die heute weniger denn je die geographische Grundlage entbehren können, be-

grüßen wir nun schon in der zweiundzwanzigsten Bearbeitung den sogenannten „Großen Seydlitz“ oder, wie er mit vollem Titel heißt: das **Lehrbuch der Geographie** von E. v. Seydlitz, neu bearbeitet unter Mitwirkung hervorragender Fachmänner von Prof. Dr. E. Oehlmann (Breslau, Ferdinand Hirt: 624 Seiten mit 227 Abbildungen und Skizzen, 5 bunten Karten und 8 Farbendrucktafeln; geb. in Lwdd. Mk. 5,25, in Halbfz. 6 Mk.). Unserer modernen politischen Entwickelung entsprechend ist besondere Rücksicht auf die Handelsgeographie und das Kolonialwesen genommen, Gebiete, für deren Bearbeitung eine ganze Anzahl zuverlässiger landeskundiger Fachmänner herangezogen sind. Aber auch sonst breitet sich in dem Buche ein mannigfacher historisch-geographischer Wissenschatz aus, der durch außerordentlich praktisch eingerichtete statistische Tabellen auch für Nachschlagezwecke unmittelbar nutzbar gemacht ist. Beamte und Kaufleute, überhaupt alle im öffentlichen Leben Stehende werden aus dem handlichen Bande reichen Gewinn ziehen; der heranwachsenden Jugend ist er hauptsächlich deshalb zu empfehlen, weil er wörtliche Belehrung unmittelbar mit bildlicher Erläuterung verbindet. F. D.

Unter dem Titel **Litteratur und Gesellschaft** hat S. Lublinski in einem vierbändigen Werke (Berlin, S. Cronbach) das Facit eines Jahrhunderts deutscher Litteratur zu ziehen versucht. Weder der gebildete Laie noch der Litterarhistoriker werden an dieser merkwürdigen Arbeit vorübergehen können, denn hier wird zum erstenmal der systematische Versuch gemacht, die Abhängigkeit dichterischen Schaffens von der jeweiligen Gesellschaft nachzuweisen. Der Verfasser ist sich der Gefährlichkeit seiner Aufgabe durchaus bewußt. Er verschließt sich a priori keineswegs der Erkenntnis, daß der heroische Mensch, sei er Thatenmensch, sei er Künstler, zunächst abseits von der Außenwelt steht, als ein Einsamer, der die Signatur einer kommenden Zeit bestimmt, nicht aber in gesetzmäßiger Abhängigkeit sich entwickelt. Aus dieser Einsicht heraus wünscht er mehr litterarische Richtungen zu charakterisieren als überragende Persönlichkeiten an sich, losgelöst von allen Zusammenhängen, zu betrachten. Sein letztes und vornehmstes Streben ist darauf gerichtet, der Einheit zwischen Individuum und Gesellschaft nachzuspüren. Dreierlei befähigte ihn, sich an eine so außergewöhnliche Aufgabe heranzumachen. Er ist ein ausgezeichneter Kenner der Litteratur, ein scharfäugiger Historiker und ein Sociologe von glänzender Schulung und feinster Veranlagung. Trotzdem ist das Werk in den einzelnen Teilen ungleich ausgefallen. Es sei ohne weiteres zugegeben, daß die Mängel in der knappen räumlichen Ausdehnung ihren Ursprung haben, die innegehalten werden mußte, da das Ganze nur einen Teil eines großen Sammelwerkes darstellt. Die Thatsache bleibt indessen bestehen, daß wir uns in den Abschnitten, die beispielsweise von den Romantikern handeln, oft mit Andeutungen begnügen müssen, mit hingeworfenen Bemerkungen, die wohl keck und verwegen sind, aber doch nicht immer zu überzeugen vermögen. Es will uns scheinen, als ob es ihm gerade in diesen Abschnitten nicht gelungen ist, die gedankliche Arbeit — um ein Herdersches Wort zu variieren — in den Geist und in die Seele ihrer Autoren zurückzudenken, wenn es auch hier nicht an glänzenden Einfällen und überraschenden Wendungen fehlt. Ebenso wenig kann ich mich völlig einverstanden erklären mit der fragmentarischen Betrachtung, die unserer Zeit gewidmet ist. Gewiß muß anerkannt werden, daß der Verfasser der neuesten Litteratur als ein selbständiger Beurteiler, der sich von keiner Clique beeinflussen ließ, gegenüber steht. Aber hier, wo alles noch im Werden begriffen ist, mußte seine Aufgabe und sein Ziel, Gesellschaft und Individuum in Zusammenhang zu bringen, besonders gefährlich sein. Hier werden Werte geprägt und Urteile ausgesprochen, die möglicherweise schon in kurzer Zeit einer Korrektur bedürftig sein werden. Wenn wir diesem Teil des Werkes gegenüber unsere kritischen Einwände nicht unterdrücken zu können glaubten, so sei um so freudiger auf das Ganze hingewiesen. Vielleicht hat der Verfasser am klarsten, eindringlichsten und schönsten sein Problem in dem Abschnitt gelöst, der von Heinrich von Kleist handelt, und vielleicht ist er bei der Gestalt Heinrich Heines weniger glücklich gewesen, etwas irre geleitet durch den Drang, ein absolut objektives Urteil auszusprechen. Das reich angelegte Wissen unseres Autors, seine Fähigkeit, die schwierigsten Zusammenhänge zu durchleuchten und bis in die Einzelheiten klar zu legen, wird am deutlichsten da, wo er von Hegel und seinem Einfluß auf die Litteratur des neunzehnten Jahrhunderts spricht. Hier ist Lublinski von einer Frische und Originalität, die einen ganz besonderen Reiz ausüben. Wir möchten von dem Werke, das in seiner Großzügigkeit und Eigenart auf das wärmste zu empfehlen ist, nicht scheiden, ohne noch nachdrücklich auf die Wertung hinzuweisen, die Lublinski Friedrich Hebbel angedeihen läßt. Er sieht in ihm den tragischen Dichter der Gegenwart, für den er so tiefe und schöne Formeln findet, daß derjenige, der einmal die Hebbel kongeniale Biographie schreiben wird, an diesen grundlegenden Ausführungen nicht wird vorübergehen können. F. H.

* * *

Nietzsches Mission. Christlich oder modern? Von Hans Weichelt. (Der moderne Mensch und das Christentum. Skizzen und Vorarbeiten. II. Hefte zur Christlichen Welt Nr. 49. Marburg, Verlag der Christlichen Welt.) Einsichtige Theologen

haben den Grundsatz ab hoste doceri zu allen Zeiten sehr ernst genommen. Sie thun es auch heute gegenüber Friedrich Nietzsche und zwar so, daß einige dieser theologischen Auseinandersetzungen, wie die von Ritschl und Kaftan, zu den besseren Nietzsche-Schriften überhaupt zu rechnen sind. Es sei mir gestattet, nachdem ich meine Ansicht über Nietzsche in diesen Blättern zusammenhängend habe darlegen dürfen (der Essay ist inzwischen mit einigen Zusätzen unter dem Titel „Friedrich Nietzsche, der Philosoph und der Prophet" als Broschüre erschienen. Braunschweig, Verlag von George Westermann), noch auf die kürzlich erschienene Schrift eines jungen Theologen hinzuweisen, die sich ernstlich um das Verständnis der modernen Kultur und um eine Verständigung zwischen ihr und der christlich-kirchlichen Anschauungsweise bemüht und in diesem Sinne auch Nietzsche gerecht zu werden versucht. Der Verfasser ist ebenso weit davon entfernt, moderne Unklarheiten als sogenannte Kulturideale zu predigen, wie gewisse kirchliche Rückständigkeiten zu verteidigen. Vielmehr ist er einer von denen, die ehrlich mitsuchen nach einem neuen Kulturinhalt; nur will er das bewährte Gute der christlichen Kultur über dem erst zu erringenden Neuen nicht verlieren. Er glaubt an eine unbegrenzte Anpassungsfähigkeit des Christentums, an seinen universalen Beruf. Man kann in dieser Beziehung erheblich anderer Meinung sein. Man kann statt Anpassung auch Umbiegung und Umschmelzung des ursprünglichen christlichen Ideals in der Entwickelung des Christentums zu erkennen glauben, so z. B. in der Übersetzung des Orientalisch-Asketisch-Negativen in das Germanisch-Positive, aus dem Katholisch-Äußerlichen in das Protestantisch-Innerliche, und kann den angeblichen Universalismus auf den rein menschlichen Wahrheitsgehalt beschränken, der als solcher natürlich unverlierbar ist. Man wird aber in Anerkennung der historischen Kontinuität jedenfalls eine Verständigung zwischen der bisherigen christlich bestimmten Kultur und den neuen Tendenzen wünschen müssen. — Ich kann dem Verfasser nicht beipflichten, wenn er das Christentum gegen Nietzsche, der es als Asketismus und Narkotikum bekämpft, als weltfreudige Religion hinstellt. Wenn man an den Worten Jesu nicht dreht und deutelt, so ist das der ursprüngliche Sinn jedenfalls nicht. Ich muß ferner im Punkte des Aristokratismus einen berechtigten Kern in der Lehre Nietzsches gegen den Verfasser vertreten. Die Thatsachen unbefangen würdigen bedeutet noch keinen geistigen Hochmut oder sittlichen Pharisäismus. Der unbefangene Theologe kann sich aber nicht verhehlen, daß in unserer Schätzung eine Gleichwertigkeit der Seelen nirgend besteht (man denke an Goethe, Kant, Luther, Jesus!). Was unser sittliches Bewußtsein postuliert, ist nur ein gleiches Maß der Grundforderungen an alle Seelen, dessen Erfüllung den sittlichen Wert überhaupt bedingt. Ob dieser Wert durch Erhebung über das Niveau des Sittlichen gesteigert werden könne, ist eine ganz andere Frage. (Ich verweise hier auf mein Buch „Lebenszweck und Lebensauffassung", Greifswald 1897, S. 170 ff. und sonst.) Warme Anerkennung verdient dagegen, daß der Verfasser die centrale Stellung des Sündenbegriffs in der christlichen Dogmatik und in der christlichen Erziehung entschieden bekämpft und hier also dem Standpunkt Nietzsches und des modernen Menschen Rechnung trägt. Und ebenso wertvoll ist die Forderung, daß die Verkündigung des christlichen Sittlichkeitsideals unter endgültiger Loslösung von der Äußerlichkeit der jüdischen Gesetzlichkeit mehr positiven Charakter annehmen müsse. Sie kann es durch unmittelbare Anknüpfung an das Vorbild Jesu und wird so dem Aufbau und der Ausgestaltung christlicher Persönlichkeiten wahrhaft dienen. Nur scheint sich der Verfasser insofern zu täuschen, als er mit dieser Fassung auch ein inhaltlich bestimmtes Princip christlicher Ethik aufzustellen glaubt. Ein solches hat das Christentum gar nicht und braucht es auch für die praktisch-religiöse Verkündigung der Moral zunächst nicht. Die Ausgestaltung der Persönlichkeit ist, sobald wir von dem konkreten Vorbild absehen, auch nur etwas rein Formales. — In diesem Zusammenhang betont der Verfasser übrigens die Bedeutung des Individuellen im sittlichen Leben richtig. Aber seine psychologische Einsicht, daß alle sittliche Aufgabe sich nur auf etwas für uns Wertvolles beziehen könne, hätte ihn nicht dazu verleiten sollen, für diese Thatsache das Wort „Egoismus" zu gebrauchen. Jener „psychologische Egoismus" ist etwas ganz anderes als der moralische, der exklusiv-individuelle Werte erstrebt. Man verwirrt die ethische Terminologie und, was schlimmer ist, das sittliche Gefühl des Laien, wenn man den Begriff des Egoismus, der thatsächlich eine moralische Kategorie bezeichnet und einen Tadel einschließt, erweitert, um einen psychologischen Thatbestand zu bezeichnen. Trotz einzelner Meinungsverschiedenheiten hat mich aber die Schrift als Versuch eines denkenden Theologen, mit dem modernen Leben unbefangen Fühlung zu nehmen, lebhaft interessiert. Man darf ihn im Kampf um einen neuen geistigen Lebensinhalt als ehrlichen Bundesgenossen begrüßen. Otto Stock.

* *
*

Brockhaus' Konversationslexikon hat seit einigen Jahren ein neues Verfahren eingeschlagen, um sich ein für allemal die Beweglichkeit und Aktualität zu sichern, die heute mehr denn je bei einem so universalen Nachschlagebuch die ausschlaggebenden Faktoren sind. Es rechnet nicht mehr mit dem vagen Begriff „Auflage", sondern zählt nach „Ausgaben", d. h. es regeneriert sich viel häufiger, als es bei völligen Neuauflagen geschehen könnte, indem es das Ganze einer gründlichen Durchsicht und Ergänzung unterwirft und damit erreicht, daß man mit jedem Bande bis auf die allerjüngste Zeit geführt wird. Erst vor zwei Jahren erschien die revidierte Ausgabe

(14. Aufl.), heute bereits liegen die ersten Bände der Neuen revidierten Ausgabe vor (jeder Bd. eleg. geb. 12 Mk.). Schon äußerlich wirkt diese jüngste Ausgabe wie eine völlig neue. Der Einband, der früher allzu verschwenderisch mit dem Gold umging, ohne damit eine künstlerische Wirkung zu erzielen, hat sich nach den Grundsätzen des einfachen, aber kräftige Töne und Linien bevorzugenden modernen Geschmacks gemodelt: die graugrüne Leinendecke stimmt gut zu dem von wenigen energischen Goldbordüren durchzogenen sattschwarzen Lederrücken. Auch im Innern findet man dieselbe wohlüberlegte Gedrängtheit und Klarheit: alles zeigt sich gefeilt und geglättet, unnötiges und veraltetes ist entfernt, das neueste organisch in den Text verarbeitet. So, um nur einiges hervorzuheben, sind bei den einzelnen Städten bereits die Ergebnisse der Volkszählung des letzten Jahres verwertet, in der Darstellung der Tagesgeschichte die Daten bis zum Frühjahr 1901 berücksichtigt. Abbildungen und Karten haben selbstverständlich auch diesmal noch eine Bereicherung erfahren, so daß sich ihre Gesamtzahl für das Ganze schon heute auf mehr als zehntausend veranschlagen läßt. Alles aber ist augenscheinlich noch mehr als bisher auf das unmittelbare Bedürfnis des lebendigen Augenblicks bezogen; die großen bewegenden Kräfte des modernen Lebens, geistige wie praktische, spielen die Hauptrolle.

Ein höchst dankenswertes und praktisches Unternehmen tritt mit dem **Zeitlexikon** in die Erscheinung, dessen erste Lieferung uns zugegangen ist (Januar 1901. Stuttgart und Leipzig, Deutsche Verlagsanstalt. Preis 1 Mk.). Hier ist eine eigenartige Ergänzung zu jedem älteren Konversationslexikon geschaffen, nicht für einen einzelnen Stand, sondern für das gebildete deutsche Publikum im allgemeinen, für den Gelehrten wie den Handwerker, den Kleinkaufmann wie den Großindustriellen, den Techniker wie den Künstler, den Politiker, Parlamentarier, Journalisten, Finanzmann, Beamten und Landwirt: alle werden sie aus dem neuen Unternehmen Nutzen ziehen können. Von Monat zu Monat soll eine in sich abgeschlossene, die Neuigkeiten des beendeten Monats umfassende Lieferung (A—Z) erscheinen. Darin soll alles, was auf dem Gebiete der Politik und Volkswirtschaft, der Wissenschaften, Litteratur und Kunst, des Theaters und der Musik, der Technik und Industrie, des Handels und Gewerbes an Bedeutendem und Wissenswertem sich ereignet oder ergeben hat, aber auch alles das, worüber man spricht, schreibt, streitet, was man fördert und anstrebt im weiten Reiche des modernen Kulturlebens, getreu und ohne Parteinahme registriert werden. Ein Stab von bewährten Mitarbeitern aus allen Fächern der Wissenschaft und des praktischen Lebens steht der Redaktion zur Seite, diese schwierige Aufgabe möglichst vollständig und vollkommen zu lösen; schon die erste Lieferung legt Zeugnis dafür ab, daß man auf rechtem Wege. Ein paar Stichproben auf gut Glück mögen das beweisen und näher erläutern: „Russische Ostasiatische Dampfschiffahrts-Gesellschaft, D. r. O. D. G. richtete anfangs dieses Jahres einen regelmäßigen und direkten Personen- und Güterverkehr aus den Häfen der Ostsee und des Schwarzen Meeres nach Ostasien ein, wo Port Arthur, Wladiwostok, Chabarowsk, Nikolajewsk am Amur und die Insel Sachalin angelaufen werden. — Bornier, Henri Vicomte de, französischer dramatischer Dichter und Mitglied der Pariser Akademie, ist am 29. Januar in Paris gestorben. Er wurde geb ... u. s. w." — Wir werden den Fortschritt des eigenartigen Unternehmens im Auge behalten und gelegentlich näher darüber berichten. —l.



Redaktion unter Verantwortung von Dr. Adolf Glaser in Berlin und Dr. Friedrich Düsel in Berlin-Friedenau.
Druck und Verlag von George Westermann in Braunschweig.

Alle für die Redaktion bestimmten Sendungen sind zu richten an:
die Redaktion von Westermanns Illustrierten Deutschen Monatsheften in **Braunschweig**.





WESTERMANNS ILLUSTRIERTE DEUTSCHE MONATSHEFTE

FÜR DAS

GESAMTE GEISTIGE LEBEN DER GEGENWART.

E. Doepler d. j.

BRAUNSCHWEIG.
GEORGE WESTERMANN.

Weltausstellung Paris 1900: „GRAND PRIX"
Höchste Auszeichnung



Tagebuch einer Mutter.

Von

Ernst Wichert.

II.

Unseres Bleibens ist hier nicht. Dora darf dem entsetzlichen Menschen in der Gesellschaft nicht begegnen. Wir reisen nach Nizza, sobald unsere Koffer gepackt sind. Dora kennt die Riviera noch nicht. Sie wird eine Masse neuer Eindrücke empfangen, neue Menschen kennen lernen, in dem tollen Faschingstreiben vergessen, was sich unmöglich tief eingeprägt haben kann. In einigen Monaten wird sie wieder mein sanftes, verständiges Kind sein.

Ich habe Herrn von Oberhausen benachrichtigt, daß er nichts zu hoffen habe. Noch nie war meine Hand so schwer; die Buchstaben wollten sich gar nicht aneinander reihen und kamen unförmlich aufs Papier. Um mich ein wenig zu erleichtern, fügte ich hinzu, daß ich bereit sei, unter strengster Diskretion seine Angelegenheiten durch meinen Bankier ordnen zu lassen; er wolle sich an ihn wenden. Kaum war der Brief abgeschickt, so wußte ich, daß ich eine Unschicklichkeit begangen hatte. Er muß mein Anerbieten als eine Beleidigung ansehen. Was dachte ich mir denn dabei? Es war etwas wie Mitleid im Spiel. Ja, ja, der Mann, den meine Tochter zu lieben meinte, um den sie so schwer litt, war mir doch nicht gleichgültig. Ich wollte für ihn thun, was ich konnte, ihm Zeit zur Besinnung zu geben und den schlimmsten Entschluß abzuwenden. Ja, das besonders. Wenn er wirklich Ernst machte und Dora erführe, daß er sich erschossen hätte ... Mir schauderte. Sie sollte mir wenigstens nicht vorwerfen dürfen, daß ich des elenden Geldes wegen ihn der Verzweiflung preisgegeben hätte. Das alles ging mir so blitzschnell durch den Kopf — ich kam gar nicht dazu, es gehörig durchzudenken. Und da stand es schon auf dem Papier. Aber ihm muß es eine schwere Beleidigung scheinen. Ich kann's nun nicht mehr ändern.

* * *

Die Reise mußte aufgeschoben werden. Dora ist erkrankt. Sie hat eine wahre Leichenfarbe, leidet an Nervenzuckungen und windet sich in Schmerzen. Ich habe sofort nach unserem alten Hausarzt geschickt, aber er war schon unterwegs bei seinen Patienten. Der Wagen soll in der Stadt gesucht,

ein anderer Arzt gerufen werden. Es dauert so lange.

Und dieser Brief des Freiherrn, den ich am Morgen eröffnete, als ich von Doras Zustand nichts wußte! Kein Wort der Klage über meine Abweisung, überhaupt kein Wort davon. Er nimmt mein freundliches Anerbieten an!! Ganz geschäftsmäßig, wie die Antwort auf eine geschäftliche Offerte. Keine Spur von Gekränktsein. Dieser ... Aber es ist gut. Nun fällt er auch für Dora von der eingebildeten Höhe herab.

* * *

Der Sanitätsrat untersuchte genau und wiegte bedenklich den Kopf. Seine Fragen beantwortete Dora ausweichend oder überhaupt nicht. Er nahm mich beiseite und sagte mir, es handle sich, so wundersam das klinge, um Vergiftungserscheinungen. Man müsse zu erforschen suchen, ob vielleicht eine Speise, ein Gefäß dazu Veranlassung gegeben habe; inzwischen werde er Maßregeln treffen, als ob seine Beobachtung zutreffend sei. Er gab Anordnungen und legte mir's ans Herz, darauf zu achten, daß sie strikt befolgt würden.

Vergiftungserscheinungen! Das Wort durchfuhr mich wie ein Blitzschlag. Ich mußte sofort an Doras Drohung denken. Aber ein in leidenschaftlicher Erregung versuchtes Mittel, mich zu schrecken, wie konnte es in Wirklichkeit ... Und wenn die Tollheit so weit ging, Ernst machen zu wollen, wie konnte sie sich das Gift verschaffen, das sie zur Ausführung brauchte? Ich war ratlos.

Neben ihrem Bett niedersinkend, umarmte ich sie und flehte sie an, mir die Wahrheit zu sagen. Sie wollte mich von sich abwehren, aber ich war stärker als sie und rang ihr das Geheimnis ab.

„Ich werde sterben," ächzte sie, „und du hast es so gewollt. Aber Erich weiß, daß ich ihn liebe!"

Es kam heraus, daß sie ihm einen Brief geschrieben und zugeschickt hatte. Sie besaß einen Photographieapparat, zu dem giftige Chemikalien gehörten. Von ihnen hatte sie sich einen Todestrank bereitet. Davon stand aber in dem Briefe nichts.

Sie weigerte sich anfangs, die ärztlichen Weisungen zu befolgen. Dann überwältigten doch die Schmerzen ihren Willen und brach die körperliche Schwäche jeden Widerstand. Vielleicht erwachte auch wieder die Lust zu leben, da ich in der Verzweiflung alle ihre Wünsche zu erfüllen versprach. Sie trank Milch und ließ sich die Medikamente von mir einflößen. Die Wirkung blieb nicht aus. Und nun schläft sie.

Gott, mein Gott! nimm sie mir nicht. Hab Erbarmen mit einer Mutter, deren Herz blutet, weil ihr Liebstes leidet — ihr Einziges! Wenn ich mir schuld geben müßte ... Nein, ich kann vor dir die Hand auf dieses blutende Herz legen und schwören: ich weiß mich frei von Schuld, ich that nur meine Pflicht. Aber wenn es so ist und das Schreckliche geschähe doch und geschähe deshalb, weil ich handelte, wie ich mußte, hätte ich's vor meinem Herzen weniger schwer zu verantworten, könnte das Gewissen auch schweigen? Hilf, Gott, barmherziger Gott!

Ich zittere vor der Nacht.

* * *

Viele Wochen sind vergangen, qualvolle Wochen in Not und Bangen. Erst jetzt wage ich wieder zu hoffen. Nur die rechte Zuversicht fehlt noch, daß dieses schwach lodernde Flämmchen je wieder die frühere Leuchtkraft zurückgewinnen werde. Aber die Jugend hat ja viel einzusetzen, und die Besserung ist in diesen letzten Tagen so sichtlich fortgeschritten ... Ich will hoffen, es wird noch alles gut.

Das Gift war nicht stark genug oder die Dosis zu gering oder das Gegenmittel zu wirksam — oder ... Das Leben wurde gerettet. Aber die Gesundheit war zerrüttet, und nur langsam, ganz langsam gelingt es der Kunst des treuen Arztes, die Säfte zu reinigen, die Nerven zu beruhigen und das Kraftgefühl zu steigern.

Ich weiß, es würde ihr nicht gelingen, wenn ihr nicht von innen her ein mächtiger Beistand entgegenkäme. Dora will leben. Sie will für den Mann leben, den sie liebt und nicht mehr verlieren zu müssen fürchtet. Es ist so eigen damit. Sie denkt an keinen

Widerspruch von meiner Seite mehr. Als ich einmal leise andeutete, daß meine Bedenken fortdauerten, fragte sie, die Augen schreckhaft weit öffnend: „Warum ließest du mich denn nicht sterben?“ Sie wurde wieder kränker. Seitdem hütete ich mich sorglich, das Wasser abzugraben, das die Wurzeln ihres Lebensbaumes nährte. Ich trug's eher hinzu. Es gab für mich schon gar keine andere Rücksicht mehr als die auf Genesung meines Kindes, um welchen Preis immer. Es schien nun zwischen uns eine stillschweigende Übereinkunft zu sein, daß ich ihr willfahrte.

Herr von Oberhausen sprach täglich zwei- bis dreimal an, sich nach Doras Befinden zu erkundigen. Immer wollte er mich selbst sprechen, um ganz zuverlässige Nachricht zu erhalten, und ich ließ ihn, wenn ich nicht am Krankenbett verhindert war, nicht ungern vor, da er Dora so nahe stand und ich nun schon meinte, mein Urteil über ihn in ihrem Sinne berichtigen zu müssen. Er erfuhr die Ursache ihrer Krankheit nicht, aber ahnte wohl, daß sie in Beziehung stehe zu meinem Widerspruch und ihrem eigenmächtigen Beginnen. Nur dachte er an ein Nervenfieber infolge der Erschütterung ihres seelischen Zustandes. Er gab mir, gleichsam zu seiner Legitimation, den Brief zu lesen, den sie ihm geschrieben.

„Sie werden es nun gewiß verstehen, gnädige Frau,“ bemerkte er, „daß ich Ihren eigenen Brief nicht anders beantworten konnte, als es geschah.“

Auch zwischen uns wurde nicht weiter verhandelt. Ihm, wie Dora, schien es sich nun von selbst zu verstehen, daß ihrer Neigung weiter kein Hindernis in den Weg gestellt wurde. Seine Augen hafteten immer begehrlich auf einer kleinen Photographie, die im Empfangszimmer auf einem Schränkchen stand und Dora als Sechzehnjährige in einem weißem Kleide darstellte. Ich widersetzte mich nicht einmal, als er sie eines Tages aus dem Rahmen nahm und in seiner Ärmelklappe verschwinden ließ. „Um die Einfassung bitte ich später,“ sagte er, „wenn das Bild auf meinem Schreibtisch stehen darf.“

Ich schwieg, aber mein Schweigen verriet ihm schon meine ganze Schwäche.

Dann brachte er täglich Blumen, immer wenige, aber die schönsten, die sich in den Gewächshäusern der Gärtner finden mochten. Ich wußte, daß ich Dora eine große Freude bereitete, wenn ich erzählte, Herr von Oberhausen sei bei mir gewesen, und nun gar, wenn ich die Blumen ins Krankenzimmer mitnahm und auf ihre Decke legte. Ihr bleiches Gesichtchen war dann wie verklärt und rührend schön. Sie trug mir auf, ihm zu danken, und ich hatte nicht den Mut, ihr die Bitte abzuschlagen — nicht einmal den Mut, sie unausgeführt zu lassen.

Es blieb nicht beim Gruß und Dank. Man hatte einander irgends etwas mitzuteilen, was freilich an sich nichts bedeutete, und ich wurde der postillon d'amour wider Willen.

Ich kann nicht mehr thun als die Hände im Schoß — falten. Können sich wirklich noch Wunder begeben?

* *
*

Vorgestern hat Dora ihren ersten Ausgang gemacht — vom Schlafzimmer in den rothen Salon. Er war ihr gut bekommen, und gestern blieb sie dann schon mehrere Stunden bei mir. Die Genesung schreitet rasch fort, nur das unfreiwillige Zucken will nicht aus den Gliedern und entstellt mitunter das liebe Gesicht. Sie ist wieder ganz Sanftmut, ganz töchterliche Zärtlichkeit. Von ihrer Ungeduld freilich habe ich ein wenig zu leiden gehabt. Alle Tage früh und spät: wie lange dauert's noch, bis wir einander sehen? Daß sie ihm so bleich und schmal mißfallen könnte, daran denkt sie gar nicht. Als ich sie lächelnd warnte, sagte sie ganz ernst: „Ach, du verstehst uns noch immer nicht: was er an mir liebt, hat nicht Fleisch und nicht Farbe.“

Was kann man nun darauf antworten?

Heute sollte die erste, wie zufällige Begegnung stattfinden. Sie war doch im stillen auf beiden Seiten vorbereitet. Herr von Oberhausen versprach, Dora nicht aufzuregen, und Dora, sehr verständig zu sein.

Er kam zu der gewöhnlichen Zeit, in der er die Blumen zu bringen pflegte, und fand Dora im roten Salon. Nun übergab er ihr den Strauß selbst und sprach seine Freude

darüber aus, sie wieder wohl zu sehen. Sie reichte ihm die Hand, die er küßte, und bat ihn, sich zu ihr zu setzen. Was sie miteinander sprachen, hatte gar keine Beziehung zu dem großen Erlebnis seit ihrem letzten Beisammensein in irgend einer Gesellschaft; es schien da anzuschließen, wo sie damals unterbrochen waren. Nur die Augen erzählten zwischenein allerhand Wunderdinge — wie vielleicht damals auch schon.

Das wird nun alle Tage so fortgehen, und wer weiß, wie bald ich einen Wink erhalte, mir im anderen Zimmer etwas zu schaffen zu machen. Ich werde die gehorsame Mama sein.

Hier folgt ein Seufzer, für den es keine Schriftzeichen giebt. Aber Dora ist sehr glücklich.

* * *

„Die Verlobung ihrer einzigen Tochter Dora mit dem Herrn Oberleutnant Erich Freiherrn von Oberhausen giebt sich die Ehre anzuzeigen ...“ Es wird wohl noch das Regiment eingestellt werden sollen. Und auf der anderen Seite: „Meine Verlobung mit Fräulein ...“ Aber das mag er selbst entwerfen, ich will nichts vorschreiben. Das Format haben sie schon bestimmt; gar nicht so groß, als ich dachte. Sie befleißigen sich überhaupt einer rührenden Bescheidenheit. Nach außen hin nur das Notwendige und in der üblichsten Form! Vielleicht ist's auch Hochmut. Alle diese kleinlichen Dinge, die in der großen Welt so viel Bedeutung haben, sind weit unter ihnen. Wir wären am zufriedensten, meinten sie, wenn sich niemand um uns kümmerte.

Aber das Notwendige ist hier schon weitausschauend genug. Sie beschäftigen sich damit, die Verzeichnisse der Adressaten zusammenzustellen, und erschrecken über ihre Länge. Auf beiden Seiten giebt's so viel Verbindlichkeiten. Bei solcher Gelegenheit merkt man erst, wie erstaunlich groß die Zahl der gleichgültigen Menschen ist, mit denen man im gesellschaftlichen Zusammenhang steht.

Und dann die Visitenflut der nächsten Wochen ... Mich überläuft es kalt. Wenn ich nur Dora schonen könnte! Sie ist noch immer so leicht angegriffen.

Seine Eltern waren hier zum Besuch, die Verlobung im Familienkreise zu feiern. Der Vater hat mir sehr gefallen. Eine achtunggebietende und vertrauenerweckende Persönlichkeit, geradeaus, nicht förmlich, aber von wohlthuender Sicherheit in der Form, immer zu kleinen Scherzen aufgelegt. Dora hatte gleich sein Herz gewonnen. Nicht so leicht gelang's ihr mit der Mutter, einer etwas steifen und wohl adelsstolzen Dame, der es sicher einige Mühe gekostet hatte, sich mit dem Gedanken zu versöhnen, daß ihr Erich in ein bürgerliches Haus hineinheiratete. Sie gefiel sich anfangs in so rätselhaften Andeutungen. Erich hatte schon vorgebaut, und so ließ sich Dora nicht beirren. Bald brach denn auch das Eis, und wir wurden gute Freunde.

Die Hochzeit soll aufgeschoben werden, bis Dora wieder ganz gekräftigt ist. Das verlangt auch mein alter Sanitätsrat. Sobald die Jahreszeit es erlaubt, gehen wir in ein Bad. Da werde ich mein Kind zum letztenmal ganz für mich haben. Ganz? Nun, die Zeit zum Briefschreiben will ich mir schon abziehen lassen.

Die dumme Eifersucht!

* * *

Wie lange habe ich in dieses Buch nichts eingetragen! Der Frühling ist vergangen und der Sommer, und jetzt sind wir im Herbst. Ich schlage das Blatt zurück. Da steht erst die öffentliche Verlobung in Aussicht. Und nun ist bereits die Hochzeit gefeiert. Ja, das war's, was ich der Vollständigkeit wegen notieren wollte: am 26. September ist die Hochzeit gefeiert.

Ich bin froh, daß alle die unvermeidlichen Strapazen der letzten Zeit überwunden sind. Ich sollte auch froh sein, daß die gefürchtete letzte Stunde des Abschieds vorüber ist. Was hat mein Herz gelitten, während ich die Thränen unterdrückte, um Dora das Herz nicht schwer zu machen! Und doch — ich möchte sie noch einmal zurück haben mit aller ihrer Qual. Ich sah Dora, ich hörte sie lachen, ich drückte sie an meine Brust ... Und nun gehört sie einem anderen.

Dieser andere! Ich glaube, ich war im Irrtum über ihn, ich darf ihm vertrauen.

Daß Erich Dora tief und aufrichtig liebt, kann ich nicht mehr bezweifeln. Ich hätte es für unmöglich gehalten, daß ein Mann, der so leichtsinnig gelebt hat, einer so innigen Hingabe und der Äußerung so zarter Empfindungen fähig sein könnte. Hier muß es wahr sein, daß all die Unsauberkeit den inneren Menschen nicht berührt hat, daß nichts davon an ihm haften geblieben ist. Er würde mich nicht zu täuschen vermögen, wenn er ein unwürdiges Spiel triebe: wie er sich Dora giebt, so ist er. Dabei keine Spur von unmännlicher Unterwürfigkeit; er ist der leitende, keinen Augenblick hat er den Zügel aus der Hand gelassen. Und auch jetzt diese chevalereske Unfähigkeit, dem Besitz für sich selbst irgend welchen Wert beizumessen und sich der reichen Frau zu freuen. Er hat eine bestimmte Vorstellung davon, wie ein Mann seiner Art zu leben hat. Es giebt da eigentlich für ihn keine obere und keine untere Linie. Deshalb hat er sich nie einzuschränken vermocht, so lange er um die Mittel zu kämpfen hatte; und deshalb, bin ich überzeugt, wird er nie ausschreiten, nun sie sich ihm in vollem Maß zur Verfügung stellen. Darauf freilich möchte ich nicht so sicher schwören wie auf das andere, das doch die Hauptsache bleibt. So lange ich lebe, ist ja auch noch ein Riegel vorgeschoben, und da ich nach menschlicher Voraussicht immerhin noch eine längere Zeit ... Wie Gott will.

Die Ansichtskarten regnen nur so ins Haus, jeder Tag pflegt mehrere zu bringen. Sie bezeichnen ihren Weg und zeigen an, wo sie Aufenthalt gehabt haben. Eine halbe Stunde auf dem Bahnhof genügt schon, sie an die Pflicht zu erinnern, der Mama einen Gruß zu senden. Aber viel mehr als ein Gruß hat auch gewöhnlich auf dem weißen Streifen oder Eckchen nicht Raum. Hauptstationen München, Innsbruck, Brenner, Bozen, Verona, Florenz; aber dazwischen allerhand Orte mit fast oder gänzlich unbekannten Namen, wo sie sich mitunter ein paar Tage verweilen, während sie am Sehenswertesten auffallend rasch vorüberhuschen. Ich glaube, sie steigen aus, wo ihnen vom Eisenbahnfenster aus die Gegend besonders lockend und ein weiter Spaziergang Arm in Arm auf möglichst stillen Wegen erwünscht scheint. Auch in den Städten sehen sie wahrscheinlich nicht viel von dem, was wißbegierige Reisende sonst aufsuchen; die Ansichtskarten wenigstens sind meist von außen abgesendet. Nun geht's nach Neapel. Zum Glück behalten sie sich verständigerweise Rom für den Rückweg vor; auch da werden sie sich wohl mehr im Albaner- und Sabinergebirge als in den Museen herumtreiben. Mögen sie doch! sie sind ja auf der Hochzeitsreise, und Italien ist im Herbst so schön, daß man auch sonst wohl über der Natur die Kunst vergessen kann. Schreiben wäre ja sündhaft vergeudete Zeit!

* *
*

Endlich doch ein Brief. Ich lege ihn hier zwischen zwei leere Seiten, so ist's so gut, als ob ich ihn abgeschrieben hätte.

Capri im Oktober.
(Das Datum weiß ich nicht.)

Meine liebe Mutter!

In Neapel war's entsetzlich heiß und beklommen in der beständigen Siroccoluft. In den Zimmern alle Fenster durch Holzjalousien verschlossen und verdunkelt. Hinaus konnte man sich bei Tage nur wagen, um eine Droschke zu besteigen und sich von den armen, unbarmherzig gepeitschten Jammerpferden die engen und meist steilen Straßen hinaufschleppen und nach irgend einem Aussichtspunkt fahren zu lassen, dessen Berühmtheit wir aber gewöhnlich nicht würdigen konnten, weil über die nächste Nähe hinaus alles durch einen Silbernebel verschleiert war. Wir durften schon von Glück sprechen, wenn wir Capri, wohin unsere Sehnsucht auf der ganzen Reise ging, mit seiner Doppelhöhe und der Einsenkung dazwischen wie eine graue Kontur über dem Meere oder der dunstigen Masse schweben sahen, die den Horizont verwischte. Den kleinen Dampfer konnten wir ein Stück hinauf mit den Augen verfolgen. Die Nächte brachten wenig Erfrischung, und man sollte nicht einmal die Fenster offen behalten der Fiebergefahr wegen.

Unsere Geduld war bald zu Ende — man hatte in diesem Schwitzbade auch von sich selbst nichts —, und so beschlossen wir denn

eines Morgens beim Frühstück Knall und Fall, unser ganzes schweres Gepäck in Neapel zu lassen und mit dem Handköfferchen und unseren Umhängetaschen in die blaue Ferne hinauszudampfen. Und ganz romantisch sollte es werden! Nur so viel Geld steckten wir ein, als ein mittelmäßig begütertes Künstlerpaar zur Verfügung zu haben pflegt — du glaubst gar nicht, mit wie wenig solche Leutchen, die wir wiederholt trafen, beneidenswert vergnügt sein können —, und nahmen uns vor, unsere Luxusbedürfnisse auf das bescheidenste Maß herabzusetzen, dafür aber die schöne Insel wirklich recht künstlerisch zu genießen. Wie wir uns das ausmalten, hatten wir schon unsere helle Freude daran.

Hier ist's nun herrlich. Ganz andere Luft atmen wir, und über uns wölbt sich der tiefblaue Himmel. Neapel und die ganze Küste liegen nun fernab in gelblichem Dunst, wenn die Sonne niedersteigt, und der Vesuv schwimmt darauf wie eine lichte Wolke, die sich hoch oben in kräuselnden Rauch auflöst. Und das blaue Meer ringsum — es ist gar nicht zu sagen, wie blau im Schatten der Felsen und nahe dem Strande oder unter dem Boot. Wir haben uns nicht nach der vornehmeren Quisisana, sondern zu Pagano führen lassen — du weißt doch, der alten Künstlerherberge mit der großen Palme. Die sieht man schon, wenn man den winzigen und doch so eigen anheimelnden Marktplatz hinter sich hat und durch das flachbogige Thor abwärts schreitet. Gleich wie wir durch die Mauerpforte traten und an dem südländischen Gärtchen vorbei auf das weiße, flachdachige Haus mit den breiten und tiefen Loggien zugingen, unter den von blauen Blüten umwucherten Säulen in die offene Halle gelangten, die Thüren wundersam bemalt fanden, von keiner Kellnerschar umschwärmt wurden und erst eine Weile warten mußten, bis der Wirt uns, dann freilich gleich wie alte Bekannte, begrüßte, wußten wir, daß hier gut leben sein würde. So ganz anders als sonstwo auf der Welt, und das war's eben, was uns gefiel. Wir wünschten ein kühles Logis und wurden am Klavier vorbei eine Treppe hinaufbefördert an eine Thür, auf deren Gerüst unter einem Bogenfenster alte Vasen standen, dann durch einen behaglich eingerichteten gemeinsamen Raum rechts nach zwei völlig abgeschlossenen Zimmern, deren Thüren sich auf eine gewölbte, nur zu ihnen gehörige Loggia öffnen. Über ihre Brüstung gelehnt blickt man in den hinteren Garten, auf Palmen, Orangen- und Citronenbäume, die zugleich blühen und goldgelbe Früchte tragen, darüber weg auf Mauern und Häuser, die von dem Dach und den vielen kleinen Kuppeln des alten Doms überragt sind, noch höher in den blauen Himmel hinein. Kannst du dir etwas Prächtigeres denken? Und prächtig ist sonst gar nichts daran. Die Wände mit der einfachsten Tapete bekleidet, das Mobilar alt und spärlich, die gewölbte Loggia nur weiß getüncht. Wir setzen Tisch und Stühle hinaus und frühstücken da ein paar Stunden lang bei zwei Täßchen Kaffee und einigen Butterbrötchen. Draußen brütet die Sonne auf den Baumkronen und Dächern, aber bei uns ist's immer schattig und kühl.

Und die Pension so lächerlich billig! Der rote Wein bei der Mittags- und Abendtafel in dem von dankbaren Künstlern verschwenderisch ausgemalten Saal kostet gar nichts; jeder findet sein Fläschchen vor dem Couvert. Mit mannigfachen Früchten beladene Schalen stehen da und dort, von jedem Arm erreichbar. Und man sieht nur vergnügte Gesichter, wenig Alltagsphysiognomien. Was aufgetragen wird, mag nicht immer vom Allerfeinsten sein, aber es schmeckt vortrefflich.

Man macht sich auch gehörig müde. Bald geht's nach der großen Marina hinunter, bald nach der kleinen auf der anderen Seite der Insel, bald nach der Villa des Tiberius, bald nach Anacapri hinauf, wo wir bei Moll schon Stammgäste sind und uns seinen süßfeurigen Malvasier gut munden lassen. Ich will ehrlich sein: nach Anacapri fahren wir meist in einem Einspänner hinauf (du solltest einmal dabei sein, wenn Erich mit dem Kutscher handelt und ihm fünfzig Centesimi abdingt, die dann freilich durch das Trinkgeld reichlich wettgemacht werden!) und machen von dort aus die weiteren, immer zu neu überraschenden Aussichten führenden Wege zu Fuß. Mein liebster Gang aber ist von Pagano aus nach der Punta Tragara, dort die Steinstufen hinab und auf bergigen Pfaden an einer Villenruine vorüber nach

einem mächtig aufragenden Felsblock, den man den Cyklopen nennt. Ein Stück weiter zurück trafen wir einen jungen Maler, der die ganze Herrlichkeit aquarellierte. (Er wohnt nicht bei Pagano, weil ihm das alte Wirtshaus schon zu sehr kultiviert und verphilistert ist. Ja früher —!) Er will uns ein großes Bild malen und dazu die Skizze benutzen. Der Preis ist nicht hoch und — das Geld ja nicht auf der Stelle zahlbar. Zu einem kleinen Vorschuß mußte sich Erich aber verstehen.

Mit einem Obolus erlaufen wir uns die Erlaubnis, in die Weingärten zu gehen und so viel Trauben zu pflücken, als wir essen mögen. Die hängen von den Bäumen und Mauergerüsten und Schlingbogen herab. Oder wir lassen uns die prächtigen blauen von den Landleuten aus den Körben reichen, die sie auf dem Kopf tragen, setzen uns auf einen Stein und essen sie auf der Straße.

Halbe Tage liegen wir auch im Fischerboot. Wir fahren nach der blauen und grünen Grotte, um die ganze Insel herum oder auch nur aufs Meer hinaus zu den schaukelnden Wellen. Ich bin ganz rot verbrannt, und meine Hände, die natürlich keine Handschuhe mehr sehen, werden schwerlich jemals wieder so weiß, wie sie waren. Was thut's? Erich küßt sie mir doch.

Mein Mann ist ein liebes artiges Kerlchen. Er thut alles, was ich will — aber ich will auch nichts, als was ihm lieb ist. Nicht wahr, Schatz? Er guckt mir nämlich über die Schulter und fragt nun schon zum sechstenmal, ob ich noch immer nicht fertig bin. Ich werde schließen müssen. Weiter wollen wir über Sorrent an der Prachtküste hin nach Amalfi, Salerno und Pästum. Dann zurück. Aber wann? Kann man sich denn von hier trennen? Wir haben schon so viel gestrichen, aber an Rom läßt sich doch nicht vorbeifahren. Ich habe eigentlich Angst vor Rom — ich denke, ich bin zu dumm dazu und zu aufrichtig. Ich kann nun einmal nichts schön finden, als was meinen Augen wohlgefällt und mir innerlich eingeht.

Ich komme schon. Zieh dich nur an, du Schreihals! Leb wohl, liebste Mutter. Mit tausend Grüßen — selbstverständlich herzlichsten Grüßen deine Dora.

Beste Mama!

Meine kleine Frau hat die verschwenderische Gewohnheit, mit breitem Rand seitwärts, oben und unten zu schreiben. Als ob das Papier kein Geld kostet! Ich fülle die weißen Streifen mit der freilich sehr unnötigen Versicherung aus, daß ich über alle Maßen glücklich bin. Wie ich Dora von hier fortbringen soll, weiß ich noch nicht. Sie ist ein so liebenswürdiger Tyrann! Ich werde Nachurlaub nehmen müssen. Sei so gütig, den Oberst darauf vorzubereiten. Daß du mir Dora gegeben hast — ich werde dir nie genug dankbar sein können, nie genug! Aber so viel ich's vermag,

dein ewig dankbarer Sohn
Erich.

* * *

Am Jahrestage von Doras Hochzeit.

Auch Ereignisse haben ihre Geburtstage. Ist wirklich schon ein Jahr vorüber seit der Hochzeit? Was hat das vergangene gebracht, was kann man dem folgenden wünschen?

Wenn ich in diesem Buch zurückblättere, muß ich über die menschliche Kurzsicht staunen. Alle bekannten Faktoren waren stets gewissenhaft in Rechnung gezogen, und wie falsch erweist sich nun das Resultat! Der Mensch ist eben kein Ding mit Zahlenwert; man kann ihn nicht feststellen. Und in der Ehe kommt's ja stets viel weniger darauf an, wie der eine Teil beschaffen ist, als wie der andere sich einfügt. Will man einen schönen Zweiklang hören, so müssen die Saiten zueinander gestimmt sein und sich gegeneinander in Stimmung erhalten. Eine Wage kann immer im Gleichgewicht sein, es müssen nur beide Schalen gleichmäßig beschwert oder erleichtert werden, und ein Ballon, aus dem das Gas entweicht, sinkt doch nicht, wenn gleichzeitig Ballast ausgeworfen wird.

Aber Dora ist nicht durchaus das ausgleichende Element. Ich will offen eingestehen, daß ich mich in Erich getäuscht habe. Keine meiner Befürchtungen hat sich erfüllt. Was er mir über sich gesagt hat, ist die volle Wahrheit gewesen. Das Glück der Flitterwochen wollte noch nicht viel bedeuten; ein Jahr ist doch schon eine genügend

lange Zeit, eine gewisse Zuversicht geben zu können.

Nein wirklich, das Verhältnis läßt nichts zu wünschen. Und Erich trägt dazu so viel bei als Dora. Es ist, als ob sie gar nicht nötig gehabt hätten, sich ineinander einzuleben: wie sie von der Hochzeitsreise zurückkamen, so sind sie noch heut. Dabei bewegen sie sich aufs freieste in der Gesellschaft und machen ein Haus.

Erich ist in seiner Art ein sparsamer Wirt. Er lebt allerdings wie ein Mann von Stande, der eine reiche Frau hat (und ich würde es ihm verdenken, wenn er's nicht thäte), aber er giebt nichts unnütz aus, auch wo er aus dem Vollen zu schöpfen scheint, und hält sich von der Meinung der Kameraden unabhängig. In seinem Stall stehen edle Pferde, aber er beteiligt sich bei Rennen nicht; er spielt Whist oder Skat so hoch, als es ihm angeboten wird, aber er hazardiert nicht; für seine Gäste hat er die teuersten Cigarren im Schrank und die feinsten Weine im Keller, aber für gewöhnlich, behauptet er, schmecke ihm eine gutgewickelte Bremenserin und ein Glas leichter Mosel am besten. Seinen Jahreskredit bei meinem Bankier hat er bei weitem nicht erschöpft.

„Mir ist ganz wohl," bemerkte er einmal, „daß ich jetzt so leben kann, wie es mir in allem genehm und bequem ist. Jeder weiß, daß ich mich nicht einzuschränken nötig habe, und deshalb brauche ich keinen Aufwand zu treiben, der dazu bestimmt ist, mich in der Meinung der Leute zu heben, ohne daß er mir Vergnügen bereitet. Muß man etwas scheinen, so übertreibt man immer, ist man etwas, so kann man den Ton angeben."

Ich dürfte ganz ruhig sein, wenn Dora nur kräftiger wäre. Ihr Gesundheitszustand läßt leider viel zu wünschen. Bei aller Pflege magert sie ab, das Gesicht ist oft erschreckend bleich, und mitunter quält sie ein häßlicher Husten, auch wenn kein Anlaß durch eine Erkältung gegeben ist. Doch klagt sie nicht und zeigt sich stets heiter, Erichs Sorge, die ihr doch wohlthut, mit leichtem Spott abwehrend. — „Auf Händen magst du mich tragen, Liebster," sagt sie, „aber mich in Watte einpacken zu lassen, wie ein zerbrechliches Püppchen, habe ich keine Lust. Mir fehlt nun einmal zur Riesendame jede Anlage."

Sie bewegt sich viel in frischer Luft, reitet, spielt Tennis, rudert — alles vielleicht zu leidenschaftlich. Aber sie ist eigensinnig und nimmt keinen Rat an. Ich bin wohl auch zu ängstlich.

Hoffentlich schwindet jeder Grund zur Besorgnis bald. Ob ich ihr wünschen soll, daß eine gewisse Sehnsucht sich erfüllt, weiß ich doch nicht. Aber sie müßte ja nicht eine junge Frau sein und ihren Mann lieben ... Nur hat's Zeit, denke ich.

Es ist mein Vornehmen, nun bei jeder Wiederkehr des Hochzeitstages in diesem Buche zu vermerken, was sich etwa im letzten Jahr verändert hat. So wird am besten erreicht werden, daß die Familienchronik nur wichtigere Ereignisse meldet.

* *
*

Ich halte mir Wort. Wieder ein Jahr ist um, und das Buch liegt geöffnet vor mir. Ich wollte nur, ich könnte Freudigeres einschreiben.

Zwar die Liebe der beiden Menschen, an denen mein Herz hängt, ist ganz dieselbe geblieben, ihr Verhältnis zueinander womöglich noch inniger geworden. Aber Dora kränkelt beängstigend. Es war im Frühjahr eine Hoffnung, die sie ganz selig machte. Es geschah alles, sie zu kräftigen, und mit rührender Nachgiebigkeit fügte sie sich nun in jede Vorschrift der Mutter und des Arztes. Leider verkümmerte die Knospe und starb ab, bevor sie Zeit gehabt hatte, sich zur Blüte zu entfalten. Es wurde ein trauriger Sommer. Nachdem die arme Frau ein schweres Krankenlager überstanden hatte, zogen wir aufs Land in die reizend am See gelegene Villa, die ich den Kindern zum Geschenk gemacht. In den ersten Wochen hatte es den Anschein, als wirke die frische Luft kräftigend, den Appetit steigernd. Nur zu bald zeigte sich wieder allgemeine Mattigkeit, Schlaflosigkeit, Herzschwäche und Hustenreiz.

Erich, der vom Dienst in Anspruch genommen war und immer nur für kurze Zeit zum Besuch kommen konnte, verdoppelte seine Zärtlichkeit. Dora wollte seine Gesellschaft

nicht missen und verlangte nach der Stadt zurück. Wir verweilten dort in der wärmsten Jahreszeit, was ihren Zustand verschlimmerte. Später erst, als er sich ein paar Wochen frei machen konnte, bewohnten sie die Villa gemeinsam. Sie fühlt sich nun etwas wohler, aber sie spielt doch mehr die Gesunde, um uns zu beruhigen, als daß sie wirklich gesund wäre.

Mein alter Hausdoktor, dem sie am liebsten aus dem Wege geht, fand das Klima im Winter hier für sie zu rauh und wollte sie nach dem Süden schicken. Ich erbat mich natürlich sogleich, mein Haus zu schließen und sie zu begleiten. Dora weigerte sich aber aufs entschiedenste, sich von ihrem Mann zu trennen. Als wir ihr mit guten Gründen zusetzten, die sie nicht widerlegen konnte, brach plötzlich wieder die Leidenschaftlichkeit vor, die mich schon mehr als einmal so furchtbar erschreckt hatte und der Erich ganz ratlos gegenüberstand. Sie überhäufte ihn mit den unsinnigsten Vorwürfen, daß er sie nicht mehr liebe und nicht länger von der kranken Frau gequält sein wolle, um freilich unmittelbar darauf sich an ihn zu hängen und mit den beweglichsten Worten unter Küssen seine Verzeihung zu erbitten. — „Ich weiß ja," rief sie, „daß du nur aus Liebe zu mir meinst so grausam sein zu müssen. Aber wie kann ich genesen, wenn ich mich täglich und stündlich nach dir sehne? Nach hab ich einen starken Willen, der wird mir alle Krankheit überwinden helfen. Habt nur ein wenig Geduld!"

Hätte sie selbst nur mit sich mehr Geduld. Nun rechnet sie immer mit dem Morgen und Übermorgen: dann werde sie ganz gesund sein. Sie mag sich auch nicht schonen; ihren vermeinten gesellschaftlichen Pflichten kommt sie bis zur Erschöpfung nach, und Erich, dem sie's glaubt zuliebe zu thun, soll ihr dafür danken.

Er plant im stillen — nur ich bin in seinem Vertrauen — ein Jahr lang Urlaub zu nehmen und mit Dora über die Alpen zu gehen. Er verspricht sich viel von einem Winter in Rom. Dort fehle es auch nicht an vielfacher Anregung und Ableitung von außen, die eine solche Kranke brauche, und man könne sich ja bequem einrichten, daß jede Anstrengung vermieden werde. Sollte er im Avancement zurückstehen müssen, so sei das ein kaum nennenswerter Nachteil; er würde, wenn es sein müßte und Dora nur bei dauerndem Aufenthalt im Süden gründlich geholfen werden könnte, den Dienst quittieren, müßte er sich dadurch auch ganz abhängig von mir machen. Es gebe kein Opfer, das ihm zu groß sei.

Meine Zustimmung erteilte ich sogleich. Wie soll aber Dora gewonnen werden? Ihr Argwohn ist immer rege, daß aus Rücksicht auf sie etwas geschieht, was sonst unterbliebe und besser unterbliebe. Schwerlich wird sie glauben, daß ihr Mann in Rom Kunst- und archivalische Studien treiben wolle.

Erich ist ein prächtiger Mensch, ein zuverlässiger Freund. Ja, einen Freund nenne ich ihn, mir der Tragweite dieser Bezeichnung voll bewußt. Ich habe ihn in allem so befunden und schon oft bedauert, gegen ihn ungerecht gewesen zu sein. Das hab ich ihm auch offen gesagt. Er dankte mir, aber er meinte doch, ich hätte recht gehabt, ihn abzuweisen. Niemand habe in ihn hineinsehen können, und er selbst beurteile sich heute anders wie damals. Nur Doras himmlische Güte habe ihn von schmählichem Verderben gerettet und frei gemacht, wieder er selbst zu werden. Es ist wunderlich, wie bei mir das Gefühl für ihn umgeschlagen ist. Schon lange brauche ich mich nicht mehr zu ihm zu zwingen, indem ich Dora zwischen uns stelle, die uns beiden die Hände reicht. Ich empfinde ganz aufrichtig etwas wie mütterliche Zuneigung für ihn — mehr noch, er hat sich meine Freundschaft in des Wortes heiligster Bedeutung verdient. So ist er nun Mitwisser von allem, was mich angeht, und mein bester Berater. Wie thöricht war meine Befürchtung, daß ich an Doras Kindesliebe eine Einbuße erleiden müßte: was ich ihr war, bin ich ihr noch ganz. Einen Sohn und Freund aber habe ich mir gewonnen.

* *
*

[Einlage.] Capri, den 13. Januar.

Meine beste Mama!

Es war nicht gut, daß wir hierher gegangen sind. Ich habe mich aufs ernstlichste

widersetzt. Aber Dora schwelgte nur noch in Erinnerung des Glückes, das sie hier genossen hätte, und prägte die Vorstellung immer fester aus, daß sie nur hier völlig genesen könnte. Man hatte ihr schon damals gesagt, daß die Insel auch Wintergäste zu beherbergen pflege, die sich sehr wohl fühlten, wenn sie die Einsamkeit nicht scheuten. Gerade die Einsamkeit zu zweien locke sie, versicherte sie; wir wären damals auch ganz für uns gewesen mitten in dem Touristenschwarm und hätten uns nicht gelangweilt. Was ließ sich darauf antworten? Der Gedanke an den Fasching in Rom beängstigte sie förmlich.

Ich schlug einen Ausflug nach der Riviera vor. Sie wollte davon nichts wissen. Dahin hättest du sie entführen wollen, um sie von mir zu entfernen; sie sei abergläubisch und werde dort immer in der Furcht leben, daß wir durch irgend ein Ereignis getrennt würden. Sie ist sich über die Haltlosigkeit solcher Vorahnungen ganz klar, aber sie handelt unter ihrem Einfluß. Und Capri, Capri, Capri —! Dort ist das Glück der Gesundheit zu finden, dort allein. Ich durfte sie durch Widerspruch nicht erregen. Du weißt ja auch, wie unmöglich es ist, ihr eine Bitte abzuschlagen. Ich gab nach.

Nun sind wir hier, und das Capri im Winter, so anziehend immer, steht gegen das im frühen Herbst doch sehr zurück. Es ist alles so ganz anders, als Dora es erwartet hatte. Die Palme wiegte unter einem grauen Himmel schwermütig das Haupt, dessen langen Blätterbehang der Wind zauste; der Wein stand kahl, die Platanen hatten ihr Laub verloren, und selbst die immergrünen Gewächse schienen graubräunlich gefärbt. Um den Hauseingang blühten die blauen Blumen nicht, die Thür nach der Halle war geschlossen, und auch die Händlerin mit den Korallen und Muscheln, der wir selten vorbeigegangen waren, ohne etwas zu kaufen, stand da nicht. Unsere beiden Zimmer konnten wir nicht beziehen; sie liegen nach Norden und sind unheizbar, wir aber brauchten jetzt Sonne, viel Sonne, und mußten ein anderes Quartier gegen Süden hin wählen. Ein sehr viel hübscher ausgestattetes Quartier mit schöner Aussicht, aber doch nicht das uns liebgewordene, unvergeßliche. An der Tafel saßen nur wenige Personen, alle in Winterkleidern, mit gelangweilten Gesichtern; auf den Fruchtschalen türmten sich die Apfelsinen zu regelrechten Kugelhaufen. Das Wetter wurde schön, der Himmel blau, die Aussicht klar, aber die Luft blieb scharf, und nur in den Mittagsstunden im Sonnenschein hatte man die Empfindung behaglicher Wärme. An Bootfahrten war jetzt nicht zu denken. Auch wenn Dora nicht immer rasch ermüdet gewesen wäre, hätten die weiteren Spazierwege gemieden werden müssen; jede Steigung verursachte ihr heftiges Herzschlagen und einen beängstigenden Hustenanfall. Hier erst, fortwährend behindert durch ihr körperliches Leiden und zugleich erinnert an die Tage unerschöpflicher Genußfreudigkeit, kam sie zu dem Gefühl ihrer Ohnmacht, zum Verständnis der Veränderung, die mit ihr selbst vorgegangen war. Sie klagt nicht, aber sie kann melancholische Stimmungen oft nicht bemeistern, und die langen Abende bei der Lampe lassen sich so schwer füllen.

Es geht so nicht weiter. Wenn Dora gesunden soll, braucht sie weichere Luft, mehr Sonnenschein, gleichmäßigere Wärme. Ich habe an die Canarischen Inseln gedacht, die schon so vielen Kranken heilsam gewesen sind, aber ich fürchte die weite Seefahrt im Winter, erst vier Tage bis Gibraltar und dann noch fünf. Aber Palermo wäre unschwer zu erreichen, und von da ist's bis Tunis nicht so weit; mit dem afrikanischen Winter läßt sich schon rechnen. Telegraphiere mir dein „Einverstanden“, beste Mama. Dora hoffe ich dann leicht bestimmen zu können. In die Rückkehr nach Rom würde sie ungern willigen — es hätte für sie etwas Deprimierendes —, aber die Aussicht, mit mir ein ganz neues Stück Welt zu sehen und in mystischer Ferne den ersehnten wunderkräftigen Ort zu finden, wird ermutigend wirken und jedes Bedenken niederschlagen. Ich suche schon jetzt in meinem Gedächtnis alles zusammen, was ich je über Sicilien und Nordafrika gelesen habe, um sie für meinen Plan empfänglicher zu stimmen.

Übrigens bin ich fest überzeugt, daß ein längerer Aufenthalt in Tunis wirklich den

günstigsten Erfolg haben wird. Überall in Europa giebt es doch nur Gegenden, in denen der Winter weniger kalt und rauh ist als bei uns im Norden von Deutschland; den Sommer im Winter wird man erst jenseits des Mittelmeeres antreffen. Warum das Halbe versuchen, wenn man das Ganze haben kann.

Ich grüße von Dora nicht, denn sie weiß nicht, daß ich dir schreibe. Sobald dein Telegramm anlangt, sage ich ihr alles. Mit herzlichster Verehrung dein Sohn

Erich.

* * *

Heut am dritten Hochzeitstage habe ich so viel geweint. Ich fürchte, Doras Zustand ist hoffnungslos.

Ein schreckliches Wort. Aber wie kann ich mich länger selbst betrügen? Der Verfall der Kräfte schreitet unaufhaltsam fort, seit sie wieder in der Heimat ist. In Tunis konnte sie nicht bleiben, als es dort Sommer wurde, und bald in Italien auch nicht. Die Reise strengte sie sehr an, aber in Baden-Baden, wo ich sie begrüßte, war ihr Befinden noch erträglich. Hier sank sie ganz zusammen; und doch weigert sie sich mit größter Entschiedenheit, noch einmal den Süden aufzusuchen. Vielleicht weil sie fühlt, daß ihr doch nicht geholfen werden kann, vielleicht weil sie Erich nicht länger seinem Beruf fern halten will. Das wohl hauptsächlich, aber sie spricht es nicht aus.

Ich habe wieder Ärzte zugezogen, die einen großen Ruf haben; sie wissen nichts anderes zu verordnen als mein alter Sanitätsrat. Nach einer Konferenz fragte ich ihn, ob wir auf die Reise bestehen sollen. Er schüttelte traurig den Kopf und meinte: „Quälen wir die liebe Frau nicht.“ Da wußte ich schon alles. „Was, um Himmels willen, ist aber der Grund —?“ Er hob ein wenig die Achsel und vermied mich anzusehen. „Erbteil vom Vater — es erklärt sich nicht anders.“

Aber so jung, so jung! Und so unschuldig leiden zu müssen! Ich werde an Gottes Gerechtigkeit irre.

* * *

Es waren furchtbare Stunden heute.

Dora bäumte sich auf gegen die Krankheit, warf die Decken zurück, wollte angekleidet sein. Es war ein kalter Wintertag, aber die Sonne schien ins Fenster, und sie rief, sie müsse hinaus in die Sonne und auf den hohen Turm der Heiligen Geist-Kirche, wo sie ihr näher sei, wir sollten sie nicht halten. Immer leidenschaftlicher erregte sie sich. Der Schweiß perlte ihr von der Stirn, ihre Lippen färbten sich blau, die Augen wurden wieder schreckhaft groß und blitzten wie Zornfeuer. — „Was wissen die Ärzte? Sie machen mich krank und elend. Ich habe Kraft, ich kann gehen, ich kann fliegen — ich will in die Sonne fliegen! Bin ich nicht glücklich? Ich will mein Glück genießen, das ist mein Recht. Hab ich mir's nicht schwer erkauft — hab ich nicht mit dem Tode darum gerungen? Du weißt es, Mutter! Soll ich nur glücklich geworden sein, um das Glück nicht genießen zu können? Das ist Aberwitz. Auf, auf, auf! hier ist eine Luft zum Ersticken. Ah — — ich ersticke.“

Sie sank erschöpft in die Kissen zurück und rang nach Atem; ihre Brust keuchte und schien von dem Krampfhusten gesprengt werden zu wollen. Erich hielt sie im Arm, vergeblich bemüht, ihr eine Erleichterung zu verschaffen. Als ihr Zustand ruhiger geworden war, wimmerte sie leise: „Ich will nicht sterben, ich will nicht sterben. Wer sagt, daß ich sterben muß? Wir sind so glücklich. Nicht wahr, Erich? wir sind sehr glücklich. Du darfst mich nicht sterben lassen, darfst nicht. Was willst du anfangen ohne mich? Nein, ich will nicht sterben — die Welt ist so schön mit dir — und die Sonne ... Du bist meine Sonne.“ — Sie wollte den Arm um seine Schulter legen, aber er sank matt zurück. Und dann wimmerte sie nur unverständlich, bis sie einschlief.

Erich leidet furchtbar. Er macht übermenschliche Anstrengungen, in ihrer Gegenwart unbekümmert und heiter zu erscheinen, um ihr den Glauben zu stärken, er denke an kein Scheiden. Ich weiß doch, daß er keine Hoffnung mehr hat.

Abends, als ich Dora gute Nacht sagte, zog sie mich sanft zu sich heran und flüsterte mir ins Ohr: „Es ist meine Schuld — das

Gift, das Gift ... Aber ich konnte doch nicht ohne ihn sein." —

Ihre Schuld — oder die meine? Nein, es sollte kein Vorwurf sein, aber das Wort traf mich wie ein Dolchstoß. Weshalb wütete sie denn gegen sich selbst? Weil ich ... Es ist nicht auszudenken.

* * *

Dora ist todt. Am 23. März ist sie gestorben und drei Tage darauf auf dem Heiligen Geist-Kirchhof begraben.

* * *

Ich war wochenlang wie geistesabwesend, und als dann die Erinnerung zurückkam, meinte ich wahnsinnig werden zu müssen.

Mein Kind, mein Kind, mein geliebtes Kind!

Ich weiß jetzt, wie es war. Erich saß neben ihr auf dem Bett und hielt ihre Hand. Sie schob die andere Hand heran und streichelte ihn mit den zitternden Fingern. Wachsbleich lag sie da, aber wunderschön und wie verklärt. Plötzlich zuckte es über ihr Gesicht hin, die Augen leuchteten. — „Ach, Liebster," bat sie innig und voll Leidenschaft, „schließe mich noch einmal in deine Arme und küsse mich, küsse mich, wie du mich — wie du mich in den Tagen unseres Glückes geküßt hast — nur noch einmal so!" — Überwältigt von Schmerz und Liebeswonne, ganz unsinnig, wie im Rausch seiner Vernunft beraubt, warf er sich über sie, hob sie vom Kissen auf, zog sie stürmisch an sich und bedeckte ihre Lippen und Augen mit heißen Küssen, während seine Thränen ihr Gesicht netzten. — „Ach .... ch —!" hauchte sie so wonnig. Ihre Arme hatten sich mit einem Aufwand von Kraft, über den sie schon lange nicht mehr geboten hatte, um seinen Nacken gelegt — nun lösten sie sich langsam, glitten an seiner Schulter hinab, der Kopf mit dem langen Blondhaar sank zurück, tiefer und tiefer. Dann legte Erich sie sanft hin und horchte eine Weile wie erschreckt. Sie regte sich nicht, sie atmete nicht, sie war tot.

Unter den Küssen des Geliebten selig entschlafen, eingegangen zum Himmel. Ihr war wohl.

Ich aber habe sie getötet, ich! Sie selbst hat's gesagt: das Gift zerrüttete ihre Gesundheit, schuf dieses frühe Siechtum, dem alle Jugendkraft nicht Einhalt thun konnte. Vererbung — ja, in späteren Jahren vielleicht hätte sie ihre unheilvolle Macht bewiesen. Wer weiß das? Die Wirkung des Giftes war gewiß, augenfällig. Und ich brachte sie so in Verzweiflung, daß sie sich meinte ein Leid anthun zu müssen. Mein beharrlicher Widerspruch ... Weshalb denn, weshalb? Afterweisheit alles, unselige Verblendung, Trug. Wenn alle Mütter zu Gericht über mir säßen und sprächen mich frei, ich wäre doch schuldig. Mein Kind hätte ich kennen müssen, meinem Kinde hätte ich glauben müssen. Da sprach die Liebe, das heiligste Gefühl im Menschen, da war ein Wunder geschehen. Ich aber mit meinen blöden Augen sah nichts als Thorheit und Eigensinn, tappte in das zarte Gewebe ihrer Herzenswünsche und zerriß es unbarmherzig. Warum ließ ich denn später zu, was ich vorher verweigert hatte? War irgend etwas verändert, was die Gefahr vermindern konnte? Nichts, nichts. Ich hatte mich nur in dem Gegenstand ihrer Liebe getäuscht — ich war die Blinde, sie die Hellseherin gewesen. Wenn ich ihnen beiden geglaubt hätte ... Ich habe Dora getötet und Erich für sein ganzes Leben unglücklich gemacht!

Mir wird kein Schlaf in der Nacht. Ich höre immer dieses schmerzlich-wonnige Ach... ch! ihren letzten Lebenslaut. Mir schlägt das Herz zum Springen — und es springt doch nicht, es muß weiter schlagen. Wie lange noch?

* * *

Erich beweist sich als ein treuer und gütiger Freund. Er sucht mich zu trösten, so sehr er selbst des Trostes bedürftig ist. In der ersten Zeit ging er herum wie eine wandelnde Leiche. Als er sah, wie sehr ich seinen Beistand brauchte, raffte er sich gewaltsam auf und besorgte auch meine Geschäfte, für die mir ganz der Kopf fehlte. Wenn ich ihn nicht hätte —!

Neulich ist er mit dem Pferde gestürzt und hat sich eine sehr schmerzhafte Quet-

schung zugezogen. Ich glaube, er reitet ganz unsinnig, um sich von quälenden Gedanken zu befreien, vielleicht ein Unglück herbeizuführen. Er hat mir versprechen müssen, sich nicht wieder mutwillig in Gefahr zu bringen — aber es wurde ihm schwer.

Ob ihn mitunter auch die Sorge beschleicht, daß er nach Doras Tode wieder ganz auf sich angewiesen ist? Wie unnütz wäre sie. Es wird mir täglich gewisser, daß ich auf der ganzen Erde keinen Menschen habe, der meinem Herzen gleich nahe steht. Mich bindet keine Pflicht gegen einen anderen. So ist er Doras Erbe, was auch das Gesetz bestimmen mag, nachdem der Tod die Familienbande zerrissen hat. Die Freundschaft wird sie neu knüpfen.

* * *

Ich habe mit Erich gesprochen, und nun ist mir wohler.

Ich sagte ihm, daß ich zu meiner eigenen Beruhigung unser Verhältnis für die Zukunft sicher stellen müßte. Er sei und bleibe mein Sohn, jetzt mein einziges Kind, und solle Kindesrecht erhalten, soweit dies in meiner Macht stehe. Zwar fehlen, wie ich mich erkundigt habe, in meiner Person die Bedingungen zu einer förmlichen Annahme an Kindes Statt, ein Dispens werde sich aber beschaffen lassen, und ich sei gewillt, ihn nachzusuchen, sobald er einwillige. Vorläufig wolle ich ihn durch Testament sichern. So dürfe er nun von mir auch ferner unbedenklich annehmen, was meine Liebe ihm zuwende; es sei nur ein stillschweigendes Vermächtnis Doras, das ich erfülle — so gern erfülle.

Er war sichtlich überrascht und sehr bewegt. Er stammelte Worte des Dankes und küßte meine Hände. Dann aber, als er sich ein wenig gesammelt hatte, erklärte er sehr entschieden, ein so gütiges Anerbieten nicht annehmen zu können. Meinetwegen! So viel ich verloren habe, das Leben müsse ja doch ertragen werden und könne mir ungeahnte Wohlthaten entgegenbringen, für die mich dankbar zu beweisen mir Bedürfnis sein würde. Ich dürfe mich in meinem Alter nicht binden durch eine unwiderrufliche Verfügung zu Gunsten dessen, der für sich kein anderes Verdienst geltend zu machen habe, als von meiner Tochter geliebt worden zu sein. Ich dürfe seiner freundschaftlichsten Gesinnungen zeitlebens versichert bleiben, auch wenn fortan kein Verhältnis zwischen uns bestehe, das ihm erlaube, Zuwendungen von mir in Anspruch zu nehmen. Er dürfe nicht zulassen, daß ich einen Schritt thue, den ich als übereilt bereuen könnte.

Ich wollte von keinen Einwürfen solcher Art etwas wissen. Von allen Menschen sei er der einzige, der mir jemals das werden könne, was er mir gewesen sei. Die Qual des Daseins werde mir nur erträglich sein, wenn ich das Recht behalte, für ihn sorgen zu dürfen wie für einen leiblichen Sohn. Und es sei noch ein Unsagliches, das mich unlösbar verpflichte und jede Reue ausschließe.

„Eine Bedingung habe ich nur," rief ich, seine Hände ergreifend, „eine einzige, aber unerläßliche —"

„Nenne sie," bat er. „Es giebt keine, die nicht schon im voraus gebilligt wäre."

„Du mußt mir mit deinem Manneswort versprechen, daß du nicht wieder heiraten willst. Es wäre mir ein tödlicher Gedanke, mir eine andere an Doras Stelle zu denken! Diese einzige Bedingung —"

Er lächelte schmerzlich. „Es ist keine," unterbrach er mich sanft. „Du verlangst, daß ich etwas zu unterlassen verspreche, was ich mir als möglich vorzustellen außer stande bin. Ich habe Dora geliebt. Es ist mir undenkbar, daß dieses Gefühl sich je abschwächen könnte, und es ist mir ebenso undenkbar, daß je eine Zeit kommen könnte, in welcher ich an dieses Undenkbare nicht mehr glaubte. Wenn du daran zweifelst, so zweifelst du an meiner Liebe zu deinem Kinde."

„Ich zweifle nicht," entgegnete ich, vor Erregtheit zitternd, „daß du jetzt wahrhaftig so empfindest, wie du sprichst. Es wäre ja eine Beleidigung, wenn ich deine Antwort anders erwartete. Aber du stehst doch nur für dich ein nach deiner jetzigen Überzeugung, die du für unerschütterlich ansiehst. Die Erfahrung lehrt, daß der Menschen Sinn wandelbar ist. Wer von allen den

Männern und Frauen, die zu einer zweiten Ehe schreiten, wird zugeben, daß er nicht geliebt habe, als er sich zum erstenmal band? Auch die Kirche fordert kein anderes Gelübde, als daß wir einander in Liebe und Treue angehören sollen, bis uns der Tod scheidet. Darum muß ich Gewißheit haben, daß du mein Sohn bleibst. Dora bin ich sie schuldig. Ich weiß, dein Wort, wenn du es mir so gefordert giebst, wird dir unverbrüchlich sein."

„Ich gebe dir mein Wort," sagte er mit feierlichem Ernst, indem er meine Hand schüttelte, „auch wenn du es nicht als die Bedingung einer Wohlthat forderst — ich gebe es dir unbedingt als eine Bestätigung meines eigensten Verlangens, mich zu binden, um dir jede Sorge zu nehmen. Du aber bist nicht gebunden, du bleibst frei in deinem Handeln."

„O, mein geliebter Sohn," rief ich und schloß ihn in meine Arme, „du thust mir sehr wohl! Verzeih, wenn diese eifersüchtige Regung dich peinigte. Kann ich für mein Herz? Es bohren sieben Schwerter darin. Fühle, wie es blutet, und verzeih!"

Der starke Mann wurde so weich, daß er eiligst das Zimmer verlassen mußte, den Jammer seines Herzens nicht zu verraten.

Wer ist des anderen Stütze?

* * *

Erich ist als Hauptmann nach Danzig versetzt und bereits abgereist. Nun bin ich ganz allein, auch ohne den Freund. Wir haben einander aber versprochen, fleißig zu schreiben und in unseren Briefen stets so aufrichtig zu sein wie in unserem Gespräch.

Es ist ihm bitter schwer geworden, sich von Doras Grab zu trennen, wohin wir in diesen sechs Monaten fast täglich pilgerten. Ich habe darüber eine Pyramide von Granit aufrichten und in die Vorderseite Doras Marmorrelief einfügen lassen. Der Kopf ist wohl getroffen und voll Leben, der Bildhauer, freilich ein Meister seines Fachs, hat seine beste Kunst daran gesetzt. Nun hat Erich eine große Photographie anfertigen lassen, die er immer vor Augen haben will, wenn er den Vorhang zurückzieht, hinter dem das Bild profanen Blicken verborgen sein soll. Auch das Ölgemälde, das ihre Lieblingsaussicht auf das Ufer von Capri bei untergehender Sonne darstellt, hat er gleich mitgenommen. Die übrigen Möbel, so viel er zur Ausstattung einiger Zimmer braucht, schicke ich ihm, sobald er eine Wohnung hat.

Erich zeigt eine bedenkliche Neigung zur Schwermut. Er hat zwar seinen Dienst mit unermüdlichem Pflichteifer gethan und sich nie die geringste Vergeßlichkeit zu schulden kommen lassen, zog sich aber aus der Gesellschaft ganz zurück und verkehrte mit niemand als mit mir. Ich kann nicht behaupten, daß er sich irgend etwas versagte, da er jeder Gelegenheit, sich zu zerstreuen, mit fast krankhafter Scheu aus dem Wege ging, als ob ihm eine Peinigung zugemutet werde. Er häuft Bücher auf seinem Tisch auf und läßt sie meist ungelesen oder liest sie mit den Augen ohne nachhaltiges Verständnis. Er hat mir oft geklagt, daß er halbe Nächte schlaflos zubrachte und mit allerhand Nervenpul lämpfen mußte. Hoffentlich beruhigt er sich, wenn nicht alles in seiner gewöhnlichen Umgebung ihn an Dora erinnert und ich ihm fehle, die immer bereit war, ihn von der geliebten Frau sprechen zu hören. Ich habe ihn beim Abschied dringend gebeten, sich wieder den Kameraden anzuschließen und auch sonst gesellschaftlichen Umgang zu pflegen. Er drückte mir die Hand und antwortete nicht.

Nun werde ich in meinen Briefen das eigene Leid unterdrücken müssen, um ihn freundschaftlich mahnen zu können, sich vom Trübsinn nicht beherrschen zu lassen. Ich verstehe ihn nur zu gut.

* * *

Hochzeitstag.

Grau, trüb, nebelig — zum erstenmal, seit das junge Paar nach Italien abreiste —, ein recht melancholischer Tag. Ich erwartete Erich mit dem Frühzuge; statt seiner kam aber eine Depesche, die ihn abmeldete: Dienstlich verhindert. Dann traf er doch mit dem Zuge gegen Abend ein und überraschte mich am Grabe, auf das er einen Kranz prachtvoller Rosen niederlegte, die er wohl selbst ausgesucht und von Hause mitgebracht hatte. Er mußte schon in der Nacht wieder zurück.

Es wollte ihm nicht gelingen, die frohen Erinnerungen, die sich an diesen Tag knüpfen, zu wecken; nach jedem Versuch fiel er immer rasch in die frühere Versunkenheit. Es steht zu viel zwischen damals und heut, meinte er. Die wenigen Stunden seines Aufenthaltes brachten uns bei persönlichem Verkehr doch freundschaftlich näher als alle Briefe.

Er sieht recht übel aus, recht müde, hohlwangig und gelb. Oft steht es wie eine Wand zwischen seinen Augen und dem Gegenstand, auf den sie scheinbar blicken. Ich schiebe sie fort, wenn ich die Hand vor seinem Gesicht einmal auf und ab durch die Lüfte bewege. Dann erschrickt er und lächelt mir freundlich zu.

„Wenn ich nur wüßte, was ich mit mir anfangen soll," sagte er, als ich ihn seiner Mutlosigkeit wegen schalt. „Der Dienst füllt meinen Tag nicht aus. Ich wollte, ich hätte gelehrte Neigungen, oder ich besäße irgend ein Talent. So hundert Bücher lesen und excerpieren, um etwas zu schreiben ... Ich kann mich leider nicht beschränken, schweife vom Thema ab, finde die systematische Ordnung nicht, werfe die Blätter ärgerlich ins Feuer. Auf der Schule habe ich eifrig gezeichnet, ohne es doch zu achtbarer Fertigkeit bringen zu können; nun versuche ich's mit der Farbe und genüge mir natürlich noch weniger. Mein musikalisches Gehör ist schwach entwickelt. Ich habe wohl einmal Unterricht im Violinspiel gehabt, mußte aber aufhören, da mich die Schularbeiten zu sehr in Anspruch nahmen. Das ist ein Instrument, dachte ich nun, auf dem man sich Melodien zusammensuchen kann, die man gern in Erinnerung hat. Dora sang ja so hübsch zum Klavier. Ich kaufte mir eine schöne Geige und gab mir viel Mühe, brachte es aber doch nur zu einem abscheulichen Gekrätze. Selbst das Talent, mich zu amüsieren, ist mir abhanden gekommen. Ich gehe ins Kasino und kann über die schnurrigsten Witze der jungen Kameraden nicht lachen, ich finde das Spiel langweilig, mag ich verlieren oder gewinnen, schlage keine Gesellschaft aus und kehre aus jeder unbefriedigt zurück. Es ist gar kein Leben!"

Hätte ich ihn nur bei mir!

* * *

Zwischen diesen beiden weißen Blättern liegen drei Jahre, die ich ohne Aufzeichnung lassen konnte. Nun mag auch diese Notiz hier ihren Platz finden.

Kürzlich war die Frau seines Oberst hier und besuchte mich, eine muntere und geistig sehr lebhafte Dame. Sie wußte, daß wir Pensionsgenossen gewesen waren, wenn auch nur ein Jahr lang, und ihr Gesicht kam mir auch gleich wieder bekannt vor, als sie daran erinnerte. Sie sprach viel von Erich und beklagte sich — immer im leichtesten Ton — darüber, daß man von ihm so wenig habe. Er sei zu viel mit sich allein und fange Grillen. „Mein Gott," rief sie, „es ist ja sehr hübsch und anerkennenswert, daß er das Andenken an seine schöne und liebenswürdige Frau so treu bewahrt, aber ein Mann in seinen Jahren schließt doch noch nicht ab! Er hat nun einmal das Zeug zu einem guten Ehemann und muß wieder heiraten. Ich wüßte wohl eine recht passende Partie für ihn, aber er sieht ja unsere jungen Damen nicht einmal an. Stoßen Sie ihn nur gelegentlich darauf, daß er sich bei mir Rats erholen soll, ich will ihm sehr wohl. Nicht wahr, es wäre das Vernünftigste, wenn er sich bald wieder einer Frau zugesellte?"

Sie ahnte offenbar nicht, wie weh sie mir that. Ich hütete mich, ihr zu widersprechen; sie hätte mich gar nicht verstanden.

* * *

Ich glaubte, mein Tagebuch geschlossen zu haben, und nun diese Briefe, diese abscheulichen Briefe —!

Könnte ich sie hier verscharren bis zum jüngsten Gericht!

* * *

Teuerste Freundin!

Endlich werde ich mich doch entschließen müssen, dir Mitteilungen über mich zu machen, die dich unzweifelhaft zunächst sehr unangenehm berühren werden. Sie haben doch den Zweck, nach Möglichkeit vorzubauen, daß du nicht durch Indiskretionen aus niedrigster Gesinnung erschreckt und dauernd beunruhigt wirst. Es thut mir sehr leid, daß

ich dir ein auch nur augenblickliches Mißbehagen nicht ersparen kann.

Daß ich so lange darüber schwieg ... Eine Pflicht der Freundschaft habe ich dadurch nicht verletzt. Es giebt ganz natürliche Dinge, die doch jeder wohlanständige Mensch den Augen auch seiner Nächststehenden nicht bloßstellen mag; man spricht am unliebsten ohne bestimmten Anlaß mit einer Frau darüber, so frei man sie von Prüderie wissen mag. Und wenn nun noch ein besonderes Feingefühl zu schonen ist, das sich aus idealen Beziehungen ergiebt, wär's geradezu eine Roheit gewesen, der Notwendigkeit einer Enthüllung vorzugreifen. Ich bitte dich daher nur, was dich überrascht, nicht aus dem Gesichtspunkt der Überraschung auf dich wirken zu lassen, vielmehr zu versuchen, das Geschehene nachträglich mitzuleben und aus — sich selbst zu verstehen. Wie wenig ich mit meinem inneren Menschen dabei beteiligt war, brauche ich nicht zu versichern.

Ich enthalte mich jedes Urteils, klage nicht an und entschuldige nicht. Nun ich sprechen muß, gebe ich der Freundin, die mich kennt, die Thatsachen, nichts als die Thatsachen. Hier sind sie.

In dem Hause, dessen oberen Stock ich seit einigen Jahren bewohne, befindet sich unten ein Putzwarengeschäft mit großen Schaufenstern und einer Glasthür nach dem Flur hin, an der ich täglich mehrmals vorbeigehen mußte. Wollte ich die Augen nicht absichtlich abwenden, so konnte es nicht fehlen, daß ich mitunter in den inneren Raum blickte, in dem einige Ladenmädchen die Kunden bedienten oder arbeiteten. Eines von ihnen mußte durch ganz eigenartigen Schnitt des Gesichts, eine Fülle schwarzlockigen Haars zu blendendweißem Teint und Schlankheit der Gestalt bei voller Büste auffallen. Ich sah darauf hin, wie man im Vorübergehen den Blick auf ein interessantes Bild wirft, das irgendwo zum Kauf ausgestellt ist, mehr neugierig als mit Wohlgefallen und am wenigsten zu dem Wunsch angeregt, es besitzen zu wollen. Aber es ist wahr, ich sah wieder und wieder darauf hin.

Es konnte im Laden nicht gut unbemerkt bleiben, wenn ein Offizier durch den Flur ging. Die Uniform und der Säbel — die Köpfe der jungen Fräulein wandten sich immer sogleich. Auch die Schwarzlockige, die ihren Stand nicht weit von der Thür hatte, blickte regelmäßig zur Seite nach der Glasthür hin, etwas übermütig und herausfordernd, als wollte sie sagen: du könntest auch grüßen. Da das nicht geschah, nickte sie selbst mir einmal wie spöttisch zu. Seitdem sah ich nicht mehr durch die Glasscheiben, absichtlich nicht.

Es kam doch, wie es kommen sollte. In einer Nacht etwa elf Uhr, als ich aus dem Kasino heimkehrte, bemerkte ich in meiner Straße im Laternenschein eine weibliche Person, die im Laufschritt an mir vorübereilte, verfolgt von zwei Herren in modischem Civil, die sie zu haschen bemüht waren. Sie wollte ins Haus, fand die Thür verschlossen und suchte eine Weile hastig und vergeblich nach dem Schlüssel. Sie wurde dabei von den Herren fortwährend belästigt. Mein Weg war ja derselbe. Als ich an die Thür kam, bat ich, mir Platz zu machen. Die Dame ersuchte mich ganz außer Atem um meinen Schutz und hängte sich an meinen Arm. „Der Herr Hauptmann weiß, daß ich hier zu Hause bin," sagte sie. Ich erkannte das Ladenmädchen mit den schwarzen Locken und bestätigte die Angabe, worauf die Herren sich mit höhnischem Lachen entfernten.

„Ach, ich bin in so furchtbarer Angst gewesen," sagte sie, als ich geöffnet hatte, mit fremdländischem Accent und ein wenig lispelnd; „das Theater war spät aus, und ich hatte keine Begleitung. Man will sich, wenn man die ganzen Tage lang im Laden steht, doch auch einmal amüsieren, und es war ein Trauerspiel, gar nichts zum Lachen. Geht unsereins so spät allein auf der Straße, so meint jeder Laffe unverschämt werden zu dürfen, der Nachtwächter läßt sich aber immer nicht blicken, wenn man ihn braucht, und Lärm möchte man doch auch nicht schlagen. Mir zittern noch die Knie."

Sie legte wieder die Hand auf meinen Arm, während wir die dunkle Treppe hinaufgingen. „Wohnen Sie denn wirklich hier?" fragte ich.

„Ja, unter dem Dach," antwortete sie, „ich habe da meine Schlafkammer. Sie ist

nicht groß, hat aber ein Fenster. Im Winter ist sie recht kalt, denn ein Ofen fehlt. Ich schliefe auch lieber wo anders, aber ein anständiges Mädchen muß mit so etwas zufrieden sein, die reichen Leute haben es besser. Und nun muß ich hungrig ins Bett. Aber thut nichts, es war doch schön im Theater."

Wir waren vor meiner Thür angelangt. „Sie wohnen gewiß sehr prächtig," bemerkte sie.

Ich hatte überlegt, ob ich ihr ein Glas Wein anbieten solle; nun that ich's nicht. „Gute Nacht, Fräulein!"

Sie dankte mir nochmals und tastete sich die nächste Treppe hinauf.

Das war meine erste Begegnung mit Josefa von Mierczowska.

Ich schildere nicht, wie wir Schritt nach Schritt in ein näheres Verhältnis kamen. Ich schreibe keinen Roman, und es ist auch gleichgültig. Du kennst sie, glaube ich, aus diesem Wenigen nun schon genug, um nicht allzu verwundert zu sein, wenn du hörst, daß sie nicht lange darauf ein hübsches Logis bezog, das ich für sie gemietet hatte, über die Dienste einer alten Person verfügte, die sie aus dem Theater abholte, zu Hause einen warmen Ofen vorfand und sich ein Abendessen auftragen lassen konnte. Ich möchte sie nicht beschuldigen, mir allzu gefällig entgegengekommen zu sein, aber ich darf auch versichern, daß von meiner Seite keine Verführungskünste aufgewendet zu werden brauchten. Sie behauptete, gleich in mich leidenschaftlich verliebt gewesen zu sein und nach nichts Weiterem zu fragen. Mit dem, was ich ihr geben wollte und konnte, nahm sie vorlieb. Es war zwischen uns abgemacht, daß sie mich nie in meiner Wohnung aufsuchen, auch nicht verlangen sollte, daß ich mich öffentlich mit ihr zeige. Ihrem Vergnügen nachzugehen, hinderte ich sie nicht.

Es war ein sehr kümmerlicher Ersatz für eine fehlende Häuslichkeit, aber doch der einzige, den ich mir in meiner Lage schaffen konnte.

Ich erhielt mir ihre gute Laune durch Geschenke, deren Wert sich steigerte. Sie war putzsüchtig und liebte Schmuck. Übrigens zeigte sie ein gewisses Bildungsbedürfnis. Sie sprach außer Polnisch und Deutsch auch Französisch, las Bücher in diesen Sprachen, vielleicht nicht einzig um die Langeweile zu töten, die sie sehr quälte, benutzte fleißig ihren Platz im Theater und nahm sogar Stunden in verschiedenen Unterrichtsfächern, besonders in Gesang und Deklamation. Es könnte sein, daß sie Lust bekäme, auf die Bühne zu gehen, sagte sie, nur müsse sie sich erst das Lispeln abgewöhnt haben; damit gab sie sich aber vergebliche Mühe. Es war schade, denn sie hatte eine gute Stimme und viel Temperament.

Unser Umgang blieb nicht ohne Folgen. Als Josefa daran nicht mehr zweifeln konnte, änderte sie ihre Stimmung. Sonst meist heiter und guter Dinge, wurde sie nun übellaunig und melancholisch. Sie erinnerte sich plötzlich ihrer religiösen Pflichten — sie war katholisch —, besuchte häufig die Kirche und ging zur Beichte. Ich fand sie öfters auf den Knien liegen und einen Rosenkranz abbeten. Sie weinte viel und klagte, es sei Sünde, daß sie einem Kinde das Leben gebe, das nicht den Namen des Vaters mitbekomme. Und bald bestürmte sie mich immer leidenschaftlicher mit der unsinnigen Bitte, daß ich sie heiraten solle. Sie sei von altem polnischen Adel und könne dies beweisen; freilich habe die Familie längst ihren ganzen Besitz verloren, ihr Vater in größter Armut gelebt, so daß sie nach der Eltern frühem Tode genötigt gewesen sei, sich von ihrer Hände Arbeit zu ernähren. Sie legte mir Papiere vor, die ihre Behauptungen bestätigen sollten. Zuletzt wurde sie so dringend, daß ich, nur um sie ein für allemal abzuweisen, der Schwäche nachgab, ihr zu gestehen, ich sei durch ein feierliches Gelübde gebunden, nicht wieder zu heiraten.

Sobald sie die Gewißheit hatte, daß sie ihr Ziel nicht würde erreichen können, zeigten sich bei ihr die häßlichsten Charaktereigenschaften. Ihre Bestrebungen gingen nun nur zu deutlich dahin, mir möglichst große Summen Geldes abzulisten. Ich würde sie schon jetzt durch ein Kapital abgefunden haben, wenn ich nicht auf ihren Zustand Rücksicht genommen hätte. Sie stürmte auf ihre Gesundheit, wahrscheinlich um mich zu ängstigen, und drohte wohl auch, sich das Leben zu nehmen, wenn ich mich nicht nach

Wunsch nachgiebig bewies. Ihre Habgier stellte bald ungemessene Forderungen.

Nach der Geburt des Kindes war sie bedenklich krank. Das schwächliche Geschöpfchen starb trotz aller Pflege, für die ich sorgte, schon nach wenigen Monaten. Damit war jeder Zusammenhalt aufgehoben. Josefa mußte einsehen, daß ich entschlossen war, das Verhältnis unter keinen Umständen fortzusetzen. Es wurde mir mehr und mehr widerwärtig; ich halte mich über sie, vornehmlich aber über mich getäuscht gehabt und fand meine Einsamkeit noch immer erträglicher als das Zusammenleben mit dieser excentrischen Person ohne jede Herzensbildung. Nach sehr stürmischen Auftritten gelang es mir, ihr begreiflich zu machen, daß wir uns trennen müßten. Natürlich sorgte ich für sie aufs ausgiebigste. Ich ließ ihr in Berlin einen Putzladen einrichten, alle erforderlichen Waren anschaffen, zahlte die Miete im voraus für längere Zeit und gab ihr ein sehr reichliches Betriebskapital in die Hand. Sie konnte da leicht ihr Glück machen. „Merke dir aber, daß du damit ein für allemal abgefunden bist," sagte ich ihr. Sie mochte so viel Freigebigkeit nicht erwartet gehabt haben und gab dankbar jedes gewünschte Versprechen.

Ich atmete auf, als sie abgereist war. Auf Nimmerwiedersehen!

Wie arg hatte ich mich verrechnet! Es waren noch nicht sechs Monate vergangen, als schon ein im schlechtesten Deutsch, aber im vertraulichsten Ton geschriebener Brief mit Klagen über Unglücksfälle aller Art und dreisten Forderungen einging. Ich besaß nicht die Widerstandskraft, hier sofort Einhalt zu thun, schickte Geld; bald zeigte sich's, daß ich mit aller Anstrengung die Thür nicht mehr schließen konnte, durch die mir die Klage-, Bettel- und Drohbriefe ins Haus fielen. Ja, auch Drohbriefe! Es wurde mir darin frech auf den Kopf zugesagt, daß ich Versprechungen gemacht hätte, an deren Erfüllung ich nie dachte. Der Offizier wurde daran erinnert, daß er seine Ehre schonen müßte; eine Anzeige könnte ihm die größten Unannehmlichkeiten bereiten, vielleicht die Uniform kosten. Ich hatte das ruhigste Gewissen, wußte aber auch, daß Josefa trotzdem recht behalten könnte. Es bleibt immer etwas hängen, und schon der Gedanke, mich gegen so nichtswürdige Anklagen verteidigen und rechtfertigen zu sollen, trieb mir das Blut in die Stirn. Ich ließ mich immer wieder schröpfen, zahlte ein letztes Mal und doch wieder zum allerletzten. Daß ich mir die Drohungen hatte gefallen lassen, wäre ja schon ein Beweis gegen mich gewesen.

Endlich riß mir doch die Geduld. Ich zog unter der Hand Erkundigungen ein und erfuhr, was ich freilich schon vermutete, daß Josefa ihr Geschäft völlig vernachlässigte, unsinnigen Aufwand trieb, nur ihrem Vergnügen nachging und in die schlechteste Gesellschaft geraten war, die ihren Leichtsinn ausbeutete. Ich zog einen Rechtsanwalt ins Vertrauen und ließ ihr durch ihn verbieten, mich weiter zu belästigen. Die Folge war, daß ich einen Brief erhielt, in dem sie mich de- und wehmütig anflehte, noch einmal ihre drückenden Schulden zu berichtigen und ihr so wieder auf einen sicheren Weg zu verhelfen. Sie deutete an, daß sie sich in der Not nicht von Unregelmäßigkeiten hätte freihalten können, die schleunigst ausgeglichen werden müßten, wenn sie nicht sehr üble Folgen haben sollten. Ich möge sie nicht in Verzweiflung bringen. Das klang wieder wie eine Drohung.

Was sollte ich thun? Am liebsten hätte ich noch einmal tief in den Beutel gegriffen, aber mein Ratgeber warnte aufs entschiedenste. Das sei nichts als eine andere Tonart, und sie werde noch oft gewechselt werden, wenn ich mich nicht entschließe, einen Strich zu ziehen. Ich entschloß mich dazu.

Er schien recht zu behalten. Nachdem noch ein eingeschriebener Brief ähnlichen Inhalts unbeantwortet geblieben war, hörte ich von Josefa acht oder neun Monate lang nichts mehr. Es war mir, als ob ich neu auflebte; mit einem Lustgefühl, das mir alle die Jahre fremd gewesen war, pflegte ich die Kameradschaft und knüpfte ich gesellschaftliche Beziehungen an.

Da, eines Tages — wurde bei mir angeklopft, und Josefa stand vor mir. Ihre Kleidung sah aus wie auf dem Trödelmarkt zusammengekauft, ihre Gestalt ver-

fallen, das Gesicht verlebt. Sie fiel mir zu Füßen und bat unter Strömen von Thränen, ich möchte sie in ihrem tiefsten Elend nicht verlassen. Es kam heraus: sie war wegen Fälschung von Unterschriften verurteilt worden und hatte eine Gefängnisstrafe verbüßt. Kürzlich erst war sie entlassen worden.

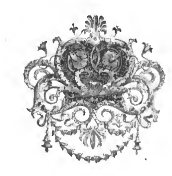
Du kannst dir den Schreck vorstellen. Ich gab ihr Geld, verpflichtete sie aber, sofort abzureisen und auswärts ehrliche Arbeit zu suchen. Sie verbrauchte es und — blieb. Das frühere Spiel begann wieder. Da ich ihr meine Thür verschlossen hielt, bombardierte sie mich mit Briefen. Sie machte mir darin die unsinnigsten Vorwürfe: ich hätte sie auf meinem Gewissen und verschulde auch ihren letzten Fall, da ich unbarmherzig sie ohne Hilfe gelassen habe. Es sei ihr nun schon alles gleich. Solle sie im Elend verkommen, so wolle sie doch ihre Rache haben. Sie werde den Offizier öffentlich beschimpfen und — damit spielte sie den letzten Trumpf aus — dir alles verraten.

Was verraten? Sie hatte wahrscheinlich etwas sehr Thörichtes im Sinn, aber es kommt darauf nicht an. Jedenfalls solltest du von ihr erfahren, was vorgegangen war. Ich kannte ihre Schreibweise, ihre Neigung zu Entstellungen, die boshafte Art ihres Angriffs, und ich war entschlossen, unter keinen Umständen weiter mit ihr zu paktieren. Daraus ergab sich für mich die Notwendigkeit, selbst dir von dem Geschehenen Mitteilung zu machen. Mag dann von Josefa kommen, was will, du wirst vorbereitet sein.

Ich bitte dich dringend, alles zu vermeiden, was diese rabiate Person ermutigen könnte, sich an dich zu hängen. So schwer ich unter ihren Verfolgungen leide, muß ich wünschen, dich durch diese verdrießliche Angelegenheit nicht weiter beunruhigt zu sehen, als es dieses Schreiben leider unvermeidlich macht. Josefa ist deiner Teilnahme nicht wert. Was ich mir eingebrockt habe, werde ich ausessen müssen.

In Freundschaft und treuester Ergebenheit Erich.

(Schluß folgt.)





Das Gleisdreieck und die langen Brücken über die Staatsbahn.

Die
Berliner elektrische Hoch- und Untergrundbahn.

Von

Heinz Krieger.

(Nachdruck ist untersagt.)

Im Februar 1880 legte Werner Siemens, der geniale Begründer des Welthauses Siemens und Halske, den zuständigen Behörden, dem Berliner Magistrat und dem Polizei-Präsidium der Hauptstadt, den Plan zu einer schmalspurigen Hochbahn vor, die die Stadt Berlin vom Süden zum Norden, vom Belle Alliance-Platz bis zum Wedding durchqueren und durch die Friedrichstraße verlaufen sollte. Den Verkehr in der Friedrichstraße, welcher auch heute noch nur teilweise von Straßenbahnen vermittelt wird, besorgte dazumal der Omnibus. Was das besagt, braucht man nicht auseinanderzusetzen. Die Siemens'sche Schmalspurbahn war als Pfeilerbahn gedacht. Sie sollte doppelgleisig mit einer Spurweite von einem Meter hergestellt, beide Gleise getrennt, auf Eisenblechträgern angeordnet werden, die durch eine einzige Säulenreihe an der Bordkante des Bürgersteiges unterstützt würden. Das Projekt wurde vom Berliner Magistrat sehr günstig aufgenommen; die Hausbesitzer in der Friedrichstraße brachten es zum Scheitern. Sie richteten eine Immediateingabe an Kaiser Wilhelm I. mit dem Erfolg, daß der Plan am 7. Mai 1880 für unstatthaft erklärt wurde.

Werner Siemens, von der Notwendigkeit des Schnellverkehrs für die sich entwickelnde Riesenstadt überzeugt, reichte alsbald neue Pläne ein, die bereits ein ganzes Netz elektrischer Bahnen für Berlin ins Auge faßten. Auch diese Pläne wurden abgelehnt; es kam aber dabei zu der principiell wichtigen Entscheidung, daß der Bau derartiger Bahnen die als Verbindungen der Fernbahnhöfe und der Stationen der Stadt- und Ringbahn ge-

dacht waren, wegen ihrer nur örtlichen Bedeutung für Rechnung des Staates nicht in Aussicht genommen werden könne. Dies Princip wurde bei dem Bau der Stadt- und Ringbahn, die zwei Jahre später eröffnet wurde, insoweit gewahrt, als für ihre Herstellung die militärischen Bedürfnisse des Landes, nicht die Verkehrsbedürfnisse der Hauptstadt entscheidend waren. Bei dieser Gelegenheit wurde auch die von Werner Siemens beantragte Versuchsstrecke in der Markgrafenstraße abgelehnt, gleichzeitig aber auf die weiter entlegene Stalitzer und Gitschiner Straße hingewiesen, ohne daß selbst für diese neu entstandenen Straßen das Bedürfnis einer Hochbahn, deren eigentliche Bedeutung als Träger des Schnellverkehrs gerade inmitten der Stadt man noch nicht begriff, erkannt wurde.

Zehn Jahre lang verschwanden danach alle Berliner Hochbahn- und Schnellverkehrspläne aus der Öffentlichkeit, weitere zehn Jahre vergingen, bis die neuen Anregungen der Firma Siemens und Halske vom Jahre 1891 feste Gestalt gewannen. Inzwischen hatte sich das Berliner Straßen- und Verkehrsbild völlig verändert. Die Hauptstadt des neuen Deutschen Reiches machte eine Entwickelung durch, die einzig auf diesem Gebiete dasteht. Die Straßen der alten Stadt wurden enger und enger, einige größere mit Beihilfe der Straßenbahn unternommene Reformen fruchteten nicht zur Genüge. Namentlich seitdem die Straßenbahn den elektrischen Betrieb nahezu vollständig durchgeführt und ihr Bahnnetz allmählich auf über 600 Kilometer erweitert hatte, wurden die Verkehrsverhältnisse immer schwieriger. Die Belastung des Straßenniveans, der die Behörden rechtzeitig zu steuern unterließen, steigerte täglich die Gefahren. Die Zahl der Unfälle wuchs derart, daß die Erörterungen darüber bis in die parlamentarischen Körperschaften drangen. Die Schuld daran liegt keineswegs allein bei der Straßenbahn, sie liegt vor allem an der stetig gesteigerten Belastung der Straßen, an dem schnell wachsenden Fahrbedürfnis und an der durch die Belastung der Straßen herbeigeführten Verlangsamung und Regellosigkeit des Verkehrs. Eine Großstadt mit aufstrebender Entwickelung braucht schnelle und stetig wirkende Verkehrsmittel. Sie sind ein sociales und wirtschaftliches Bedürfnis ersten Ranges, von dessen glücklicher Befriedigung die Gesundheit des gesamten Organismus abhängt.


Die Oberbaumbrücke und der Bahnhof Stralauer Thor.

Zwei Jahre, nachdem die Behörden Werner Siemens' Pläne einstweilen eingesargt hatten, eröffnete die Eisenbahnverwaltung die Stadt- und Ringbahn. Am 7. Februar 1882 wurde damit das erste Schnellverkehrsmittel in den Dienst des Publikums gestellt, das nicht am Straßenniveau klebte. Der Erfolg war glänzend. Schon im Eröffnungsjahr wurden 9,35 Millionen Personen befördert, zehn Jahre später 44,84, im Jahre 1900 97,52 Millionen. Und diese enormen Zahlen würden weit hinter der Wirklichkeit zurückbleiben, wenn man die Stadt- und Ringbahn seinerzeit statt viergleisig sechsgleisig ausgebaut hätte. Im Jahre 1898 schrieb der Berliner Stadtbauinspektor G. Pinken-

burg in einem sehr lesenswerten Aufsatz über die Berliner Verkehrsverhältnisse: „Daß ein so ungemeiner Verkehrsaufschwung eintreten würde, haben die Erbauer der Stadtbahn leider nicht ahnen können, sonst würden sie den Grund und Boden für einen sechsgleisigen Ausbau der Bahn wohl gleich erworben haben. Diese Unterlassung ist heute nicht mehr gut zu machen. Da nun inzwischen auch der Vorortverkehr einen ganz ungeahnten Umfang angenommen hat, haben von den Fernzügen, die in den ersten Jahren nach der Betriebseröffnung der Stadtbahn über diese gingen, verschiedene wieder nach den übrigen Bahnhöfen zurückverlegt werden müssen, um die Vorortzüge über die Ferngleise leiten zu können. So gewinnt also die Auffassung, daß die Stadtbahn an dem Ende ihrer Leistungsfähigkeit angekommen sei, eine große Berechtigung. Vor einiger Zeit ging durch die Presse der Vorschlag, man möge über dem Viadukt der Stadtbahn noch einen zweiten aus Eisen erbauen. Die Ausführung dieser Idee dürfte nicht zu den Unmöglichkeiten gehören. Geholfen wäre damit der Stadtbahn von Grund aus. Sie würde dann über acht Gleise verfügen. Davon zwei für den Fernverkehr, zwei für den Vorortverkehr und vier für den Stadtverkehr, das dürfte genügen."

Ohne weiteres möchten wir dies „das dürfte genügen" nicht unterschreiben. Jedenfalls steht so viel fest, daß das einzige Schnellverkehrsmittel Berlins nach achtzehn Jahren seines Bestehens bereits versagt, mehr, als der Verkehr vertragen kann. Die Entwickelung der Hochbahn wird aber weit in den Schatten gestellt von der Entwickelung der das Straßenniveau benutzenden öffentlichen Vehikel, von der Entwickelung der Straßenbahn und der Omnibusse. Im Jahre 1882 bei einer Bevölkerung der Stadt von 1,2 Millionen Einwohnern beförderte die Allgemeine Berliner Omnibus-Aktien-Gesellschaft 13,3 Millionen Personen, die Charlottenburger Pferdebahn 3,8, die Große Berliner Pferdebahn 57,3, die Neue Berliner Pferdebahn 4,1 Millionen, andere Transportgesellschaften 315000 Personen. Im Jahre 1895 war die Bevölkerung auf 1,7 Millionen Personen angewachsen, die Allgemeine Omnibus-Gesellschaft beförderte 23,7, die Charlottenburger Pferdebahn 7,0, die Große Berliner Pferdebahn 138,6, die Neue Berliner Pferdebahn 18,3, andere Transportgesellschaften 4,0, die Neue Berliner Omnibus-Gesellschaft, die im Jahre 1886 entstanden war, 9,7 Millionen, die neu erbaute elektrische Straßenbahn von Siemens und Halske 82010 Personen.

Diese ungeheure Verkehrsmasse belastete allein das Straßenniveau, von Droschken, Privatfuhrwerken, Handels- und Lastfuhrwerken, deren Fahrten einer Zählung leider nicht unterliegen, ganz abgesehen. Die Entwickelung in jenen dreizehn Jahren ist eine geradezu fabelhafte. Und doch wird sie noch weit übertroffen durch die Resultate der letzten fünf Jahre. Wenn man diese richtig würdigen will, muß man zweierlei voraus-



Bahnhof Schlesisches Thor: Einfahrt von der Oberbaumstraße.

schicken, einmal, daß sich im Verkehrsleben der Weltstadt unaufhaltbar das Zusammenschmelzen der Stadt mit den umliegenden, dem gleichen wirtschaftlichen Centrum angehörenden Vororten vollzieht. Berlin er-

streckt sich längst weit über sein Weichbild hinaus, und es ist eine der ärgsten Unterlassungssünden der Berliner Selbstverwaltung, daß sie es nicht verstanden hat, rechtzeitig die Stadtgrenze der wirtschaftlichen Grenze anzunähern. Allerdings ist daran, daß alle Versuche in dieser Hinsicht gescheitert sind, nicht allein die Stadt Berlin schuld. Genug, das Verkehrsbedürfnis ist über die Stadtgrenze mit ziemlich souveräner Gewalt hinausgeschritten, und das Verkehrsbild kann nur noch dem wirtschaftlichen Gesamtkörper Groß-Berlins abgenommen werden. Dies Groß-Berlin also hatte 1895: 2,13, 1896: 2,21, 1897: 2,27, 1898: 2,35, 1899: 2,42, 1900: 2,50 Millionen Einwohner. Hier sieht man bereits, was bei diesen Zahlen zum zweiten zu beachten ist: der Einfluß der Gewerbeausstellung des Jahres 1896. Danach nahm die Bevölkerung zu: 1896 um 3,8, 1897 um 2,7, 1898 um 3,5, 1899 um 3,0, 1900 um 3,4 Prozent. Die gesamte öffentliche Beförderung erreichte 1895: 273, 1896: 311, 1897: 330, 1898: 365, 1899: 415, 1900: 459 Millionen Personen, sie stieg 1896 um 13,9, 1897 um 6,0, 1898 um 10,6, 1899 um 13,8, 1900 um 10,5 Prozent. Das Fahrbedürfnis wuchs gleichzeitig ganz enorm. Es kamen Fahrten auf den Kopf der Bevölkerung 1895: 128,20, 1896: 141,16, 1897: 145,50, 1898: 155,15, 1899: 171,50, 1900: 183,9. Bezieht man diese Zahlen zurück auf das Jahr 1895, so ergiebt sich folgendes Bild: Steigerung der Bevölkerung 1896: 3,8, 1897: 6,6, 1898: 10,0, 1899: 13,4, 1900: 17,4 Prozent, Steigerung der beförderten Personenzahl 1896: 13,9, 1897: 20,8, 1898: 33,5, 1899: 52,0, 1900: 67,9 Prozent, Steigerung der Fahrten auf den Kopf der Bevölkerung 1896: 10,1, 1897: 13,5, 1898: 21,0, 1899: 34,6, 1900: 43,5 Prozent. Die Bevölkerung stieg sonach in fünf Jahren um 17,4, die Zahl der Fahrten auf die Person um 43,5, die Zahl der beförderten Personen um 67,9 Prozent.



Bahnhof Schlesisches Thor, von Süden gesehen.

Diese Erörterung gehört in die Geschichte der Hochbahn hinein. Nur wer diese Thatsachen kennt, kann die Bedeutung des Unternehmens, des ersten eigentlichen Schnellverkehrsmittels einer gewaltig emporstrebenden Handels-, Verkehrs- und Industriestadt, denn die Stadtbahn hat ihren Charakter als Schnellverkehrsmittel infolge der Unzulänglichkeit ihrer Einrichtungen nahezu eingebüßt, kann die Kämpfe für und die Opposition gegen dies Unternehmen völlig würdigen. Die Firma Siemens und Halske wurde, in richtiger Erkenntnis der Thatsachen, nicht müde, die Pläne ihres Begründers trotz aller bisherigen Mißerfolge zu vertreten.



Bahnhof Görlitzer Bahnhof.

Unterm 31. Januar 1891 reichte sie einen neuen Entwurf ein. Danach sollte ein Netz elektrischer Stadtbahnen, ausschließlich für den Personenverkehr bestimmt, hergestellt werden, eine Vollspurbahn, durchweg auf viaduktartigem Unterbau. Von diesen Bahnen sollte zunächst eine Ergänzungslinie zu der vorhandenen Stadtbahn, eine Ost-Südost-Westlinie, zum Ausbau gelangen. Die Stadtbahn war, ihrer eigentlichen Zweckbestimmung entsprechend, ein Torso geblieben; sie hatte nur den Osten mit dem Westen in nördlich gelagerter Richtung verbunden, der sehr bevölkerte Süden war von dem Stadtbahnverkehr völlig ausgeschlossen. So kam man auf die bei den früheren Verhandlungen seitens des Polizei-Präsidiums als Versuchsstrecken bezeichneten langen Straßenzüge im Südosten der Stadt, auf die Skalitzer und Gitschiner Straße, zurück, die im Verein mit den sogenannten „grünen Streifen" am Landwehrkanal eine Verbindung des Ostens der Stadt mit dem Westen ermöglichten, wenn man dem linken Ufer des Landwehrkanals folgend die Bahn bis zur Lichtenstein-Brücke fortsetzte, dann westlich abschwenkte und gegenüber der Stadtbahnstation Zoologischer Garten den Endbahnhof erreichte. Für später sollten sich Verzweigungen nach Moabit, Charlottenburg, Wilmersdorf und der Kolonie Grunewald an diesen Endbahnhof anschließen.

Auch dieser Plan wurde vom Berliner Magistrat wohlwollend aufgenommen, von der Polizei, vor allem von der Strompolizei, verworfen. Diese machte, nicht mit Unrecht, geltend, daß mit einer derart ausgedehnten Benutzung der Kanalböschung jede Verbreiterung des Kanals unmöglich gemacht würde. Eine solche Verbreiterung sei aber bei dem anwachsenden Schiffsverkehr der Stadt in kurzer Zeit als notwendig anzusehen. Der Magistrat machte auf die Benutzung der sogenannten alten Gürtelstraße: Gneisenau-, York-, Bülow-, Kleist- und Tauenzienstraße, aufmerksam, die eine Fortführung der Bahn bis zum Zoologischen Garten, ohne Inanspruchnahme des Kanalufers, ermöglichte. Man leitete auf dieser Grundlage die Verhandlungen ein und kam dabei zu einer Linie, die vom Zoologischen Garten durch die Tauenzien-, Kleist- und Bülowstraße bis zum Dennewitzplatz führen, von dort in die Flottwellstraße einschwenken, die Gleise der Potsdamer Bahn zum Hafenplatz und der Anhalter Bahn zur Halleschen Straße überbrücken und durch die Hallesche



Bahnhof Hallesches Thor.

und Königgrätzer Straße am Halleschen Thor vorbei in die Gitschiner Straße geführt werden sollte, um von hier durch die Skalitzer und Oberbaumstraße über die Oberbaumbrücke die Warschauer Straße und damit ihren Endpunkt zu erreichen.

Kaum war dieser Plan bekannt geworden, so begann sich die Opposition zu regen. Kirchliche, ästhetische, hygienische und höchst persönliche materielle Interessen vereinigten sich, um das Unternehmen im Keim zu ersticken. Das Verkehrsinteresse siegte. Freilich mußte sich der Plan einige Abänderungen und Beschränkungen gefallen lassen. Um die am Dennewitzplatz belegene Lutherkirche in ihren kirchlichen Handlungen und ihrem ästhetischen Eindruck nicht zu stören, wurde die Bahntrace in weitem Bogen um die Kirche herumgeführt, während die Schwierigkeiten, welche die Lage der Kaiser Wilhelm-Gedächtniskirche am Ausgang der Tauenzienstraße erzeugte, dadurch vermieden wurden, daß man die Bahn einstweilen am Nollendorfplatz enden ließ. Daraufhin entschied sich das preußische Staatsministerium in seiner Sitzung vom 29. April 1893 für die Ausführung der Hochbahn, und am 22. Mai 1893 wurde sie durch kaiserlichen Erlaß genehmigt. Die für die Geschichte der Verkehrsentwickelung Groß-Berlins denkwürdige Genehmigungsurkunde lautet:

„Auf Ihren Bericht vom 2. Mai d. J. will Ich die Herstellung einer elektrischen Hochbahn in Berlin von der Warschauer Straße über die Oberbaumbrücke durch die Skalitzer und Gitschiner Straße, durch die Straße Hallesches Ufer, durch die Luckenwalder Straße, über das Terrain des Potsdamer Bahnhofes bis zur Dennewitzstraße, über den Dennewitzplatz und durch die Bülowstraße bis zum Nollendorfplatz mit zwei Abzweigungen nach dem Potsdamer Bahnhof hierdurch genehmigen.

Neues Palais, den 22. Mai 1893.

gez. Wilhelm R.

gegengez. Graf Eulenburg, Thielen, Bosse."



Bahnhof Prinzenstraße.

Damit war das Unternehmen gesichert. Das inzwischen, unterm 28. Juli 1892, ins

Leben getretene Kleinbahngesetz gab für die Weiterbehandlung der Sache die gesetzliche Grundlage.

Nachdem die Verhandlungen mit der Stadt Berlin über die Bedingungen der Mitbenutzung des städtischen Grundes und Bodens und mit der Eisenbahnverwaltung über den Gebrauch des eisenbahnfiskalischen Geländes der Potsdamer, Dresdener und Anhalter Bahn für die Zwecke der elektrischen Hochbahn beendet waren, wurde unterm 15. März 1896 vom Polizeipräsidenten die Genehmigung für den Bau und den Betrieb der Bahn von der Warschauer Straße nach dem Nollendorfplatz mit Abzweigung nach dem Potsdamer Bahnhof und der Königgrätzer Straße auf die Dauer von neunzig Jahren erteilt und an eine Reihe von Bedingungen geknüpft.

Die Bahn sollte danach längstens zwei Jahre nach Genehmigung sämtlicher Einzelentwürfe vollendet sein, das Betriebsgeräusch möglichst vermieden, das Auftreten vagabondierender Erdströme verhütet werden. Die Leitungen der Telegraphenverwaltung sind überall zu schützen. Die Fahrgeschwindigkeit darf fünfzig Kilometer in der Stunde nicht überschreiten. Die Fahrpreise bestimmt für die ersten sieben Betriebsjahre die Unternehmerin, vom achten Jahre an erhält die Aufsichtsbehörde das Recht der Genehmigung der Fahrpreise. In dem Vertrage mit der Stadt Berlin vom 18. und 25. Juni 1895 wurde unter anderem bestimmt: Die Gegenleistung der Unternehmerin für die Benutzung der öffentlichen Straßen, Wege und Plätze besteht in einem jährlichen Entgelt von zwei Prozent bei einer Roheinnahme bis 6000000 Mark, 2¼ Prozent bis 7000000 Mark u. s. w. für jede weitere Million Mark Roheinnahme ¼ Prozent mehr. Die Züge der Bahn laufen nach beiden Fahrtrichtungen von morgens fünfeinhalb Uhr an in Zwischenräumen von höchstens fünf Minuten in den Monaten Mai bis Oktober bis nachts zwölfeinhalb, von November bis April bis nachts zwölf Uhr, in den beiden ersten Morgen- und den beiden letzten Nachtstunden darf ein Zug um den anderen ausfallen. Den Anschluß fremder Bahnen muß sich die Unternehmerin gefallen lassen.

In dieser Bestimmung wie in einer Reihe weiterer Bestimmungen findet der Gesichtspunkt Ausdruck, daß es sich bei der Hochbahn im Grunde um eine für das städtische Allgemeinwohl bestimmte Anlage handelt. Aus diesem Gedanken heraus folgt auch die Bedingung, daß der Stadt Berlin vom Ablauf des dreißigsten Jahres ab die Bahn abgetreten werden muß, wenn die Stadt es wünscht. Solche Bedingungen finden sich neuerdings in allen derartigen Verträgen. Sie zeigen auch den besten Weg zur Lösung großer Aufgaben in ausgedehnten Gemeinwesen, indem sie die Mittel der Allgemeinheit erst in Anspruch nehmen, wenn der Erfolg einer weitgreifenden Unternehmung gesichert ist. Damit waren die Vorverhandlungen in der Hauptsache erledigt. Mit Schöneberg und Charlottenburg kamen ähnliche Verträge wie mit Berlin zu stande, dessen Gebiet die Bahn an der Zietenstraße verläßt, um zunächst eine kurze Strecke Schöneberger Flur zu durchlaufen und für die Endstrecke auf Charlottenburger Gelände überzutreten. Die Abzweigung nach dem Potsdamer Bahnhof erhielt noch eine zweckmäßigere Gestaltung. Einige übermäßige Forderungen von Grundstücksbesitzern machten die Erwirkung des Enteignungsrechtes notwendig, von dem in fünf Fällen Gebrauch gemacht worden ist.

Aber am Nollendorfplatz konnte die Bahn nicht enden, ebensowenig wie am Potsdamer Bahnhof, wenn sie wirklich dem öffentlichen Wohle dienen und dem Berliner Verkehr neue Bahnen weisen sollte. Nachdem man daher im Jahre 1896 mit der Bauausführung begonnen, leitete man gleichzeitig Verhandlungen über die Fortführung der Bahn über den Nollendorfplatz und über den Potsdamer Bahnhof hinaus ein. Mit den ersteren kam man in ziemlich kurzer Zeit zu stande, die letzteren sind erst vor kurzem in ein erfolgverheißendes Stadium eingetreten.

So wurde denn am 10. September 1896 der erste Spatenstich in der Gitschiner Straße gethan, und noch in demselben Jahre wurden rund dreizehnhundert Kubikmeter Mauerwerk für den Unterbau der Viaduktstrecke Hallesches Thor-Kottbuser Thor fertiggestellt. Kaum aber trat der Viadukt in die Erscheinung,

so kamen die Ästhetiker aus allen Winkeln hervor, um das Unternehmen tot zu schlagen. Diese Bemühungen setzten sich bis zum Ende des Jahres 1900 fort, wo man mit der Aufstellung des Viaduktes an der Potsdamer Straße begann und der vornehme Westen sich in seinen ästhetischen Gefühlen derartig verletzt zeigte, daß ein etwas boshaft veranlagter Kritiker von dem Äußeren des Viaduktbaues unter Beifall seiner Leser schreiben konnte, „etwas Miltrigeres, auf den Schwanz Getreteneres" habe er nie zuvor zu sehen bekommen.

Die Sache war an sich nicht so unbedenklich. Weite Kreise waren gegen die Hochbahn eingenommen. Die Opposition erinnerte lebhaft an die Tage, da Werner Siemens mit seinen Plänen den Hausbesitzern der Friedrichstraße hatte weichen müssen. Sie verlangte eine kurze Zeit allen Ernstes den Abbruch des Viaduktes und die Schonung der Promenaden des Westens. Die Eröffnung der Untergrundbahn in Ofenpest mit der Millenniumsausstellung des Jahres 1896 gab der Opposition besondere Nahrung. Einige Berliner Stadtverordnete hatten sich den Bau dieser Bahn angesehen, und mit einem Schlage war der gesamte Magistrat, an der Spitze der spätere Oberbürgermeister Kirschner, der Ofenpest aus jenem Anlaß gleichfalls besucht hatte, für die Untergrundbahn gewonnen. Man vergaß völlig, daß die Firma Siemens und Halske dereinst eine Untergrundbahn hatte bauen wollen und davon nur abgekommen war, weil der Widerstand im Magistrat unüberwindlich erschien. Hinzu kam eine neue sozialpolitische Strömung, von der man bisher in der Berliner Verwaltung nur herzlich wenig bemerkt hatte. Die Stadt sah plötzlich, daß derartige monopolistische Betriebe sich recht wohl für ihre eigene Verwaltung eignen. Die Erfahrungen, die sie mit einigen großen Betriebsgesellschaften gemacht, steigerten die Neigung zur eigenen Regie, und mit dem Schlagwort: „Wir lassen niemand in unseren Grund und Boden hinein" schien man die Gebote des Augenblicks überwinden zu wollen. Kurz, man war daran, das Hochbahnunternehmen am Potsdamer Platz zu isolieren und damit die Aussicht auf eine Entlastung des Stadtinneren, auf einen gesicherten Schnellverkehr ins Centrum hinein, auf lange Jahre zu versperren.

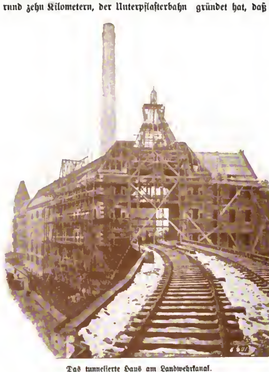
Anders faßte man die Sache in Charlottenburg an, noch anders in Schöneberg. Bei den Verhandlungen über die Fortführung der Hochbahn über den Nollendorfplatz hinaus hatte sich zwar schließlich eine Einigung erzielen lassen, aber man war davon auf beiden Seiten nicht sonderlich erbaut. Hier wurde die Unterpflasterbahn der bereite Retter. Die Unternehmerin entschloß sich, die Hochbahn von ihrem Eintritt in Charlottenburg an dem Schnittpunkte der Kleiststraße, der Eisenacher und der Courbièrestraße als Unterpflasterbahn zu führen, wenn ihr gleichzeitig eine Verlängerung der Strecke über den Zoologischen Garten hinaus bis ins Herz von Charlottenburg gestattet würde. Man einigte sich darüber sehr schnell. Nun mußte die Bahn vom Nollendorfplatz auf einer 225 Meter langen Rampe hinabgeführt werden, und diese Rampe mitsamt dem Bahnhofsbau auf dem Nollendorfplatz ging den Schönebergern, die nun auch eine Unterpflasterbahn für die zweihundert Meter, mit denen sie an der Bahn beteiligt sind, haben wollten, derart wider den Strich, daß, als das Unternehmen nicht dem Vertrage entsprechend zu Beginn des Jahres 1900 vollendet war, sie ihre Zusage zurückzogen und den Abbruch der Bahn verlangten. Ein ganzes Jahr lang hat ein Schiedsgericht den schweren Fall erwogen, alsdann war Schöneberg befriedigt: die Bahn wurde nicht abgebrochen.

Inzwischen hatte sich auch in Berlin die Stimmung geändert. In der Öffentlichkeit kamen sehr gewichtige Stimmen zum Ausdruck, die für die Hochbahn gerade aus sozialpolitischen Gründen im Interesse des werkthätigen Volkes eine schnelle Fortsetzung verlangten. Die sich mehrenden Unfälle thaten ein übriges, und so begann die Unternehmerin unter Verzicht auf weitere Abzweigungen vom Potsdamer Bahnhof, die bereits in den ersten eingangs erwähnten Plänen skizziert sind, neue Verhandlungen — wohl gemerkt, fünf Jahre nach deren erstem Beginn — auf der Grundlage einer Verlängerung der Hochbahn bis zum Spittelmarkt und Alexanderplatz im Inneren der

Stadt und darüber hinaus bis zur Frankfurter Allee. Diese Verhandlungen werden Erfolg haben, da alle Beteiligten, die Unternehmerin, die Stadt Berlin, die Aufsichtsinstanz, darüber einig sind, daß man auf diese Weise, indem man einen inneren Verkehrsweg von der Warschauer Straße zum Westen und zurück unterirdisch durch das Centrum der Stadt zur Frankfurter Allee schafft, allein eine schnelle und wirksame Abhilfe für die Berliner Verkehrsnot herbeiführen kann.

Die Berliner Hochbahn wird danach also nach ihrer dereinstigen Vollendung bestehen aus der eigentlichen Hochbahn Warschauer Straße-Eisenacher Straße, einer Strecke von rund zehn Kilometern, der Unterpflasterbahn Eisenacher Straße-Wilhelmsplatz (Charlottenburg), rund drei Kilometer, und der Unterpflasterbahn mit Untertunnelung der Spree Potsdamer Bahnhof-Frankfurter Allee, rund acht Kilometer, also etwa einundzwanzig Kilometer lang sein. Davon wird zunächst eröffnet die Strecke Warschauer Straße-Potsdamer Bahnhof, die über das Hallesche Thor hinweg und die Staatsbahnbrücke der Anhalter Bahn in einer Höhe von vierzehn Metern übersetzend in das sogenannte Gleisdreieck einläuft, von dem aus sich die Bahn nach Westen und rückläufig nach Osten gabelt, während die dritte Seite des ziemlich gleichseitigen Dreiecks von dem Verbindungsstrang Potsdamer Bahnhof-Bülowstraße gebildet wird.

Damit sind wir bei dem technischen Clou des Unternehmens angelangt, welcher seinen Ruf in der Fachwelt bereits so fest begründet hat, daß die Ingenieure aller Länder herbeiströmen, um diese glänzende Lösung einer bedeutsamen technischen Aufgabe zu studieren.



Das tunnelierte Haus am Landwehrkanal.

Sehen wir an der Bahntrace zu, um was es sich handelt. Die Bahn kommt vom Landwehrkanal her, nachdem sie ihn auf einer kühn geschwungenen eisernen Brücke überschritten, sie übersetzt dabei drei Verkehrsstraßen: den Wasserweg des Kanals, die Fahrstraßen zu dessen beiden Seiten und die Gleisstränge der Anhalter Bahn, und soll einmal nach dem Westen hin sich fortsetzen, gleichzeitig aber rückläufig den Kanal überschreiten. Daraus ergiebt sich von selbst eine Gabelung des Viaduktes. Nun sollen die von Westen kommenden Züge ebenfalls zwei Routen befahren, einmal die Route zum Halleschen Thor und das andere Mal die Route zum Potsdamer Bahnhof, während gleichzeitig die vom Potsdamer Bahnhof kommenden Züge zum Halleschen Thor und nach



Das Gleisdreieck.

dem Westen verkehren. Das ergiebt die drei Seiten eines Dreiecks mit je zwei Gleispaaren, die in gleicher Höhenlage sich kreuzen müßten und damit einen sehr komplizierten Apparat von Gleiskreuzungen erfordern würden, ohne daß bei der beabsichtigten Zweiminutenfolge der Züge die nötige Sicherheit des Verkehrs erreicht würde. Da von dem schnellen Aufeinanderfolgen der Züge auch die Rentabilität des Unternehmens abhängt, so war das ein weiterer Grund, eine Anordnung zu ersinnen, die das Kreuzen der Züge in gleicher Höhenlage ausschloß. Und diese Anordnung fand man, indem man die Viaduktbauten in umgekehrter Richtung steigen und fallen ließ und damit das Gleis Zoologischer Garten-Potsdamer Platz unter dem Gleis Warschauer Brücke-Zoologischer Garten und unter dem Gleis Potsdamer Platz-Warschauer Brücke, ebenso das Gleis Potsdamer Platz-Warschauer Brücke unter dem Gleis Warschauer Brücke-Zoologischer Garten unterführte. So kam es, daß das obere Bahngleise hier vier Bahnen übersetzt, die Kohlenbahn, die Dresdener Bahn, die Ringbahn und das untere Gleise der Hochbahn. Sie erreicht hier ihren höchsten Punkt. Nur der Weichensteller ist mit seinem Häuschen, von dem aus er den gesamten Betrieb im Gleisdreieck übersieht, noch etliche Meter höher in den blauen Äther hineinbugsiert worden. Da man gleichzeitig die hohen gemauerten Viaduktpfeiler wirtschaftlich ausnutzen wollte, auf eine Reihe von Bedingungen der Staatsbahn Rücksicht zu nehmen hatte, außerdem hier zum erstenmal eiserne Brücken mit steinernem Unterbau verband, so kamen eine Reihe technisch sehr bemerkenswerter Aufgaben dabei zu einer erfolgreichen Lösung. Wir wollen nur die eisernen Brücken erwähnen, die den Parabelträger teils oben, teils unten haben und damit allen hergebrachten Formen widersprechen, die Verankerung der eisernen Brückenpfeiler auf vier Meter Tiefe im Mauerwerk der Brückenviadukte, die Sicherung des Bahnkörpers gegen Feuchtigkeit, die geniale Anordnung der Weichenstellung, die die menschliche Arbeit auf ein Minimum reduziert, und im Anschluß an das Gleisdreieck die gewaltigen 240 Meter langen eisernen Brücken, welche die Hochbahn über drei Eisenbahnen, die Wannseebahn, die Potsdamer Bahn und die Ringbahn, fortführen, deren Montage vor sich gehen mußte, ohne daß der darunter flutende gewaltige Verkehr auch nur eine Sekunde unterbrochen werden durfte. Damit aber auch in Zukunft eine Verkehrsstörung ausgeschlossen bleibe, gestattete die Eisenbahnverwaltung zwar die Errichtung einer Mittelstütze für die ursprünglich auf 138 Meter Spannweite berechnete Haupt-

brücke, verlangte aber deren Herstellung derart, daß sie ohne wesentliche Änderung des Unterbaues und ohne Einstellung des Betriebes auf der Hochbahn beliebig nach rechts oder links beiderseits bis zu dem Maße von 4,5 Meter verschoben werden kann, ohne daß für das eiserne Tragwerk an irgend einer Stelle infolge dieser Verschiebung eine übermäßige Beanspruchung entsteht.


Gesamtansicht des Gleisdreiecks mit der Kraftstation.

Aber nicht allein die hervorragenden Besonderheiten des Baues sind interessant, er ist interessant in allen seinen Teilen, und es lohnt deshalb, ihn vom Anfang bis zum Ende zu verfolgen, soweit die Bauausführung feststeht. Der Anfangsbahnhof an der Warschauer Straße ist eine große Anlage auf einem 26,5 Meter breiten, teils aus Stein, teils aus Eisen erbauten Viadukt, die außer dem Bahnhofe einen großen Wagenschuppen und die nötigen Werkstätten, erstere oberhalb des Viaduktes, letztere in dessen Innenräumen belegen, umfaßt. Von hier, dem Terrain der alten Berliner Wasserwerke, setzt sich die Bahn mit einem Bogen von 100 Meter Halbmesser fort und überschreitet schiefwinklig die Straße vor dem Stralauer Thor, wo eine Haltestelle sich dicht an die Oberbaumbrücke anlegt, die alsbald die Bahn über die Spree in einem arkadenartigen Aufbau fortführt. Von der Oberbaumbrücke verläuft die Bahn mit einer zweiteiligen schrägen Überführung in die verbreiterte Oberbaumstraße und schwenkt mit zwei Bogen von 90 Metern Halbmesser zwischen der Köpenicker und der Schlesischen Straße in den Bahnhof Schlesisches Thor ein, von dem sie sich ziemlich gradlinig auf dem Mittelstreifen der Skalitzer Straße fortsetzt, um am Wasserthor den Kanal zu überschreiten und die Gitschiner Straße, wiederum auf dem Mittelstreifen, hinabzulaufen. Die verschiedenen Straßenübergänge erforderten hier besondere Säulenstellungen, die der Eisenarchitektur Gelegenheit zur glücklichen Lösung schwieriger Konstruktionen gaben. Besonders eigenartig sind die Verhältnisse am Kottbuser Thor, wo drei Straßenzüge überbrückt werden, nämlich die Admiral- und Adalbert-Straße, die Kottbuser und Dresdener Straße, die Reichenberger Straße. Am Ausgang der Gitschiner Straße gelangt die Bahn ans Hallesche Thor, geht gradlinig an der Belle Alliance-Brücke vorbei und läuft in den Bahnhof Hallesches Thor ein, dessen Konstruktion die ersten Architekten


Das Gleisdreieck verläuft in die langen Brücken.

Berlins beschäftigt hat. Es war nicht leicht, dem engen Terrain den Bahnhof abzugewinnen. Es glückte nur durch ausgiebige Auskragung des linken Bahnsteiges über dem Spiegel des Kanals. Die Bahn verfolgt alsdann die Uferstraße und schwenkt mit einem Bogen von 120 Metern in die große, schiefe, eiserne Brücke über den Landwehrkanal ein, durchschlitzt das Eckhaus an der Trebbiner Straße und ist damit im Gleisdreieck angelangt. Der weitere Verlauf ist oben bereits genauer skizziert.

Die allgemeine Anordnung der Hochbahn zeigt zwei vollspurige Gleise von 1,435 Meter Weite bei 3 Meter Gleisabstand und einer Breite des Bahnkörpers von 7 Metern. Da die Betriebswagen 2,3 Meter breit sind und Trittbretter nicht erhalten, verbleibt zwischen den verkehrenden Wagen ein Raum von 70 Centimetern. Dabei lassen sich Unfälle des Personals wie der Fahrgäste leicht vermeiden. Die Länge der gekrümmten Strecken beträgt auf die ursprüngliche Anlage von 10,15 Kilometern Länge insgesamt 24,6 Prozent. Dies Verhältnis wird sich auch bei den Ergänzungsstrecken nicht viel verschieben. Die Höhenlage der Bahn ist so gewählt, daß die Trägerunterkante der Viadukte über dem Mittelstreifen der Gürtelstraße mindestens 2,80 Meter hoch liegt. Die Unterführungen fast sämtlicher Straßen, namentlich aller derjenigen, in denen Fuhrwerke und Straßenbahnen verkehren, haben eine lichte Durchfahrtshöhe von mindestens 4,55 Metern. Stärkere Steigungen, 1:40 und 1:38, giebt es nur, wo die Hochbahn in die Unterpflasterbahn übergeht, wo sie die Eisenbahnen überschreitet und im Gleisdreieck infolge der besonderen Anlage der sich kreuzenden Gleise, sonst kommen Steigungen über 1:100 nicht vor. Weder die Krümmungen noch die Steigungen haben etwas Abnormes. Selbst bei Normalbahnen kommen Steigungen von 1 : 50 vielfach vor, und eine sehr bekannte und viel befahrene Bahn, die Bahn Wiesbaden-Schwalbach, hat auf großen Strecken Steigungen von 1:30 und Krümmungen von 200 Meter Halbmesser. Ja, eine Züricher Strecke hat sogar Steigungen von 1:16 bei gewöhnlicher Adhäsion. Das bekannteste ihr vergleichbare Beispiel liefert übrigens die Gotthardbahn, deren Steigungen ein Verhältnis von 1:40 auf lange Strecken aufweisen. Man kann sich also der Hochbahn mit Seelenruhe anvertrauen. Man braucht auch nicht zu befürchten, daß man wie bei der Schwebebahn zwischen Himmel und Erde hängen bleibt, wenn einmal der Strom ausgeht. Man kann in dem Fall sehr bequem die Wagen verlassen und an den Seiten entlang marschieren, bis man die nächste Haltestelle erreicht, deren Treppen zur Mutter Erde hinabführen. Auch der tragende Bügel der Schwebebahn kann bei der Hochbahn nicht zerreißen. Der Unterbau der Bahn besteht im allgemeinen aus eisernen Viadukten; massive Pfeiler aus Stein werden nur vereinzelt als Gruppenpfeiler und in der Bülowstraße verwendet. Der Abstand der Stützen und Hauptträger geht im allgemeinen über 3,5 Meter nicht hinaus, außer wo besondere Erfordernisse vorliegen. Dieser Unterbau ist technisch sehr beachtenswert. Die Sonne brennt im Sommer heiß hernieder und dehnt die Teile der Eisenbauten viel stärker aus, als sich der Laie träumen läßt. Man muß sonach, wenn man Krümmungen der Schienen und alle daraus für den Betrieb sich ergebenden Folgen verhüten will, in erster Linie den Son-

Auf dem Bankett der Volksbadeanstalt.

neustrahlen Rechnung tragen. Bei der normalen Anordnung ruht die Fahrbahn in den Straßenzügen auf zwei durchlaufenden Längsträgern, die von zwei 3,5 Meter voneinander entfernten Stützenreihen getragen werden. Diese Stützen werden auf den Mittelstreifen der von der Bahn benutzten Straßenzüge gestellt, deren Charakter als Promenaden dadurch allerdings in etwas beeinträchtigt worden ist. Das Verkehrsinteresse war dabei ausschlaggebend. Es sind zunächst drei Normalstützweiten von 12, 16,5 und 21 Metern ausgeführt. Stützen und Hauptträger sind gewissermaßen eins, und der ganze Unterbau stellt sich dar als eine lange Reihe von Tischen, die in Abständen aufgestellt sind derart, daß in diese Abstände Tragekonstruktionen eingehängt sind, die den übrigen Teilen äußerlich genau entsprechen. So erscheint der gesamte Viadukt als einheitliches Ganzes, obwohl die Einhängestellen als Gelenke und so ausgebildet sind, daß für die durch die Sonnenstrahlen und durch die Winterkälte hervorgerufenen Längenänderungen der Träger der erforderliche Spielraum vorhanden ist. Diese Durchbildung des Viaduktes ist mit der größten Sorgfalt ausgeführt worden.

Bahnhof Potsdamer Straße.

Zuvörderst ist die Anordnung der Gelenke im einzelnen verschieden. Bei den 12 Meter weiten Öffnungen (Fig. S. 577, linke Spalte, unten) können sich die Stäbe a b, mit denen die Einhängeträger auf die übertretenden Enden der Nachbarträger gestellt sind, um die unteren Endpunkte etwas drehen. Entsteht nun eine Längenänderung der Träger und damit eine Bewegung von a b, so müssen Ober- und Untergurt in der Längenrichtung mit etwas Spiel folgen können. Das ist dadurch ermöglicht, daß die Löcher für die Befestigungsnieten bei c und d länglich gestaltet sind, so daß Ober- und Untergurt in den Löchern spielen können. Bei a und b befinden sich kräftige Gelenkbolzen. Bei den 16,5 Meter weiten Öffnungen (Figur S. 577, rechte Spalte) sind die Stäbe a b feste Teile der überstehenden Trägerenden. Das obere Drittel jedes Stabes a b ist aber in der Quere so auseinander gezogen, daß im Zwischenraum ein Sattel entsteht, auf den die Einhängeenden gelegt sind. Auf diesem Sattel können sie ein wenig, soweit es die Längenänderung erfordert, hin und her rutschen. Der Untergurt ist bei c in derselben Weise wie bei den 12 Meteröffnungen verschiebbar, s s in den Figuren sind spannungslose Stäbe. Beide Gelenkanordnungen sind ebenso einfach wie geschickt und zweckmäßig durchgebildet.

Aber nicht allein die Gurte, die ganze Fahrbahntafel muß bei Längenänderungen der Hauptträger mitgehen können und demgemäß nachgiebige Stoßstellen erhalten. Bei den 12 Meter weiten Öffnungen liegen solche Stellen über den Stützen, bei den 16,5 Meter weiten über den Gelenken. Während sonst die Querträger des Viadukts einfache I-Eisen sind, hat man an diesen Stoßstellen zwei ⊐-Eisen, die mit dem Rücken gegeneinander gekehrt sind, aber einen kleinen Zwischenraum haben, als Querträger verwendet. Das eine ⊐-Eisen befindet sich dabei auf dem festen, das andere auf dem

eingehängten Hauptträger. Bei Längenänderungen im Viadukt ändern diese ⊐-Eisen ein wenig ihren Abstand. Damit ist auch hier der Sonne ein Paroli geboten.


Quer über den Nollendorfplatz

Zwischen die Querträger sind Gewölbbleche, sogenannte Tonnenbleche, gespannt, die nicht unwesentlich zur Versteifung der Fahrbahn beitragen. Darüber wird zwischen den Querträgern, deren Enden mit Stirnblechen geschlossen werden, eine Kiesdecke ausgebreitet und abgeglichen und mit einer über die Querträger sich hinweg erstreckenden, 2,5 Centimeter starken Asphaltschicht abgedeckt. Auf diese Weise wird eine durchlaufende dichte Abdeckung geschaffen, die das unter der Bahn verkehrende Publikum gegen Regen und Sonnenbrand schützt. Die Abdeckung der Brückentafel trägt nach den damit angestellten Versuchen aber auch wesentlich dazu bei, das Fahrgeräusch zu mildern. Schon lange ist anerkannt und in den Lehrbüchern über Brückenbau bestätigt, daß ein geeignetes Mittel zur Verminderung des Betriebsgeräusches in der Anbringung eines Kiesbettes in der Fahrbahn besteht. Das Niederschlagswasser wird von der Fahrbahn durch Abfallrohre in die städtische Kanalisation geleitet.

Zum Tragen des Gestänges dienen ausschließlich die Querträger, auf denen die Fahrschienen so aufruhen, daß der durch sie zur Betriebsstation zurückgeleitete elektrische Arbeitsstrom nicht in den eisernen Unterbau und das Erdreich gelangen kann. Gleichzeitig haben die Schienenunterlagen eine schalldämpfende Wirkung erhalten. Die Schienen werden mittels Zwischenlagen von Filz auf Hartholzstücke gelegt. Die Asphaltdecke der Fahrbahn wird an keiner Stelle von den Schienen berührt, so daß die Isolierung der Schienen eine möglichst vollständige ist. Die Schienen werden mit Blattstoß aneinander gefügt, bei Anwendung von Zwillingsschienen wechseln die Stöße ab. Die Lauffläche des Rades erhält hierdurch einen gleichmäßig durchlaufenden Weg, der nicht wie bei der gewöhnlichen Eisenbahn zu Schlägen und Erschütterungen an jedem Schienenende Anlaß giebt. Eine in London gemachte Erfahrung, die man sich nachträglich auch bei der Berliner Stadtbahn zu nutze gemacht hat, zeigt, daß die Abnutzung der äußeren Schiene in Krümmungen wesentlich herabgemindert wird, wenn neben der inneren Schiene im Gleis Streichschienen angebracht werden. Diese Erfahrung hat bei der Hochbahn ebenfalls Berücksichtigung gefunden.

Die Stromzuführungen der Hochbahn befinden sich mitten zwischen den Fahrschienen; von ihnen nehmen die Wagen den Strom mittelst keilförmiger Gleitschuhe ab, die von


Tunnelbau: Die einzelnen Betonblöcke der Tunnelwand.

Federn auf die Stromzuführungen gepreßt werden nach denselben Grundsätzen wie bei der Liverpooler Hochbahn, der Nantasket-Beach-Eisenbahn in Nord-Amerika u. a.

dem Vorbild amerikanischer Stadtbahnen sämtlich Außenbahnsteige, so daß eine schärfere Trennung des Verkehrs nach beiden Fahrtrichtungen möglich ist. Das fahrende



Das Tunnelprofil.

Die Haltestellen der Hochbahn sind derart angeordnet, daß durchschnittlich alle 930 Meter eine Haltestelle den Zugangs- und Abgangsverkehr vermittelt. Die geringste Stationsentfernung, 340 Meter, haben die Haltestellen Stralauer Thor und Warschauer Brücke voneinander, die größte, 1940 Meter, die Haltestellen Potsdamer Straße und Potsdamer Platz. Diese Entfernung wird aber in 2,3 Minuten überwunden. Eine weitere Haltestelle anzulegen war unmöglich, auch unnötig, da die Fahrt in der Hauptsache über das von der Hochbahn benutzte eisenbahnfiskalische Terrain geht, das jede Bebauung ausschließt. Die Haltestellen selbst sind in ihrer Anordnung dem Zweck entsprechend so einfach wie möglich. Sie haben keine Warteräume, keine Abortanlagen, nur die Bahnhöfe Schlesisches Thor, Prinzenstraße, Hallesches Thor, Potsdamer Straße und Nollendorfplatz machen eine Ausnahme, sondern nur einen Eintrittsflur, von dem überdeckte Treppen, die einen Schalter für den Fahrkartenverkauf enthalten, zu den mit einer Halle überdeckten Bahnsteigen führen. Die Bahnsteige sind drei Meter breit, nach

Publikum nimmt alle seine Bewegungen rechts in der Fahrtrichtung vor, steigt rechts ein, rechts aus, erreicht den Bahnsteig rechts und verläßt ihn rechts. Zu dem Zwecke sind die Endbahnhöfe mit einem besonderen Mittelsteig versehen, der diese Rechtsbewegung auch hier zur Notwendigkeit macht. Die bedeckten Bahnsteige sind auf drei bis vier Wagenlängen bemessen, können aber ohne Schwierigkeiten verlängert werden. Die Bahnsteighallen haben eine Lichtweite von 11,5 Metern und sind 45 Meter lang, die Bahnsteige im allgemeinen 75 Meter lang. Den Wagen erreicht man ohne Trittbrett. Die Treppenhöhe, die man zu überwinden hat, um zum Bahnsteig zu gelangen, beträgt 6,15 Meter, bei der Stadtbahn 7,20 Meter.

Einige der Haltestellen sind von den ersten Architekten Berlins ausgeführt und zeigen die einfach schönen Formen, die unsere moderne Architektur jetzt allgemein anstrebt. Ein ganz hervorragendes Bauwerk wird der Bahnhof Potsdamer Straße, der Möhrings geschickter Hand seine Entstehung verdankt. Nicht minder beachtenswert ist der Bahnhof Halle-

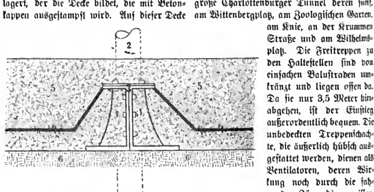
sches Thor der Architekten Solf und Wichards und der Bahnhof Schlesisches Thor. Ein kleines Kabinettstück ist der südliche Zugang des Bahnhofs Prinzenstraße, eine Anlage von P. Wittig, deren Inneres man zu einer sehr gemütlichen und stimmungsvollen Bierstube umgeschaffen hat, soweit es die Betriebszwecke der Bahn gestatteten. Diese wirtschaftliche Ausnutzung des Bahnhofes Prinzenstraße und anderer Bahnhöfe wurde durch das liberale Entgegenkommen der Stadt Berlin, die dem Unternehmen neuerdings alle Wege geebnet hat, außerordentlich erleichtert.

Die Unterpflasterbahnen, d. h. die Strecken Eisenacher Straße-Wilhelmsplatz (Charlottenburg) und Köthener Straße-Potsdamer Bahnhof der Hochbahn sind oder werden nach dem Muster der Franz Joseph-Untergrundbahn in Ofenpest, die ebenfalls von der Firma Siemens und Halske ausgeführt wurde, gebaut. Sie verlaufen von der Hochbahn auf je einer Rampe und gehen durch das Tunnelportal in die Tunnel ein, von denen der vom Nollendorfplatz ausgehende 3500 Meter lang, während der andere am Potsdamer Bahnhof 150 Meter lang ist. Die durch die Rampe zu überwindende Höhendifferenz von der Schienenoberkante der Hochbahn bis zur Tunnelsohle beträgt 8 Meter. Die Tunnel sind aus Stampfbeton in offener Baugrube hergestellt, haben eine Lichthöhe von 3,3 Metern, eine Lichtweite von 7,0 Metern, in den Krümmungen 8 Meter, und 1 Meter starke Seitenwände. Der Bau des Tunnels erforderte in der Köthener Straße zahlreiche schwierige Vorarbeiten. Es mußten eine ganze Anzahl Gebäude, darunter das nahezu 20 Meter breite Empfangsgebäude der Potsdamer Bahn, mit schwierigen Hilfsmitteln durch vertieftes Grundmauerwerk unterfangen werden, eine große Zahl von Leitungen, Wasserleitungen, Gasleitungen, Telegraphenleitungen, waren zu verlegen, ja es mußte sogar auf die Zukunftspläne der Stadt Berlin Rücksicht genommen werden bei dem Bau des einstweiligen Endbahnhofs vor dem Potsdamer Bahnhof, der das Umsetzen der ankommenden Züge von der Ankunfts- auf die Abfahrtsseite des Bahnhofs durch ein besonderes Ausziehgleis ermöglicht. Der dieses Gleis enthaltende Teil des Tunnels mußte auf dem durch Preßluft bis zu 11 Meter Tiefe herabgesenkten, 20 Meter langen Senkkasten an der Oberfläche montiert werden. Dieser Senkkasten ist ausbetoniert und gewährt so für den Tunnel eine gegen jeden späteren Bau im Untergrund gesicherte Grundlage. Von der Bedeutung und Schwierigkeit dieser Tunnelarbeiten kann man sich einen Begriff machen, wenn man hört, daß sie allein über drei Millionen Mark kosteten. Dabei spielt die Senkung des in Berlin sehr hoch liegenden Grundwasserspiegels um mehrere Meter keine kleine Rolle. Diese Senkung war notwendig, um alle Tunnelarbeiten in trockenem Erdreich auszuführen, wie denn überhaupt der Schutz des Tunnels vor eindringendem Grundwasser eine Hauptaufgabe bot. Zu



Die Abdichtung der Tunnelsohle.

dem Zwecke brachte man auf den völlig ausgetrockneten Erdboden eine 15 Centimeter hohe Betonschicht auf, legte darüber eine Dichtung aus Asphaltfilz, Teer und Asphalt und deckte ein neues Betonbett von 80 Centimeter Höhe darauf. Diese Dichtung wurde auf das sorgsamste gearbeitet und in den Seitenwänden hinaufgeführt bis zum höchstmöglichen Stande des Grundwassers, so daß der ganze Tunnel gewissermaßen in einem wasserdichten Futteral steckt. Von dieser Tunnelsohle heben sich die Wände ab und erreichen bei 3,60 Meter Höhe ihr Gleis, auf welchem der eiserne Überbau auflagert, der die Decke bildet, die mit Betonkappen ausgestampft wird. Auf dieser Decke



1 Haube geschlossen; 2 Brunnenrohr herausgezogen; 3 Deckel; 4 Dichtung (Asphaltfilz und Teer); 5 Beton; 6 gewachsener Boden.

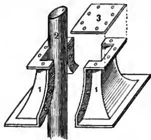
liegt das Straßenpflaster ziemlich unmittelbar auf.

Bei dem Abdichten des Tunnels spielen die Brunnen, welche das Grundwasser abpumpen, eine besondere Rolle. Ist der Tunnel fertig, so müssen die Brunnenrohre heraus. Die leitenden Ingenieure mußten dabei das Nachdringen des Wassers zu verhindern wissen. Zu dem Zwecke umgaben sie die Brunnenrohre mit einer Haube, die das Rohr auf dem gewachsenen Boden aufsitzend umschloß. Diese Haube wurde einbetoniert, und sobald die Arbeiten so weit vorgeschritten waren, wurde das Rohr herausgezogen, die Haube mit dem Deckel verschlossen und mit in dem Betonkörper völlig verdeckt, so daß jedes Nachdringen von Wasser unmöglich war.

Der Querschnitt des Tunnels ist für die beiden Gleise in zwei Teile zerlegt. Zwischen den Gleisen steht eine Säulenreihe und liegt der Gang für die Bahnbeamten. Dieser Bahnwärtergang, der alle 4,5 Meter durch eine eiserne Stütze unterbrochen wird, ist neunzig Centimeter breit, genügt also allen Ansprüchen. Außerdem sind von Zeit zu Zeit in den Tunnelwandungen Nischen ausgespart, die den Beamten Schutz gewähren. Die Haltestellen sind einfache geschlossene Einsteigräume, und zwar erhält der kurze Tunnel deren eine an der Königgrätzer Straße, die Haltestelle Potsdamer Platz, der große Charlottenburger Tunnel deren fünf, am Wittenbergplatz, am Zoologischen Garten, am Knie, an der Krummen Straße und am Wilhelmsplatz. Die Freitreppen zu den Haltestellen sind von einfachen Balustraden umkränzt und liegen offen da. Da sie nur 3,5 Meter hinabgehen, ist der Einstieg außerordentlich bequem. Die unbedeckten Treppenschachte, die äußerlich hübsch ausgestattet werden, dienen als Ventilatoren, deren Wirkung noch durch die fahrenden Züge, die gewissermaßen als Luftkolben fungieren, verstärkt wird. Die Beleuchtung der Tunnel mit elektrischem Licht wird glänzend, ihre Wirkung wird durch die Auskleidung mit weißen Lasursteinen noch verstärkt.

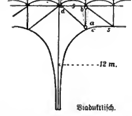
Das Kraftwerk der Hochbahn an der Trebbiner Straße, im Mittelpunkt des Unternehmens belegen, ist in seiner äußeren wie in seiner inneren Ausstattung ein hervorragendes Werk. Die geschmackvolle Architektur, die sich in dem durchschlitzten Eckhaus an der Trebbiner Straße fortsetzt, zeigt, daß ein Baumeister ersten Ranges daran thätig war. Es ist derselbe, den wir schon beim Bahnhof Prinzenstraße genannt haben, Herr P. Wittig, ein Mitarbeiter Wallots am Reichstagsbau. Herr Wittig hat nicht nur bei diesen Bauten, sondern am gesamten Bahnkörper auf die Architektur einen maßgebenden Einfluß ausgeübt und nicht

unbedeutende Mittel aufgewendet, um auch den ästhetischen Anforderungen, die man mit Recht an ein Unternehmen von dieser Be-



1 Haubenteile; 2 Brunnenrohr; 3 Deckel.

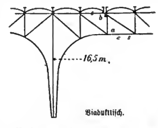
deutung stellt, weit über die vertragsmäßigen Bedingungen hinaus gerecht zu werden. Die innere Konstruktion des Kraftwerkes und die gesamte technische Anlage ist von Siemens und Halske ausgeführt. Es sind Einzelheiten darin von besonderer Bedeutung. So die Kohlenzufuhr. Die Kohle wird unmittelbar an das Kraftwerk entweder auf einem unterirdischen Wege vom Wasserlauf des Schiffahrtskanals her oder im Eisenbahnwaggon von den Gleisen der Staatsbahn herangebracht, gelangt durch ein Förderband in den Heizraum, hier, immer elektrisch angetrieben, in die Kohlenbunker, aus denen sie unmittelbar in die Kessel fällt. Das Maschinen- und Kesselhaus hat eine Grundfläche von 1100 Quadratmetern mit dem Unterbau für fünf Dampfmaschinen. Aufgestellt sind drei Dampfmaschinen von August Borsig und



Viaduktlisch.

drei Dynamomaschinen von Siemens und Halske. Der Erweiterung des Unternehmens folgt unmittelbar die Erweiterung der Kraftstation. Es ist alles dafür vorgesehen. Die aufgestellten Dampfmaschinen leisten normal 900 effektive Pferdestärken bei 115 Umdrehungen in der Minute, die drei Dynamomaschinen sind Gleichstromerzeuger von je 800 Kilowatt Leistung. Dem Betriebe dienen zwei Maschinen, während die dritte zur Reserve bleibt. Sehr bemerkt wird wegen seiner erheblichen Länge der Schornstein des Kraftwerkes, der achtzig Meter mißt, so daß er sich den höchsten Berliner Bauwerken würdig anreiht.

Werfen wir noch einen Blick auf die Betriebsmittel der Bahn und die voraussichtliche Rentabilität. Die Betriebsmittel werden einstweilen aus 42 Motorwagen und 21 Anhängewagen bestehen. Die elektrischen Züge werden für den Anfang so zusammengesetzt, daß je ein Motorwagen vorn und hinten läuft und ein Anhängewagen dazwischen gestellt wird. Ein solcher Zug hat 122 Sitzplätze, jeder Motorwagen 39, der Beiwagen



Viaduktlisch.

44. Nach dem Vertrage mit der Stadt Berlin müssen die Züge her und hin alle fünf Minuten laufen. Von der Bestimmung des Fünf-Minuten-Verkehrs soll in den ersten Morgen- und den letzten Abendstunden abgesehen werden, so daß bei neunzehnstündigem Betrieb von fünf Uhr morgens bis zwölf Uhr nachts täglich 4×6 und 15×12 also 204 Züge verkehren.

Nun wird aber auf den neuen elektrischen Untergrundbahnen in Paris und London jetzt bereits, nach kaum achtmonatigem Betrieb, alle drei Minuten in jeder Richtung gefahren, obwohl auch hier anfänglich die Züge nur alle fünf, ja zehn Minuten folgten. Es ist daher vorauszusehen, daß man auch bei der Berliner Bahn alsbald zum Drei-Minuten-Verkehr wird übergehen müssen. Damit ergiebt sich, auch wenn der Betrieb nur mit Zügen, die aus drei Wagen bestehen, vollzogen wird, schon ohne weite-

res eine tägliche Leistung von über 25000 Wagenkilometern. Dies würde unter Zugrundelegung der Erfahrungen, die man in Paris gemacht hat, die Beförderung von 100000 Personen täglich ermöglichen, wenn die Ausnutzung der Plätze nur die gewöhnliche wäre und Stehplätze nicht eingerechnet werden.

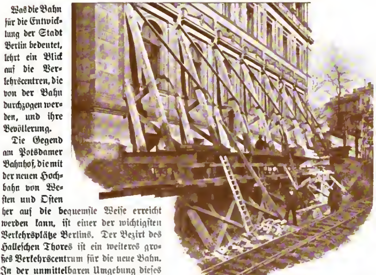
In London wie in Paris hat der Verkehr schon nach einigen Monaten die Zahl von 100000 beförderten Personen im Tage überschritten. Nach den neuesten Berichten war die tägliche Beförderung in Paris im März bereits auf 133000 Personen gestiegen, in London auf über 110000. Wenn nun in Berlin anfänglich auch mit nicht mehr als der Hälfte dieser Beförderung zu rechnen wäre, so würde das bereits zu einer völlig befriedigenden Verzinsung des verwendeten Anlagekapitals ausreichen. In London hat man, um den Verkehr bewältigen zu können, die Stärke der Züge bereits auf sechs Wagen gebracht, in Paris fährt man zwar noch mit vier Wagen, ist aber im Begriffe, diese Zahl alsbald zu vermehren. Das läßt erwarten, daß man auch in Berlin in nicht ferner Zeit zu einer Vergrößerung der Züge wird schreiten müssen, obwohl die Berliner Wagen bis zur Hälfte mehr Personen aufnehmen können als die Wagen der Pariser Stadtbahn. Damit käme man bei einer Zugstärke von vier, fünf und sechs Wagen, wenn die Zugfolge von drei Minuten beibehalten wird, zu der Möglichkeit, täglich 200000 Personen auf Sitzplätzen zu befördern, die übliche Platzausnutzung vorausgesetzt. Die Leistungsfähigkeit der Bahn ist aber auch damit noch nicht erschöpft. Man kann ohne jede Schwierigkeit eine Zugfolge von zwei Minuten eintreten lassen, d. h. die Beförderung um die Hälfte steigern. Damit kommt man zu einer täglichen Zahl von 300000 Fahrgästen und zu einer Jahresbeförderung von über 100 Millionen Personen.

Danach dürfte sich das Anlagekapital der Hochbahn, das für die ursprüngliche Strecke Warschauer Brücke-Zoologischer Garten mit der Abzweigung nach dem Potsdamer Platz auf 20,5 Millionen Mark derart berechnet war, daß der Bahnkörper 7,9 Millionen, der Oberbau 845000, die elektrischen Block-, Sicherungs- und Sprecheinrichtungen 141000, die Haltestellen 550000, der Betriebsbahnhof 287000, die Betriebsmittel 1416000, die Kraftstation 857000, die Stromleitungsanlagen 600000 und die Verwaltungskosten 1204000 Mark erforderten, nicht nur hinreichend, sondern gut verzinsen. Diese Verzinsung scheint aber auch gesichert, wenn diese Baukosten, wie anzunehmen, überschritten werden; sie dürfte sich noch besser gestalten, wenn die Ergänzungsstrecken fertig sind. Hält man zu den eben gegebenen nach den neuesten vorliegenden Resultaten ergänzten Ziffern von der Pariser Stadtbahn und der Londoner Centralbahn, deren Gleislänge der Berliner Hochbahn ziemlich entspricht, was wir eingangs über das Berliner Verkehrsbedürfnis gesagt, so ergeben sich die Schlüsse auf die Rentabilität des Hochbahnunternehmens von selbst. Man kann sie kurz dahin zusammenfassen: die Hochbahn wird dem öffentlichen Wohl in ebenso hervorragender Weise dienen, wie sie den Hoffnungen ihrer Begründer gerecht werden wird.



Absteifung zum Tunnelbau an der Köthener Straße.

Was die Bahn für die Entwicklung der Stadt Berlin bedeutet, lehrt ein Blick auf die Verkehrscentren, die von der Bahn durchzogen werden, und ihre Bevölkerung.


Absteifung des Empfangsgebäudes der Potsdamer Bahn.

Die Gegend am Potsdamer Bahnhof, die mit der neuen Hochbahn von Westen und Osten her auf die bequemste Weise erreicht werden kann, ist einer der wichtigsten Verkehrsplätze Berlins. Der Bezirk des Halleschen Thores ist ein weiteres großes Verkehrscentrum für die neue Bahn. In der unmittelbaren Umgebung dieses Thores hat sich ein großes aufblühendes Geschäftsviertel herausgebildet, das lediglich auf den Verkehr der Straßenbahnen angewiesen ist. Wer da weiß, wie man sich, um in die Gebiete der Potsdamer Vorstadt zu gelangen, bisher mühsam mit Hilfe der Straßenbahnen durch das Verkehrsgewühl in den Straßen hindurcharbeiten muß, wird die Vorzüge doppelt zu schätzen wissen, die ihm das neue Verkehrsmittel bietet, das mit der Bequemlichkeit die Schnelligkeit der vorhandenen Stadtbahn übertrifft. Hier hat die Hochbahn ihren Anteil am Verkehr nur aufzugreifen. Es ist eine alte Erfahrungsregel, daß neue bessere Verkehrsgelegenheiten den Verkehr nur steigern, und jedes Verkehrsmittel zieht sich sein besonderes Publikum heran. So ist denn auch nicht zu befürchten, daß durch den Hochbahnverkehr der Verkehr der Straßenbahnen auf die Dauer geschmälert würde, man kann vielmehr das Gegenteil erwarten.

Ist die neue Bahn für den Westen Bedürfnis, so ist sie es nicht minder für den Osten, und eine Wohlthat, die der dort ansässigen werkthätigen Bevölkerung allzulange vorenthalten blieb. Wenn man die Droschke erster Klasse als das geeignetste städtische Verkehrsmittel bezeichnet hat — es war der Stadtbaurat Hobrecht, der also kalkulierte —, so sind die Bewohner des Ostens der Stadt viel weniger in der Lage, sich gegebenenfalls desselben bedienen zu können, als die des Westens. Die Gegend ist aller Schnellverkehrsmittel bar. Als einsamer vorgeschobener Posten ist der Görlitzer Bahnhof mitten in das östliche Bebauungsgebiet hineingeschoben, als sei er nur für einen kleinen Bruchteil der Berliner bestimmt. Man muß sich die Entwickelung der östlichen Gebiete und ihrer bisherigen Verkehrsmittel vergegenwärtigen, um zu erkennen, wie sehr die Hochbahn not that.

Mit ihrer dereinstigen Vollendung, d. h. mit der Vollendung bis zur Frankfurter Allee, erhält die Stadt Berlin zwei Verkehrsringe, die den gesamten Verkehr auf die Grundlage des Schnellverkehrs stellen. Der eine dieser Ringe, die alte Stadtbahn, stützt sich überwiegend auf das mehr nördlich gelegene Verkehrscentrum der Stadt, die Straße „Unter den Linden“ und ihre Dependencen. Der andere Ring, die neue Stadtbahn, stützt sich auf das mehr südlich gelegene Verkehrscentrum, die Leipziger Straße. Potsdamer

Platz, Alexanderplatz, Hallesches Thor und Spittelmarkt, die verkehrsreichsten Stätten der Stadt, sind in diesen neuen Verkehrsring einbezogen. Und da ein Übergang der Wagen der neuen Bahn auf die alte weder im Osten noch im Westen ausgeschlossen ist, da nach der Einführung des elektrischen Betriebes auf der alten Bahn — diese Einführung ist nur noch eine Frage der Zeit — ebenso die Wagen der alten Bahn auf die neue übergehen können, so ist die Aufgabe einer Berliner Stadtbahn, die mit ihrem Schnellverkehr das ganze Stadtgebiet umfaßt, in nuce gelöst. Es zeugt für den weiten Blick der Erbauer der Hochbahn, daß sie diese Pläne beim Bau und der Konstruktion der Bahn nirgend außer acht gelassen haben.



Viadukt an der Luckenwalder Straße.

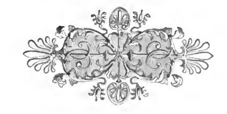
Werfen wir zum Schluß einen Blick auf die Bevölkerung, der die Hochbahn in erster Linie dienen wird, auf die Bevölkerung des Ostens und des Südens der Stadt.

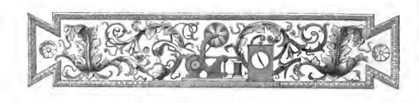
Die Arbeiten des Statistischen Amtes der Stadt Berlin bieten demjenigen, welcher sich über die Bevölkerungsverhältnisse Berlins genauer unterrichten will, so ausgiebiges Material, wie es keine andere Großstadt aufzuweisen hat. Das ungeahnte Aufblühen der Hauptstadt macht sich in einer starken Entvölkerung der inneren Stadtteile geltend, die der geschäftlichen Thätigkeit, dem Groß- und Kleinhandel und dem gewerbthätigen Schaffen verfallen. Es ist der aus anderen Großstädten bekannte Gegensatz von Tages- und Nachtbevölkerung, der die Innengebiete kennzeichnet. Es ist eine bemerkenswerte Erscheinung, daß sich die Entvölkerung im besonderen Maße auch der südöstlichen Gebiete bemächtigt hat, wo sie immer schneller fortschreitet. Die Entvölkerung hat die Linie, in der sich die Hochbahn bewegt, bereits erreicht und in der Gegend des Halleschen Thores und östlich davon bereits überschritten, während in den anstoßenden äußeren Teilen die Zunahme der Bevölkerung immer schwächer geworden ist, bis auf die Arbeiterviertel in der Gegend des Görlitzer Bahnhofs. Hier wohnt eine dicht gescharte Bevölkerung, die zum großen Teil in den westlichen Stadtteilen lohnende Arbeitsgelegenheit findet und finden kann. Sie wird zu einem großen Teil in den zahlreichen Gewerben in der südlichen Luisenstadt beschäftigt, Gewerbe, die sich Anerkennung weit über Deutschland hinaus, ja einen Weltruf erworben haben. Natürlich drückt sich das auch in der Zusammensetzung der Bevölkerung aus. Auf je tausend Einwohner, die Berlin innerhalb seines Weichbildes hat, kamen 1890 in ganz Berlin im Durchschnitt 23,4 Arbeitgeber, 69,9 selbständige und 181,3 abhängige, also 274,6 Gewerbetreibende überhaupt, mit ferneren 301,9 gewerbetreibenden Angehörigen zusammen 576,5. In der Luisenstadt diesseits des Kanals sind es in der angeführten Reihenfolge 40,5, 90,4, 226,9, zusammen 358,2 und mit 328,4 Angehörigen zusammen 686,3, also rund 20 Prozent über den Durchschnitt. In der Luisenstadt westlich des Kanals sind es 25,2, 61,1 223,9 und mit 344,5 Angehörigen 653,5 Gewerbetreibende, immer noch erheblich mehr als im Durchschnitt Berlins. Erst die Luisenstadt östlich des Kanals bleibt mit 11,2, 39,9, 156,1

und 318,3 Angehörigen zusammen 525,5 Gewerbetreibenden unter dem Berliner Durchschnitt. Nur Neu-Kölln steht mit seinen Gesamtzahlen höher als die westliche Luisenstadt diesseits und die östliche jenseits des Kanals. Seit 1890 haben sich die Verhältnisse nach weiter zu Gunsten der südöstlichen Stadtteile geändert.

Die Rührigkeit der in den südöstlichen Stadtteilen wohnenden Bevölkerung spiegelt sich nach in weiteren Angaben der Statistik deutlich wieder. Berlin hatte 1890 auf 1000 Einwohner 576,5 Gewerbetreibende, die Luisenstadt diesseits des Kanals 677,4, die westliche jenseits des Kanals 654,9, und erst die östliche bleibt mit der Ziffer 525 etwas unter dem Durchschnitt. Für die ganze Luisenstadt betrug der Durchschnitt 635,9. Der Metallverarbeitung gehören an unter 1000 Einwohnern in Berlin 58,6, in der Luisenstadt diesseits des Kanals 66, in der westlichen jenseits des Kanals 93, in der östlichen 89,8, der Maschinen-, Werkzeug- und Instrumentenindustrie 19,9, 25,7, 25,9 und 16,9, der Papier- und Lederindustrie 23,1, 44,5, 38,6 und 16,7, der Industrie der Holz- und Schnitzstoffe 59,4, 63,7, 126,8 und 117,8, der Bekleidung und Reinigung 118,8, 160,5, 125,2 und 74,3, den Druckereien 13,9, 20,6, 16,2 und 9,9, dem Handelsgewerbe 116,6, 164,5, 86,7 und 48. Überall treten die genannten Stadtteile über den Berliner Durchschnitt überraschend weit hinaus. Über den Ausbau der in Frage kammenden Gebiete belehren auch die Zahlen des Baugewerbes mit 55,2, 29,1, 53,5 und 77,1. Die Bauthätigkeit blieb nach Osten hin besonders rege, im westlichen Teil ist das Gebiet nur Umbauten unterworfen.

Besser als mit diesen Angaben kann man die sociale und wirtschaftliche Seite des hochbedeutsamen Werkes nicht darlegen. Daß seine Bedeutung mit der Fortführung ins Innere wächst, braucht nicht nachmals betont zu werden, aber daß Berlin sich zu dieser Fartführung sa schnell entschlassen hat, beweist, wie fühlbar das Bedürfnis nach einer Weiterausbildung des Berliner Schnellverkehrs in allen Kreisen geworden ist. Die Ästhetiker, die an dem Bahnkörper immer nach herumnergeln, werden nirgends mehr beachtet. Das Verkehrsbedürfnis der Graßstadt, deren hastendes Treiben zur stillen Beschaulichkeit keine Zeit läßt, hat mit sauveräner Gewalt alle Kritik zum Schweigen gebracht. Das arbeitende Berlin giebt den Ausschlag in der Entwickelung der Stadt.





Max von Pettenkofer.

Ein Nachruf

von

Hans Buchner.

Am Neujahrstage dieses Jahres richtete Pettenkofer einen ausführlichen Brief an einen seiner Schüler, in welchem er neue, aus dem Laboratorium des letzteren hervorgegangene wissenschaftliche Arbeiten eingehend und mit vollstem Interesse besprach und schließlich hinzufügte, wie er sich schon auf die Zeit freue, wenn die Frühjahrssonne es ihm ermöglichen werde, wieder in sein geliebtes Tusculum am Starnberger See hinauszuziehen. Es sollte anders kommen.

Drei Wochen nachher — es war das letzte Mal, daß ich ihn sah — kam er eines Tages ins hygienische Institut, um dort, wie er öfters pflegte, einen kurzen Besuch zu machen. Ich fand ihn noch liebenswürdiger, herzlicher, milder als sonst. Und seine Bescheidenheit offenbarte sich in wahrhaft rührender Weise. Als ich zu ihm sagte: „Sie müssen doch ein recht befriedigendes Gefühl mit sich herumtragen angesichts so großer, thatsächlicher Erfolge" — da wollte er von irgend einem persönlichen Verdienst dabei durchaus nichts wissen. Solche Entwickelungen, meinte er, kämen ganz von selbst, ohne Zuthun eines einzelnen. Wie Bäume und Sträucher wachsen und blühen durch innere Triebkraft, gerade so sei es auch mit der Wissenschaft.

Man möchte beinahe sagen: hätte in Pettenkofers Innerem weniger von dieser schier übertriebenen Bescheidenheit und statt dessen etwas mehr berechtigtes Selbstbewußtsein gewaltet, so wäre ihm das vielleicht zum Gegenmotiv geworden gegen die schwermütigen, todessehnsüchtigen Empfindungen, die in seinen letzten Tagen infolge einer scheinbar geringfügigen Erkrankung plötzlich wie ein dunkler Schatten sich seiner bemächtigten.

Indessen waren solche Stimmungen bei ihm durchaus nichts Neues. Seit Jahren klagte er seinen nächsten Freunden über das schmerzliche Gefühl ungeheurer geistiger Ermüdung. Man hat den Eindruck, als ob dieser rastlose Feuergeist auf der Höhe seiner Schaffenskraft sich zu viel zugemutet habe. Neulich versuchte ich, aus der „Zeitschrift für Biologie", die Pettenkofer mit Voit, Buhl und Radlkofer zusammen begründete, diejenigen Hefte der sechziger und und anfangenden siebziger Jahre auszulesen, in denen etwa Arbeiten von Pettenkofer enthalten wären: es blieben fast keine anderen Hefte mehr übrig, in denen der Meister nicht das Wort ergriffen hätte. Und was gab es für ihn, in seiner Stellung im Obermedicinalausschuß, als hygienischer Berater der Stadt München, als Leiter der Hofapotheke, als Professor u. s. w., außer jenen wissenschaftlichen Forschungen nicht sonst noch zu thun!

Merkwürdigerweise trat denn auch bereits im Jahre 1878, in seinem sechzigsten Lebensjahre, ein akuter Anfall von geistiger Ermüdung und melancholischer Verstimmung bei ihm hervor, der ihm das Weiterdocieren

zunächst unmöglich machte und damals zu den schlimmsten Befürchtungen Anlaß geben mußte. Er klagte über Schlaflosigkeit und die Unmöglichkeit, zu denken und zu arbeiten, über den Verlust des Gedächtnisses, konnte sich vor seinen Schülern der Thränen nicht enthalten und war überhaupt äußerst schwermütig. Der Zustand besserte sich indes infolge eines halbjährigen Urlaubs, den er im Süden verbrachte, und man dachte schon gar nicht mehr daran, um erst angesichts der melancholischen Depression seiner allerletzten Tage sich jene Episode wieder in die Erinnerung zurückzurufen.

Pettenkofer war ein großartiger, ein einziger, ein herrlicher Mensch, wie sie nur selten der Himmel den Erdenkindern spendet. Was er für das Wohl der Menschheit ersonnen und ausgeführt hat, von der Fülle der Wohlthaten, die er rings um sich ausstreute, habe ich bereits vor sieben Jahren in diesen Blättern (1894, 76. Bd., Maiheft) versucht, einen schwachen Begriff zu geben. Allein Pettenkofer war nicht nur ein origineller Denker, ein Pfadfinder auf dunklen Gebieten, ein höchst erfolgreicher Vorkämpfer gegen Krankheit und Tod, der Tausenden Leben und Gesundheit gewahrt hat, sondern er war vor allem eine Persönlichkeit. Er besaß ein Gemüt, so reich, so tief, so warmfühlend, wie es wenigen eignet, und darum war seine bloße Nähe beglückend, und im Sturm gewann er alle Herzen für sich. Als zu seinem einundachtzigsten Geburtstag eine größere Anzahl von Münchener Bürgern ihm eine kostbare goldene Medaille mit seinem von Künstlerhand entworfenen Bildnis überreichte, da war es ein Hochgenuß, die würdevolle kräftige Gestalt des Gefeierten mit seinen bedeutsamen und zugleich so ungemein sympathischen Zügen inmitten der Feiernden zu beobachten. Dann, als die in schwungvollen Ausdrücken abgefaßte Begrüßungs- und Glückwunschrede vorüber war, da begann er so einfach und schlicht, zuerst stockend, wie verlegen, dann aber immer fließender seine humorvolle Gegenrede, erzählte, wie ihn sein Schwiegersohn geheimnisvoll darauf vorbereitet habe, daß er diesen Vormittag zu Hause bleiben müsse, es würden einige Herren kommen, die ihm etwas zu sagen hätten, und er thäte auch gut daran, einen besseren Rock anzuziehen als nur den Hausrock u. s. w. Das alles kam so natürlich, so ungesucht heraus, und als er dann in schlichten, herzgewinnenden Worten seinen Dank aussprach und alles besondere persönliche Verdienst ablehnen wollte, indem er auf die Mitarbeiter verwies, die ihn einst so kräftig bei Durchführung seiner hygienischen Reformen zu Münchens Wohle unterstützt hatten, da hingen alle Augen an seinen Lippen, und jeder pries sich glücklich, einen solchen köstlichen Augenblick miterlebt zu haben.

Pettenkofer war in München populär im besten Sinne des Wortes. Dem Zauber seines Wesens konnte sich keiner entziehen, der ihm einmal näher getreten war. Der Gegensatz zwischen der Vorstellung, die man sich von einer weltberühmten, von Kaisern und Königen ausgezeichneten Excellenz machen mußte, mit der so ungemein anspruchslosen und doch bedeutungsvollen Persönlichkeit des Mannes mußte jedem unwillkürlich imponieren. Wer in sein dunkles Feuerauge blickte, das unter den dichten buschigen Brauen halb verborgen lag, der hatte einen wunderbaren Eindruck von Seelengüte, gemischt mit Begeisterung für das Edelste in der Menschennatur und mit abgeklärter Weltweisheit. Und dabei eignete ihm im Gespräch ein entzückender Humor, der auch die kleinste Erzählung verklärte. Noch acht Tage vor seinem Tode kam dieser liebenswürdige Humor zum Ausdruck. In München hatte sich der langjährige verdiente Kommandant der Feuerwehr soeben verlobt. Pettenkofer gratulierte ihm und schrieb, er müsse sich wundern, „daß in München trotz so bewährter Feuerlöscheinrichtungen zwei Herzen in Brand geraten seien."

Seit 1894 hatte Pettenkofer mehr und mehr begonnen, von allen Ämtern und Würden sich zu entlasten. Zuerst legte er die Leitung des hygienischen Instituts nieder, dann 1896 jene der Leib- und Hofapotheke, 1899 die Präsidentschaft der Akademie der Wissenschaften und endlich ganz zuletzt, kaum zwei Monate vor seinem Tode, die Mitgliedschaft im Obermedicinalausschuß, dem er fünfzig Jahre lang als thätigster und hervorragendster Teilnehmer angehört hatte. Nach



Max von Pettenkofer.

einem so außerordentlich arbeitsamen Leben konnte ihm das immer sich steigernde Bedürfnis nach Ruhe gewiß von niemand verübelt werden. Sein einziges Glück in dieser letzten Lebensperiode, in der er nur ganz selten noch und in kleinerem Umfang schriftstellerisch thätig war, bildete der Umgang mit der Natur.

Sobald die Bäume und Sträucher neue Knospen trieben und die herrliche alpine Frühlingsflora in Münchens Umgebung ihre blauen, gelben und weißen Köpfchen in die Höhe hob, da zog es ihn mächtig hinaus auf sein geliebtes Landgut in Seeshaupt am Starnberger See, wo er den ganzen Tag im Freien mit gärtnerischen Arbeiten, Beschneiden der zu rasch wachsenden Sträucher, Umgraben der Beete u. s. w. sich die Zeit vertrieb. Denn Pettenkofer war körperlich trotz seiner hohen Jahre von jugendlicher Rüstigkeit geblieben. Im Sommer war am Morgen sein erstes ein Schwimmbad im frischen Wasser des Sees, und wenn man ihn besuchte, dann ließ er sich's nicht nehmen, den heimkehrenden Gast eigenhändig in seinem schönen Boot zum Dampfschiff zurückzurudern. Nur in den letzten anderthalb Jahren hemmte ein mehr lästiges als schmerzhaftes Knieleiden seine bisherige Beweglichkeit, und dies hat jedenfalls auch viel dazu beigetragen, gelegentlich düstere Stimmungen in ihm aufsteigen zu lassen.

Die Ehrungen aufzuzählen, die Pettenkofer in den letzten zehn Jahren seines Lebens zu teil geworden sind, würde eine eigene Abhandlung erfordern. Ich will deshalb nur kurz das Wichtigste anführen, vor allem jene großartige Feier, welche die Stadt

München 1893 zu seinem fünfzigsten Doktorjubiläum im prächtig geschmückten großen Rathaussaale ihm zu Ehren veranstaltete, wobei Deputationen zahlreicher Universitäten und wissenschaftlicher Körperschaften zweiundeinhalb Stunden lang den Altmeister der Hygiene beglückwünschten, der alle diese Ansprachen stehend sofort in ebenso geistals gemütreicher Weise erwiderte. Das am Abend sich anschließende Festbankett, das die Stadt München gab, wird allen Teilnehmern unvergeßlich geblieben sein. Schon früher hatte die Stadt ihren Wohltäter dadurch geehrt, daß sie ihn 1872 zum Ehrenbürger ernannte. Jetzt überreichte sie ihm als besondere Auszeichnung die goldene Bürgermedaille, welche damals außer Pettenkofer nur zwei Lebende besaßen. Die Zahl hoher und höchster Orden, die Pettenkofer auf seiner Brust vereinigte, war Legion. Schon 1882 war er in den erblichen Adelstand des Königreichs Bayern erhoben worden. 1896 verlieh ihm das Royal British Institute of Public Health die goldene Harbenmedaille, 1869 hatte ihn die Académie nationale de Médecine in Paris zum Mitglied ernannt. Eine ganz besondere Ehrung sollte ihm jedoch 1899 noch zu teil werden, indem die Deutsche Chemische Gesellschaft durch die Geheimräte und Professoren A. von Baeyer (München), Königs (München), vant' Hoff (Berlin) und E. Fischer (Berlin) ihm eine von Hildebrands Meisterhand modellierte Goldmedaille überreichte, deren Stiftung die Erinnerung an eine vor fünfzig Jahren erschienene, wissenschaftlich hochbedeutsame Abhandlung Pettenkofers aus dem Gebiete der reinen theoretischen Chemie zu ehren bestimmt war.*

* „Über die regelmäßigen Abstände der Äquivalentzahlen der sogenannten einfachen Radikale." Vorgetragen in der Sitzung der mathematisch-physikalischen Klasse der Königl. Bayer. Akademie der Wissenschaften vom 12. Januar 1850. Wieder abgedruckt in der Schrift: „Max von Pettenkofer als Chemiker" von Julius Quaglio (Berlin 1900, Polytechnische Buchhandlung A. Seydel), in welcher Schrift auch eine große Zahl biographischer Daten, ein ausführliches Verzeichnis der hundertvierundvierzig Nummern von Pettenkofers im Druck erschienenen Schriften, geordnet nach den einzelnen Richtungen seiner Thätigkeit, und ferner sehr wohlgelungene Porträts von Pettenkofer aus seinen verschiedenen Lebensaltern, photographische Abbildungen der wichtigsten künstlerischen Ehrengaben, des Pettenkofer-Brunnens in München u. s. w. zu finden sind.

Nicht lange darauf widmete ihm, wie schon erwähnt, eine Anzahl Münchener Bürger zum Zeichen ihrer begeisterten Dankbarkeit wiederum eine Medaille, deren bloßer Goldwert über viertausend Mark betragen haben soll. Die Medaille zeigt Pettenkofers Kopf in durchaus antikisierender Auffassung, gleichsam als einen jener alten Weltweisen, denen er sich durch seine unvergleichlichen Verdienste um die Menschheit und seine ganze Lebensführung durchaus würdig angereiht hat. An seinem achtzigsten Geburtstag hatte sich Pettenkofer den Huldigungen, die ihm aufs neue drohten, durch die Flucht entzogen. Durch die Zeitungen ließ er verbreiten, daß aus Gesundheitsrücksichten ein Aufenthalt im Süden für ihn nötig sei. Trotz möglichster Geheimhaltung seines Aufenthaltsortes konnte er aber doch nicht verhindern, daß mehrere Hundert an ihn gerichteter Glückwunschtelegramme ihr Ziel erreichten und ihm die Mühe der Beantwortung, die er sich nicht nehmen ließ, verursachten.

Um Pettenkofers Persönlichkeit ganz zu verstehen, muß man veranschlagen, daß in dieser kampfesfreudigen starken Natur zugleich ein Herz wohnte, in dem alle Eindrücke, ganz besonders aber die schmerzlichen, schwermütigen, tief zu haften pflegten. Den Tod seines erstgeborenen hochbegabten hoffnungsvollen Sohnes, der im schönsten Jünglingsalter dahingerafft wurde, konnte er niemals ganz überwinden. Dazu kamen später andere Schicksalsschläge in seiner Familie, so daß er sich oft recht vereinsamt fühlte, mehr als vielleicht in Wirklichkeit begründet war. Aber das Schwermütige lag eben schon zu tief in seiner Natur, obwohl Pettenkofer eigentlich immer den Eindruck eines heiteren lebensfrohen Menschen gemacht hat. Zeuge dessen ist ein Gedicht Pettenkofers, das unter der Reihe seiner wunderschönen „Chemischen Sonette"* aus dem Jahre 1844, also aus seinem sechsundzwanzigsten Lebensjahre, sich findet. Es trägt den Titel „Das Ende vom Lied" und lautet folgendermaßen:

Ich fühl's, ich bin nicht für die Welt geboren:
Ich könnte sonst sie nehmen, wie sie liegt,
Hätt nie an Traumgestalten mich geschmiegt,
An die mein Herz unrettbar nun verloren.

* Als Manuskript gedruckt.

Zu sehr verweichlicht hab ich meine Ohren,
Mit sanften Melodien sie nur umwiegt,
Wie falsch! Ein wildes Kampfgeschrei durchfliegt
Die Welt, und Harmonie ist Traum der Thoren.

O glücklich, wer ein kleines nieders Haus
In eines Thales Schlucht sich könnt errichten,
Nichts hört als Vogelsang und Waldgebraus.

Entfesselt schnöden Zwangs und harter Pflichten
Zög er des Lebens schwere Rüstung aus
Und schlummerte — im Schatten hoher Fichten.

In dem Exemplar der „Chemischen Sonette“, das Pettenkofer dem Schreiber dieser Zeilen vor einigen Jahren schenkte, hatte er im vorletzten Vers mit eigener Hand das Wörtchen „er“ durchstrichen und „ich“ dafür gesetzt. In der That, die Todessehnsucht lag seit Jahren tief in ihm, wenn er auch für gewöhnlich durchaus heiter und humorvoll erschien. Aber gegen die allernächsten Freunde machte er daraus kein Hehl. Innerlich trieb es ihn, wie gewohnt zu arbeiten und thätig zu sein. Die geistige Arbeit ermüdete ihn jedoch so furchtbar, daß er darauf verzichten mußte. Daraus entsprang jene qualvolle Stimmung, die ihn das einzige Heil in der ewigen Ruhe erblicken ließ und die schließlich unter dem Einfluß einer akuten körperlichen Erkrankung bis zur unentrinnbaren Zwangsidee sich steigerte und ihm die Todeswaffe in die Hand drückte. Daß die Furcht vor kommender geistiger Umnachtung — ein naher Verwandter war im Irrenhause gestorben — dabei mitgewirkt habe, kann nicht bestritten werden.

Georg Hirth hat in einem Nachruf in der „Jugend“ den schönen Gedanken zum Ausdruck gebracht, Pettenkofer habe „durch seine große und unerschöpflich schenkende Tugend wohl das Recht erworben, im letzten Augenblick — an sich selbst zu denken.“ Ich bin dennoch überzeugt, er hätte es nicht gethan, wenn er anders gekonnt hätte. Wer will den Seelenzustand eines solchen außergewöhnlichen Menschen richtig erfassen und einschätzen?

Für uns aber ist Pettenkofer nicht gestorben, für die Menschheit lebt er in seinen Werken ein unvergängliches Leben. Und wer ihm näher stand, dem bleibt außerdem ein Köstlichstes, die Erinnerung an einen Auserwählten des Himmels, der reiner als viele andere das Göttliche in der Menschennatur zum Ausdruck gebracht hat.





Die Brüderschaft.

Historische Erzählung aus der Zeit Michelangelos

von

Alexander Freiherrn von Gleichen-Rußwurm.

I.

(Nachdruck ist untersagt.)

So finster, Ercole? Dein träumerischer Blick gleitet zum Fenster hinaus. Nach den Wolken, die du niemals erreichen wirst, schweifen deine Augen, und du versäumst Lelias Lächeln, um das dich Könige beneiden würden."

Die Stimme der schönen Römerin war zum Flüsterton herabgesunken, ihr weißer, voller Arm streckte sich verlangend dem hochgewachsenen Jüngling entgegen, und ihre Hand suchte tastend nach der seinen. Man hörte im weiten Gemach nur das melancholische Rauschen des Tiber. Zum offenen Fenster flutete das Sonnenlicht herein und spielte in Ercoles schwarzen Locken, die in glänzender Fülle das blasse schmale Gesicht umrahmten.

Er schwieg. Vielleicht hatte sein Ohr die kosenden Worte der lieblichen Lelia gar nicht vernommen, so erdenentrückt, so traumselig starrte er in die Ferne.

„Warum muß ich dich lieben, warum zieht es mich mit lockender Gewalt immer wieder zu dir, obwohl du grausam gegen mich bist, kalt und verletzend? Ich sollte dich hassen!"

Sie war aufgesprungen und trat so nahe an ihn heran, daß er den Duft des rotblonden Haares atmete. Unter ihren langen, dunklen Wimpern blitzte begehrende Glut. „Ich mache dich groß. Ich führe dich Erfolgen entgegen. Oder glaubst du ohne meine Hilfe den Fürstenthron von Camerino besteigen zu können? Die habgierigen Farnese lassen dich fallen, wie sie dich emporgehoben haben, wenn meine Liebe nicht —"

Ercole hielt die Arme verschränkt über der Brust. Sein Herz schlug ruhig, und er vermochte es, Lelias Blick fest zu begegnen. „Laß mich meinen Weg gehen, Lelia. Wir verstehen uns nicht." Ein schwermütiges Lächeln spielte um den feingeschnittenen Mund. Er wendete sich dem Ausgang zu. „Wider den eigenen Willen zog mich das Geschick in die Kreise des Ehrgeizes. Ich bin nicht für die Krone geschaffen, nicht für deine Liebe. Kein Versprechen und keine Drohung hätten vermocht, mich aus Toskanas Hügelland nach Rom zu führen, wenn —" Er unterbrach sich rasch und fügte mit dem Ausdruck tiefen Schmerzes

hinzu: „In dieser Stadt bin ich beengt, einsam, unglücklich!"

In den Bewegungen seines gelenkigen Körpers, der sich deutlich unter der anliegenden Kleidung abzeichnete, in dem schwärmerischen Selbstvergessen, das jeder Zug seines Gesichtes unverkennbar ausprägte, lag der Reiz einer abgeschlossenen, fremden Eingriff zurückweisenden Natur. An einer solchen schäumt und wogt die Leidenschaft mit Sirenenliedern wie die Brandung an den Felsen der Küste. Lelia Carpi, die Nichte des einflußreichen Kardinals, konnte einen Gemahl aus den vornehmsten römischen Geschlechtern wählen, doch ihr eigenmächtiger Sinn hing an dem fremden Jüngling, der, ein natürlicher Sohn des letzten Fürsten von Camerino, sich anfangs schüchtern, später ablehnend gegen die Beweise ihrer Huld verhalten.

War es möglich, daß er die Fülle von Schönheit, die Macht des Einflusses nicht zu würdigen verstand, die eine Laune des Schicksals ihm bescherte? Konnte Lelia allein diese träumerischen Augen nicht zur Bewunderung zwingen, dieses kraftvolle Knie nicht vermögen, sich vor ihren Reizen liebebegehrend zu beugen?

Bebend im beschämenden Gefühl der Ohnmacht griff sie nach Ercoles Hand. Fest und schmeichelnd legten sich die weißen schmalen Finger auf seine sonnenverbrannte Faust. Er spürte das Metall der großen kunstvoll gearbeiteten Ringe, deren vielfarbige Edelsteine in lebhaftem Kreuzfeuer spielten, aber die kosende Berührung der weichen Haut drang nicht bis zu seinem Herzen.

Lelia hob die Augen mit unendlicher Lieblichkeit zu ihm empor und begegnete einem eisigen, abweisenden Ausdruck. Eine goldrote Locke ringelte sich verführerisch auf ihrem Nacken und belebte das herrliche Weiß wie ein züngelndes Flämmchen. Aber Ercole Varano war blind für die Pracht ihrer Glieder, er verachtete das üppige Weib ohne Scham und Reue in ihr und gab sich keine Mühe, dieses Gefühl zu verbergen. Noch einmal suchte Lelia das Glück vergeblich in seinen Augen, dann zog sie langsam die Hand zurück und ließ, von seiner Härte besiegt, die Finger kraftlos an dem Brokat ihres Gewandes niedergleiten. Doch plötzlich ballte sie die Faust, wie es Frauen aus dem Volke thun, und suchte ihn mit der schrillen Stimme des beleidigten Weibes ins tiefste Herz zu treffen: „Ich räche mich an dir. Verstellung ist deine Kälte, Heuchelei dein träumerisches Wesen. Du möchtest auf der Straße nach Siena den Tolomei entgegeneilen und deine Lippen auf Beatas Locken pressen. Geh nur! Finde sie in den Armen Alexander Farneses! Sie liebt den Purpur. Der Fürstenhut von Camerino, den du auf dem Grunde des Meeres finden kannst, genügt nicht mehr für dein ehrgeiziges Liebchen!" Mit häßlichem Lachen hörte Lelia zu sprechen auf. Liebreiz, Anmut, die schmiegsame Glut eines begehrenden Weibes waren von ihr gewichen, und sie zeigte, Worte des Hasses auf den Lippen, gebieterisch nach der Thür.

Aber auch in ihm war eine Veränderung vor sich gegangen. Das mystisch Verschleierte der Augen und das Verträumte des Wesens hatte ihn verlassen, sobald ihre Stimme den Namen Beatas ausgesprochen, und wie der zürnende Apoll, den man vor wenig Jahren aus der Erde gehoben, stand er vor der empörten Schönen. „Diesen Namen nicht, Lelia! Ich kann es nicht ertragen, wenn du ihn nennst." Er hob beschwörend den Arm in die Höhe: „Deine Worte sind Lügen!"

„Bist du wahnsinnig? Du wagst mir zu drohen?" Gellend klang der Ruf durch den Raum, der Wandteppich schob sich hinter Lelia rasch zur Seite, und eilig trat die alte Annunciata ins Zimmer, ihren Pflegling, sollte es die Not gebieten, mit den knochigen Armen zu verteidigen.

Auf das Geschrei der Amme stürzten einige Männer der Palastdienerschaft ins Gemach, die sich müßig im Vorzimmer herumgetrieben, und das spitze Gesicht des Augustinerpaters Bartolomäo sah vorsichtig durch eine Spalte der geheimen Thür, aus der die keifende Alte wie ein widerliches Gespenst erschienen.

„Er hat Donna Lelia bedroht, die Hand gegen unsere Herrin erhoben!" schrie Annunciata den Neugierigen entgegen.

In Lelias Augen blitzte ein grünes Licht giftigen Hasses auf, sie drückte die kleinen weißen Zähne fest auf die Unterlippe, sich selbst Schweigen gebietend.

Eine Blutwelle schoß dem Jüngling ins Gesicht, denn er war sich des Peinlichen seiner Lage voll bewußt. Mit der Rechten umspannte er den Knauf seiner starken Waffe und ließ einen furchtlosen Blick des Selbstvertrauens über das hereindrängende Gefolge schweifen.

Kein weicher Träumer, ein Kämpfer mit stählernen Muskeln stand Ercole Varana der heftig durcheinander schreienden Dienerschaft gegenüber. Lelia bewunderte ihn jetzt mit der Grausamkeit, die einst bei Tierhetzen und Gladiatorenkämpfen die Töchter ihrer Stadt erfüllt hatte.

Die Freude am körperlich Schönen und den Bewegungen des Kampfes lag im Charakter der Zeit. Das Weib konnte sich nur im Besitze eines Mannes sicher fühlen, dessen Schwert von einem muskelkräftigen Arm geführt und von einem sicheren Auge geleitet wurde. Als Cäsar Borgia mit einem einzigen Schlag den Stier in der Arena getötet, hätte er unter den zuschauenden Frauen wählen können, denn alle liebten ihn. Das Leben war unsicher, so daß der Mann sich außerhalb des Hauses nur bewaffnet bewegen konnte, und die rohen Sitten eines im täglichen Kampfe aufgewachsenen Volkes herrschten von der Schenke am Weg bis in die Säle des Palastes. Die Schönheit der Rede und die Pracht der Form waren den Menschen vertraut, deren innere Bildung im grellen Gegensatz zum Glanz des Lebens stand. Nur wenige Auserlesene erfüllte der Geist des Schönen, der nicht allein schmückt, sondern veredelt.

Als Lelia von der Amme aus dem Zimmer gedrängt wurde, schien ihr Blick nach dem Blut dessen zu lechzen, der hoch aufgerichtet dem zusammengedrängten Knäuel seiner Gegner wie ein edler Hirsch der kläffenden Meute gegenüber stand. Als schönes Schauspiel hätte sie seinen Fall bewundert, wäre die Alte nicht einem Wink des Beichtvaters gefolgt, sie zu entfernen. Nur die zitternde Bewegung des kostbaren flandrischen Teppichs verriet die wohlverborgene Thür, durch welche die Frauen das Gemach verlassen hatten.

Die rohen Kerle schrien Ercole Verwünschungen ins Gesicht, doch keiner wagte als erster zum Angriff überzugehen. Varano konnte den Ausgang nicht erzwingen, denn so sehr diese Menschen, die nur in der Masse mutig waren, sein Schwert scheuten, so schnell und heimtückisch wären sie ihm in den Rücken gefallen. Mit der Ruhe eines kampfgewohnten Mannes wartete er ab, die kleinsten Bewegungen seiner Feinde mit den Blicken verfolgend.

„Lump!“ rief ein kleiner Neapolitaner, dessen Mund stets Heldenthaten verrichtete, „wäre meine Klinge nicht zu gut für dich, sie sauste in deinen Bauch!“

„Hätt ich einen Stein in der Schleuder!“ drohte ein stattlicher Römer — der schöne Serafino aus Trastevere — und stieß mit kräftiger Hand sein Schwert auf den Boden, ohne es zu ziehen, während der kleine Südländer lebhaft gestikulierend von einem zum anderen ging, für den Angriff aufzuhetzen.

„Bist abgetrocknet, Freundchen, seit deinem Bad im September?“ übertönte den Lärm die Fistelstimme eines verwachsenen Männchens, das der abergläubische Kardinal nur im Hause behielt, weil es Glück bringen sollte, einem Buckeligen auf den Rücken zu klopfen.

Eine Lachsalve folgte dieser Anspielung auf Ercoles mißglückten Versuch, im vergangenen Herbst das Erbgut der Varano zu erobern, wobei er schwimmend mit genauer Not das Leben gerettet.

„Werft ihn in den Tiber, er liebt das Wasser,“ fuhr der boshafte Zwerg Manfredino fort und hielt sich hinter dem breiten Rücken des Römers gedeckt.

Ercoles kräftige, schlanke Gestalt bebte vor Zorn. Wie oft hatte die Erinnerung an jene unselige Septembernacht seine Gedanken getrübt, an jenes Wagstück, zu dem der Ehrgeiz anderer ihn verlockt. Seine stolze Halbschwester, Julia Varano, hätte sich ohne Kampf des sicheren Besitzes von Camerino erfreuen können, wenn die Priester in Rom den Jüngling nicht zu ihrem Werkzeug erkoren und wenn das Geschlecht der Tolomei in Siena seine Werbung um die liebreizende Beata nicht von der Bedingung abhängig gemacht hätte, daß er den Besitz seines Vaters, das Fürstentum Camerino, erringe.

Fester umfaßte er den Griff des Schwertes, drohender wurde sein Blick. Er stand auf beiden Füßen wie angewurzelt, das große, offene Fenster im Rücken.

„Werft ihn hinunter! Wenn er auch dürr ist, die Fastenfische werden besser!“ ermunterte der Buckelige, dessen Haß gegen Ercole durch die Leidenschaft genährt wurde, die das Herz des armen Verwachsenen für Donna Lelia erfüllte. Hütend wie ein bissiger Köter lag er vor ihrer Schwelle und verletzte die Glücklichen mit giftigem Wort, die Lelia erhörte, und die Genossen, die es wagten, seiner zu spotten. Von rückwärts durch unbekannte Hand gestoßen, flog der Neapolitaner gegen Varano, der ihn mit der flachen Klinge zurückwarf. Das Zeichen des Kampfes war gegeben, man drang schreiend und fluchend gegen den Jüngling vor.

Der Waffenstreit war kaum zum Ausbruch gekommen, als die machtvolle Stimme des Palastvorstehers aus dem Vorzimmer in den Saal rief: „Der Kardinal!“

Mit einem Schlage war das Bild verändert, die wilden Gesellen beugten unwillkürlich ein Knie und senkten die Augen. Wer das Schwert nicht schnell genug in der Scheide bergen konnte, legte es wägerecht vor sich auf den Schenkel, sobald der alte Mann, mit dem Purpur der Kardinäle bekleidet, segnend in der Thür erschien.

Carpi, der Vertraute Pauls III., war ein hochgewachsener Greis mit klugen, weitschauenden Augen und einem immerwährenden, freundlichen Lächeln um den Mund. Wohl sah er bei seinem Eintritt die blanken Waffen und die streitlustigen Gesichter, wohl ahnte er als guter Menschenkenner den Grund der Zwietracht, denn er kannte Lelias Liebe und Ercoles Gleichgültigkeit, doch er verbarg geschickt die peinliche Überraschung und stellte sich, als ob er weder die nackten Schwerter bemerke, noch den Lärm gehört habe, indem er dem Jüngling mit huldreicher Freundlichkeit den Ring zum Kuß reichte. Der Kardinal schien offenen Streit mit dem Prätendenten von Camerino vermeiden zu wollen.

„Man erwartet Euch im Vatikan, Signor Varano. Messer Ambrogio ist angewiesen, Euch die Befehle des heiligen Vaters zu übermitteln. Ich freue mich, Euch gefunden zu haben.“ Er neigte sich entlassend gegen den Knienden und begab sich, ohne seine Dienerschaft eines Blickes zu würdigen, in Lelias Gemach.

Ercole verließ, von den halblauten, grimmigen Flüchen seiner Feinde begleitet, den Palast. War es die Pracht der strahlenden Frühlingssonne, war es die Rettung aus drohender Gefahr, die ihn voll wohliger Lebensfreude tief aufatmen ließ?

Wuchernde Rosen hingen über die Mauern der Gärten, zwischen denen sich das feste Haus des Kardinals erhob, und frisches Grün verwandelte den Boden der Piazza in einen weichen Teppich. Leicht schritt der Jüngling über den lichtdurchfluteten Weg. Ercole war noch jung und frisch genug, im Sonnenstrahl, im Duft der Blumen, in der Schönheit des lenzlichen Tages die allumfassende Liebe der Natur zu ahnen, und fühlte noch unbewußt, wenn der kühlende Wind in seinen Locken spielte, mit reinem Entzücken den Kuß einer Gottheit.

Menschenleer war die Gasse am Tiberufer, die Ercole vom sonnigen Platze aus betrat, und fröstelnd zog er den kleinen Mantel um die Schultern, denn wie ein eisiger Hauch wehte ihm die Kälte — der Atem düsterer, steinerner Häuser — entgegen. Vorsichtig schlich eine graue Katze über den Weg, das einzige, sichtbare lebende Wesen, und aus den Tiefen eines Hofes vernahm der Wanderer das eintönige Klopfen eines Kupferschmieds.

In der schattigen Einsamkeit der Straße kamen die trüben Erinnerungen, und regelmäßig, wie der Hammer auf das Metall fiel, peinigte die Frage seine Seele: Warum? Wozu? Was sollte er im Vatikan, was sollte er mit Versprechungen, denen er keinen Glauben schenken konnte? Eine tiefe Falte zog sich über seine Stirn und grub in sein jugendliches Antlitz die Schrift der Sorge. An jenem Septembermorgen hatte sich die ernste Linie zum erstenmal gezeigt, als er geschlagen, fliehend, einsam die Küste erreichte, die er am Abend vorher mit stolzen Hoffnungen verlassen. Hatten ihn nicht die Priester, die Farnese, der Kardinal von Carpi ermutigt, sogar unterstützt, mit Gewalt den Besitz der Varano an sich zu reißen, hatte nicht Beatas Mutter zu ihm gesagt, solange er nichts wäre als ein landesflüchtiger Bastard, könne die Stellung des Hauses Tolomei keine Ehe zwischen ihm und Beata gestatten. Die entfernte Verwandtschaft mit der groß und mächtig gewordenen

Familie Farnese ließ den Stolz der Patrizier von Siena ins Ungemessene steigen. Den natürlichen Sohn des letzten Fürsten Varano hatten sie verachtet, ehe Paul III. ihn aus der Vergessenheit gerissen und im Interesse des Kirchenstaates zum Lehensträger von Camerino ernannt. Seit jener Zeit führte Ercole den Namen des Vaters.

Beata, Siena waren die beiden Worte des Glückes, an die sich seine Gedanken mit Leidenschaft klammerten. Als Page war der Knabe auf Bitten der Mutter zu den Tolomei gekommen und hatte voll mittelalterlicher Ehrfurcht, sobald die Liebessehnsucht des Jünglings in ihm erwachte, keusch und andächtig zu der lieblichen Tochter seines Herrn emporgeblickt. Er dachte an die Zeit, in welcher er klopfenden Herzens das blonde Kind in den Sattel gehoben, an die Stunde, in der ein trautes Lächeln ihm die Hoffnung gab, daß Beata seine Huldigung mit Freuden gewahre. Damals hatte auch er in jugendlicher Zuversicht von Glück geträumt.

Ercole lächelte, blieb in der düsteren Gasse stehen und zog ein kleines Bild aus seinem Wams, das ihm Beata zum Abschied gegeben. Sein gleichalteriger Freund Franz von Holland, den der portugiesische König nach Italien geschickt, sich in der Malerei auszubilden, hatte die Miniatur gemacht während Beatas erstem Aufenthalt im Hause ihres berühmten Oheims Lattanzio Tolomei zu Rom. Welchen Schmerz hatte Varano darüber empfunden, daß man ihn von dieser Reise ausgeschlossen, welche Freude beim Anblick des kleinen Bildes, das den sanften Ausdruck, das liebliche Oval, die selten schönen blonden Locken, den feingeformten Hals der Angebeteten sprechend ähnlich wiedergab!

Groß ist die Kunst, eine wahre Freundin der Liebenden, dachte er und versenkte sich, die Gegenwart vergessend, in die süße Erinnerung einstiger Träume.

Von fern klang wieder der emsige Hammer des Kupferschmiedes, und der Anblick des schmucklosen weißen Gewandes, das Beata auf dem Bilde trug, störte plötzlich den heiteren Gang seiner Erinnerungen. Er war beunruhigt, seit Franz von Holland die Nachricht bestätigt, man habe das weiße Kleid gewählt, weil die jüngste Tochter der Tolomei für das Kloster bestimmt sei.

Ehern — wie die Hammerschläge — tönten Beatas Abschiedsworte in seinem Gedächtnis: „Erreichst du das Ziel, das dir der heilige Vater bestimmt hat, gewähren die Eltern deine Bitte, scheitern deine Pläne, muß ich mein Leben als Nonne beschließen."

Niemals wird Ercole den Blick der blauen Augen vergessen, der sich damals flehend auf ihn gerichtet, nie den Ton der süßen kleinen Stimme, der ihm beschwörend in die Tiefe des Herzens gedrungen. Beata hatte Furcht vor der kalten, friedlichen Stille, sie hing an ihrem Jugendfreund und mit dieser Liebe am blühenden, gewährenden Leben. Ihr sanfter Wille vermochte es vor allem, den jungen Träumer in die Ereignisse zu stoßen, die sich, einander überstürzend, ungesucht und feindlich folgten.

War Ercole auch der Rittersitte seiner Zeit entsprechend ein wackerer Kämpfer, stark, tapfer und ausgebildet in der Führung der Waffen, so verachtete er doch die Raubzüge zwischen Stadt und Städtchen, Fürst und Priester, die verwüstend, endlos das Land erfüllten. Er haßte die Pläne der Kardinäle, denn er wußte, daß sein vermeintliches Recht ihnen ebenso gleichgültig sei wie das seiner Halbschwester Julia Varano, und er fühlte sich machtlos in diesem Strudel fortgerissen mit dem einzigen Trost im Herzen: es geschieht zu Beatas Glück.

Daß die Gedankenwelt des Jünglings eine großzügige Philosophie in sich aufgenommen, lag in den bedeutenden Unterrichtsstunden begründet, die Beata von ihrem Ohm Lattanzio erhalten und deren begierig lauschender Hörer zur Sommerszeit in den schattigen Villen vor Siena Ercole Varano gewesen. Während die Muskeln sich im Waffenspiele übten, bildete sich das empfängliche Gemüt am Geist der Antike und gewann die Kraft, Enttäuschungen des Lebens zu überwinden. Der Panzer des Wissens schützt die Seele wie die Stärke des Armes den Körper vor Untergang in Gefahren.

Ercole sah sich um, als wäre er von einem Traume erwacht. Die steinernen Häuser, die sich dicht aneinander schmiegten, beengten ihn, er beeilte sich, an die Brücke zu kommen, um das Auge an den blauenden Bergen der Ferne zu erquicken.

Das große Rom mit den epheuumsponnenen Trümmern der Vergangenheit, in denen

Geistliche und Fürsten nach Schätzen der Schönheit gruben, mit den finsteren Palästen, hinter deren Mauern Glanz und Üppigkeit herrschten, mit den zahllosen Kirchen und Kapellen, deren Glocken wohl in der Höhe läuteten, deren Priester aber der Erde statt dem Himmel dienten, schien dem blassen Jüngling mit den brennenden Augen eine Stadt des Wahnsinns und des Taumels, friedlos und verderbenbringend.

Er achtete der Menschen nicht, die ihm begegneten, er hörte nicht den ohrenzerreißenden Lärm der Händler im Borgo, nicht das Hämmern und Klopfen auf dem gewaltigen Gerüste, das wie eine Festung den entstehenden Bau der neuen Basilika Sankt Petri umgürtete.

Er drängte sich durch eine Gruppe schreiender Bürger, die sich vor dem Hause eines Verkäufers von Altertümern darum stritten, ob der kleine marmorne Eros, der mit deutlichen Spuren des Moders bedeckt vor ihnen auf der Straße lag, ein Werk der Vergangenheit oder eine Fälschung geldgieriger Künstler sei.

Der Unterhändler des berühmten Sammlers Lattanzio Tolomei war letzterer Ansicht und hielt Varano auf, als Freund des Hauses Partei zu ergreifen. Der Verkäufer, ein dicker, geschäftskundiger Mann, dessen listigem Ausdruck man zutrauen konnte, die Liebhaberei reicher Altertumsfreunde auf jede Weise auszunutzen, schwor bei allen Heiligen und der Madonna seines Hauses, den kleinen Amor klaftertief in der Erde gefunden zu haben. Die Nachbarn und die Vorübergehenden standen redend und gestikulierend umher, als wäre die Echtheit des Liebesgottes ein Anlaß zu Krieg oder Frieden.

„Hat doch der große Michelangelo seinen Amor für eine Antike ausgegeben!“ schrie der Diener Tolomeis. „Dem Marmor fehlt die sammetige Weiche des Alters.“ Bei diesen Worten strich er über den Rücken des köchertragenden Gottes, als wäre das Steinbild der Nacken einer schönen Frau, und fuhr zu Ercole gewandt fort, der, ohne ernsteren Anteil zu nehmen, aus Höflichkeit einen Augenblick stehen geblieben war: „Wie gern brächte ich einen griechischen Amor nach Haus, erwarten wir doch täglich Donna Beata aus Siena. Man sagt, die kleinen Dinger brächten jungen Mädchen Glück, wenn sie auch Heidengötter sind.“

Gelächter erfolgte, und ein Mann, der neben dem Gewerbe des öffentlichen Schreibers einer litterarischen Vereinigung angehörte, setzte hinzu: „Glaub's gern, seit sich der ganze Olymp im Vatikan niedergelassen.“

Während dieser Anspielung auf Raffaels Parnaß und die marmornen Götter nahm Ercole den Unterkäufer Lattanzios beiseite und frug mit erregtem Flüsterton: „Donna Beata kommt nach Rom? wann? warum?“

„Die Wege sind schlecht,“ antwortete jener. „Es ist unmöglich, den Tag zu bestimmen. Vielleicht heute, vielleicht morgen.“

Varano preßte dankbar die Hand des erstaunten Mannes und eilte in der Richtung des Vatikans weiter, der einer kleinen Stadt ähnlich zur Seite der neu entstehenden machtvollen Kirche am Ostabhange des Janikulus lag. Er bedauerte, seit längerer Zeit Lattanzios Haus nicht betreten und keine Kunde von den Ereignissen zu haben. Die Bürger sahen dem Davoneilenden nach, der so wenig Anteil an ihrem Streit genommen, und schüttelten die Köpfe. „Der verrückte Varano!“ sagte einer von ihnen entschuldigend und begann die wohlbekannte Geschichte von der mißglückten Eroberung Camerinos zu erzählen.

Als Ercole die große Treppe des päpstlichen Palastes emporstieg, auf welcher ihm mancher bekannte Priester, mancher Waffenkamerad begegnete, fuhr er sich mit der Hand über die Stirn, als wollte er die trüben Bilder seines Geistes verscheuchen. Erzählte doch jede Stufe von Enttäuschungen, konnte er sich doch in jeder Fensternische eines Versprechens erinnern, auf dessen Erfüllung er vergebens gewartet. Trotzdem galt es für ihn, alle Kräfte anzuspannen, trotzdem mußte er von neuem kämpfen. Beata war auf dem Wege nach Rom, mit ihr nahte vielleicht sein Geschick der Entscheidung.

Durch sein empfängliches Gemüt zog ein Gefühl der Ahnung, daß er vor einem Wendepunkte des Lebens stehe, und dem Dantekundigen kam der Vers

Nel mezzo del cammin di nostra vita
Mi ritrovai per una selva oscura
Che la diritta via era smarrita

so lebhaft in den Sinn, als hörte er eine unsichtbare Stimme die Worte des Dichters sprechen.

Er trat kräftiger auf, sein Blick wurde heller, und erhobenen Hauptes betrat er den großen Vorsaal, an dessen Hauptwand mit grellen frischen Farben die Schlacht Konstantins glänzte. Als er nach Messer Ambrogio, dem Haushofmeister des Papstes, frug, wurde er angewiesen, im Saale zu warten.

Verschiedene Gruppen bewegten sich im weiten Raum; die schlanken Gestalten römischer Edelleute mit scharfgeschnittenen Profilen, den Cäsarenköpfen des Altertums gleich, unterhielten sich mit Priestern aus den Tagen der Mediceer, die von Kunst und Philosophie mit dem Entzücken eines Liebhabers sprachen. Junge Künstler trieben sich frei und sicher zwischen den Würdenträgern umher, den Gönner zu begrüßen oder mit einschmeichelndem Wort ihre Fertigkeiten anzupreisen. Abgesondert von diesen standen hagere Mönche, die Blicke zu Boden gesenkt und die nackten Füße breit und kräftig auf den Marmor gestellt, als ob sie das energische Bewußtsein, in diesen Räumen künftig zu herrschen, körperlich ausdrücken wollten. Diese Vertreter feindlicher Gesinnungen harrten des päpstlichen Wortes teils in fröhlicher Sorglosigkeit und heiterem Gespräch, teils in stummer finsterer Freude.

Ercole suchte in den auf und ab gehenden Männern oder in denen, die lauschend einen der Kirchenfürsten umgaben, bekannte Menschen zu entdecken, denn er hatte das Bedürfnis zu sprechen. Um zuversichtlich zu bleiben, mußte er die Gedanken einsamer Stunden verscheuchen.

Auf einem reichgeschnitzten Sessel saß Kardinal Contarini, die Hand, deren feiner konischer Gliederbau den hochsinnigen, geistig bedeutenden Mann verriet, lässig auf den Löwenkopf der Seitenlehne gelegt. Ihn umstanden einige Männer, begierig die Ansichten des italienischen Reformators zu vernehmen, der ohne eigenes Wissen und Willen vom kirchlich freigesinnten Papst den Purpur erhalten. Alle gehörten dem „Oratorium der göttlichen Liebe“ an, einer Vereinigung ausgezeichneter Männer, die dem verfallenden Christentum neuen Geist und neue Kraft einhauchen wollten. Ihnen genügte weder das feingeistige Heidentum Platos, noch der blinde Legendenglaube der spanischen Mönche, sondern sie wollten ihren sanften Einfluß geltend machen und versuchten zwischen der kampfbereiten Reformation des Nordens und der heiter prächtigen Auffassung kirchlichen Wesens in Italien eine Brücke zu schlagen.

In diesen Kreis bedeutender Männer war Ercole Varano durch seinen Beichtvater, Julian Batti, eingeführt, den alten Pfarrer von San Silvestro und Dorotea, in dessen Kirche die Zusammenkünfte des Oratoriums abgehalten wurden. Dem schwärmerischen Charakter des Jünglings entsprach ein Glaube, der allein stark genug sei, die Seele zu retten. Wußte der arme, vom Schicksal Umhergetriebene doch am besten, daß es selten in der Hand des Menschen liege, ob er gute Werke ausführen könne oder nicht, und daß der Zufall Gebieter dieser Erde sei. Leise trat Ercole zu Julian Batti, der seitwärts hinter dem Kardinal in beschaulicher Ruhe an der Wand lehnte, und drückte dem befreundeten Greis die Hände.

Contarini sprach mit Guillaume Grignan, dem Gesandten des Königs von Frankreich, über die augenblickliche Stellung von Kaiser und Papst.

„Mag des Kaisers Tochter Margareta,“ endigte der Kardinal seine Auseinandersetzung, „auch die Gattin Octavio Farneses geworden sein, mag Pier Luigi Novara und dessen Gebiet vom Kaiser erhalten, so kann ich trotzdem an keinen unbedingten Übertritt des heiligen Vaters zur spanischen Partei glauben.“

Der Franzose wiegte das Haupt zweifelnd hin und her: „Die Worte Seiner Heiligkeit sind freundlich, aber die Thaten sprechen nicht für die Politik des Friedens, deren Vermittler Seine Heiligkeit in Nizza gewesen. Europa legte die Waffen zur Seite, der Papst ergreift von neuem das Schwert.“

Angeregt durch die merkwürdigen, laut gesprochenen Worte des Gesandten traten einige der Nobile näher, und Contarini wandte das feine Gesicht mit gespannter Aufmerksamkeit zu dem Redner.

Grignan mäßigte seine Stimme wieder und sprach beinahe im Flüsterton: „Seit einer Stunde habe ich die bestimmte Nach-

richt. Geheim und eifrig wurden die päpstlichen Truppen gerüstet. Pier Luigi Farnese ist heute im Gebiet von Camerino eingefallen, wenn kein Zufall seine Anschläge verhindert hat, und ist beauftragt, bis Urbino vorzugehen."

Contarini erhob sich. Die milde Stimme klang diesmal fest und schneidig. In seinem Wesen lag ein großer beherrschender Zug. „Nie," sprach er, „wird Venedig diesen Frevel an einem Herzog von Urbino gutheißen. Camerino liegt außerhalb des Einflusses der Republik, aber die Fürsten von Urbino genossen durch Jahrhunderte unseren Schutz."

„Der Wind hat die Richtung gewechselt, Eminenz," antwortete Grignan. „Der Doge fürchtet uns und den Kaiser, denn die alte Herrlichkeit der Wasserstadt zeigt manches Leck. Wie die Möwen neugierig ein Schiff umflattern, das zu sinken beginnt, so zeigen sich bereits die Kundschafter der Mächte an den Lagunen."

Es kam eine gewaltige Bewegung in die Gruppen. Man wollte mehr aus dem Munde des unterrichteten Fremden erfahren, sogar kunstsinnige Herren, die kaum einen Satz zum Lobe des neugefundenen Tibergottes vollendet, beschäftigten sich nun — wenn auch unwillig — mit Zweck und Ziel der neuen päpstlichen Unternehmung.

Viele bezweifelten die Wahrheit des französischen Gerüchtes, andere wollten nachträglich aus Andeutungen Eingeweihter eine Bestätigung erkennen, und manche forschten nach Gründen, aus denen der Papst das kaum beruhigte Europa mit Kriegslärm erfüllte. Man liebte Paul III. wie selten einen Papst in Rom. Das weltmännische Wesen der Farnese hatte es verstanden, überall Freunde zu gewinnen, aber diesmal fand niemand Gefallen an der unerwarteten Störung des Friedens.

„Camerino wäre dem Kirchenstaat eine Last. Der Papst ist viel zu klug, nach solch entlegener Besitzung zu streben," widerlegte Contarini, dessen versöhnlicher Natur daran lag, das Gerücht zu entkräften.

„Fühlt man die Last des eroberten Gutes, wird sich leicht ein freundlicher Farnese finden, die Mühen der Verwaltung dem Patrimonium Petri abzunehmen," erwiderte der Marquis de Grignan mit bitterem Spott.

„Wir können unter diesem Papst schlimmer Tage gewärtig sein," sagte Ascan Colonna so laut, daß es die Umstehenden hören mußten. Stolz im Gefühle, der Erste unter den römischen Großen zu sein, bekannte der breitschulterige, stattliche Mann überall seine Meinung ohne Scheu und Furcht.

Lattanzio Tolomei sah ihn bereits als entfernter Verwandter des Papstes mißtrauisch an, doch der Römer warf den Kopf in den Nacken und deutete mit weit vorgestrecktem Arm zum Fenster hinaus: „Seht den weißleuchtenden Flecken oben am dunklen Berg. Das ist mein Rocca di Papa. Wäre Camerino so fest, kein Papst und kein König würden es berennen!"

Voll Hochmut ahnte er nicht, daß — bevor zwei Jahre vergingen — die päpstliche Fahne auf den Trümmern des stolzen Kastells wehen sollte.

Sein schlauer, vorsichtiger Vetter Marzio raunte ihm ins Ohr: „Sei klug wie die heiligen drei Könige, die ohne Zaudern dem neuen Stern die Ehre erwiesen. Der Stern der Farnese ist im Aufsteigen begriffen." Aber Ascan hörte nicht auf die Warnung, sondern verließ, ohne zu antworten, den Saal.

Die Thür, welche zu den Gemächern des Papstes führt, öffnete sich, und strahlend schön — in den Körperformen an die Blütetage Griechenlands erinnernd — trat ein Jüngling unter die Versammelten. Er trug die Kleidung der Kardinäle, deren weiche anschmiegende Falten wie ein antikes Gewand die Gestalt umhüllten. Alexander Farnese, der anerkannte Enkel des Papstes, den der Purpur seit seinem vierzehnten Jahre schmückte, trat raschen Schrittes, die Anwesenden kurz begrüßend, zu Contarini.

„Seine Heiligkeit ist bereit, Euch zum empfangen, Kardinal," redete er den Venetianer an, der sich mit ruhiger Würde erhob und, von seinen Schreibern begleitet, in das Zimmer ging, in welchem zu Füßen von Raffaels Philosophenschule Paul III. die Würdenträger der Kirche empfing. Früher habe der Papst, lief das Gerücht in vatikanischen Kreisen, das Haupt nach dem Wandgemälde gerichtet, die große versöhnende Wahrheit platonischen Geistes auf sich wirken zu lassen, die Raffaels klarer Sinn

in Gestalten gegossen. Jetzt wende Seine Heiligkeit der „Philosophie" den Rücken und betrachte die „Disputa", um fromme Anregungen für fromme Gespräche zu erhalten.

Im Saale der Konstantinsschlacht war durch den Eintritt Alexanders Farneses Bewegung entstanden. Man drängte sich um ihn, denn die meisten wollten dem Liebling des Hofes schmeicheln oder Nachrichten über die unerwarteten Ereignisse von ihm erfahren. Andere suchten ihn über die Stimmung des Papstes auszuforschen.

Unterdessen hatte sich niemand um Ercole Varano bekümmert bis auf den alten Pfarrer Julian Batti, der mit väterlicher Spannung die Mienen des Freundes verfolgt hatte, während Grignan vom Kriegszug nach Camerino gesprochen. Beschwichtigend legte er die Hand auf die Schulter des Jünglings, dessen kräftige Faust den Griff des Schwertes kampfbegierig umfaßte.

„Die Ereignisse scheinen mir günstig," flüsterte Ercole flammenden Auges. „Man hat mich hierher gerufen. Ich erhalte den Befehl, zum Heere zu stoßen."

Julian neigte zweifelnd das weißgelockte Haupt und sagte: „Wie der Befehl auch lauten mag, du findest Glückwunsch oder Trost bei den Freunden von San Silvestro."

Varano saß auf dem vorspringenden Stein der Fensternische. Sein Kopf ruhte sinnend auf der Hand, und den gebogenen Arm hatte er leicht auf das Knie gestützt. Während Batti sprach, träumte er bereits von den Wäldern seiner Heimat und von der Küste der Adria.

Von unten drang eintöniges Singen bis zur Höhe des Palastes und kam näher, dumpf wie eine Stimme des Grabes.

Unwillkürlich wendete sich der junge Mann dem Fenster zu und sah auf die weite, mit Bauholz, Steinen und Trümmern erfüllte, sonnige Piazza. Lauter und deutlicher klang das Lied, mit unheimlichem Ton den großen Saal im Vatikan erfüllend.

Die hageren Mönche, deren niemand bisher geachtet hatte, begannen zu beten.

Ercole hatte das Gefühl, als lege sich ein fester, eiserner Reifen um seine Brust. Er konnte sich keine Rechenschaft darüber geben und ergriff Battis Hand.

„Julian," frug er, „wer sind diese Männer, die vermummt einen lebendigen Menschen durch die Straßen führen, als wäre es ein Toter?"

Finster wie ein Leichenbegängnis sah der Zug aus, der singend in langsamer Bewegung nach dem Borgo schritt.

Leiser, undeutlicher verhallten die Stimmen. Einer durchsichtig zitternden, kleinen Wolke ähnlich schwebte der Rauch schwelender Fackeln in der Luft. Jetzt bog der barfüßige Mann im grauen Hemd, der einzige mit freiem Gesicht unter den Vermummten, um die Straßenecke, und eine der schwarzen Gestalten nach der anderen, deren spitze Kappen nur geschlitzte Öffnungen für die Augen ließen und deren Mäntel bis zur Erde gingen, verschwand langsam und feierlich hinter den Häusern.

Auch der unheimlich gedehnte Schatten des letzten war vorüber, als Batti sprach: „Es ist die Brüderschaft des enthaupteten Johannes, sie führt einen armen Sünder zum letzten Gericht."

Ercole wußte sich nicht Rechenschaft darüber zu geben, warum ihn dieser Zug so seltsam ergriffen, sah man doch häufig vermummte Brüderschaften in Rom über die Straßen ziehen. Er verließ hastig das Fenster, drängte sich unter die Menschen in die Nähe Alexander Farneses, begierig, ein Wort über seine Zukunft zu vernehmen.

Das Kardinälchen — Cardinalieule, wie Rabelais mit giftigem Spott den jugendlichen Kirchenfürsten nannte — schien seiner Umgebung wenig Aufmerksamkeit zu schenken und antwortete zerstreut auf die Fragen des Marquis de Grignan.

„Der heilige Vater muß von Camerino gesprochen haben, Eminenz," sagte dieser mit kaum verheimlichter Ungeduld.

„Ohne Zweifel," erwiderte Farnese ohne Höflichkeit, „der Fall scheint alle Welt mehr zu beschäftigen als mich."

Seine Blicke schweiften unablässig über die Anwesenden hinweg nach der Thür, verratend, daß er jemanden erwarte, der ihm wichtiger war als Botschafter, Nobile und Prälaten.

Er bemerkte Varano, der nicht weit vom Ausgang entfernt voll ängstlicher Spannung das Gespräch verfolgte, und rief ihm mit freundlicher Gönnermiene zu: „Für dich ist ein Schriftstück vorbereitet. Ich sah es, als

ich die Papiere auf dem Tisch des heiligen Vaters durchblätterte. Ambrogio hat es verfaßt. Sieh zu, daß du nicht betrogen wirst!"

Mit rücksichtsloser Bewegung schob er darauf einen dicken Bischof zur Seite und eilte an dem verblüfften Grignan vorüber, dem Bruder Lelias, Odoardo Carpi, entgegen, der von hastigem Laufe gerötet und erhitzt auf der Schwelle erschien.

Varano war mit dankender Verneigung zurückgetreten und stand dicht hinter dem Kardinal, so daß er unwillkürlich die heimliche Unterredung beider Männer verstand.

„Die Pferde stehen vor der Porta del Popolo," flüsterte Odoardo, „nach Sonnenuntergang wird der Reisezug die Herberge zur Storta erreichen. Die Tolomei haben schwache Bedeckung aus Siena mitgebracht. Der Fang ist leicht, und dem Unbefangenen erscheint der Ritt als Aufbruch zur Jagd."

„Das blonde Kind soll seine Freude an mir haben," antwortete der Kardinal ebenso leis, „wir jagen mit dem Mädchen auf dem Pferd in mein Kasino vor dem Thor. Bis Vater und Diener sich von ihrem Schrecken erholen, sind wir längst hinter den Hügeln verschwunden. Ein lustiger Ritt für eine zukünftige Nonne!"

Heiter wandte sich Farnese zu dem Marquis de Grignan, der die Fresken an der Wand nachdenklich betrachtete. „Excellenz studieren Schlachtenbilder, wie ich sehe, die künftigen Berichte nach Paris mit Giulio Romanos Farben zu schmücken. Ich will nicht stören."

Er verließ mit seinem Gefolge den Saal und vergaß in freudiger Hast die Anwesenden zu segnen, wie es sich der Sitte nach für würdige Kardinäle geziemte.

„Als ob die Zeiten der Borgia wiederkehrten!" raunte ein hochgewachsener Mönch in das Ohr seines Nachbars. Er hatte während des Gesanges der Brüderschaft am lautesten gebetet und blickte so finster in die schöne Gotteswelt, als ob die Kirche nur von einer Hölle wüßte und der Himmel für alle verschlossen sei.

„Still, Caraffa, es kann nicht lange dauern, bis unsere Stunde schlägt," antwortete der Angeredete und zog den Mönch zur Seite, dem Geheimschreiber des Papstes Messer Ambrogio Platz zu machen, der wichtig und breitspurig mit Schriften in der Hand von Seiner Heiligkeit kam.

Ercole fühlte sich wie betäubt. Er wußte im Augenblick weder, wo er sich befand, noch wie er den entsetzlichen Anschlag abwenden könne. Ein bitterer Zweifel an Beata drängte sich schmerzend in die Gedanken. Mit schauerlicher Schnelligkeit wechselten die Bilder der Seele: Lelias drohende Gestalt stieg vor ihm auf, und er hörte die Anklage gegen Beata, die sie mit gellender Stimme ihm entgegengeschleudert; er gedachte des Unterhändlers, von dem er die Ankunft der Geliebten erfahren, sah, wie Odoardo sich zum Ohre des Kardinals gebeugt, und vernahm noch einmal in Gedanken, wie dieser lachend vom Überfall gesprochen. Kaum hatte Farnese die Stimme am Schluß der Rede gedämpft, so wenig scheute er sich, im Gefühl der Macht ein offenkundiges Verbrechen zu planen.

Geistesabwesend sah sich Ercole im Zimmer um. Von den gleichgültigen Gesichtern der Menschen, deren jeder mit sich selbst beschäftigt schien, kam ebensowenig Rat und Hilfe wie vom großen Konstantin und seinen Kämpfern an der Wand.

Schon dreimal hatte Messer Ambrogio vergebens Ercole Varano gerufen.

Die Falte auf der Stirn des Jünglings vertiefte sich, die Blicke wurden finsterer, entschlossener. Ercole erkannte einen einzigen rettenden Weg. An die Wand gelehnt, starrte er ins Leere und wurde sich klar, daß sein gutes Schwert allein die Frage lösen könne, und müßte es gegen den Enkel des Papstes, seines Lehnsherrn und Beschützers, gerichtet sein.

War aber Beata mit dem Räuber im Einverständnis, was dann? — Lelias Worte und die Sicherheit des Kardinals nährten den Argwohn. Wie eine giftige schwarze Spinne kehrte der häßliche Gedanke immer wieder, der das herrliche Bild seiner Herzenskönigin zu trüben drohte.

„Seid Ihr taub, Signor Varano?" klang Ambrogios Stimme dicht neben ihm. „Da läßt man mich alten Mann suchen und rufen, als ob ich im Dienste Seiner Heiligkeit Zeit für müßigen Scherz hätte."

Ercole kam zu sich. Unendlich stolz sah er auf den kleinen, dicken Schreiber herab,

der ihn aus listigen Äuglein ärgerlich anzwinkerte. Unglück und Gefahr drücken dem Wesen des Mannes ein Siegel innerer Größe auf, das die Menschen unwillkürlich zur Achtung zwingt.

Ambrogio trat einen Schritt zurück und bewunderte die edle Haltung des Jünglings, über dessen Fähigkeiten er bis dahin eine geringe Meinung gehegt. Im Dienste Pauls III. aufgewachsen, hatte sich der Geheimschreiber in die Gedankenwelt seines Herrn versenkt und dessen Eigenschaften ohne deren Größe angenommen. Varano verachtete er um seines Unglücks willen, seit der Papst gesagt hatte, man dürfe sich nur mit dem Glücklichen verbinden, wolle man des Erfolges gewärtig sein.

Durch den herausfordernden Blick Ercoles in seiner Würde unsicher geworden, breitete er das große, für den Prätendenten von Camerino bestimmte Schriftstück rascher und unterwürfiger auf der breiten Truhe aus, als es in ähnlichen Fällen seine Gewohnheit war. Er deutete lebhaft mit den kurzen Armen auf das Papier, während ein Untergebener das Schreibzeug rüstete.

„Ihr mögt diesen Vertrag unterschreiben, Signor Varano, verkündet Euch der heilige Vater durch mich," sagte Ambrogio mit süßlicher Stimme. „Er enthält alles, was man für Euch unter den gegebenen Verhältnissen thun kann."

Neugierig näherten sich einige der Wartenden, besorgt trat Batti zu seinem Freunde, ihn zu beraten. Grignan sah über Ambrogios Schulter auf die Schrift und suchte nach Bestätigung für seine Nachricht.

Mit zitternden Händen ergriff Ercole den Vertrag und versuchte zu lesen. Die großen, mit Sorgfalt gemalten Buchstaben verschwammen vor seinen Augen, und es gelang ihm nicht, die Zeilen auseinanderzuhalten, obwohl er sie mit dem Zeigefinger verfolgte. Statt Sinn in die verworrenen einzelnen Worte zu dringen, die er entzifferte, drängte sich ihm der Gedanke an den Reisewagen der Tolomei auf. Er sah auf der rotfarbenen Seide der Kissen Beatas liebliches Gesicht und konnte, von der Angst beseelt, sie zu spät warnend zu erreichen, seine Sinne nicht mehr zur Aufmerksamkeit zwingen. Alles war wertlos für ihn im Vergleich zu dem einen Gedanken, und er maß im Geiste die Schnelligkeit seines Eisenschimmels mit dem Rappen Farneses, während er ohne zu lesen auf die Schrift sah. Er drückte die Feder, die ein Schreiber ihm aufgenötigt hatte, so fest zusammen, daß sie zerbrach.

„Ist Euch die Summe nicht hoch genug," meinte Ambrogio erschrocken, „mit welcher der heilige Vater die Ansprüche auf Camerino ablösen will? — Undankbar wäre jede Auflehnung gegen den Vorschlag. Würdet Ihr Euch wehren, es hieße unkindlich gegen unseren Herrn handeln, der stets wie ein Vater von Euch gesprochen."

Ercole fühlte die Blicke der Umstehenden mit teilnahmsloser Neugierde auf sich gerichtet und begriff, daß die Zukunft von seiner Entscheidung abhinge, aber sein irrendes Auge bemerkte vor allem, daß die Sonne sich gegen das Meer senkte, denn die Schatten wurden immer länger, den Abend verkündigend. Er war nicht sehr gewandt im Lesen, und die Aufregung verhinderte ihn noch immer an der genauen Erkenntnis der Lage. Den Bedrängten durchblitzte der Gedanke: Mag aus Camerino werden, was will, wenn ich nur rechtzeitig komme, Beata zu retten.

Marzio Colonna, der schon öfters den Unterhändler für den Papst gespielt, suchte Ercole in seiner bilderreichen Sprache zu überreden: „Auf etwas verzichten, das man nicht besitzt, kann nicht schmerzlicher sein als eine Wunde, die den Nachbar trifft. Was besinnt Ihr Euch lang? Geld soll niemand ausschlagen, bietet es der heilige Vater."

Batti hatte unterdessen den Inhalt des Vertrages mit Muße gelesen. Paul III. ließ sich darin das Erbrecht auf die Herrschaft Camerino von Ercole Varano auf seine Person übertragen gegen eine jährliche verhältnismäßig kleine Abfindung. Der Vertrag solle Kaiser Karl V. überschickt werden, damit er ihn bestätige und nichts gegen die Besitzergreifung des Lehens durch den Papst einwenden könne. Der alte, bedächtige Batti flüsterte in Ercoles Ohr: „Verlange Aufschub, sage, du wolltest dich mit deinen Freunden beraten."

Ambrogio hörte dies Wort. „Wenn Signor Varano sich bedenken will, laß ich ihm gern ein Zimmer im Palast aufschließen,"

sagte er zu den Umstehenden und zwang sich zu einer wohlwollenden Miene. „Bei ruhiger Überlegung wird jedem das Vorteilhafte und Gerechte des päpstlichen Vorschlages einleuchten."

Ercole glaubte von ferne den Hufschlag eilender Pferde zu vernehmen und blickte angsterfüllt zum Fenster hinaus. Er verstand nichts von allem, was man ihm sagte, sondern sah nur, daß die Schatten des Neubaues von Sankt Peter immer tiefer und länger wurden, als ob sie, gefräßigen Ungeheuern vergleichbar, die Sonne des Tages von der Piazza hinweglecken würden. Er hörte weither von den jenseitigen Hügeln der Stadt die ersten Vesperglocken läuten und fühlte, wie eine gewaltige Angst seine Brust zusammenschnürte. Für sich allein hatte Varano Mut und Willenskraft in jeder Gefahr bewiesen, der Gedanke, für ein geliebtes Wesen bangen zu müssen, nahm seinen Sinnen die Klarheit der Empfindung, und er stand im Augenblick der Entscheidung unschlüssig, unsicher und von wirren Plänen bedrängt, vor den gleichgültig neugierigen Männern.

Grignan lächelte: „Ob Ihr unterschreibt oder nicht, Ritter Varano, die Dinge gehen ihren Gang."

Obwohl ihn der geringschätzige Ton verletzte, leuchtete Ercole die Wahrheit ein, daß er Camerino gegen den Willen des Papstes nicht retten, wohl aber Beata gegen die Macht des Kardinals verteidigen könne, wenn er nicht säume. Heftig riß er einem Schreiber den Gänsekiel aus der Hand, zwang seine Muskeln mit großer Willenskraft zu einer festen, sicheren Unterschrift und warf mit losbrechender Leidenschaft die Feder in den Saal. Er sprach kein Wort. Die Lippen, aus denen alles Blut gewichen, waren fest aufeinander gepreßt, und ohne sich umzusehen, ohne Gruß, verließ Ercole Varano den Saal.

„Er hat verzichtet," rief Ambrogio erleichtert und bat Marzia Colonna, als Zeuge zu unterschreiben.

Die Meinung unter den Anwesenden war geteilt. Die Geistlichen und die Verwandten des Hauses Farnese sprachen dem Papst das Recht zu, sich den Besitz von Camerino übertragen zu lassen. Andere, darunter die vornehmsten der Nobile, hielten die Einmischung Pauls III. in den Erbfolgestreit von Anfang an für ungerechtfertigt, weil er die Sicherheit der Lehensfolge gefährde.

Lebhaft wechselten Rede und Gegenrede. Gian Pietro Caraffa, der bisher als stummer Zuschauer unter den Mönchen gewartet hatte, trat nun unter die Streitenden und sprach mit lautem, den Raum beherrschendem Wort: „Der Nutzen der Kirche entscheidet. Wir sind zu weltlich geworden, um es zu begreifen, aber die Zeit wird kommen, in der niemand den Mut hat zu fragen, ob ein Papst kann oder darf."

In diesem Augenblick wurde der Theatiner mit den tiefliegenden Augen und der tönenden Stimme vor den heiligen Vater gerufen, um seine haßerfüllten Lehren von Unterdrückung jeder freien Geistesbewegung zum erstenmal ohne Zeugen vorzutragen.

Erhobenen Hauptes schritt er an Contarini vorüber, der, mißgestimmt aus den Gemächern des Papstes zurückkehrend, die Freunde vom Oratorium der göttlichen Liebe begrüßte. Man umdrängte ihn, Kunde von den Ereignissen zu erhalten, aber der Venetianer winkte den Neugierigen ab und sagte: „Ich wollte von Versöhnung der Gegensätze innerhalb unserer christlichen Kirche sprechen und begann mit der allumfassenden, alles verstehenden Liebe, die ich in Raffaels Plato und Aristoteles vor mir verkörpert sah. Doch der Papst unterbrach mich und wollte mir, da ich die Kunst liebe, das Schönste zeigen, was geschaffen würde, Michelangelos Jüngstes Gericht. Er stand auf, zur Kapelle zu gehen, und winkte mir, ihm zu folgen. Aber der Papst fand die Thür verschlossen, und ein junger Diener belehrte uns, daß Michelangelo, als Mitglied der Brüderschaft vom enthaupteten Johannes, in der Stadt sei. Darauf sprach der heilige Vater vom Eigenwillen der Künstler, bis er mich entließ."

„Es beginnt dunkel zu werden, Eminenz," bemerkte der Marquis de Grignan. „Mehr kann ich heute kaum nach Frankreich schreiben, aber ich glaube, mein König wird mich verstehen, füge ich hinzu, daß Contarini den Papst traurig verließ und Caraffa ihn triumphierend besuchte. Liegt doch der Gegensatz des Tages in diesen Namen."

Er küßte den Ring des Kardinals und ging, während ihm die Fackeln der Palastgarde die Treppe hinunterleuchteten.

* * *

Einem Berg mit drei Spitzen gleicht das sechzehnte Jahrhundert in Italien.

Auf der einen steht ein herrlicher, griechischer Tempel, in dem die Schönheit zum Gott und Plato zu ihrem Priester erhoben wurde. Erlesene Geister klommen zu dieser Höhe und hielten in der freien Bergluft Umschau über den Kreis der Kunst und des Wissens. Heiden nannte man sie, denn sie waren Philosophen und freuten sich an den Göttergeschichten Homers, den weißen Marmorbildern der Olympier und den großen Gedanken des Sokrates. Aus den Schulen der Humanisten hervorgegangen, suchten sie die Ideale, die jene akademisch gelehrt hatten, zum Lebensinhalt ihrer Tage zu machen.

Weil sie aber der Weltauffassung spotteten, auf welcher die damalige Kirche gegründet war, und nichts von der Höllenfurcht wissen wollten, die wie ein schwarzes Gespenst die geistliche Richtung des Mittelalters überschattete, haßte man sie auf der zweiten Höhe. Dort hielten eifernde Mönche und blutende Geißler ein Kreuz empor, das ihnen aus dem Symbol allumfassender Liebe zum Zeichen der Macht, des Hasses und der strafenden Rache geworden. Sie fürchteten, daß ihre Gewalt vernichtet würde, wenn aus dem Tempel der Lebenskünstler nicht nur die Lehre der Schönheit, die wenigen zugänglich war, sondern auch die Lehre der Weisheit in die Menge gelangte, weil diese dann aufhören würde, den Predigten vom Höllenfeuer und vom erlösenden Golde zu lauschen.

Denn die Menge drängte sich auf der dritten Höhe zusammen, von der aus Tempel und Kreuz zu sehen war. Die Roheit, die Kraft und die Gewalt waren Herrscher auf diesem Gipfel, in deren Gebiet die Welt zur Zeit der Renaissance lag, wurden auch die Künste aus dem Schlaf der Jahrhunderte geweckt und gewann der Glauben eine neue Gestalt. Es waren damals viele, die bewundernd zum Tempel aufblickten und trotzdem der Roheit gehorchten, aber noch mehr, die gläubig der Predigt lauschten, während sie das Messer in der Hand hielten, es im Dienste der Gewalt zu ziehen.

Im Altertum, das mit Tempeltrümmern und Statuen wie ein gebietender Geist aus der Erde stieg, lag der Keim, aus dem die Freude am schönen Menschen den Geschmack am schönen Leben entwickelte. Im heißen Blut des waffengeübten, jedes Zügels der Moral entbehrenden Mannes lebte die flammende Leidenschaft, die hohnlachend hervorbrach, wenn das schöne Wort und die schöne Bewegung nicht mehr zur Erfüllung eines Wunsches genügten.

Zur glanzvollen Zeit Leos X. triumphierte das Heidentum; die Götter Griechenlands, die der Sage nach in wilder Hast aus dem offenen Dach des Pantheons geflohen, kamen als Sieger in den Vatikan, und dunkler Aberglaube öffnete dem Spott des Philosophen die Thüren der Kirche.

Als Paul III. aus dem Konklave hervorging und die große deutsche Bewegung, die das Seelenheil allein in der Rechtfertigung durch den Glauben suchte, ihren Weg nach Italien gefunden, schien ein ernster, weitblickender Geist den Papst zu erfüllen, denn in einem Augenblick großer versöhnlicher Stimmung ernannte er begeisterte Anhänger einer Kirchenreformation — wie Contarini und Sadolet — zu Kardinälen.

Aber Paul III. gehorchte vor allem den Geboten der Klugheit und verließ bereits nach kurzer Zeit den Pfad der Versöhnung. Sah er in den frei denkenden Männern keine genügende Stütze für die Ausführung seiner Pläne, die darin gipfelten, das Haus Farnese den Fürsten Europas gleichzustellen, bedurfte er des Kaisers, der unter spanischem Einfluß sich gegen den fortschreitenden Einfluß des Jahrhunderts verschloß, er wendete sich von den begünstigten Reformatoren ab und berief fanatische Naturen an seinen Thron, die eine Stimme des Himmels zu hören glaubten, wenn sie gnade- und liebelos mit der Geißel des Gesetzes den Zweifel aus der Menschenbrust peitschen wollten.

Caraffa, dessen Einfluß auf die Leitung der Kirche sich von Tag zu Tag vergrößerte, hatte dem Papst von drei merkwürdigen Mönchen berichtet, die in Venedig unter seinem Befehl gestanden. Aus Spanien wären

sie gekommen und fänden keinen Orden und keinen Gottesdienst streng genug, denn die Welt stünde im Kriege zwischen Christus und dem Satan, Jerusalem und Babylon, so daß der Priester als Soldat Christi Tag und Nacht wachsam im Dienste stehen müsse.

Auf die Nachricht Caraffas, daß diese begeisterten Männer unterwegs nach Rom seien, um sich mit Leib und Seele dem Gehorsam des Papstes, als des Stellvertreters Christi, zu widmen, verhielt sich der humanistisch gebildete, von klarem Geist erfüllte Paul III. anfangs ablehnend. Der Gedanke mißfiel ihm, diese sonderbaren Schwärmer zu empfangen, wenn er auch später befahl, daß sie vor seinem Angesicht erscheinen sollten, ihre Sache selbst zu verfechten.

Auf verschiedenen Wegen wanderten nun Don Inigo de Recalde aus dem edlen Hause Loyola, Franz Xaver der Navarrese und Peter Faber aus Savoyen predigend und betend nach der ewigen Stadt.

Don Inigo, der sich in Italien Ignatius nannte, zog barhäuptig, mit bloßen Füßen die Straße und trug den Wanderstab, als wäre er ein Schwert, das zerlumpte Gewand, als wäre es der Purpurmantel eines Königs. Bedrückten auch bittere Zweifel den Geist des Mannes, den man in Jerusalem zurückgewiesen und in Venedig zum zweitenmal die Fahrt nach dem heiligen Land versagt, ob er vor dem Throne des Papstes die endliche Anerkennung seines Ordens fände, so fühlte er doch nicht wie ein demütiger Priester, der bereit ist, sich für seinen Glauben zu opfern, sondern wie ein Heerführer, der heranzieht, eine feindliche Stadt zu erobern.

Als der Jüngling einst mit Helmzier und im strahlenden Waffenkleide von Pamplona gegen die Franzosen zog, das heißgeliebte Vaterland zu verteidigen, mag er nicht stolzer, nicht schwerlmütiger um sich geblickt haben als jetzt auf der einsamen Via Clodia, wo die Straße, aus dem Höhenzug heraustretend, in Windungen zur Campagna hinabsteigt.

Rom lag vor ihm — Rom, die heißersehnte, feindliche Stadt! Düster, wie warnende Riesenfinger, ragten die unzähligen, himmelstrebenden Türme empor. Im grünen Meer der Campagna breitete sich wie eine steinerne, verschlossene Insel das Gebiet aus, das er, der fremde, unbekannte, zerlumpte Mönch, bezwingen wollte. Tiefblau, im Westen eine goldene Aureole bildend, wölbte sich der Himmel über den Hügeln, und leise klangen wie ein Gruß der Ewigkeit die Glocken von Rom bis zur Höhe des Wandernden.

Ignatius breitete die Arme aufatmend auseinander und sank in die Knie, sich im Gebet Stärkung für den Einzug zu holen. Weit öffnete er die Augen, um schauend den Einblick der Stadt einzufangen, wie Moses vom Berge aus das heilige Land vor der Eroberung durch sein Volk gesehen.

Erschöpft von den Mühen der Weges, die für ihn besonders beschwerlich waren, weil sich immer noch Schmerzen in den Kriegswunden einstellten, und entkräftet durch das übermäßige Fasten konnte er die begeisterte Freude nicht ertragen, die der Anblick Roms in ihm wachrief. War es doch die Herrin der Welt, die er sich unterthan machen wollte! Unheimlich leuchteten die tiefliegenden Augen, der abgezehrte, magere, gepeinigte Körper schwankte hin und her, und lautlos brach der Mönch am Wege zusammen.

Ercole Varano, der auf schaumbedecktem Roß, von wenig Dienern begleitet, die Via Clodia herauftritt und mit den Blicken des Kriegers jede Hecke, jeden Vorsprung durchspähte, ob nicht ein farnesischer Knecht darin verborgen sei, sah die dunkle Gestalt niederfallen und gab vorüberreitend dem alten Stefano Befehl, den fremden Mönch aufzunehmen.

Man mäßigte auf der Höhe des Hügels die schnelle Gangart, denn vor den Reitern lag die Herberge La Storta, Ercoles Ziel, das er dem Anschein nach vor seinen Feinden erreicht hatte.

Ignatius, den der alte, kräftige Krieger wie ein Kind auf den Arm hob, wurde in das düstere, ärmliche Wirtshaus gebracht. Es war die letzte Haltestelle der Romreisenden aus dem Norden.

Ercole sprang vor der niedrigen Thür vom Pferd und ging in das Haus. In dem rauchgeschwärzten Raum fand er die alte Wirtin der Osteria, forschte sie über die Gäste aus, die am Nachmittag bei ihr gerastet, und suchte zu erfahren, ob nicht Reiter in größerer Zahl aus Rom vorübergekommen. Mißtrauisch musterte ihn das trief-

äugige, schmutzige Weib, das im Halbdunkel des Hauses, gespenstisch vom glimmenden Herdfeuer beleuchtet, Ercole an die Besubhexe erinnerte, von der ihm die alten Krieger im Lager entsetzliche Geschichten erzählt. Er bekreuzigte sich, denn er war abergläubisch wie seine Zeit und fürchtete den bösen Blick.

Auf der Straße scharrten die Pferde. Die Diener spähten aufmerksam in die Ferne, und in einem Winkel des Hauses begann Ignatius, aus seiner Ohnmacht erwachend, laut zu beten. Er dankte dem Herrn, daß er ihn nicht wie Moses vor dem Kampfe von der Erde genommen, und flehte um ein sichtbares Zeichen der Gnade. Er gedachte eines alten Weibes in Spanien, das, der Wirtin von „La Storta“ ähnlich, ihm zu Manresa geweissagt hatte, er würde den Herrn mit seinen irdischen Augen erblicken.

Es kam über ihn, als ob die Stunde genaht sei. Unterdessen sprach Ercole mit der Padrona, deren wirre graue Haare unter dem Kopftuch hervorquollen. Der schreiend rote Stoff umgab in der Abendbeleuchtung ihr Haupt wie eine höllische Flamme. Die Alte war unter die Hausthür getreten, den Leuten vom schwarzen Vino dei castelli zu reichen, und setzte sich den Kriegern gegenüber auf den Steinstufen nieder.

Ercole legte sein Ohr horchend auf den Boden, ob er nicht das ferne Rollen der Räder und den Hufschlag der Pferde vernähme. Er sprang wieder auf, den Staub von seinem Gewande abzuschütteln. „Hast du keine Reiter, keine Jäger in der Farbe der Farnese gesehen? Ist dir nichts aufgefallen? Kein Lärm, keine Bewegung?“ frug er mit Hast und drückte der Wirtin einen päpstlichen Dukaten in die Hand.

Da erhob sich das Weib aus seiner kauernden Stellung und deutete mit einer Bewegung — würdig der alten Sibyllen Michelangelos — in die Richtung des Torre delle Cornacche.

Der viereckige aus Bündeln schwarzer und weißer Steine erbaute Turm, eine Festung aus der Zeit mittelalterlicher Kämpfe, erhob sich auf einem Hügel nicht weit von La Storta, wo sich ein Maultierpfad von der Via Clodia abzweigt und über den Monte Mario nach dem römischen Borgo führt.

Unruhig umflatterten die Krähen den Turm. Laut tönte ihr ängstliches Krächzen über das Feld, sie flogen um das alte Gemäuer, als ob sie ein Fremdes darin fürchteten, und kreisten hoch über den wenigen benachbarten Steineichen, ohne sich in deren Kronen niederzulassen.

Varano begriff, daß ein Besonderes in der Umgebung des Turmes vor sich ginge, und beriet mit seinen kriegsgewohnten Gefährten. In der schnell aufsteigenden Dämmerung verschwamm die Gegend vor den spähenden Augen, düstere Schatten stiegen aus der Campagna in die Höhe, einsam und geheimnisvoll dunkelte das Land. Einzelne Krähen stießen, die Ruhe zu unterbrechen, noch immer laute Warnungsrufe aus, und von ferne blökten die Schafe, ohne Ruhe zu finden.

Die Wirtin von La Storta hatte sich ins Haus begeben, das Herdfeuer zu schüren. Aufflackernd warf es einen unruhigen Schein auf die Straße, wo die Pferde, die Nüstern hoch in der Luft, gleich den Menschen ein Unheimliches zu wittern schienen. Geräuschlos stiegen die Reiter zu Pferde.

„Wir müssen uns teilen,“ flüsterte Ercole, „Stefano wird mit Carlo und Matteo auskundschaften, was hinter den Bäumen und dem Turm verborgen ist. Wir anderen reiten auf der Straße den Tolomei entgegen, um sie zu warnen und nötigenfalls an ihrer Seite zu kämpfen.“

Er legte die Schenkel an die Weichen des Eisenschimmels, um anzureiten, als ein zerlumpter barfüßiger Hirtenknabe eiligen Laufes über das Feld kam und beim Anblick der Reiter ängstlich an die Mauer der Osteria gedrückt in das Haus schlich. Ercole bemerkte ihn, faßte in die Zügel und lauschte: „Großmutter, Ihr sollt das Haus schließen, läßt Euch der Vater sagen, ein halbes hundert Reiter sei um den Thurm.“ So hörte er die helle Kinderstimme im Inneren des Raumes sagen.

„Ihr bleibt, Stefano!“ raunte er dem Alten zu, der abreiten wollte. „Die Nachricht des Knaben genügt. Es muß Farnese mit seinen Leuten sein. In La Storta können wir uns verteidigen, bis der Morgen kommt, wenn sich der Reisezug nicht zu lange verspätet.“

Die Männer stiegen ab. Es entspann sich ein kurzer Streit mit der Alten, die das Thor schließen wollte, und die Pferde wurden in den Hofraum geführt, der von verfallenden Mauern und kleinen Ställen umgeben einen sicheren Aufenthalt bot. Mit einem Fluch auf den Lippen zog sich das Weib, der Gewalt weichend, an das Herdfeuer zurück, neben welchem Ignatius noch immer betete.

Die Begleiter Ercoles untersuchten das Haus, ob sich kein Seitenausgang darinnen befände, und trugen Holz, Steine und was sie sonst in der Dämmerung fanden herbei, im Notfall Thür und Fensterluken zu verrammeln.

Ercole und Matteo, ein junger, anstelliger Bursche, waren allein im Sattel geblieben, die Tolomei zu begrüßen und aufzuklären.

Durch die schweigende Nacht vernahm man das schwerfällige Knarren der Räder, man hörte Stimmen und Pferdegetrappel. Die Rosse, im Hof von La Storta eng aneinander gedrängt, wieherten den Ankommenden entgegen.

Ercole klopfte das Herz, wenige Schritte trennten ihn von der Geliebten, eine kurze Frist von dem Augenblick, in dem sie sich zum erstenmal in seinem Schutz befinden sollte. Er rief den Reiter an, der den Reisezug eröffnete, doch mißmutig antwortete ihm Beatas Vater, dessen schwere Gestalt auf starkem Pferde im Dämmer erkenntlich wurde. Atemlos, vor innerer Unruhe heiser, beschwor Ercole den alten Tolomei, in drohender Gefahr seinen Schutz anzunehmen, denn ein Überfall stehe den Reisenden bevor. Zornig und ungläubig zog der Alte die buschigen Brauen zusammen, als Varano den Kardinal Alexander Anstifter des Verbrechens nannte. Von unten blitzte ab und zu aus dem nächtlichen Dunkel ein Lichtlein, dem Wanderer die Nähe der ewigen Stadt verratend. Über den Häuptern leuchteten die Sterne, der Reisezug hielt, denn die Pferde waren von den aufgeweichten Wegen erschöpft.

Tolomei zeigte sich wenig erfreut, seinen ehemaligen Hausgenossen am Wege zu finden. Längst durch seine Verwandten in Rom über die Angelegenheit von Camerino unterrichtet, trug er Bedenken, den Worten Varanos Glauben zu schenken. Ihm schien die größere Gefahr von dieser Seite als von dem Hinterhalt des Kardinals zu drohen. Wenn die Pferde nicht dringend eine Rast bedurft hätten, wäre er trotz Ercoles Warnung nach Rom hinuntergefahren. So befahl er zu bleiben und ritt, Varano abwinkend, daß er ihm nicht folgen solle, an die schwere Karosse, in der Beata, von der langen Fahrt ermüdet, eingeschlummert war.

Was lag Ercole an der kalten verächtlichen Behandlung, die ihm Tolomei zu teil werden ließ! Sein Blut hämmerte laut an den Schläfen, so erregt war er, konnte er doch die Schritte zählen, nach denen Beata seinem Glauben zufolge gerettet sei. Er trug die Zuversicht der Kraft in seinem Herzen und hörte auf zu bangen, sobald die Geliebte im Bereich seines Schwertes war.

Eben löste sich eine lichte Gestalt aus der Nacht, und Varano sprang hastig vom Pferd, den Zügel Matteo zuwerfend. Dieser hatte nach der Richtung des Torre delle Cornacchie hin beobachtet und flüsterte seinem Herrn zu, daß hinter der Weißdornhecke, die mannshoch den Weg umsäumend von La Storta nach Norden zog, zwei Männer eiligen Laufes in die Gegend des Turmes verschwunden seien. Als Ercole in die angedeutete Richtung blickte, hatte das Dunkel die Gestalten bereits aufgenommen. Er fürchtete nichts mehr und achtete der Entschwundenen nicht weiter, denn eben betrat Beata an der Seite des Vaters das Haus, und er beeilte sich, ihnen Schritten zu folgen.

Der innere Raum von La Storta bot den Eintretenden ein sonderbares Bild. Qualmend brannte ein mächtiger Holzblock auf der Feuerstätte, mit flackerndem Schein die Gestalt des Mönches umloheud, der aufgerichtet im Zimmer stand und begeistert den Anwesenden predigte. Plappernd war die Alte neben ihm in die Knie gesunken, zitternd schmiegte sich der Hirtenknabe an die Falten ihres Kleides. Ercoles Diener hatten alles, was sie zur Verteidigung hereingetragen, wo sie gerade standen, hingeworfen und beteten mit geneigten Köpfen und zusammengelegten Händen im Kreise.

Als die Tolomei und hinter ihnen Varano in der Thür erschienen, rief ihnen Ignatius zu: „Gesegnet seid ihr, daß ihr des Weges

kommt, Zeugen des Wunders zu sein. In heißer Inbrunst betete ich vor den Thoren Roms, der Herr möge mir ein Zeichen geben, daß meine Pfade zum Ziel führen und meine schwache Kraft das große Werk des Glaubens vollende. Er hat mich erhört und kam von himmlischer Glorie umflossen in diese niedrige Hütte der Sünde. Kommt alle herein und betet zu ihm an heiliger Stelle."

Im Wesen des barfüßigen Priesters, der stolz und erhaben unter den Kriegern stand, lag etwas Herrischendes, Bezwingendes.

Als Ercole trotzdem den Mönch wütend unterbrechen wollte, bedeutete ihn der alte Tolomei heftig, zu schweigen, und sprach von der feierlichen Stimmung ergriffen: „Meine Tochter ist auf dem Wege nach Rom, in den Orden der frommen Schwestern zu San Silvestro in Capite einzutreten, segne sie, ehe wir die Thore der Stadt erreichen, denn deine Worte, heiliger Mann, sollen für ihren künftigen Weg zur Vorbedeutung werden."

Ehe Beata auf dem schmutzigen Steinboden niederkniete, Loyolas Segen zu empfangen, wandte sie das reisemüde, blasse Gesicht zu Ercole. War der Zweifel an ihrer Treue, als er sie an des Vaters Seite die Stufen zur Storta hinaufsteigen sah, von neuem in Varanos Herzen erwacht, ein Blick in die furchtsamen, noch kindlich reinen Augen verscheuchte ihn. Beata war zu bewegt, um sprechen zu können. Aus dem Dunkel des Wagens herausgerissen, in den ärmlichen, unheimlichen Raum geführt, in welchem sie, gleich einem Heiligen von brennender Glorie umgeben, den fremden Priester am Feuer stehen sah und neben sich die Gestalt des Mannes erblickte, den sie nach ihrer Eltern Befehl vergessen mußte, fühlte sie die Unmöglichkeit, in ihrem Leben selbst entscheiden zu können, als Erlösung. Sie ließ das Auge, von inniger Liebe und flehender Bitte um Schonung beseelt, eine Atemlänge auf Ercole ruhen und sank zwischen den betenden Männern gesenkten Hauptes vor dem Spanier auf die Knie.

Tolomei, im Gegensatz zu seinem hochgebildeten Bruder ein Frömmler, betrachtete sein fügsames Kind mit Befriedigung. Einen vornehmen Fremden in ihm erkennend, schlich die Wirtin der Osteria an seine Seite und flüsterte mit vertraulicher Geschwätzigkeit, sie selbst habe gesehen, wie der leuchtende Mantel der himmlischen Erscheinung ihre arme Hütte verlassen.

Ercole rüttelte umsonst seine Gefährten an den Schultern, sie wollten die Waffen von sich werfen und für den Herrn kämpfen, wie es der heilige Mann befohlen habe.

„Was fürchtet Ihr den Feind, Signor Varano," sagte Stefano, „der Herr hat diese Stelle geweiht. Ein Schwert, das hier gezogen würde, müßte im himmlischen Zorn schmelzen." Der Alte fuhr fort zu beten und sah verzückt in die Höhe, denn auch er wollte unter dem Einfluß Loyolas einen leuchtenden Schein gesehen haben.

Ercole verzweifelte, sein scharfes Ohr erkannte, daß die Gefahr von Augenblick zu Augenblick näher käme, und er vermochte nicht an die Gewalt des Wunders zu glauben. Erregt stürzte Matteo ins Zimmer und rief: „Es bewegt sich auf allen Seiten. Zu den Waffen! Sie umzingeln uns, es ist keine Zeit zu verlieren."

Tolomei sprang auf. Er sah im Düster nicht, wer die Warnung gerufen, und glaubte die Stimme eines seiner Leute erkannt zu haben. Der alte Mann, der siegreich aus manchem Kriegszug heimgekehrt, begriff endlich die Gefahr, aber irrte vom Zorn gegen Ercole bestärkt in ihrem Ursprung.

„Hütet Euch, den Ort mit Blut zu beflecken, an dem der Herr seinem Gesegneten erschienen!" drohte Ignatius mit gewaltiger Stimme.

Zitternd drängte sich Beata in den Winkel des Zimmers.

Ercole hatte sein Schwert aus der Scheide gerissen und war in die Thür getreten, den Eingang zu verteidigen.

Unheimlich — wie große Vögel, die sich schwach gegen den Nachthimmel abhoben — tauchten rechts und links der Straße, hinter dem Hause und der Hecke Gestalten auf. Waffen klirrten, auf der Via Clodia tönte Hufschlag, und der Lärm der Herandringenden mischte sich in das Gebet und die frommen Worte des Mönches.

Wütend riß Tolomei die Waffe von der Seite: „Weil du Camerino nicht erobern konntest," schrie er, „willst du ein Mädchen

in gemeinem Überfall rauben! Lüge war deine Warnung und Betrug das Geschrei des Mönches, uns aufzuhalten!"

Er hielt die Reiterscharen für Baranos Freunde und ging schwertbereit mit der Kraft eines Jünglings gegen den vermeintlichen Feind.

Mit Mühe verteidigte sich Ercole gegen die wuchtigen Hiebe des Alten, denn er wallte den Vater der Geliebten schanen und scheute sich, ihn anzugreifen.

Bereits erschienen Leute Farneses und Carpis an den Stufen der Hausthür, Fackeln blitzten auf, und laut schrie Serafina, der graße Römer aus Trastevere: „Dort kämpft Barana, der Feind unserer Herrin! Haut ihn zusammen!"

Jahlend stürzten die wilden Burschen die Treppenstufen hinauf. Mattea kämpfte an der Seite seines Herrn. Var den Augen Baranos kreuzten sich die Schwerter. Er kannte im Düster die einzelnen Angreifer nicht unterscheiden und hieb mit gewaltigen Streichen auf seine Feinde. Mit einem Fluch auf den Lippen ließ der alte Talamei die Waffe aus der Hand sinken und fiel rücklings auf den Steinbaden nieder.

Er war zu Tad getraffen.

Beatas gellender Schrei lähmte die Kraft Ercoles und brachte ihm zu Bewußtsein, was geschehen. Er hörte Odaardos Stimme von der Straße: „Werft dem Bastard den Strick um den Hals und fesselt ihn!" Er sah, daß Mattea neben ihm zusammenbrach. Noch verteidigte er den Eingang, sein Rücken war frei, seit Talomei gefallen, der Augenblick höchster Gefahr brachte die Gefährten trotz der Stimme des Mönches wieder auf seine Seite, aber es war zur Unmöglichkeit gewordeu, die Thür zu schließen, denn die Männer stritten Körper an Körper.

„Ich kenne La Starta. Steigt über die Mauer und geht vam Haf aus hinein. Ihr werdet dach die drei Männlein bezwingen!" rief Manfredino auf der Straße, den Serafino zur allgemeinen Belustigung var sich auf den Sattel gesetzt und mitgenommen hatte.

„Vorwärts!" befahl Odaardo, „Barana soll uns den Spaß nicht verderben. Wir bringen ihn gefesselt nach Rom. Das versöhnt den Papst. Einem Aufständigen muß er keine Entschädigung zahlen."

Ein Trupp, von Manfredina geleitet, drang in den Hof. Talameis Leute waren sinn- und ziellos in die Campagna geflahen. Hirten und lichtscheues Gesindel zeigten sich schon während des Kampfes, die verlassenen Reisewagen auszuplündern.

Ignatius und die Alte, die furchtlos Zeugin des Gefechtes war, weil sie, durch die Erscheinung gestärkt, ihr Haus für unverletzlich hielt, hatten die Leiche Talomeis auf einen Haufen Maisstroh gelegt, das hinter dem Herde zum Nachtlager für Gäste gerichtet war. Fassungslos beugte sich Beata über den geliebten Toten. Es kam ihr vor, als ob das Band zerrissen sei, das sie mit dem Leben verknüpfte. Mit dieser Seele war ihr Glück van der Erde geflahen.

Sie hatte beim flackernden Schein des Feuers gesehen, wie Ercoles Schwert in die Brust des Vaters gedrungen war, und eine Qual empfunden, als ob der grausame Stahl das eigene Herz gleichzeitig getroffen. Sie fand keine Thräne, kein Gebet und begrub das glühende Gesicht am Körper des Taten.

Noch immer kämpfte Barano. Blutüberströmt hatte sich der große Serafino zurückgezagen, ein anderer war an seine Stelle getreten. Niemand bemerkte infolge der Dunkelheit, des Lärms und der allgemeinen Unardnung das Eindringen Manfredinos und seiner Genassen. Mühelos wurden die wenigen Begleiter Baranos überwältigt, er selbst im Rücken angegriffen, gefesselt und in den Hof geschleppt, wie es Odoardo Carpi befohlen hatte.

Er warf einen Blick auf Beata, die über der Leiche ihres Vaters lag, und begriff, daß sein Opfer vergebens gewesen.

Das Schwert, mit dem er die Geliebte verteidigen wallte, lag, dem kräftigen Arm van der Übermacht abgerungen, am Boden. Man stieß ihn in eine Ecke des Hofes, wo er niederstürzte und, van seinen rohen, spottenden Feinden bewacht, liegen blieb. Das Licht einer Fackel, die, zwischen zwei Steine geklemmt, einen kleinen Kreis erhellte, ließ ihn das häßliche Gesicht Manfredinos erkennen. Dahinter im Dunkel verschwimmend sah er den treuen Kapf seines Eisenschimmels.

Über ihm leuchteten die Sterne, eine eiskalte Luft strich über das Land. Der Waffenlärm war verstummt, noch immer blöken

die Schafe unruhig und erschreckt durch die Nacht, und von der Straße erreichten die streitenden Stimmen der Diebe, die sich über den Raub nicht einigen konnten, Ercoles Ohr.

Der Gefesselte strengte sein Gehör auf das äußerste an, ob er etwas von dem vernehmen könne, was im Inneren des Hauses vor sich ging, denn er lag neben der Öffnung, durch die seine Gegner eingestiegen, und hörte die eisernde Stimme Loyolas.

Vor Beata, die noch immer in regungslosen Schmerz versunken war, stand Ignatius, das Schwert Varanos in der Rechten, wie der Engel des Herrn.

Als Odoardo eintrat, Besitz von der Beute zu nehmen, kämpfte der Spott in seinem Gesicht mit der Ergriffenheit des Augenblicks. Er war ein lebenslustiger, reicher Mann, vertrauter Freund des Kardinals Alexander Farnese, nicht besser und nicht schlechter als die meisten seiner Altersgenossen. Von dem Hirtenknaben, der, zu seinem Vater auf die Weide zurückeilend, ihm in die Hände gelaufen war, hatte er in abgebrochenen, ängstlichen Sätzen die Geschichte des Wunders vernommen. Er sah die Welt mit den Augen seines Oheims, der als Kardinal aus der Schule Leos X. besser in Kalandra, Trissinos Tragödien und Bojardos Heldenlied Bescheid wußte als in den Kirchenvätern und den Schriften der heiligen Katharina, und der von dem Gesichte des Fremden jedenfalls spöttisch gesagt haben würde: „Schade, daß er es nicht zweihundert Jahre früher gehabt, er wäre sonst heilig geworden.“ Obwohl Odoardo den festen Willen hatte, Beata ohne Rücksicht auf Ignatius zu ergreifen, wagte er im düsteren, raucherfüllten Raum keinen Schritt nach vorwärts zu thun.

Bannte ihn das Schwert im weißen entkräfteten Arm, von dem der zerlumpte Ärmel weit zurückgefallen war? Noch immer hielt es der Mönch vorgestreckt über das Mädchen, noch immer spielten die Lichter des Herdfeuers im Stahl.

Bannte ihn das brennende Auge, das den Herrn vor sich in himmlischer Glorie gesehen haben wollte, und dessen Blick ihm beinahe schmerzend ins Innere drang?

Odoardo fühlte die Frage Loyolas, ehe sie gesprochen wurde, und sah zweifelnd auf seine Diener, die mit wachsender Verwunderung ihren Herrn und mit scheuer, aber feindlicher Verehrung den Mönch betrachteten. Von seiner wunderbaren Erscheinung hatten alle bereits Unglaubliches vernommen. Ihr Ausdruck schien zu sagen: „Du hättest dir einen anderen Ort wählen sollen als La Storta. Wir zogen zu fröhlichem Kampf aus und nicht zum Gebet.“ Sie stahlen sich, von unheimlicher Achtung ergriffen, hinter Odoardo aus dem Zimmer, in freier Nacht ihrem Groll Luft zu machen und mit den Campagnaräubern über Tolomeis Reisezug zu streiten.

Es giebt Menschen, die eine Idee verkörpern, deren Gedanken wie eisengesponnene Fäden andere in ihre Kreise ziehen. Ihr Wille wächst über die irdischen Kräfte hinaus, sie zwingen die Seelen, sich zu beugen, und kennen keine Furcht vor menschlicher Gewalt, weil sie an die eigene Notwendigkeit glauben, an Gottes Stärke in der eigenen Brust. Sie sind keine Betrüger, wenn sie von Wundern und Erscheinungen reden, denn ihr geistiges Auge sah, was ihr körperliches zu schauen begehrte.

Ignatius war von dem Gesicht des Herrn erleuchtet und fühlte die Kraft von Trojas Kämpfern in seinem Arm, als er zu Beata, die sich mühsam aufrichtete und erschrocken das rohe Gesicht Odoardos erblickte, mit sanfter Stimme sprach: „Du klagst, weil dich der Herr aus den Armen der Deinen gerissen, und hältst dich für eine schutzlose Waise, aber du irrst, wenn du an seiner Güte zweifelst, denn während dir seine Rechte den Vater nahm, gab dir die Linke eine treue, gnadenreiche Mutter: die Kirche. Ich bringe dich sicher nach Rom.“ Thränenerfüllt blickte Beata zu ihm auf und sah ihn zweifelnd an, als er fortfuhr: „In meinem Schutz bist du gefeit, als ob dich die Reiterscharen des Kaisers behüteten.“

Roh lachte Odoardo auf, dachte an die Menge seiner Bewaffneten vor La Storta, stieß das Schwert auf den Boden und rief: „Wir bringen das Mädchen nach Rom, nicht du.“ Aber er blieb an seinem Platz stehen, ohne sich zu rühren, des Priesters Wille gebot ihm, das Schwert in der Scheide zu lassen.

Beatas blonde Lieblichkeit, die knospende Gestalt der Jugend und der grausam ver-

störte Ausdruck, unter dem die Schönheit wie gefangen lag, rührten den Römer, der, übersättigt von der Pracht üppiger Glieder, Psyches Anmut in dem Wesen erkannte, das hilfesuchend auf einem armseligen Bündel Stroh in elender Hütte kniete. Ein Gefühl des Mitleids dämmerte in seinem Gemüt, und er verwünschte den Gehorsam Lelias Plänen gegenüber. Auf ihr Geheiß hatte er dem Kardinal Alexander unablässig von dem Mädchen aus Siena gesprochen, bis dem lebenslustigen Kirchenfürsten der Wunsch aufgestiegen, die unbekannte Schöne zu besitzen. Die Schwatzhaftigkeit Lattanzio Tolomeis, der überall mit Stolz von seiner Nichte gesprochen, hatte allerdings den eitlen Farnese nicht wenig in dem Entschluß bestärkt, Beata zu rauben, ehe sie in der Nacht des Klosters verschwände. Jetzt betrachtete sie Odoardo mit Scham und Mitleid. Sie war so blond, so wehrlos, so lieblich, wie sie in gläubiger Inbrunst neben dem selbstbewußten Mönch die Hände faltete!

Auf der Straße wurde es wieder lebendig, ungehalten hörte man Farneses Stimme über den Verzug schelten. Alle wollten ihm antworten, doch er konnte den Bruchstücken, die sein Ohr erreichten, nichts entnehmen. Er sprang vom Pferd und trat zornigen Blickes in den blutbefleckten Raum.

Ausgestattet mit einem leidenschaftlichen, vordrängenden Temperament, begriff Alexander Farnese die Rechte seiner Stellung, aber wollte sich durch die Pflichten des Geistlichen den Genuß der Jugend nicht verkümmern lassen. Wer konnte auch Moral von ihm verlangen? Sein Großvater, der Papst, hatte ihn ohne Scheu als Enkel anerkannt und war mit dieser Erklärung weit über die hergebrachte Form seiner Vorgänger hinausgegangen. Alexander lachte der Vorwürfe, mit denen Männer wie Contarini ihn väterlich ermahnten und Mönche von Caraffas Art öffentlich angriffen, aber als echter Farnese besaß er neben den Fehlern auch die Vorzüge seines Hauses. Die Römer nannten Paul III. im Gegensatz zu Julius II., dessen graubärtige Heldenerscheinung sie mit einem weißen Löwen verglichen, den weißen Fuchs. Schlau und verschlagen wie der Papst, verstand sein Enkel bereits als Jüngling zu entsagen. Während er unter der Steineiche auf Odoardo wartete, der Beata Tolomei ergreifen und zu ihm führen sollte, waren die unklaren Erzählungen des Wunders durch einen Boten zu ihm gedrungen. Von den Schwankungen der vatikanischen Politik genau unterrichtet und überzeugt, daß die streng kirchliche Partei in kurzem ein großes Übergewicht erreichen könne, hatte er sofort das Bedeutsame der Begegnung erfaßt und trug Bedenken, seinen Plan zu verwirklichen. Weil die nächtliche Anwesenheit eines Kardinals in der Umgebung von La Storta, mit den Berichten der Erscheinung verknüpft, das Gespräch des Tages bilden würde, und weil er fürchtete, daß Odoardo unklug handeln könne, hatte Farnese, ehe er Ignatius gegenübertrat, beschlossen, den Dingen persönlich eine neue Wendung zu geben. Baranos Eingriff, der ihm zuerst einen grimmen Fluch entlockt hatte, sollte ihm jetzt ermöglichen, die eigene verbrecherische Absicht zu verschleiern. Er trug die Kleidung der Nobile und hatte einen schweren, dunklen Mantel um die Schultern geworfen, so daß nichts an ihm den Kirchenfürsten verriet.

Maßlos war Loyolas Erstaunen, als der schöne, hochgewachsene Jüngling, der seinen Freund Odoardo um Haupteslänge überragte, ihm herrisch befahl, das Wunder klar und deutlich zu berichten, von dem die Leute so Märchenhaftes erzählten. „Ich bin der Kardinal Alexander Farnese," setzte er nach kurzem Schweigen hinzu, „und kam mit berittenen Kriegern einen Aufständigen zu ergreifen, der Verwandte meines Hauses auf ihrer Reise bedrohte."

Einen Augenblick starrte Odoardo den Freund verständnislos an, dann erfaßte er den Gedanken und sagte: „Der Auftrag Euer Eminenz ist vollzogen. Ercole Barano liegt gebunden im Hof."

Während Ignatius von Loyola dem Kardinal in bilderreicher Sprache auseinandersetzte, daß er, Rom vor Augen, in Ermattung gesunken, auf dem erbärmlichen Stroh dieses Hauses zum Leben erwacht sei und inbrünstig betend den Herrn in himmlischem Glanze gesehen habe, suchte Beata ihre Gedanken zu sammeln und sich klar über das Geschehene zu werden. Aus der schlummernden Ruhe des Wagens gerissen, von ihrem

Vater zu dem Mönch geführt, ohne Vorbereitung in stummer Angst dem Geliebten gegenüberstehend, hatte sie kaum ein leises Glück des Wiedersehens in ihrem Herzen gefühlt und Hoffnung geschöpft, daß ihr Schicksal sich ändern könne, als die Ereignisse, der Kampf, der Tod des Vaters und Varanos Verschwinden, wie ein eisiger Strom des Schmerzes sie überfluteten, der ihr jede Fähigkeit des Denkens und Begreifens nahm. Sie fühlte Farneses verlangenden Blick auf sich ruhen und sah, daß er nur zerstreut den Worten des Mönches folge, der von seinem inneren Beruf, von seiner Stärke sprach, die einer leuchtenden Flamme gleich vom Finger des Herrn in seine Seele getreten. Der Kardinal bewegte voll innerer Unruhe die Spitze des vorgestellten rechten Fußes, denn es drängte ihn, den schwülen, elenden Raum zu verlassen. Die dröhnende Stimme Loyolas fesselte seine Aufmerksamkeit erst bei der Anklage gegen den Jüngling der das Schwert an geweihter Stätte gezogen und einen Verwandten des heiligen Vaters ermordet habe. Zornfunkelnden Auges streckte Ignatius das blanke Schwert bis zur Wölbung der Decke und rief: „Die Hand des Herrn wird seine Seele treffen, wenn ihn die irdische Gerechtigkeit zerschmettert hat."

Mit Mühe unterdrückte der Kardinal ein höhnisches Lachen und sagte, sich zum Ausgang wendend: „Wir führen ihn sicher in die Engelsburg." Er war froh, die Thür des Hauses zu erreichen, denn der Rauch des schwelenden Holzes schmerzte die Augen des verwöhnten Mannes.

Doch aus ihrem stillen, thränenlosen Schmerz erhob sich Beata, wankte ihm nach und flehte um Gnade für den Mörder des Vaters, dessen Tod ein Irrtum verschulden müsse; sie kenne die edlen Eigenschaften Varanos zu gut, um ihn eines Verrates fähig zu halten.

Selbst mit geröteten Augen, halbaufgelöstem Haar und bestaubtem Gewande war das Mädchen schön. Sie erinnerte den Kardinal an die liebliche Gestalt Botticellis in der päpstlichen Kapelle, auf der sein Blick während mancher Messe mit Andacht gerastet, und er bedauerte, daß die Ereignisse zwischen ihn und seine Beute getreten. Doch er sagte mitleidlos: „Die Richter werden entscheiden," und wandte sich zu Odoardo mit dem Befehl, Sorge zu tragen, daß die Leiche auf würdige Weise in den Palazzo Tolomei gebracht würde. Auf Beatas Stirn war eine blonde Locke gefallen, die sich aus dem weißen Kopftuch losgelöst hatte. Sie strich mit der schlanken, kleinen Hand das Haar aus dem Gesicht und frug flehend: „Und ich?" Es war zum erstenmal in dieser Nacht, daß sie an sich selbst dachte. Sie errötete und ward sich unter den Männern ihrer peinlichen Lage bewußt.

Doch Loyola, blind für weibliche Reize und taub für die Stimme des Herzens, ergriff sie rauh bei der Hand und rief: „Du folgst mir, damit ich dich für das Heil vorbereite, dem dich der Vater vor dem Tod bestimmte. Er schied ohne Beichte, bete für ihn und erkenne die Fügung des Schicksals, daß die letzte That seines Lebens darin bestand, dich meiner segnenden Hand anzuvertrauen. Bedenke, daß Gott denjenigen besonders liebt, den er besonders prüft!"

Farnese überließ Beata Tolomei dem Spanier und schied von Odoardo begleitet aus La Storta. Von neuem sank Ignatius von Loyola zum Gebet nieder und zwang das blonde Kind, an seiner Seite zu knien.

Im Hof war es still geworden, sobald der Kardinal die Herberge betreten, selbst Manfredinos Spott war der Neugierde gewichen, denn jeder hatte vernehmen wollen, was sich am Orte des Wunders ereigne. Ercole segnete das Walten des Mönches, dessen Eifer Beata vor Alexander Farnese beschützte, und fühlte unklar, daß ein geheimer Zusammenhang alle Dinge verbinde. Was er selbst nicht hatte vollenden können, führte der einsame Fremdling aus, den er mitleidsvoll im Staube des Weges aufgerafft und in La Storta geborgen. Die Gewißheit, daß Beata vorläufig nicht in die Hände seines Feindes gefallen war, tröstete ihn über die eigenen Qualen. Er hörte die schweren Tritte der Männer, die Tolomeis Leiche aus dem Zimmer trugen, und vernahm die Gebete Loyolas mit dem Schluchzen der Geliebten vermischt. Sollte Beata und die Hoffnung auf Camerino auch für immer verloren sein, er stillte seine Sehnsucht nach Glück mit dem Trost ihrer Treue und glaubte, daß sein Schwert in der Hand des Mönches sie sicher in das Kloster geleiten würde. Als

Manfredino ihm höhnend den zerlumpten Priester mit der Waffe geschildert hatte, ahnte der kleine Buckelige nicht, wie wohlthuend dies Wort den Gefangenen berührte. Ercole sah das Wirken einer göttlichen Gnade, die aus dem Abgrund des Wehs wie das Gold aus den Tiefen der Erde emporleuchtete.

Gleichgültig vernahm er Odoardos Befehl, gleichgültig folgte er den rohen Gesellen, die ihn mit gemeinen Scherzworten auf den Weg stießen, und schritt zwischen den Pferden seiner Wächter auf der Straße nach Rom, die für ihn zum Gefängnis im Hadriansgrabmal führte. Der Morgen dämmerte bereits, als die Aufseher des Kerkers, aus dem Schlafe geweckt, Varano von den Kardinalsdienern empfingen. Seine Fesseln wurden gelöst, schweigend betrat er das kleine Gewölbe und warf sich ermattet aufs Stroh, nachdem die schwere Thür sich hinter ihm geschlossen.

Als der erste Sonnenstrahl leuchtend und rosig durch das kleine vergitterte Loch den Weg in seine Zelle fand und auf die blasse Wange des Gefangenen den Widerschein des Lebens malte, erhob sich in La Storta Ignatius mit seinem Schützling vom Gebet, den Weg nach Rom anzutreten.

Während beide die Herberge verließen, warf Beata einen Blick des Abschieds auf den Reisewagen, der leer und pferdelos am Wege stand. Es war die letzte sichtbare Erinnerung an die Heimat. Die Unglückliche überdachte das hoffnungslos Vergangene ihres bisherigen Lebens, das unabänderlich Gewesene des jugendlichen Friedens. Die wilde Nacht mit Segen und Waffenlärm, mit Tod und Entsetzen war ihr bisher wie ein wüster Traum erschienen; an dem umgestürzten Gefährt, das ihr im unbarmherzigen, fahlen Lichte des Morgens die trostlose Wirklichkeit des Schicksals enthüllte, erkannte sie, daß eine Rückkehr in das alte, heimliche Leben für immer ausgeschlossen sei. Sie fühlte den Schmerz des Nie-wieder-ergreifenkönnens, des hoffnungslos Versunkenseins ihrer ganzen bisherigen Welt.

Beata ging an der Seite des zerlumpten Priesters, und ihre Füße netzte der frische Tau des Morgens.

Leichte Nebel wallten über dem Bette des Tiber, mit rosigem Licht spielte die Sonne in den Schleiern, und endlich lag, leuchtend klar in der wunderbaren Pracht des Frühlingstages, mit Hügeln und Gärten, Zinnen und Türmen Rom, das Ziel der Sehnsucht, die Stadt der Städte, vor ihnen.

Wie im Traum schritt Ignatius dahin, sich des Tages erinnernd, an dem er den heiligen Berg Montserrat bestiegen und den Eid abgelegt, als Soldat Christi zu leben und zu sterben. Er sprach, auf das schlummernde, sonnenbegrüßte Rom deutend: „Noch sind alle Fenster verschlossen, und die Sünde schläft im weichen Pfühl, aber mein Wort wird die Seelen wecken wie der Strahl des Tages den Leib."

Beata zitterte in Angst, als sie die Sprache ihres Begleiters vernahm. Sie verstand ihn nicht und fürchtete sich vor der Zukunft. Für sie waren diese Kirchen und Paläste, die sich in steinerner Masse aneinander drängten, das Grab.

Der Mönch und das blasse Mädchen im schleppenden Gewand gingen gedankenversunken nebeneinander, bis sie die Porta del Popolo erreichten.

* * *

Zwischen Gärten, deren dunkles Grün sich in schwerer Fülle vom blauen, römischen Himmel abhebt, steht das Kirchlein von San Silvestro.

Eingebettet in Sträucher und Bäume liegt Kloster und Gotteshaus auf dem Hügel, ein liebliches Asyl weltflüchtiger Nonnen. Von leisem Wind bewegt, hauchen die blühenden Citronen sanften, wohligen Duft über das Land, und melodisch klingen wie Grüße der schönen freien Erde die Lieder der Vögel in den Klosterhof, der rosenumrankt und von kleinen Arkaden umgeben zwischen der Kirche und den Wohngebäuden liegt gleich einer blumengefüllten steinernen Schale.

Am Brunnenrand lehnt eine Schwester und sieht in wehmütiger Träumerei das Wasser fließen, das in ewig gleichem Strom aus der marmornen Faunmaske in das bemooste Becken plätschert. Sie wartet, bis ihr Krug sich füllt, und hofft, daß ihre Tage einlönig und friedlich vergehen — gleichmäßig wie das Wasser rauscht.

Im Säulengang, dessen Fliesen durch die Mittagssonne angenehm erwärmt sind, ist

ein kostbarer Teppich ausgebreitet und stehen einige Stühle im Kreis.

Das feine Haupt über ein Buch gebeugt, sitzt Kardinal Contorini auf einem der Sessel, und aufmerksam die Bruchstücke antiken Marmors studierend, die in der Wand eingemauert sind, geht der junge portugiesische Maler Francisco de Hollanda im Kreuzgang umher. Es ist Sonntag.

Der Kirchenfürst schließt das Buch und sinnt mit befriedigtem Lächeln über das Gelesene nach. „Von der Stimmung gegen Ochinos Lehren" steht mit goldenen Buchstaben auf dem Lederband. Contorini überfliegt noch einmal diese Aufschrift und sagt halblaut vor sich hin: „Ambrosio hat recht. Die aufgeweckten Geister sind überall auf unserer Seite."

Blieb die Bewegung, den Glauben zu läutern, in Italien auf eine geringe Anzahl gebildeter Laien und Geistlicher beschränkt, ohne von diesem ausschließlichen Kreise tiefer ins Volk dringen zu können, so hatten doch die Predigten des greisen Bernardino Ochino für kurze Zeit Menschen aller Schichten zur Begeisterung entflammt. Der Glaube des alten Mannes, daß durch Gottes Gnade allein das Paradies erworben werden könne, lockte die Menge, aber die Scheu, das Dogma zu ändern, war größer als die Freude über die Freiheit der Seele. Die Widersprüche gegen den Grundgedanken der herrschenden Kirche, die Ochino seit einiger Zeit in Neapel öffentlich lehrte, gingen selbst den Männern der Versöhnung zu weit, denn vornehme Charaktere, wie Contarini, suchten einen Bruch zu vermeiden, der unausbleiblich erschien, sobald der Weg der Mäßigung auf einer Seite überschritten wurde.

Träumerisch blickte der Kardinal in das Gärtchen. Ein sonniger Frühlingsfrieden zitterte durch die Luft, und bunte prächtige Falter wiegten sich bereits zwischen den Blüten — Kinder der Luft, die sich kosend zu den Töchtern der Erde senken. Im grünen Laub der Rose, weit oben, wo der Sonnenkuß heißer und inniger war als unten im kühlen Hof, blühte eine tiefrote Blume und leuchtete nickend herunter, als ob sie sagen wollte: „Seht mich an, denn ich bin schön, und vergeßt alle ernsten Gedanken."

Aber die hohe Frau mit den regelmäßig sanften Zügen und der leichten Schwermut im durchgeistigten Ausdruck, die nun den Hof betrat, sah nicht auf die einsam erblühte Rose zu ihren Häupten, sondern neigte sich mit ernstem Lauschen zu dem Bruder Ambrosio aus Siena, dem bedeutenden Prediger Pauls III., ihrem Begleiter.

Der Kardinal erhob sich und segnete mit liebevoller Bewegung Vittoria Colonna, die verwitwete Marchesa von Pescara, die sich tief vor dem Freund verneigte. Sie war durch den Garten Colonna, der sich in blühenden Terrassen den Hügel hinaufzieht, nach San Silvestro gegangen, um Freundeswort und gelehrte Reden im ausgewählten Kreise zu tauschen. Dies war die Freude ihrer Sonntage. Francisco de Hollanda eilte herbei, Vittoria zu begrüßen. Sein Blick ruhte mit Andacht auf den Zügen der gefeierten Dichterin, welche er in jugendlicher Begeisterung die erste Frau der Welt genannt hatte. Er zeigte sich dankbar und beglückt, daß die berühmte Freundin der Künste den unbekannten Fremden mit mütterlichem Wohlwollen empfangen.

„Wir wollten über die Episteln von Sankt Paulus sprechen," sagte sie, „und die Verbindung hoher Philosophie mit christlichem Glauben an unserem Geiste wie ein holdes Wunder der Zeit vorüberziehen lassen, aber ich sehe an den wißbegierigen Zügen unseres jungen Freundes, daß er hofft, weise Worte über Kunst und Malerei zu hören."

Etwas enttäuscht blickte Pater Ambrosio auf den Weg zu seinen Füßen und sah, wie eine Eidechse in eiliger Angst über den Weg huschte. Sie verkroch sich unter einem Säulenkapitäl, das von seiner Höhe gestürzt in traurigen Trümmern am Boden lag. „Auch die Kunst ist göttlich, Excellenza," sagte er und verneigte sich tief, „die Tochter des Heidentums floh unter den schützenden Mantel der Kirche."

„Um Herrin zu werden," fügte Contarini mit einem Anflug von Spott hinzu, während Vittoria sich auf einen Sessel niederließ. „Wer geht noch in den Vatikan, um zu beten? Die Decke des Meisters will man sehen und Raffaels Bilder." Er setzte sich der Marchesa gegenüber, und Francisco stützte sich leicht auf die Lehne des Stuhles,

in dem die schwere Gestalt Ambrosios Platz genommen hatte.

In schönen Falten flutete die schwere, schwarze Seide van Vittorias Gewand über den farbigen Teppich. Ihre schlanken, feingebauten Hände lagen lässig auf dem Schoße, und mit tiefer wohlklingender Stimme sagte sie: „Michelangelo hat mir versprochen zu kammen.“

In diesen einfachen Worten lag die reine Freundschaft für den großen Menschen, der ihrer Seele so nahe stand, lag die innere Befriedigung, ihn heute erwarten zu dürfen. Und alle freuten sich mit ihr.

Es wohnt eine eigene Stimmung im Zusammensein geistig gereifter Naturen. Der stille Winkel auf dem gartengeschmückten Hügel in Ram barg einen großen, von irdischen Sargen lasgelösten Frieden. Es ging wie ein heiliger, beruhigender Zauber von jener Frau aus, die den Himmel einer starken Liebe und die Qual sehnsüchtiger Einsamkeit ausgekostet hatte.

Hier vergaß man den ewigen Streit der römischen Geschlechter untereinander, verlar die Gerüchte über Schlachten und Kriege aus dem Sinn, van denen jedes Tagesgespräch erfüllt war, und schien der Haffnung Raum zu geben, daß die grimme Fehde der Unduldsamen gegen die freien Geister weder Angst noch Schrecken einzuflößen brauche. Platos Philosophenschule war in der Kirche von San Silvestro und im Gartenviereck mit den Citronenbäumen wieder erwacht, denn ein antiker Geist sprach aus den großen leuchtenden Augen der römischen Fürstentochter und spiegelte sich wieder in den feinen, gelehrten Gesichtern ihrer Genassen.

Man schwieg. Messer Ambrosia, der an einer Abhandlung über die Unsterblichkeit der Seele arbeitete und aus allen Bibliatheken Rams die Ansichten der römischen und griechischen Philosophen zusammentrug, in ihnen Varläufer Christi zu entdecken, war zu sehr mit den eigenen Gedanken beschäftigt, das Gespräch zu beginnen.

In Cantarinis Seele ebbten noch die Eindrücke des Tages, welche ihm deutlicher als je die Gewißheit verschafft hatten, daß Paul III. mehr und mehr in den finsteren Theatinern eine Stütze suche. Im Vatikan war am heutigen Margen von einem Wunder vor den Thoren der Stadt die Rede gewesen, und man hatte in den Zimmern des Papstes unter Raffaels Philasaphenschule daran geglaubt. Langsam kehrte durch die Macht der Umgebung in die Züge des Priesters der heitere Gleichmut zurück. Er schwieg und betrachtete mit künstlerischem Genuß die Hände Vittorias.

Der junge Maler seufzte und sah nach der Thür, er hatte noch nichts zu vergessen und wenig Erinnerungen, deshalb verstand er nicht, daß kluge Menschen zusammen schweigen können.

„Ihr seid in Gedanken versunken, Kardinal,“ hub die Marchesa an. „Auch meine Seele taucht an solchen Frühlingstagen in das Meer der Vergangenheit. Wie die Glieder einer galdnen Kette reiht sich ein längst verblaßtes Bild an das andere, um wiederkehrend wie der Lenz zur Gegenwart zu werden. Reichtum und Gald liegt für unser Herz in den Erinnerungen.“

„Denn die Gegenwart, Fürstin, ist eisern. Sie zwingt uns in ihre grausamen Fesseln und verlangt das Beste van uns, indem sie gebietet, die Überzeugung zu apfern.“ Contarinis Stimme klang bitter bei diesen Worten, denn er kannte sich noch immer nicht von dem Gedanken an den heutigen Vormittag tasreißen. Hatte doch Paul III. zu ihm anläßlich der Wundererzählung gesagt: „Greisen solche Ansichten um sich wie jene, zu denen du dich bekennst, Kardinal, fällt die Peterskirche zusammen, ehe sie vollendet ist.“ Und Cantarini hatte nur an der geistigen Klarheit des Mönches gezweifelt, dessen Vision die Gemüter erregte.

„Unser Wissen ist so klein, als unser Gefühl graß ist!“ antwortete Vittaria Colonna nach kurzem Schweigen dem Kardinal. „Wer kann van sich behaupten, daß der eigene Glaube unfehlbar sei. Zumal in heiligen Dingen. Warum mit Warten und Waffen um einen Gedanken kämpfen, der still und feierlich nur in unserer Brust leben sollte? Ich habe Savonarola nie verstanden, ich begreife das Wesen der thatgewaltigen deutschen Mänche nicht, denn in meinem Herzen hat das Wort Wurzel gefaßt, das unser heiliger Vater Leo X. ausgesprochen: Das Leben wird zum Kunstwerk, sabald sich der Geist in freiem Flug erhebt. — Ihr kanntet,

teurer Freund, aus der Fülle der Gedankenwelt ein Leben bereiten, das frei und schön dennoch zu irdischen Ehren führte."

„Jetzt leide ich darunter, Madonna. Die Rücksicht, die der Purpur von einem ehrlichen Charakter verlangt, bedrückt meinen Geist," erwiderte der Kardinal und fügte hinzu, um das Gespräch auf einen anderen Gedanken zu bringen: „Ich fand ein schönes Wort in diesem Buch unseres Freundes." Er hob den Band in die Höhe, und Ambrosio, trotz christlicher Bescheidenheit sichtlich geschmeichelt, rückte mit seinem Stuhl ein wenig näher. Contarini schlug das Buch auf, suchte einen Augenblick und las: „Das Wort ‚ewig' allein enthält für das wandelbare Wesen des Menschen solche Qual, daß auch in der Vorstellung ewiger Freude ein Stück menschlicher Unvollkommenheit zurückgeblieben ist." Er blickte auf und sagte mit betrübtem Lächeln: „Daran dachte ich heute, als Caraffa die Schrecken der Hölle schilderte, und gönnte ihm das Paradies."

„Unser Körper ist die Leier," sprach die Marchesa leise, und ihr Auge ruhte auf einem Falter, der selig die Flügel über einer Citronenblüte zusammenschlug, „und unsere Seele die Melodie. Wie sie leise im Winde verrauscht, so verklingen auch wir."

„Wie Excellenza Platos Gespräche versteht!" rief der gelehrte Prediger, erfreut ein Merkmal seiner Weisheit anbringen zu können, „sagt doch Sokrates bereits im Phädon, auch die Harmonie sei unsterblich, weil sie den Seelen gleich unsichtbar sei und den toten Körper belebe." Er wollte eine gelehrte Auseinandersetzung, mit welcher er sich tags vorher in Kardinal Bembos Bücherei beschäftigt hatte, daran knüpfen, doch das Wort haftete in seinem Munde, als er Lattanzio Tolomei schreckensbleich und zitternd eintreten sah, begleitet von seinem Neffen Claudio, der wie der Oheim unter einem fürchterlichen Eindruck zu stehen schien.

Vittoria hatte ihren kunstsinnigen Freund Lattanzio noch nie in solcher Erregung gesehen.

„Mein Bruder ermordet, Beata verschwunden. Im Vatikan sind die Thüren verschlossen, damit kein falsches Gerücht über den Überfall und über das Wunder herausdringt!" rief er und ließ sich schwer auf den Sessel fallen. „Hätte ich den Mann vor dem Schwerte, der das Kind geraubt hat!"

Contarini war aufgesprungen. Er hatte von Loyolas Erscheinung gehört, doch er ahnte nichts von dem geschehenen Verbrechen. „Ein Überfall vor den Thoren?" rief er entsetzt. „Waren es Räuber oder Feinde des Hauses?"

„Alexander Farnese hatte die Hände im Spiel," jammerte Claudio.

„Hat man noch keine Spur von Beata?" frug die Marchesa. „Die erste Sorge ist, das unglückliche Kind zu retten. Alles andere kommt später."

„Farnese, der in der Gegend gejagt haben will, sagte mir," antwortete Claudio, „seine Ankunft habe Beata gerettet, und sie sei unter dem Schutz eines Mönches in La Storta zurückgeblieben. Dort weiß man nichts von ihr. Farneses Jäger lachten mir ins Gesicht und meinten spöttisch, ein Mönch, der ein Wunder gesehen, sei der beste Schutz für ein Mädchen. Ich suchte den fremden Priester bei den Gärten der Messalina, wo die Theatiner wie die Eulen hausen, im Vatikan, in den Klöstern, überall vergebens."

„Zustände, als lebten wir in den Zeiten eines Konklaves," meinte Ambrosio zur Marchesa gewandt, die erfolglos bemüht war, den Freund zu trösten.

„Ein Fest war für Beata in meinem Hause gerüstet, und nun ...! Ich hätte nie geglaubt, wie ohnmächtig wir Menschen dem Schicksal gegenüber sind," sagte Lattanzio und wischte sich mit einem seidenen Tuch über die Stirn. Dabei zitterten seine alten Hände, und er fügte schmerzlich bewegt hinzu: „Es sollen nicht Campagnaräuber gewesen sein. Gegen solche Gesellen hätten sich unsere Sienesen verteidigt. Man hält den Bastard von Camerino für den Thäter."

„Unmöglich!" riefen der Kardinal und Francisco de Hollanda fast gleichzeitig.

„Ich habe dem Jüngling vertraut und ihn fast wie ein Kind des Hauses gehalten," klagte der Alte. „Ich mag es auch nicht glauben, wenn er auch lange von uns fern geblieben ist."

„Odoardo Carpi hat es behauptet, und Lelia gestand, Varano habe in ihrer Gegenwart allen Tolomei Rache geschworen, wenn Beata geistlich werden sollte," versicherte der Neffe.

„Er ist Mitglied des Oratoriums der göttlichen Liebe und wird von uns allen als ernst und tapfer geschätzt," sprach Contarini. „Ich glaube kein Wort von jenen Gerüchten, ehe Beata Tolamei aufgefunden ist und den Verdacht bestätigt. Dem Kardinal Alexander ist alles zuzutrauen. Wo ist Varano?"

„In der Engelsburg," antwortete Claudio. „Der Schließer verweigert den Zutritt." Mühsam zurückgehaltene Erregung zitterte durch seine Stimme. Jetzt brach er los: „Künstler, Gelehrte und Pfaffen, auf jedem Baustein ein Dutzend, aber Gerechtigkeit und Sicherheit nicht eine Unze, solange die Farnese herrschen. Ascanio Colonna hat recht, daß er sich in Marino verschanzt."

„Mein Bruder!" rief die Marchesa. „Jetzt begreife ich seine plötzliche Abreise. Der Palast war so leer, daß ich fror, als ich die weiten Säle durchschritt, ehe ich hierher kam." Vittoria beschlich die Ahnung, vor einer neuen Zeit von Kämpfen und Gefahren zu stehen, ebenso schrecklich wie damals, als die Umtriebe ihrer Familie die furchtbare Eroberung und Plünderung des künstlerisch genießenden Rom heraufbeschworen. Sie zwang sich gewaltsam zu anderen Gedanken und sagte: „Wir müssen versuchen, mit Varano zu sprechen. Von ihm allein können wir die Wahrheit über alles Rätselhafte dieser Nacht erfahren."

„Mein armer Bruder steht aufgebahrt in der Kapelle meines Hauses, die Mönche von Aracaeli halten die Totenwacht, und der Papst selbst hat Messen für seine Seele befohlen. Man schmeichelt dem Toten; aber für die Lebenden hat man den Riegel vor die Thüren geschoben, denn man fürchtet das Wort. Im Gefängnis behaupten sie, Paul III. habe in eigener Person verboten, daß jemand, wer es auch sei, die Zelle des Gefangenen betrete. Ich glaube, man scheut, daß die Wahrheit über das Wunder den Leuten zu Ohren komme, ehe sie sich gewöhnt haben, an die Märchen der Theatiner zu glauben."

Der kunstsinnige, feine Lattanzio, der jede seiner Gebärden der Stellung einer antiken Statue nachzuahmen bestrebt war, schlug bei diesen Worten mit der Faust so heftig auf die Armlehne seines Stuhles, daß ein geschnitztes Engelsköpfchen abbrach und über den Kies des Gartenweges rollte.

Contarini ging im Kreuzgang auf und nieder. Aus den Andeutungen der Tolamei und aus dem tiefen Einblick, den er in die Verhältnisse der römischen Regierung gewonnen, machte er sich ein ziemlich klares Bild der Lage. Es wurde ihm von Augenblick zu Augenblick deutlicher, daß der Überfall mit einer geheimen Angelegenheit des Hauses Farnese verknüpft sei. Warum sollte man Leuten von Lattanzios Ansehen ein Gespräch mit dem vermeintlichen Mörder verwehren, wenn nicht verborgene Nepotenpläne das Auge der Nächststehenden zu fürchten hätten? Der Kardinal blieb vor dem Sessel der Marchesa stehen und frug unvermittelt: „Gehört nicht Michelangelo zu der Brüderschaft des enthaupteten Johannes?"

„Soviel ich weiß," erwiderte Vittoria Colonna erstaunt und blickte fragend zu dem ernsten Gesicht des Venetianers empor.

„Die Mitglieder haben das Recht, jeden Verbrecher zu beliebiger Stunde aufzusuchen, denn ihr Amt ist, die Seelen der Unglücklichen mit ihren irdischen Feinden zu versöhnen. Dann leisten sie denen Beistand, die zum Tode verurteilt sind. Buonarotti kann somit die Wahrheit am leichtesten erfahren oder wenigstens einen Freund bitten, Varanos wegen ins Gefängnis zu gehen."

„Dazu muß ihn die Frau Marchesa bestimmen. Er liebt es nicht, daß man seine Zugehörigkeit zur Brüderschaft kennt," sagte Claudio. „So gut sein Herz ist und so gern er sich um anderer willen opfert, so bitter haßt er, wenn man ihn mit Fragen und Wünschen bestürmt. Ich habe ihn schon recht unmutig gesehen."

Vittoria Colonna lächelte. Ihr feines, blasses Gesicht, von dunkelblondem Haar umrahmt, in dessen weiche Wellen einige Silberfäden ernsten Glanz mischten, war unendlich lieblich, wenn sie lächelte. Trotz des traurigen Augenblickes, der mit Mord und Sorge an den Frieden des Klosterhofes geklopft hatte, war dieses Lächeln nicht verletzend, nicht peinlich, denn es leuchtete wie ein Hoffnungsstrahl über die verstörten Mienen der Freunde. Die zarte Gewalt der hohen Frau über die große Künstlerseele Michelangelos, das sichere Bewußtsein, für

eine gute Sache erfolgreich wirken zu können, spiegelte sich auf ihrem Antlitz wieder.

Lattanzio Tolomei sah mit rührendem Schmerz in die schönen Augen der Marchesa: „Es wird zu spät sein,“ stöhnte er und dachte daran, wie verzerrt von Jammer und Todesangst das süße, zarte Wesen jetzt aussehen könne, das er liebte, in dessen offenem Sinn der alte Mann etwas von der eigenen Sehnsucht nach Schönheit entdeckt hatte. Er gedachte der Freude Beatas an seinen Sammlungen und Büchern, erinnerte sich seines Entzückens, als er mit dem klugen, gelehrten Mädchen den lateinischen Plato und Dantes Paradies gelesen. „Es wird zu spät sein,“ murmelte er noch einmal.

Vittoria litt darunter, daß die schöne, klangvolle Stimme, deren Ton vorgetragene Verse zu Musik werden ließ, gebrochen und vernichtet ein Wort der Verzweiflung sprach. Sie wußte, daß es der Lebenswunsch Lattanzios gewesen, die Nichte unter den Clarissinnen von San Silvestro in Capite in schöngeistige und gelehrte Studien vertieft zu sehen, und sie verstand, daß Selbstvorwürfe in ihm aufstiegen, er habe durch seinen Einfluß Beatas Liebesglück zerstört und vielleicht das Verhängnis der unseligen Nacht unbewußt mit verschuldet. Sie erhob sich und strich leise mit der schmalen Hand über das Silberhaar des Freundes: „Lattanzio, Ihr denkt gering von den Frauen. Wir sind stark wie die Löwen, wenn wir uns verteidigen wollen, aber schwach, wenn wir lieben. Für den Geliebten die Ehre zu bewahren, ist Glück, sie ihm zu geben der Himmel.“ Die letzten Worte sagte sie ganz leise und senkte die Lider. In solchen Augenblicken fühlte sie die Nähe ihres Gatten, der für die Welt tot, für sie lebendig geblieben.

Claudio, den die innere Unruhe hin und her trieb, war in den Garten getreten und sah mit Besorgnis, daß die Strahlen der Sonne nur noch die oberen Fenster des Hauses berührten. Er wollte seinen Oheim veranlassen, nicht länger zu verweilen, da vor Sonnenaufgang die ausgesandten Boten am Palazzo Tolomei zusammentreffen wollten, als die schwere Thür des Kreuzganges sich ein wenig öffnete und der kleine buckelige Manfredino in dem Spalt erschien. Vittoria Colonna wendete sich jäh ab und trat zu Contarini. Es war ihr schrecklich, den Zwerg des Hauses Carpi anzusehen, und das Gefühl der fein empfindenden Frau konnte diese Schwäche nicht überwinden, obwohl sie den Abscheu vor dem Häßlichen als moralischen Fehler empfand. Die Mißgeburt mit dem bösartig klugen Gesicht und der hohen Stimme flößte ihr Grauen ein. Hastig eilte Claudio dem Eintretenden entgegen, und gespannt richtete Lattanzio den Blick auf ihn.

„Was bringst du, Manfredino?“ rief der jüngere Tolomei.

„Ich begegnete dem Signor Buonarotti vor seinem Hause und frug ihn nach dem Herrn. Messer Lattanzio sei wohl im Klostergarten, sagte er mir und trug mir die Botschaft auf, er käme bald.“ Boshaft schweifte der Blick aus den kleinen, stechenden Äuglein über die Gruppe. Manfredino beobachtete immer und überall. Er war der Ansicht, daß man sich auch das Geringfügigste merken müsse, könne es doch bei irgend einer Gelegenheit Nutzen bringen. Der Kleine war mit der Zeit ein reicher Mann geworden, der heimlich mit nachgemachten Altertümern, mit Geheimnissen und Gift handelte. Lattanzio war wohl schon einigemal von ihm betrogen worden, hatte aber in seiner Angst auch heute den klugen Diener seines Freundes Carpi zur Kundschaft ausgesandt. Manfredino wußte, daß er durch Zaudern die Anwesenden auf die Folter spannte, und begann: „Ich habe wenig erfahren, Messer Lattanzio. Unseren Haushofmeister mußte ich zuerst bestechen, daß er mich mit einer Botschaft seiner Eminenz zum Kardinal Alexander schicke. Dort erfährt man alle römischen Händel. Man sprach im Vorzimmer davon, daß der Fürst Colonna fortgeritten sei, den Widerstand der Städte zu bestärken, damit sie dem heiligen Vater die neue Salzsteuer auch ferner verweigern.“ Er machte eine Pause, weil er den Eindruck abwarten wollte, den diese Nachricht auf Vittoria ausübe.

Aber die Marchesa saß von ihm abgewandt und rührte sich nicht. Sie war gewohnt, Schrecken und Freude in ihrem Inneren zu verschließen.

„Weiter, weiter!“ rief Lattanzio. Ungeduldig hob und senkte er den Absatz auf dem Teppich.

„Als wir kurze Zeit unsere Meinungen über Krieg und Frieden, die Steuern und andere merkwürdige Gerüchte ausgetauscht hatten," fuhr der Kleine fort, „kam der Kardinal aus seinen Zimmern, um auszugehen. Er war mit dem Purpur bekleidet, ging viel feierlicher als sonst und vergaß nicht einmal, uns beim Eintreten den Segen zu spenden. Ich verneigte mich, daß man fast gar nichts mehr von mir sah, doch er bemerkte mich und schrie mich an: ‚Hast mir gestern Unglück gebracht trotz deines Buckels.' Ich erinnerte mich, daß er vergessen hatte darauf zu klopfen, und erwiderte gefaßt: ‚Wären Eminenz nicht so eilig gewesen und hätten mich wie gewöhnlich berührt, wäre der Herr vielleicht Euer Eminenz selbst erschienen.' Er mußte lachen — ist ja noch jung genug zum Lachen, der hohe Herr — und murmelte zwischen den Zähnen: ‚Ach was, Erscheinung! Das Wild ist zum Teufel.' Mit meinen guten Ohren habe ich den Satz ganz deutlich verstanden."

Die Anwesenden sahen sich betroffen an, und Manfredino überlegte mißtrauisch, ob er fortfahren solle. Der Kleine fürchtete, bereits zu viel gesagt zu haben, und suchte seine Worte abzuschwächen: „Kardinal Alexander liebt die Jagd über alles," fügte er hinzu. „Wer kann sich wundern, daß ihm die Störung den Abend verdarb, wenn sie auch noch so heilig war! Welches Wild ausgehoben werden sollte, konnte ich allerdings nicht sehen. Es war zu dunkel, meine Herren, und ich bin kein Jäger. Wäret Ihr nicht so klug, Messer Lattanzio, sondern glaubtet an meinen glückbringenden Buckel, so würd ich raten ..."

Lattanzio war aufgesprungen. „Es ist gut, Manfredino. Du kannst dir morgen deine Belohnung beim Haushofmeister holen. Jetzt geh!" Er trat rasch zu dem Kardinal und sagte mit Bestimmtheit: „Es war Farnese. Eminenz hatten recht, auch ich fühlte, daß Varana nicht so schlecht und niedrig handeln könne."

„Daß Kardinal Alexander mißgestimmt war, läßt mich für Beatas Schicksal hoffen," sagte Contarini. „Vielleicht hat der fremde Mönch das Mädchen wirklich beschützt."

Der Bucklige hatte unterdessen den Raum geräuschlos, wie er gekommen, verlassen. Er suchte in allen Klöstern und Herbergen nach Beata, denn er hatte auch von Odoardo Carpi den Auftrag bekommen, ihren Aufenthalt ausfindig zu machen. Sich in Liebesabenteuer einzumengen, war seine Freude, und er wendete allen Scharfsinn daran, die Menschen nach Bedarf zueinander oder auseinander zu bringen. Er fand Trost darin für die eigenen Herzensangelegenheiten, denn von Letia bis herab zur schönen Bäckerstochter aus Trastevere spotteten alle des kleinen Mannes trotz Witz und Reichtum. Ob er anbetete oder begehrte, Manfredino wurde verlacht. Sobald sich die Thür des Kreuzgangs hinter ihm geschlossen, verschwand die unterwürfige Miene, und mit dem grotesk nachgeahmten Wesen eines großen Herrn begann das verwachsene Männlein Schwester Sophronia in ein Gespräch zu verwickeln. Sie versah das Amt der Pförtnerin im Kloster und pflegte mit allen Dingen vertraut zu sein, die sich auf dem einsamen Monte Cavallo ereigneten.

„Ich sagte Euch, Oheim, Manfredino wird uns zuerst auf eine Fährte bringen," sprach Claudia im Klosterhof und drängte zum Ausgang.

„Eine Fährte — nein! Wir vermuten nur, daß Beata nicht in den Händen unseres freundlieben Vetters ist." Eine Welt von Verachtung lag in dem Tone des Alten, als er der entfernten Verwandtschaft mit der Papstfamilie gedachte. Tolomei urteilte bereits kühler über den Wert von Manfredinos Botschaft, die er im ersten Augenblick mit der Leidenschaft des Südländers für die Lösung der Frage gehalten. „Wir gehen, Excellenza," wandte er sich zu Vittoria Colonna. „Leider brachten wir statt heiterer Gedanken über Philosophie und heitere Kunst den Schmerz der irdischen Verhältnisse in dieses Haus. Doppelt hart für einen Menschen, der im stolzen Besitze seiner inneren Welt sich einbildet, über den Leiden der Erde zu stehen."

Lattanzio küßte die Hand der Marchesa. Tröstend erwiderte die Freundin alles Schönen und Guten dem Schmerzgebeugten: „So lange wir lieben, sei es den Gatten, das Kind oder den Vertrauten, sind wir den Zufällen des Daseins preisgegeben. Aber dennoch ist es die größere Qual, ohne Angst

und ohne Liebe zu leben. Die Welt ist nicht schön, nicht erhaben genug, um sie teilnahmslos und starr aus einem Sarge mit gläsernem Deckel zu betrachten."

Die Tolomei verließen den Raum, nachdem sie den Segen Contarinis empfangen. Francisco de Hollanda schloß sich ihnen an; er schied bedauernd von der traulichen Stätte, weil ihm die Hoffnung genommen war, seinen angebeteten Meister Michelangelo heute über Malerei oder Bildhauerkunst sprechen zu hören, und bot den Freunden seine Dienste an, die Verschwundene suchen zu helfen. Seinem scharfen Künstlerauge entging es nicht, daß Manfredino, der sich noch immer mit der Nonne im Portone unterhielt, sich mit besonders listigem Ausdruck verneigte und seinem Auftraggeber höhnisch nachsah. Er beschloß, Sophronia über den Inhalt des Gespräches auszuforschen, wenn er am nächsten Tage unter dem Vorwand, in der Kirche zu zeichnen, wiederkäme. Der junge portugiesische Miniaturmaler hatte durch den Gesandten seines Königs, Don Pedro Mascarenhas, die Erlaubnis erwirkt, überall einzudringen und eine Zeichnung der Kunstwerke alter wie neuer Zeit für seinen königlichen Herrn zu entwerfen. In den vornehmen Klöstern Roms wußte man nichts von einseitiger Abgeschlossenheit, selbst Dinge, welche die Regel verbot, konnten im Namen der Kunst gestattet werden.

Vittoria Colonna begab sich mit Contarini und Ambrosio in die Sakristei. Der lauschige Raum wurde von den schrägen Strahlen der Nachmittagssonne erwärmt, die durch die kleinen Scheiben gedämpft auf das Mosaik des Bodens fielen. Eine Klosterfrau ordnete vor dem einfachen Altare frische Blumen und brachte nun eilig ein goldgesticktes Kissen herbei, es der Marchesa unter die Füße zu schieben. Dabei entfielen ihrer Schürze einige Blüten und streuten sich auf den Estricht, als wären sie der schönen Frau, die sich wie ein Bild vom dunklen Eichenholz abhob, zum Opfer gebracht. Auch dem Kardinal rückte die fromme Schwester den großen Sessel zurecht. Ambrosio setzte sich auf die Fensterbank, denn er liebte, den breiten Rücken von warmer Sonne bestrahlen zu lassen.

„Ein Verhängnis," begann Contarini, „schwebt über den Freunden. Schon Lattanzios Streit mit Beatas Mutter mißfiel mir, und der schwache Charakter des polternden Vaters, der nicht wußte, ob er dem Bruder oder der Gattin nachgeben müsse, ließ Böses ahnen. Die stolze Frau wollte ihre Tochter lieber auf dem Thron von Camerino wissen als in der Zelle des Klosters; deshalb unterstützte sie Varanos Werbung, solang Hoffnung war, das Ziel zu erreichen. Sobald aber die Hauspolitik des Papstes den Prätendenten zur Seite schob, gebot man Beata, den Geliebten zu vergessen, und rüstete sich zur Reise nach Rom. Lattanzio sorgte dafür, daß die Familie in Siena besser und früher als Varano unterrichtet war. Der Oheim hatte Eile, die Lieblingsnichte seinem Einfluß zuzuführen. Jetzt sind Varanos Hoffnungen zerstört, und ich fürchte für den Freund, daß auch seine Wünsche zertrümmert sind, denn viele junge Männer sind im Gefolge Farneses, die mit Begierde eine Beute ergreifen, die ihm entkommen."

„Mich schmerzt die Unsicherheit der Campagna, und ich gestehe, daß mich meines Bruders fluchtartiges Scheiden von Rom nicht minder erregt als Beatas Verschwinden. Wider Willen werde auch ich in die Händel des Tages gezogen und wiederum aus meinem Asyl vertrieben, das mir teurer geworden, als ich dem eigenen Herzen einzuräumen wage."

Der Kardinal verfolgte Vittorias Gedankengang und sagte mit warmer, zusprechender Stimme: „Für ein Gemüt, das die Liebe kennt, liegt in der Freundschaft ein stilles, aber desto stärkeres Glück. Marchesa, Ihr fühlt, daß die große Künstlerseele zum erstenmal in Eurer Nähe die Wonne des Verständnisses und Vertrauens empfindet. So mächtig und überwältigend Michelangelo uns allen, sogar dem Papste gegenübertritt, unter Eurem Einfluß wird er zum Kinde, das Herz und Seele ohne Scheu dem Mitgefühl öffnet. Ich begreife, daß Ihr die Trennung fürchtet für Euch und ihn."

„Warum Schlimmes befürchten!" ergriff Ambrosio das Wort. „Der Abzug des Fürsten Colonna scheint mir keine größere Bedeutung zu haben als anderes Rittergeplänkel. Verzeiht, hohe Frau, wenn ich die Macht Eures Hauses unterschätze, denn an Krieg glaube ich erst, wenn Kaiser Karl mit

den Franzosen in Streit gerät. Doch damit hat es gute Weile dank der Heiligen und der Bemühungen unseres Herrn Paul III. Wenn aber die Großen Frieden halten, wird sich der Kampf der Kleinen vermeiden lassen."

Den behäbigen Mönch erfüllte seit der Eroberung Roms, während welcher er ohne Nahrung und Wein sich in einer feuchtkalten Katakombe verborgen hatte, große Angst vor jeder Art Krieg, und er suchte sich stets durch eine günstige Auffassung der Weltlage über die Furcht hinüberzutäuschen. Diesmal ersparte ihm der Eintritt Michelangelos die Begründung seiner optimistischen Ansicht.

Als ginge er einer Freude entgegen, betrat der Künstler mit eiligen, festen Bewegungen den Raum. Er trug eine Rolle in der Hand und wollte, ohne die anderen zu bemerken, die Marchesa begrüßen, die ihn mit lieblicher, langsamer Bewegung auf die Anwesenheit des Kardinals aufmerksam machte.

„Verzeihung, Eminenz! Als ich eintrat, sah ich nur die Marchesa." Michelangelos offener Blick trank die Schönheit mit vollen Zügen, die noch immer in Haupt und Gestalt der beinahe Fünfzigjährigen lag. Stand er Vittoria Colonna gegenüber, so versank die Erde mit ihren Sorgen und Qualen vor der Seele des Mannes, dessen Gedanke ein Himmel schöner Formen erfüllte, und der als Mensch und Künstler unter Not und Enttäuschungen alt geworden war.

Contarini sah mit stiller Freude auf die beiden Menschen herab, denen an der Schwelle des Alters ein Glück geboten war — friedvoll und sonnig, den wundervollen Spätherbsttagen vergleichbar, die mit üppiger Farbenpracht und leuchtendem Himmel uns auf Stunden in den Sommer zurück zu zaubern vermögen. Sie waren Freunde, die römische Fürstentochter und der Florentiner Künstler, ihre vornehmen, erhabenen Gesinnungen trafen zusammen, und sie fanden Genüge in Verständnis und Vertrauen. Vittoria war durch die glühende Liebe zu dem schönen, tapferen Marchese von Pescara für einen Seelenfrieden gereift, wie er selten die Stirn eines Weibes krönt, und der Künstler hatte durch die langen, in einsamer Verschlossenheit hingebrachten Jahre der Jugend und frischen Manneskraft die Schwesterseele zu entbehren geglaubt, ohne die Ruhm und Sieg, künstlerische Befriedigung und reichste Schätze tote, freudenlose Erdengüter sind.

Während Michelangelo eine Zeichnung vor Vittoria Colonna entrollte, neigte sich der Kardinal zu Ambrosio und flüsterte: „Die Liebe ist ein verzehrendes Feuer, das die beste Kraft des Lebens verbrennt und in der Asche verglüht, die Freundschaft eine liebliche Flamme, die unser Herz erwärmt, beginnen wir unter der Kälte des Alters zu fröstelu." Dann trat er näher und beugte sich über das Blatt. Auch Ambrosio erhob sich, einen Blick auf die Zeichnung zu werfen.

„Ein neuer Plan für Euer Klostergebäude, Marchesa?" frug der Priester, während er sich näherte. Er wußte, daß Vittoria dieser Tage vom Papst die Erlaubnis erhalten hatte, ein Nonnenkloster auf der oberen Terrasse des Colonnagartens zu errichten, von welchem Punkte aus, der Sage nach, Nero das brennende Rom im Liede besungen.

Ein epheuumwucherter Bogen steht an dieser Stelle als letzte Trümmer römischer Kaiserherrlichkeit.

Vittoria sah mit regem Interesse auf das Blatt, aber ihre Blicke schweiften ab und zu voll inniger Verehrung zu der Hand, die kräftig und sicher das Papier ergriffen hatte. Es lag etwas Selbstbewußtes in dieser Hand, sie war jung geblieben, während die Haare ergrauten und der Rücken ein weniges die Last des Alters spürte.

„Es ist schade, mein Freund, daß Neros Portikus verschwinden soll. Die Stimmen frommer Frauen würden gewiß den letzten Nachklang von des Kaisers sündigem Lied aus dem alten Gemäuer verscheuchen," sagte die Marchesa mit leichtem Spott.

„Man spricht bereits von Mönchen, deren empfindliches Ohr solche Musik vernommen," wollte Contarini im Scherzton sagen, aber unwillkürlich behielt seine Stimme den gewohnten, ernsten Klang.

Michelangelo erklärte einige Striche des Planes. „Wenn Ihr wünschet, Marchesa, können wir an Ort und Stelle die Frage des Portikus lösen. Der Tag ist schön, und einige Schritte führen uns auf die Terrasse des Gartens."

Mit dankbarer Freude hob Vittoria den Blick vom Plane und sah dem Freund in

die Augen: „Ich hätte nicht gewagt, Euch um so Großes zu bitten. Aber ich weiß, daß Ihr freigebig in Eurer Güte seid, wenn Ihr auch nicht verschwenderisch scheint. Darum schätzen in Rom diejenigen, welche Euch kennen, die Person Michelangelos höher als seine Werke. Ich selber lobe es nicht minder, daß Ihr Euch so vielfach zurückzieht, nutzlose Gespräche fliehend, und, anstatt jeglichen Fürsten zu malen, der Euch bittet, fast Euer ganzes Leben an großen Werken die Kräfte meßt."

„Hohe Frau!" entgegnete Michelangelo und rollte den Plan wieder über das Holz, nachdem er eine andere kleine Zeichnung heruntergenommen. „Ihr preist mich wahrlich mehr, als ich es verdiene. Da aber die Rede einmal darauf gekommen ist, möchte ich vor Euch und den edlen Herren eine Klage erheben, die sich gegen viele richtet, in meinem eigenen Namen und in dem anderer Künstler, die sich in gleicher Lage befinden. Man verbreitet tausend nichtige und falsche Märchen über uns Berühmte. Wir seien wunderlich, im Verkehr unzugänglich und unleidlich, während wir doch in Wahrheit von einfacher Menschenart sind. Nur die Thörichten halten uns für launenhaft und werden nicht mit uns fertig. Müßiggänger freilich, die von einem vielbeschäftigten Künstler gleichgültige Worte verlangen und die kostbare Zeit, deren ein Sterblicher so wenig besitzt, stehlen wie ein Campagnaräuber Kleider und Geld, diese Müßiggänger," dabei bebte die Stimme des Künstlers in edlem Zorn, „hasse ich wie der Gärtner den wilden Schößling und halte ihnen meine Thüren verschlossen." Er war erzürnt, weil ihn ein eitler Schwätzer auf der Straße aufgehalten und über das Grabmal Julius' II. befragt hatte. Dieses Werk war aber die Hoffnung und der Schmerz seines Lebens.

Sanft entzog Vittoria das kleine Studienblatt seiner Hand, die es beinahe zerknitterte, und hielt es nahe ans Fenster, um besser sehen zu können.

„Eine Allegorie, mein Freund?" frug sie. „Ein Gedanke fürs Jüngste Gericht?"

Mit wenigen Rotstiftstrichen war ein Weib in der Kleidung vornehmer Frauen angedeutet, das mit geschlossenen Augen sich an die Brust eines Priesters lehnte. Hilflose Angst lag über der zarten Gestalt, und fanatische Begeisterung leuchtete aus den Augen des Mönches. Nur die Köpfe waren ausgeführt, die Oberkörper leicht und sicher angedeutet.

„Mit ein paar Strichen trefft Ihr die Menschen, Meister," bemerkte der Kardinal. „Wenn die Zeichnung eine Allegorie darstellen soll, so habt Ihr sicher einen Zeitgenossen zum Urbild gewählt. Dieser Mönch lebt. — Der Mann mit seiner Adlernase muß mir begegnet sein," setzte er nach einer kleinen Pause sinnend hinzu.

„Ein merkwürdiger Kopf," erwiderte Michelangelo und setzte sich auf einen Schemel der Marchesa gegenüber. „Mir fielen beide Gestalten auf, obgleich man in Rom gewohnt ist, Fremdartiges zu sehen. Weil der Sonntagmorgen heute so taufrisch und wunderschön war, ging ich in die Richtung des Stadtthores gen Norden, dessen Umbau mir der heilige Vater gnädigst übertragen. Auf dem großen Platze weideten Ziegen, und durch die unordentlichen Gärten am Hügel schlichen bereits fromme Gestalten, den Theatinern zuzuhören, die nach der Frühmesse predigen wollten. Als ich das ungefüge Thor betrachtete und überlegte, was sich daraus machen ließe, betraten die beiden sonderbaren Menschen den Platz und rasteten einen Augenblick, ehe sie den Hügel bestiegen. Ermattet lehnte sich das Weib an den Priester, der in die Straßen der Stadt blickte, als wäre er der heilige Vater. Ich merkte mir den Ausdruck und zeichnete die Gestalten zu Haus aus dem Gedächtnis nach. Vielleicht kann ich den Mann für meine Verdammten brauchen."

Vittoria Colonna hatte das Blatt nicht aus der Hand gegeben und betrachtete die Zeichnung, als ob sie sich das Bild fest einprägen wolle. Sie glaubte eine Ähnlichkeit mit Beata Tolomei zu erkennen, war sich aber nicht bewußt, ob dieser Gedanke nur dem lebhaften Wunsch entsprungen sei, Lattanzio helfen zu können, oder einer unklaren Erinnerung an die flüchtige Begegnung mit der Nichte des Freundes. Mehr zum Kardinal als zu Michelangelo gewendet, sprach sie: „Wie schade, daß Messer Francisco nicht mehr unter uns ist! Er hat Beata Tolomei gemalt und ist vertraut mit den

schönen Zügen des Mädchens. Ich sah das Kind nur ein einziges Mal und könnte mich in der Ansicht täuschen, daß der Stift unseres göttlichen Meisters mit diesem Werk nicht nur das Auge des Kunstverständigen ergötzt, sondern auch das Herz eines Freundes aus tödlichen Zweifeln erlöst hat."

Sie erzählte darauf Michelangelo alles, was sie den Reden der Talomei van dem Überfall und van dem Verschwinden Beakas entnommen.

Der Kardinal erhab sich und reichte Vittaria die Hand: „Vielleicht ist es ein Wink des Himmels," sagte er, „daß Buanarotti den Mönch mit einem fremden Mädchen auf dem Pfade des Gartenberges gesehen hat. Ich werde einen meiner Diener zu Lattanzlo schicken, damit er komme und die Zeichnung in Eurer Wahnung betrachte. Das Haus des Meisters an der Säule ist näher für ihn als dies Kirchlein auf dem Hügel. Gatt gebe, daß die Spur richtig sei und unseren Freund mit dem geliebten Kinde vereine!"

„Es ist wahl im besten Fall eine wenig bedeutsame Kunde," meinte Michelangelo und begleitete den Kirchenfürsten mit Ambrosia bis an die Pfarte der Sakristei, „aber in dunkler Nacht giebt auch die kleine Ollampe des Bauern genügendes Licht, daß man im Hause Treppen und Thüren erkenne. Sie gleicht geringer Hilfe in der finsteren Stunde der Angst."

Die Marchesa legte die Zeichnung mit Sorgfalt auf die Truhe, in welcher die Meßgewänder verwahrt waren, und ließ den Blick nachmals mit inniger Freude auf den kräftigen Rötelstrichen weilen, die sich unter der Hand des Künstlers zu lebensvollen Menschengestalten geformt hatten.

„Ich sah es an dem Glanz Eurer Augen," sagte sie zu Michelangelo, der sich wieder auf dem Schemel ihr gegenüber niederließ, „daß Euch ein Glücksgefühl eigener Art beschlich, als Ihr bemerktet, durch dieses Blatt den Freunden einen Dienst erweisen zu haben. Ihr Künstler seid tratz der großen Seelen und mächtigen Gedanken Kinder geblieben, deren Empfindungen sich auf dem Antlitz spiegeln wie die Sterne im Wasser. Ihr habt recht. Wenn ihr zarnig seid, laßt ihr es den Papst selber empfinden, seid ihr fröhlich, genießt es die Welt, denn Marmor oder Farben folgen den Stimmungen des Meisters. Euch zu beherrschen habt ihr keine Zeit, denn es ist ein schweres Stück Arbeit, die Seele so gelenkig zu machen wie Arm und Hand."

„Zeit, edle Marchesa, diese herrliche Perle aus dem Meer der Unendlichkeit, ist kostbar und selten. Hätt ich genug davon, ich würde ein Ram gestalten, gegen das Neros goldene Paläste und Caracallas Herrlichkeiten klein und armselig wären; aus den Ruinen würde ich eine Pracht gebären! — Aber ich bin ein Mensch, dessen Thaten auf ein Erdenwallen beschränkt sind und der seine Zeit damit abthun muß, feuchte Wände mit Heiligen und Verdammten zu schmücken."

„Ihr schafft das Allerheiligste der Christenheit nach Eurem Sinn. Solches Werk kann auch den Besten mit Stolz erfüllen," erwiderte die Marchesa und sah besorgt, daß Buonarotti sein graues Haupt schmerzvoll in die Hand stützte, und daß ein leichtes Beben durch seinen kraftvollen Körper ging. „Kaum wage ich meine Bitte über die Lippen zu bringen, denn mit meinem Reichtum an Zeit muß ich Euch, den Zeitarmen, um eine Stunde verkürzen."

Ambrosio, der den Ruhm, in der Gottesgelehrsamkeit Großes zu leisten, weit über die Darstellungen in den freien Künsten schätzte, lächelte überlegen und warf ein: „Die Künstler dünken sich freilich über alles erhaben, seit der römische Kaiser Max den Ausspruch gethan, es stünde zwar in seiner Macht, Herzöge und Grafen zu ernennen, nicht aber einen ausgezeichneten Maler, das könne Gott allein, wenn es ihm beliebe. Van diesem Gedanken geleitet, begnadigte er sagar einen, der den Tad verdient hatte. Solche Geschichten machen die Herren stolz und unnahbar. Dach zu Euren Gunsten, Frau Marchesa, kann Michelangela nicht umhin, sich Gewalt anzuthun und eine kleine Zeitperle zu opfern."

Der Meister hob den ausdrucksvollen Kopf und fuhr mit der Rechten langsam über den Vollbart. „Fardert nur, hohe Frau," sagte er einfach. „Was ich zu geben vermag, sall Euer sein." Das Glück, vertrauen zu können, lag in dem Ton seiner Warte.

„Ihr habt Freunde in Ram und Landsleute," begann die Marchesa, „denen es ge-

stattet ist, bis in das tiefste Gefängnis vorzudringen um des Trostes und der Versöhnung armer Seelen willen. Solch einen Freund bittet, daß er den Gefangenen Varano aufsuchen möge, der angeklagt ist, Lattanzios Bruder überfallen zu haben, und dessen Zelle selbst den vornehmsten Männern verschlossen bleibt."

„Ist er unschuldig, wird es dem Prätendenten von Camerino leicht sein, sich zu rechtfertigen, und ist er schuldig, wird sich bald ein heimliches Pförtchen zu seiner Flucht öffnen. Verurteilt man aber wider Erwarten den Schützling der Farnese, fällt er ohne besondere Bitten der Brüderschaft des enthaupteten Johannes anheim," sagte Michelangelo ablehnend. Er hatte in seiner weltabgeschiedenen Werkstätte nichts von der veränderten Loge Ercoles erfahren und hielt den Jüngling für einen Müßiggänger wie so viele andere.

„Er ist weder Künstler noch Florentiner," bemerkte Ambrosio. „Es wird schwer sein, den Meister günstig für ihn zu stimmen, erhabene Marchesa."

„Varano ist der einzige, der alle Geheimnisse der Nacht in Lo Storto kennt," sagte Vittoria. „Gewissen Strömungen im Vatikan scheint es klug, diese Geheimnisse vor allen Unberufenen zu verbergen. Das Glück, vielleicht das Leben Beato Tolomeis hängt daran, daß Lattanzio die Wahrheit ohne Hinterhalt sobald als möglich erfahre. Thut Euer Bestes, mein Freund, und denkt: die Waffe trifft am sichersten, die zuerst trifft."

Michelangelo stand auf. „Ich schätze den Geist und das Herz Lattanzio Tolomeis. Er hat mir schon viel Gutes erwiesen," sagte er nachdenklich, änderte aber rasch den Ton und fügte hinzu: „Ich denke, morgen sprechen wir den jungen Freunden zuliebe, wenn die Sonne untergeht, von heiteren Künsten."

Er nahm seine Papiere zusammen, während sich Vittorio erhob und durch den dämmernden Raum nach dem Ausgang schritt.

„Das Ergebnis meiner Forschung kann ich bei dieser Gelegenheit erzählen," flüsterte er leise, nachdem er sie eingeholt hatte, als ob er sich schämen müsse, etwas Gutes zu thun, und sagte schnell, ehe ein Dank erfolgen konnte: „Ist es genehm, so besuchen wir noch den Bauplatz des Klosters, ehe uns die Nacht überrascht."

Vittoria kannte ihren Freund, erwiderte nichts und ging durch die kleine Kirche auf den Weg, welcher sich zwischen den Gärten hinzog. Der Künstler und Ambrosio folgten ihr.

In flammender Herrlichkeit war die Sonne in das Dunkel des vatikanischen Hügels gesunken und umsäumte mit goldenen Flammen den Horizont. Rom lag vor den Wanderern, als ob der Herr einen rosenfarbenen Schleier darüber gebreitet. Wie unendlich hohe, finstere Gestalten ragten die hundert Türme der Mauern empor, düsteren Massen gleich schliefen die Paläste im Schatten, aber licht und herrlich glänzte es noch auf den grünen Hügeln der Stadt.

So vertraut den drei einsamen Menschen der Anblick des Schönen war, so ergriffen schienen sie heute von der Pracht des oftmals Geschauten.

Sie gingen schweigend ihres Weges, denn ein jeder hing seinen Gedanken nach, und sie hatten das gemeinsame Gefühl, daß die Erinnerung an große Zeiten mit leuchtendem Glanze in die düstere Zukunft hinüberstrahle, wie die Sonne noch scheidend einen Glorienschein über die Erde verbreite.

Vittorio Colonna, von feierlicher Stimmung erfaßt, unterbrach die Stille: „Mag es dunkel werden in den Häusern und Palästen wie in den Seelen der Menschen, ein großer Geist und ein großes Herz verlieren den Pfad nimmer, denn sie leuchten sich selbst."

Sie öffnete die kleine Thür der altersgrauen, starken Mauer und trat mit den Männern in den Garten Colonna.

(Schluß folgt.)



Blick über den See nach Westen.

Ein Ausflug in Klein-Asien.

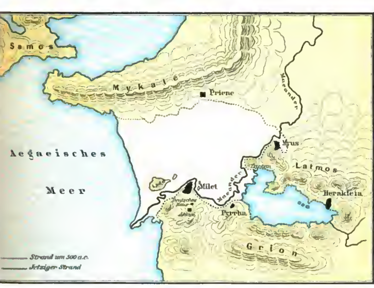
Von

C. Fredrich.

An wenigen Stellen der Erdoberfläche haben sich in historischer Zeit so starke Veränderungen vollzogen wie im Mündungsgebiete des Mäander, jenes südlichsten der vier großen Flüsse, die die Wassermassen des westlichen Klein-Asiens dem Ägäischen Meere zuführen. Sein Bett ist nicht, wie man es im Süden so häufig findet, einen großen Teil des Jahres trocken und dann wieder mit wild dahinstürzendem, alles vernichtendem klarem Wasser gefüllt. Von dem Reichtume hoher, lange Zeit mit Schnee bedeckter Gebirge genährt, zieht er gelblichbraun stets in bedeutender Fülle dahin. Zuerst rascher, dann langsam und langsamer, weil das Gefälle immer geringer wird, zuletzt taumelnd, oft gleichsam rückwärts fließend und das soeben benutzte Stück seines Bettes beinahe wieder berührend. Das ist der Mäander, dessen Name durch das nach seinem gewundenen Lauf benannte Muster bekannter ist als die seiner drei Brüder weiter im Norden des Landes. Es sind der Kaikos, an dessen Unterlauf die Königsstadt Pergamon lag, die uns Deutschen durch die Ausgrabungen so wert geworden ist, der Hermos, der bis vor wenigen Jahren bei Smyrna mündete, und der Kaystros, dessen Gebiet zu Ephesos gehörte. Die Mündung des Mäander beherrschte seit alters Milet, einst das Hamburg Klein-Asiens, prächtig gelegen auf einer mit vier Häfen ausgestatteten Halbinsel, die von Süden her in einen weiten, tiefen Meerbusen hinaussprang, in dessen nordöstlichen Winkel sich der Mäander ergoß. Im Norden dieses Golfes zog sich der hohe Kamm des Mykale-Gebirges hin, im Süden erhob sich hinter flacherem Vorland ein Hochplateau mit scharfen Rändern, nach Osten schloß das wilde Latmos-Gebirge ab.

Etwa fünf Meilen reichte der Busen in das Land, ähnlich wie heute noch weiter südlich der Golf von Jasos. Auf ihm fuhren die milesischen Schiffe, die von der Mündung des Flusses die Produkte holten, die an dessen Ufer aus dem Inneren Klein-Asiens geklommen waren. Aus ihm segelten die milesischen Schiffe hinaus, die nach Griechenland die Waren brachten und überallhin zu Griechen und Barbaren. In ihm wurde im Jahre 479 die Schlacht an der Mykale geschlagen, durch welche die Griechen wieder frei von der Perserherrschaft wurden. Seiner Schönheit werden die vielen Milesier, die fern im Auslande in einer der Kolonien eine neue

Heimat gefunden hatten, oft gedacht haben. Denn er war ausgestattet mit allen Reizen, wie sie oberitalienische Seen besitzen. Kleine und größere Inseln erhoben sich aus seinen Fluten. Zu ihnen gehörte Lade, an deren Gestade im Jahre 494 die Perser den Sieg errangen, der ihnen bis zu jener oben genannten Schlacht die Herrschaft über die Griechen in Asien sicherte. Große schöngeformte Inseln lagerten im Kranze westlich vor seinem Eingange; Samos und das fernere Patmos seien genannt. Die hohen ganze, beinahe unfaßbare Veränderung hat der Mäander bewirkt. Anders als der Nil hat er die Geschicke einer Landschaft bestimmt. Weil er ein so geringes Gefälle hat, wurden die zahlreichen Senkstoffe immer dicht vor der Mündung abgelagert, erhoben sich allmählich bis zum Wasserspiegel und wurden zu Land, welches das Land verbreiterte, den Golf verkleinerte. So ist es die Jahrhunderte hindurch gegangen. Mit unheimlicher Schnelligkeit wurde der weite Meerbusen mit Erde gefüllt. Man hat auszu-



Mäander-Mündung (nach Rayet).

Berge spiegelten sich in seinem Wasser, Wälder gaben neue Farben, und üppige Felder umsäumten ihn an den flacheren Stellen der Ufer. Außer Milet lagen ihm nahe Priene im Norden, im Osten Myus, Herakleia, Pyrrha und andere Städte mehr.

Heute ist alles von Grund aus verändert. Wo das Meer wogte, weht der Sand. Wo Schiffe fuhren, ziehen Dromedare. Die Wälder sind verschwunden, und der grünen Felder sind wenige. Die Städte liegen in Ruinen, in kleinen Dörfern wohnen wenige Menschen. Armut ist eingezogen statt des Reichtums, Krankheit und Fieber. Und diese rechnen versucht, daß in einem Jahrhundert das Land um sechshundert bis tausend Meter vorgeschoben wurde. Die Häfen von Milet sind längst versandet; die Stätte liegt einundeinhalb Meilen vom jetzigen Strande. Die Insel Lade ist seit langem ein Hügelzug auf dem Festlande. Immer weiter schiebt der Fluß seine Senkstoffe hinaus, ferne Inseln bedrohend, Land schaffend. Aber Land, das den Menschen jetzt geringen Nutzen bringt. Weite Strecken sind sumpfig, andere stehen von Dezember an viele Monate unter Wasser, weil der Fluß die Wassermassen in der Regenzeit nicht schnell genug abführen kann.

Aber der Mäander hat doch nicht den ganzen alten Meerbusen vernichtet. Als ob uns an einem letzten Rest gezeigt werden solle: so hat es einst hier ausgesehen, ist das innerste südöstliche Stück verschont geblieben. In den ersten Jahrhunderten nach Christi Geburt hatte der Fluß freilich angefangen, auch hier Land zu schaffen, aber er hat — wahrscheinlich infolge der Stauung — die Absicht wieder aufgegeben, sich nach Südwesten gewandt und den Winkel als Binnensee zurückgelassen. Es ist der See am Latmos; Kapi Kere nennen ihn die Türken, die Griechen sehr passend Bastarda Thalassa, das heißt das unechte Meer. Salzgehalt des Wassers verrät die einstige Natur. Sehr lohnend ist die Fischerei auf ihm, deren Erträgnisse der Mutter des Sultans gehören sollen. Zweiundeinhalb Meilen etwa ist der See lang; die breiteste Stelle von Norden nach Süden mißt vielleicht einundeinhalb Meilen. Der westliche Teil ist, wie erklärt wurde, flach; dann liegt der alte Meeresboden in beträchtlicher Tiefe.



Herakleia und Latmos von Westen.

Von Westen her gelangte ich im Oktober des vorigen Jahres an den See, der schon lange das Ziel meiner Sehnsucht gewesen war. Oft hatten wir von der Veranda des Hauses für die deutschen Ausgrabungen in Milet, die seit September 1899 für die Königlichen Museen in Berlin von Dr. Wiegand geleitet werden, nach ihm hinübergeschaut, wenn sein Spiegel in der Sonne hell erstrahlte oder im Vollmond geheimnisvoll glitzerte. Dr. Preuner vom Königlichen Deutschen Archäologischen Institut in Athen war mein Begleiter.

Stadtmauer im Osten.

Das Westufer des Sees ist flach wie die ganze angeschwemmte Ebene. Der Boden ist infolge der langen Überschwemmung noch feucht oder unzähligemal geborsten wie aufgesprungene Haut; Salzkrystalle liegen in allen Vertiefungen. Niedriges Gebüsch, ab und zu ein Baum. Vereinzelt weiden Kamele oder Pferde. Um ein Boot für die Fahrt über den See zu finden, muß man bis an die äußerste Nordwestspitze reiten. Dort liegt ein elendes türkisches Dorf, Tsirtsin, das in der kühleren Jahreszeit bewohnt wird; sonst müssen die Bewohner wegen der In-

selten und des Fiebers das höher gelegene Sommerdorf aufsuchen. Der alte Bootsmann Ibraim war auf Besuch in der nächsten Stadt. So ritten wir zwischen den aus Rohr geflochtenen Hütten weiter zur ärmlichen Moschee. Dort saßen — es war zehn Uhr geworden — mehrere Männer, rauchend und sich unterhaltend. Zwei von ihnen fanden sich nach längerer Unterhandlung, die unser griechischer Diener auf türkisch führte, da die Leute griechisch nicht verstanden, bereit, uns zu geleiten: ein würdiger Alter mit langem weißem Bart und sein Sohn, ein kräftiger, fröhlicher junger Mensch. Einen Preis für die Begleitung, die auf zwei Tage berechnet war, zu nennen, waren sie nicht zu bewegen. Wir sollten ihnen geben, was wir für gut fänden; sie würden zufrieden sein. Und wir fügten uns; hatten wir es doch mit Türken zu thun und nicht mit Griechen.

Das Boot, das aus dünnen Brettern leicht und doch fest zusammengenagelt war, mußte vom Dorfe aus erst eine Viertelstunde weit über Sandbänke, durch Röhricht und ein Wehr gezogen werden, das für den Fischfang den Winkel des Sees absperrt. Wir waren an diese Stelle möglichst nahe, zuletzt durch fußtiefes Wasser herangeritten. Dann trug uns der junge Türke huckepack in das Boot. Die Pferde brachte der Diener nach Milet zurück, um uns am nächsten Abend wieder am Westufer zu erwarten. Wir vertrauten uns mit unseren mangelhaften Sprachkenntnissen ganz den beiden Türken an und haben es weder auf der Tour noch bei der Bezahlung, wo die Freundschaft bei Griechen und Italienern so oft in die Brüche geht, zu bereuen brauchen. Der Alte saß hinten und führte ein Ruder als Steuer, rauchend und zuweilen Wasser aus dem Boot schöpfend. Der Junge bediente Ruder oder Segel mit immer gleicher Kraft und Freudigkeit. Wir lagen, wie Odysseus im Schiff der Phäaken, zwischen ihnen auf Mänteln aus gegerbten Schaffellen, und neben uns ruhten Speise und Trank, photographischer Apparat und Decken. Die Sonne brannte, und wir gerieten bald in einen Zustand zwischen Wachen und Schlafen; wir träumten davon, wir führen noch auf dem offenen Meerbusen, Milet stände nach und



Tempel der Athena.

die Stadt, der wir zusteuerten, Herakleia am Latmos.

Die erste Viertelstunde war noch nicht besonders angenehm. Mühsam mußte das Boot durch Schlingpflanzen, Schilf und hohes Rohr geschoben werden, das uns um die Ohren schlug. Wassertiere wurden aufgestört, und große Völker wilder Enten gingen sausend in die Höhe. Endlich war das offene tiefe Wasser erreicht. Im Schutze des letzten Röhrichts wurde ein primitives viereckiges Segel gespannt, und da ein günstiger Westwind blies, ging es in eilender Fahrt gen Osten in eine lockende, von Reisenden nach so selten besuchte Ferne.

Das Westufer, dessen einförmige Linie hin und wieder durch einen Baum unterbrochen

wird, entschwindet allmählich dem Auge. Im Süden erheben sich unmittelbar aus dem See die Berge des Khodja-Ermon, des Rions der Alten. Mit niedrigem Gestrüpp bedeckt steigen die weiten Hänge öde empor; nur an wenigen Stellen erweckt dichteres Buschwerk den Eindruck von Bewaldung. Kein Weg, keine Spur von Menschenarbeit ist erkennbar. Selbst Ziegenherden scheinen selten dort zwischen den Steinen dürftige Nahrung zu suchen. Ebenso kahl ist die Halbinsel, die zunächst von Norden in den See hineinragt. Hat man sie umsegelt, so öffnen sich nach Norden ein paar kleine Ebenen, die durch Bergzüge voneinander getrennt sind. Diese sind Ausläufer des gigantischen Gebirges, das den See und die Landschaft weithin beherrscht, des Latmos. Man kann sich keine wildere Gebirgsmasse vorstellen. Der Granit ist in unzählige Schluchten zerrissen, die besonders bei Mor- zu einem fahlen Braun erscheinen dann auf diesem Chaos von Felsen, bis es tief dunkelblau daliegt, um beim Mondlichte neuen Farbenzauber zu zeigen. Über dem scheinbar haarscharfen, 1340 Meter hohen Grate ragen noch einzelne Felsspitzen wie hochgestreckte Finger empor. Sie haben dem Gebirge bei den Türken den Namen Beschparmak Dagh verschafft, d. h. Fünf Finger-Berg. Hier, möchte man glauben, hätten einst die Giganten in ohnmächtiger Wut gegen die himmlischen Götter die Felsblöcke geschleudert, die auf sie selbst zurückfielen. Wilder kann der Kampfplatz nicht ausgezeichnet haben. Das ist die Scenerie an der Nordostecke des Sees, an der Südostecke dagegen öffnet sich eine schmale Ebene.

Wir sind inzwischen an drei Inseln vorübergefahren und nähern uns dem Ziele der Fahrt (Abbild. S. 620). Dort senkt sich von der Masse des Latmos ein Grat nach Süd-


Blick über den Markt und die Stadt zum Latmos.

gen- und Abendbeleuchtung scharf und plastisch hervortreten. Jede Vegetation scheint zu fehlen; darum sind besonders bei Sonnenuntergang die Farbenspiele um so prächtiger. Alle Übergänge von Goldgelb bis osten, verbreitert sich allmählich und läuft als Halbinsel in den See hinaus. Eine größere und mehrere kleine Inseln und Riffe liegen herum. Alles gleich chaotisch wild: hier reckt sich eine Felsspitze jäh empor, dort

liegen kolossale Blöcke aufgetürmt. Zwischen ihnen streben wilde Ölbäume in die Höhe, und üppig wuchert das Gestrüpp. Aber



Rathaus.

mitten in dieser Wildnis wird auf einem hochragenden, nach drei Seiten steil abstürzenden Felsen ein Bauwerk sichtbar. Es sind drei glatte, geschlossene Wände aus schönen Quadern; die Schmalwand liegt nach Westen. Es muß ein Heiligtum sein, das von Osten zugänglich sein wird. Aber wer kann das Bedürfnis gefühlt haben, gerade hier die Gottheit zu verehren, wo man ihr segensreiches Walten so gar wenig spürt? Doch siehe, da kommen zwischen Fels und Grün andere Mauern zum Vorschein. Sie ziehen sich am Rande der ganzen Halbinsel entlang. Kein Zweifel, sie gehören zum Mauerringe einer Stadt; jenes Gebäude muß ihr Haupttempel sein; Griechen müssen nach der Bauart die Bewohner gewesen sein. Das Boot läuft auf den schmalen weißen Strand. Wir sind in Herakleia (Abbild. S. 622). Es ist zwei Uhr geworden. Die Sonne sendet glühend heiße Strahlen, obwohl es Oktober ist. Auf der Ruine eines Eckturmes der Stadtmauer wird im Schatten eines Ölbaumes gegessen und geruht. Doch nicht lange. Zu kostbar erscheint an solcher Stelle die Zeit. Mit jeder Stunde wächst das Entzücken über die gewaltige Schönheit der Landschaft, das Staunen über die Menge und Großartigkeit der Ruinen und die Verwunderung, daß von alle dem bisher so wenig bekannt geworden ist.

Englische Reisende haben schon im vorigen Jahrhundert die Stätte besucht, eine malerische Ansicht gezeichnet und ein paar Einzelaufnahmen gemacht. Sie glaubten das alte Myus wiedergefunden zu haben, das in Wahrheit weiter westlich lag — ein Irrtum, der von anderen Reisenden später berichtigt wurde. Längere Zeit hat im Anfange der siebziger Jahre des vorigen Jahrhunderts der geniale, früh verstorbene französische Gelehrte Rayet hier geweilt. Aber über seine und seiner Begleiter Thätigkeit ist nur ein kurzer Bericht ohne Abbildungen in der Revue archéologique veröffentlicht worden. Nach ihm haben österreichische Gelehrte die Inschriften für die große Sammlung kleinasiatischer Inschriften abgeschrieben. Von Deutschen ist z. B. Sarre dort gewesen.

Jedem ist es wohl zunächst unbegreiflich erschienen, daß an dieser Stätte eine Stadt gestanden hat. Und doch hatte sich hier sicherlich eine Ansiedelung gebildet, lange, lange, bevor die Griechen auch diesen Punkt der Küste in Besitz nahmen. Die Passage nach Nordost und Nordwest ist zwar stets so beschwerlich gewesen, daß der Ort nach diesen Richtungen beinahe abgeschnitten war, aber jener Einschnitt im Südosten zwischen den Bergen muß zu allen Zeiten für weite Strecken des Hinterlandes die nächste Verbindung mit dem Meere abgegeben haben. Für große Stücke von Karien, für Städte wie Euromos und Olymos lief in ihm der Weg, auf dem sie ihre Erzeugnisse zum Meere, nach Milet brachten und fremde von dort empfingen. Noch heute stehen dort drüben Wachttürme, die einst — es fehlte uns leider an Zeit, sie zu untersuchen — zur Sicherung dieses Verkehrsweges angelegt wurden.

Als Vermittlerin dieses Handels muß schon früh auf der Spitze jener Halbinsel, die zwischen sich und dem Ostufer einen kleinen geschützten Hafen bildet, ein Städtchen entstanden sein. Latmos hat es einst geheißen wie der Berg, der es überragt. Bis in

das vierte Jahrhundert sind seine Schicksale unbekannt. Es wird unbedeutend gewesen sein. Die Seekönigin Milet wird, solange sie die Macht dazu hatte, keine Rivalin am Golf haben emporkommen lassen, sondern nur eine brauchbare Zwischenhändlerin geduldet haben. Um 360 hat sich Mausolos, der Dynast von Karien, der durch sein Grabmal nachmals so bekannt werden sollte, des Ortes, der jetzt genannt wird, bemächtigt. Nach seinem Tode hat ihn seine Gemahlin Artemisia durch einen Handstreich wiedererobert, von dem wir wissen, weil er eine gewisse Berühmtheit erlangte und weiter erzählt wurde. Das war nicht allzulange vor der Zeit, als Alexander der Große auch durch diese Landschaften wie ein Komet zog, der nicht Tod und Verderben kündet, sondern Licht und Leben weckt. Durch ihn beginnt für Priene an demselben Meerbusen die Zeit des Glanzes, damals oder bald darauf erreicht auch der Ort am Latmos die Blüte, von der die Ruinen so deutlich reden. In dieser Epoche empfing er jedenfalls den Namen Herakleia. Mit Recht, denn er wurde in der That neu gegründet, und das Werk war, um mit dem Namen zu spielen, eines Herakles würdig. Eine Stadtmauer wurde aufgeführt, die nicht nur die Halbinsel, die Stätte der ältesten Ansiedelung, umschließt, sondern, nach Norden sich dem Terrain anschmiegend, alle überhöhenden Punkte einschließend, von rechts und links bis auf den Grat des Latmos läuft, so daß die Vereinigungsstelle wohl über sechshundert Meter hoch liegt. Die Mauerstärke schwankt zwischen zwei und vier Metern. Die Auflager für die Granitsteine sind meistens in den Fels gearbeitet und dienten uns als Stufen, als wir versuchten, dem Lauf der Mauer nachzuklettern. Starke Türme von zwei Stockwerken decken alle wichtigen Punkte, besonders die wenigen Thore. Große Schießscharten gestatten prachtvolle Durchblicke auf See und Gebirge, und es gewährt ein seltenes Vergnügen, von hochliegenden Punkten aus den wechselnden Lauf dieses mächtigen, schöngefügten Befestigungswerkes zu übersehen (Abbild. S. 622). Ephesos und Priene, Syrakus und Girgenti bieten Ähnliches und laden auch deshalb zur Vergleichung, weil dort wie hier aus Gründen der Befestigung ein Raum ummauert wurde, der niemals auch nur entfernt ganz bewohnt wurde oder bewohnt werden konnte. Weit über die Hälfte des Stadtgebietes von Herakleia ist immer so wild gewesen wie heute, so daß man mühsam zwischen Fels und Geröll einen Weg findet. Tempel, öffentliche Gebäude und Wohnhäuser waren auf einen engen Raum zusammengedrängt, sonst findet man beim


Marktbau und Tempel.

Herumklettern nur hier und da auf künstlich geschaffener Fläche Mauerspuren, die vielleicht zu kleinen Heiligtümern gehörten. Durch Abarbeiten und Glättung des Felsens ist mühsam Raum für einen kleinen Marktplatz gewonnen worden, für alle größeren Gebäude mußten mächtige Terrassenmauern erbaut werden, Straßen wurden in den Fels geschnitten, Treppen hinauf- und hinuntergeführt. Wie Priene ist es eine echt hellenistische Stadtanlage, gigantisch kühn und mit einem Aufwand von Mitteln und Kraft geschaffen, über die man staunen muß.

Als Wahrzeichen der Stadt setzte man auf einen ragenden Felsen den Tempel der Stadt-

göttin Athena (Abbild. S. 623). Ihren Kopf führen die Münzen der Stadt, und eine unveröffentlichte Inschrift von der Ante be-


Grottenheiligtum (von außen).

stätigt die Benennung des Tempels. Trotz doppelter Stützmauern konnte für ein säulenumgebenes Gotteshaus der üblichen Form nicht Platz geschaffen werden. Man mußte sich mit dem alten templum in antis mit drei glatten Wänden und zwei Säulen an Stelle der vierten begnügen. Diese mit dem dorischen Gebälk darüber sind gestürzt und sperren den Eingang, aber die Wände stehen noch in tadelloser Fügung. Der Raum zwischen ihnen ist in zwei gleich große, quadratische Teile geschieden, die durch eine weite Thüröffnung verbunden sind. In beiden liegt noch der Fußboden aus weißem Marmor. Im hinteren ist der Standplatz des Götterbildes deutlich erkennbar. Eine Plattform vor dem Eingang trug einst den Altar; von ihr öffnet sich ein unvergeßlicher Rundblick über die Stadt und den Latmos (Abbild. S. 624). Treppen, die später einmal geflickt sind, führen hinab zu einem stattlichen Eingangsthor, dessen nördlicher Pfeiler noch steht und auf unserer Abbildung sichtbar ist.

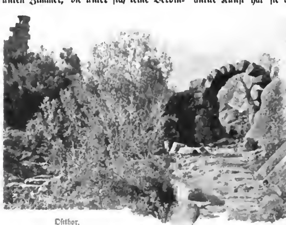
Durch das Thor gelangte man von der Göttin zum Markte. Dieser ist als die einzige größere ebene Fläche leicht erkennbar, jetzt mäßig verschüttet und bebaut. Aus dem Grün des Feldes ragen die oberen Hälften von Säulen der Hallen hervor, die den Platz mindestens im Osten und Westen umgaben. Architekturstücke liegen umher und Blöcke, die zu den Postamenten von Statuen gehörten und Reste der Künstlernamen tragen. Eine große Basis des Kaisers Trajan zeugt von dem Fortleben der Stadt unter römischem Scepter; von Gebäuden aus jener Zeit steht nur die Ruine eines Bades (Abbild. S. 625 im Hintergrunde). Östlich vom Markte hat man durch schöne Terrassenmauern Platz für öffentliche Gebäude geschaffen, für einen Tempel, wie es scheint, und für das Rathaus (Abbild. S. 625). In einem viereckigen Saale stiegen nach drei Seiten Sitzreihen empor. Zwei Thüren führten von Süden her hinein. Es glich also mehr dem Buleuterion von Priene als dem theaterförmigen von Milet. Der Aufbau könnte nur durch genaues Studium der Reste wiedergefunden werden; Säulen und Halbsäulen liegen außer den Quadern umher. Eine runde Basis aus hellenistischer Zeit trug einst eine Weihung zweier Männer aus einer benachbarten Stadt.

Schreitet man die breite Treppe hinab, welche von Süden her zum Rathaus hinaufführte, so gelangt man bald an eine andere, durch ihre Einfachheit und in üppi-


Grottenheiligtum (innen).

gem Grün äußerst malerische Ruine (Abbild. S. 626). In zwei Stockwerken baut sich mit zahlreichen, verschieden geformten Öff-

nungen eine wundervolle Quadermauer auf, die oben durch ein einfaches Gesims abgeschlossen wird. Hinter ihr liegen oben und unten Zimmer, die unter sich keine Verbindung haben und hinten an den Fels gelehnt sind. Es ist im Grunde genommen eine als Gebäude gestaltete Terrassenmauer zur Erweiterung des Marktes. Die Räume im Inneren dienten als Läden oder Magazine, und die ebene Fläche oben trug auch etwas, vielleicht Hallen; Säulenbasen stehen noch in situ. Ähnliche Bauwerke sind in der Nähe aus Alinda in Karien und aus Aegae bei Pergamon bekannt. Noch weiter südlich glaubt man ein Gymnasium zu erkennen und steht dann plötzlich zwischen hochgetürmten Felsen und wilden Ölbäumen vor dem merkwürdigsten Bauwerke der Stadt (Abbildgn. S. 627). Eine Partie nackter Felsen ist durch Ausmauerung der Lücken, durch Anlegung einer halbrunden Rückwand und Aufführung einer geschwungenen linken Seitenwand, durch Vorlegung einer viersäuligen Vorhalle zu einem Grottenheiligtum gestaltet worden, wie es wohl einzig in seiner Art dasteht. Säulen und Quadern sind aus demselben Felsen hergestellt und bilden mit dem Felsen ein packendes Ganze. Unwillkürlich sucht man für diesen eigenartigen Bau auch nach einer besonderen Erklärung, und man erinnert sich des Lokalheiligen von Herakleia, des Endymion.


Ostthor.

Seine poetische Geschichte ist bekannter als die Stätte, an der sie spielt. Griechische Dichter haben sie früh besungen, und die antike Kunst hat sie bis in späte Zeit gern dargestellt. Ein schöner Jäger oder Hirt lebt Endymion auf dem Latmos. Da erblickt ihn Selene, und die keusche Mondgöttin wird von heißer Liebe zu ihm erfüllt. Sie steigt allabendlich hernieder und besucht ihn in der Höhle am Berge, welche ihm zur Wohnung dient. Und das Märchen endigt erfreulicher als das andere von Aphrodite und Adonis. Zeus verleiht auf die Bitte der Göttin dem schönen Jüngling ewigen sanften Schlaf. Noch heute, wenn die volle Scheibe des Mondes über dem schroffen Grat des Berges emporzusteigen beginnt, an ihm zu haften und sich widerwillig von ihm zu trennen scheint, wenn er sein volles Licht in die tiefen Schluchten fallen läßt und sie in aller ihrer Zerrissenheit zeigt, noch heute denkt man dann: Selene trennt sich schweren Herzens von ihrem Endymion. Die Herakleoten verehrten ihn sehr. Noch im spätesten Altertume suchte man seine Höhle am Gebirge östlich von der Stadt auf und opferte ihm dort. Uns blieb leider keine Zeit, nach ihr zu suchen, aber Jäger und Hirten erzählen von einer großen Höhle mit alten Mauern, in die man sich ungern hineinwage. Vielleicht wurde Endymion auch in der Stadt in jenem Grottenheiligtume göttlich verehrt, das seinem ganzen Aussehen nach so recht dazu geeignet wäre.

Wenn man von ihm über antike Stufen an Resten von Wohnhäusern vorbei nach Osten geht, so erreicht man nach einigen Minuten das Ostthor der Stadt (Abbild. S. 628). Es ist gut erhalten, und der

Bogen, der es überspannt, gehört zu den ältesten griechischen, die auf uns gekommen sind. Um eine niedrige Felspartie führt von rechts ein Pfad für Saumtiere, von links ein Stufenweg zu ihm empor. Von Süden her wird es von einem mächtigen Turm flankiert; es ist derselbe, dessen Wand auf Abbild. S. 622 vorn rechts so groß erscheint. Jetzt wirken seine Trümmer mit dem Thore, umrankt von Pflanzen und umstanden von Bäumen, zusammen zu einem Bilde von außerordentlicher Schönheit. Ein zweites Thor im Westen nach dem See zu ist weniger gut erhalten und hat vielleicht auch Karren, die innerhalb der Stadt kaum verkehren konnten, wenigstens den Eintritt gestattet. Wahrscheinlich waren dieses die einzigen Öffnungen im Mauerringe.

Vor beiden Thoren liegen Gräber, die sich im Osten zu einer bedeutenden Totenstadt zusammengefunden haben. Auch sie sind eigenartig. In jede kleine ebene Fläche an den Felswänden und in die Felskuppen sind rechteckige Vertiefungen von etwa 0,50 × 1,75 Meter eingeschnitten worden. Ein etwas breiterer schwerer Felsblock wurde als Deckel darüber geschoben (Abbild. S. 629 im Vordergrunde). Auch in die Klippen und Felsinselchen in der Nähe sind solche Gräber eingearbeitet worden (Abbild. S. 630). Da sie so leicht zu finden waren, sind alle Deckel längst abgeschoben, die Beigaben geraubt, die Gebeine zerstreut worden.

Als das geschah, hatten sich auch in diesem Erdenwinkel tiefgreifende Veränderungen vollzogen. Die Geschichte der Stätte ist noch um vieles reicher und bunter, als das Gesagte ahnen läßt. Nach der Neugründung rasch und vielleicht ungesund emporgeblüht, ist Herakleia viele Jahrhunderte hindurch das bescheidene Los einer römischen Provinzialstadt beschieden gewesen. Dieses wurde um so bescheidener, je mehr ihr Lebensnerv, die Verbindung mit dem offenen Meere, durch die Anschwemmungen bedroht wurde. Im dritten oder vierten Jahrhundert nach Christo wurde er endlich abgeschnitten. Der Mäander that, was der Hermos unfehlbar Smyrna gethan hätte, wenn man ihm nicht vor wenigen Jahren eine neue Mündung gegeben hätte: er machte die Seestadt Herakleia zu einem Ort im innersten Winkel eines Landsees. Von da ab wird sie allmählich verödet sein.

Aber gerade diese Abgelegenheit, dazu die Wildheit der Umgebung sollte der Stätte neues Leben zuführen, ein ganz anderes freilich, als das erstorbene gewesen war. Die leidenschaftlichsten Fanatiker des neuen Glaubens zogen sich hierher zurück. Wo einst fröhliche Scharen zur Höhle des schönen Endymion gezogen waren, wallfahrteten weltfremde Büßer, und wo Selene ihren Liebling beglückt hatte, hauste ein Anachoret. Der Monte Latro, wie er damals hieß, wurde der beliebteste Einsiedlerberg. Die vielen Höhlen belebten sich. Kapellen und Einsiedeleien wurden hineingelegt. Eine mit Fresken aus der Leidensgeschichte hat ein englischer Reisender gesehen; von anderen berichten Jäger. Ihre genaue Erforschung, die sehr beschwerlich ist, dürfte wichtige Aufschlüsse für die älteste christliche Periode er-



Blick auf den Latmos; im Vordergrunde Gräber.

geben. Die Dürftigkeit der Ernährung und äußere Gefahren werden die Lockung, sich hier zu kasteien, vergrößert haben. Caplone, das sind kleinere Panther, werden noch alljährlich auf dem Gebirge geschossen. Bären sollen zahlreich sein, und die Hirten stellen ihre Bienenstöcke auf Felsspitzen, die nur mit Hilfe einer Leiter zugänglich sind. Kleines Raubgesindel ist in Menge vorhanden. Der Berg ist auch nicht so kahl, wie er aus der Ferne erscheint. In vielen Schluchten stehen prächtige Wälder, genährt von klarem Quellwasser. Schnee bedeckt nur selten für kurze Zeit die höchsten Spitzen.



Blick über den See nach Süden.

Andere Fromme zogen ein Zusammenleben an sicherem Orte vor. Sie erbauten sich Klöster mit Kirchen und Kapellen auf den Inseln im See und umgaben sich mit hohen, zinnengekrönten Mauern. Baumaterial boten die Felsen selbst und die antiken Gebäude. Alte Architekturstücke und Inschriften finden sich vielfach verbaut. Diese Klöster erreichen eine gewisse Blüte. Bedeutende Bibliotheken sammeln sich in ihnen an. Ihre Bewohner treten in enge Beziehungen zu anderen Klöstern und stehen im neunten Jahrhundert dem Kaiserhofe in Konstantinopel nahe. Ein festes Kastell mit mächtigen Türmen und starken Mauern wird auf der Spitze der Halbinsel angelegt, also dort, wo jedenfalls die uralte Befestigung lag, aus der Herakleia emporwuchs.

Die frommen Männer sollten ihre Mauern bald dringend nötig haben. Über diese Ereignisse ist uns noch ein Teil der Originalurkunden im Johanniskloster auf der Insel Patmos, die schon im Anfange erwähnt wurde, erhalten. Sie lassen deutlich erkennen, wie das beschauliche Leben jäh gestört wird durch die herandrängenden Bekenner eines jüngeren Glaubens, des Islam. Statt des Gebetbuches müssen die Mönche das Schwert in die Hand nehmen, aber sie können das Verderben nur aufhalten, nicht verhindern. Es war kurz vor dem Regierungsantritt des Kaisers Alexius I. Komnenos, da war der heilige Christodoulos Abt eines jener Klöster, das den Namen Stylos führte. Er hatte seinem Amt mit Eifer vorgestanden und war in Ehren alt und grau geworden. Als die Gefahr immer größer wurde, hatte er ein starkes Kastell zum Schutze bauen lassen (vielleicht das eben erwähnte) und für die Rettung der kostbaren Bücher nach Kos und von dort nach Konstantinopel gesorgt. Endlich, im Jahre 1079, schlagen ihm die Wellen über dem Kopfe zusammen; er giebt wegen seines Alters und des unwiderstehlichen Ansturmes der blutdürstigen Türken sein Amt auf, gründet unter der Protektion jenes Kaisers das Kloster auf Patmos, wird dessen erster Abt und stirbt dort als Einsiedler 1093.

Kurz vor dem ersten Kreuzzuge ist also am Latmos das christliche Leben vernichtet worden. Der Schwarm der Eroberer wälzte sich weiter. Sie wurden hier durch nichts gefesselt. Keine Spur einer älteren türkischen Niederlassung ist bemerkbar. Die Stille des Todes blieb zurück. Die Mauern, die aus Ruinen erbaut waren, waren wieder zu Ruinen gemacht worden und wurden es im Laufe der Jahrhunderte immer mehr. Wilde Ölbäume und Feigenbäume streben aus ihnen hervor, hohe Oleanderbüsche tragen schwere rote Blüten, und Eichengestrüpp wehrt den Zugang. Mit ihrer müden Bau-

fälligkeit stehen sie in markantem Gegensatz zu den festgefügten alten griechischen Mauern, in einem Gegensatz, der die tiefe innere Verschiedenheit der beiden Blütenperioden dieser Gegend ahnen läßt. Aber sie erhöhen den Reiz des Ortes um ein bedeutendes und gewähren neue fesselnde Durchblicke über den See (Abbild. S. 630).

Ungern mußten wir am Nachmittag des zweiten Tages an die Rückkehr denken. Aber sie war notwendig; die Vorräte waren erschöpft, und wir durften unseren Körpern nicht eine zweite Nacht zumuten, welche der ersten glich. Unsere trefflichen Türken hatten uns nämlich bedeutet, wir könnten nicht in einem der wenigen Häuschen übernachten, die nördlich über dem alten Marktplatze liegen und den Namen Bafi führen, sondern müßten zu einer Ansiedelung rudern, die etwa eine halbe Stunde von Herakleia unmittelbar am Norduser sich gebildet hat. Es sind die aus Rohr hergestellten Hütten von Juruden, wandernden Hirten, die im Begriff sind, seßhaft zu werden. Offenbar wollten sie sich nicht von ihrem Boot und uns trennen und bei Fremden die Nacht zubringen. Man nahm uns auch freundlich auf, bot uns Kaffee, sah zu, wie wir aßen und tranken, und überließ uns eine Hütte zum Schlafen. Hereinfallender Lichtschein, Tiere und Menschen ließen uns lange keine Ruhe finden. Zerstochen von Moskitos, feucht von der Ausdünstung des Bodens, erwachten wir nach wenigen Stunden unruhigen Schlafes und waren froh, als wir wieder auf dem See schwammen, Herakleia entgegen, bevor noch Helios mit seinem leuchtenden Gespanne die liebende Selene verscheuchte. Abends gaben uns die Götter wenigstens allmähliche Kühlung. Die Winde schwiegen. Von dem jungen Türken gerudert, glitt das Boot langsam gen Westen. Wir landeten noch an den größeren Inseln und nahmen die Ruinen der Mauern und Wohnräume, der Kirchen und Kapellen näher in Augenschein (Abbild. S. 620). Lange noch blieb der Athenatempel, der ragende Mittelpunkt der alten Stadt, erkennbar. Endlich verschwand auch er im Gewirr der Vorberge. Der Latmos verschlang alles und blieb als kolossale Pyramide am Horizont.

Die Stätte schläft ihren Endymionsschlaf weiter, wie die Griechen von einem ruhigen, tiefen Schlaf zu sagen pflegten. Wie lange noch? Die Wissenschaft wird so unerbittlich sein, ihn zu stören.





Goethe und die Freimaurerei.

Von

Friedrich Scholz.

Im Arbeitssaale der Loge Amalia zu Weimar wird noch heute pietätvoll unter Glas und Rahmen der Brief aufbewahrt, den mit der Bitte um Aufnahme in den Freimaurerbund Johann Wolfgang Goethe an den Meister vom Stuhl, den Geheimrat von Fritsch gerichtet hat. Er lautet:

„Ew. Excellenz nehme ich mir die Freiheit mit einer Bitte zu behelligen. Schon lange hatte ich einige Veranlassung zu wünschen, daß ich mit zur Gesellschaft der Freimaurer gehören möchte; dieses Verlangen ist auf unserer letzten Reise viel lebhafter geworden. Es hat mir nur an diesem Titel gefehlt, um mit Personen, die ich schätzen lernte, in nähere Verbindung zu treten, und dieses gesellige Gefühl ist es allein, was mich um die Aufnahme nachsuchen läßt.

Wem könnte ich dieses Anliegen besser empfehlen, als Ew. Excellenz? Ich erwarte, was Sie der Sache für eine gefällige Leitung zu geben geruhen werden, erwarte darüber günstige Winke und unterzeichne mich ehrfurchtsvoll

(präs. 13. Febr. 1780)

Ew. Excellenz
ganz gehorsamster Diener
Goethe."

Darauf erfolgte am 23. Juni desselben Jahres die Aufnahme, und zwar, da von Fritsch verhindert war, unter Leitung des bekannten Litteraten Bode, der ein hervorragender Freimaurer war und damals in Weimar lebte. Am nächsten Tage wurde das Johannisfest gefeiert. Im folgenden Jahre richtete Goethe wiederum ein Schreiben an von Fritsch, diesesmal ein Gesuch um Beförderung:

„Darf ich Ew. Excellenz bey der nahen Aussicht auf Zusammenkunft einer Loge auch meine eigenen kleinen Angelegenheiten empfehlen? So sehr ich mich allen mir unbekannten Regeln des Ordens unterwerfe, so wünschte ich doch auch, wenn es den Gesetzen nicht zuwider wäre, weitere Schritte zu thun, um mich dem Wesentlichen mehr zu nähern. Ich wünsche es sowohl um meiner selbst, als um der Brüder willen, die manchmal in Verlegenheit kommen, mich als einen Fremden traktieren zu müssen. Sollte es nützlich seyn, mich gelegentlich bis zum Meistergrade hinaufzuführen, so würde ich's dankbarlichst anerkennen. Die Bemühungen, die ich mir bisher in nützlichen Ordenskenntnissen gegeben, haben mich vielleicht nicht ganz eines solchen Grades unwürdig gemacht.

Da ich jedoch alles Ew. Excellenz gefälligster Einleitung und besseren Einsicht lediglich überlasse und mich mit unwandelbarer Hochachtung unterzeichne

den 31. März 1781

Ew. Excellenz
ganz gehorsamster
Goethe."

Die Beförderung in den Gesellengrad erfolgte darauf, wie im vorigen Jahre die Aufnahme, am Tage vor dem Johannesfest. Am 2. März 1782 fand die Beförderung in

den Meistergrad statt. Mittlerweile, nämlich am 5. Februar, war auch die Aufnahme des Herzogs Karl August und an demselben 2. März dessen Beförderung in den Gesellen- und zugleich auch den Meistergrad erfolgt, diesmal jedoch nur historisch, d. h. ohne Ceremoniell. Unmittelbar darauf wurde Goethe zusammen mit dem Professor Loder und zwar „mit denen gewöhnlichen Solennitäten" als Meister aufgenommen.

Bezüglich Goethes Zugehörigkeit zur Loge läuft in Logenreden sowohl wie in der maurerischen Presse manche gutgemeinte Übertreibung mit unter. Da wird in hohen Tönen vom „Bruder Goethe" geredet, man spricht, als sei er stets der begeistertste Logenbruder gewesen, als habe er nur im Lichtstrahl und Widerschein der Freimaurerei gedichtet, als habe ihm der Bund viel und die Loge Amalia zu Weimar alles zu verdanken.

Im Grunde kann man es ja auch den Mitgliedern des Bundes nicht verdenken, wenn sie sich der großen Männer rühmen, die es nicht verschmäht haben, unter seine Fahne zu treten — eines Goethe, Lessing, Washington, Franklin, Voltaire, Friedrich des Großen, Wilhelm I., Friedrich III. und wie die großen erlauchten Namen alle heißen. Man kann es ihnen nicht verdenken, und es wäre gar kein so übles Unternehmen, wenn einmal von kundiger Hand den biographischen Charakterbildern dieser Fürsten im Reiche der Geister auch die freimaurerischen Züge, ohne die sie doch nur unvollkommen bleiben, hinzugefügt würden.

Auf der anderen Seite stehen diejenigen, die jede sympathische Beziehung Goethes zur Loge ignorieren oder leugnen, weil sie sie eben nicht kennen.

Wir werden bald sehen, wie sich auch hier die Wahrheit bescheiden in der Mitte hält. —

Was hatte Goethe eigentlich bewogen, Freimaurer zu werden? Er selbst sagt, es sei allein ein geselliges Gefühl gewesen. Aber dies Motiv erscheint nicht ganz erschöpfend. Am 7. Januar 1780 war er mit Karl August erst von der Schweizer Reise zurückgekehrt, und schon zehn Tage darauf, am 17. Januar, hatte er mit Bode eine eingehende Unterhaltung über Freimaurerei und die Loge Amalia. Kaum eine Woche darauf meldete er sich zum Eintritt. Offenbar ist der Entschluß, und zwar höchstwahrscheinlich von beiden, schon auf der Schweizer Reise gefaßt worden. Wiederum höchstwahrscheinlich auf gemeinsame Verabredung hat dann Goethe zuerst den Sprung ins Dunkle gewagt und den fürstlichen Freund zur Nachfolge ermuntert. Überdies, wenn hier der Suchende von einem geselligen Gefühl spricht, so hat er sicherlich an den intimen Verkehr mit Gleichgesinnten und mit Männern, die er schätzen gelernt hatte, gedacht.

Bezeichnet doch das Jahr 1780 überhaupt die große Peripetie in Goethes Leben. Sturm und Drang hatten ausgetobt, und eine erustere Lebensführung war begonnen worden. Nicht bloß den Herzog fand man nach der Rückkehr von der Schweizer Reise sehr zu seinem Vorteil verändert, Wieland rühmt auch Goethes Besonnenheit im öffentlichen Leben. Goethe selbst aber schrieb um diese Zeit in sein Tagebuch: „Ich fühle nach und nach ein allgemeines Zutrauen, und gebe Gott, daß ich's verdienen möge, nicht wie's leicht ist, sondern wie ich's wünsche. Was ich trage an mir und anderen, sieht kein Mensch. Das Beste ist die tiefste Stille, in der ich gegen die Welt lebe und wachse und gewinne, was sie mir mit Feuer und Schwert nicht nehmen können." Und an Frau von Stein schrieb er im Jahre 1781: „Ich sehne mich recht von hier weg, die Geister der alten Zeit lassen mir hier keine frohe Stunde. Ich habe keinen Berg besteigen mögen, die unangenehmen Erinnerungen haben alles befleckt. Wie gut ist's, daß der Mensch sterbe, um nun die Eindrücke auszulöschen und gebadet wiederzukommen."

Auf ernste, freie, mit historischem Sinn begabte Naturen, die sich von der landläufigen Erfahrung, daß Freimaurer und Logenbruder nicht immer gleichbedeutend ist, nicht beirren lassen, hat die Freimaurerei stets viel Anziehungskraft geübt, zum Teil schon wegen ihrer Beziehungen zur allgemeinen Kultur- und Geistesgeschichte, Beziehungen, die uralt und modern zugleich sind. Vieles davon hat neuere Forschung aufgeklärt, aber ebensoviel ist noch in Dunkel gehüllt und reizt immer aufs neue, in die Tiefe zu dringen. Auch damals war man auf der Suche danach, den wahren Ursprung der Frei-

maurerei aufzuklären, nur befand man sich leider auf falschem Wege.

Aber wer kann wissen, wie weit dieses Geheimnisvolle auf den Entschluß Goethes, dem bei aller Sonnenklarheit doch ein mystischer Zug nicht fehlte, mit eingewirkt hat? Bei der am 8. November 1832 „zum ruhmwürdigen Gedächtnis ihres in den ewigen Osten eingegangenen hochverehrten und geliebten Bruders Johann Wolfgang von Goethe“ in der Loge Amalia abgehaltenen Trauerfeier sagte der die Gedächtnisrede haltende zugeordnete Meister vom Stuhl, Kanzler Friedrich von Müller, der Goethe im Leben sehr nahe gestanden und seine Eigentümlichkeiten genau gekannt hat: „Das Geheimnis hatte stets für Goethe einen ganz besonderen Reiz, nicht nur aus dem poetischen Gesichtspunkte, sondern auch vorzüglich darum, weil es vor Entweihung würdiger Vorsätze und Bestrebungen sichert. — So hat er denn auch im Leben, ja selbst in alltäglichen Vorkommnissen diese Liebe zum Geheimnis bethätigt und nur selten und ungern über die nächsten Anordnungen und Beschlüsse sich im voraus mitgeteilt. Noch unangenehmer war es ihm, wenn man sein Vorhaben erriet oder irgend etwas, was er erst später vorzeigen oder eröffnen wollte, vorzeitig entdeckte und zur Sprache brachte. — Aus jener Liebe zum Geheimnisvollen entsprang nicht minder seine vorherrschende Neigung zum Rätselhaften, die nicht selten den Genuß seiner schriftstellerischen Leistungen erschwert. Diese Neigung bildete sich in ihm zur überlegten Maxime aus, ich hörte ihn oft behaupten, ein Kunstwerk, besonders ein Gedicht, das nichts zu erraten übrig ließe, sei kein wahres, vollwürdiges; seine höchste Bestimmung bleibe immer, zum Nachdenken aufzureizen, und nur dadurch könne es dem Beschauer oder Leser recht lieb werden, wenn es ihn zwinge, nach eigener Sinnesweise es sich auszulegen und gleichsam ergänzend nachzuschaffen.“ (Freymaurer-Analekten. V. Heft. Weimar 1832.)

Schwer genug mag Goethe der Schritt, in die Loge einzutreten, trotzdem nach geworden sein. Denn bekanntlich stand er mit dem Meister vom Stuhl, dem Geheimrat von Fritsch, auf schlechtem Fuße. Fritsch, ein alter würdiger Beamter und Kabinettschef des Herzogs, war wenig erbaut gewesen von dem genialischen Treiben des Dioskurenpaares und noch weniger davon, daß der Herzog ihm den jungen Sausewind als Geheimrat in das Kollegium gesetzt hatte. Er begründete darauf sogar ein Abschiedsgesuch, auf das jedoch Karl August beschied: „Einsichtsvolle wünschen mir Glück, diesen Mann zu besitzen. Sein Kopf, sein Genie sind bekannt. Einen Mann von Genie an anderem Orte zu gebrauchen, als wo er selbst seine Gaben gebrauchen kann, heißt ihn mißbrauchen. Die Welt urteilt nach Vorurteilen, ich aber sorge und arbeite wie jeder andere, der seine Pflicht thun will, nicht nur des Ruhmes, nicht um des Beifalls der Welt willen, sondern um mich vor Gott und meinem eigenen Gewissen rechtfertigen zu können.“

Zu einer ungünstigeren Zeit konnte Goethes Eintritt in die Loge gar nicht erfolgen. Denn es war gerade die Zeit der schwersten Verirrungen der deutschen Freimaurerei. Zwar untergegangen war ihr humanitärer Grundgedanke auch damals nicht, aber überwuchert von allerhand Äußerlichkeiten und durchsetzt mit verkehrten, unmaurerischen Bestrebungen. Über die ursprünglichen drei Johannisgrade des Lehrlings, Gesellen und Meisters hinaus wurden, meist aus Frankreich importiert, Grade über Grade aufgebaut, mit erfundenem Ritual ausgestattet und mit dem Anspruch, daß jeder womöglich einen neuen Aufschluß bringe, erteilt. Betrüger, wie Cagliostro, Schrepfer, Johnson u. a., hatten in die Logen Eingang gefunden und bethörten mit Geisterbeschwörungen und alchimistischem Zauber die Gemüter ungebildeter Brüder.

Auch ehrliche Naturen und sonst ganz klare Köpfe fielen der Suggestion zum Opfer und wurden dann, falls sie thatkräftig und einflußreich waren, selbst gefährlich. So hatte Freiherr von Hund im Jahre 1763 das System der sogenannten strikten Observanz gegründet und außerordentlich viele Logen dazu herübergezogen. Es fußte auf der seitdem längst widerlegten Legende von der Herkunft der Freimaurerei aus dem alten Tempelherrnorden und suchte diesen in seiner äußeren Organisation wiederherzustellen, mit Präfekturen, Unterpräfekturen, Präben-

den, Heermeistern und allem sanftigen mittelalterlichen Zubehör. Den Namen „strikte Observanz“ hatte der Stifter seiner Schöpfung beigelegt, weil absoluter Gehorsam, auch den „unbekannten Obern“, die es übrigens gar nicht einmal gab, geübt werden mußte.

Im Jahre 1780 war zwar die Blüteperiode der strikten Observanz vorüber, und lange dauerte es nicht mehr, bis sie ganz abgestorben war, um die gereinigte Maurerei wieder auferstehen zu lassen. Aber sie existierte doch noch, und auch die Loge Amalia zu Weimar gehörte ihr an. Es heißt, Goethe sei ebenfalls in die innere, das heißt über die Johannisgrade hinausgehende Abteilung des Ordens aufgenommen worden. Doch ist nichts Näheres darüber bekannt geworden. Es müßte denn in der Zeit zwischen dem 2. März, dem Tage seiner Beförderung zum Meister, und dem Johannisfeste 1782 geschehen sein. Denn am letzteren Tage wurde, wie wir sogleich sehen werden, die Loge geschlossen. Vielleicht beziehen sich hierauf auch die Worte, die Goethe später in einer Antwort an den in Zürich lebenden Kompanisten Kayser, der bei ihm angefragt hatte, ob er die Hochgrade erreicht habe, gebrauchte: „Im Orden heiße ich Meister, das heißt nicht viel. Durch die übrigen Säle und Kammern hat mich ein guter Geist extrajudiciatiter durchgeführt, und ich weiß das Unglaubliche.“

Die Loge Amalia war im Jahre 1764 von von Fritsch gegründet worden und gehörte zu den angeseheneren des Bundes. Musäus, der bekannte Legationsrat Bertuch und der Professor Loder gehörten ihr an. Herder, seit 1776 Generalsuperintendent in Weimar, war schon im Jahre 1766 zu Riga in den Bund aufgenommen worden. Für die tiefere Erfassung der Freimaurerei ist er bekanntlich schriftstellerisch sehr thätig gewesen, blieb auch zeitlebens mit hervorragenden Freimaurern, so unter anderem auch mit dem bekannten Hamburger Schröder, in fortwährendem Gedankenaustausch. Der Loge zu Weimar ist er aber nicht beigetreten, wie es scheint, weil ihm das damalige Logenleben nicht behagte und die vielen Mißbräuche und Betrügereien, welche mit dem Ordenswesen getrieben wurden, ihn abstießen.

Mittlerweile freilich hatte die deutsche Freimauerei angefangen, sich wieder auf sich selbst zu besinnen und alles Fremdartige abzustoßen. Dies ging nicht ohne Kampf ab, und auch in der Loge Amalia hatten sich die Gegensätze allmählich so zugespitzt, daß es beim Johannisfeste 1782 zum offenen Bruche kam. In echt deutscher Weise verwickelte man sich in Systemstreitigkeiten, und die Folge davon war der gemeinsame Beschluß, daß die Loge bis auf weiteres ihre Arbeiten einstellen solle.

Volle sechsundzwanzig Jahre hat die Loge dann geruht, und erst im Jahre 1808 wurde sie unter Umständen, die wir sogleich kennen lernen werden, wieder aufgethan.

Sechsundzwanzig Jahre waren vergangen, Europa hatte mittlerweile sein Antlitz verändert. Die Stürme der französischen Revolution waren darüber hingezogen, alte Throne waren umgestürzt, alle Grenzen verrückt und die selbstgenügsame Idylle der deutschen Kleinstaaterei gründlich aufgescheucht worden. Österreich war erheblich geschwächt, Preußen aus der Reihe der Großmächte gestrichen, das übrige Deutschland, soweit es nach eine Scheinselbständigkeit gerettet hatte, lag zu den Füßen des Eroberers, und auch Sachsen-Weimar-Eisenach hatte sich dem Rheinbunde anschließen müssen. Merkwürdig, wie wenig sich trotzdem die Physiognomie des bürgerlichen Lebens verändert hatte! Wo nicht grade die Kriegsfurie ihren Fuß hinsetzte, lebte man nicht viel anders als vordem, nur vielleicht noch etwas beschränkter und kümmerlicher, wenigstens in dem durch Kriegskontributionen und Steuern ganz ausgesogenen Preußen. Weimar war nach der Schlacht bei Jena auch von feindlichen Truppen heimgesucht und geplündert worden, hatte aber doch wenig gelitten, und bald kehrte man auch dort zu den Gewohnheiten friedlicherer Tage zurück. Es wurde, kaum daß der Kanonendonner von Jena verstummt war, wieder Theater gespielt, neue Stücke wurden mit Eifer einstudiert, und auch die geselligen Kreise belebten sich aufs neue. Die Hofrätin Schopenhauer, die Mutter des Philosophen, eröffnete an den Donnerstagabenden wieder ihren jour fixe, an dem die gesamte Elite des geistreichen Weimar erschien.

Auch die deutsche Freimaurerei und das deutsche Logenleben hatten sich verändert und zwar zu ihren Gunsten. Alte Irrtümer und Illusionen waren abgethan, das Gebrauchtum gereinigt worden, ein ernsterer und tieferer Zug war hineingekommen und wissenschaftliche Forschung an Stelle haltloser Phantastereien getreten. Auch die äußere Organisation der Loge hatte gewonnen. Namentlich hatte man sich von der Bevormundung der Londoner Großloge, ohne deren Genehmigung früher keine Loge rechtmäßig gegründet werden konnte, losgemacht und unter eigenen Großlogen zusammengeschlossen.

Allerdings hatten die deutschen Logen in der Zwischenzeit auch viele Anfechtungen zu erdulden gehabt und sich Unterdrückungen und Beschränkungen mancherlei Art gefallen lassen müssen. Auffallenderweise geschah dies infolge der französischen Revolution. Man beschuldigte die Freimaurerei, und besonders die deutsche, des Jakobinismus, und es fehlte nicht viel, daß auf dem Reichstage zu Regensburg 1793 ein allgemeines Verbot der Logen ausgesprochen worden wäre. Dafür wurden in Frankreich die Freimaurer als Aristokraten verfolgt! Schon im Jahre 1791 wurden fast alle Logen im gesamten Königreich geschlossen, und zur Zeit der Schreckensherrschaft verfielen von einigen Logen, so von den Logen Contrat social und Des neuf soeurs in Paris, der Voltaire in seinen letzten Lebensjahren angehört hatte, sowie der Loge in Bordeaux, sämtliche Mitglieder ohne Ausnahme der Guillotine. Die alten, hundertmal widerlegten, aber auch heute noch gelegentlich auftretenden Vorwürfe, die Freimaurerei sei religions- und staatsfeindlich, sie sei eine geheime Gesellschaft mit unbekannten Zielen, was in einem Zeitalter der Öffentlichkeit nicht zu dulden sei, die Loge sei eine Verbindung zur Förderung persönlicher Interessen und was dergleichen von Böswilligen ersonnenem und von mittelmäßigen Köpfen gern geglaubtem Unsinn mehr ist, — wurden damals zuerst mit besonderem Nachdruck erhoben. Wenn es nicht wohlwollende und erleuchtete Fürsten gegeben hätte, die, selbst erfüllt von freimaurerischem Geiste, sich der Brüderschaft kräftig annahmen, so wäre der Loge, wie später in Österreich und Rußland, auch in Deutschland damals schon das Lebenslicht ausgeblasen worden.

Goethe war mittlerweile auch ein anderer geworden. An der Schwelle des Alters stehend, hatte er, wenn auch viel später noch köstliche Gaben seines Genies, wie der West-östliche Diwan und der zweite Teil des Faust, der Unsterblichkeit entgegenreiften, doch den Höhepunkt dichterischen Schaffens überschritten. Er war auch nicht mehr der Feuerkopf von vordem, sondern hübsch ruhig geworden, kühl und ablehnend. Ein gut Teil Bureaukratismus hatte sich in sein Wesen eingeschlichen, allem Neueren, dem Konstitutionalismus, der freien Presse stand er fremd, ja feindselig gegenüber. Alles, was in Goethes gefestete Ideenkreise eindrang, der Lärm der Freiheitskriege, die neuen politischen Ideen, selbst ungewohnte Aufträge, die ihm aus herzoglichem Vertrauen übertragen wurden, wie die Neuordnung der Jenaischen Bibliothek, waren ihm widerwärtig, — er war, wie sich Lombroso ausdrücken würde, Misoneist geworden.

Logensachen war Goethe ganz fremd geworden. Man hat nicht gehört, daß er irgendwo auf seinen Reisen eine Loge besucht hätte. Dies ist wohl erklärlich, denn reine und ungetrübte Erinnerungen an die kurze Zeit seiner Zugehörigkeit zur Loge Amalia wird er kaum bewahrt haben. Aber auffallend ist es doch, wie wenig Anhänglichkeit und selbst Verständnis für Wesen und Bedeutung der Loge Goethe zu der Zeit, von der wir sprechen, gezeigt hat, — er, dessen Werke nicht bloß von freimaurerischen Ideen, sondern auch von näheren Logenbeziehungen geradezu gesättigt und durchtränkt sind.

Im Jahre 1807 schrieb er in einem im Auftrage Karl Augusts über die Wiederherstellung der gleichfalls ruhenden Loge in Jena erstatteten Gutachten:

„Was die Angelegenheit einer für Jena beabsichtigten Freimaurerloge betrifft, so möchte sich wohl ein mündlicher Vortrag nötig machen, weil hier gar zu viel Bedenkliches zusammenkommt. — Die Freimaurerei macht durchaus statum in statu. Wo sie einmal eingeführt ist, wird das Gouvernement sie zu beherrschen und unschädlich zu machen suchen. Sie einzuführen, wo sie nicht war,

ist niemals rätlich. ... Schon früher hat man Bedenken getragen, eine Loge in Jena zu statuieren. Die Jenaischen Brüder hielten sich an die Weimarische, von welcher der erste Minister und Polizeidirektor v. Fritsch Meister vom Stuhl war, hier war der Hammer in den rechten Händen, und so müßte es auch in der Folge sein. Nun nehme man aber einmal Jena isoliert und denke sich die Wirkungen einer Loge daselbst! Das größte Übel von Jena ist ohnehin, daß zu viele Korporationen und Instanzen sich daselbst befinden, die nebeneinander und gegeneinander wirken. Wie könnte es rätlich sein, eine Korporation, die so mächtig werden konn, und die mon ohne Eclat und Verdruß nicht wieder loszuwerden vermöchte, noch in dieses anorchische Wesen hinein zu konstituieren! Ich will übrigens nicht leugnen, daß dieses maurerische Ordenswesen in großen Städten, auf große rohe Massen ganz günstig gewirkt habe und noch wirken mag. Auch in kleinen Orten, wie z. B. Rudolstadt, dient eine solche Anstalt zu einer Form der Geselligkeit. Hier in Weimar brauchen wir sie eigentlich gar nicht, und für Jena halte ich sie aus oben erwähnten und mehreren anderen Gründen für gefährlich, und jedermann wird die Sache bedenklich finden, wenn man ihm jetzt gleich das gesamte Personal, woraus die Loge im ersten halben Jahre nach der Konfirmation bestehen würde, vorlegen könnte."

Karl August bewies sich auch hier als der weitsichtigere und unbefangenere. Er ließ sich nicht irre machen und betrieb nunmehr auch die Wiedereröffnung der Loge Amalia zu Weimar. Im April 1808 beauftragte er Goethe und den Legationsrat Bertuch damit. Von ersterem finden wir alsdann den folgenden, am 1. Moi wahrscheinlich an den Geheimrot Voigt gerichteten sauersüßen Brief: „Nach dem gegen die unbefugten Freimaurer in Jena ergangenen Verbote wäre wohl noch ein Schritt zu thun, daß man der anderen schon longe daselbst im stillen befindlichen Loge, bei welcher der Vicebürgermeister Slevoigt, soviel ich weiß, Meister vom Stuhl ist, das sogenannte Arbeiten untersagte. Aber mehr als alles Untersagen ist wohl notwendig, daß man selbst etwas thue und veranstalte, weil der Zudrang zu diesem Quasimysterium im Momente merklich sehr groß ist. Serenissimus haben neulich in einer Unterredung dasjenige summarisch angegeben, was in nachstehendem ein wenig ausgeführt aufgezeichnet ist. Das Rätlichste wäre, die hiesige Loge Anna Amalia zu den drei Rosen wieder zu beleben, und zwar meo voto ganz nach dem alten Ritual, weil es nachher immer noch frei bleibt, sich zu dieser oder jener Verbesserung oder Abartung hinzuneigen. Außer dem Geheimrat v. Schardt, dem Legationsrat Bertuch und Unterzeichnetem sind, soviel ich weiß, keine Meister dieser Loge hier mehr übrig. Die übrigen Glieder der geringeren Grade könnte man allenfalls ausmitteln, und die Frage wäre, ob man nicht den Herrn Geheimrat v. Fritsch Excellenz disponieren könnte, diese Loge wieder zu eröffnen; wozu mon andere hier befindliche Ordensglieder einladen und die Offiziantenstellen provisorisch besetzen könnte. Lehnt dieser es ab, so wäre es vielleicht om klügsten gethan, wenn man Herrn v. Beulwitz, den Meister vom Stuhl der Rudolstädter Loge, einlade, eine solche Eröffnung vorzunehmen, welcher einige Brüder mitbrächte, um der Sache ein gewisses Geschick und Ansehen zu geben. Hätte man nun hier im Ablehnungsfalle des Herrn Geheimrat v. Fritsch Excellenz einen neuen Meister vom Stuhl bestellt, so könnte man (und vielleicht wäre alsdann der Johannistag der schönste Termin) die Jenaischen Brüder, sowohl die vorschnellen als die zurückhaltenden, zu einem Logenfest zusammenberufen, vielleicht einige Lehrlingsaufnahmen vornehmen und was sonst zu geschehen pflegt, um dergleichen Epochen zu verherrlichen. Serenissimus gedachten dieser Angelegenheit dringend. Ich bringe sie an Ew. Excellenz durch dieses flüchtige Blatt, meine Ankunft zugleich meldend, nun mit der Anfrage, ob es Ihre Beistimmung habe, wenn ich nach vorstehendem Sinne mit Geheimrat v. Schardt und Legationsrat Bertuch spreche, das Weitere überlege und gemessene Vorschläge zu Papier bringe, um bei Serenissimi Wiederkunft Höchstderoselben vorgelegt zu werden."

Zwei ganz lehrreiche Schriftstücke für Goethe-Enthusiasten unter den Logenbrüdern, die der Meinung sind, die Wiedererweckung der Loge zu Weimor sei das eigenste Werk Goethes und nur dessen thatkräftiger Ini-

tiative und wieder erwachter Begeisterung für die Loge zu verdanken gewesen. Nicht der Treiber, sondern der Getriebene war Goethe gewesen.

Aber sei es nun, daß er seinem Ideenkreise diesen fremd gewordenen Bestandteil bald zu assimilieren vermochte, sei es, daß gemeinsame Arbeit mit Bertuch ihn besser unterrichtete und mehr interessierte, seine schroffe Ablehnung wich bald einer gerechteren und freundlicheren Beurteilung. Denn noch vor Neueröffnung der Loge richtete er, wie es scheint auf Geheiß Karl Augusts, an die unter der Großloge von Hamburg stehende Rudolstädter Loge folgendes Schreiben, das nicht bloß gerechter und einsichtsvoller, sondern vor allem auch brüderlicher lautete:

„Zeit und Umstände veranlaßten uns, 1782 die Arbeiten unserer Loge Amalia einzustellen und bis jetzt ruhen zu lassen. Zeit und Umstände veranlaßten uns auch jetzt, unsere Loge Amalia wieder zu eröffnen und unsere Arbeiten in derselben wieder zu erneuern. Wir sind inzwischen als Maurer nicht unthätig gewesen, wir haben in der Stille Welt und Menschen, den Geist der Zeit und die Resultate seines Wirkens, den Fortgang der Maurerei zu ihrer Vervollkommnung beobachtet und auch ohne Logenverband unsere Maurerpflichten getreu zu erfüllen gesucht, so gut es möglich war. Unsere Erfahrungen, die wir indessen sammelten, und schätzbare Aufklärungen, die wir über Zweck und Wollen unseres Ordens erhatten, haben bei uns den Entschluß bewirkt, bei unseren Arbeiten das ehedem bei der Loge Amalia angenommene, anjetzt aber nicht mehr brauchbare System der strikten Observanz zu verlassen und anjetzt das weit mehr gereinigte, zweckmäßigere und dem Geiste der Zeit und Kenntnisse mehr entsprechende System der Großen Provinzialloge von Niedersachsen und Hamburg, nach welchem auch Sie arbeiten, anzunehmen und uns mit gedachter Provinzialloge zu vereinigen. Hierzu sind nun nicht allein wir unterzeichneten Brüder, Meister und Mitglieder der Loge Amalia entschlossen, sondern es haben auch unsere anderen hier lebenden mitunterzeichneten und auch jetzt noch keiner anderen als der Ihrigen angehörenden Brüder sich mit uns zur Wiedereröffnung der Loge Amalia nach oben gedachtem System mit höchster Genehmigung des hochwürdigen und durchlauchtigsten Bruders Karl August, unseres geliebten Herzogs und Landesregenten, vereinigt."

Dieser Brief bedeutet allerdings eine völlige Sinnesänderung, und man verliert sich wohl nicht zu sehr in bloßen Vermutungen, wenn man annimmt, daß zu derselben die „schätzbaren Aufklärungen", die Goethe von Bertuch empfangen, das meiste beigetragen haben.

Letzterer war inzwischen mit F. L. Schröder in Hamburg, dem höchst verdienstvollen Begründer des nach ihm benannten, auf die alte englische Maurerei zurückgeführten Systems, in Verhandlungen getreten. Schröder war in Weimar kein Unbekannter mehr. Schon im Jahre 1791 hatte er dort zwei Tage verweilt und war bei der Herzogin, bei Wieland und Goethe eingeführt, hauptsächlich aber mit Herder befreundet worden. Zehn Jahre später wiederholte er den Besuch, bei welcher Gelegenheit Herder nähere Einsicht in das Schrödersche System gewann. Er hatte sich eine darauf bezügliche Arbeit erbeten und sich mit größter Anerkennung darüber ausgesprochen. Es waren nach Schröders Äußerung „die schmeichelhaftesten Zeilen, die er je erhalten". Persönliche und sachliche Anknüpfungspunkte waren also, obgleich seit Herders Tode mittlerweile fünf Jahre verstrichen waren, genug gegeben. Goethe betrieb jetzt selbst die Sache eifrig. An Bertuch schreibt er: „Indem ich Ew. Wohlgeboren Konzept und Mundum wieder zurücksende, ersteres von Serenissimo diktiert, von mir signiert, letzteres von mir unterzeichnet, bitte ich nunmehr in der Sache ungesäumt fortzuschreiten, teils weil ich sie selbst für wichtig halte, teils weil Serenissimus diese Beschleunigung wünschen und erwarten."

Die Verhandlungen führten nun auch mit einer für die damalige Zeit sehr bemerkenswerten Schnelligkeit zum erwünschten Ziele. Am 1. Juni waren in Weimar neun Brüder zusammengetreten, um bei der Hamburger Großloge den Anschluß zu beantragen. Br. Goethe, welcher seiner Gesundheit halber verreisen müsse, habe, so heißt es im

Protokoll der Hamburger Großloge, seine Vices mit Genehmigung der übrigen Brüder dem Br. Bertuch sen. übertragen. Am 27. Juni wurde, nachdem Goethe resigniert, mit neun Stimmen gegen sieben, die auf letzteren fielen, Bertuch zum Meister vom Stuhl gewählt, und am 24. Oktober wurde alsdann die Loge Amalia durch Beamte der Hamburger Großloge aufs neue eröffnet. Goethe war nicht zugegen, entschuldigt sich aber durch folgendes Schreiben:

„Eben war ich im Begriffe, nach Weimar zu fahren, um heute abend bei der ersten feierlichen Versammlung nicht zu fehlen, als ich vernahm, daß unsere verehrte Herzogin wahrscheinlich morgen herüberkommt und sich in den Museen umsehen will. Dadurch sehe ich mich veranlaßt, hier zu bleiben, sende diesen Boten mit der Bitte, mich entschuldigt zu halten; denn ich möchte nicht gern einen Augenblick gleichgültig gegen eine so teure und bedeutende Verbindung erscheinen. Alles Gute und viele Freude zum gedeihlichen Anfang wünschend

Jena, 24. Oktober 1808 Goethe."

Die Loge erfreute sich alsbald eines ungemein raschen Aufschwunges und innerlichen wie äußerlichen Gedeihens. Mit achtzehn Brüdern eröffnet, zählte sie im Jahre 1810 bereits fünfzig, im Jahre 1817 aber hundertdreißig Mitglieder. Alles, was in Weimar und Jena von Bedeutung war, gehörte der Loge an, und niemals wohl hat eine Vereinigung eine solche Fülle geistig hervorragender Männer in ihren Reihen gezählt wie damals die Loge Amalia. Selbst noch der sechsundsiebzigjährige Wieland schloß sich ihr an. Er wurde am 4. April 1809 aufgenommen, und Zacharias Werner, der zufällig in Weimar war, begrüßte ihn bei der Tafelloge mit dem zwar wenig bekannten, aber hübschen Liede, das in seinen Werken die irrtümliche Überschrift trägt: „Mutmaßlich im Winter 1808." (J. Pietsch, Goethe als Freimaurer. Leipzig 1880. Br. Zechel.) Gewiß folgte Wieland keiner Mode, sondern gehörte auch zu den Belehrten, oder, da dieser Ausdruck mißverstanden werden könnte, sagen wir lieber: zu den eines Besseren Überzeugten. Denn während er noch im Jahre 1786 in seinem „Merkur" sich etwas spöttisch dahin geäußert hatte, daß er „mit aller möglichen Ehrerbietung für die bekannten und unbekannten Oberen und Glieder einer so weit ausgebreiteten Gesellschaft an dem unverlangten Zeugnis von der Herrlichkeit und den Verdiensten des Ordens nicht den geringsten Anteil nehme," sagt er in seinem Aufnahmegesuch vom 9. März 1809:

„Teuerster Freund!

Nach den Äußerungen, die ich Ihnen bei unserer gestrigen freundschaftlichen Unterredung bereits gethan habe, wird es Ihnen nicht unerwartet sein, wenn ich Ihnen mein Verlangen zu erkennen gebe, in die edle und würdige Freimaurerverbindung nach ihrer dermaligen verbesserten und zu ihrer ursprünglichen Lauterkeit und Einfachheit zurückgekehrten Verfassung aufgenommen zu werden. Da alle zum Teil sehr wichtige Beweggründe, die mich mehr als fünfzig Jahre lang von dem Schritte, den ich jetzt thue, zurückgehalten haben, nunmehr gänzlich wegfallen; da ich alle Ursache habe, zu glauben, daß diejenige Freimaurer-Gesellschaft, in welche ich zu treten wünsche, ein nicht nur durchaus unschuldiges und unschädliches, sondern vielmehr ein der Menschheit Ehre machendes, auf ein hohes, aber erreichbares, möglich unendliches Ziel hinarbeitendes Institut ist, so werden Sie den Wunsch sehr natürlich finden, einer Verbrüderung, deren wesentlicher Zweck (nach der Vorstellung, die ich mir von ihr mache) mit dem, was im Laufe meines ganzen langen Lebens der Geist und Zweck aller meiner Thätigkeit war, eben derselbe ist, und von welcher ich mich gewissermaßen als ein unsichtbares Mitglied betrachten könnte, nun auch äußerlich und formell einverleibt zu werden und, obschon meine so weit vorgerückten Jahre mir wenig Hoffnung lassen, mir noch einige Verdienste um sie zu erwerben, wenigstens des Glückes teilhaftig zu werden, welches die Alten für den höchsten Gewinn ihrer Eleusinischen Mysterien hielten, mein Leben in ihrem Schoße fröhlicher zu beschließen."

Die Verehrung, die ihm allerseits entgegengebracht wurde, hat Wieland den Brüdern durch Fleiß und Freundschaft reichlich

vergolten. Bei keiner Versammlung hat er, wie es scheint, gefehlt. Für das Stiftungsfest am 24. Oktober 1809 hatte er eine Rede über den Geist und das Wesen der Freimaurerei ausgearbeitet, konnte sie aber, durch Krankheit verhindert, nicht selbst halten, weshalb sie von Bertuch verlesen wurde. Sie ist im Heft 1 der Weimarischen Freimaurer-Analekten abgedruckt. Ebenso wurde eine für die Feier der Aufnahme seines Enkels, des Sohnes seines Schwiegersohnes Reinhard (am 7. August 1810), verfaßte Rede, weil er seiner schwachen Brust wegen es selbst zu thun außer stande war, in der Loge von einem der anwesenden Brüder verlesen. Noch zwei Reden werden von ihm erwähnt, die eine über das Verhältnis des Ideals der Freimaurerei zu ihrer dermaligen Gestalt, die andere, für das Stiftungsfest 1812 bestimmt, über das Fortleben und Andenken der Nachwelt. Überall zeigte er Teilnahme und Interesse. Einen rührenden Beweis eifriger Bruderliebe erblickten die Brüder darin, daß eines Tages der sechsundsiebzigjährige Greis in der Sitzung der Armenkommission mit der Bitte erschien, ihn darin aufzunehmen.

Auch Goethe gab sich willig wieder dem alten Zauber gefangen. Zwar schrieb er noch am 5. Oktober 1812 in seiner damaligen etwas steifleinenen Weise an den Meister vom Stuhl:

„Ew. Wohlgeboren würden mir eine besondere Gefälligkeit erzeigen, wenn Sie mich auf irgend eine schickliche, der maurerischen Form nicht unangemessene Weise als Abwesenden betrachten und meine Verpflichtungen gegen die Gesellschaft suspendieren möchten. Ungern würde ich diese ehrenvolle und interessante Verbindung ganz aufgeben, möchte aber doch, da es mir unmöglich fällt, der Loge regelmäßig beizuwohnen, nicht durch mein Ausbleiben ein böses Exempel geben. Vielleicht vernehme ich mündlich das Nähere, bis dahin ich auch meine Entschuldigung verspare. Verehrend

Goethe.“

Aber dieser Brief ist nur als Beweis seiner großen Gewissenhaftigkeit anzusehen, auf Entfremdung von der Loge darf man daraus nicht schließen. Im Gegenteil giebt ihm bei der zwanzig Jahre später zu seiner Ehre abgehaltenen Trauerloge der Meister vom Stuhl, v. Fritsch der Jüngere, das Zeugnis: „Ununterbrochen nahm Goethe an jedem bedeutungsvollen Ereignis, an jedem größeren Fest der Loge so lebhaften Anteil, daß die wichtigeren Reden, Gesänge und Anordnungen meist seiner vorausgehenden Prüfung und Billigung sich erfreuen durften. Wie er selbst mit eigener Meisterhand Wielands Leben und geistiges Bild auf nach unerreichte Weise geschildert, lebt in jedes Hörers und jedes Lesers Gedächtnis; welche hohe Achtung er für die Maurerei hegte, ist teils in der von ihm verfaßten Einleitung zu Riedels und anderer Brüder Totenfeier, teils in dem aus unversiegbarer Dichterquelle entströmenden Gegengruß bei der eigenen maurerischen Jubelfeier (gemeint ist das Lied: Dem würdigen Bruderfeste — „Funfzig Jahre sind vorüber“ in dem Cyklus „Loge“) auf das sinnigste und unzweideutigste ausgedrückt.“

Bemerkenswert für die geistige Physiognomie der Loge Amalia war es, daß sie gar keine gewählten ständigen Redner hatte. Sie hatte keinen, weil sie keines bedurfte. Denn sie beherbergte ja viele hervorragende geistige Kräfte, daß der Bedarf stets gedeckt werden konnte. Auch Goethe ist mehrfach als Redner aufgetreten. So hielt er bei Wielands Totenfeier am 18. Februar 1813 die in seinen Werken enthaltene schöne und großartige Gedächtnisrede, gleich vollendet in Inhalt und maurerischer Form. Die Feier fand in Gegenwart des Hofes, der Frauen der in Weimar lebenden Logenmitglieder und der Tochter Wielands statt. Selbstzufrieden bemerkt das Logenprotokoll über die Feier: „Es war zwar ein trauriges, aber doch höchst edles Fest der Humanität, und die Mitglieder der Loge schmeicheln sich, daß auch der Hof und die Frauen an diesem Abend mit der vorteilhaftesten Meinung über die Maurerei und den erhabenen Geist, der in ihr lebt, aus der Versammlung schieden.“

Noch bei einiger anderer Brüder Totenfeier hat Goethe gesprochen. In der oben erwähnten Einleitung zu einer gedruckten Sammlung von Trauerreden sagt er (1821): „Unser Bund hat viel Eigenes, wovon gegenwärtig nur das eine hervorgehoben werden

mag, daß, sobald wir uns versammeln, die entschiedenste Art von Gleichheit entsteht; denn nicht nur alle Vorzüge von Rang, Stand und Alter, Vermögen und Talenten treten zurück und verlieren sich in der Einheit, sondern auch die Individualität muß zurücktreten. Jeder sieht sich in der ihm angewiesenen Stellung gehalten. Dienender Bruder, Lehrling, Geselle, Meister, Beamter, alles fügt sich dem zugeteilten Platz und erwartet mit Aufopferung die Winke des Meisters vom Stuhl; man hört keinen Titel, die notwendigen Unterscheidungszeichen der Menschen im gemeinen Leben sind verschollen: aber auch nichts wird berührt, was den Menschen sonst am nächsten liegt, wovon er am liebsten hört und spricht; man vernimmt nichts von seinem Herkommen, nicht ob er ledig oder verheiratet, erben- oder kinderlos, zu Hause glücklich oder unglücklich sei; von allem diesen wird nichts erwähnt, sondern jeder bescheidet sich, in würdiger Gesellschaft, in Betracht höherer allgemeiner Zwecke auf alles Besondere Verzicht zu leisten." Nun, ganz so abstrakt wird in den heutigen Logen der Begriff Mensch nicht mehr aufgefaßt.

„Höchst bedeutend ist daher," fährt Goethe fort, „die Anstalt einer Trauerloge; hier ist es, wo die Individualität zum erstenmal heraustreten darf; hier lernen wir erst einander als einzelne kennen; hier ist es, wo das bedeutende wie das unbedeutende Leben in seinen Eigenschaften erscheint, wo wir uns in dem Vergangenen bespiegeln, um auf unseren gegenwärtigen lebendigen Wandel aufmerksam zu werden."

Meister vom Stuhl ist Goethe nicht gewesen, da er zweimal, zuletzt im Jahre 1810, die ihm zugedachte Würde ablehnte. Im genannten Jahre, bevor Bertuch das Amt niederlegte, schrieb er ihm ein Billet des Inhalts: „Den verehrten Meister vom Stuhl würde brüderlich dringend ersuchen, seine Amtsführung ferner fortzusetzen." Es wurde darauf der Geheime Kammerrat Riedel gewählt.

Noch größeres Interesse wandte Goethe der Loge zu, nachdem er ihr seinen Sohn zugeführt hatte. August v. Goethe wurde unter der Bürgschaft und im Beisein seines Vaters am 5. Dezember 1815 aufgenommen und erwies sich bald als ein sehr eifriges Mitglied. Fortan war er es hauptsächlich, der den Verkehr des Vaters mit der Loge vermittelte. In der nächsten Lehrlingsloge am 16. Januar 1816 erbat er sich das Wort, „um den Dank seines verehrten Vaters abzustatten für die ihm in der letzten Loge widerfahrene ausgezeichnete brüderliche Aufnahme." Bald darauf sprach er auch beim Stiftungsfeste in Erfurt in des Vaters Namen. Daß Goethes Interesse für die Loge durch des Sohnes Aufnahme neu entfacht worden, dafür spricht schon der Umstand, daß alle seine unter dem Titel „Loge" in seinen Werken zusammengefaßten Gedichte erst nach dieser Zeit entstanden sind. Das schöne Gedicht „Symbolum" soll nach Düntzer zur Aufnahme August v. Goethes gedichtet sein.

Am 7. November 1825 wurde Goethes fünfzigjähriges Staatsdienerjubiläum gefeiert. Das auf dem Stadthause abgehaltene Festmahl trug zwar keinen maurerischen Charakter, doch scheinen die Logenbrüder sich viel darum bemüht zu haben. Das fünfzigjährige Maurerjubiläum wurde am 23. Juni 1830 gefeiert, wobei dem Jubilar die Ernennung zum Ehrenmitgliede der Loge überreicht wurde. Diesem Feste gilt, wie schon erwähnt, das Lied „Dem würdigen Bruderfeste".

Immer einsamer war es inzwischen um den Gewaltigen geworden. Bertuch war schon im Jahre 1821 heimgegangen, ihm folgten 1828 Karl August, v. Schlegel und v. Einsiedel, und kurz vor seinem eigenen Heimgange sein Sohn August in Rom. Am 9. November 1832 wurde ihm selbst die Trauerloge gehalten, unter feierlichem, ergreifendem Ceremoniell, in Gegenwart der Schwestern und vieler auswärtiger Brüder. Auch Goethes Schwiegertochter Ottilie, geb. v. Pogwisch, hatte sich mit ihren beiden Söhnen Walther und Wolf eingefunden. Mit den Worten, die Goethe einst am Grabe der Herzogin Anna Amalia gesprochen, schloß der Redner, Kanzler v. Müller, die Gedächtnisrede: „Ja! Das ist der Vorzug edler Naturen, daß ihr Hinscheiden in höhere Regionen segnend wirkt, wie ihr Verweilen auf der Erde, daß sie uns von dorther gleich Sternen entgegenleuchten, als Richtpunkte, wohin wir unseren Lauf bei einer nur zu

oft durch Sturm unterbrochenen Fahrt zu lenken haben, daß diejenigen, zu denen wir uns als zu Wohlwollenden und Hilfreichen im Leben hinwendeten, nun die sehnsuchtsvollen Blicke nach sich ziehen, als Vollendete, Selige."

Auch die Weihegesänge hatte Friedrich v. Müller gedichtet. In dem ersten, der von dem jugendlichen Felix Mendelssohn komponiert ist, heißt es:

Hat Er tüchtig, kühn begonnen,
Hat Er Rühmlichstes erstrebt,
Sieg nach schwülem Kampf gewonnen,
Für ein höchstes Ziel gelebt,
Hat Er wahr und tief empfunden,
Selbst wo menschlich er gefehlt,
Bleibt Er ewig uns verbunden,
Höchsten Meistern zugezählt.

So hat auch die Loge ihn, selbst wo menschlich er gefehlt, stets mit Recht als ewig ihr verbunden erachtet und den höchsten Meistern zugezählt. — —

Was Goethe direkt für die Loge geschrieben und gedichtet, stammt, wenn wir von der Gedächtnisrede bei Wielands Trauerfeier absehen, alles erst seit dem Ende des Jahres 1815, wo er seinen Sohn August der Loge zuführte. Es sind die unter der Bezeichnung „Loge" bekannten neun Lieder, von denen jedoch zwei, nämlich der Zwischengesang „Laßt fahren hin das allzu Flüchtige" und der Schlußgesang „Nun auf und laßt verlauten, Ihr brüderlich Vertrauten" nicht eigentlich für die Loge, sondern für die Feier des fünfzigjährigen Regierungsjubiläums Karl Augusts, an dem sich jedoch die Loge mit Goethe an der Spitze in hervorragender Weise beteiligt hatte, bestimmt waren. Die tiefste und bedeutendste unter diesen Dichtungen ist unstreitig das „Symbolum":

Des Maurers Wandeln
Es gleicht dem Leben,
Und sein Bestreben
Es gleicht dem Handeln
Des Menschen auf Erden.

Die Zukunft decket
Schmerzen und Glücke
Schrittweis dem Blicke,
Doch ungeschrecket,
Dringen wir vorwärts,

Und schwer und ferne
Hängt eine Hülle
Von Ehrfurcht. Stille
Ruhn oben die Sterne
Und unten die Gräber.

Betracht sie genauer
Und siehe, so melden
Im Busen der Helden
Sich wandelnde Schauer
Und ernste Gefühle.

Doch rufen von drüben
Die Stimmen der Geister,
Die Stimmen der Meister:
Versäumt nicht zu üben
Die Kräfte des Guten!

Hier winden sich Kronen
In ewiger Stille,
Die sollen mit Fülle
Die Thätigen lohnen.
Wir heißen Euch hoffen! —

Noch ist zweier Lieder zu gedenken, weil sie sich in den meisten Logen-Liederbüchern finden, nämlich erstens des Bundesliedes: „In allen guten Stunden" (komponiert von Clemens), das aber schon 1772 zur Vermählung des Pfarrers Ewald in Offenbach gesungen wurde, und zweitens des Spruches: „Wo Lieb und Güte wohnet" (komponiert von Bergt), der im Liederbuche der Loge Amalia Goethe zugeschrieben wird, ohne daß Veranlassung und Entstehungszeit bekannt ist.

In jedem großen Dichter steckt etwas von Freimaurerei, wenn er auch nie einen Schurz getragen. Dies gilt z. B. auch von Schiller, der keiner Loge angehört hat und dessen Schriften doch alle von freimaurerischem Geiste erfüllt sind. Ganz besonders aber finden wir es bei Goethe. Man kann sagen: auf jeder Seite fast, die er geschrieben, sehen wir ihn von freimaurerischen Ideen begleitet. Faust, Iphigenie, Tasso, Wilhelm Meister, viele seiner Gedichte, seine Sprüche und Maximen in den Xenien u. s. w. sind beredte Zeugnisse dafür. Selbstverständlich soll dies nicht heißen, wie man wohl auch schon geschmackloserweise gesagt hat, Goethe habe diese Ideen aus der Loge exportiert. Denn Goethe gehörte zu denen, die das Licht bringen und nicht erst zu suchen brauchen. Aber daß der Dichter in ihm andererseits viele Anregungen aus der Loge empfangen hat, ist für jeden Kundigen unzweifelhaft. Besonders aus dem Anfang der achtziger Jahre bezeugen manche Lieder den Einfluß, den freimaurerisches Wesen auf Goethes Gemüt gewonnen hatte, die Sehnsucht nach Ruhe und Frieden, die nach dem Sturm und Drang des Dichters Brust erfüllte, so „Die Gren-

zen der Menschheit", „Ganymed" und das unsterbliche: „Über allen Gipfeln" (1783). Sie sind nicht direkt der Loge, oder der Stimmung entsprungen, die ihn zur Loge geführt hatte.

Auch das aus dem Jahre 1784 stammende Fragment „Die Geheimnisse" ist hier zu nennen, das Lied, das von sich selbst sagt:

Doch glaube keiner, daß mit allen Sinnen
Das ganze Lied er je enträtseln werde.

In der That, das kann man auch nicht, und durch die „Erklärung", die Goethe zweiunddreißig Jahr später einer Gesellschaft studierender Jünglinge auf ihre Anfrage gab, ist es nicht klarer geworden. So viel scheint jedoch festzustehen, daß es auf eine poetische Apotheose der Freimaurerei hinauslaufen sollte. Wäre es ungedruckt geblieben, so würde Goethes Nachruhm keine Einbuße erlitten haben, so ungern man auch die darin enthaltene berühmte Sentenz:

Von der Gewalt, die alle Wesen bindet,
Befreit der Mensch sich, der sich überwindet

vermissen möchte.

Der Groß-Kophta wird von einigen ebenfalls auf das Konto Goethischer Logenbeziehungen gesetzt. So sagt Pietsch, das Werk bezwecke, die Schäden klar zu legen und zur Befreiung von dem Humbug, welcher sich in einzelnen Logen eingenistet habe, beizutragen. Aus diesem Grunde sei ihm eine wesentliche kulturhistorische Bedeutung nicht abzusprechen. Dies ist ganz irrtümlich und macht viel zu große Worte um eine unbedeutende Sache. Goethe hat sicherlich nicht daran gedacht, hier reformierend auf die Logen einwirken zu wollen. Zu der Zeit, wo der Groß-Kophta erschien, 1791, wäre er auch zu spät damit gekommen, denn inzwischen hatten sich die Logen selbst schon reformiert. Das Lustspiel, das übrigens anerkanntermaßen durchaus nicht auf der Höhe des Goethischen Genius steht, ist weiter nichts als eine Dramatisierung der berüchtigten Pariser Halsbandgeschichte mit dem Betrüger Cagliostro als Mittelpunkt. Zwar erscheinen auch dessen „Ägyptische Mysterien" auf der Bühne, aber mit Freimaurerei haben sie gar nichts zu thun, und unmöglich kann Goethe damit ein Persiflage von Logenmißbräuchen gemeint haben. Mit der wesentlichen kulturhistorischen Bedeutung ist es also nichts.

Dagegen finden wir in Wilhelm Meister vieles, das geradezu auf die Loge hinweist. Der festgeschlossene Bund bekannter Freunde, die Wilhelm auf allen seinen Wegen mit liebendem Auge beobachtet und begleitet haben, um ihn endlich durch alle Irrwege den Pfad einschlagen zu lassen, der zum Lichte führt, — der Irrende ist sich seiner göttlichen Abkunft bewußt geworden, er kann nun auf dem Wege edlen Menschentums die Gemeinschaft mit Gott erstreben. (Lehrjahre. 7. B. S. 1 und 2.) Verheißen wird ihm, daß er, zum Manne geworden, durch den Bund zur höchsten Glückseligkeit geführt werden würde, nämlich zur dienenden Liebe und Pflichttreue durch Selbsterkenntnis und Selbstvervollkommnung, in der starken Gemeinschaft der Brüder. In geheimnisvoller feierlicher Weise wird er vor den Altar geführt, wo er seinen Lehrbrief erhält, und später wird ihm noch mitgeteilt, daß der Bund die Gestalt eines Handwerks habe, das sich bis zur Kunst erhebe und Lehrlinge, Gesellen und Meister unterscheide.

Die Wanderjahre bestehen aus einer Reihe belehrender Aufsätze und Erzählungen, die durch die Geschichte Wilhelm Meisters, der mit seinem Sohne Felix vom Bunde auf die Wanderschaft geschickt wird, in einen gewissen Zusammenhang gebracht werden. Auch sie sind voll von maurerischen Ideen und Logenanspielungen, z. B. das erste Kapitel des zweiten Buches, wo von den drei Ehrfurchten die Rede ist und den drei Bekenntnissen des Credo, von dem es heißt: „Der erste Artikel ist ethnisch und gehört allen Völkern; der zweite christlich für die mit Leiden Kämpfenden und in Leiden Verherrlichten; der dritte zuletzt lehrt eine begeisterte Gemeinschaft der Heiligen, welches heißt: die im höchsten Grade Guten und Weisen." Das Meiste in den Wanderjahren ist sehr weitabliegend, aber der Freimaurer, sofern er gut unterrichtet ist, wird stets mit Interesse in dem Buche lesen.

Im neunten Kapitel des dritten Buches lesen wir: „Und so ist denn allen bekannt, wie und auf welche Weise unser Bund geschlossen und gegründet sei; niemand sehen wir unter uns, der nicht zweckmäßig jeden Augenblick seine Thätigkeit üben könnte, der nicht versichert wäre, daß er überall, wohin

Zufall, Neigung, ja Leidenschaft ihn führen könnte, sich immer wohl empfohlen, aufgenommen und gefördert, ja von Unglücksfällen möglichst wiederhergestellt finden werde.

„Zwei Pflichten sodann haben wir aufs strengste übernommen: jeden Gottesdienst in Ehren zu halten, denn sie sind alle mehr oder weniger im Credo verfaßt; ferner alle Regierungsformen gleichfalls gelten zu lassen und, da sie sämtlich eine zweckmäßige Thätigkeit fördern und befördern, innerhalb einer jeden uns, auf wie lange es auch sei, nach ihrem Willen und Wunsch zu bemühen. Schließlich hatten wir's für Pflicht, die Sittlichkeit ohne Pedanterie und Strenge zu üben und zu fördern, wie es die Ehrfurcht vor uns selbst verlangt, welche aus den drei Ehrfurchten entsprießt, zu denen wir uns sämtlich bekennen, auch alle in diese höhere allgemeine Weisheit, einige sogar von Jugend auf, eingeweiht zu sein, das Glück und die Freude haben." Das liest sich fast so, als sei es einem Logen-Instruktionsvortrag entnommen.

Will man die persönlichen Beziehungen Goethes zur Loge besprechen, so wird man sich ebensosehr vor enthusiastischer Bejahung, wie vor spöttischer Verneinung zu hüten haben. Es ist gar kein Grund anzunehmen, daß der einunddreißigjährige Goethe nicht aus innerem Drange der Loge beigetreten sei. Daß er ferner wertvolle Anregungen von ihr empfangen und manches unter ihrem direkten Einflusse geschaffen, bezeugt er selbst. Später, nachdem die Loge Amalia infolge von Systemstreitigkeiten geschlossen worden war, hat er sich dem Logenwesen nicht bloß ganz entfremdet, sondern sogar eine geradezu feindselige Haltung gegen die Loge eingenommen. Aber wie schon das Jahr 1780, so bedeutete auch das Jahr 1808 eine Peripetie. Zwar hat Goethe die Wiedereröffnung der Loge Amalia keineswegs aus eigenem Antriebe, wie mitunter gesagt wird, sondern lediglich dem Befehle Karl Augusts folgend ins Werk setzen helfen. Aber er hat sich doch, offenbar durch die „schätzenswerten Aufklärungen" Bertuchs überzeugt, bald wieder zurechtgefunden und sich an den Logenarbeiten selbstthätig beteiligt. Wie weit in den ersten Jahren ein tieferes Gemütsinteresse erregt worden ist, muß dahingestellt bleiben. Sicher aber war solches vorhanden, nachdem sein Sohn August in die Loge aufgenommen worden war. Denn alle seine eigentlichen Logenlieder sind nach dieser Zeit entstanden, und man würde das Andenken des Unsterblichen schwächen, wenn man sagen wollte, daß er als bloßer Gefälligkeits- und Gelegenheitsdichter seinen Genius an eine ihm selbst unwert erscheinende Sache verschwendet habe.





John Ruskin.

Von

Wilhelm Weiſſer.

(Nachdruck iſt unterſagt.)

Es iſt in unſeren Tagen eine ſeltene Erſcheinung, wenn es einem ernſten und tief angelegten Schriftſteller gelingt, ſich in weiten Kreiſen ſeines Volkes nicht nur einen geachteten Namen, ſondern auch einen Stamm empfänglicher Leſer und Anhänger zu verſchaffen und für ſeine Lehren nicht bloß im ſtillen Studierzimmer, ſondern im lauten Getriebe der Welt Gehör und Wiederhall zu finden. Man möchte das zunächſt nur bei einem Schriftſteller für möglich halten, der in ſich die weſentlichſten Züge der Eigenart ſeines Volkes verkörpert, der aus deſſen Fühlen und Wollen, aus den leitenden Gedanken ſeiner Zeit heraus ſchreibt. Anders war es bei John Ruskin, der zu Anfang des Jahres 1900 hochbetagt aus dem Leben geſchieden iſt. Ein von allen Zeitſtrömungen vollkommen unabhängiger Denker, hat er ſich doch Gehör erkämpft. Ein Mann, der nie dem Geſchmack der großen Menge geſchmeichelt hat, der vom Treiben des Parteilebens abſeits ſtand, der in bewußten Gegenſatz trat zu allem dem, was man als Lebenselement des modernen Englands zu betrachten gewohnt iſt, der, der breitgetretenen Bahn abhold, allezeit nur ſeinen idealen Zielen gelebt hat: ſo iſt Ruskin dennoch eine geiſtige Macht geworden. Wohl wird ſein Ideal, ein von dem Gedanken der Schönheit durchdrungenes Menſchen- und Völkerleben, immer ein Traum bleiben, und gewiß kommt ihm keineswegs auf allen Gebieten ſeines vielſeitigen Wirkens für Veredlung und Verbreitung der Kunſt, für Läuterung des wirtſchaftlichen Lebens, für Volkserziehung gleiche Bedeutung zu. Manche Spreu hat ſchon die Mitwelt von den Körnern geſondert, und die Nachwelt wird es nach mehr thun. Aber die Zeitgenoſſen ſpürten in ihm die einheitliche, durch und durch gediegene Perſönlichkeit, deren hinreißender Kraft ſich auch Gegner nicht zu entziehen vermochten. Die Gemeinde, die Ruskin um ſich geſchart hat, umfaßt alle Schichten bis in die Kreiſe der Arbeiterbevölkerung hinein.

Auch an äußeren Ehrungen hat Ruskin ein volles Maß geerntet: Univerſitäten und gelehrte Körperſchaften haben es ſich zur Ehre gerechnet, ihn den ihren zu nennen; auch das Erſcheinen einer von W. G. Collingwood 1893 ihm gewidmeten umfangreichen Biographie und ſelbſt die Gründung von Geſellſchaften zum Studium ſeiner Werke hat er erleben dürfen.

Ruskins äußerer Lebensgang weiſt nicht viele beſondere Wechſelfälle auf. Die Familie ſtammte aus Schottland; Ruskins Vater, in Edinburgh und Perth aufgewachſen, gründete mit zwei Teilhabern ein Weinimportgeſchäft in London, das er durch tadelloſe Führung allmählich auf eine bedeutende Höhe brachte und deſſen Ertrag er zunächſt dazu verwandte, eine von ſeinem verſtorbenen Vater hinterlaſſene beträchtliche Schuldenlaſt abzutragen, um ſodann eine ſchottiſche Verwandte, die neun Jahre auf ihn gewartet hatte, endlich als Gattin heimzuführen. John Ruskin kam am 8. Februar 1819 in London zur Welt. Wenige Jahre nach ſeiner Geburt zogen die Eltern nach Herne Hill, einem ſüdlichen Vorort von London, der

sich damals noch fast ländlicher Ruhe erfreute, und hier wuchs der Knabe in großer Abgeschlossenheit und unter sorgfältigster Obhut auf. Die Mutter ging zwar ganz auf in der Erziehung des einzigen Kindes, hielt aber doch darauf, John viel sich selbst zu überlassen und an Genügsamkeit zu gewöhnen; namentlich erhielt er fast gar keine Spielsachen. So entwickelte er sich als stiller, nachdenklicher Knabe, fast ohne Verkehr mit anderen Kindern. Den ersten Unterricht bildeten Bibellektionen, die seine Mutter, sobald er sich die Kunst des Lesens ein wenig angeeignet hatte, nach guter schottischer Sitte täglich mit ihm trieb, mit äußerster Pünktlichkeit und in geregeltem Fortschreiten, ohne die geringste Auslassung und in steter Verbindung mit Auswendiglernen einzelner Stellen. Sie arbeitete so mit ihm im Laufe seiner Jugendjahre die ganze Heilige Schrift vom ersten bis zum letzten Kapitel mehrmals hintereinander durch. Der Einfluß dieses Studiums ist in Ruskins Denkungsweise wie in allen seinen Schriften bis ins Greisenalter bei allem Wandel der Anschauungen in nachhaltigster Weise wirksam geblieben, und er bezeichnet es selbst nicht nur als den kostbarsten, sondern als „den einzigen wesentlichen Teil seiner Erziehung".

Aber das war keineswegs seine einzige geistige Nahrung: er vertiefte sich schon in zartem Alter in Popes Homerübersetzung und Scotts Dichtungen und nahm stillen oder thätigen Anteil an der Lektüre der Eltern, in deren Auswahl diese merkwürdigerweise mit vollkommen unbefangener Weitherzigkeit verfuhren. Die mächtigsten Anregungen aber empfing Ruskin durch frühzeitige Reisen. Der Vater pflegte nämlich auf eine alljährliche größere geschäftliche Rundreise Weib und Kind mitzunehmen; da führte John in einem Alter, da er kaum schreiben konnte, ausführliche Reisetagebücher; ja, er versucht sich mit sieben Jahren schon in Versen und schreibt in sauber selbst eingestochene Bände eine lange Geschichte. Von den frühesten Reisen empfängt er besonders lebhafte Eindrücke auf einer, die die Familie in die malerische Gebirgs- und Seenlandschaft von Cumberland führt, zumal man unterwegs auch die prächtigen Schlösser des englischen hohen Adels zu besichtigen pflegte, die Johns Einbildungskraft dann mit den Gestalten Walter Scotts bevölkert. Ein Markstein in seinem Leben wurde es, als er mit vierzehn Jahren auf das Festland mitgenommen wurde, die malerischen Städte des Rheinlandes durchfuhr, von Schaffhausen aus zuerst einen Blick auf die Herrlichkeit der Gebirgswelt werfen durfte, ja als weiterhin Mailand und auf der Rückreise Paris dem ahnenden Gemüt des Knaben die weite Welt der Kunst zu erschließen begann. Er war dafür um so empfänglicher, als er sich schon seit Jahren für die ihm meist nur durch Stiche bekannten Werke der damaligen bedeutenderen Landschafter, besonders Turner und Prout, begeistert und seit kurzem auch Zeichenunterricht genossen hatte. So war denn von da an neben dem Notizbuch das Skizzenbuch sein beständiger Begleiter.

Es galt nachgerade, auch an die Vorbereitung für die Hochschule zu denken. Bisher waren die Kenntnisse, zu denen auch im Lateinischen die Mutter den Grund gelegt hatte, nur durch Privatunterricht in den klassischen Sprachen und Mathematik einigermaßen gefördert worden, da Johns zarte Gesundheit den Besuch einer Schule nicht rätlich erscheinen ließ und übrigens sein unersättlicher Lesceifer dem umfassendsten Unterricht gleichkam. Doch ging er nun einige Zeit in eine benachbarte Privatschule, ohne daß er sich indessen dort an irgend einen Kameraden freundschaftlich näher angeschlossen hätte. Von dem kräftigen körperlichen Schulleben hielt ihn Veranlagung und Neigung fern, wie er denn zeitlebens jede Art von Sport (besonders die Jagd) verabscheute und gern jede Gelegenheit ergriff, dem Ausdruck zu geben. So äußert er als noch junger Mann einmal: „Ich kenne nichts, was eine vernichtendere Wirkung auf das ganze Vorstellungsvermögen, wo nicht gar auf den christlichen Charakter und den menschlichen Verstand ausübt als die verfluchten Sportbeschäftigungen, bei denen der Mensch Katze, Tiger, Schlange, Klippfisch und Alligator zumal in sich verkörpert und alle die Schliche, deren sich wilde Tiere gegeneinander spärlich und zeitweilig aus Not bedienen, zu fortwährender Grausamkeit vereinigt."

Und späterhin legt er einmal seinen Oxforder Studenten ans Herz, sein Lieblingstraum sei, „es dahin zu bringen, daß manche von euch englischen Jünglingen einen Vogel lieber betrachten als ihn totschießen und lieber wilde Geschöpfe zahm machen als zahme Geschöpfe wild.“

Die Zeit der vorbereitenden Studien wurde jäh unterbrochen: eine der zu Besuch gekommenen Töchter des Geschäftsteilhabers seines Vaters nahm Johns ganzes Herz gefangen, und während das Mädchen für seine Gefühle keinerlei Verständnis zeigte, war der junge Mensch so tief ergriffen, daß seine Gesundheit völlig zusammenbrach. Mehrere Jahre dauerte es, bis der anscheinend als schwindsüchtig unrettbar dem Tode Verfallene sich wieder kräftigte. Doch vermochte er inzwischen mit achtzehn Jahren die Universität Oxford zu beziehen, und zwar verschaffte ihm der Vater, der bei aller Schlichtheit seines Wesens doch sehr für das Gediegene war und für seinen Sohn gerade das Beste für gut genug hielt, einen Platz in dem angesehensten der dortigen Kollegien, Christchurch. Die elterliche Sorge ging so weit, daß die Mutter während der ganzen Dauer der Studienzeit (die freilich in England noch durch ausgiebigere Ferien unterbrochen wird als bei uns) selbst in Oxford Wohnung nahm. Auch als Student zog sich Ruskin auf einen kleinen Kreis zurück, fand jedoch gute Freunde, darunter als vertrautesten den etwas älteren Henry Acland, der in hochangesehener Stellung als Professor der Medizin und mit der Würde eines Baronets bekleidet in Oxford erst jüngst gestorben ist. Neben dem vorgeschriebenen Studienplan, dem sich Ruskin mit Eifer und mit gutem, doch keineswegs hervorragendem Erfolg widmete, war das Ziel seines Ehrgeizes der dichterische Lorbeer. Die Universität hat jährlich einen Preis zu vergeben für das beste, ein gestelltes Thema behandelnde englische Gedicht; nach zweimaliger vergeblicher Bewerbung trug Ruskin den Preis davon. Gegenstand der Aufgabe waren die Höhlentempel der indischen Inseln Salsette und Elephanta. Daß bei solcher bestellten Arbeit mehr Formgewandtheit und Wortprunk zum Vorschein kommt als wahre Tiefe dichterischen Empfindens, liegt in der Natur der Sache. Ruskin hat als Dichter kein Glück gehabt, so echt auch das Dichtergemüt ist, das aus vielen seiner prosaischen Schriften spricht; sein Biograph wendet auf ihn ein Wort des altehrwürdigen Dr. Johnson an: das Schwerste beim Versemachen ist, selber zu merken, wenn man gute gemacht hat.

Nach dreijährigem Studium und weiterer Vorbereitung im Elternhaus graduierte Ruskin, und da bei dem Zustand seiner Gesundheit weder an den von den Eltern wie von ihm in Aussicht genommenen Kirchendienst, noch an den kaufmännischen Beruf zu denken war, so entschloß er sich nun, ganz dem zu leben, wozu ihn seine Neigung schon bisher stets gezogen hatte, dem Beruf des Kunstschriftstellers. Die hierzu nötige Unabhängigkeit gewährte ihm sein Vater durch Aussetzung einer ausreichenden Rente. Hatten seine bisherigen gelegentlichen Arbeiten sich meist auf architektonische Gegenstände bezogen, so sollte sein erstes größeres Werk eine umfassende kritische Ästhetik der Malerei bilden. Der Anlaß war eigenartig. Einige von der öffentlichen Meinung wie von der Fachkritik als unnatürlich getadelte Landschaften des phantastischen Farbendichters Turner hatten Ruskin zu lebhafter Bewunderung hingerissen. Nachdem er schon als Student in einem übrigens unbeachtet gebliebenen Aufsatz sich des verkannten Künstlers angenommen hatte (der zwar selbst der Sache äußerst kühl gegenüberstand, da er die Kunstschreiber allesamt nicht leiden konnte), so drängte es ihn nun, seinen Standpunkt eingehend zu begründen, und so entstanden seine „Modern Painters“ oder, wie der Titel des ersten Bandes (1843) genauer sich ausdrückte: „Die Überlegenheit der modernen gegenüber den alten Meistern in der Landschaftsmalerei, dargethan an Beispielen des Wahren, Schönen und Geistigen, ... besonders aus den Werken von J. W. M. Turner“.

Das Buch, dessen ungenannter Verfasser bald bekannt wurde, erregte Aufsehen; war auch Turner selbst über die Stellung, die ihm so unversehens zugeschrieben wurde, etwas in Verlegenheit, so entspann sich doch trotz seiner Scheu allmählich ein Freundschaftsverhältnis zwischen beiden, zumal auch Ruskins Vater die Begeisterung für Turner

vollauf teilte und das Haus zu Herne Hill nicht nur bald eine kleine Sammlung von Werken von seiner Hand beherbergte, sondern auch dann und wann Sammelplatz eines auserlesenen Künstlerkreises wurde. Auch vollzog sich in der allgemeinen Schätzung Turners ein sichtlicher Umschwung: „die Schmähungen der Presse wurden zu schüchternen Einwendungen herabgestimmt oder verwandelten sich in verständnisloses Lob“, und das trug wesentlich dazu bei, den trüben Lebensabend des Malers etwas freundlicher zu gestalten.

Ruskins nächste Jahre waren teilweise ausgefüllt mit Fortsetzung seines Werkes, wozu ihn die Vorstudien wiederholt nach der Schweiz und Italien führten. Von hier kehrte er immer mit gefüllten Skizzenbüchern zurück. Neben der Malerei, besonders des Quattrocento, waren seine Gedanken auch der Baukunst wieder eifrig zugewandt; Frucht dieser Beschäftigung war das Buch: „Die sieben Leuchter der Baukunst“, eine Darlegung seiner allgemeinen baulich-ästhetischen Grundsätze, wofür er auch die trefflichen Illustrationen selbst zeichnete.* Hieran schlossen sich einige Jahre später „Die Steine von Venedig“; Ruskin weist hierin den Grundgedanken der Einheit nationalen Lebens und nationaler Kunst nach an dem Beispiel der Stadt, die ihm als der Brennpunkt erscheint, in welchem sich die Strahlen morgen- und abendländischer Bildung, nordischer Tiefe und südlichen Feuers vereinigen.**

Ein unglücklicher Schritt in Ruskins Privatleben fällt in diese Zeit seines schriftstellerischen Emporsteigens, ohne doch seine Thätigkeit zu unterbrechen, nämlich ein auf Wunsch seiner Eltern ohne tiefere Neigung eingegangener Ehebund. Die frische, lebenslustige Frau und der von der Alltagswelt abgewandte, nur in seinen Idealen lebende Kunstphilosoph — das waren Gegensätze, zwischen denen es keinen Ausgleich gab; nach siebenjährigem unglücklichem Zusammensein trennten sich die Gatten, und das Glück trauter Häuslichkeit ist Ruskin zeitlebens versagt geblieben.

* Das bedeutsame Buch liegt jetzt in guter deutscher Übersetzung vor: John Ruskins Werke Bd. I: Die sieben Leuchter der Baukunst. Aus dem Englischen von Wilhelm Schoelermann, mit vierzehn Tafeln. Leipzig, Eugen Diederichs.

** Auch dieses Werk liegt bereits in deutscher Übersetzung vor: Die Steine von Venedig. Aus dem Englischen übersetzt und zusammengestellt von Jakob Feis. Mit vielen Tafeln. Zwei Bände. Straßburg, J. H. Ed. Heitz (Heitz und Mündel).

Turner war gestorben, noch lange ehe Ruskin das Werk, dessen Ausgangs- und Angelpunkt Turner bildete, vollendet hatte; und schon wartete seiner von neuem die Aufgabe, Führer der öffentlichen Meinung zu werden in einer Sache, mit der sein Name für immer verknüpft blieb: er ward der Herold der Präraffaeliten.* Die kleine um 1850 geschlossen auftretende Künstlergruppe, die sich so nannte, hatte Ruskin zuerst nicht angenehm berührt, weil er, damals noch entschieden kirchlich gesinnt, darin katholisierende Neigungen tadeln zu müssen glaubte. Als er aber bei genauerem Studium der Maler, die sich gerade an seine eigenen Lieblinge aus dem Quattrocento anschlossen, sah, daß sich hinter ihrer strengen Linienführung ein ernstes Streben nach Wahrheit, ein Widerspruch gegen das Konventionelle, ein demütiges Suchen nach Natur verberge, als die Gruppe vollends von der zünftigen Kritik ganz verworfen wurde, da litt es ihn nicht länger, und er trat mannhaft in die Schranken für „die Gesellschaft, die sich leider — oder vielmehr unklugerweise — Präraffaeliten nennt; ich sage leider, weil die Grundsätze, nach denen die Mitglieder arbeiten, weder vor- noch nachraffaelisch, sondern ewig gültig sind. — Ihre Werke sind an Vollendung der Zeichnung und Glanz der Farbe die besten der akademischen Ausstellung, und ich habe große Hoffnung, daß sie den Grund zu einer tieferen und tüchtigeren Schule legen, als wir sie seit Jahrhunderten gesehen haben.“ Den Künstlern der Gruppe, zu denen Ruskin bald auch in persönliche Beziehungen trat, war er nicht nur ein verständnisvoller Freund, sondern namentlich auch ein edelmütiger Mäcen, wie denn überhaupt die grenzenlose Selbstlosigkeit, mit der Ruskin seine reichen Mittel in den Dienst jeder guten Sache

* Es darf hier wohl auf die eingehende Würdigung verwiesen werden, die Cornelius Gurlitt als erster in Deutschland im Jahrgange 1892 von Westermanns Illustrierten Deutschen Monatsheften gegeben, und in der auch Ruskins Persönlichkeit eine gebührende Stelle gefunden hat.

stellte, einen hervorstechenden Zug seines Wesens bildet.

Schon lange hatte Ruskin den Gedanken ausgesprochen, daß die Kunst im Volk mehr Boden fassen und, Hand in Hand mit der wirtschaftlichen Hebung, als Mittel socialer Erziehung, geistiger und sittlicher Hebung dienen müsse. So war es ganz in seinem Sinn, als einer seiner Bekannten, ein Mr. Maurice, eine freiwillige Fortbildungsschule mit Abendunterricht ins Leben rief. Ruskin, und auf seine Veranlassung auch Rossetti, unterrichtete seit 1854 eine Reihe von Jahren an diesem Institut, dessen Zeichenunterricht, obwohl es keine Kunstschule sein sollte, sondern nur auf Weckung des Blickes und Verständnisses hinzielte, doch ein paar tüchtige Künstler herangebildet hat, deren bedeutendster, George Allen, ursprünglich ein einfacher Tischler, Ruskins langjähriger künstlerischer Hilfsarbeiter wurde, nachmals aber als Buchhändler und Verleger von Ruskins sämtlichen Schriften zu hohem Ansehen und Wohlstand gelangte. Doch wird von Ruskins Unterricht bemerkt, er habe sich durch sein Axiom, daß jeder Mensch kunstempfänglich sei, bisweilen irreführen lassen und sei für die große Mehrzahl der Schüler viel zu hoch gewesen. In späteren Jahren beschränkte sich sein Anteil auf gelegentliche Vorträge. Einen Wendepunkt in seinem Leben bereitete übrigens diese Lehrthätigkeit insofern vor, als sie seine Gedanken mehr und mehr auf das sociale Gebiet lenkte, das künftighin sein Interesse beherrschen sollte. Als Kunstkritiker hatte sich Ruskin seit etwa Mitte der fünfziger Jahre ein unbestrittenes Ansehen errungen; sein Name wurde neben den besten genannt, und mit den ersten geistigen Größen der Zeit stand er in freundschaftlichen Beziehungen, so mit Carlyle, Thackeray und dem Ehepaar Browning. Die Präraffaeliten schritten auf der Siegesbahn weiter.

Ruskin hatte auf dem ersten Feld seiner Thätigkeit als Mann von noch nicht vierzig Jahren an Erfolgen geerntet, was er sich nur in seinen kühnsten Träumen wünschen konnte; sein Schaffensdrang suchte einen weiteren Wirkungskreis. Zögernd, auf Drängen seines Vaters brachte er seine „Modern Painters“ mit dem fünften Band 1860, siebzehn Jahre nach dem ersten, zum Abschluß; der Gegenstand hatte seine Anziehung für ihn einigermaßen verloren. Wohl kehrte er in Schriften und Vorlesungen fortwährend darauf zurück; aber die Kunst war ihm nicht mehr das Höchste, sondern hinfort nur noch Mittel im Dienst einer höheren Sache, der socialen Ethik und Reform. So grollt er z. B. einmal über religiöse Kunst: „sie hat die Empfindsamkeit christlicher Frauen damit beschäftigt, die Leiden Christi zu bejammern, anstatt die seines Volkes zu lindern.“ Aller vergängliche Prunk der Baukunst ist ihm nun nichtig, da die Menschheit es noch nicht einmal so weit gebracht hat, jedem Armen ein menschenwürdiges Obdach zu bauen; in der ältesten menschlichen Thätigkeit, dem Ackerbau, hat es die Menschheit noch immer nicht dahin gebracht, alle Hungernden zu speisen, und so hoch sich die uralte Kunst der Hausfrau, die Weberei, in unseren Tagen entwickelt hat, so sehen wir allerorts noch das Elend derer, die uns zurufen: ich war nackt, und ihr habt mich nicht gekleidet. Und wie die Kunst, so sieht er auch die Natur mit anderen Augen an: „Mit zunehmendem Alter sind die Seiten der Natur, die dem Menschenleben förderlich sind, mir stündlich teurer geworden; und ich möchte jetzt lieber ein braunes Erntefeld sehen als das glänzendste Nordlicht.“ Flickwerk gegenüber gesellschaftlichen Schäden, das hatte ihn sein Arbeiter-Unterricht gelehrt, führt nicht zum Ziel; er wollte den ganzen Bau der menschlichen Gesellschaft auf neue Grundlagen stellen.

Die Jahre der in ihm vorgehenden Wandlung waren für seine Stimmung trübe; er brachte sie meist in den Alpen zu, um „im Felsenschatten Gedanken zu finden, wie sie Einsiedler vor alters in der Wüste fanden“, zu seiner Erholung gelegentlich auch mit naturwissenschaftlichen, besonders geologischen Studien beschäftigt. Seine volkswirtschaftlichen Gedanken verdichteten sich zunächst zu einer Reihe von Aufsätzen, die später als Buch Munera Pulveris betitelt wurden; der Titel, aus einer Ode von Horaz (I, 28) geschöpft, bedeutet das Geschenk oder Denkmal geringen, irdischen, vergänglichen Staubes. Als diese Aufsätze, in denen Ruskin über die Gesamtheit des modernen Wirtschafts-

lebens, vor allem über die ganze Art und Weise des modernen industriellen und kommerziellen Betriebs den Stab bricht, zuerst einzeln im Cornhill Magazine erschienen, erregten sie so allgemeinen Widerspruch, daß der Herausgeber, der Romanschriftsteller Thackeray, eine Fortsetzung aufzunehmen sich weigerte, übrigens unbeschadet der gegenseitigen Freundschaft. Ein Kritiker aber äußerte über diese Artikelserie: Nur ein Genie wie Herr Ruskin durfte solch hoffnungslosen Schund schreiben.

Im Jahre 1864 verlor Ruskin seinen Vater. Dieser hatte, wie so manches an der Entwickelung seines Sohnes, so ganz besonders seine neuesten Ansichten nicht gebilligt. Dennoch hatte sich nach zeitweiliger leiser Entfremdung wieder ein völlig herzliches Verhältnis gebildet, und seiner Mutter, die in einer ins Haus genommenen Nichte eine treue Pflegerin fand, war der Sohn nun vollends ihr Alles: „neue Hoffnung, neuer Stolz belebte sie, als sie mich das Vermögen des Vaters übernehmen sah und mir von ihm so vom Grab aus erlaubt wurde, die Theorien, die ich für meine politische Lebensarbeit geschaffen hatte, mit schrankenloser und planmäßiger Thatkraft ins Werk zu setzen." 120000 Pfd. Sterl. betrug das Ruskin zugefallene Erbe, das in Versuchen zur Verwirklichung seiner Ideale nach und nach ganz aufgezehrt wurde. Die nächsten Jahre nach dem Tode des Vaters (deren erstes er ganz bei der Mutter zubrachte) verliefen ohne wesentliche äußere Ereignisse, abgesehen von Reisen, deren Ergebnisse häufig zu Vorlesungen, teilweise auch geologischen Inhalts verwertet wurden; als Einzelheit ist erwähnenswert, daß Ruskin in einem Vortrag über die Kalkalpen Savoyens, wobei er auf die Gletscherwirkungen zu sprechen kommt, mit seherischem Scharfblick die heutzutage feststehende, damals kaum im Keim von einigen Forschern angedeutete Lehre von der Plastizität des Gletschereises ausspricht.

Während eines Aufenthalts in Verona erhielt Ruskin 1869 einen Ruf an die Universität Oxford zur Versehung des (üblicherweise nach dem Stifter) Slade benannten Lehrstuhles der Kunstwissenschaft. Bekanntlich ist die Lehraufgabe der — teilweise nur auf beschränkte Zeit gewählten — Universitätsprofessoren in England von der der unserigen wesentlich verschieden: Ruskin war auf ein Jahr gewählt mit der Verpflichtung, zwanzig Vorträge zu halten gegen ein Honorar von 300 Pfd. Sterl., und die Berufung wurde eine Reihe von Jahren hindurch erneuert. Seine Vorlesungen, obwohl nicht ganz der akademischen Schablone angepaßt, fanden gewaltigen Zulauf, dagegen hatte eine zweite Seite seiner Bemühung keinen Erfolg, nämlich die, einen geregelten akademischen praktischen Kunstunterricht ins Leben zu rufen, den er als unentbehrliche Ergänzung seiner theoretischen Lehrthätigkeit betrachtete. Denn eine vollkommene Erziehung, sagt er in seiner Antrittsvorlesung, umfaßt „nicht nur volle Beherrschung des sprachlichen Ausdrucks, sondern auch musikalische Tonsicherheit der Stimme und zeichnerische Formsicherheit der Hand." Ruskin widmete sich diesem Unterricht selbst, stellte für die neue „Kunstschule" auch freigebig aus seinem Privatbesitz einen eisernen Bestand wertvollen Anschauungsmaterials zusammen; aber der erhoffte Zuspruch der akademischen Jugend blieb aus, weil, wie sich der Biograph vieldeutig ausdrückt, die Sache sich in den studentischen Stundenplan nicht einpassen ließ, d. h. wohl mit Cricket und Football kollidierte.

Der Ausbruch des deutsch-französischen Krieges traf den gerade in Frankreich reisenden Ruskin wie ein Donnerschlag; konnte er doch keinen Augenblick im Zweifel sein, auf welcher Seite seine Sympathien standen. Der Gegenstand rechtfertigt hier wohl ein kurzes Verweilen. Ruskin hat, ganz im Gegensatz zu seinem sonst vielfach geistesverwandten Freund Carlyle, Deutsche und deutsches Wesen nie leiden können. Außer einer größeren Reise, deren Hauptziel die Galerien von Berlin, Dresden und München waren, hat er Deutschland nur flüchtig berührt, so öfters den südlichen Schwarzwald; doch redet er sich ein, daß diese ihm liebe alemannische Gegend eigentlich eher ein Vorposten der Schweiz denn ein Stück echt deutschen Bodens sei; daß der beste Teil der Schweiz dem Wesen nach deutsch ist, will er nicht merken; und sonst benützt er gern irgend einen Anlaß, den Deutschen einen Hieb zu versetzen. Einer ästhetischen Erörterung, in

der er auf den deutschen Begriff „Anschauung“ verwiesen hat, fügt er z. B. in späterer Auflage die Note bei: „Ich habe jetzt keine Ahnung mehr davon, was eigentlich die ‚Anschauung‘ der Deutschen ist, und mag sie sein, was sie will, so bitte ich meine Schüler, nichts damit zu thun zu haben.“ Die deutsche Philosophie beurteilt er abfällig, von deutschen Künstlern läßt er nur Dürer und Holbein gelten; Goethe citiert er gelegentlich, aber er liebt ihn nicht, und eine höchste Stelle in der Weltlitteratur bestreitet er ihm; dagegen bezeichnet er allerdings unter den Reiseschilderern der neueren Zeit Humboldt als bleibendes Vorbild. Schon über deutschen Druck spricht er gereizt: „die besten deutschen Bücher sollten um der Welt willen sogleich von der französischen Akademie ins Französische übersetzt werden ... denn niemand, dem seine Augen lieb sind, kann sie im Urtext lesen.“ Bei dieser vielfach zu Tage tretenden Abneigung ist es Ruskin desto höher anzurechnen, daß er sich gegenüber den welterschütternden Ereignissen der Jahre 1870/71 ein ungetrübtes Urteil bewahrt hat und offen gesteht, er erblicke in dem deutschen Erfolg „den Sieg einer der wahrsten Monarchien und Schulen der Ehre und Zucht, die je auf Erden bestanden haben.“

Die Zeit kurz nach dem Krieg bildet in Ruskins Leben in mehrfacher Beziehung einen Abschnitt: durch den Tod seiner Mutter, den Ankauf einer Besitzung, Brantwood, zu Coniston in der Grafschaft Cumberland, vor allem aber durch den Beginn eines Unternehmens, das nun viele Jahre hindurch Gegenstand seiner Hoffnungen und Anstrengungen bleiben sollte. Hatte er der bestehenden Gesellschaftsordnung schon in seinen Schriften sein Ideal einer neueren und besseren menschlichen Gesellschaft gegenübergestellt, so ging nun sein Plan auf nichts Geringeres, als diese seine Utopie zunächst in kleinem, dann immer größerem Maßstab zu verwirklichen. Als Programm ließ er im Selbstverlag eine Reihe von zwanglosen Heften erscheinen, die schließlich unter dem Titel Fors clavigera (das den Schlüssel — oder die Keule — tragende Schicksal) in acht Bänden zusammengefaßt wurden. In diesem eine bunte Mosaik von Abhandlungen enthaltenden Werk entwickelt Ruskin den Gedanken der Gründung einer Körperschaft, die, socialistisch organisiert, in gemeinsamer landwirtschaftlicher, gewerblicher und erziehlicher Thätigkeit ihren Mitgliedern nicht nur Lebensunterhalt, sondern zugleich auch reicheren geistigen Lebensinhalt schaffen sollte. Er gab der Sache zuerst den Namen St. Georgsgesellschaft, später, als er seinen Entwurf mehr ins einzelne ausgestaltet hatte, mit mittelalterlichem Anklang St. Georgs-Gilde. Mit einem von Ruskin selbst gestifteten Grundstock von 7000 Pfd. Sterl., der durch Spenden von befreundeter Seite noch wuchs, wurde 1876 ein Grundstück (in der Nähe von Sheffield) gekauft, und sofort ging es an die Anwerbung von Ansiedlern. Neben dem Ackerbau wurde auch eine auf kooperativer Grundlage arbeitende Fabrik betrieben und zu geistiger Weiterbildung ein Museum errichtet. Im Rahmen dieser allgemeinen Grundzüge ersann Ruskin, der sich im Ausdenken und Weiterbauen seiner Lieblingsschöpfung nicht genug thun konnte, noch eine Menge bis ins kleinste gehender Ergänzungen, die teilweise einiger Wunderlichkeit nicht entbehren und bei denen man ein klein wenig an Klopstocks Gelehrtenrepublik erinnert wird; ins Leben getreten ist das Wenigste davon. Die ganze Gründung erwies sich zunächst in dem, was ihr Kernpunkt sein sollte, in der Landwirtschaft, als völliger Mißerfolg: die gewonnenen Ansiedler verstanden zu wenig von der Sache, und die Organisation vermochte, was den einzelnen fehlte, nicht zu ersetzen; nach Rücktritt der meisten Teilnehmer wurde dieser Zweig des Unternehmens wieder aufgegeben. Dagegen wirkte die gleichzeitig ins Leben gerufene gewerbliche Unternehmung, nämlich eine Hausindustrie in Wollweberei, als deren Sitze Keswick (Cumberland) und die Insel Man gewählt wurden, äußerst segensreich und zeigte sich auch ohne weitere künstliche Unterstützung vollkommen lebensfähig. Desgleichen entwickelte sich das in einem Vorort von Sheffield errichtete Museum, teils durch weitere Schenkungen Ruskins, teils durch sonstige Beiträge, zu einer wirklichen Sehenswürdigkeit dieser Stadt, die dafür ein würdiges Gebäude errichtet hat, und erfüllt mit daran sich angliedernden Unterrichtsgelegenheiten ganz die Absicht sei-

nes Stifters. Hier wie bei jeder Sache, für die er sich begeisterte, verfuhr Ruskin mit wahrhaft königlicher Freigebigkeit. „Mein Begriff von Wohlthun ist nicht der, meine letzte Brotkruste mit einem Bettler zu teilen, sondern, gleich einem Beherrscher der Gläubigen, durch eine Stadt zu reiten, die Satteltaschen gefüllt mit Unsummen von Zechinen und Dukaten, und sie mit vollen Händen in strahlendem Regen um mich zu streuen." Kein Wunder, daß, wie schon erwähnt, sein Vermögen darüber völlig daraufging, wogegen freilich das Honorar seiner Werke, auf das er für die letzten zwei Jahrzehnte seines Lebens angewiesen war, sich auf zwei- bis dreitausend Pfd. Sterl. jährlich belief.

Eine schwere Gehirnentzündung im Jahre 1878, der wiederholte Rückfälle folgten, erschütterte Ruskins Gesundheit tief. Er zog sich von da ab mehr und mehr auf seinen Landsitz, in die von Jugend auf ihm ans Herz gewachsene Berg- und Seengegend zurück. Zwar unternahm er noch einige Reisen, folgte auch 1883 nochmals dem Ruf der Universität Oxford und schrieb um dieselbe Zeit unter dem Titel „Praeterita" einige Denkwürdigkeiten seines Lebens nieder. Aber neben körperlichem Leiden tasteten mancherlei Enttäuschungen und persönliche Zerwürfnisse schwer auf seinem Gemüt; es überkam ihn eine krankhafte Reizbarkeit, in der er sich auch des Gelungenen und Errungenen nicht mehr freuen konnte, sondern als grollender Bußprediger über die aus den Fugen gegangene Zeit klagte. Manche hielten diese vorübergehenden Anwandlungen von Schwermut selbst für wirkliche Geistesumnachtung; doch erholte er sich, nachdem er sich seit 1890 völlige Ruhe gönnte, allmählich wieder und verbrachte das letzte Jahrzehnt seines Lebens in verhältnismäßigem Wohlsein, freilich um nur noch als ferner Zuschauer gegenüber den Dingen dieser Welt dann und wann ein Wort mitzusprechen. So ist der Einsame am 20. Januar 1900 aus seinem arbeitsreichen Leben abberufen worden.

* * *

Über Ruskins Schriften einen Überblick zu geben, ist an dieser Stelle nicht denkbar; das vollständige Verzeichnis füllt in Allens Verlagsliste über sechzehn Seiten. Auch nur, neben den gelegentlich schon erwähnten, noch die Titel einiger weiterer Hauptwerke anzuführen, unterlassen wir, denn mit den Titeln seiner Bücher hat es seine besondere Bewandtnis. Lessing sagt einmal: „ein Titel muß kein Küchenzettel sein; je weniger er vom Inhalt verrät, desto besser." Dem entgegen erklärt freilich Ruskin: „ich bin nicht, wie man mir oft nachjagt, phantastisch in meinen Titeln, sondern versuche durch sie in Kürze meinen Hauptzweck bei jedem Buch zu bezeichnen." Aber trotzdem bleibt es Thatsache, daß seine Titel dem Leser oft Rätsel aufgeben, so daß man erst bei tieferem Eindringen wo nicht die Rechtfertigung, so doch wenigstens die Veranlassung des Titels herausfindet. Eine Anekdote, die sein englischer Biograph berichtet, diene als Beispiel: Ruskin veröffentlichte zu Beginn seiner Laufbahn eine kirchenpolitische Flugschrift, die er im Anschluß an ein bekanntes biblisches Gleichnis betitelte: „Bemerkungen über den Bau von Schafhürden"; dies trug dem Verleger zahlreiche Bestellungen aus landwirtschaftlichen Kreisen ein.

So soll denn hier, ohne auf einzelne Werke einzugehen, nur noch ein Gesamtbild des Menschen und Schriftstellers Ruskin folgen, und zwar soll er dabei so viel als möglich selbst das Wort haben. Ruskin ist eine Kampfnatur und tritt für alles, was er einmal als recht erkannt hat, mit voller Wucht, mit dem ganzen heiligen Zorn der freien Rede in die Schranken. „Ich halte es geradezu für eine der ärgsten Verruchtheiten unserer Zeit, daß wir die Fähigkeit zu ergrimmen in uns ausgehungert und erstickt haben." Es ist ihm Gewissenssache, die Partei des Schwächeren zu ergreifen, sei es des einzelnen, sei es der wirtschaftlich schwachen großen Menge, ohne Rücksicht auf hergebrachte Zustände und überlieferte Meinungen. „Ich war von Tag zu Tag mehr davon überzeugt, daß jedermann immer unrecht habe." Dieser Kampfeseifer und Widerspruchsgeist bringt es mit sich, daß er nicht selten über das Ziel hinausschießt und sich in Übertreibungen und Paradoxen verliert. Geht seinen Schriften dadurch oft der geordnete Zusammenhang, die Abrundung und strenge Gliederung ab, so gewinnen sie dafür



J Ruskin

John Ruskin im Alter von fünfundvierzig Jahren Selbstbildnis.

(Das Original-Aquarell im Besitze seines Neffen Mr. A Severn.)



John Ruskin. Bildnis aus den letzten Lebensjahren.

an Kraft, an Schwung, der hinreißt, auch wenn er bei ruhiger Überlegung nicht überzeugt. Was auf jeder Seite und in jedem Satz lebt, das ist vor allem die tiefe und ernste Wahrhaftigkeit der Gesinnung. Die letzte Grundlage dieser Gesinnung, wie seines ganzen Wesens, ist die religiöse Überzeugung, und sie bleibt es, gleichgültig, welchem Gegenstand er sich gerade zuwendet, und unberührt durch die Wandlungen, die sein religiöses Denken selbst durchgemacht hat. Der junge Ruskin war nicht nur durch Gewohnheit, sondern auch aus eigenem Antrieb streng gläubig und — wie dies einigermaßen schon zu den Überlieferungen der Universität Oxford gehört — entschiedener Anhänger der anglikanischen bischöflichen Kirche, wenn auch nicht der hochkirchlichen, sondern der „evangelischen" Richtung. Auch der hergebrachten Übung religiösen Lebens, die ja in England heute noch schlechterdings ein Bestandteil des Anstandes ist, blieb er bis in sein Mannesalter peinlich treu, selbst als er, gleich seinem Vater, von der Hohlheit dieses bloß äußerlichen Christentums überzeugt war. „Obwohl mein Vater mit gefaßter Miene zur Kirche ging, wußte ich recht wohl, daß der Gang ihm so wenig gefiel als mir." Langsam und zum Schmerz der Seinen macht er sich vom Bann der ererbten Formen los: „Ich hatte bis dahin (1845) nie daran gedacht, Sonntags zu reisen, einen Berg zu besteigen oder zu skizzieren; der erste Bruch dieser Regel, das Ersteigen eines vereinzelten Berggipfels oberhalb Gap (Dauphiné), lastet bis auf diesen

Tag auf meinem Gewissen. Aber es dauerte noch dreizehn Jahre lang, ehe ich meine erste Skizze Sonntags machte.“ Solche Fälle blieben zwar Ausnahmen, denn die großen alttestamentlichen Stellen von der Sabbathheiligung behielten ihre Macht über ihn; aber es blieb doch auch „eine festeingewurzelte Gewohnheit, den ganzen Sonntag unglücklich zu sein.“ Wie dem äußeren, so steht er als Mann auch dem inneren Christentum freier gegenüber: „Ich fühlte nachgerade, daß alle Dogmen nur Sache von Zufall und Gewohnheit seien und daß das religiöse Leben von der Kraft des Glaubens, nicht von den Ausdrücken desselben abhänge.“

Aber mit der Zeit tritt hiergegen wieder eine völlige Reaktion bei ihm ein: ohne zur eigentlichen kirchlichen Denkweise zurückzukehren, nimmt er eine mehr mystische Richtung an, und die Wendung seiner Anschauungen geht so weit, daß Kardinal Manning es eines Versuches wert fand, ihn für die katholische Kirche zu gewinnen. Die religiöse Stimmung geht übrigens auch in der Zeit, da er dem Positiven abgeneigt war, durch alle seine Schriften; immer wieder wird der Kritiker zum Prediger. Man höre z. B. eine Stelle aus dem vierten Bande der Modern Painters, die als bezeichnende Probe seiner Schreibweise gelten mag: „Vielleicht haben wir uns nicht ohne Nutzen in den Sinn früherer Zeitalter vertieft, wenn wir neben anderen Gedanken, beim Betrachten der am Horizont aufsteigenden Ketten schneeiger Berge, manchmal der Stunde gedenken, da ihr Schöpfer, auch in einer Vergeinsamkeit, seinen mühsamen Weg antrat zur Erlösung unseres Geschlechts; wenn wir uns dem Traum hingeben, daß wie die flammenden und bebenden Berge der Erde als Denkmäler seines Grimms auf Sinai erscheinen, so diese reinen, weißen Höhen, dem Himmel nahe, die Quellen alles Guten für die Erde, die gewiesenen Wahrzeichen jenes Lichtes seiner Gnade sind, das schneegleich auf den Berg der Verklärung herabfiel.“ Schon in der Sprache zeigt sich, wie er zeitlebens in der Schule der Bibel lernt; in Kunst und Leben ist der ewig wiederkehrende Wertmaßstab, den er an alles anlegt, das Wohlgefallen Gottes. Gegenüber dem kindlichen Glauben, der ihm das Höchste ist („was ein Kind am Christentum nicht verstehen kann, das zu verstehen braucht überhaupt niemand einen Versuch zu machen“), bekämpft er nichts schärfer als das Freidenkertum, zumal wenn es in seichten Materialismus und in Frivolität ausartet.

Aufs engste hängt hiermit auch sein Verhältnis zur Naturwissenschaft zusammen. Mit offenem Auge, wie nicht leicht ein anderer Kunstschriftsteller, nimmt er die Natur in sich auf; in Gegenstände aus allen Naturreichen hat er sich mit unermüdlicher Liebe und peinlichster Genauigkeit vertieft; lange Kapitel, zum Beispiel seiner Modern Painters, sind naturgeschichtlichen Erörterungen gewidmet. Aber so eifrig er der beschreibenden Naturwissenschaft huldigt, so mißtrauisch ist er gegen die moderne physiologische und anatomische Methode der Forschung, und die darauf sich aufbauenden Lehren sind großenteils in seinen Augen nicht bloß objektiv falsch, sondern sittlich verwerflich und gefährlich. Die Gründung eines physiologischen Instituts in Oxford, besonders die Aussicht, daß dort gelegentlich auch mit Tierversuchen gearbeitet würde, war ein Hauptanlaß, der ihn zur endgültigen Ablehnung weiterer Lehrthätigkeit an dieser Universität bewog. Daß ihm von seinem Standpunkt aus vollends die Descendenztheorie unheilvoll erscheinen mußte, läßt sich denken; derb fällt er öfters gegen Darwin aus: „Darwin übt auf alle eitel neugierigen und gedankenlos spekulierenden Leute einen unwiderstehlichen Zauber aus und hat in seinem Gefolge alle frechen Dummköpfe Europas gesammelt, gleich einem trüben Kometen, der mit seinem nutzlosen Schweif von phosphorescierendem Nichts zwischen den stetigen Sternen herumwedelt.“

Noch mehr als auf diesem Gebiet werden vollends auf dem der Kunst Ruskins Anschauungen durch das religiöse Gefühl beeinflußt. Die grundlegende Frage nach dem Wesen des Schönen führt ihn zurück auf die von Gott gewollte Bestimmung der Menschheit: „Die peinlichste Forschung leitet uns nur zu den ersten und ursprünglichen Trieben der Menschennatur, für die sich kein weiterer Grund geben läßt als der einfache Wille der Gottheit, daß wir so sein sollen.“ Der menschliche ästhetische Wertmaßstab der

Dinge ist daher der, daß sie „für unsere sittliche Natur in ihrer Reinheit und Vollkommenheit anziehend sind." Künstlerisches Schaffen ist also unzertrennlich von sittlichen Voraussetzungen: „Man kann sich nicht durch Malerei oder Gesang zu einem guten Menschen machen, sondern man muß ein guter Mensch sein, ehe man malen oder singen kann." Muß nun der Mensch auch diesen Grundbegriff gehorsam hinnehmen, so lassen sich doch bei seiner Anwendung auf die konkreten Gegenstände gewisse Merkmale des Schönen aufstellen, und hier unterscheidet Ruskin die „typische" Schönheit, die jedem Geschöpf Gottes, ob belebt oder unbelebt, als solchem innewohnt, und demgegenüber die „vitale" Schönheit, die sich ausdrückt in vollkommener Deckung von Form und Zweck, in reiner Erfüllung der einem Wesen — besonders dem Menschen — vorgezeichneten Bestimmung. Aus dem Gegenstand künstlerischen Schaffens ergeben sich auch dessen Gesetze: erste Pflicht künstlerischer Darstellung ist Wahrheit. Dieser Begriff ist streng geschieden von dem der Nachahmung; beide stehen sogar im Gegensatz zueinander. Nachahmung ist etwas Sinnliches und immer verächtlich, während die eigentliche Grundlage aller und jeglicher Kunst, die Wahrheit, nicht nur dem äußeren Schein der Dinge nachgeht, sondern, wenn auch vielleicht nicht buchstäblich, ihren inneren Kern auszudrücken strebt.

Die Ausführung dieser Sätze im einzelnen erhält ihr besonderes Gepräge durch das Ausgehen von Ruskins eigener produktiver Kunstübung. Er war, wie schon erwähnt, selbst ausübender Künstler, und zwar von bedeutender Befähigung. Als Wendepunkt seiner Entwickelung bezeichnet er den Augenblick, wo ihm, der von Kindheit an nur durch Kopieren von Vorlagen zu immerhin achtungswerter Fertigkeit gelangt war, im Alter von dreiundzwanzig Jahren plötzlich die Erkenntnis aufging, daß die Natur die wahre Quelle künstlerischer Offenbarung sei. War bisher die Erlangung technischen Könnens sein Ziel gewesen, so schärft er von nun ab das Auge an der Natur bis zum Eindringen in die kleinsten Einzelheiten. Das fordert er also auch vom Künstler: „Er soll zur Natur gehen in aller Herzenseinfalt und mühevoll und vertrauensvoll mit ihr wandeln, mit keinem anderen Gedanken, als wie er am besten in ihren Sinn eindringen und ihre Lehren beherzigen möge, nichts verwerfend, nichts auswählend, nichts verachtend; er nehme alle Dinge für recht und gut und freue sich allezeit an der Wahrheit." Auch die scheinbar unbedeutende Einzelheit wird ihm ein notwendiger Teil des Ganzen, des Geistes, der dem Werk erst die Seele einhaucht. Jedes wahre Kunstwerk hat einen Funken göttlichen Lebensgeistes in sich; aber je höher der Begriff der Kunst im großen, desto unerbittlicher auch die Treue im kleinen, die darin beansprucht werden muß; wichtiger als die visionäre Intuition, die man für Inspiration halten könnte, ist die mühsame, liebende Vertiefung in die sichtbaren Dinge. So ist der idealste aller Kunstschriftsteller zugleich der begeistertste Vorkämpfer der reinen Natur.

Auch die Schranken, die Ruskin andererseits dem Naturstudium anweist, sind für seine Auffassung bezeichnend. Das sinnige Beobachten soll nicht zur Zergliederung werden; wie er die Benutzung des Mikroskops in der Naturwissenschaft verdammt, so die Zuhilfenahme anatomischer Kenntnisse in der Kunst. „Die Gewohnheit, die anatomische Form zu betrachten, ist nicht nur ein Hemmnis, sondern eine Erniedrigung für den Künstler. Dürer und Mantegna haben sich damit befleckt und gelähmt." Michelangelos Einfluß in dieser Richtung beklagt Ruskin als höchst verderblich und demgemäß die ganze weitere Entwickelung des künstlerischen Studiums als ungesund. „Moderne wissenschaftliche Künstler würden, wenn irgend möglich, nicht einmal den Propheten Jesaias zeichnen, sie hätten ihn denn zuvor auseinandergesägt."

Es bedarf kaum des besonderen Hinweises, daß Ruskin, wie in dem soeben erwähnten Punkte, so auch sonst oft in Einseitigkeit verfällt, daß sein von abstrakten Voraussetzungen ausgehendes Urteil oft zu einer vorgefaßten Meinung wird. Dies empfindet man schon bei dem Gedanken, der den Mittelpunkt seiner Modern Painters bildet, dem Satz, daß Turner das Ideal der modernen Landschaftsmalerei, wo nicht gar die beste moderne Verkörperung der ewigen Gesetze der Malerei überhaupt sei; mag man auch

nach Lesen dieses Buchs vor Turners Werke mit ganz neuem Blick hintreten, man empfindet doch dabei gegenüber Ruskin die Wahrheit des alten Spruches, daß, wer zu viel beweisen will, nichts mehr beweist. Aber das eben liegt in Ruskins innerstem Wesen. Bei aller Schärfe der Beobachtung ist er doch stets durchaus subjektiv; er ist nie der strenge Forscher, der mit völlig kaltem Abwägen die Erscheinungen prüft, sondern bei allem spricht sein feuriges Herz mit, dem es auch gegenüber den Dingen der Vergangenheit Bedürfnis ist, einen Standpunkt einzunehmen und zu verfechten. Von den Einflüssen, die so sein Kunsturteil bestimmen, ist besonders auffallend seine Vorliebe für das Mittelalter. Der religiöse Geist dieser Zeit, die Einheit von Kunst und Handwerk, waren Züge, die sich mit seinem eigenen Fühlen und seinen Anschauungen auch auf wirtschaftlichem Gebiet nahe berührten. In der Malerei spricht sein Verhältnis zu den Präraffaeliten eine deutliche Sprache:, die eigentlichen Meister sind ihm Giotto, Botticelli, Luini u. a.; von späteren hält er nur auf die Venetianer, Tizian und Tintoretto, große Stücke; Raffael läßt ihn kalt, erscheint ihm ausdruckslos, eine „Mischung von Heidentum und Papsttum"; „man kann sich nicht wenig genug mit ihm beschäftigen." Michelangelo bezeichnet er geradezu als gemein, theatralisch, niedrig, „den Hauptanführer alles Übels", und gesteht ihm nicht einmal technisches Können zu: der Umstand, daß viele seiner Gestalten den Kopf mit Tüchern umwunden haben, sei, sagt er, „ein billiger Kunstgriff, über eine für seine Geduld und Erfindungsgabe zu große Schwierigkeit hinwegzukommen," nämlich über die Anordnung des Haares! Dementsprechend steht ihm in der Baukunst die Gotik am höchsten, und zwar neben der Nordfrankreichs auch die dem innersten Grundzug des Spitzbogenstils etwas fremdartigen Formen der florentinischen und venetianischen Gotik. Bezeichnend ist eine — allerdings nachmals schwindende — Vorliebe für den französischen spätgotischen Flamboyantstil und dagegen, gemäß seiner Anschauung, „daß alle wahrhaft schönen Formen aus Kurven bestehen müssen," ein scharfer Widerwille gegen den englischen spätgotischen Tudorstil mit seinem Perpendikular-Maßwerk. Dieser Abscheu erstreckt sich in verstärktem Maße auf das großartigste neuere in diesem Stil ausgeführte Bauwerk, das Londoner Parlaments-Gebäude, bei dessen Verdammung Ruskin, nach seiner Gewohnheit, mit drastischen Superlativen nicht spart. Noch verwerflicher erscheint ihm vollends die Renaissance sowohl als allgemeine Kulturerscheinung, als in ihren künstlerischen Äußerungsformen; sie ist „der schmutzige Strom", der die edlen Regungen des vergangenen Zeitalters überflutet hat; ihr Gepräge ist das einer „entnervten Sinnlichkeit".

Doch gegenüber solchen von einseitigem Standpunkt aus gefällten Urteilen hebt sich desto leuchtender ab, was Ruskin als Bahnbrecher einer reineren Kunstauffassung, ja des Kunstgefühls überhaupt gewirkt hat. Es handelt sich dabei weniger um die Beeinflussung der schaffenden Künstler als um Schaffung eines empfänglichen Bodens, um Weckung des Sinnes, der Fähigkeit des Genießens, auch in Kreisen, die der Kunst bisher fern und fremd waren. Er hat, namentlich in der Malerei, auf das öffentliche Urteil Englands und mittelbar überhaupt des europäischen Kunstpublikums auf Jahrzehnte hinaus eingewirkt in einem Grade, wie es wohl nie zuvor einem Schriftsteller gelungen ist.

Wie groß Ruskins Popularität war, dafür giebt auch der ungeheure Absatz seiner Schriften einen rechten Maßstab: Volksschichten, die bisher blind waren, haben bei ihm sehen gelernt, und der mächtige Anstoß, der von ihm ausging, hat so auch mittelbar wieder auf die Kunst zurückgewirkt. So wird ihm die englische Kunst auf lange Zeit zu Dank verpflichtet sein, wenn er auch selbst sich oft als ungehörten Prediger in der Wüste bezeichnet und mißmutig murrt: „die einzige jetzt in England noch lebendige Kunst ist das Plakatankleben." An der hohen Stellung, die England im Kunstleben der Gegenwart einnimmt, hat Ruskin wesentlich mitgearbeitet.

Maßgebend sind seine Lehren sodann besonders für das Kunstgewerbe geworden und gewinnen noch heute von Tag zu Tag an Bedeutung. Der Gedanke, daß die persönliche Arbeit des Künstlers, die Seele, die er

in sein Werk hineinlegt, diesem die eigentliche Weihe giebt und dadurch auch einen an sich unbedeutenden Gegenstand zum Kunstwerk erheben kann, daß nichts der künstlerischen Behandlung zu gering oder unwürdig ist, führt in seiner Anwendung darauf, daß wir heutzutage im Kunstgewerbe etwas ganz anderes sehen, als es noch vor einem Vierteljahrhundert zur Zeit des Aufschwungs der kunstgewerblichen Thätigkeit der Fall war. Das Kunstgewerbe steht jetzt nicht mehr neben, sondern in der Kunst, als vollberechtigte Seite der großen und ganzen Einheit künstlerischen Strebens, und jede heutige Kunstausstellung führt uns dafür den Beweis vor Augen. Selbst bis hinein in die Entwickelung des modernen ornamentalen Stils lassen sich Ruskins Anregungen verfolgen. Diesem Gebiet und dem der Baukunst gemeinsam gelten Ruskins Mahnungen zur Wahrheit in der Wahl von Stoff, Form und Ausschmückung. Die Forderung einer rein dem Zweck individuell angepaßten, von Schablonenmäßigem wie von allem unnötigen Beiwerk freien Grundform hat sich in der Architektur als fruchtbarer Gedanke erwiesen. Nicht neu, aber doch in neuester Zeit wieder zu erhöhter Geltung gelangt ist der Satz von Ruskin, daß Ebenmaß der Verhältnisse wichtiger ist als Symmetrie, ja daß richtig abgewogene Proportion häufig zur Symmetrie im Gegensatz steht. In den Anschauungen über Material und Schmuck in der angewandten Kunst ist seit Ruskins Mahnrufen manches besser geworden, und man beginnt auch bei uns das Echte zu schätzen; aber doch fehlt gerade hier noch viel, und besonders bei uns in Deutschland, bis zur Erkenntnis einiger der gesundesten und gediegensten von Ruskin, z. B. in seinen „Sieben Leuchtern der Baukunst", ausgesprochenen Sätze. Es fehlt noch viel, bis die Erkenntnis allgemein durchdringt, daß eine künstlerische Lüge, wie z. B. das Ankleben von Bauornamenten aus Zinkblech u. dgl., in ihrer Art so verwerflich ist wie jedes sonstige unwahre Gebaren im täglichen Leben. Gerade darauf legt Ruskin immer wieder Nachdruck, daß wir lernen müssen, auch in den kleinen Dingen des praktischen Lebens immer mehr künstlerische Gesetze und Sittengesetze als eines zu betrachten.

Es bliebe endlich noch übrig, von Ruskins socialen und wirtschaftlichen Ansichten zu sprechen. Da bedarf es von vornherein kaum erst der Versicherung, daß er sich dem Rahmen einer politischen Partei so wenig einzufügen vermochte wie dem einer kirchlichen. In seinen jungen Mannesjahren hielt er sich für liberal, beteiligte sich auch einmal an der Agitation für eine Parlamentswahl; freilich war der Kandidat, für den er eintrat, kein geringerer als John Stuart Mill. Jahrzehnte später beginnt Ruskin seine Memoiren mit dem kühnen Satze: „Ich bin, wie vor mir mein Vater war, ein heftiger Tory von der alten Schule; das heißt von der Schule Walter Scotts und Homers." In Wirklichkeit stand er beiden Parteien gleich fern; er hat auch zeitlebens bei keiner politischen Wahl seine Stimme abgegeben. Die Programme und Interessen der miteinander wetteifernden Parteien waren ihm ja so unendlich gleichgültig gegenüber dem, was seiner Politik oberster Zweck war: wirtschaftliche und vor allem sittliche Hebung. Gerade was seit Cobden das wirtschaftliche Leben Englands beherrscht und für beide Parteien ein Noli me tangere ist, das Manchestertum, lief seinen Überzeugungen völlig zuwider. Sein Gesellschaftsideal hatte starke Anklänge an das socialistische; die in der englischen Arbeiterschaft schon vorhandenen kooperativen Einrichtungen gehen ihm lange nicht weit genug. Andererseits verwahrt er sich gegen die Forderungen des festländischen radikalen Socialismus und hat persönlich die aristokratische Natur des typischen englischen Gentleman nie verleugnen können. Seine Ziele spricht er 1870 in seiner Oxforder Antrittsrede in folgenden Sätzen aus, deren Anführung hier nicht ungerechtfertigt ist, da er selbst sie bezeichnet als „die gedrängteste Zusammenfassung meiner politischen und socialen Grundsätze, die ich je habe geben können." Er spricht an jener Stelle von den „niederen Künsten", d. h. handwerksmäßigen Berufszweigen. „Sie müssen wir," sagt er, „vor allem erlösen aus ihrer gegenwärtigen schmerzlichen Selbstverachtung und ihnen Ruhe schaffen (mit diesem Ausdruck, den Ruskin häufig gebraucht, meint er innere Harmonie und Fassung im Gegensatz zu dem nervösen Hasten unserer Zeit).

Nur zu lange ist es als Stolz Englands gerühmt worden, daß es unter einer großen Menge von Menschen, die zugestandenermaßen in schlimmer Lage sind, einzelnen gelegentlich möglich sei, durch tüchtige Anstrengung und seltenes Glück sich zum Licht aufzuschwingen und mit selbstzufriedener Verachtung auf die Beschäftigung ihrer Eltern und die Umstände ihrer Jugend herabzusehen. Sollten wir nicht lieber einem Ideal nationalen Lebens nachstreben, worin von allen Beschäftigungen englischer Männer zwar eine jede verschieden von den anderen, keine aber unglücklich und unedel ist? wo rein mechanische Arbeiten, die offenbar ihrer ganzen Art nach erniedrigend sind, erwerbsgierigeren und minder glücklichen Völkern überlassen bleiben; wo Vorrücken von Rang zu Rang zwar jedem ermöglicht ist, aber von den Besten eher gemieden als erstrebt wird; wo das Hauptziel, das jedem Bürger vorschwebt, nicht das Emporsteigen über einen als schimpflich betrachteten Stand ist, sondern die Erfüllung einer Pflicht, die zugleich sein angeborenes Recht sein soll!" Es ist der Gedanke Schillers:

Jeder freut sich seiner Stelle,
Bietet dem Verächter Trutz.

Bei der Entwickelung der Mittel und Wege zur Erreichung seines Ideals schreitet Ruskin auch seinerseits zu einer eigentlichen Umwertung der Werte der politischen Ökonomie. Er erhebt gegen Adam Smith den Einwand, daß sein ganzes System nur ein auf der Triebkraft der Selbstsucht aufgebautes System der Handelsökonomie sei und die in der Menschheit wirksamen sittlichen Kräfte vernachlässige. Er bestreitet die Richtigkeit des Gesetzes von Angebot und Nachfrage und erklärt besonders den freien Wettbewerb in allen seinen Formen für durchaus unsittlich. Gleicher Entfaltung von Energie (im naturwissenschaftlichen Sinne des Wortes), sei es mit Kopf oder Hand ausgeübt, gebührt auch gleicher Lohn, dessen tarifmäßige Feststellung Sache des öffentlichen Rechtsgefühls sein sollte. Alle Einkommen gleich zu machen, erkennt Ruskin allerdings als Unmöglichkeit; dagegen ist er geneigt, der Festsetzung eines Maximaleinkommens das Wort zu reden, und betont namentlich, daß der Besitz von Kapital nicht zum Genuß eines anderweitig unverdienten Einkommens berechtige. Englischer Kapitalismus und englische Geldgier sind noch von niemand schärfer gegeißelt worden als von ihm: „England hat seine Bibel seinem alten Gott geradezu ins Gesicht geworfen und in offenem Trotz gegen ihn die entschlossene Anbetung seines erklärten Feindes, des Mammons, ausgerufen."

Was die Produktionsmittel angeht, so ist dies die Seite in Ruskins Lehren, wo er sich am meisten in excentrische, dem Boden der Wirklichkeit völlig entrückte Ideale verrennt und verliert. Er sieht in der ganzen modernen Fabrikthätigkeit eine krankhafte Erscheinung, zumal ihre unnatürliche Steigerung nur auf Kosten des Handwerks und der Handfertigkeit überhaupt hat erfolgen können. Am liebsten möchte er die Verwendung der Dampfkraft ganz ausgeschlossen sehen: „Für Fabriken, welche die Hilfe des Feuers benötigen, sollten anderswo als in England Plätze ausfindig gemacht werden oder zum mindesten in anderweitig nicht benutzbaren Gegenden Englands", und „nichts sollte je durch Dampf betrieben werden, was ebenso wirksam durch natürliche Kräfte bewegt werden kann." Er haßt das nervöse Gerassel der Maschinen, und über den Rauch, der die Städte schwärzt und unwohnlich macht, schreibt er an einen Fabrikanten in Sheffield: „Wo Rauch ist, da giebt's keine Kunst; es giebt vielleicht eine in der Hölle, denn der Teufel ist zu begabt, als daß er nicht seinen eigenen Rauch verzehren könnte, wenn er will; aber in Sheffield werden Sie nie eine bekommen." Ebenso eifert er auch gegen die Eisenbahnen, die alle Naturschönheit zerstören und bald so weit gehen, daß es unmöglich ist, „auch nur einen einzigen Bezirk gegen die anstößige und schmutzige Ausnützung der Geldmacherei zu schützen." In seinem Haß gegen sie möchte er selbst dem Architekten verbieten, Bahnhöfe, diese „wahren Tempel der Ungemütlichkeit", künstlerisch auszuschmücken. Diese Übel der Industrie sind ihm die Hauptwurzel aller socialen Schäden; damit hängt zusammen die Landflucht, das Elend der in den Fabrikstädten zusammengedrängten Bevölkerung: „es ist nicht möglich, wahre Sittlichkeit, wahres Glück, wahre Kunst in irgend einem

Land zu haben, wo die Städte so gebaut oder, ich möchte sagen, klumpig und schmierig zusammengeronnen sind; ihr müßt liebliche Städte haben von beschränkter Größe, jede umgürtet von einem Kranz von Gärten voll blühender Bäume und sanft rieselnder Bäche." Hier hat Ruskin von Rousseau manchen Gedanken entlehnt; andererseits greift er mit seinem Gesellschaftsideal auf einzelne Züge mittelalterlichen Lebens zurück in der Organisation des Zunftwesens, das er, wie schon erwähnt, dem gesamten Aufbau der Gesellschaftsordnung zu Grunde legen möchte. Diese genossenschaftliche Verfassung denkt er sich im großen entwickelt und auf alle möglichen Berufszweige ausgedehnt, unter Leitung von Meistern, die nur nach Würdigkeit auserlesen, nicht materiell höher gelohnt werden und nicht aufhören, Kameraden ihrer Untergebenen zu sein. Bekrönt würde ein solches Staatswesen von einer, wenngleich ohne Zwang, das Ganze umfassenden religiösen Organisation nach dem Vorbild der ältesten Kirche.

In diesen Vorschlägen und Erwägungen hat Ruskin selbst das Hauptstück seines ganzen Lebenswerkes erblickt. „Leicht beieinander wohnen die Gedanken," und solche wie diese, mögen sie auch von der reinsten und edelsten Menschenliebe eingegeben sein, stoßen sich hart an den unerbittlichen Thatsachen der Wirklichkeit. Erst eine ferne Zukunft kann zeigen, wie viele Körner der von Ruskin gestreuten Saat einer sittlichen Wiedergeburt der menschlichen Gesellschaft dereinst fruchtbar emporsprießen werden.

* * *

Es ist ein vielseitiges Bild menschlichen Strebens, das an uns vorübergezogen ist. Kein Wunder, daß es darin auch an Widersprüchen und Schwächen nicht fehlt. Aber mag in dem redegewaltigen Propheten auch da und dort ein Stück von einem verbohrten Doktrinär, von einem steifen Pedanten stecken — getrübt wird das Bild dadurch nicht. Denn es bleibt trotz allem das Bild eines ganzen Mannes. Daß seine Lehren bestreitbar sind, ist von untergeordneter Bedeutung gegenüber dem Geist, der aus ihnen spricht, und mit einer Kraft spricht, wie sie nur wenigen Meistern der Sprache verliehen ist. Mag auch vieles von dem, was Ruskin errungen und erstrebt, im Wind verwehen, es bleibt immer noch genug, um seinem Gedächtnis bei der Nachwelt eine dauernde Stätte zu sichern.





Das Luftmeer.

Von

Johann Georg Meyer.

(Nachdruck ist untersagt.)

In das ungreifbare Reich der „Wolken, Luft und Winde“, in das scheinbar Leere mit mir einen Ausflug zu unternehmen, fordere ich heute meine Leser auf. Wir werden auf Bergen in die Höhe klettern, uns durch Luftschiffe empartragen lassen und mit der vernünftigen Phantasie die äußersten Grenzen der Lufthülle zu erreichen suchen; wir werden aber auch den Vorgängen und Erscheinungen auf dem Grunde des Luftmeeres, auf unserem festen Wohnplatze, Aufmerksamkeit schenken. Angethan mit den bekannten Siebenmeilenstiefeln, werden wir, wie einstmals der berühmte Naturforscher Peter Schlemihl, bald die glühende Atmosphäre am Äquator, bald die eisige Luft der Polarländer einatmen. Das Auge, das für Naturerscheinungen und Naturschönheiten empfänglichste und am meisten in Anspruch genommene Organ unseres Körpers, wird verhältnismäßig wenig in Thätigkeit treten, desto mehr aber das körperliche Gefühl, der Verstand und die Vernunft, sowie die Einbildungskraft. Trotz des oft so großen Wassergehaltes der Atmosphäre dürfte daher unser Gegenstand manchen unserer Reisegefährten etwas trocken erscheinen im Vergleich zu einer Durchforschung der Länder und Meere, der eisumstarrten arktischen und antarktischen Gebiete, der blumigen Wiesen und schattigen Laubwälder unserer Zone und der üppigen, kraftstrotzenden Landschaften der Tropengegend. Es soll indessen unser eifrigstes Bestreben sein, die Langeweile möglichst zu bannen: die Natur ist überall groß, das Auge des Geistes empfindet Schönheit und Erhabenheit auch dort, wo das leibliche Auge nichts fest Begrenztes und Körperliches mehr zu unterscheiden vermag.

Als Kinder haben wir uns und unsere armen erwachsenen Hausgenossen wohl oft mit der Frage gequält: „Wie hoch ist der Himmel?“ und wir haben gleich den turmbauenden Babyloniern und den himmelstürmenden Titanen auf Mittel und Wege gesonnen, durch Errichtung von Bauwerken, durch Übereinanderstellen und -türmen uns bekannter und erreichbarer Gegenstände die blaue Krystallglocke zu erreichen. Einen Sinn hätte diese Frage vielleicht in der veränderten Form: „Wie hoch ist die Atmosphäre, wo hört das Gebiet des Irdischen, der stofflichen Erde auf, und wo beginnt der leere oder mit einem unbekannten Äther erfüllte ‚himmlische‘ Weltenraum, in dem Sonne, Mond und Sterne ihre leuchtenden Bahnen ziehen?“

Wenn wir nur unseren Verstand, ohne die Aussagen der Sinne zu berücksichtigen, diese Frage wollen beantworten lassen, so wird er sich in mathematisch-physikalischen Spekulationen ergehen und uns sagen, daß die Grenze der Lufthülle da sein müßte, wo die alles in den Weltenraum zu verstreuen suchende Centrifugalkraft der alles an die Erde fesselnden Schwerkraft das Gleichgewicht hält. Diese Höhe würde über dem Äquator mit 36000 Kilometern erreicht sein. Der Radius oder Halbmesser der festen Erdkugel ist aber etwas über 6377 Kilometer. Nach dieser Annahme würde also die feste Erde nur als ein kleiner Kern in einem großen Luftballe schweben.

Wir haben indessen Veranlassung, dieser sogenannten exakten, rein mathematisch-physikalischen Methode in der Erdkunde zu mißtrauen. Die Natur ist kein bloßes Rechenexempel, und wir halten uns für berechtigt, auch unsere Sinne für die Beantwortung der oben aufgestellten Frage mit in Thätigkeit zu setzen. Die Wissenschaft hat nachgewiesen, daß die sogenannten Sternschnuppen und Meteore Reste zersprengter Weltkörper sind, die im Weltenraum kreisen, auf ihren Bahnen in den Bereich der irdischen Anziehungskraft gelangen, mit rasender Geschwindigkeit in die Atmosphäre eintreten und durch die starke Reibung in letzterer glühend und sichtbar werden. Die Höhe dieser Sternschnuppen ist nun zu 100 bis 200 Kilometer berechnet worden. Leuchtende Wolken sind bis zu der Höhe von 80 Kilometern beobachtet worden. Nordlichter hat man allerdings in einer berechneten Höhe von 500 bis 600 Kilometern bemerkt, indessen steht es nicht fest, daß ihr Sitz wirklich noch in der irdischen Atmosphäre war. Wir thun daher vielleicht gut, wenn wir die äußere Grenze der Lufthülle unserer Erde uns in den Höhen von 200 bis 300 Kilometern vorstellen, das wäre etwa die Entfernung von Berlin bis Hamburg.

Unsere erfolgreichsten Luftschiffer haben natürlich schon in einer ganz geringen Tiefe dieses mächtigen Luftmeeres Halt machen müssen. Berson erreichte von Berlin aus in dem „Phönix" die größte Höhe mit 9155 Meter, also mit etwas über 9 Kilometer; der am weitesten emporgedrungene, unbemannte Registrierballon gelangte bis zu der Höhe von 21,800 Metern, also von fast 22 Kilometern, welche natürlich verschwinden gegen die oben angegebene ganze Höhe der Atmosphäre von 250 Kilometern.

Nachdem wir uns so über die Tiefe des Luftmeeres unterrichtet haben, drängt sich uns die Frage auf: Woraus besteht denn eigentlich diese äußere Umhüllung des festen und flüssigen Erdkörpers?

Soweit man über diesen Punkt hat Untersuchungen anstellen können, hat sich stets ergeben, daß Stickstoff und Sauerstoff fast immer in gleichmäßiger Mischung von 79 Prozent des ersteren und 21 Prozent des letzteren die Atmosphäre zusammensetzen, daß diese also im Verhältnis zu Erdfeste und Wasserhülle, zu Lithosphäre und Hydrosphäre, und auch zum Erdinnern oder zu der Pyrosphäre, sehr einfach gebildet ist. Mit dem Stickstoff vergesellschaftet und erst kürzlich von ihm unterschieden und getrennt, kommt stets das neue Element „Argon" vor. Nach oben hin nimmt indessen der Sauerstoffgehalt der Luft ab, weshalb Luftschiffer und auch Bergsteiger bei gewissen Höhen an Atmungsbeschwerden leiden und der Erstickung ausgesetzt sind. Auch unterliegt es wohl keinem Zweifel, daß in den großen Höhen andere, leichtere Gase an die Stelle der genannten treten, denn diese würden vielleicht schon bei 50 Kilometer wegen der hier herrschenden Temperatur von wohl — 273 Grad C. zu einer unbeweglichen Masse werden. Welcher Art diese Gase sind, wissen wir nicht, und es dürfte fraglich sein, ob der Mensch je im stande sein wird, über diese Frage Gewißheit zu erlangen. Nehmen wir die Höhe der Atmosphäre, wie angegeben, zu 300 Kilometer an, so erscheint uns ihr weitaus größter Teil in stofflicher Hinsicht als eine vollständig unbekannte Welt. Die Dichte dieser Gase ist jedenfalls noch geringer, als wir sie in dem Raume einer Luftpumpe herstellen können. Nur der unterste sechste Teil des ganzen Erdmantels dürfte aus den genannten Gasen bestehen.

Geringe Beimischungen und Verunreinigungen sind indessen in diesen unteren Partien stets vorhanden. Infolge des so üppig überall blühenden, kämpfenden und schließlich absterbenden tierischen Lebens und der verwesenden Pflanzenstoffe, sowie auch als ein Produkt vulkanischer Ausströmungen findet sich vor allem stets etwas Kohlensäure in den uns umgebenden Luftschichten, außerdem aber Wasserdampf und Staub. Je höher wir indes auf Bergen und in Luftschichten emporsteigen, desto reiner und trockener wird die Luft.

In diesem räumlich und stofflich geschilderten Gebiete treten nun die verschiedensten Kräfte in Wirkung, und man kann wohl sagen, daß die Mannigfaltigkeit der Wärmeverhältnisse, die Kompliziertheit der mechanischen Bewegungen im umgekehrten Verhältnis zu der einfachen Zusammensetzung dieses Mediums stehen. Auch kommt eigentlich nur

der unterste Teil der Atmosphäre bis zu der Höhe von 15 Kilometern für alle diese meteorologischen Erscheinungen in Betracht.

Die einzige Ursache, welche Leben und Bewegung in die sonst tote und ruhende Masse bringt, ist die Sonne; sie wirkt indessen nicht, wie man wohl annehmen möchte, direkt von oben: denn je mehr wir uns emporsteigend der Leben-, Licht- und Wärmespenderin nähern, desto kälter, dunkler und toter wird es. Der luftleere Weltenraum, welcher ja nach unserer Annahme in etwa 300 Kilometer Höhe beginnt, dürfte eine ganz ungeheuer niedrige Temperatur besitzen, ebenso die obersten Gebiete der Atmosphäre; in der Höhe von 18 Kilometern sind 70 Grad Kälte, in einer solchen von 9 Kilometern 50 Grad Kälte beobachtet worden. Die Sonnenstrahlen müssen erst bis zu dem festen Erdboden oder zu der Oberfläche der Meere dringen und diese Gebiete erwärmen. Wie ein großer Ofen heizen die erhitzten Flächen dann die über ihnen lagernden Luftschichten. Je schräger die Sonnenstrahlen indessen auf den Grund des Luftmeeres fallen, desto geringer ist ihre erwärmende Wirkung: des Morgens und des Abends also findet eine ganz unbedeutende Erwärmung statt, des Mittags ist sie am stärksten. Die Ausstrahlung aus dem erwärmten Boden und den erwärmten Wasserflächen oder, mit anderen Worten, die Erwärmung und Heizung der Luft ist nun, bei sonst gleicher Lage zur Sonne, nicht überall dieselbe: je größer die ausstrahlende Fläche ist, desto größer ist auch die Erwärmung, die Temperatur auf großen weiten Flächen also höher als auf einzeln stehenden Bergen; je dichter und feuchter die Luft ferner ist, desto mehr wird sie sich erwärmen, und wenn gar dichte Nebel oder Wolkenzüge die Ausstrahlung nach obenhin verhindern, wird die Erwärmung der unteren Luftschichten am stärksten sein; unter dem funkelnden Sternhimmel der Winternächte aber geht ein sehr großer Teil der ausstrahlenden Wärme für die am Grunde des Luftmeeres kriechenden Wesen verloren.

Man ersieht aus diesen Bemerkungen sofort, daß die Anordnung von Wasser und Land für die Verteilung der Luftwärme um die Erde herum von großer Bedeutung ist: Meeresflächen kühlen sich sehr langsam ab und bedingen eine feuchtere, die Wärme mehr an sich haltende Atmosphäre als die Landmassen, die sich zwar schneller erwärmen, aber auch die Wärme wieder schneller in die trockene Luft ausstrahlen. Wäre die ganze Oberfläche der festen oder flüssigen Erde gleichartig beschaffen, so würde die Temperatur der Luft nur abhängig sein von der geographischen Lage des Ortes, und Orte von gleicher solcher Lage würden auch die gleiche Temperatur besitzen — so aber treten bedeutende und einschneidende Veränderungen dieser einfachen, schematischen Verhältnisse ein: das physische Klima weicht stets von dem mathematischen ab.

Die Schiefe der Erdachse, d. h. ihre Neigung zur Erdbahn oder der scheinbaren Sonnenbahn, dem Tierkreise, bedingt nun, daß nicht dieselbe Temperatur, dieselbe Sonnenbestrahlung jahraus, jahrein an jedem Orte der Erde herrscht, sondern daß der Wechsel der Jahreszeiten, der Tanz der Horen, dem Natur- und Menschenleben ein so veränderliches, schillerndes und buntes Gewand verleiht. Auf der nördlichen Halbkugel ist infolgedessen der Januar der kälteste, der Juli im allgemeinen der wärmste Monat, auf der südlichen Halbkugel ist es umgekehrt. Die größte Kälte fällt, wie wir also sehen, nicht mit dem tiefsten Stande der Sonne und die größte Hitze nicht mit ihrem höchsten Stande zusammen. Diese scheinbar wunderbare Thatsache hat darin ihren Grund, daß auch noch nach der Wintersonnenwende, nach Weihnachten, wenn die Sonne sich schon täglich etwas zu heben beginnt, die Ausstrahlung der Wärme in die Luft und den Weltenraum die Bestrahlung und Erwärmung überwiegt und sich so mit dem bisherigen Wärmeverluste des Herbstes summiert. Im Sommer gilt dieses ebenso von der Bestrahlung, Erwärmung und der Sommersonnenwende, dem Johannistage. Da so Sommer und Winter in den höheren (nördlichen und südlichen) Breiten immer etwas verspätet eintreten, prägen sich in diesen Gebieten auch die vorhergehenden, beide Jahreszeiten scheidenden Zwischenjahreszeiten: Frühling und Herbst, deutlicher aus. Aus demselben Grunde fällt auch die größte Tageswärme nicht auf die Mittagsstunde, wenn

die Sonne den höchsten Standpunkt hat, und die größte Nachtkühle nicht auf Mitternacht, sondern die erstere auf die Nachmittagsstunden und die letztere auf die Zeit vor Sonnenaufgang.

Die größte Kälte überhaupt auf dem Grunde des Luftmeeres ist bisher mit — 70 Grad Celsius zu Werchojensk in Ost-Sibirien, dem Kältepol der Erde, die größte Wärme mit + 50 Grad Celsius im nordwestlichen Vorderindien beobachtet worden.

Für das Menschen-, Tier- und Pflanzenleben der Erde sind die jährlichen Wärmeschwankungen von großer Wichtigkeit. Am Äquator sind diese natürlich am geringsten und bewegen sich höchstens innerhalb fünf Graden, ein tropisches Klima zeigt Schwankungen von 5 bis 15 Grad, ein Übergangsklima solche von 15 bis 20 Grad. Das Landklima im Innern der nördlichen Erdteile zeigt im Jahre Temperaturen, die zwischen 20 bis 40 Grad auseinanderliegen; ein excessives Landklima, wie es am Mackenzieflusse in Nordamerika und in Ost-Sibirien herrscht, hat jährliche Unterschiede von 60 und 66 Graden.

Natürlich folgen die klimatischen Verhältnisse der einzelnen Erdgebiete nicht einem mathematisch-physikalischen Schema: die Verteilung von Wasser und Land, der Verlauf von Gebirgen, Meeres- und Luftströmungen bringen viele Unregelmäßigkeiten in dieser Hinsicht hervor. Im Innern Asiens, Nord-Amerikas und Nord-Afrikas herrschen zu kalte Winter und zu heiße Sommer; zu kalte Winter und zu kalte Sommer finden wir an den Westküsten von Afrika und Süd-Amerika, an der Nordostecke Asiens, im Nordost-Amerika und in der arktischen Inselwelt. Verhältnismäßig milde Winter und warme Sommer bevorzugen Europa, Ost-Indien, Mittel-Amerika und den Nordosten der Vereinigten Staaten. Gewisse Gegenden mit ausgesprochenem Seeklima, wie England und die Westküste von Nordamerika, erleben zu milde Winter und zu kühle Sommer.

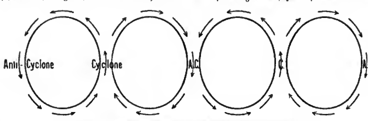
Ein Bergklima schließlich zeichnet sich gleichfalls durch milde Winter und kühle Sommer aus: die große Trockenheit der Luft, ihre Ruhe und die starke Wirkung der Sonnenbestrahlung sind die Ursachen hiervon. Daher finden wir in den Gebirgen an geeigneten Stellen so viele Winterkurorte, in denen Lungenleidende und andere Kranke Gesundheit suchen und auch oft finden.

Nachdem wir uns so in der horizontalen Richtung über die Oberflächen der Erdfeste und der Oceane getummelt haben, unternehmen wir nunmehr Aufstiege nach obenhin, denn die Veränderungen der Lufttemperatur mit der Höhe sind von einem ganz besonderen Interesse. Wir haben gesehen, daß die Luft am Erdboden oder über der Wasserfläche durch die Ausstrahlung dieser zunächst erwärmt wird: sie dehnt sich also wie alles Erwärmte aus und muß natürlich nach oben hin ausweichen, da sie seitlich von gleich dichten Massen begrenzt wird. Durch die Ausdehnung aber geht sofort wieder die gewonnene Wärme verloren, und eine dauernde Erwärmung hat nicht stattgefunden. Ein Aufsteigen der unteren Luftschichten würde also nicht eintreten, wenn sie nicht gewissermaßen passiv durch die von oben herabsinkenden kalten Luftmassen würden emporgedrängt werden. Diese nämlich sinken infolge ihrer größeren Schwere nach unten, erwärmen sich hier infolge der Verdichtung durch den Luftdruck, und so findet nach obenhin eine stete Temperaturabnahme statt: sie beträgt ein Grad Celsius für einhundert Meter, bei trockener Luft und natürlich nur, wenn nicht Winde die Luftschichten durcheinander mengen. Die mittlere Tages- und Jahrestemperatur nimmt so auch stetig nach obenhin ab. In der Höhe von 2000 bis 4000 Metern verlangsamt sich diese Abnahme bedeutend, da hier die Zone ist, in welcher sich in der Regel die Wasserdämpfe zu Wasser verdichten und also Wärme frei werden lassen. Über diesem Gebiete aber herrscht wieder trockene Luft, und die Wärmeabnahme erfolgt regelmäßig. In der Höhe von 18,5 Kilometern hat ein Registrierballon die bisher niedrigste Temperatur von 70 Grad Kälte gemessen.

Die jahreszeitlichen Schwankungen treten in den großen Höhen etwas später ein als auf dem Grunde des Luftmeeres: während die größte Kälte, wie erwähnt, bei uns unten im Januar herrscht, erscheint sie in einer Höhe von fünf Kilometern erst im Februar und bei zehn Kilometer Höhe erst im März. Noch in zehn Kilometer Höhe machen sich übrigens

nach Teisserenc de Bort die „gestrengen Herren“ bemerklich, denn auch hier tritt im Monat Mai eine Temperaturerniedrigung ein.

Wir kommen nun zu der Betrachtung der scheinbar so regellosen und unberechenbaren Luftdruck, von einem barometrischen Minimum, steigt die Luft kerzengerade empor, um in einer gewissen Höhe nach den Seiten hinabzufließen. Am Boden von den Seiten aber strömt zum Ersatze Luft aus der Um-

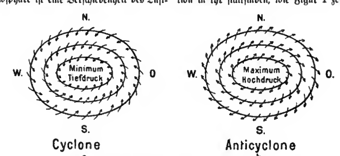


Figur 1. Senkrechter Schnitt durch Cyklonen und Anticyklonen.

Winde. Lange hat man sich vergebens bemüht, Gesetz und Ordnung in dieses Reich der lustigen, beweglichen und ungreifbaren Geister zu bringen, aber jetzt können wir wohl sagen, daß es gelungen ist, eine feste und sichere Grundlage für weitere Forschungen zu schaffen. Diese Luftbewegungen sind nun von einer ganz ungeheuren Bedeutung für das Natur- und Menschenleben sowohl unmittelbar als mittelbar dadurch, daß durch sie auch das Meer in Bewegung gesetzt wird. Klima, Handel und Verkehr hängen ja aber, wie bekannt, in hohem Grade von Wind und Meeresströmungen ab.

Die Ursache einer jeden Bewegung in der Atmosphäre ist eine Verschiedenheit des Luft- gebung hinzu. Umgekehrt ist es in einem Gebiete hohen Luftdruckes: hier wird im Mittelpunkt die Luft nach unten gedrückt, sie fließt am Boden seitwärts ab und erhält ihren Ersatz oben, in der Höhe, durch Zuströmung aus der Umgebung. Im ersteren Falle bildet sich eine „Cyklone“, im zweiten eine „Anticyklone“. Das Gesetz lautet: Die in ihrem Gleichgewicht gestörte Luft fließt von Gegenden höheren nach solchen niederen Luftdruckes.

Wenn wir also einen regelmäßigen Wechsel von Minimen und Maximen in unserer Atmosphäre hätten, so würde, wenn die Erde sich nicht drehte, eine regelmäßige Cirkulation in ihr stattfinden, wie Figur 1 zeigt.



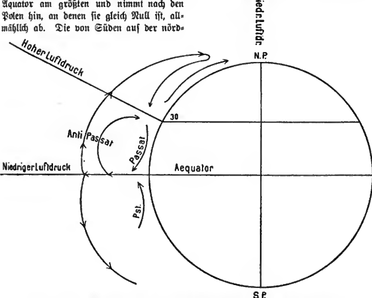
Figur 2. Wagerechter Schnitt durch eine Cyklone und eine Anticyklone.

druckes an einzelnen Orten, und diese ist wieder die Folge ungleicher Erwärmung. Es wechseln so Stellen hohen mit Stellen niederen Barometerstandes. In dem Mittelpunkte nun eines Gebietes von geringem

Nun findet aber ein solcher regelmäßiger Wechsel nicht statt, und die Erde dreht sich von Westen nach Osten um sich selbst.

Dieses letztere hat nun zwar nicht die Folge, daß die leichte Atmosphäre hinter

dem festen und flüssigen Erdkörper zurückbleibt, denn in diesem Falle würden wir einen fortwährenden starken Ostwind haben, sondern die Lufthülle hält gleichen Schritt mit dem übrigen Erdkörper. Die Luftströmungen aber, welche aus Gebieten einer gewissen Umdrehungsgeschwindigkeit in solche von anderer kommen, werden in ihrer ursprünglichen Richtung abgelenkt. Denn natürlich ist die Umdrehungsgeschwindigkeit am Äquator am größten und nimmt nach den Polen hin, an denen sie gleich Null ist, allmählich ab. Die von Süden auf der nördlichen Halbkugel herkommenden Winde eilen daher als Westwinde dem festen Erdballe voraus, die von Norden kommenden bleiben als Ostwinde hinter ihm zurück. Auf der nördlichen Halbkugel findet diese Ablenkung der Luftströme infolgedessen nach rechts, auf der südlichen nach links statt. Während also bei stillstehender Erde die in eine Cyklone von allen Seiten am Boden hineinströmende Luft in gerader Richtung zum Mittelpunkte der ersteren eilen würde, umkreist sie auf der nördlichen Halbkugel dieses Centrum in umgekehrter Richtung, als ein Uhrzeiger um das Zifferblatt eilt. (Figur 2.) Die in eine Anticyklone unten aus der Mitte hinausströmende Luft thut dieses auch nicht in gerader Richtung, sondern, stets (auf der nördlichen Halbkugel) nach rechts abgelenkt, entfernt sie sich nur allmählich von dem Centrum und umkreist dieses im selben Sinne wie der Zeiger einer Uhr. Die Figuren 2, a und b geben den Querschnitt solcher Luftwirbel, die Pfeile deuten die Richtung der Bewegung an. Wenn wir also dem Winde den Rücken kehren, so haben wir (auf der nördlichen Halbkugel) zur linken Hand, etwas nach vorwärts, das barometrische Minimum, den Mittelpunkt der Cyklone, zur rechten Hand, etwas rückwärts, das Maximum oder das Centrum der Anticyklone.

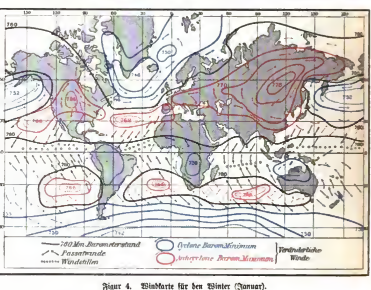


Figur 3. Senkrechter Schnitt durch den allgemeinen Kreislauf der Luft in der Atmosphäre.

Die in eine Cyklone hineinströmenden Winde sind meist viel stärker als die aus einem Hochdruckgebiete hinauswehenden. Die Schrecken eines Teifuns, einer indischen Cyklone und eines nordatlantischen Hurrikans, wie er vor nicht langer Zeit um Galveston gewütet hat, sind ja wohl allgemein bekannt. In den Anticyklonen wehen dagegen nur schwache Winde, in großen Gebieten der-

selben herrscht Windstille, und die klare Luft verursacht große Hitze im Sommer, starke Kälte im Winter: bei hohem Barometerstande ja allgemein bekannte Erscheinungen.

Die Atmosphäre der Erde ist aber ein in sich abgeschlossenes Ganzes und wird als ein solches durch die von den Sonnenstrahlen ausströmende Erwärmung in eine allgemeine, zusammenhängende große Bewegung versetzt. Es ist dieses ein sehr schwieriges Kapitel der Erdkunde und erst vor kurzem einigermaßen klar beleuchtet worden. Ich fordere es ist dieses äquatoriale Gebiet, das der Windstillen oder der Kalmen und von einem ganz besonders niedrigen Luftdrucke, gewissermaßen das um die ganze Erde sich erstreckende Centrum einer riesigen Cyklone. Wir erheben uns mit dem hier aufsteigenden Luftstrome bis zu einer Höhe, wo notwendig ein Abfließen der Luft nach Norden und Süden stattfinden muß. Wir folgen der ersteren Richtung. Diese wird aber wegen der Erddrehung und der durch diese verursachten Rechtsablenkung immer mehr zu



Figur 4. Windkarte für den Winter (Januar).

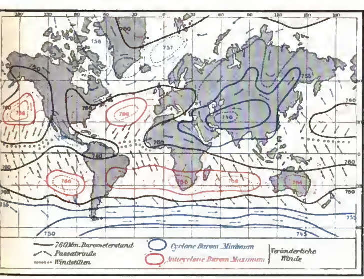
die Leser auf, sich für einige Minuten ihrer körperlichen Last zu entledigen und als reine Luftgeister, gegen welche die um hohe Bergspitzen schwebenden Nebelschleier schon schwerfällige Gestalten sind, sich mit mir in die allgemeine Luftcirkulation der Erde hineinzustürzen. (Figur 3.)

Wir befinden uns am Äquator, am Grunde des Luftmeeres. Glühend heiß sinken die senkrechten Sonnenstrahlen auf Erdboden und Wasserflächen herab und erhitzen sie außerordentlich, so daß sie nun ihrerseits als stark geheizte Öfen die über ihnen lagernden unteren Luftschichten erwärmen. Diese werden dünner und leichter und steigen empor: einer westöstlichen und umkreist dann als allgemeiner Westwind den Pol, ohne ihn indessen zu erreichen. Diese kreisende Strömung ruft so im polaren Gebiete wieder das Centrum einer Cyklone mit niedrigem Luftdruck hervor.

Die Rechtsablenkung hält aber an, und aus dem Westwinde wird ein Nordwestwind: die Luftmassen strömen so wieder äquatorwärts in der mittleren Höhe von 5000 bis 10000 Metern, wie wir das oft an den in dieser Richtung ziehenden Cirrus- oder Schäfchenwolken beobachten können. Etwa in der Breite von 30 Grad treffen sie mit dem nordwärts strebenden Äquatorialstrom zu-

sammen, mit dessen obersten Schichten wir aufgestiegen und fortgezogen waren. Beide Strömungen stoßen aufeinander und können nun nicht weiter, sondern senken sich, ein Gebiet hohen Luftdruckes hervorbringend, zu Boden. So beteiligen sich die unteren Partien des Äquatorialstromes nicht an unserer nordwärts gerichteten Reise. Dieses Gebiet hohen Luftdruckes erstreckt sich um die ganze Erde wie die Zone der Windstillen und des äquatorialen niedrigen Luftdruckes. Aus diesem Hochdruckgebiete strömen diesem strömt dann wieder die Luft als Passat in die große äquatoriale Cyklone hinein und so weiter scheinbar in das Unendliche.

Unmittelbar über den Land- und Wassermassen, also in den unteren Regionen des Luftmeeres, in der nördlichen Hälfte der nördlichen Halbkugel (und in der südlichen Hälfte der südlichen Halbkugel) beteiligen sich jedoch die Luftmassen nicht an der Rückströmung zum Äquator: die starke Reibung an diesen festeren Stoffen verhindert sie daran, und da, wie erwähnt, am Pol eine



Figur 5. Windkarte für den Sommer (Juli).

dann südwärts (auf der südlichen Halbkugel nordwärts) die sogenannten Passatwinde zum Ersatze der am Äquator, im Centrum der Cyklone, aufwärts steigenden Luftmassen, mit denen wir unseren Flug begonnen hatten. Da eine Ablenkung nach rechts wieder stattfindet, so wird die ursprüngliche Südrichtung zu einer aus Nord-Osten, die oben nach Norden abfließende Luft wird dann zu einer südwestlichen Strömung, wie wir oben schon sahen, und umkreist schließlich, wie gleichfalls oben gesagt, als ein allgemeiner großer Westwind den Pol, um als Nordwestströmung in der Breite von 30 Grad in das Hochdruckgebiet wieder einzutreten. Aus starke Depression, ein Gebiet niederen Luftdruckes, oder das Centrum einer Cyklone entstanden ist, so fließen sie naturgemäß als Südwestströmung nordpolwärts oder als Nordwestströmung südpolwärts in dieses ab.

Für die Verhältnisse auf dem Grunde der Atmosphäre, auf welchem wir ja wohnen und der uns daher ganz besonders interessiert, ergeben sich aus dem Gesagten kurz folgende Thatsachen. (Figuren 4 u. 5.)

Am Äquator haben wir eine rund um die Erde gehende Zone niederen Luftdruckes und vorherrschender Windstillen; nördlich und südlich dieser, bis in die Breite von 30 Grad etwa, giebt es ein Gebiet vorherrschender

Ostwinde, der Passate; auf der nördlichen Halbkugel wehen sie aus Nordost, auf der südlichen aus Südost. Polwärts von diesen beiden Passatgürteln schließt sich je ein rund um die Erde sich erstreckendes Gebiet besonders hohen Luftdruckes: in diesem sinkt der Ober- oder der Antipassat zu dem Grunde der Atmosphäre hinab und vereinigt sich mit dem hier denselben Grund erreichenden, vom Pole herkommenden Rückstrom. Nördlich, beziehungsweise südlich dieses ausgedehnten Anticyklonencentrums beginnen die Regionen der vorherrschenden Westwinde. Auf der südlichen Halbkugel ist dieser Charakter ganz deutlich ausgeprägt, auf der nördlichen treten Unregelmäßigkeiten und Modifikationen ein wegen der so wechselnden Anordnung der Land- und Wassermassen. Das ganze Gebiet hier zerfällt in vier große Unterabteilungen, nämlich das nordatlantische und das nordpacifische, das nordamerikanische und das asiatische. Während des Sommers und während des Winters herrschen hier verschiedene Verhältnisse: im Winter bilden sich über dem Atlantischen Ocean und über dem Großen Ocean Cyklone, über Nordamerika und über der ganzen Alten Welt bis zur Sahara hin Anticyklone oder Gebiete hohen Luftdruckes aus; im Sommer ist es umgekehrt.

Uns Europäer interessiert besonders die nordatlantische und die asiatische Sphäre.

Im Sommer wird die ganze Alte Welt zu einem Windgebiet vereinigt: im Inneren Asiens steigt die erwärmte Luft empor, und von allen Seiten stürzt andere Luft in diese große Cyklone hinein, sie entgegengesetzt der Bewegung eines Uhrzeigers umkreisend. — Im Winter dagegen ruht die kalte Luft bewegungslos im Osten Sibiriens, es herrscht hier Windstille, und ein Kältepol, ein Gebiet größter Kälte und hohen Luftdruckes, bildet sich aus, welches die Winde in der Richtung eines Uhrzeigers, also von West über Nord nach Ost u. s. w. umkreisen. Nur durch die Öffnungen in den Gebirgszügen findet die kalte Luft einen Ausweg, ergießt sich dann erkältend über die stellenweise so reich bevölkerten Küstengebiete des östlichen Asiens, welche im Sommer ein fast tropisches Klima genießen, und verursacht dort die so empfindlich kalten Winter.

Im nordatlantischen Gebiete bildet sich während des Winters eine Cyklone, ein Gebiet niederen Luftdruckes, besonders gut aus und umfaßt zugleich das ganze nordöstliche Amerika und das westliche und nördliche Europa. Die Winde umkreisen das Centrum entgegengesetzt wie der Uhrzeiger: die Länder der Hudsonsbai leiden daher sehr unter den kalten Nordostwinden, während das europäische Festland milde südwestliche Winde und einen gemäßigten Winter erhält. Im Sommer verschwindet dieses nordatlantische Minimum, und eine Anticyklone kommt zur Ausbildung, deren Centrum aber weit nach Süden hin liegt: Europa behält infolgedessen westliche und südwestliche Winde, denn die im Sinne eines Uhrzeigers kreisende, unseren Erdteil durchwehende Luft gehört dem nördlichen Teile dieses Hochdruckgebietes an. Die östlichen Länder Nordamerikas erhalten aber auf diese Weise warme, feuchte Winde aus dem mexikanischen Meerbusen.

Für uns Europäer ist es von großer Bedeutung, daß wir Sommer und Winter vorwiegend westliche Winde haben. Ebenso wie diese ziehen auch die im östlichen Nordamerika entstandenen kleinen Depressionen von Westen her nach Osten über den Atlantischen Ocean zu uns herüber. Für Nord- und Mitteldeutschland ist es dann sehr wichtig, ob das Centrum eines solchen Minimum über Nord- und Ostsee oder über Süddeutschland hinstreift. Im ersterem Falle haben wir West-, im anderen Ostwinde.

Die örtliche Verknüpfung und Abwechselung von Berg und Thal, Land und Wasser verursacht ferner stets ganz bestimmte und periodisch sich ändernde Bewegungserscheinungen in der Atmosphäre. Wer auf einige Sommerwochen oder -Monate den Seestrand oder die Gebirge besucht hat oder ständig in solchen Gebieten lebt, wird die Beobachtung gemacht haben, daß an der Meeresküste am Vormittag, bei sonst ruhiger Luft, meist ein Seewind weht. Dieses hat seinen Grund darin, daß die Bestrahlung der Sonne die Landmasse stärker erwärmt als das Wasser: die Luft über der Küste steigt infolgedessen aufwärts, es entsteht so eine kleine Cyklone, und die kühlere Luft vom Wasser strömt als Seewind in die gelockerte Atmosphäre hinein. Umgekehrt ist es am Nachmittag, die

Küste kühlt sich schneller ab als das Wasser, über welchem eine wärmere, leichtere Luft lagert; die Folge ist ein Landwind in das Meer oder den See hinaus. Im Wechsel von Sommer und Winter bilden sich im Indischen Ocean auf dieselbe Weise die Monsune heraus: der Sommer- oder Südwestmonsun als Seewind, der Winter- oder Nordostmonsun als Landwind.

In den Gebirgen findet nachts eine Luftströmung aus den abgekühlten und erkälteten Thälern in die warmen Ebenen hinein statt; am Tage erwärmt sich in den Gebirgsthälern die Luft, sowohl auf den Thalböden als auf den Gehängen, und steigt nach oben.

Mit dem örtlichen Erscheinen von Tief- und Hochdruckgebieten in der Atmosphäre, sowie mit der örtlichen Anordnung von Gebirge, Meer und Ebene stehen die Winde im Zusammenhange, welche als Minstrel, Bora und Föhn bekannt sind.

Wenn über Frankreich ein Gebiet hohen Luftdruckes lagert, oder wenn in dem Meerbusen von Lyon Tiefdruck herrscht, dann strömt ein starker Wind über die Cevennen nach den mittelländischen Küsten Frankreichs hinab: die dortigen Bewohner nennen ihn den „Minstrel".

Die Bora entsteht ganz in derselben Weise im Küstengebiete der nördlichen Adria, wenn über dem südlichen Teile dieses Meerbusens ein Minimum oder ein Gebiet niedrigen Luftdruckes liegt. Von dem Karstgebirge und den Ostalpen herab stürzt dann ein eisiger, durchdringender Luftstrom mit großer Gewalt in die adriatischen Tiefen und richtet oft großen Schaden an.

Wenn aber eine Depression, ein besonders niedriger Barometerstand, im Westen Europas eintritt, dann saugt diese die Luft aus den nach Nordwesten sich öffnenden Alpenthälern in sich hinein. Zum Ersatz dieser letzteren steigt die warme feuchte Luft vom Südfuße der Alpen aufwärts, entledigt sich durch Niederschläge ihres Wassergehaltes, überschreitet, ganz ausgetrocknet, die Kammhöhen und stürzt sich mit großer Gewalt unter Erwärmung in die luftarm gewordenen Thäler der Nordseite hinab: das ist der warme, alle Feuchtigkeit aufsaugende und daher alles austrocknende Föhn, der besonders zur Zeit der Schneeschmelze sehr gefürchtet ist, da dann meist große Überschwemmungen die Folge sind.

Wir haben gesehen, daß die unteren Partien der Lufthülle unserer Erde fast stets eine gewisse Menge Wasserdampf enthalten. Dieser ist für das Tier- und Pflanzenleben, sowie für die Ausgestaltung, Modellierung der festen Oberfläche der Erde von ungemein hoher Wichtigkeit, denn er bedingt die Niederschläge, den Regen, Schnee, Tau, Reif u. s. w. Über den Ursprung und die Herkunft dieses Dampfgehaltes der Luft herrscht ja kein Zweifel. Die Wasserflächen der Erde, die Meere, Seen, Teiche, Ströme, Flüsse und Bäche, aber auch die Schnee- und Eisfelder verdunsten an ihrer Oberfläche fortwährend und geben von ihrer Masse stetig Teilchen in Gasform an die Atmosphäre ab. Die Aufnahmefähigkeit dieser für den Wasserdampf hängt nun von ihrer Temperatur ab, warme Luft vermag mehr Wasser aufzunehmen als kalte. Sinkt also aus irgend einem Grunde die Temperatur feuchter Luft unter eine bestimmte Grenze, den sogenannten Taupunkt, so scheidet sich der Wasserdampf als tropfbare Flüssigkeit (Regen) oder als Schnee, Eis u. s. w. aus und fällt zum Erdboden oder zu den Wasserflächen nieder.

Tau und Reif entstehen, wenn über abgekühlte Flächen und die sie bedeckenden, stark Wasser verdampfenden Pflanzenstoffe wärmere, feuchte Luftströme hinziehen. Der stets so bewunderte, Gärten und Wälder in Zaubergefilde verwandelnde sogenannte Rauhreif bildet sich bei einer ganz plötzlichen Wetteränderung in der genannten Richtung. Lagerte ferner eine feuchte, warme Luft über dem Erdboden, und kühlt sich dieser plötzlich in wolkenloser Nacht ab, so verdichten sich die Dämpfe der unteren Luftschichten und ballen sich zu niedrigen Nebelmassen zusammen; der gleiche Vorgang findet natürlich statt, wenn sich ein kalter Luftstrom über eine warme Gegend ergießt. Die Abendnebel über Thalflächen, Wiesen und Mooren sind eine allgemein bekannte Folge solcher Ereignisse im Luftmeere.

Die Wolken sind dem Wesen nach nichts anderes als die Bodennebel. Die warme feuchte Luft steigt empor, gerät so unter einen geringeren Luftdruck und kühlt sich infolge der Ausdehnung ab; da aber kalte

Luft weniger Feuchtigkeit aufnehmen und halten kann als warme, so scheidet sich der überschüssige Wasserdampf als Nebel oder Wolke aus. Die höchsten Wolken sind die sogenannten Schäfchen oder die Cirruswolken, sie schweben in einer mittleren Höhe von 10200 Meter und bestehen aus Schnee. Die Haufenwolken oder Cumuli nehmen die Höhe von 1300 bis 3000 Meter ein, die Schichtwolken oder Stratus sind vom Winde auseinandergerissene Haufenwolken, die ganz gestaltlose Wolke, aus welcher die tropfbar gewordene Feuchtigkeit als Regen herniederstürzt, heißt Nimbus.

Bei plötzlich stark erkaltender Luft scheiden sich zuweilen kleine Schneekörnchen in ihr aus, und wenn sie dann beim Fallen ihren Weg durch sehr wasserdampfreiche Luftschichten nehmen, so setzt sich die Feuchtigkeit als Eis schalenförmig um sie herum an, um schließlich Hagelkörner von oft beträchtlicher Größe zu bilden, welche dann mit zerstörender Gewalt auf den Erdboden niederstürzen.

Wenn sich stark erhitzte Luftschichten vom Grunde der Atmosphäre mit großer Plötzlichkeit und Geschwindigkeit aufwärts bewegen, wie dieses im Sommer so oft im Centrum von Cyklonen und täglich im Gebiet der äquatorialen Windstillen vorkommt, so bilden sich Gewitter, die ja immer mit starken Regengüssen verbunden sind. Wenn in Norddeutschland während der heißen Jahreszeit eine Cyklone über Nord- und Ostsee hinwegzieht, so ist mit Bestimmtheit anzunehmen, daß sich Gewitter über uns entladen werden, da sich stets die äquatoriale Seite solcher Wirbel durch diese Erscheinungen auszeichnet.

Zum Schlusse soll nun auch das nach Farben verlangende Auge unserer treugebliebenen Begleiter auf dieser wilden Reise, die auf und ab, nord- und süd-, ost- und westwärts ging, eine kleine Ergötzung haben. Wie oft haben nicht die azurne Bläue des italienischen Himmels, die oft beinah gleich schönen Töne unserer wundervollen Herbsttage, die goldigen, roten und malachitgrünen Tinten der Morgen- und Abendröte das Gemüt aller für Schönheit empfänglichen Menschen entzückt und auch zu schwärmerischen Phantasien und sehnsuchtsvollen Liedern begeistert. Was ist nun die Ursache dieser Farbenpracht? Wir fürchten beinahe, unsere lauschenden und gespannt aufhorchenden Zuhörer bitter zu enttäuschen, wenn wir ihnen gestehen müssen, daß ganz allein Verunreinigungen der Atmosphäre, Staubteilchen und Wasserbläschen diese zauberhaften Malereien veranlassen, natürlich in Gemeinschaft mit der Quelle alles Lebens auf Erden und aller Bewegung im Luftmeere, mit der Sonne, mit dem Sonnenlichte.

Ganz reine, durch fremde Bestandteile nicht verunreinigte Luft sieht vollkommen schwarz aus: diese Erfahrung machen kühne Erklimmer hoher Riesenberge und Luftschiffer oft; wie eine dunkle eherne Kuppel wölbt sich über ihnen der Himmel, und die Sonne glänzt an ihm wie ein grell weißglühender Lichtball. Die tieferen Schichten des Luftmeeres enthalten aber immer Staubteilchen und Wasserdampf, Wasserbläschen, wie wir ja oben schon gesehen haben. Blicken wir am Boden des Luftmeeres kriechende Menschlein nun durch diese unreinen Schichten, dieses trübe Medium nach dem hellen Himmel, so erscheint er uns blau. Werden indessen diese fremdartigen Bestandteile in der Luft zu zahlreich, zu dicht, z. B. wenn sich die Wasserbläschen zu Wolken zusammendrängen, und wenn Massen vulkanischen oder Essenstaubes die Luft füllen, so erscheint der Himmel hell- bis dunkelgrau und fast schwarz.

Eine verschieden dichte Verteilung und mannigfaltige Formung dieser Wolken und Wölkchen in der Nähe der aufgehenden und der untergehenden Sonne, wenn also diese lange Zeit getrübte Luftschichten durchstrahlen muß, bevor sie unser Auge trifft, ist dann die Veranlassung zu den Erscheinungen der Morgen- und Abendröte: gelbe, goldene, rote, purpurne Farben sind dann um den östlichen oder westlichen Horizont bis hoch zum Zenith hinauf ausgegossen und lassen den wolkenlosen Teil des Himmels in der Ergänzungs- oder Komplementärfarbe, grün, erscheinen. Der Sonnenball selbst aber, dessen natürliche Farbe blendend weiß ist, glüht, durch dieses staubig-wässerige Mittel betrachtet, feurig rot, denn die Atmosphäre ist für die roten und gelben, die leuchtenden Farben des Sonnenlichtes viel durchlässiger als für die blauen und violetten.



Litterarische Rundschau.

Die deutsche Reiselitteratur ist in diesem Jahre um ein Werk bereichert worden, das durch die Gediegenheit seines Inhalts und seiner Ausstattung alle sonstigen neueren Erscheinungen auf diesem Gebiete tief in den Schatten stellt. Es betitelt sich **Aus den Hochregionen des Kaukasus**, und sein Verfasser, Gottfried Merzbacher, berichtet in den zwei starken, mit verschwenderischer Fülle illustrierten Lexikonbänden (Leipzig, Duncker u. Humblot; in Lwdb. geb. 40 Mk.) über seine Wanderungen, Erlebnisse und Beobachtungen in diesem von deutscher Seite bisher arg vernachlässigten Grenzgebirge zwischen Europa und Asien. Er thut das in einer Weise, die den Anspruch erheben darf, dem Fachgelehrten wie dem gebildeten Laien gleich willkommen und nutzbar zu erscheinen. Der fast unerschöpfliche Reichtum wissenschaftlicher Forschungsergebnisse geologischer und ethnographischer Art, den er heimgebracht hat, hätte ihn leicht verführen können, eine schwergelehrte Monographie des Kaukasus zu schreiben, die sich dann zweifellos neben dem Ruhm der Erstlingsschaft auch den Preis der akademischen Exaktheit erworben haben würde; die bunte, sich gleichsam aus sich selber gebärende Fülle von abenteuerlichen Erlebnissen hätte ihn locken können, einen der Wirklichkeit nur wenig nachhelfenden Roman zu schreiben. Er widerstand beiden Verlockungen und schenkte uns ein Werk, in dem sich keine dieser Eigenarten aufdrängt, in dem weder der schwere gelehrte Ernst noch die romanhafte Schilderungslust allzulange die Alleinherrschaft führt, ein Werk vielmehr, das beides einträchtiglich Hand in Hand gehen läßt und eins durch das andere belebt und beseelt. Die wenigen Reisenden deutschen Volkstums, die bisher in die kaukasischen Alpen eingedrungen sind, haben darin nur flüchtige Umschau gehalten, und die Berichte über ihre Reisen, wenn sie überhaupt veröffentlicht worden sind, finden sich zerstreut in einzelnen Zeitschriften. Was unsere landläufigen Nachschlage- und Lehrbücher über den Kaukasus bringen, ist dürr und dürftig, weil es zum größten Teil auf unverstandene russische Werke zurückgeht, die mit ganz anderen Voraussetzungen für das ethnologische Verständnis rechnen durften, als deutsche Leser es haben können. Mit dieser Unzulänglichkeit unseres Wissens über den Kaukasus hat nun Merzbacher ein für allemal ein Ende gemacht. Er



Osseten.
Aus: Gottfried Merzbacher, Aus den Hochregionen des Kaukasus.
Leipzig, Duncker u. Humblot.



Kabardiner in Naltschick.
Aus: Gottfried Merzbacher, Aus den Hochregionen des Kaukasus. Leipzig, Duncker u. Humblot.

zog aus als ein mehr schönheits- denn wissensdurstiger Freund des Wanderns und Steigens, erkannte aber bald, daß die Natur ihre innerste Seele nur dem offenbart, der geistig um sie ringt und den Ursachen und Einflüssen nachspürt, die ihre sinnlichen Erscheinungsformen bedingen. So ward der Liebhaber zum Beobachter, der Beobachter zum Forscher, der Forscher zum Gelehrten, ohne bei dieser Wandlung jemals die Vorstufe und ihre specifischen Vorzüge zu vergessen. Deutlich prägt sich das in der Darstellung aus, und an dieser Stelle dürfen wir wohl unserer besonderen Freude darüber Ausdruck geben, daß der Verfasser, wenn es sich einmal nötig machte, die einen oder die anderen Interessen zu vernachlässigen, lieber den Gelehrten vom Fach als den nach Unterhaltung, Anregung und populärer Belehrung suchenden Leser aus Liebhaberei zu kurz kommen läßt. Ein mit erstaunlichem Fleiß und sorgsamster Gewissenhaftigkeit ausgearbeitetes Gesamtregister baut in solchen Fällen die Notbrücke, auf der man sich immer leicht zu dem Gesuchten hindurchfindet. Mit Recht nimmt Merzbacher an, daß heute mehr denn je Naturgefühl und Naturerkenntnis miteinander gehen. Nicht nur das Verständnis, auch das Bedürfnis wächst, neue und eindrucksvolle Naturscenen, das Relief einer Gegend, ihre charakteristischen Linien und Formen, Farben und Stimmungen, ihr organisches Leben wie die Eigenart und Geschichte ihrer Bewohner in- und auseinander verstehen zu lernen. Dabei ergiebt sich dem Reisenden ganz von selbst die schöne Notwendigkeit, die nüchternen Thatsachen nach ihrem inneren Werte zu prüfen und zu deuten, den lokalen Landschaftscharakter einzelner Gebiete ausdrucksvoll zu veranschaulichen, das fremdartig anmutende Volksleben, die Schicksale der Menschen und den Reiz persönlicher Erlebnisse damit in Beziehung zu bringen und mitten durch dieses kunstvolle Gewebe den roten Faden der gefährlichen Wagnisse und Abenteuer laufen zu lassen, ohne die in einem so wilden Hochland, wie der Kaukasus es ist, derlei Kenntnisse und Erfahrungen nicht gewonnen werden. So erreicht es der Verfasser, daß seine Individualität in steter persönlicher Verbindung mit dem Leser bleibt. Das Ganze erhält sich dadurch die Frische und Unmittelbarkeit, die wir an Nansens epochemachendem Reisewerk schätzen gelernt haben. Was Merzbacher seinen Lesern bietet, sind aneinander gereihte Dokumente seiner Reisebeobachtungen und -erlebnisse, zum großen Teil Tagebuchauszüge und Eindrücke, die er, als er den Naturbildern gegenüberstand, durch sofortiges Niederschreiben festgehalten hat. Dem Werke erwächst dadurch ein impressionistischer Reiz, der so leicht kein Ermatten aufkommen läßt. Dazu hatte der Verfasser ferner den guten Einfall, für die von ihm vorgeführten Hochgebirgsscenerien zur Vergleichung, wo es irgend anging, wohlbekannte Bilder aus den Tiroler und Schweizer Alpen herbeizuziehen.

Leider muß es uns an dieser Stelle versagt bleiben, unseren Lesern von dem inhaltreichen Werke eine befriedigende Gesamtvorstellung zu verschaffen. Der einzige Ausweg, der sich uns bot, war ein gedrängtes Referat über charakteristische Abschnitte, das sich angelegen sein läßt, möglichst alle Gebiete des weitschichtigen Stoffes wenigstens zu streifen. Zu den interessantesten Kaukasusvölkern gehört das am Südabhange im äußersten Westen gegen das Schwarze Meer hin heimische uralte Volk der Abchasen, das sich selbst Apsua nennt. Abstammung und Herkunft dieses Volkes sind in Dunkel gehüllt, wie es bis in die Neuzeit auch keinem Herrenvolke der Welt gelungen ist, diesen unbotmäßigen Stamm jemals thatsächlich unter seine Herrschaft zu zwingen. Auch als 1864 mit der russischen Niederwerfung der Tscherkessen endlich geordnetere Zustände im Lande Platz greifen sollten, hat sich der größere Teil des zügellosen Volkes der neuen Ordnung und Autorität durch Auswanderung nach dem türkischen Reiche entzogen. Diese Massenauswanderung ist insofern bedauerlich, als nunmehr auch die neuere Geschichte, die Kenntnis der uralten Religionsgebräuche, der alten Geschlechts- und Ortsnamen mit dem gänzlichen Verlöschen bedroht sind. Die abchasische Sprache ist nach älteren Forschern eine selbständige, nur entfernt der der Tscherkessen ähnlich. Obwohl in der Farbe der Haare und der Augen mit dem Nachbarvolke übereinstimmend, können die Ab-

chasen in Bezug auf körperliche Schönheit mit deren elegantem Wuchs und feinen, regelmäßigen Zügen keinen Vergleich aushalten. Sie zeigen vielmehr kräftigeren, gedrungeneren Körperbau, harte, grobe, unregelmäßige Züge, flachere Kopfbildung und stumpfen, Roheit bekundenden Gesichtsausdruck. Noch weniger kann ihr unbändiges, jeder festen Organisation abholdes Wesen mit dem der bildungsfähigen organisatorischen und ritterlichen Tscherkessen verglichen werden. Der Religion nach sind sie seit neuerer Zeit nominell Mohammedaner; in Wirklichkeit halten sie an uralten heidnischen, einem Elementarkultus angepaßten Gebräuchen und abergläubischen Vorstellungen fest. Die Zahl der gegenwärtig noch im Kaukasus seßhaften Abchasen dürfte vierzigtausend kaum übersteigen.



Dorf Artöt von der Höhe.
Aus: Gottfried Merzbacher, Aus den Hochregionen des Kaukasus. Leipzig, Duncker u. Humblot.

Im Herzen des Hochgebirges hat sich das vielgenannte Volk der Ossen oder Osseten angesiedelt, von dem uns die erste Abbildung ein Paar vorführt. Von medo-persischer Abkunft, gehört es jedoch nach anthropologischen Merkmalen, Sitten, Gebräuchen und Volkssagen eher zu den kaukasischen Stämmen in engerem Sinne. Über seinen Ursprung sind mannigfache Hypothesen in Umlauf, die, ebenso wie die Berichte über seine alte Geschichte, noch wenig geklärt erscheinen. Aus den physiognomischen Zügen, Körperbau, Gesichtsbildung, sowie aus manchen seiner Sitten und Gebräuche hat man auf eine nahe Verwandtschaft mit europäischen Völkern, besonders mit germanischen, schließen wollen. Doch fehlt es, um diese schwierige Frage zu lösen, einstweilen noch an genügendem Beweismaterial. Nachgewiesen erscheint nur, daß die Osseten früher als mächtiges Volk die vorkaukasischen Steppen bis zum Don besetzt gehalten haben. Aus geschichtlicher Zeit wissen wir von den Einfällen des Dschingis-Khan und des Temir-Lenk, durch die das am Nordabhang des Kaukasus wohnende Volk der Ossen fast aufgerieben wurde, während der Rest in die Hochthäler flüchtete. Die Osseten (etwa hundertundreißigtausend Seelen) sind teils Mohammedaner, teils Christen, freilich in ihrer

überwiegenden Zahl beides nur dem Namen und gewissen oberflächlichen Gebräuchen nach. In Wirklichkeit leben auch in ihren Sitten und religiösen Äußerungen altheidnische Vorstellungen fort, welche auf einen früheren Elementarkultus hinweisen. In neuerer Zeit erst scheinen die Bemühungen der orthodoxen Kirche etwas mehr Erfolg zu haben. Der Natur ihrer Wohnsitze gemäß beschäftigen sich die Osseten vorzugsweise mit Ackerbau und Viehzucht; die meiste Arbeit, auch die im Felde, liegt auf den Schultern der Frauen.

Die Kabardiner, die uns in der zweiten Abbildung entgegentreten, schon außerhalb des eigentlichen Hochgebirges in der Zahl von etwa achtzigtausend seßhaft, bilden den westlichsten Zweig der Tscherkessen, unterscheiden sich jedoch in sprachlicher wie in ethnologischer Hinsicht von dem Gros dieses Volkes in nicht unwesentlichen Zügen. Obgleich Mohammedaner, haben die Kabardiner schon vor alten Zeiten freundschaftliche Beziehungen zu den ihnen benachbarten kubanischen Kosaken und zum russischen Reiche unterhalten, welchem sie bei der Niederwerfung der Tscherkessen nicht geringe Dienste leisteten. Sitten und Umgangsformen der Kabardiner gelten als die feinsten aller kaukasischen Völker und sind, ebenso wie ihre Art sich zu kleiden u. s. w., vorbildlich für die meisten anderen Bewohner des Kaukasus, selbst für die Kosaken und Grusiner. Eine schlanke, ebenmäßige Gestalt, schöne Haltung und rasche Bewegung, streng ovale Gesichtsform, feine, sympathische Züge zeichnen den Stamm vorteilhaft aus.

Eine eigentümliche Erscheinung, auch für den Kaukasus, ist das zu Füßen des Tebulos-Gebirges liegende Chewsuren-Dorf Artöt. Die ganze Anlage gleicht einer weiten mittelalterlichen Trutzburg inmitten einer düsteren Felsenöde, überragt von schweigsam ernstem Hochgebirge. „Oben angekommen", so beschreibt Merzbacher den Eindruck, den er hier empfing, „fand ich das in die unregelmäßigen Lücken der Felswand hineingebaute Gemäuer, obschon es nur aus Schieferstücken verschiedenster Form und Größe und ohne jegliches Bindemittel aufgeschichtet war, doch von so geschlossener Genauigkeit und Schärfe, daß der geschickteste Maurer mit Hilfe des Senkbleis es nicht besser hätte machen können. Nach Jahrhunderte währendem Schutz, den es seinen Bewohnern gewährt hatte, stand es noch so fest, als wäre es gestern erbaut worden, ein Sinnbild des wehrhaften Bergvolkes, welches hier seit undenklichen Zeiten, uralten Sitten anhängend, auf Grund einer selbst gegebenen, höchst merkwürdigen Gesellschaftsordnung in Freiheit und Unabhängigkeit sein kräftiges Dasein dahinlebt."

Unser Schlußbild endlich stellt den Naib Imam Ali Ismailow von Tindi dar, der unserem Reisenden außerordentlich wertvolle Dienste geleistet hat. Gleich den meisten daghestanischen Naibs aus alter, angesehener Familie des Landes stammend, erfreut er sich bei seinen Unterthanen unbegrenzter Verehrung und gehört außerdem zu den bedeutendsten Grundbesitzern der Gegend. Seine schier unbegrenzte Gastfreundschaft nahm nicht selten so beängstigende Formen an, daß der Schützling sich mehr als Gefangener denn als Gast fühlen mußte.

Diese spärlichen Stichproben aus dem überall interessanten und lebensvollen Buche mögen genügen, die Leser zu dem Werke selbst zu führen. Sie werden ihm ebenso reiche Belehrung wie angenehme Unterhaltung zu danken haben und nach der ersten Lektüre auch in späteren Jahren immer gern wieder zu ihm, zu seinen sprechenden Bildern und übersichtlichen Karten zurückkehren. —

Italien ist unter der Reiselitteratur auch in diesem Jahre wieder besonders stark vertreten. Wir nennen an erster Stelle zwei Reise- und Sprachführer, für deren Gediegenheit ihr Verlag, das Bibliographische Institut in Leipzig und Wien, hinlänglich bürgt. Romreisende werden mit Freuden die fünfte Auflage des bekannten und bewährten Führers von Gsell Fels: **Rom und die Campagna** begrüßen. Eine neue, bis ins kleinste durchgesehene, erweiterte und verbesserte Ausgabe ist gerade jetzt um so wertvoller, als während der letzten Jahre in der „ewigen

Der Naib von Tindi.
Aus: Gottfried Merzbacher, Aus den Hochregionen des Kaukasus.
Leipzig, Duncker u. Humblot.

Stadt“ viel Neues entstanden, viel Altes verändert worden ist, und gewitzte Reisende wissen, daß eine einzige Notiz darüber oft den Preis, den eine Neuanschaffung des Führers erfordert, reichlich aufwiegt. Die vielfachen, durch die Neuordnung einzelner Museen hervorgerufenen Veränderungen, die nicht unbeträchtliche Vermehrung der antiken Kunstschätze, besonders aber die Ergebnisse der neuen Ausgrabungen auf dem Forum Romanum erheischten allein eine Revision aller älteren Romführer. An Stelle des inzwischen heimgegangenen ersten Herausgebers hat diese Arbeit Prof. Dr. B. Nyffel von der Universität Zürich übernommen; den auf die Topographie des alten Rom bezüglichen Teil hat ein Archäologe von Fach, Prof. Dr. Heinr. Blümner, von derselben Universität, durchgesehen. So war ein harmonisches Zusammenarbeiten möglich, das der Einheitlichkeit und Vollständigkeit des Vademecums sehr zu statten gekommen ist. Eine stattliche Anzahl von Holzschnitten und Stahlstichen, Karten und Plänen begleitet den Text, der wieder so eingerichtet, daß er bequem in fünf Einzelheftchen zerlegt werden kann. — Die gleichzeitig erschienene dritte Auflage von Dr. Rud. Kleinpauls **Italienischem Sprachführer** (ebenda) hat in Prof. Dr. Berthold Wiese, dem Mitverfasser der gleichfalls im Verlage des Bibliographischen Instituts herausgegebenen „Italienischen Litteraturgeschichte“, einen Bearbeiter gefunden, der mit der gründlichen Kenntnis der lebendigen Sprache ein feines Verständnis für den italienischen Volkscharakter verbindet. Davon legen namentlich die Anmerkungen Zeugnis ab, die auf besondere, uns nicht ohne weiteres geläufige Kulturverhältnisse aufmerksam machen. Die unter abelich aufgeführte Stichwörter eingeordneten Redewendungen sind auch diesmal wieder reichlich vermehrt und modernisiert worden.

Der Zeit nach etwas weit zurück liegen die Erlebnisse und Beobachtungen, die Graf Alfred Adelmann in seinem Buche **Aus Italien** verarbeitet hat (Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt; geh. 3, geb. 4 Mk.). Da er sich aber hauptsächlich mit den Schöpfungen der ewig jungen Kunst beschäftigt und in seinen Schilderungen äußerst individuell und frisch verfährt, so vergißt man das Alter der Aufzeichnungen bald und folgt dem Verfasser auch da gern, wo unser Urteil heute mit dem Enthusiasmus des poetisch veranlagten Plauderers nicht mehr Schritt halten will. Die Reise führte den Verfasser durch die ganze Apenninische Halbinsel bis nach Sicilien hinüber.

Allein der „ewigen Stadt“ und ihren Schönheiten widmet Albert Zacher ein stark feuilletonistisch gehaltenes Buch, das er in richtiger Erkenntnis seiner Eigenart **Römische Augenblicksbilder** genannt hat (Oldenburg, Schulzesche Hofbuchhandlung; g h. 3, geb. 4 Mk.). Im Gegensatz zum Grafen Adelmann wendet er sich der unmittelbaren, frisch pulsierenden Gegenwart zu, wie sie sich im täglichen Leben und im Verkehr auf der Straße, in den vier Wänden, in der vornehmen Gesellschaft, im Theater, im Parlament, in den Redaktionen, in den Restaurants und den Osterien abspielt. Der Verfasser führt eine außerordentlich flinke und flotte Feder, die sich auf die Unterhaltung der Leser versteht, und weiß dem Tage tausenderlei neue, bisher unbeachtete Seiten abzugewinnen, wie's der gute Journalist soll; nur nehmen sich manche seiner frischfröhlichen Urteile in Buchform etwas gar zu schnellfertig aus, wie es denn auch dem Gesamtcharakter des Buches nicht geschadet haben würde, wenn der Verfasser mit Stil und Sprache etwas sorgsamer umgegangen wäre, als es für Zeitungsplaudereien vielleicht nötig war.

Die alte deutsche Gediegenheit herrscht dagegen in den Studien und Reisebildern, die Friedrich Schaarschmidt unter dem Titel **Kunst und Leben** gesammelt hat (München, Verlagsanstalt F. Bruckmann A.-G.; karton. 4 Mk.). Zwar bewegen sich nicht alle Beiträge des ziemlich starken, ansprechend ausgestatteten Bandes auf italienischem Boden, aber es ist klassischer Geist, der diese Blätter vom ersten bis zum letzten Buchstaben erfüllt. Was er auf seinen zahlreichen Wanderfahrten in Italien erspäht und innerlich erlebt hat, das weiß der Verfasser hier in schön abgerundeten Einzelbildern auch anderen anschaulich zu machen. Unter den archäologischen Aufsätzen begegnen wir zwei lieben Bekannten aus den „Monatsheften“ („Die Lampe im Altertum“ und „Über italienische Thürklopfer“), die hier freilich der erläuternden Illustrationen entbehren müssen. Auch zur Goethe-Litteratur steuert der Verfasser einen beachtenswerten Artikel bei, indem er des Dichters Verhältnis zu einigen rheinischen Künstlern schildert.

Der deutsche Philologe mit seiner peinlichen Gewissenhaftigkeit ist auch in dem Verfasser eines Buches nicht zu verkennen, das **Ein Jahr in England** schildert (Stuttgart, J. G. Cotta Nachfolger). Überall der feste Boden wissenschaftlicher Forschungen und exakter Beobachtungen; darüber aber das leichte Gerank einer anmutigen Unterhaltung. Wir haben im Laufe der letzten Jahre mehrere vortreffliche Bücher über England erlebt. Besonders die socialpolitischen Bestrebungen und Bethätigungen des Landes haben in Gustaf F. Steffen einen wohlunterrichteten Darsteller gefunden. Prof. Kellner geht mehr auf die Intimität des englischen Lebens aus. Er ist weder ein kritikloser Bewunderer, noch ein scheelsüchtiger Verkleinerer des Engländers: mit der schönen Unbefangenheit, zu der philologische Schulung erzieht, tritt er an die Dinge heran. Manchmal verdichten sich die empfangenen Eindrücke in seiner nachschaffenden Phantasie zu kurzen typischen Erzählungen, die ihre scharfe Pointe tief in unser Gedächtnis bohren, auch wenn ein für gewöhnlich liebenswürdiger Humor die Waffe führt. Namentlich aus den Kapiteln „Englische Jugend“, darin viel von politischer und patriotischer Erziehung die Rede, und „Sociale Einrichtungen“ könnten auch wir für unsere praktischen Einrichtungen vieles lernen. Spärlicher, als man es bei einem

Philologen erwarten sollte, sind in dem Buche Kellners Litteratur und Theater vertreten; aber vielleicht lohnte es sich ihm nicht, viele Worte über Gebiete zu machen, über die schlechterdings wenig Thatsächliches oder gar Rühmenswertes zu sagen.

In dem Tochterlande Englands, **In der Sternbannerrepublik**, die sich aber immer entschiedener auch geistig selbständig zu machen weiß, hat Carlo Gardini, der Konsularagent der Vereinigten Staaten in Bologna, ein tüchtiger Kenner Amerikas, seine Reiseerinnerungen gesammelt, und M. Rumbauer hat das Werk nach der zweiten italienischen Auflage sehr fließend verdeutscht (Oldenburg, Schulzesche Hofbuchhandlung). Die Periode der zaum- und zügellosen Phantastereien über das Dollarland, wie sie noch vor nicht allzu langer Zeit im Schwange waren, ist Gott sei Dank für immer dahin, und so hat denn auch Gardini weniger seine romanische Einbildungskraft als eine zahlenfrohe Statistik spielen lassen, um uns in die Verhältnisse des Landes einen Einblick thun zu lassen. Landwirtschaft, Handel und Gewerbe stehen natürlich im Vordergrunde seines Interesses, aber auch die Religionsübungen, das Theater- und Kunstleben bleiben nicht unberücksichtigt. New-York, Chicago, die Mormonenstadt Salt Lake City und San Franzisko haben ihm am meisten zu sagen. Eine lange Reihe interessanter Persönlichkeiten, darunter Männer wie Edison, General Sheridan und Exminister Schurz, beleben seine Erinnerungen. Doch muß es durchaus angebracht erscheinen, daß der Übersetzer sich an manchen Stellen in den Bearbeiter verwandelt und Nachträge und Berichtigungen auf Grund der neuesten Erhebungen eingestreut hat — nur so war es möglich, für dies raschlebigste aller Länder in dem Gardinischen Buche einen Reisebegleiter zu schaffen, der noch ein paar Jahre Stich hält. F. D.

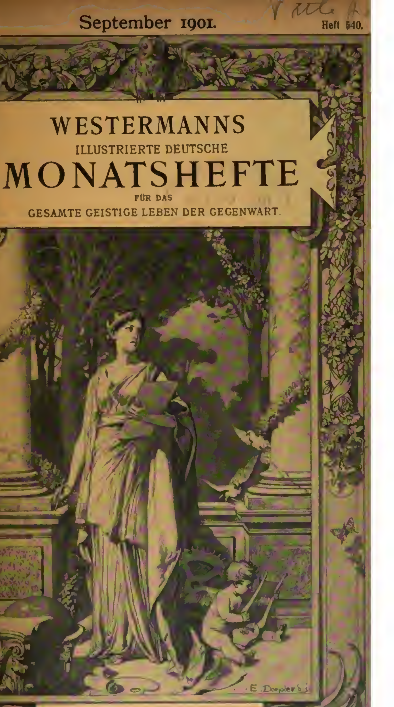
Frauenreiz. Licht- und Schattenbilder aus dem modernen Frauenleben. Von Amand Frhr. v. Schweiger-Lerchenfeld. (In 20 Lieferungen zu je 1 Mk. Leipzig, A. Schumanns Verlag.) — Verfasser und Verlagshandlung haben hier ein Werk schaffen wollen, das man etwa eine „poetische Encyklopädie des weiblichen Herzens- und Seelenlebens“ nennen könnte. Sie wollen ein „weitumfassendes Gemälde der vielartigen Seelenstürme geben, welche das Leben bewegen und es in schwere Konflikte mit dem normalen, gesetzmäßigen Gange der Dinge bringen“. In „einschmeichelnden, verwirrenden Tönen“ soll die Symphonie der vibrierenden Nerven und der schwülen Beteuerungen, der schwärmerischen Hingebung und des heißen Begehrens aufrauschen; auf diese Tonskala sind die vierundzwanzig Kapitel des vorliegenden Werkes gestimmt. Man darf ihm glauben, wenn es versichert, nicht für die „reifere Jugend“ bestimmt zu sein. Wollte es uns nur sagen, für wen denn eigentlich. Ob es überhaupt gesunde Frauenherzen geben kann, die an dieser schwülen, mit Sinnlichkeit überladenen Atmosphäre Freude finden, erscheint uns zweifelhaft. Männer aber werden für die süßlichen Tändeleien und phrasengeschwellten Phantastereien nur ein mitleidiges Lächeln haben. Dabei soll nicht verkannt werden, daß einzelne dieser bald novellistisch, bald nur skizzenhaft gehaltenen Prosadichtungen, die durchweg aus dem weiblichen Liebesleben geschöpft sind, interessante Probleme beleuchten und in virtuosem Stil blendende Schilderungen entwerfen — aber in seiner Gesamtheit wirkt das Buch wenig erfreulich. Auch die bunt und stillos zusammengewürfelten Illustrationen sind nicht geeignet, das Werk wenigstens äußerlich angenehmer erscheinen zu lassen.

—l.



Redaktion unter Verantwortung von Dr. Adolf Glaser in Berlin und Dr. Friedrich Düsel in Berlin-Friedenau.
Druck und Verlag von George Westermann in Braunschweig.

Alle für die Redaktion bestimmten Sendungen sind zu richten an:
die Redaktion von Westermanns Illustrierten Deutschen Monatsheften in Braunschweig.


WESTERMANNS
ILLUSTRIERTE DEUTSCHE
MONATSHEFTE
FÜR DAS
GESAMTE GEISTIGE LEBEN DER GEGENWART.
E. Doepler d. j.
BRAUNSCHWEIG
GEORGE WESTERMANN



Tagebuch einer Mutter.

Von

Ernst Wichert.

III.

Meine liebe Mama!

Dein Brief hat mich recht traurig gestimmt. Nicht eine gütige Freundin hat ihn geschrieben, auch nicht eine bekümmerte Mutter, sondern eine nervöse, in ihren überzarten Empfindungen verletzte Frau.

Und wodurch verletzt? Durch die Erfahrung, daß Menschen Menschen sind und Ideale ewig unerreichbar bleiben.

Du hast kein Wort des Bedauerns für mich. Es ist mir ganz recht geschehen — ich konnte für meinen Abfall gar nicht hart genug bestraft werden! Welche sittliche Verirrung und welche Geringschätzung des gegebenen Wortes! Ist dies wirklich der richtige Standpunkt? Ich zweifle.

Ein gegebenes Wort habe ich nicht gebrochen. Ich versprach dir, nicht wieder zu heiraten. Dieses Versprechen hielt ich. Und gerade um es halten zu können, ging ich ein Verhältnis ein, das du so strenge verurteilst und auch verurteilen würdest, wenn nicht zufällige Umstände ihm einen so bitteren Nachgeschmack gäben. Ich kann die Beschuldigung, daß ich da einen sophistischen Unterschied ausklügele, nicht hinnehmen. Eine Ehefrau hat im Gesetz und in der gesellschaftlichen Satzung bestimmte Rechte. Ich konnte mich verpflichten, sie nicht auf eine andere zu übertragen, nachdem ein unseliges Geschick mich früh zum Witwer gemacht hatte. Aber so wenig ich — wie ich auch im Augenblick fühlte — versprechen durfte, nie wieder ein weibliches Wesen zu lieben, so wenig konnte ich mich binden wollen, der Toten eine Treue zu bewahren, auf die nur die Lebende Anspruch hatte. Es mag sein, daß besonders geartete Menschen das Bedürfnis empfinden, ihre Treue um ein verlorenes Liebesglück durch strengste Askese zu bethätigen, aber ich werde die meine nicht geringwertiger erachten, wenn sie auch ohne ein solches unnatürliches Opfer das reinste Andenken bewahrt hält.

Über die von dir vertretenen Forderungen einer rigorosen Moral möchte ich mich mit dir in keinen Disput einlassen. Sie sind berechtigt, wie alle höchsten Forderungen, die von der Mangelhaftigkeit der menschlichen Natur absehen. Selbst ein Mönchsgelübde ist nachsichtiger, und das Eheverbot katholischer Priester fußt nicht auf ihnen.

Wenn Dora ... Du verbietest mir, ferner ihren Namen in Briefen an dich zu nennen — gewiß ein Beweis deiner Überreiztheit; mein Brief hat dich krank gemacht, der abscheuliche, leider unvermeidliche Brief — Wenn Dora aus dem Paradiese herabblicken könnte auf die arme Erde und alles wüßte, was du jetzt weißt, glaube mir, sie würde milder richten — sie würde mir, auch wenn sie sonst im übrigen deine Tochter wäre, mindestens nicht das Mitleid versagen, auf das auch ein Sünder Anspruch hat, der sich in Schmerzen windet. Du aber bist hart und sagst: dir geschieht recht. Gut, ich muß es tragen — auch das andere, von dir verkannt zu werden. Was wollte ich denn? Dir die Wahrheit sagen, bevor man dich anlügt. Zu deinem Besten. Nun sehe ich, daß dir damit nicht gedient war. Ich hätte klug sein und abwarten sollen, ob Josefa ihre Drohung ausführen würde. Das Gemeine einer solchen Denunziation hätte dich empört, einen großen Teil deines Ärgers auf sich abgezogen. Ich würde mit Achselzucken über den unqualifizierbaren Angriff die Thatsachen berichtigt haben. Was übrigblieb — genau dasselbe, was ich dir schrieb — wäre dir wahrscheinlich in milderem Lichte erschienen. Daß ich mir's nicht früher so zurechtlegte!

Aber nein! ich bereue nichts, auch dies nicht. Ich handelte stets nicht nach vorgeschriebenen allgemeingültigen Grundsätzen, sondern meinen Lebensumständen gemäß und wie ich's glaubte vor mir selbst verantworten zu können, wenn ich mich zum Herrn über mich setzte. Du wußtest, daß ich kein Heiliger gewesen war, und hast mich doch im Besitz eines geliebten Weibes voll befriedigt gefunden. Was mir der Tod entriß, kannst du, so sehr du dein Kind geliebt hast, gar nicht ermessen. Dir fiel eine schöne Blüte vom Baum des Lebens, mir brach der Sturm den Stamm dicht unter der Krone um.

Und vergiß das nicht: dein Wille war's, daß er, so jung er war, nie wieder Blüten treiben sollte wie die verwelkten. Und doch war noch Kraft in ihm, und nach dem Winter kam der Frühling. Wundert's dich da, wenn Wildlinge aus den Wurzeln schlugen? Es ist die Natur des lebendigen Triebes, daß er sich, wenn man ihm den Raum regelrechten Wachstums sperrt, einen Ausweg zum Licht sucht.

Ich mache dir keinen Vorwurf daraus, daß du mich in dem, was ich dir durch Dora gewesen war, nun allezeit für dich haben wolltest oder der Toten eine Liebe zu erweisen meintest, indem du mich an sie bandest. Das war, wenn eine menschliche Schwäche, jedenfalls eine sehr liebenswürdige. Ich werde nie vergessen, was ich selbst ihr verdanke; nur ist es mir nicht gegeben, mich einer fremden Einsicht und noch weniger einer fremden Gefühlsweise zu unterwerfen. Der Unterschied unserer Lebensjahre ist zu gering, um dir als meiner sehr verehrten Mama ein autoritatives Ansehen gewähren zu können, dem ich mich stillschweigend zu fügen hätte. Von deiner Freundschaft aber darf ich, wenn der Zorn der gekränkten Frau verraucht ist, ein billigeres und einsichtigeres Urteil erwarten. Gestatte, daß ich mich nach wie vor nenne deinen freundschaftlich ergebenen Sohn

Erich.

* * *

Meine erste Empfindung war doch die richtige. Sie hatte ihren tiefsten Grund in dem natürlichen Abscheu der feiner organisierten Menschenseele vor der Berührung des Häßlichen; und hier war mir's so nahe getreten, daß kein Abwenden des Blickes oder Zurückziehen der Hand nützen konnte. Ich geriet in jenen unbeschreiblichen Zustand von nervöser Erregtheit, in dem man jede Gewalt über sich verliert und nur das Bedürfnis fühlt, sich auszuschreien oder sich irgend ein Leid anzuthun. Erich stand mir so hoch — immer neben Dora, zu der ich wie zu einem verklärten himmlischen Wesen aufblickte. Und nun nicht nur ihn plötzlich so tief fallen sehen, sondern auch wissen, daß ich jahrelang getäuscht war. Es überkam mich eine Wut der Verzweiflung, die mich unfähig machte, zu denken, zu überlegen, einen vernünftigen Entschluß zu fassen. Das eine nur stand klar vor mir, daß es mir eine unabweisliche Pflicht sei, ihn meinen ganzen Schmerz, meine ganze Empörung fühlen zu lassen.

Hätte ich doch abwarten sollen, bis ich ruhiger geworden war? Aber ich glaubte,

nie wieder mich beruhigen zu können. Und ich wollte mich auch vom Sturm treiben lassen. Freilich hatte auch dieses Wetter seine Zeit, der Umschlag der Stimmung konnte nicht ausbleiben, und dieser zweite Brief hat ihn beschleunigt.

Ein Freund ist doch nicht so schnell verloren. Man erzürnt sich gegen ihn, mehr als gegen einen sonst gleichgültigen Menschen, leidet heftiger durch die Wunde, die er unseren Herzen geschlagen — man meint wohl, es sei ganz aus zwischen uns und tönne nie mehr werden, wie es war. Aber wenn nun ein solcher Schatz von Achtung, Liebe und Vertrauen aufgehäuft ist, der läßt sich nicht so einfach über Bord werfen. Und wenn man das versucht hat und in der Leidenschaft ein Übermaß von Kraft ganz vergeblich aufwendete, wird man plötzlich sehr kleinmütig und fragt sich wohl gar, ob man wirklich ein Recht hatte, gegen den Freund aufgebracht zu sein.

So geht's nun einmal in der Welt zu. Es ändert sich nichts daran, wenn man die Augen schließt oder wegsieht oder sich darüber erzürnt. Nur er, er — auch er! Es ist da ein sehr breites Unten und ein sehr spitzes Oben. Man verargt es niemand, wenn er mit der Masse geht, nimmt es mit dem Dichter als eine unumstößliche, gar nicht weiter aufregende Wahrheit hin, daß der Mensch aus Gemeinem gemacht ist. Es giebt aber einzelne, mit denen klug abrechnen zu müssen uns ein Schmerz ist. Zu denen gehört mir Erich.

Wie auch sein Stolz sich gegen dieses Eingeständnis aufbäumt, er selbst hat das quälende Gefühl, gesunken zu sein. Er gäbe viel darum, wenn er dieses traurige Erlebnis auslilgen, von der Tafel seines Gedächtnisses auslöschen könnte — nicht nur, weil es durch die besonderen Umstände, die in der Person liegen, einen so unglücklichen Ausgang genommen hat. Nein, nein, nicht nur deshalb! Er mag es mir nur nicht eingestehen, weil ich mich schroff gegen ihn gestellt, jede Brücke abgebrochen habe. Er kann auch nicht. Und liegt nicht auch in seiner eigenen Person etwas, wodurch es ihm, ebenso wie mir, unmöglich wird, auf jenes breite Niveau hinabzusteigen und von da unten aus die Dinge zu messen? Wir sind vielleicht gar nicht so weit auseinander, als es scheint.

Er leidet schwer, das ist außer allem Zweifel. Und ich habe unbarmherzig mich nicht darum bekümmert. Dieser Vorwurf trifft, das Mitleid durfte ich dem Freunde nicht versagen.

Nun klage ich mich schon selbst an.

* *
*

Es ist da eine Stelle in seinem letzten Briefe, die ich immer wieder habe lesen müssen. Die Spitze ist abgebrochen, aber es quält mich, sie mir zu ergänzen. Daß ich ihm das Versprechen abnahm, nicht wieder zu heiraten ... Er erinnert daran. Daß er daran erinnert, hat doch schon Bedeutung. Er will mir's nicht vorwerfen, daß ich's that — so könnte er mir's doch vorwerfen, wenn er's wollte, oder ein anderer könnte mir's vorwerfen, wenn er es wüßte. Eine menschliche Schwäche nennt er's, und er deutet an, daß ein selbstsüchtiges Motiv mitgewirkt hat. Weiß ich mich wirklich ganz frei davon? Es liegt so etwas in meiner Natur, eifersüchtig für mich behalten zu wollen, was mir ein teurer Besitz geworden ist. Wenn ich mich aufs Gewissen frage, wie ich damals empfand, entdecke ich keine so niedrige Regung. Ob aber nicht unbewußt ...

Und das ist auch die Spitze noch nicht. Wenn Erich zu verstehen geben wollte, das Versprechen, nicht wieder zu heiraten, sei der Grund der verderblichen Abirrung — was könnte ich darauf antworten? Meine reinste Absicht, seine freieste Zustimmung, die Gewißheit, daß wir beide eine solche Wirkung ganz außer Bedacht ließen, könnten einen solchen Irrtum nicht beseitigen, der sich schwer rächen mußte. Der Gedanke erschreckt mich.

Ich las die Stelle noch einmal. Nein, das liegt nicht darin, das sollte nicht ... Mich zwingt's doch, darüber zu grübeln, ob ich nicht die Schuldige bin — wieder in bester Meinung die Schuldige.

* *
*

Die edle Polin ist wirklich frech genug gewesen, an mich zu schreiben. Auf einem halben Bogen Conceptpapier, in schiefen Li-

nien, mit wenig geübter Hand, deutsche und lateinische Buchstaben durcheinander; das Blatt roch stark nach Moschus. Sie ist natürlich die unschuldige Taube, er der nach Beute kreisende, auf sie niederstoßende Habicht. Sie giebt zu, leichtsinnig gewirtschaftet und sich dadurch in ökonomischen Verfall gebracht zu haben; es müsse jedoch zu ihren Gunsten berücksichtigt werden, daß sie sehr verwöhnt war und gleichsam aus dem Vollen schöpfen konnte, während sie nun plötzlich wieder arbeiten und mit dem ziemlich karg Zugemessenen auskommen sollte. Sie habe für den Kummer, den sie durch die unverschuldete Trennung erlitten, einen Ersatz haben müssen und deshalb eine Weile toll gelebt. Sie versichert, von Hause aus sehr gutmütig und durchaus nicht rachsüchtig zu sein. Man dürfe sie eben nicht mittellos am Wege liegen lassen. Auch jetzt sei sie bereit, ein Opfer zu bringen. Um ihre Versöhnlichkeit zu beweisen, wolle sie auswandern, sich in Amerika, wo man sie nicht kenne, eine neue Heimat suchen und sich nie wieder in Deutschland blicken lassen. Das sei ihr doch nur möglich, wenn sie so reichlich ausgestattet werde, daß sie drüben ein Geschäft gründen könne, das sie anständig ernähre. Sie ist nicht blöde und fordert zehntausend Mark, das sei mir ja eine Kleinigkeit. Und jedenfalls lasse sie sich mit Wenigerem nicht abfinden. Erich habe ihr die Ehe versprochen und sein Wort gebrochen. Das wisse freilich nur sie allein, sie könne und wolle es jedoch beschwören. Und sie werde es behaupten, man möge ihr glauben oder nicht; sie werde Erich auf der Straße ablauern und es ihm ins Gesicht sagen oder ihn auf der Parade blamieren oder etwas in die Zeitung bringen, dann habe er die längste Zeit Uniform getragen. Es würde ihr leid thun, wenn sie zu diesem Äußersten getrieben würde; sie sei ihm noch immer gut. Auf sich selbst habe sie gar keine Rücksicht weiter zu nehmen; denn da sie doch einmal im Gefängnis gesessen habe, sei es ihr ganz gleichgültig, ob man sie wieder einsperre. Und so könne ich auch mit diesem Brief machen, was ich wolle.

Es war wirklich mein erster Gedanke, zu meinem Anwalt zu gehen, ihm den Brief vorzulegen und ihn zu einer Anzeige zu veranlassen. Eine Verurteilung wegen Erpressung könnte gar nicht ausbleiben. Aber die Folge wäre auch, daß die skandalöse Sache öffentlich würde, die pikante Gerichtsverhandlung von Zeitung zu Zeitung liefe. Wie darf ich sie herbeiführen, ohne Erichs Zustimmung zu haben? Und auch wenn ich sie erhielte, wie schwer schädige ich mich selbst? Mir sind die Hände gebunden, das weiß diese geldgierige und rachsüchtige Person.

Wenn ich mir und ihm mit diesen zehntausend Mark Ruhe erkaufen könnte —! Ich bedächte mich keinen Augenblick, sie zu opfern. Aber welche Sicherheit habe ich? Erich hat bereits bittere Erfahrungen gemacht, daß sie jeder Gewissenlosigkeit fähig ist. Sie wird nicht nach Amerika auswandern. Und wenn sie dort wirklich ihr Glück versuchte, wie bald wird das Geld verbraucht sein! Amerika ist nicht aus der Welt. Gebe ich einmal nach, so bin ich gefangen, und nie mehr werde ich frei. Es darf nicht sein.

Wie ich's auch her und hin überlege, das Beste ist, ich schweige. Auch das hat seine Gefahren, aber die Dinge müssen nun ihren Lauf haben.

Mein armer Erich!

* * *

[Einlage.]

Meine liebe Frau Cilly!

Sie erinnern sich hoffentlich noch meines freilich nur flüchtigen Besuches, der Ihnen eine alte Pensionsbekanntschaft wieder in Erinnerung zu bringen beabsichtigte. Nun knüpfe ich an ihn die Bitte, mich auch brieflich mit Ihnen in Verbindung setzen zu dürfen und mir nicht zu zürnen, wenn ich für mich das Recht zu freundschaftlichen Mitteilungen in Anspruch nehme.

Sie betreffen Ihren Schwiegersohn, Herrn Hauptmann von Oberhausen. Daß ich's nur gleich heraussage: er ist recht krank oder auf dem Wege, recht krank zu werden, und ich vermute, daß er Ihnen nicht die Wahrheit sagt, um Sie nicht zu beunruhigen. Es scheint mir aber doch notwendig, daß Sie wissen, wie es um ihn steht.

Herr von Oberhausen hat viel in unserem Hause verkehrt und ist uns ein lieber Freund geworden. Es hat eine Zeit gegeben, in der

er fast täglich, wenn auch oft nur für ein paar kurze Plauderminuten, bei uns einsprach. Daher unsere Teilnahme für ihn. Ich will ganz aufrichtig sein und zugeben, daß sie auch noch einen besonderen Grund hatte. Eine Nichte meines Mannes hielt sich den Winter über bei uns auf und ist auch jetzt noch unser Gast. Natalie ist schon siebenundzwanzig Jahre alt, keineswegs hervorragend schön, aber feingebildet, klug, vielfach talentiert, namentlich sehr musikalisch, und nach allgemeiner Schätzung ungemein liebenswürdig. Herr von Oberhausen schien an ihrer Unterhaltung viel Vergnügen zu finden, und es ist gewiß verzeihlich, wenn wir uns einredeten, sie hauptsächlich sei der Magnet, der ihn in unser Haus zog. Ich will nicht verschweigen, daß unser Hausfreund auch auf Natalie den günstigsten Eindruck gemacht hatte und ihr Interesse für ihn sichtlich wärmer und wärmer wurde. Obgleich zwischen ihnen, wie ich wußte, kein Wort gesprochen war, das für eine Erklärung hätte gelten können, so glaubten wir doch annehmen zu dürfen, daß es bei so vertraulichem Verkehr und scheinbar gegenseitigem stillen Einverständnis nur eine Frage der Zeit sein könne, wann es gesprochen werden würde. Konnte auch auf beiden Seiten von einer sich leidenschaftlich äußernden Neigung wohl nicht die Rede sein, so paßte sich doch das ernste Wesen des nicht mehr jungen, wenn auch noch immer sehr anmutigen Fräuleins den seelischen Bedürfnissen des in der Schule der Erfahrung gereiften, durch sehr traurige Erlebnisse verdüsterten Mannes vortrefflich ein. Ich lasse nicht unbemerkt, daß die Partie selbst für einen unbemittelten Offizier höchst vorteilhaft hätte genannt werden können und Natalie nur deshalb unvermählt geblieben war, weil sie alle Anträge in früheren Jahren, vielleicht zu wählerisch, abgewiesen hatte. Wir freuten uns dieses harmonischen Zusammenschlusses als gern beteiligte Beobachter und warteten zuversichtlich einer baldigen Aussprache.

Da brach vor kurzem Herr von Oberhausen in geradezu beleidigender Weise plötzlich jeden Verkehr in unserem Hause ab. Es war nichts vorgefallen, was ihn auch nur hätte verstimmt haben können. Wir waren einen Abend bis elf Uhr beisammen gewesen, hatten viel musiziert, sehr angeregt geplaudert und zuletzt eine Flasche Wein getrunken, die uns von einem Hochzeitsgeschenk übriggeblieben war. Unser Gast war ungewöhnlich heiter und verabschiedete sich auch so. Am anderen Tage erwarteten wir ihn vergeblich, an jedem folgenden ebenso. Er schrieb nicht einmal eine Zeile, sein sonderbares Benehmen zu entschuldigen. Natalie quälte sich mit Gedanken, was ihm Anlaß dazu gegeben haben könnte, wußte sich aber außer jeder Schuld.

Der Herr Hauptmann verrichtete seinen Dienst. Mein Mann sah ihn bei solcher Gelegenheit und war erschreckt über seine ungesunde Gesichtsfarbe und den matten Blick der tiefliegenden Augen. Er sprach ihn an, erhielt aber nur die notwendigsten Antworten in dienstlicher Form. Er erfuhr, daß auch den Kameraden und nächsten Vorgesetzten die Veränderung aufgefallen war, für die sie keinen Grund aufzufinden vermochten. Es müßte denn sein …

Er hatte vor einiger Zeit ein Verhältnis mit einer Polin gehabt. Ich wußte davon, aber auch daß es längst aufgehoben war, als er sich Natalie näherte. Nun hieß es, sie sei wieder in der Stadt gesehen worden. Das konnte ihn doch unmöglich so verstört haben. Ich hatte einmal, als wir zufällig allein waren, meine Fühlfäden ausgestreckt, Sie können sich vorstellen, liebe Cilly, weshalb. Was er mir damals sagte, konnte mich völlig darüber beruhigen, daß die Verbindung, die ihn von Anfang an wenig befriedigte, ganz geschäftlich gelöst, jede gemütliche Nachwirkung ausgeschlossen war. So hatte schwerlich die Wiederkehr der Polin, wenn er von ihr Kenntnis erhielt, seine Stimmung getrübt.

Wir hörten, daß er nicht ausging, außer wenn er dazu durch den Dienst genötigt wurde, daß er sich das Essen nach Hause bringen ließe, auch in anderen befreundeten Familien und im Kasino nicht mehr gesehen wurde und überhaupt wieder ganz so einsiedlerisch lebte wie in der ersten Zeit seines Hierseins. Dann vernachlässigte er auch auffallend seine dienstlichen Obliegenheiten und benahm sich bei den Übungen so wunderlich, daß darüber gesprochen wurde. Er mußte

krank sein, nahm aber keinen Urlaub, obgleich er ihm vom Major angeboten wurde. Mein Mann, der ihm wohlwollte und jedes Aufsehen vermieden wünschte, entschloß sich zu einem Besuch bei ihm. Er fand ihn aufgeregt, scheu, mißtrauisch, wenig mitteilsam, unklar, wenn nicht verwirrt, dabei körperlich ganz entkräftet, wie einen von langwierigem Fieber Ermatteten. Er klagte über Schlaflosigkeit, Schwindel, Mangel an Appetit, wollte jedoch keinen Arzt zuziehen. Mit Medizin sei ihm nicht zu helfen, er werde seinen Abschied nehmen müssen. Mein Mann suchte ihm durch freundliche Zusprache diesen Gedanken auszureden, hatte aber wenig Erfolg. Es schien ihm, daß der Kranke unter der Vorstellung litte, es könne seiner militärischen Ehre irgendwie zu nahe getreten werden, so daß er dann zu einem Schritt gezwungen wäre, den er besser sogleich freiwillig thue. Eine solche Befürchtung mußte mein Mann, da jede Erklärung ausblieb, für grundlos halten. Als er ihn aufforderte, in alter freundschaftlicher Weise wieder bei uns zu verkehren, wurde Oderhausen sehr weich und bis zu Thränen gerührt, deren er sich vergeblich zu erwehren suchte. Er wisse, sagte er, daß sein ganz unmotiviertes Ausbleiben uns habe verletzen müssen, sei aber überzeugt gewesen, daß nur der vollständige Abbruch aller Beziehungen von unserem Hause Unheil habe abwenden können. Schon zu weit habe er seiner Schwäche nachgegeben und ihm leider unerfüllbare Erwartungen angeregt. Nicht noch tiefer dürfe er sich verschulden. Diese Einsicht sei ihm plötzlich gekommen, durch einen Vorfall veranlaßt, von dem er nicht sprechen dürfe. Deshalb auch der plötzliche Entschluß der Abkehr. Wir — Fräulein Natalie, die er hoch verehre, würde ihm nicht verzeihen können; und doch sei nur schwererer Kummer von ihr abgewendet. Wir müßten ihm glauben.

Ob es sich bei diesen mysteriösen Andeutungen um krankhafte Einbildung handelt, ob sie in irgend etwas Thatsächlichem begründet sind, weiß ich nicht. So viel aber ist gewiß, daß der Arzt endlich doch hat gerufen werden müssen und daß heute das Abschiedsgesuch wirklich eingereicht ist. Mein Mann wird es zurückhalten, bis der Zustand des Kranken sich geklärt hat. Ihnen aber, verehrte Frau, halte ich mich für verpflichtet, nun unverzüglich Nachricht zu geben, damit Sie nach den Umständen handeln können. Ich habe nichts verschwiegen, was etwa geeignet sein könnte, Ihnen auf die Spur des Leidens zu helfen. Mit freundschaftlichster Ergebenheit Ihre Julie v. B.

* * *

Die traurige Reise ist hinter mir. Ich habe Erich abgeholt und nach einer Nervenheilanstalt nicht weit von mir gebracht. Er wird dort vollkommene Ruhe und das Gefühl der Sicherheit haben, augenblicklich das einzige, was ihm helfen kann, diesen qualvollen Zustand der Übermüdung und Schreckhaftigkeit zu überwinden.

Der dirigierende Arzt gab die beste Hoffnung; doch müßte ich mich auf langsame Genesung gefaßt machen. Meine Besuche wären in der nächsten Zeit nicht erwünscht. Aber ich will mir über das Erlebte nach der Reihenfolge Rechenschaft geben.

Ich hatte mich bei Erich angemeldet, um ihm Zeit zur Vorbereitung zu lassen. In meinem Schreiben verständigte ich ihn darüber, daß ich völlig wieder mit ihm ausgesöhnt sei und ihm dies durch mein Kommen zu bestätigen beabsichtige. Von dem Brief Juliens sagte ich kein Wort. Er machte denn auch sichtlich Anstrengungen, sich mir als einen Gesunden zu zeigen und seiner Freude über das Wiedersehen heiteren Ausdruck zu geben. Er war wirklich erstaunt und rührend in den Beweisen seiner unverminderten Zuneigung. Er hoffte wahrscheinlich, noch die Kraft zu haben, mich in der voraussichtlich nur kurzen Zeit meines Dortseins hintergehen zu können. Sein Spiegelbild hätte ihm freilich die Aussichtslosigkeit eines solchen Beginnens sogleich verraten müssen.

Ich ließ ihn aber auch absichtlich nicht im unklaren darüber, daß ich mich auf einen längeren Aufenthalt in seiner Nähe vorbereitet hätte. So ermattete er rasch. Am nächsten Tage schon fand ich ihn abgespannt, unruhig, in melancholischer Stimmung, bei jedem Geräusch aufschreckend. Bald mochte er einsehen, daß er mich nicht werde täuschen

können. Nachdem er eine Weile in sich versunken dagesessen hatte — auf seinem Gesicht prägte sich der Kampf widerstreitender Empfindungen nur zu deutlich aus —, sprang er plötzlich auf, warf sich mir zu Füßen und bat mich in den leidenschaftlichsten Ausdrücken um Verzeihung. Er sei ein Abtrünniger gewesen — noch in anderer Weise, als ich's wüßte — und werde nun von dem schrecklichen Weibe, in dessen Gewalt er sich gegeben habe, wie von einer Rachefurie verfolgt. Er fühle sich unfähig, seiner Berufsaufgabe zu genügen, habe seinen Abschied genommen. Nun möge geschehen, was wolle.

Meine liebreichen Bemühungen, ihn von diesen Gedanken abzulenken, hatten nur geringen Erfolg. Nachdem der Wille der Selbstbeherrschung einmal schwach geworden war, schien er jede weitere Anstrengung als ganz nutzlos anzusehen und seiner schwarzseherischen Neigung ohne Zügel nachzugeben. Ich stellte mich heiter, um ihn merken zu lassen, daß ich die Dinge lange nicht mehr so schwer nehme, als es ihm nach meinen Briefen habe scheinen müssen, suchte seine Besorgnisse hinwegzuscherzen und entwickelte Ansichten, die ich früher für leichtfertig hätte halten müssen. Es gelang mir wenigstens, ihn zu einer etwas gelasseneren Aussprache zu vermögen, indem ich mir seinen Rat erbat, wie ich mich gegen Josefa, die sich wirklich auch an mich gewandt, verhalten solle. Um ihn von dieser Person zu befreien, würde ich ja gern auch noch größere Geldopfer bringen; man müsse nur überlegen, wie dies erreicht werden könne. Er billigte durchaus meinen ersten Entschluß, ihr Schreiben unbeantwortet zu lassen. „Mit der Gewissenlosigkeit ist kein Pakt möglich," sagte er. „Sieh, das hat sie mir aus Bosheit gethan." Er hob einen Vorhang dicht neben seinem Schreibtisch auf und zeigte auf das Bild, das Doras Grabdenkmal darstellte. Es war mit einer ätzenden Flüssigkeit übergossen, das Medaillon mit der Flachbüste ganz unkenntlich geworden. Die Polin hatte, als er im Dienst von Hause abwesend war, den Burschen von der Thür zu entfernen gewußt, sich in die Wohnung eingeschlichen und diese Verwüstung angerichtet. Er ließ den Vorhang fallen und preßte die Fäuste gegen die Augen. „Konnte ich sie dem Staatsanwalt anzeigen?" rief er. „Hatte sie nicht das Recht, auf der Anklagebank zu sprechen, was sie wollte? Spitzte nicht das Publikum die Ohren? Was für ein Publikum! Sie wußte, daß sie straffrei bleiben würde, wie tief sie mich auch verwundete. Und diesmal traf sie ins Herz. Sie wird nicht von mir ablassen. Deshalb hatte ich nur noch zu sorgen, daß die Uniform nicht beschimpft würde — ich habe meinen Abschied genommen!"

Ich fühlte ganz mit ihm und hätte aufschreien mögen in der Empörung über eine so nichtswürdige Handlung, hielt mich jedoch in Schranken und verzog kaum das Gesicht. Das Bild lasse sich leicht ersetzen, meinte ich, und Doras Andenken habe durch solchen Frevel nicht entweiht werden können. Die blinde Wut werde sich mit ihm erschöpft haben. Er schüttelte heftig den Kopf. „Da siehst du, wessen sie fähig ist," entgegnete er. „Nein, dies war erst der Anfang!" Ich stellte zögernd die Frage, ob es nicht vielleicht doch jetzt an der Zeit sei, die Polizei und das Gericht anzurufen. Es sei anzunehmen, daß bei geschlossener Thür verhandelt werden würde; und dringe auch etwas in die Öffentlichkeit, so werde man ihm in den Kreisen, auf deren Meinung es ihm ankomme, aus dem Verhältnis schwerlich einen moralischen Vorwurf machen, dagegen bereitwillig die Notwendigkeit zugeben, den Erpressungen Einhalt zu thun. Wenn er früher auf mich zarte Rücksichten genommen habe, die ich ihm gern dankte, so brauche er ja jetzt nicht mehr zu befürchten, daß ich durch die Gerichtsverhandlung etwas erfahre, was mir verheimlicht werden sollte. Vielleicht zu leidenschaftlich und gewiß ungerecht habe sich mein Schmerz im ersten Augenblick geäußert; jetzt sei ich ruhig und zu jeder praktischen Erwägung bereit. Erich küßte mir die Hände, wies aber meinen Vorschlag mit allen Zeichen des Widerwillens ab. „Was wäre denn auch der Gewinn für uns?" fragte er. „Josefa wird ein paar Monate Gefängnis erhalten und dann wieder frei sein und ihre Teufeleien fortsetzen. Die Strafe bessert sie nicht, und wir werden früher ermüden als sie. Es bleibt nur der Versuch übrig, ihren Angriffen dadurch den Boden zu entziehen, daß ich mich ihnen bloßstellen zu

können nicht weiter behindert scheine, demgemäß hatte ich in allem gehandelt — in allem."

Als ich am Abend das Haus verließ, um mich nach meinem Hotel zu begeben, bemerkte ich nicht weit von der Thür eine Frauensperson, die offenbar auf jemand wartete. Es war nicht mehr hell genug, das Gesicht deutlich erkennen zu können, aber der stechende Glanz der großen Augen und das dunkle lockige Haar fiel mir doch auf. Sicher die Polin. Was wollte sie hier? Lauerte sie Erich auf? Vielleicht hatte sie bereits meine Ankunft ausgekundschaftet und rechnete darauf, daß er mich begleiten würde. Ich hatte einen solchen Wunsch nicht einmal ausgesprochen. Sie wagte nicht, mich anzureden. Als ich aber bei der Biegung um die nächste Ecke zurückblickte, sah ich sie in einiger Entfernung hinter mir. Wahrscheinlich wollte sie wissen, wo ich bleibe.

Am anderen Morgen wurde an meine Thür geklopft. Ich glaubte, es sei das Hausmädchen oder der Kellner, der das Kaffeegeschirr abräumen wollte, und rief Herein. Zu meiner großen Bestürzung erkannte ich auf der Stelle die Person von gestern. Sie stellte sich als Josefa von Mierczowska vor und sagte: „Sie haben das Schreiben einer Unglücklichen keiner Antwort gewürdigt, gnädige Frau, vielleicht sind Sie geneigt, mir einen mündlichen Bescheid zu geben. Sie werden sich überzeugt haben, daß es für Ihren Herrn Schwiegersohn dringend erwünscht ist, mich zu entfernen. Wie das geschehen kann, habe ich Ihnen den Weg gezeigt. Wenn Sie befürchten sollten, daß ich nicht Wort halte —"

„Das befürchte ich allerdings," unterbrach ich sie, meinen Unmut niederkämpfend. „Welche Garantie hätte ich, daß Sie nicht von Amerika zurückkehren, von dort aus Ihre abscheulichen Bedrohungen erneuern?"

„Keine," bestätigte sie. „Sie müssen mir eben glauben, gnädige Frau. Sie können mir aber auch glauben. Es ist mir nach so vielen traurigen Erfahrungen ernstlich darum zu thun, ein ordentliches Leben anzufangen. Dazu muß ich eine sichere Grundlage haben. Schaffen Sie mir die, und ich werde Sie segnen. Ich bin nicht schlecht, wie Sie wohl voraussetzen mögen — obgleich es ein Wunder ist, daß ich's nicht bin, nachdem man sich so viel Mühe gegeben hat, mich zu entwürdigen —, aber ich bin in einer verzweifelten Lage und muß tiefer und tiefer sinken, wenn es mir nicht gelingt, noch einmal eine starke Hand zu erfassen, die mich aller Not entreißt. Ich will nicht drohen, sondern bitten; aber Sie wissen, es steht in meiner Macht, Ihnen sehr lästig zu fallen, wenn Sie mich nicht erhören."

„Das ist eine versteckte Drohung," antwortete ich. „Sie schreckt mich nicht, denn ich habe nichts zu verheimlichen. Das einzige, was mich belasten könnte, wäre, wenn ich Ihnen das geforderte Geld gäbe."

„Sie sind mir Dank schuldig," sagte sie hinterlistig.

„Wofür?"

„Ich habe Ihnen die Augen geöffnet über einen, der Sie hinterging."

„Sie irren. Ich wußte alles, was Sie mir schrieben, so weit es auf Wahrheit beruhte, vorher und von ihm selbst. Sie sagten mir nichts Neues."

Es zuckte über ihr Gesicht hin. „Das glaube ich nicht."

„Es ist mir gleichgültig."

Sie sann einen Augenblick nach, die Lippen aufeinander gepreßt. Dann beugte sie sich vor und lugte mit unheimlichem Funkeln der schwarzen Augen zu mir hinüber. „So will ich Ihnen jetzt etwas Neues sagen," zischelte sie, „was wohl Dankes wert sein kann. Herr von Oberhausen will wieder heiraten — ich kann Ihnen auch die Dame nennen, um die er sich bewirbt."

Mein Herz krampfte sich zusammen, aber ich veränderte keine Miene. „Auch das ist mir bekannt," antwortete ich mit fester Stimme, „und es geht Sie, glaube ich, nichts an."

„O ... o! Und Sie? Sie haben sein feierliches Versprechen —"

„Verlassen Sie das Zimmer, ohne noch ein Wort weiter zu sprechen," befahl ich ihr, „oder Sie nötigen mich, nach der Dienerschaft zu läuten." Ich deutete dabei auf den Knopf der elektrischen Glocke.

Sie mochte einsehen, das Spiel verloren zu haben, ließ mit einem ächzenden Laut den Kopf sinken und zog sich, rückwärts schreitend, nach der Thür zurück. Dort blieb

sie nochmals stehen, hob die Hände auf und sah mich mit einem flehenden Blick an. „Gnädige Frau, Sie sind reich ...“

Jetzt erst erschien das Gesicht mir schön. Das Mitleid überwältigte mich. Ich griff in mein Geldtäschchen und zog ein paar Goldstücke heraus. „Der Notleidenden,“ sagte ich, indem ich sie ihr in die Hand gab.

Ihre Finger zuckten, der ganze Körper zuckte. Die Augen öffneten sich größer und größer, sprühten Blitzfunken mir entgegen. Der Kopf richtete sich stolz auf, und mit einer Handbewegung von oben her schleuderte sie mir die Goldstücke vor die Füße. „Ich bin keine Bettlerin,“ rief sie, riß die Thür auf und ging hinaus.

* *
*

Gestern mußte ich aufhören zu schreiben; die Erinnerung an die Begegnung mit Josefa hatte mich zu sehr angegriffen. Was sie mir so peinvoll machte, war weniger der Inhalt des Gesprächs als der Zwang, immer gleichsam in voller Waffenrüstung ihr gegenüberstehen und auf der Hut gegen jede weitere Überrumpelung sein zu müssen. Alles, was ich mühsam durchgekämpft hatte, lebte bei ihrer Erscheinung wieder auf, und ich hatte mich so zu verhalten, daß nichts davon durchblickte, durfte nicht auf mich allein Rücksicht nehmen, mein eigenstes Gefühl nicht sprechen lassen. Von jedem Wort konnte etwas abhängen, keins durfte unbesonnen herausgesprochen werden. Es war, als ob ich die ganze Zeit über den Atem hätte einhalten müssen.

Nach Stunden erst hatte ich mich so weit erholt, zu Erich gehen zu können, der von diesem Besuch natürlich nichts erfahren sollte. Er sollte auch davon nichts erfahren, was Julie mir über Natalie geschrieben hatte; nur die Gelegenheit wollte ich ihm geben, sich mir zu eröffnen, wenn er sich dazu gedrängt fühlte. Es erschreckte mich innerlichst, daß Josefa sich unterrichtet zeigte. Was konnte sie wissen? Ich hatte guten Grund, überzeugt zu sein, daß Julie mir die ganze Wahrheit sagte, und danach waren Erichs Absichten noch in keiner Weise offenkundig geworden. Wenn ich Josefa hätte aussprechen lassen können ... Das widerstand mir durchaus; ich mußte, um ihr jede Hoffnung abzuschneiden, sogar zu einer Unwahrheit die Zuflucht nehmen, als wäre mir Erichs Absicht, wieder heiraten zu wollen, bekannt. Was wußte ich in Wirklichkeit davon? Aus Juliens Mitteilungen geht es nicht mit Gewißheit hervor. Nicht einmal, ob er die Absicht hatte. Jedenfalls scheint er später von ihr abgekommen zu sein. Er durfte ja auch nicht ... Durfte nicht, er hatte sein Wort gegeben und konnte sich dessen noch zu rechter Zeit erinnert haben, durfte nicht. Aber ob er, wenn er nicht sein Wort gegeben gehabt hätte, in der That willens gewesen wäre ... Julie ist mir da nicht zuverlässig; sie hat gesehen, was sie sehen wollte. Wie kann ich dahinter kommen?

Das ging mir auf dem Wege zu Erich durch den Kopf. Ich hätte soweit ganz ruhig sein können: Erich hatte, wenn sich wirklich ein Verhältnis anbahnte, das bei weiterer Fortsetzung mit einem Heiratsantrag enden mußte, selbst bereits die Fäden durchschnitten; es war geschehen, was meinen Wünschen entsprach. Hätte ich mir nur darüber klar werden können, was ich jetzt noch wünschte und was nicht. Ich war sehr unzufrieden mit mir und wußte nicht einmal, ob darüber, daß ich solche Wünsche gehegt und ausgesprochen hatte, oder darüber, daß ich mich nicht freuen konnte, sie in Erfüllung gehen zu sehen.

Ich fand Erich krank auf dem Sofa liegend. Er wollte aufspringen, hatte aber die Kraft nicht und sank zurück. Auf einem Tischchen nebenan war eine Menge Bücher und Zeitschriften aufgehäuft, aber ich glaube nicht, daß er darin gelesen hatte. Er sagte mir, daß er mich schon sehnlichst erwartet habe, ließ dann aber jedes Gesprächsthema rasch fallen. Ich sah nach der Uhr und bemerkte, daß ich vor dem Essen noch einen Besuch zu machen hätte. — „Du, hier?“ fragte er etwas verwundert. Ich erzählte ihm, daß die Frau des Obersten meine alte Pensionsfreundin sei, daß sie zu mir gekommen wäre und ich nun die Visite erwidern müsse. Das beunruhigte ihn sichtlich sehr. Er hob den Kopf, stützte sich auf den Ellenbogen und bewegte die Lippen, als ob er sprechen wollte, ohne daß doch ein Ton vernehmbar wurde. Dabei war sein Blick

flimmernd und unstet. Es kämpfte etwas in ihm und konnte sich nicht durchringen. Ich nahm seine Hand fest in die meine und schüttelte sie, wie man einem Freunde zu verstehen giebt, daß er sich auf uns verlassen könne. „Hast du mir nichts zu sagen, Erich?“ fragte ich recht innig. Er preßte die Lippen aufeinander und schloß die Augen. So lag er eine Weile. Dann zuckte seine Hand. „Nein,“ antwortete er mit scharfem Ton. „Was? Wozu? Es ist abgethan — gänzlich abgethan.“

Bei Julie hatte ich mich durch ein paar Zeilen angemeldet. Sie empfing mich mit fast stürmischer Lebhaftigkeit und nahm meinen Dank für ihren Brief mit allen Zeichen herzlicher Teilnahme entgegen. „Sind Sie nun aus ihm klug geworden?“ erkundigte sie sich eifrig, „haben Sie den Grund seines sonderbaren Benehmens entdeckt?“ Meine Antwort konnte sie nicht befriedigen. Er sei wirklich recht krank, sagte ich, und nicht in der Stimmung, sich mir zu eröffnen. Wenn er irgend etwas geheim halte! Das nervöse Leiden scheine schon alt und jetzt nur, weil solange gewaltsam zurückgehalten, mit erschreckender Heftigkeit vorgetreten zu sein. Er brauche augenblicklich vor allem eine andere Umgebung, andere Luft; dazu wolle ich ihm helfen. Laste ihm etwas auf dem Gemüt, so werde er es abwerfen, sobald er sich körperlich wohler fühle.

„Falls nicht umgekehrt auf körperliche Gesundung erst dann zu rechnen ist, wenn sein Gemüt sich von der Last frei fühlt,“ sagte Julie. Sie rückte dicht zu mir heran und fuhr fort, als ob sie mir ins Ohr flüstern wollte: „Ich werde auf die Gefahr hin, Ihren Unwillen zu erregen, auch jetzt gegen Sie ganz aufrichtig sein und Ihnen etwas mitteilen, was vielleicht zu einer verfolgbaren Spur führen könnte. Kürzlich schrieb mir ein Fräulein Josefa von Mierczowska, wenn ich den Namen richtig gelesen habe, einen Brief, der die Absicht aussprach, mich zu warnen. Sie werden nach dem, was ich Ihnen geschrieben habe, sogleich verstehen, wie das gemeint sein sollte. Wahrscheinlich ist sie die Polin, die zu Herrn von Oberhausen einmal in Beziehung gesetzt wurde. Es ist möglich, daß eine Regung der Eifersucht sie bestimmt hat. Sie behauptete, Herr von Oberhausen habe Ihnen nach dem Tode seiner Frau das feierliche Versprechen gegeben — geben müssen, drückte sie sich wörtlich aus —, nicht wieder zu heiraten. Ich habe den Brief meinem Mann gegeben, der mir riet, gar nicht darauf zu reagieren. Die Schreiberin hatte nämlich am Schluß angedeutet, daß sie sehr arm und unglücklich sei, woraus wir schlossen, daß sie auf eine Belohnung rechne. Ich habe ihr deshalb nicht weiter nachgefragt.“

Also so weit war Josefa schon gegangen! Ich hatte wieder das fürchterliche Gefühl, als ob der Boden unter mir schwankend wurde, und mochte sehr bleich geworden sein. Julie stand auf und umfaßte mich. „Aber, Liebste, was ist Ihnen denn?“ erkundigte sie sich besorgt. „Ich lasse ja ganz dahingestellt, ob jene Behauptung wahr ist oder eine böswillige Erfindung dieser —“

„Sie ist wahr,“ unterbrach ich sie. Es war mir im Augenblick unmöglich, die Frage auch nur offen zu lassen. „Ich bedaure,“ fuhr ich vielleicht etwas empfindlich fort, „daß Sie auf diesem Wege zur Kenntnis eines intimen Vorgangs gekommen sind, aber ich darf versichern, daß es nie unsere Absicht gewesen ist, ihn geheim zu halten.“

„Warum auch?“ sagte sie. „Herr von Oberhausen hatte ja volle Freiheit, über sich in dieser sehr zarten Weise zu verfügen. Er hätte dann nur freilich später nicht... Doch ich enthalte mich jedes Urteils über seine Handlungen. Ich sprach von der ganzen Sache nur, weil so vielleicht eine auch Ihnen erwünschte Erklärung seines jetzigen sehr bedauerlichen Zustandes gefunden werden konnte. Ich bitte zu verzeihen, wenn ich Sie unwissentlich verletzt habe.“

Das Gespräch wurde durch den Eintritt Nataliens unterbrochen, die eben von einem Ausgang zurückgekehrt war. Julie stellte sie mir als ihre liebe Nichte und Freundin vor. Eine auf den ersten Blick sehr sympathische Erscheinung, schlanke Gestalt, große kluge und sinnige Augen. Sie gab sich ganz unbefangen, fragte teilnehmend nach Erich, wünschte recht baldige Besserung und sprach sich warm, aber anscheinend zwanglos in den gemessenen Grenzen freundschaftlichen Wohlwollens, zu seinem Lobe aus. Die Unterhaltung setzte sich über gleichgül-

tigere Dinge noch eine Weile fort, in einem etwas gedeckten Ton, doch ohne Rückhalt. Natalie gefiel mir sehr; es war, als ob wir längst miteinander gut bekannt seien, und ich folgte nur einem aufrichtigen Gefühl, als ich beim Abschied der Hoffnung Ausdruck gab, daß eine engere Berührung nicht ausbleiben werde.

Die beiden Damen statteten mir am anderen Tage im Hotel eine Gegenvisite ab, die zu einem freundschaftlichen Plauderstündchen wurde, und ich sah Natalie dann auch noch einmal, als ich mich im Hause des Obersten verabschiedete, Julie aber nicht in der Wohnung fand.

Es gelang mir über Erwarten leicht, Erich zu überzeugen, daß er zugleich mit mir abreisen und an einem anderen Orte, der nicht genannt zu werden brauche, in stiller Zurückgezogenheit seine Heilung abwarten müsse. Ich sagte ihm, daß ich ihn zu mir nehmen würde, wenn ich nicht fürchtete, daß er sich da der Gesellschaft nicht seinem Bedürfnis gemäß würde entziehen können. Er schien nicht einmal überrascht, als ich von einer Nervenheilanstalt sprach, und ergab sich überhaupt ganz meinem Willen. „Nur fort von hier, fort!" sagte er, „und dahin, wo ich keinem begegne, der mich kennt." Ich war verwundert, daß er seine Sachen schon gepackt hatte, als ich ihm meine Hilfe anbot; so viel Energie hätte ich ihm nicht zugetraut.

Wir fuhren in einem geschlossenen Wagen zur Bahn. Als ich eben zu ihm eingestiegen war, vernahm ich hinter uns ein schrilles Lachen. Ich sah aus dem Fenster und glaubte Josefa zu bemerken, die vielleicht nur eine Minute zu spät gekommen war, uns eine Scene zu machen. Auch Erich hatte das Lachen vernommen und sich erschreckt aus der Ecke aufgerichtet. „Das war sie!" keuchte er. — Eben zogen die Pferde an. Wie ohnmächtig sank er zurück und erholte sich erst, als der Gepäckträger am Bahnhofsgebäude den Wagenschlag öffnete. Ich hatte ein Abteil erster Klasse für uns allein bestellt und brachte ihn sofort dort in Sicherheit. Nach wenigen Minuten ging der Zug ab.

* *
*

Daß man so schwer über sich ins reine kommen kann! Aller gute Wille, sich selbst in die Beichte zu nehmen und keine Unaufrichtigkeit durchgehen zu lassen, versagt, wenn das liebe Ich etwas aufgeben soll, woran es mit dem Herzen hängt. Nach einer bestimmten Gewohnheit des Fühlens, die nicht gestört sein will! Ob ich von Erich etwas Unbilliges, etwas Unnatürliches forderte? Das glaubte er selbst nicht. Aber im Lauf der Jahre ... Ja, kann die Zeit denn etwas Grundsätzliches verändern? Und giebt es nicht ganz ebenso Grundsätze des Gefühls als des Verstandes?

Ich will nicht bestreiten, daß meine Anschauungen idealistisch sind. Für Julie, dieses richtige Weltkind, werden sie dadurch schon unberechtigt, denn es läßt sich nach ihnen in der Welt, wie sie nun einmal ist — und nur mit ihr haben wir zu rechnen —, nicht leben. Ich verstehe wohl, was sie sagen will. Ich habe Erich das Versprechen abgenommen, nicht wieder zu heiraten. Er hat es gegeben, weil er Dora liebte und damals in seinem Schmerz überzeugt war, nie wieder lieben zu können. Aber er täuschte sich. Sowohl darin, daß seine sinnlichen Neigungen für immer ertötet sein würden, als darin, daß er nur einmal habe lieben können. Um formell Wort zu halten, legte er sich unwürdige Fesseln an. Sie wurden ihm unerträglich, und er warf sie ab, ohne doch hindern zu können, daß sie ihm nachschleppten. Das beunruhigte ihn fortwährend. Endlich glaubte er sich frei. Er sah Natalie, und sein Gefühl für sie wurde Liebe. Er konnte nicht anders, als es ihr zu offenbaren; nicht mit Worten, aber in der Sprache des Herzens, die keiner Worte bedarf. Er wußte, daß er verstanden war und nun die Pflicht hatte, eine Vereinigung fürs Leben herbeizuführen. Da erinnerte er sich des mir gegebenen unseligen Versprechens. Als ehrlicher Mann glaubte er es halten zu müssen, und das zwang ihn, unehrlich gegen Natalie zu handeln, auf alles Lebensglück zu verzichten. In diesem Konflikt erkrankte sein Gemüt. An mir ist es nun, durch einen freundschaftlichen Verzicht das Hindernis zu beseitigen und zwei Menschen, die meine ganze Teilnahme verdienen, glücklich zu machen.

In diesem Bau fehlt ein Stein: Erich zog sich von Natalie zurück, als Josefa ihm unerwartet wieder auf der Bildfläche erschien. Das erfuhr Julie nicht, mir aber ist es bekannt, und ich habe zu prüfen, ob diese Thatsachen nicht im engsten Zusammenhang stehen. Wenn er gar nicht aus Gewissenhaftigkeit gegen mich so gehandelt hätte —? Und darf mir's denn so gewiß sein, daß er Natalie liebt? Er schweigt. Kann Natalie sich nicht täuschen? Kann, kann! Wenn ich den Stein einfüge, ändert sich dadurch etwas im Bau? Eine Stimme in meinem Innersten sagt mir, daß ich Natalie vertrauen darf, sie täusche sich nicht.

Was verlangt Julie von mir? Sie begreift gar nicht, was mir dieser Verzicht bedeutet. O, mein geliebtes Kind, dir soll ich abtrünnig werden! Du bist ja nicht tot, du lebst ein ewiges Leben. Und nach unserem christlichen Glauben werden wir alle ein ewiges Leben leben, ich und Erich und Natalie. Es giebt ein Wiedersehen, gewiß! es giebt ein Wiedersehen. Wenn wir nun vor dich hintreten und bekennen müssen, daß du vergessen warst ... Es mag eine kindische Vorstellung sein, daß so unser Leibliches sich verewigt. Ich komme doch nicht los von ihr. Wie ist ein Wiedersehen denkbar, wenn nicht in verklärter leiblicher Gestalt? Und was tröstet uns denn beim Scheiden als die Hoffnung, das hier verlorene Geliebte drüben ewig lieben zu können?

Ich möchte nicht irre werden an meinen religiösen Überzeugungen. Und doch thut mir das Herz so weh, daß ich Erich leiden lassen soll. Welches Recht habe ich, ihn an sie zu binden? Weil sie mich befriedigen, so kindisch sie sind ... Da spricht wieder das liebe Ich. Herr Gott, was soll ich thun und lassen!?

* *
*

Ich habe Natalie zu mir eingeladen, und sie ist gekommen.

Täglich gewinne ich sie lieber. In großem Wohlstand erzogen, ist sie doch in ihrem ganzen Wesen so einfach geblieben, daß sie das kleinste Bürgerhaus nicht genieren würde. Dabei nichts von aufdringlicher Bescheidenheit. Es ist, als ob sie über die Dinge hinsieht, mit denen man sie umgiebt, weil man sie selbst gewohnt ist, doch dankbar für jeden Beweis von Aufmerksamkeit, für ein Buch auf ihrem Nachttisch, für eine Blume in ihrem Kelchglase. Sie hat die Gabe, sich über ein Weniges freuen zu können, das aus gutem Herzen kommt, recht sichtlich freuen zu können. Eine ernst angelegte Natur, nimmt sie das Leben doch gern von der heiteren Seite, immer bemüht auszugleichen, was zu hoch oder zu tief stimmt. Durch das, was sie ist, wirkt sie beruhigend, und sie giebt sich, wie sie ist, ohne die Absichtlichkeit, gefallen zu wollen — wohl gar mir besonders gefallen zu wollen. Noch nie ist mir ein Mensch begegnet, der so ein Gefühl der Behaglichkeit um sich verbreitete.

Auf ihre Ausbildung ist viel Fleiß verwandt. Man merkt aber nichts Angelerntes, Erkünsteltes. Alles, was sie weiß und kann, ist ihr so zu eigen geworden, daß sie es als etwas Selbstverständliches ausgiebt. Und sie hat so viel Geschmack, so viel schönes Maß. Man wird nicht müde ihr zuzuhören, wenn sie vorliest oder Klavier spielt oder singt. Die Art des Vortrags ist's, was entzückt und fesselt; denn diese Art ist ihre Art, und so glaubt man an ein ganz neues Werk oder an ein neues Verständnis.

Ich sprach meine Verwunderung darüber aus, daß sie nicht längst geheiratet habe, da es ihr doch an Anträgen nicht gefehlt haben könne. „Warum aber?“ antwortete sie lächelnd. „Ich brauchte zum Glück keine Versorgung und durfte vorsichtig fragen, ob ich wirklich hoffen könne, meinem Wohlsein etwas zuzubringen, wenn ich meine Freiheit opfere. Es hat niemand um meine Hand angehalten, den ich freudig als meinen Herrn hätte anerkennen mögen, und unter dieser Voraussetzung allein vermag ich mir doch eine Ehe befriedigend zu denken. Die ich aber als mir seelisch ebenbürtig zu erkennen glaubte — ja, die haben nicht um mich werben wollen oder — dürfen. Irrtum wäre freilich auch da nicht ausgeschlossen gewesen.“

Auf Erich kam wohl mitunter die Rede, wenn ich sie darauf brachte, aber ich fragte sie nicht geradeaus, ob sie ihn liebe, und Natalie machte nicht den kleinsten Versuch,

auf mich einzuwirken oder mich auch nur zu einer Erklärung in betreff des heiklen Punktes zu veranlassen, der meine Stellungnahme bedingte. Sie zeigte sich da von einer Feinfühligkeit, die mir eine hohe Meinung von ihrem Charakter gab. Ich begriff nach alledem jetzt vollkommen, daß Erich eine tiefere Neigung zu diesem klugen und liebenswürdigen Mädchen hatte fassen und sich ernstlich mit dem Gedanken hatte tragen können, hier eine Vereinigung fürs Leben zu suchen. Ich begriff ebenso auch, daß es ihm tief schmerzlich gewesen sein mußte, den Verkehr abzubrechen, als er zu der Erkenntnis kam, daß er Hoffnungen erweckte, die er nicht zu erfüllen vermochte, und daß ihn ein Versprechen gereute, das ihn grausam hinderte, eines unzweifelhaften Glückes teilhaft zu werden. Und sonderbar —! Je mehr ich Natalie schätzen lerne und je aufrichtiger ich ihr meine eigene Neigung zuwende, um so blasser wird bei mir die Vorstellung, daß niemand ohne eine tiefe Kränkung meines Muttergefühls an Doras Stelle treten dürfe. Es wird mir immer weniger schwer zu denken, daß Natalie Erichs Frau sein könne, ohne daß dadurch meiner Liebe zu Dora und meiner Freundschaft zu Erich ein Abbruch zu geschehen braucht. Ja, es stellte sich ein mütterliches Wohlwollen für Natalie ein, als ob sie nun auch meine Tochter wäre und gegen die andere nicht zu kurz kommen dürfte.

Das letzte Wort zu sprechen, konnte ich mich doch noch nicht überwinden. Aber ich fragte sie gestern, ob sie nicht immer bei mir bleiben wolle. Sie sah mich eine Weile verwundert und prüfend an; dann schien sie meine Meinung erfaßt zu haben, ein helles Rot flammte über ihre Wangen hin, sie ergriff meine Hand und küßte sie, ehe ich es hindern konnte. Gesprochen wurde nichts weiter. Aber seitdem geben wir einander das freundschaftliche Du.

* *
*

Ist es nicht wirklich nur eine kindliche Einbildung, daß die Toten mit allen irdischen Neigungen fortleben und eifersüchtig einem anderen das Glück mißgönnen, das sie selbst genossen haben und verlieren mußten? Wenn das Blut nicht mehr durch die Adern kreist, das Herz nicht mehr schlägt, die Augen nicht mehr sehen, die Nerven nicht tasten, der ganze Leib in Asche zerfallen ist und nur ein Geistiges bleibt, das mit geistigen Organen aufnimmt und sich äußert — wie sollte außer dem einen Triebe, sich zu Gott durchzuringen und in ihm aufzugehen, noch irgend ein anderer thätig sein können, der sich rückwärts wendet zu dem armseligen Dasein auf der Erde. Die drüben ficht nichts Menschliches mehr an. Wiedersehen heißt im Geiste eins werden mit Gott. Das ist die Verheißung und jeder andere Wunsch von menschlicher Schwäche eingegeben. Ich lächle über meine Besorgnis.

Und wenn Dora von uns etwas wüßte und Anteil nähme an unseren irdischen Geschicken, sie könnte doch Erich nur noch schwesterlich lieben. Sie wollte sein Glück und kann nicht aufgehört haben, es zu wollen. Vermag er Menschenglück zu genießen, das neidet sie ihm nicht.

Daß ich früher diese Einsicht gewonnen hätte! Das letzte Unheil wenigstens wäre abgewendet worden. Aber es ist noch nicht zu spät, den Dingen eine glückliche Wendung zu geben. Wenn Erich Natalie liebt, wie ich nicht zweifle — meinen Widerspruch soll er nicht mehr zu befürchten haben.

Ach! ich bin so froh, wie lange nicht. Mir ist so leicht, so frei. Ich besuche Erich in der Anstalt, und Natalie soll mich begleiten.

Er bleibt mein lieber Sohn, und ich habe wieder eine Tochter.

* *
*

Es war alles vergeblich.

Natalie blieb vorläufig in dem Städtchen zurück, ich selbst fuhr nach der Anstalt hinaus, deren Lage auf einem parkartig bepflanzten, sich ringsum in Wälder ausweitenden Hügel ist und den Kranken aus allen Fenstern liebliche Ausblicke gewährt. Ich war angemeldet und wurde von dem Direktor empfangen. Er nahm mich in sein Zimmer und sagte mir, mein Besuch komme ihm sehr gelegen, da er sich nur mündlich über das äußern könne, was sich brieflich immer

nur ungenügend zum Ausdruck bringen lasse. Es stehe mit Herrn von Oberhausen nicht gut.

Er schilderte mir seinen Zustand als den eines Kranken, der sich alle Mühe gebe, nicht gesund werden zu wollen. Er sei nicht zu bewegen, ausreichende Nahrung zu sich zu nehmen, und gerade deshalb mehr und mehr in körperlichen Verfall. Ich würde ihn sehr übelaussehend finden. Er beschäftige sich ungern, habe meist die Fenstervorhänge geschlossen, liege auf dem Sofa oder wandere ruhelos im Zimmer umher, müsse aber zu Spaziergängen im Freien stets genötigt werden, schließe sich von der Gesellschaft ab, gehe auch den Ärzten nach Möglichkeit aus dem Wege und schlafe schlecht, meist nur noch nach dem Gebrauch von Schlafmitteln. Er sei oft übellaunig, gebe unfreundliche Antworten und werde leicht heftig, wenn er den Versuch der Einwirkung merke. Was den Arzt aber ganz besonders besorgt machen müsse, sei die Beobachtung, daß er sich verfolgt glaube. Bei seiner geringen Mitteilsamkeit sei es allerdings unmöglich, dahinter zu kommen, was ihn eigentlich beängstige, es sei aber jedenfalls nur etwas in seiner krankhaften Vorstellung. Er scheine zu fürchten, daß irgend jemand, den er vermeiden müsse, in die Anstalt eindringe und ihm begegne, wenn er im Park spazieren gehe oder auch nur sein Zimmer verlasse. Deshalb das scheue Umsehen, das Erschrecken über jedes unschuldige Geräusch, die Frage, ob die Hausthür vom Portier gut bewacht und nachts verschlossen sei. Er höre mitunter ein Lachen und werde unwillig, wenn man ihm sage, daß niemand sich in der Nähe befinde, um gleich darauf eifrig in Abrede zu stellen, daß er etwas gehört habe. Sein Nervensystem sei so zerrüttet, daß er sich im Augenblick nicht in der Gewalt habe und herausspreche, was er wahrnehme, aber die Täuschung halte ihn doch nicht so gefangen, sie nicht als solche erkennen zu können; daran lasse sich dann freilich die Hoffnung der Besserung knüpfen. Doch rechtfertige sich der Wunsch, daß es möglich sein möchte, recht bald durch irgend einen Hinweis auf etwas ihm Erfreuliches seine Gedanken von schädlicher Grübelei abzulenken.

Wie froh war ich innerlich, ihm das Erfreulichste entgegenbringen zu können, wonach doch wohl sein Herz verlangte. Geradezu seiner Melancholie allen Boden zu entziehen, lag in meiner Macht, und ich war ja entschlossen, sie zu gebrauchen. Die Besorgnisse des Direktors machten daher auf mich nur einen geringen Eindruck: ein Kranker dieser Art mußte ja schnell gesunden, sobald der Grund der seelischen Verstimmung gehoben war.

Ich besuchte Erich auf seinem Zimmer im ersten Stock. Er war sichtlich erfreut, mich zu sehen, drückte und schüttelte immer wieder meine Hände, schob mir einen bequemen Sessel hin und schien sich gar keine besondere Mühe geben zu dürfen, ein heiteres Wesen zu zeigen. „Du glaubst gar nicht,“ sagte er, „wie wohl mir dein liebes Gesicht thut! Aus deinen Augen strömt es mir so licht zu, daß es ganz hell in mir wird, wie lange nicht. Hätt ich dich nur stets bei mir!“ Wir unterhielten uns eine Weite über die Einrichtungen der Anstalt. Er lobte sie und meinte nur, die Kost sei unschmackhaft und zu wenig den Appetit reizend, auch das Bett selten gut gemacht; so esse und schlafe er wenig. Ich fragte ihn, warum er die Vorhänge heruntergelassen habe, da doch zur Zeit die Sonne nicht aufs Fenster scheine. Er behauptete, der Himmel blende ihn, und fügte etwas verlegen hinzu, er glaube auch, daß man vom Seitenflügel aus schräg ins Zimmer sehen könne; die Leute seien hier sehr neugierig, da niemand etwas zu thun habe. Er stand aber sogleich auf und schlug wenigstens die dunklen Gardinen zurück.

Ich meinte, die Luft im Zimmer sei recht dumpf, und forderte ihn bei dem herrlichen Wetter zu einem Spaziergang durch den Park auf. Er zeigte sich anfangs bereit dazu, nahm auch den Hut in die Hand, schien dann aber zu zögern und nach einer Ausrede zu suchen. „Ich will dir nur gestehen,“ sagte er endlich, „daß ich nicht gern hinausgehe. Das Parkthor nach dem Walde hin ist gewöhnlich offen, und es kann sich da allerhand Gesindel herumtreiben, mit dem man nicht in Berührung kommen mag.“

„Hast du in dieser Hinsicht schon unliebsame Erfahrungen gemacht?“ fragte ich.

Er vermied es, mich anzublicken. „Das wohl nicht," antwortete er unsicher, „aber es kann doch jeder in den Park hinein, und ich möchte nicht Personen begegnen, die — die — oder einer Person, die ..."

Er verwirrte sich, auf seine Stirn traten Schweißtropfen, die Lippen zitterten. Dann war's, als suchte er sich gewaltsam zu fassen. Er ergriff meine Hände und fuhr fort: „Du bist meine Freundin, dir kann ich alles vertrauen. Es wäre doch möglich, daß einmal Josefa ... Ich höre noch immer ihr schreckliches Lachen."

„Aber sie weiß ja nicht, wo du bist," beruhigte ich ihn, „kann es gar nicht wissen; ich habe absichtlich strengstes Schweigen darüber beobachtet, vor ihr bist du ganz sicher."

„Ich danke dir, ich danke dir," sagte er hastig. „Der Zufall spielt doch mitunter sonderbar. Ich gebe zu, es ist sehr lächerlich, daß ich mich ängstige; aber der Gedanke ist mir so entsetzlich ... Ich weiß, daß ich an Einbildungen leide, daß auch dieses Lachen bloße Einbildung ist. Sie wirkt doch im Augenblick wie eine Wirklichkeit, und ich bin so feige geworden ..."

Ich gab den Spaziergang auf, redete freundschaftlich mit allen guten Gründen auf ihn ein, daß er von dieser Seite keine Überraschung zu befürchten habe, und suchte ihn darin zu bestärken, daß nur seine angegriffenen Nerven ihn täuschten. Er schien wirklich wieder ganz ruhig zu werden und bat mich lächelnd um Verzeihung, daß er mich mit diesen Dummheiten behellige. Ja, er bestand nun darauf, mich im Park herumzuführen, den er als sehr anmutig schilderte, und öffnete, als ich eine spätere Stunde vorschlug, wenigstens das Fenster, um frische Luft einzulassen. Sie sei wirklich sehr erquicklich, versicherte er, aus voller Brust atmend. Ich hielt nun die Zeit für meine frohe Botschaft gekommen. „Rate einmal, wer jetzt bei mir ist?" forderte ich ihn in heiterstem Ton auf.

Er richtete sich in die Höhe. „Wie kann ich das raten?"

„Natalie."

Er zuckte zusammen. „Natalie? Bei dir?"

„Schon seit Wochen. Wir sind die besten Freundinnen geworden. Sie ist ein treffliches Mädchen und mir wie eine Tochter lieb."

Seine Augen waren forschend auf mich gerichtet. „Das ist wunderbar," sagte er, den Kopf wiegend. „Natalie ..."

„Da ist nichts wunderbar. Ich brauchte sie ja nur kennen zu lernen, um sie auch gleich ins Herz zu schließen. Übrigens hat sie mich begleitet."

Er sprang auf. „Hierher?"

„Wenigstens bis in die Stadt unten. Aber wenn du sie sehen und sprechen willst, lieber Erich —"

„Nein, nein!" rief er. „Nie wieder."

„Warum denn nicht? Wenn ich selbst dich auffordere ..."

Er atmete kurz und ängstlich. „Warum nicht? Kannst du fragen?"

„Ja, ich frage."

Er kämpfte mit sich. „Ich glaubte, die Frau Oberst hätte dir verraten," antwortete er.

„So ist es auch," bestätigte ich heiter nickend. „Und deshalb gerade habe ich sie mitgebracht, damit sie gleich zur Stelle sei, wenn ich von dir die Gewißheit erhalte, daß du sie — liebst, wie sie dich —"

Er ließ mich nicht aussprechen. „Das sagst du — du — du?" rief er. Er tastete mit den Händen an meinen Armen hinauf. „Ja, ist denn das nicht ein Spuk meiner kranken Nerven — höre ich dich, sehe ich dich, fühle ich dich — bist du's leibhaftig? O, nun erst habe ich dich ganz, liebe, gütige, großherzige Frau! Und nun erst hast du selbst dich ganz."

Er sank in die Knie und drückte das Gesicht in meinen Schoß. Ich sagte ihm, wie alles gekommen war, und daß nun jeder Kampf beendet sei, mein Friede sein Friede sein solle.

Plötzlich hob er den Kopf, ohne doch aufzustehen, und sah mich wie irre an. „Ja, ja, ja!" rief er in schreiendem Ton. „Ich liebe Natalie, wie man nur ein Weib lieben kann — nach dem ersten, einzigen. Und ich sage dir, kein Bitten und Weinen, kein Vorwurf schwärzesten Undanks, kein feierliches Versprechen und nicht einmal ein Eidschwur hätte mich gehindert, ihr mit wundem Herzen ein Jawort abzufordern — wenn mir Zeit gelassen wäre. Aber ehe sich's erfüllte ..." Er brach in ein Schluchzen aus und rang die Hände. „O mein Gott, mein Gott! es

ist fürchterlich. Ich darf nicht mehr sagen: ich liebe sie. Ich habe sie geliebt und die Liebe mit glühenden Zangen aus meinem Herzen gebrannt. Natalie soll nicht unglücklich werden — durch mich nicht unglücklich werden. Es ist an meinem Elend genug."

Ich verstand ihn nicht, war über diesen Ausbruch leidenschaftlichsten Schmerzes nach so glückverheißendem Geständnis tief erschrocken. „Aber Natalie liebt dich," sagte ich, „und will die deine sein. Höre sie doch selbst!"

Er sank in sich zusammen. „Ich darf es nicht zulassen," murmelte er, „nie, nie. Es wäre ihr Verderben."

Ich glaubte ihn zu erraten. „Du wirst jetzt bald gesund werden, Erich," redete ich ihm zu. „Es war ja nur die offene Wunde in deinem Herzen, die dein Gemüt nicht heil werden ließ."

„Aber es kann nicht sein," preßte er durch die aufeinander gebissenen Zähne, „glaube mir doch nur, es kann nicht sein. Josefa —"

„Wieder Josefa?" rief ich unwillig.

„Wieder Josefa. Sie läßt es nicht zu. Ich weiß nicht, wie sie dahinter gekommen war, daß ich mich Natalie mit ernsten Absichten näherte. Sie kombinierte wahl nur offenkundige Thatsachen, vermutete — oh! der Haß sieht mit scharfen Augen. Und eines Tages schrieb sie mir — ich fand den Brief auf meinem Tisch —, da schrieb sie mir: du willst heiraten gegen dein heiliges Versprechen, das leide ich nicht. Hast du es meinetwegen nicht gebrochen, so sollst du's auch einer andern wegen nicht brechen. Höre: ich habe einmal so ein Bild gesehen: Wenn ihr aus der Kirche kommt, stehe ich da am Thürpfeiler und gieße deinem Weibe eine Flasche Vitriol ins Gesicht, daß ihm das Fleisch bis auf die Knochen ..." Er ächzte wie ein sich in Schmerzen Windender. „Äh — äh — äh — es ist unsagbar. Aber sie hält Wort. Hast du nicht ihr Lachen gehört? Sie hält Wort."

„Erich!" rief ich entsetzt. „Komm zu dir. Ist das nicht ein Wahngebilde deiner kranken Phantasie? Es muß so sein. So teuflisch kann kein Mensch —"

Er sprang auf, eilte an den Schreibtisch, riß eine Schublade heraus, wühlte in Papieren und zog ein Blatt vor. „Da lies," rief er, indem er es mir mit zitternden Händen reichte. „Und doch, du kennst ja ihre Handschrift."

Ich trat ans Fenster und las abgewendet. Da stand Wort für Wort geschrieben, was er aus dem Gedächtnis hergesagt hatte, und der Brief schloß mit der Versicherung, daß sie auf die Hostie einen Schwur geleistet habe und ihr Wort halten werde.

„Da war's aus," winselte Erich. „Nicht wahr? Da war's aus. Und ich machte auch ein Ende. Nun weißt du alles."

Was konnte ich antworten? „Ich behalte den Brief," sagte ich, „handle für dich. Er reicht aus, Josefa für Jahre ins Gefängnis zu bringen. Und inzwischen werdet ihr ein glückliches Paar geworden sein."

Er lachte auf. „Und wenn sie ihre Strafe verbüßt hat? Ob an der Kirchenthür oder später anderswo ... dann gewiß!"

Ich durfte jetzt nicht weiter in ihn dringen, sprach nur noch einige beruhigende Worte, wie sie mir das Mitleid eingab, und ging mit ihm, seinen Arm nehmend, eine Weile im Zimmer auf und ab. Im stillen klagte ich mich an, sein Leiden vermehrt zu haben. Zu meiner Verwunderung wurde sein Gang von Minute zu Minute fester und gleichmäßiger, sein Atem leiser, sein Blick freier. So tobt ein drohend aufziehendes Gewitter sich mit einigen heftigen Stößen und Schlägen aus, und die Natur erscheint friedlicher als vorher. Erich machte eine starke Erleichterung fühlen, nachdem er sich mir ganz eröffnet hatte. Von den Dingen, die ihn so tief erschüttert hatten, sprach er nicht mehr, wohl aber von weiten Reisen, die er im Sinne hätte. Er ließ sich's nicht nehmen, mir vor der Abfahrt im Saal ein Frühstück vorzusetzen, und begleitete mich dann auch an den Wagen. Ich war schon eingestiegen, als er nachmals meine Hand nahm und sie lange in der seinen behielt. „Ich danke dir," sagte er, „du kannst gar nicht glauben, wie herzlich ich dir danke." Er zögerte noch. „Ich weiß nicht," fuhr er fort, „ob ich's wagen darf, dir einen Gruß an Fräulein Natalie mitzugeben. Du wirst ihr ja sagen ... Sage ihr alles. Dann wird sie vielleicht verzeihen können. Ich habe von ihr nicht Abschied genommen — nun sei's durch diesen Gruß." Er gab dem Kutscher das Zeichen.

„Sei nur erst wieder gesund," rief ich zurück, „dann folgt auf den Abschied ein frohes Wiedersehen!"

Er schüttelte langsam den Kopf. Als ich nach einer Weile zurückschaute, stand er noch auf derselben Stelle und warf mir eine Kußhand nach.

Der lange Zwang, welchen ich mir angethan hatte, rächte sich durch eine gänzliche Erschlaffung der Kräfte. In einem ohnmachtähnlichen Zustande langte ich vor dem Gasthause an und mußte von Natalie die Treppe hinaufgeführt werden. Es war eine traurige Rückreise.

* *
*

Natalie hat alles erfahren. Ich glaubte ihr die ganze Wahrheit schuldig zu sein, so häßlich sie auch ist. Wie viel Pein ich ihr bereitete, konnte ich ihr vom Gesicht ablesen; aber sie hielt tapfer stand bis zum letzten Wort. Dann umarmte sie mich schweigend, verließ mich und schloß sich auf ihrem Zimmer ein.

Am anderen Tage konnte sie nur mit Anstrengung die Thränen niederhalten, wenn sie mich sah, und am dritten erst gewann sie den Mut, sich in der Dämmerstunde zu mir zu setzen und mich zu einem Gespräch aufzufordern. Auch dann erstickte ihr nach den ersten Worten die Stimme, und sie mußte sich erst an meiner Brust ausweinen, bis sie sich in ruhigerer Sprache zusammenhängend zu äußern vermochte.

„Ich hatte ja eigentlich schon jede Hoffnung aufgegeben," sagte sie, „als Herr von Oberhausen sich mit so auffälliger Vernachlässigung aller Pflichten gesellschaftlicher Höflichkeit zurückzog. Es war für mich eine unverdiente Kränkung, und ich nahm sie als solche. Im Augenblick empfand ich deshalb den Schmerz der Enttäuschung weniger stark, und dann, als seine plötzliche Erkrankung vieles entschuldigte, konnte mir doch kein Zweifel bleiben, daß es seine Absicht war, mir zu verstehen zu geben, er habe seinen Sinn geändert. Ich hatte erwarten können, daß er um mich anhalten werde; es war nicht geschehen, und so mußte ich glauben, daß seine Neigung eine letzte Prüfung auf ihren Ernst nicht bestanden habe. Er liebte mich also nicht, wie meine eigene stille Neigung es voraussetzte, und so hatte der innere Vorgang nicht die schmerzlichen Folgen, die der Auflösung eines Verhältnisses gewöhnlich anzuhängen pflegen. Ich würde nach einiger Zeit wahrscheinlich meine frühere Ruhe wiedergewonnen haben, wenn mir nicht eine Art von Aufklärung über sein Verhalten in jenem Briefe der Polin an Tante Julie geworden wäre. Verriet sie etwas, das sie — wie immer in Erfahrung gebracht — wußte, so konnte Herr von Oberhausen einem Zwange nachgegeben haben, den er leider zu lange unbeachtet ließ, dessen Wirkung aber eintrat, ohne daß in seiner Gesinnung gegen mich sich irgend etwas geändert zu haben brauchte. So wurde mein Gefühl für ihn wieder wärmer, weil ich ihm unbedacht neue Nahrung gab; und als du mich dann zu dir riefst, wachte die alte Hoffnung mit ganzer Stärke wieder auf. Das alles wirst du verstehen, Liebste. Was hat sich mir nun neu ereignet? Dem Manne, den ich hoch verehrte, kettet sich ein Erlebnis an, das mich, wenn ich es früher gekannt hätte, vielleicht gehindert hätte, ihm so rasch mein Vertrauen zuzuwenden, und dessen traurige Folgen sich jedenfalls in die Nachwirkungen jenes dir gegebenen Versprechens hineinschieben, daß sie das Urteil verwirren. Das Häßliche verstimmt, verunreinigt unsere eigenen Empfindungen, entfernt uns von dem, was mit ihm in Berührung gekommen ist. So wirkten deine Mitteilungen niederdrückend, ein Gefühl des Widerwillens auslösend, das ich erst nach und nach bei ruhigerem Nachdenken unterdrücken konnte. Jetzt peinigt es mich nicht mehr. Erich ist mir ein Unglücklicher, welcher meine wärmste Teilnahme in Anspruch nimmt. Diesen Unglücklichen liebe ich. Und ich habe nun auch die Gewißheit, daß er mich liebt, daß er nur aus Liebe zu mir meint, auf das Glück, mich zu besitzen, verzichten zu müssen. Und so lautet die letzte Frage nur dahin: soll ich mich fügen und zurücktreten, weil mich eine Gefahr bedroht? Es wird Mittel geben, ihr aus dem Wege zu gehen; und wenn sie unentrinnbar sein sollte ... Gott wird mir Kraft verleihen, um Liebe zu leiden. Schreibe Erich das, Liebste, und daß ich sein Weib sein wolle,

wenn er den Mut hat, mir die Hand zu reichen."

Das war ein heldenmütiger Entschluß; er rührte mich tief. Lange hielt ich Natalie umarmt und sprach mit ihr von der glücklichen Zukunft, die nun gesichert sei.

Nun ich allein am Schreibtisch sitze und den Brief an Erich bedenke, kommen mir doch bange Zweifel. Wird er dieses Liebesopfer annehmen? Kann er — —? Zu fest war er davon überzeugt, daß Josefa ihn überall finden wird. Wenn er Natalie liebt, darf er sie einem schrecklichen Rachegelüst preisgeben? Und wie fände er Ruhe neben der ewig gefährdeten geliebten Frau? Es sind freilich nur die kranken Nerven, die durch solche Schreckgebilde einer gereizten Phantasie beängstigt werden. Auch der rachsüchtigste und gewissenloseste Mensch führt nicht immer aus, was er droht. Und hier war ja doch Gelderpressung der Zweck. Die Polin wird sich ihre Rache ablaufen lassen — vielleicht zehnmal; aber der Preis ist für uns immer erschwinglich. Und wenn er weit ins Ausland geht, kann sie ihm folgen?

Das alles will ich ihm vorstellen. Die Freude, hoffe ich, wird ihn gesund machen.

Wie wundersam, daß ich, gerade ich, mir jetzt so viel Mühe gebe, diese Heirat zu stande zu bringen! Wahrlich, das menschliche Herz ist ein gar wetterwendisch Ding.

* * *

[Einlage: Telegramm.]

Es ist mir eine sehr traurige Pflicht, verehrte gnädige Frau, Ihnen von einem schweren Unglücksfall Nachricht geben zu müssen. Heute wurde Herr von Oberhausen in der Nähe des Parkthores mit Schußwunden in der Schläfe und in der Brust aufgefunden. Er lebt, ist aber ohne Bewußtsein. Ich nehme an, daß Sie mit dem Nachtzuge eintreffen werden. Der Wagen steht für Sie am Bahnhof bereit.

Direktor Dr. .... (Unterschrift.)

* * *

[Einlage: Telegramm zwei Stunden später.]

Herr von Oberhausen ist eben sanft verschieden. Das Bewußtsein kehrte nicht mehr zurück. Die Waffe muß er mit seinen Sachen in die Anstalt eingeführt haben, woraus auf ältere Absicht zu schließen. Briefschaften in letzter Nacht sämtlich verbrannt. Asche im Ofen. Letztes Schreiben nicht aufzufinden. Mag es Sie trösten, verehrte gnädige Frau, daß lange schwere Leiden abgewehrt sind. Der Kranke war unheilbar; weil er selbst es ahnte, machte er seinem Leben ein Ende. Gönnen wir ihm die Ruhe.

Direktor Dr. .... (Unterschrift.)

* * *

Heute haben wir Erich auf dem Heiligen Geist-Kirchhof neben Dora beigesetzt. — —





Rothenburg ob der Tauber.

Rothenburg ob der Tauber.

Ein Städtebild

von

Felix Herzfeld.

(Nachdruck ist untersagt.)

Ein Kleinod aus deutscher Vergangenheit ist der Erdenfleck genannt worden, auf welchen wir heute das geistige Auge lenken und von dem wir ein möglichst getreues Städtebild entrollen möchten: eine Stadt, die uns mit dem ganzen Zauber längst vergangener Jahrhunderte umfängt, während doch — und besonders seit einem Antriebe aus den letzten Jahrzehnten — das frische Leben der Neuzeit in ihr pulsiert, ein Bild, welches uns anmutet wie Dornröschen im Märchenschlaf, und das doch auch die Kinder der Welt zu dem ihrigen zählen dürfen. Denn Rothenburg ob der Tauber, die Perle im Frankenland, hat sich trotz seiner fast eintausendfünfhundertjährigen Vergangenheit auch den Fortschritten im Zeitalter des Dampfes nicht verschlossen; der Pfiff der Lokomotive, welche uns von Steinach an der Linie Würzburg-München in einer guten halben Stunde hierher führt, schrillt zu den unbeweglichen steinernen Zeugen einer inhaltreichen Vergangenheit, zu den mehr als dreißig Türmen, den zeittrotzenden Mauern und Bastionen hinüber, und das elektrische Licht bestrahlt die altväterischen Öllampen, die noch an Ketten über die Straßen hin hängen. Es ist schwer, von Rothenburg in nüchternen Worten zu reden, weil sich dort Geschichte, Sage, Kunst, insbesondere Architektur und Landschaft zu einem einzigen Bilde von bestrickender Schönheit vereinigen, und nicht mit Unrecht rief jene Engländerin, deren Landsmänninnen in so großer Zahl — vielleicht noch mehr als die deutschen Touristen — bewundernd zu dem „Jerusalem an der Tauber“ pilgern: Rothenburg for ever!

Man hat nämlich, und zwar schon zu Zeiten der Kreuzfahrer, darin eine Ähnlichkeit beider Städte gefunden, daß sie oben auf einem langgestreckten Bergrücken — Rothenburg am schroffen Rande eines Muschelkalk-Plateaus — liegen; doch Jerusalem, die Hohe, ist zerfallen, die Nixe an der Tauber aber glänzt und schimmert noch wie ehedem, und die Furchen, welche die Zeit gegraben, haben ihre Reize nur noch erhöht.

Zweihundert Fuß über dem schlängelnden Laufe dieses Flüßchens, welches sich mehrere Stunden weiter in den Main ergießt, liegt die fast unverfälscht mittelalterliche Stadt,

und wer aus einem nach dem Festungswalle hinausgehenden Fenster des Hotels „Zum Hirschen“ zu vorgerückter Stunde in das mondscheinbestrahlte, ausgedehnte Thal hinunterblickt, aus der Höhe die kleinen glitzernden Wellen erschaut, bei dem Cobollzeller Kirchlein und der Doppelbrücke vorüber, während rechts und links altersgraue Türme in die Nacht hinausragen und gegenüber, noch dem nahen Württembergischen zu, das fruchtbare Gelände sanft wieder ansteigt, schon der stimmt ein in den Ausspruch, der sich ihm bei Tageshelle immer von neuem aufdrängen wird: Rothenburg ist in der Welt ein Unikum! — Denn der Geburtsort von Maria Stuart, das kleine Bad Linlithgow bei Edinburg, das man wohl mit ihm verglichen hat, bietet zwar das wohlerhaltene Gepräge einer altschottischen Stadt, tritt aber als Gegenbild Rothenburgs weit hinter diesem zurück.

Unser Städtchen mit ungefähr achttausend, meist evangelischen Einwohnern ist auf etwa 27 Grad östl. Länge und 49 Grad nördl. Breite 377 Meter über dem Meere gelegen und gehört zum bayerischen Regierungsbezirk Mittelfranken. Man nimmt an, daß in vorgeschichtlicher Zeit das ganze benachbarte Hochplateau eine stundenweite Wasseransammlung gewesen, welche sich infolge übermäßigen Druckes einst mit unerhörter Gewalt Bahn brach, so daß der Abfluß — eben die Tauber — sich im rasenden Sturz ein unglaublich tiefes Bett schuf, und noch heute hat der Fluß ganz den Charakter eines wilden Bergwassers. — Die Erwerbsquellen der Rothenburger Bürgerschaft sind teils Feldbau, teils Gewerbe, früher auch ausgedehnter Weinbau, der aber jetzt eingegangen ist; von den vielen, durch das starke Gefälle des Flusses begünstigten Mühlen und den schmackhaften Broterzeugnissen gilt schon seit alters her das Sprichwort im Reiche:

> In Rotenburg uff der Tauber
> ist das Mühl- und Beckenwerk sauber,

wie die umliegende Landschaft überhaupt der Nürnberger Kornboden genannt wurde.

Für die Zukunft ist die Fortführung der Lokalbahn nach Dombühl — an der von Nürnberg nach Südwesten streichenden Hauptlinie — in Aussicht genommen; einstweilen aber ruht das heimliche Nestchen weitab vom Weltverkehr, und das ist sicherlich mit der Grund, weshalb das Mittelalter sich hier so getreu erhalten hat. Rothenburgs Tage liegen in der Vergangenheit, als die große Handelsstraße, welche Augsburg mit Würzburg und Frankfurt verband, hier hindurchführte, und wo es den Verkehrsmittelpunkt zwischen Thüringen, Franken und Schwaben abgab. Indessen ist es niemals als Handelsstadt hervorgetreten, war doch den sich ihrer Machtstellung bewußten Rothenburgern der Warenhandel geradezu etwas Unerwünschtes und, soweit eine Beteiligung an fremden Unternehmungen in Frage kam, selbst bei Strafe verboten. So bildete es von jeher vor allem den Waffenplatz und Zufluchtsort für die Landbevölkerung des weiten Umkreises in den unzähligen Fehden, die um seine Mauern und Gräben entbrannten.

Wie die meisten älteren Städte sich in den ersten Jahrhunderten ihres Bestehens um die Herrenburg anbauten und vergrößerten, so bildet auch in Rothenburg (Rodenburch, althochdeutsch Rotinburch, was entweder „Burg innerhalb der Waldungen“ oder „zur roten Burg“ bedeutet) die Burgfeste den Kernpunkt, um welchen herum nach und noch die Stadt erwuchs. Wir werden noch vielfach Gelegenheit haben, uns mit den fast sämtlich auf unsere Zeit überkommenen Bauwerken, welche Rothenburg einen so eigentümlichen Reiz verleihen, zu beschäftigen; hier sei nur in kurzen Zügen der Hauptpunkte seiner geschichtlichen Entwickelung gedacht.

Schon im Anfange des fünften Jahrhunderts erbaute der, freilich sagenhafte, Herzog Pharamund, der Mythe nach später König von Frankreich, gegen die Alemannen den nach ihm benannten überaus starken Turm; mit den ursprünglichen Bewohnern des Landes, den Hermunduren, mischten sich die Katten, während später von Osten her die Slaven in diesen südlichen Teil des damaligen Thüringens eindrangen und als fleißige und landbaukundige Männer die Oberhand gewannen, und als dann noch vom Rheine die Franken ihre Scharen ausgesandt hatten, gaben die letzteren dem ganzen Landesteile den Namen. Im Jahre 804

wird Rothenburg zuerst, noch ziemlich dunkel, als Sitz eines Grafengeschlechts bezeichnet. Wieder ein Jahrhundert später diente es als Bollwerk gegen die Ungarn; damals war es bereits eine mächtige Landesfeste und ein hervorragender Platz in Ostfranken (Franconia) geworden. Es folgen kraftvolle Gebieter aus dem salischen Geschlecht, nach dessen Aussterben Burg und weitausgebreitete Herrschaft an das verwandte hohenstaufische Haus fallen. Herzog Friedrich, „das Kind von Rothenburg", ist der Letzte aus diesem Zweige, welcher dort glänzend Hof hält; nachdem er im Heereszuge Barbarossas das löwenkopfgeschmückte Rothenburger Banner auf dem Hochaltar des St. Petersdomes zu Rom aufgepflanzt, stirbt er aber jung an Jahren in Tuscien, ob seiner Ritterlichkeit von ganz Italien betrauert, und nachdem nunmehr die Stadt noch bis zu Konradins traurigem Ende bei dem alten Hause ver-



Röderbogen.

blieben war, wird sie 1274 durch Kaiser Rudolf I. zur freien Reichsstadt erhoben. Seither hatten Landvögte das Regiment geführt, nun traten an ihre Stelle kaiserliche Landrichter, während die Feste durch kaiserliche Burggrafen beherrscht wurde, bis sie zu Ende des vierzehnten Jahrhunderts auf des großen Bürgermeisters Heinrich Toppler Betreiben an die Stadt übergeht.



Rathaus und Herren-Trinkstube.

Um diese Zeit hatte sie schon den jetzigen Umfang. Bereits in den Tagen der alten Gaugrafen hatten sich manche fränkische Adelsgeschlechter, z. B. die Hohenlohe (die Bedeutung des Namens ist „hoher Wald"), in der Nähe der Burg angesiedelt, während das Burggesinde unten im Thale zu Detwang, d. i. Volkswiese, seßhaft ward. Unter Topplers Führung erfolgten auch die größten Gebietserwerbungen seitens der Stadt, so daß diese nunmehr ein Dominium von fast sieben Quadratmeilen — hundertdreiundsechzig Ortschaften mit vierzig Burgen — umfaßte, dessen Bezirk von einer sogenannten Landwehr umhegt war.

Schon Ludwig der Bayer hatte die großen Opfer anerkannt, welche Rothenburg seiner Sache gebracht hatte, und darum dessen Privilegien bestätigt und erweitert; im Mai 1377 sah es den Reichstag und mit ihm König Wenzel in seinen Mauern; während der ersten Hälfte des fünfzehnten Jahrhunderts verging nur ein Jahr ohne Fehde, während sonst die Kriegszüge gegen die Burggrafen zu Nürnberg, den Grafen von Württemberg und die Würzburger Bischöfe diesen ganzen Zeitraum ausfüllten. Insbesondere mit den letzteren, welche darauf fußten, daß Würzburg einst die Leuchte der Kultur in dem gesamten Umkreise gewesen war, lag Rothenburg beinahe ständig im Kampfe.

Solange der durch Heldenmut wie durch Klugheit hervorragende Bürgermeister Toppler an der Spitze stand, heftete sich der Sieg fast unablässig an die rot-weißen Fahnen der Rothenburger Stadtleute, und es war nichts Außergewöhnliches, daß die Feinde nach vergeblicher Belagerung vor den Kammer- und Wagenbüchsen der Verteidiger abziehen mußten. Aber auch nach seinem tragischen Tode im Jahre 1408 bewies sich die Kriegstüchtigkeit selbst der Landleute unter ihren angestammten Bannerherren unvermindert: auch bei den Zügen gegen die Hussiten finden wir deren Reisige wieder, erst im Jahre 1450 wird auf dem Tage zu Bamberg der Städtekrieg geschlichtet, und mit Stolz blickt Rothenburg noch heute auf diese glanzvolle, aber unruhige Periode seiner Vergangenheit zurück.

Nun kamen auch für unsere Stadt die inneren Zwistigkeiten, indem das demokratische Element nach Macht zu streben begann

und die Zünfte sich Sitz und Stimme in der Regierung erstritten. Da wanderten manche der Patricier — wie die Behaim, die Plattner u. a. — unmutig meist nach Nürnberg, Hall und Heilbronn aus.

Aus diesen Kämpfen ging 1455 eine neue Konstitution hervor, die indessen schon nach sieben Jahrzehnten wieder grundlegende Veränderungen erfuhr. An der Spitze der Stadt stand ein innerer und ein äußerer Rat, welche sich gegenseitig eifersüchtig im Schach hielten und ihre Machtbefugnisse untereinander teilten, indem sie gemeinsam eine straff gegliederte Verwaltung führten. — Während der Haushalt anderer Reichsstädte aus Unerfahrenheit leicht ins Wanken geriet, war die Ordnung in demjenigen Rothenburgs, welcher mit Goldgulden, Schillingen und manchem Pfund Heller rechnete, eine musterhafte, die noch dadurch erleichtert wurde, daß es Arme und Bettler verhältnismäßig nur wenige gab.

Auch zeichnete sich die Stadt dadurch vor manchen anderen aus, daß sie nicht wie diese die römischen Gesetzbücher zur Vorherrschaft und dadurch das alte Landrecht in Vergessenheit kommen ließ; vielmehr blieb sie ihrem einheimischen Recht, das aus den socialen Verhältnissen herausgewachsen war und sich deshalb auch fortdauernd weiterbilden konnte, lange standhaft treu.

Das sechzehnte Jahrhundert, die Zeit der Reformation, brachte wie überall in deutschen Landen auch für Rothenburg neue Gärung mit sich. In dem Bauernaufstande spielte die Stadt eine hervorstechende Rolle, die Rothenburger Mannen unter Florian Geyer bildeten die Kerntruppen des Bauernheeres. Der Dr. Karlstadt, eines der Häupter der Bewegung, wurde durch Frauenhand aus dem hochgelegenen Fenster eines noch heute erhaltenen Gebäudes am Burgthor in einem Korbe in den Stadtgraben hinuntergelassen und gerettet, aber sechzig andere Führer mußten nach der unglücklichen Schlacht bei Tauber-Königshofen im Juni 1525 auf Befehl des Markgrafen Casimir von Brandenburg-Ansbach ihr Leben lassen, und von der Richtstätte auf dem Marktplatz soll ihr Blut wie ein Bach die steile Schmiedgasse, die noch jetzt eine der Verkehrsadern Rothenburgs bildet, hinabgeflossen sein.

Im Jahre 1544 führte der Rat die neue Lehre ein, nachdem ein Schreiben Luthers dafür den Ausschlag gegeben hatte.

Sahen wir schon, wie die freie Reichsstadt im Wechsel der Zeiten häufig einen



Portal im Rathaushof.

Mittelpunkt der Geschehnisse bildete und auch vielfach die deutschen Kaiser — so Karl V. — mit glänzendem Gepränge, oft mit fünf- bis siebenhundert Pferden, aufnahm, so müssen wir uns nunmehr zu einem traurigen Blatte in der Geschichte Rothenburgs wenden. Vermöge seiner Lage nahe der Verkehrsstraße zwischen Mittel- und Süddeutschland drangen auch die Wogen des Dreißigjährigen Krieges mit ungestümer Heftigkeit heran, und im September 1631 hatte es den gesamten Kriegsscharen Tillys einen heldenhaften Widerstand entgegenzusetzen. Aber endlich mußten die halb aufgeriebenen und gänzlich ermatteten Verteidiger, denen keinerlei Entsatz zu Hilfe kam, doch kapitulieren, und der grimme Heerführer würde, nachdem die Stadt schon aufs furchtbarste geplündert worden, die Häupter des Rats haben hinrichten lassen, wenn nicht im Augenblick der höchsten Not der Altbürgermeister Nusch durch seinen Meistertrunk dieses traurige Geschick von den bedrohten Ratsherren abgewendet hätte. Bei unserem Gange zum Rathause, welches den Schauplatz dieser historischen Thatsache bildete und in dem ein Jahr später Gustav Adolf mit seinem ganzen Kriegsgefolge verweilte, werden wir hierauf noch näher zurückkommen. Und noch ein bekannter Name aus jener für Deutschland so unglücklichen Epoche fällt uns auf: auch Octavio Piccolomini durfte sich rühmen, Rothenburg eingenommen zu haben.

Die Schauer des Krieges waren verrauscht, aber nicht überwunden, sondern sie warfen ihre trüben Schatten noch weit hinaus über manche Menschenalter. Wohl wußte Rothenburg noch einmal im pfälzischen Erbfolgekriege den Angriff eines französischen Korps siegreich abzuwehren, aber wie das ganze Volkstum in Deutschland, so hatte auch das reichsstädtische Leben, dem der frühere Anschluß an gleichstrebende Gewalten im Staatskörper fehlte, viel von seiner Kraft und Energie, von seinem sittlichen Halt und Selbstvertrauen eingebüßt. Der Siebenjährige Krieg ging nicht vorüber, ohne auch Rothenburg Wunden zu hinterlassen; während der französischen Kriege 1792 bis 1793 raffte sich der in den alten Mauern nistende Kriegsgeist gelegentlich noch einmal auf, um den Angriff eines Moreauschen Streifkorps abzuschlagen, aber als am 2. September 1802 Rothenburg dem Kurfürstentum Bayern einverleibt wurde, bezeichnete der Verlust seiner politischen Selbständigkeit nur den Abschluß einer schon lange andauernden, durch den Wechsel der Verhältnisse nur allzu erklärlichen allmählichen Entkräftung. Eine in tiefen Archivgewölben aufgespeicherte Stadtchronik mit Privilegien-, Statuten- und Willkürenbuch, wie sie — trotzdem wichtige Teile davon in neuerer Zeit nach München und Nürnberg überführt worden — so reichhaltig und gut erhalten kaum ein anderer Ort aufzuzeigen hat, weil hier seit 1300 jeder Vertrag in das Stadtbuch eingezeichnet wurde, giebt von den Ereignissen der verflossenen Säcula Kunde.



St. Georgs- oder Herterichsbrunnen.

Freudig jedoch wird jeder kunstsinnige und pietäterfüllte Kreis es schätzen, daß all die Stürme, welche über Rothenburg hingefegt sind, nicht vermocht haben, seinen Charakter als den einer hervorragenden Vertreterin der guten alten Zeit zu verwischen oder nur zu schmälern, weil dort von jeher die Verehrung für das Vergangene in so hohem Maße lebendig ist; und wenn der Beschauer den kleinen alltagsmäßigen Bahnhof nebst einigen vereinzelten modernen Fabrikgebäuden hinter sich gelassen und an dem Kirchhof vorbei das Röderthor durchschritten hat, so eröffnet sich ihm eine Welt aus einem halben Jahrtausend zurück, die auch nicht durch einen einzigen Mißton getrübt wird und an welcher selbst Goethe, den man einen Verächter des Mittelalters genannt hat, seine helle Freude hätte haben müssen. Wie stimmt da alles zueinander: Formen und Farben und Licht und Leben, und wenn wir uns nun, nach diesen kurzen äußerlichen Skizzen, zu einem Rundgange durch die Stadt selber rüsten, so haben wir Mühe, uns das Wichtigste zu vergegenwärtigen, ohne über den Einzelheiten den Gesamteindruck zu verlieren.



Weißer Turm.

Die geschichtliche Entwickelung Rothenburgs hat uns schon gezeigt, daß seine Bewohner sich äußeren Wohlstandes erfreuten, den sie wider jeden Gegner zu verteidigen strebten, und dies verlieh ihnen eine innere Kraft, welche nicht nur in kriegsgewaltigen Unternehmungen, sondern auch in einer tiefen Empfänglichkeit für alles Schöne zum Ausdruck kam. Mit Recht wird deshalb auch der hohe Idealismus und das feine Formgefühl, die Kunstliebe, ja geradezu ein bedeutender Monumentalsinn seiner Geschlechter gerühmt, welcher in den öffentlichen Bauten zu Tage tritt; wir finden in diesen zunächst den gotischen Stil vorherrschend und beispielsweise in der St. Jakobskirche mit unvergleichlicher Reinheit angewandt, bis nach der verhältnismäßig späten Einführung der Reformation auf die vorangegangene Entmutigung, die sich nach den Wirren des Bauernaufstandes fühlbar machte, mit elementarer Gewalt eine kurze, aber schöne Blütezeit folgte, welche der Stadt auf allen Gebieten einen bemerkenswerten neuen Aufschwung brachte und der Renaissance zum Durchbruch verhalf, deren Kunstbauten wir dann vielfach zu bewundern Gelegenheit haben, wie überhaupt in dieser Periode die Durchbildung der Architektur diejenige aller anderen Künste übertraf.

Waren es auch nicht durchweg einheimische Kräfte, die hier so Hervorragendes leisteten, sondern vielfach aus den Mittelpunkten der Kunst, namentlich aus Nürnberg, herangezogene, so wußten sie doch, indem sie sich an die Meister des Cinquecento anlehnten, welche damals wie in Deutschland so auch in Frankreich und den Niederlanden den neuen Baustil zu glänzendem Triumphe führ-


Hochaltar in der St. Jakobskirche.

gienartig auf Holzpfeilern ruhende Gänge hinziehen, und oft meinen wir da, es müßten „langvergessene Gestalten in bauschigen, altmodischen Gewändern mit Schaube und Gürteltasche“ uns entgegenschreiten.

Und dann das ganze Gewirre der Häuser mit ihren über geräumigen Getreideböden steil abfallenden, in allen Tinten abgetönten Ziegeldächern, ihren hohen Giebeln, die durch Bauart und Alter nach vorn geneigt sind; luftige Chörlein und wunderliche Türmchen, vergitterte Guckfenster mit verrostetem Eisenwerk und erblindeten Scheiben, Wetterfahnen und originelle Dachtraufen, schmiedeeiserne Wahrzeichen, die den damaligen hohen Stand des heimischen Kunstgewerbes anzeigen, ein verzierter Fensterpfeiler, eine Statue, bunte Malereien an der Außenwand — alles dies verdichtet sich zu einem Gesamteindruck, von dem wir nur nicht wissen, ob uns mehr das lebhaft Malerische oder das traulich Anheimelnde gefangen nimmt.

ten, durch ihre Schöpfungen Rothenburg jenen Charakter zu verleihen, der ihm noch heute einen unbestrittenen Rang in der Kunstgeschichte sichert.

Während die hauptsächlichsten Bauwerke in einem harten Kallstein ausgeführt worden sind, der, in der Nähe gebrochen, sich sehr wetterfest erwiesen hat, sind die Profanbauten im allgemeinen meist aus Fachwerk, mit vielfacher Verwendung des Holzes, errichtet; nur ausnahmsweise hat bei den Bürgerhäusern der Steinbau Verwendung gefunden. Vor allem sind es auch die Patricierhäuser, die unsere Sinne fesseln, mit ihren wappengeschmückten Portalen, welche zu geräumigen Tennen — den über weiten Kellern gewölbten und für die Weingäste bestimmten Eingangshallen — führen, mit ihren schön geschnitzten Thüreinfassungen und Treppenaufgängen, ihren Decken aus gebräunter Holz- oder kunstvoller, zum Teil farbig bemalter Stucco-Arbeit, mit ihren traulichen inneren Höfen, um welche sich log-

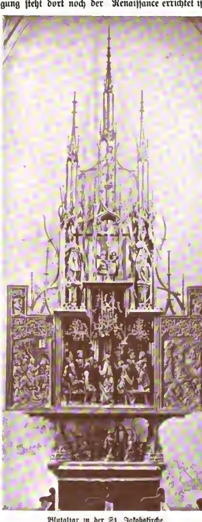
Oft belebt das plätschernde Wasser eines seltsam geformten, mit Weiblein, Löwen und Rittern gezierten Brunnens die krummlinige Straße; jäh wechseln Vorsprünge und Winkel miteinander. Hier eröffnet sich ein Blick in einen enggewundenen Durchgang, dort in einen altertümlichen, düsteren Hof, und da wieder in einen spärlichen Garten, aber über allem liegt die Behaglichkeit der kleinen Stadt und der noch nicht durch das Hasten des Tages getrübte, angeborene Frohsinn seiner Bewohner.

Treten wir ein in dieses Dorado der Maler, in diese Fundgrube reinen, künstlerischen Genusses!

Das äußere Röderthor mit dem mächtigen Thorturm haben wir schon hinter uns, den Zwinger mit Brustwehr, Mauertürmen und Buschwerk haben wir passiert, und nun gelangen wir durch die ehemalige Handwerkervorstadt und die Rödergasse zum Röder-

bogen oder inneren Röderthore, welches, mit seinem etwas altersschiefen Turme an sich ein charakteristisches Überbleibsel der vergangenen Zeiten, den Blick in die beinahe von Schritt zu Schritt wechselnde, immer neue überraschende Bilder bietende, malerische Scenerie der Innenstadt eröffnet. Als ein gewaltiger Rest der früheren, und zwar der ältesten, Thorbefestigung steht dort noch der Markusturm, der Gefängnisse und einen Prangerenthielt, dessen Tragsteine noch zu sehen sind, sowie daneben das ehemalige Büttelhaus.

Und nun durch die Hafengasse zum Marktplatz, an dem sich weit ausgestreckt das herrliche Rathaus erhebt, das in erster Reihe den Stolz und die Zierde der so viele Denkwürdigkeiten bietenden Stadt ausmacht. Auf stark ansteigendem Terrain belegen, beherrscht es seine ganze Umgebung. Es ist ein immenser, harmonisch wirkender Doppelbau, der drei Perioden der Architektur umschließt. Man unterscheidet den älteren, um 1250 errichteten, kühn anstrebenden gotischen Bau mit dem zierlichen Dachreiter und dem 180 Fuß hohen, schlanken, eine reiche Phantasie seines Erbauers bezeugenden Glockenturme, welcher fest verankert ist, aber doch bei heftigem Sturm einem Baume gleich schwankt, und den niedrigeren, weit nach Osten vorgelagerten, von einer Ritterfigur mit Burgwappen und Fahne gekrönten neueren Rathausbau, der von 1572 bis 1578 an der Stelle eines zu Anfang des Jahrhunderts abgebrannten Teiles in italienischer Renaissance errichtet ist. Ihm wieder sind im Jahre 1681 stattliche Rustikakolonnaden in dem damals heimisch werdenden Barockstil vorgebaut mit einem herrlichen Altan, welcher zur Sommerzeit mit üppigem Blumenflor geschmückt zu werden pflegt, und hinter demselben, ungefähr in der Mitte des Renaissancebaues, steigt ein polygoner Treppenturm auf. Noch heben der kräftige, durch mehrere Stockwerke gehende Erker und die reiche Südfassade, welche durch ein von kannelierten jonischen Säulen getragenes, prächtiges Portal unterbrochen wird und mit abwechselungsvoll wirkenden Pilastern und Voluten geschmückt ist, den imposanten Bau vor Schöpfungen ähnlicher Art weit heraus. Eine breite Durchfahrt scheidet den gotischen Teil des Rathauses von demjenigen der Renaissanceperiode.



Blutaltar in der St. Jakobskirche.

Nimmt man nun hierzu den im Vordergrunde auf dem Marktplatze errichteten schönen St. Georgs- oder Herterichsbrunnen, ein Werk aus der Zeit des Wiederauflebens der Antike, dann das hohe erkergeschmückte Patricierhaus daneben und die hinter dem gewaltigen Rathaus aufragenden Türme der Hauptkirche, so erhält man ein Bild, das zu den schönsten Straßenprospekten Deutschlands zählt.

Wir wollen nun in Kürze die Sehenswürdigkeiten im Rathause selber berühren: da ist der wundervolle Blick am Fuße der um vier schlanke Säulen kunstreich entwickelten Wendeltreppe, welcher uns den heraldischen Schmuck hoch oben im Sterngewölbe des Treppenhauses erkennen läßt, wie sich überhaupt zahlreiche gerühmte Ornamente an Portal, Erker und Treppen befinden; der innere, höchst malerische Hof, das Entzücken aller Kunstfreunde; die lichtlose Folterkammer mit Verließ, in welchem, tief unter der Erde, Rothenburgs größter Sohn, der schon genannte und heute noch von Volksgunst umwobene Bürgermeister Heinrich Toppler durch Gift oder Hungerpein sein Leben aus-



Aufgang zum Stadtkirchner-Hause.



Herrengasse mit Franziskanerkirche.

hauchte, nachdem er gleich vielen seiner Schicksalsgenossen der Politik geopfert worden war und so in echt republikanischer Weise seine Laufbahn endete, — wie viele Inschriften reden doch von der Republik Rothenburg! Wir betrachten den imposanten Vorplatz im ersten Stock, wo sich toskanische zu jonischen Säulen gesellen; die schöne Kassettendecke, welche den stattlichen achteckigen Erker überdacht; die kunstvoll in Stein ausgehauenen Gerichtsschranken am Ende des Rathaussaales, wegen ihrer meisterhaften Ornamentik in Ranken und Masken zu den schönsten Werken der deutschen Renaissance gerechnet, sowie vor allem den alten, zwei Geschosse hohen Rathaussaal selbst, in dem die rundbogigen Blendarkaden mit je zwei Fenstern übereinander, ein großes Steinrelief in Farbenfassung, das jüngste Gericht darstellend, und die mächtige Balkendecke besonders auffallen, letztere ein gewaltiges Hängewerk, welches von kraftvollem Gefüge im Bodenraum getragen wird.

Und in diesem altertümlichen Saale wickelt sich seit etwa zwei Jahrzehnten alljährlich an den Pfingsttagen ein Festspiel ab, das, von dem dichterisch begabten Glasermeister Hörber in Rothenburg verfaßt, zu dem Eigenartigsten gehört, was die Volksphantasie für dergleichen festliche Veranstaltungen ersonnen hat. Da lassen Rothenburger Bürger in zeitgemäßen Trachten jene Schreckenstage wieder aufleben, in welchen Graf Tilly die alte Landesfeste bezwungen hatte und, wie schon zuvor erwähnt, im Begriffe stand, die hervorragendsten Ratsherren der Stadt dem Tode preiszugeben; jedes Mittel der Überredungskunst, alles Flehen der Geängsteten ist an dem steinharten Herzen des grausamen Siegers abgeprallt, und durch die weitgeöffneten Fenster des ehrwürdigen Rathaussaales hören wir, wie von den Türmen der nahen Jakobskirche die Glocken wimmern, während aus dem Inneren des hehren Gotteshauses die Orgeltöne erbrausen und Bittgesänge zu dem Herrn über Leben und Tod emporsteigen — ein Vorgang von unbeschreiblicher, tiefergreifender Wirkung. Da hat die Tochter des Ratskellermeisters einen rettenden Gedanken, und

obgleich der eiserne Heerführer vom Weibervolk nichts wissen will, zuerst auch den ihm dargebotenen Willkommenstrunk verschmäht, läßt er sich schließlich doch erweichen, den Ratsherren das schon verwirkte Leben zu schenken, wenn es jemand unternimmt, den dreizehn bayerische Quart fassenden, ungeheuren Humpen voll Weines auf einen Zug zu leeren. Der Altbürgermeister Nusch erkühnt sich des Wagnisses, der Meistertrunk gelingt ihm, und die Häupter der Stadt sind gerettet! Die enge Straße, in welcher der Ratsdiener den nach dem Scharfrichter ausgesandten regierenden Bürgermeister trifft und ihm von der freudigen Wendung Kunde giebt, heißt noch heute das Freudengäßlein.

So erneuern sich zwar in der Welt der Bretter, aber doch an Ort und Stelle jetzt alljährlich diese für Rothenburg so denkwürdigen Ereignisse; an den Nachmittagen entwickelt sich dann auf den Festwiesen — im Feldlager — ein ungemein malerisches Treiben von Mannen mit Rossen und Rüden, mit Standarten und Kriegsdrommeten, von Rothenburgern und Tillyschen, Schweden und Kroaten und wie die Völkerschaften alle heißen, welche im Dreißigjährigen Kriege neben- und gegeneinander standen, und an Fremden strömt dazu eine größere Anzahl zusammen, als ganz Rothenburg an Einwohnern zählt — ein Stück Romantik, wie es in unserem nüchternen Zeitalter selten ist, aber auch auf einem Hintergrunde, den kein anderes Gemeinwesen in so klassischer Ursprünglichkeit bieten dürfte.



Klingenthor.

Nun werfen wir im Vorübergehen einen Blick auf ein Gebäude mit Glockentürmchen und Uhren, die Herren-Trinkstube, wo die Ehrbaren vom Rat ihre Vereinigung suchten und manche schwierige Fragen, die sich tagsüber nicht hatten glätten wollen, abends beim Becher leichter zur Erledigung brachten, sowie auf den bis 1204 die Stadtgrenze bezeichnenden Weißen Turm, unter welchem hindurch sich jetzt der Verkehr bewegt, mit freistehender, imponierender Steintreppe und romanischer Chorwölbung — aber es treibt uns zurück, um nun vor allem die Hauptkirche St. Jakob zu besichtigen.

Diese, eine der herrlichsten und reinsten Schöpfungen der gotischen Kunstform in Bayern, wurde zu Topplers Zeiten auf dem Grunde einer kleineren Pfarrkirche begonnen und erst nach etwa hundert Jahren mit dem Ausbau des Westchores vollendet. Mächtige und doch zierlich gegliederte Strebepfeiler mit Fialen und Strebebogen heben die Außenseite, die zwei gegen 180 Fuß hohe, mit reichen Brüstungen versehene, von durchbrochenen Helmen gekrönte Türme überragen. Die Sage, welche sich an diese Türme knüpft, giebt Adolf Wilbrandt in der folgenden lebendigen Weise wieder:

„Von der Jakobskirche sind die Türme ungleich. Der Meister hat einen Gesellen gehabt, den er's selbst gelehrt hat, zu dem hat er gesagt: ‚Den Nordturm sollst du

machen, und den Südturm ich!' Wie sie nun aber fast fertig sind und der Meister hoch auf seinem Gerüst steht und hinüberblickt, da sieht er: des Gesellen Turm ist viel schöner worden. Da ruft er: ‚ich bin verspielt!' und in der Verzweiflung stürzt er sich vom Gerüst hinab."

Das Bild eines herabfallenden Mannes an der Südseite des Baues weist noch heute darauf hin.

Gleich reinen und herrlichen Stils wie nach außen erscheint das Münster im Inneren, der Ostchor mit seiner farbensatten Glasmalerei, im Hauptschiffe auf edel gezierten Steinpfeilern ein kühnes, durch Kreuzgurten überspanntes Gewölbe, die hohen, freien Fenster ebenso vielseitig wie schwungvoll ausgeführt. Drei Altäre sind noch vorhanden, die vermöge ihrer Bildschnitzereien von künstlerischster Arbeit und hohem Schönheitsgefühl — der eine von Riemenschneider — zu den Meisterwerken ersten Ranges zählen und teilweise vor etwa fünf Jahrzehnten restauriert worden sind; die Malereien an den Flügeln des Hochaltars stammen von Herlen; der Altar zum heiligen Blut enthält diese Reliquie in gläsernen Kapseln an einem Kreuze über dem Schrein, und die nicht mehr vorhandene Kapelle, welche früher zur Aufnahme derselben bestimmt gewesen, bildete jahrhundertelang den Wallfahrtspunkt für unzählige Pilger selbst aus weiter Ferne.

Und wunderbar, aber für die oft seltsame Bauart Rothenburgs bezeichnend, zieht sich unter dem westlichen oder schwarzen Chor der Jakobskirche die Straße hindurch, was jedoch einst einem gottlosen Bäuerlein verhängnisvoll werden sollte. Denn als dasselbe mit lästerlichem Fluchen sein Gespann durch den Thorweg lenkte, fuhr plötzlich der Böse hervor und warf den Armen an die Decke der Durchfahrt, wo — nachdem der leblose Körper herabgefallen — die Seele des Unglücklichen haften blieb und sich heute



St. Wolfgangs- oder Schäferkirche.

noch als ein großer schwarzbrauner Flecken an der Wölbung bemerkbar macht.

Nahe der Jakobskirche liegt das um 1590 begonnene, sehr bald von etwa fünfhundert Schülern besuchte und mit einer reichen Bibliothek versehene, immer noch stattliche Gymnasium, an welches einst die namhaftesten Lehrkräfte berufen wurden, sowie das Haus des Stadtkirchners, dieses mit seinem köstlichen aufgetreppten Zugang eine Perle altertümlicher Bauart, von der sich das Auge gar nicht trennen kann. Und ebenso malerisch wirkt an der nahen, breit und friedlich lagernden Herrengasse in dem von Staudtschen Hause — dem ansehnlichsten der Patricierhäuser Rothenburgs — der duftumsponnene Hofraum, welcher in seiner dem Getriebe des Tages entrückten Heimlichkeit in gewisser Weise an den Sankt Annen-Friedhof in Hildesheim erinnert. Das ist, wie es jüngst Kaiser Wilhelm in dieser halb mittelalterlichen Stadt aussprach, „nicht der vermoderte Geist vergangener Jahrhunderte, sondern das Große und Schöne", dem wir auch in Rothenburg auf Schritt und Tritt begegnen, wo „die Traditionen so hoch und heilig gehalten" werden.

Nur wenige Augenblicke wollen wir bei der Franziskanerkirche verweilen, die unter dem Einfluß der Bettelorden im ernsten, einfachen Stile der Frühgotik 1282 nebst dem Kloster vollendet wurde. Besonders fallen die zahlreichen Grabmonumente im Inneren des Gotteshauses auf; der ganze Fußboden besteht aus alten Grabsteinen, und unter den Steinbildern fesselt uns dasjenige von Dietrich von Berlichingen, dem Großvater unseres Götz.



In der Klingengasse. (Westchor der St. Jakobskirche.)

Jetzt treten wir am Ende des Herrenmarktes durch den alten Burgthorturm in das Gebiet der Burg. Dasselbe nimmt die ganze, sich weit nach Westen hin erstreckende Bergzunge ein und gewinnt, abgesehen von den sich mit seinen Befestigungswerken verknüpfenden geschichtlichen Erinnerungen, noch dadurch ganz besonders, daß es an sich eine Stätte voll anmutender landschaftlicher Anlagen bildet und uns weit hinausblicken läßt in das tiefgelegene, lieblich gewundene Tauberthal und die „auf zwei Seiten am Abhang so malerisch hingelagerte Stadt".

Die Burggebäude zerfielen in die Hinterburg, welche fast vollständig zerstört ist, die Vorderburg oder Reichsfeste, zu der das „hohe Haus der Herzoge" gehörte, das jetzt einen einzigen, aber längst verödeten Kapellenraum mit nur wenigen Überbleibseln architektonischer Schönheit bildet, und endlich in die Reichshofstatt, wo auf zwölf Steinbänken Edle der Centgrafschaft und rittermäßige Bürger der Stadt als Schöffen mit dem kaiserlichen Landrichter Recht sprachen, welche Stätte jedoch nunmehr von jeder Baulichkeit entblößt ist. Das Stadtwappen Rothenburgs, eine rote zweitürmige Burg in weißem Felde, zeigt im Hintergrunde zwischen den Türmen das freie Landgericht, dessen Spruch ausging, „soweit die vier Wälder reichen."

Alte, schattige, kräftig fortgrünende Baumanlagen, in denen sich die großen und kleinen Bürger Rothenburgs so gern ergehen, nehmen fast das Ganze des umfangreichen Plateaus ein, von dem jetzt das Auge weit und breit hinüberschweift — nach Süden zu auf die schöne, aus grünem Sandstein aufgeführte Liebfrauenkirche zu Kobolzell, hart am Tauberstübchen gelegen, von wo sich ein früher als Wallfahrtsweg mit Stationen benutzter Pfad zu der damals als „Kalvarienberg" bezeichneten Erhebung am Fuße der Burgmauer hinzieht, wie man Rothenburg noch ein zweites Jerusalem nannte. An diesem Pfade liegt das uralte „Schlößchen", den hochgebietenden Nortenbergern, welche Küchenmeister und Schultheißen und zugleich Besitzer der Burg waren, sowie denen von Tanne gehörig, in dessen Nähe Tillys Scharen versuchten, durch die enge Schlucht in die Festung einzudringen; und jenseits der Kirche, dort wo sich der „Kobolzeller Steig" zur Stadt abzweigt, erhebt sich die aus dem

Jahre 1338 stammende steinerne Doppelbrücke, welche mit gewaltigen, vom Wasserspiegel aufwärts hohlen Pfeilern und zwei Reihen Bogen übereinander sich über den Flußlauf ausspannt, auch einst von einem festen Turm geschützt war und an italienische Vorbilder erinnert. Nicht weit davon steigt der Bergvorsprung des Essigkruges hervor, auf dem in frühester Zeit die gleichnamige Feste durch Herzog Pluvemund errichtet, aber 1336 durch Erdbeben zerstört worden ist. „Ich will," soll er gesagt haben, „den Schwaben ein Krüglein mit so starkem Essig hinstellen, daß sie sich die Zähne daran verderben sollen, wenn sie darüber kommen."

Weiter wandert der Blick an dem alles überragenden grausigen Faulturm etwa in der Mitte der Stadt vorüber nach dem Südende derselben, wo sich die ausgedehnten Bauwerke des Spitals erheben, die ein ganzes Viertel einnehmen und dem Beschauer die fesselndsten Umrisse bieten, während sich dahinter die bewaldete Bergkette der Frankenhöhe mit dem Kirchturme des Dörfchens Gebsattel, das mit der Geschichte Rothenburgs eng verbunden ist, vom Horizont abhebt. In südöstlicher Richtung, aber unserem Auge verborgen, ist Schillingsfürst gelegen.



Haus des Baumeisters.

Wenden wir uns an der gegenüberliegenden, sich weiß durch das Gefilde hinziehenden Leuzenbrunner Landstraße vorbei gegen Nordwesten, so tritt uns jenseits des Tauberflusses besonders der Bergvorsprung der Engelsburg entgegen, die, selbst längst zu Ruinen geworden, für die Geschichte der Gegend eine Stätte von hoher Bedeutung bildete, und wo der Wall, ein altgermanisches Werk, mit den drei gegen die Ebene zu geneigten Abhängen einen uralten, den gefundenen Überresten nach der Steinzeit angehörigen Lagerplatz einschließt. Unter der Engelsburg im Thal träumt das eigenartige, so enge und doch so wohnliche Toppleschlößchen, auch der Kaiserstuhl genannt und früher zu Verteidigungszwecken manches Mal unter Wasser gesetzt, von den Zeiten, da der üppige König Wenzlav dort bei dem großen Bürgermeister zu Gaste war.

Aber das herrliche Panorama, das sich uns von der Brüstung der Burgmauer aus bietet, dehnt sich hinaus, hier unbehindert fast zwei Stunden weit, dahin, wo aus der „wildromantischen, hochgebirglichen Thalschlucht des Vorbaches" der besonders steile und bewaldete Nordabhang der Engelsburg aufsteigt, hinüber nach dem viel gerühmten Münsterthal, hinunter nach der Turnierwiese, auf welcher im Jahre 942 das zweite Turnier deutscher Nation stattfand, und nach dem steinalten Dörfchen Detwang, wo im Dreißigjährigen Kriege der „Pappenheimer" drei Wochen lang lagerte.

Und indem wir nun den ebenfalls ungemein malerischen Ausbau des Nordendes der Stadt mit Klingenthor und St. Wolfgangskirche, wohin der sogenannte „kurze Steig" aus dem Vorbachthal scharf hinaufführt, von fern genügend betrachtet haben, begeben wir uns durch Anlagen oben am Thalrande entlang auf aussichtsreichem Wege selbst dahin, vorüber an dem starken, einst einen Teil der Stadtbefestigung bildenden und durch Dr. Karlstadts Flucht berühmt gewordenen Bauwerke, vorbei am Totengräber- und am Klosterturm, der kühn einem aus dem Graben aufsteigenden Pfeiler aufgesetzt ist, und weiter vorüber am starken und hohen Strafturm, dessen Eingang in halber Höhe auf malerischem Stiegenwerk von den leichter Vergehen wegen zur Haft verurteilten Bürgern zu erklimmen war. Doch ließen es die guten Rothenburger an einem Verließ auf dem Grunde des Strafturmes natürlich auch nicht fehlen!



Am Plönlein.

Nun beschreiten wir einen Gangsteig mit Treppen über den Kavalier- und äußeren Graben, aus welch letzterem als festes Außenwerk die St. Wolfgangs- oder Schäferkirche mit starkem Thorhause aufsteigt. Diese, der man von außen den kirchlichen Charakter nicht anzusehen vermag, ist Festungswerk und Gotteshaus zugleich, indem die Rückseite der Kirche die finstere Klingenbastei bildet, welche durch Bogen gegen Stückkugeln gewappnet und mit Schießscharten versehen ist, während das Innere einen überaus zierlichen, mit einem vorzüglichen Steinbilde des heiligen Wolfgang geschmückten, spätgotischen Bau darstellt — hinter dem Altar steigt man zu den Kasematten hinab —, zu welchem gewallfahrtet wurde, um die Herden vor dem Wolf zu beschützen und Ablaß zu suchen, ehe die Schäfer sich zu Tanz und Gelagen in die Stadt begaben. Durch eine halbrande, seit Tillys Sturm viele Kugelmale zeigende Bastei ist die kleine Kirche mit dem mächtigen Turm des Klingenthors verbunden, welcher mit Erkertürmchen, Stiegenaufgang und Stadtmauer anerkannt eines der schönsten Architekturbilder zeigt. Der Turm dient nach Anleitung eines Mönches seit dem Ende des sechzehnten Jahrhunderts auch als Wasserturm, auf dessen Höhe das Wasser aus einer kräftigen Quelle vom Fuße der Engelsburg vermittels eines Druckwerkes unter dem Tauberbette hindurch getrieben wird.

So wurde ein namentlich bei den vielfachen Belagerungen fühlbarer Notstand abgestellt, von dem die lateinische Inschrift an dem freistehenden Brunnen in der Herrenstraße meldet:

Mag auch mit Bacchus' und Ceres' göttlichen Gaben die Stadt reich bedacht sein —
Schwer doch war sie gedrückt vom Mangel des quellenden Wassers,
Von der hochthronenden Stadt fliehen die Quellen zurück.

Während von der Außenseite der Klingenbastei bis zum Essigkrug ein weiter Weg zu Füßen des unversehrt erhaltenen Mauerkranzes um die Stadt herumführt und innerhalb desselben ein ebensolcher, „die

Schütt" genannt, von welchem aus man auf den Wehrgang der Mauer hinaufsteigen kann, den Nord- und Südteil verbindet, ist auch der eben erwähnte, mit niedrigem Schirmdach versehene Gang oben auf der Stadtmauer vom Klingenthor bis zum Spitalthor nach erhalten, und es läßt sich denken, welchen herrlichen Ausblick derselbe nicht nur in die anmutig bewegte Landschaft hinaus, sondern welch köstliche Einblicke er auch in die intimen Ecken und krummen Gäßchen, die lauschigen Höfe mit ihren durch die Zeit geschwärzten Holzgalerien, in halbdunkle Gänge, ja selbst in manch enges epheuumranktes oder fliederumwuchertes Häuschen mit wurmstichigen Balkenlagen und ausgetretenen Stiegen gewährt. Es bietet sich von dieser Höhe aus dem Auge ein Gewinkel von Häusern und Höfen, Gärten und Scheunen, dazu der massive Bau der Stadtmauern mit ihren eingelassenen Emblemen, ihren ehemaligen, jetzt vermauerten Ausfallsthoren, den blumengeschmückten alten Wachttürmchen und vereinzelten bewohnten Stock-

Augenschein zu nehmen, den Weg quer durch die Stadt, über die Klingengasse, an der Stätte des ehemaligen Ordenshofes der Deutschherren vorbei, den Rathenburg ebenso wie ein ziemlich freies Frauenkloster besaß, durch den Thorbogen der Jakobskirche, über den Markt die Schmiedgasse recht scharf hinunter.

Hier fesselt uns zunächst der durch Giebelterrassen und durch Wappenschmuck auffallende Bau der Ritter von Rein, welchen der dänische König Christian bewohnte, als er auf dem Marktplatze zu Rothenburg von Kaiser Friedrich III. mit Holstein, Stormarn und Dithmarschen belehnt ward. Alsdann folgt das sogenannte „Haus des Baumeisters", ein bedeutendes Werk der Renaissance, welches dem Pellerhause zu Nürnberg den Rang streitig macht; ferner das Wohnhaus Topplers, jetzt „Gasthaus zum Greifen", und die nunmehr katholische Johanniskirche mit dem Johanniterhofe, wo einst das von den Johannitern verwaltete älteste Hospital der Stadt stand.



Beim Koboltzeller Thor.

werken, die sich wie Schwalbennester anhängen — „wer könnte sich diesem halb trutzigen, halb freundlichen, unendlich bezaubernden Eindruck entziehen?"

Wir wählen indessen, um nun auch den nicht minder sehenswerten südlichen Teil in

Nicht viel weiter hin öffnet sich inmitten originell gestalteter und gelegener Häuser — am Plönlein — durch zwei Thortürme, am Röhrenbrunnen vorbei, wieder einer der anziehendsten perspektivischen Durchblicke; der Turm rechts ein Überbleibsel des ja inter-

essanten Coboldzeller Thores, derjenige links der Siebersturm, durch welchen wir in den ausgedehnten „Kappenzipfel" mit dem Hospital zum heiligen Geist eintreten. Der merkwürdige Name dieses Stadtteils wird darauf zurückgeführt, daß Kaiser Albrecht I., um Aufnahme des Spitals in die Stadtmauern angegangen, ärgerlich darüber, daß dadurch die Verteidigung des festen Platzes erschwert werde, endlich nur eingewilligt habe mit den Worten: „Sieht eure Stadt doch schon aus wie eine Schlafkappe, so mag dieses der Zipfel daran sein!"

Und eine Welt für sich ist es, die wir damit betreten. Hier fanden Pilgrime zum heiligen Grabe und nach Rom, Arme und Kranke seit vielen Jahrhunderten leibliche und geistige Pflege; die von Erzbischöfen und Bischöfen gewährten reichen Benefizien, verbunden mit Kollekten in den glaubensfesten Ländern, setzten die Verwaltung in den Stand, der Stiftung eine immer weitere Ausdehnung zu geben. So umfaßt dieses abgeschiedene Gebiet eine ganze Anzahl historisch merkwürdiger Bauwerke in überraschender Gruppierung: neben der schmucklosen frühgotischen Kirche mit Pfründe der Hauptbau, zwischen 1574 bis 1578 auf dem Grunde des alten Krankenhauses in einfacher Renaissance errichtet, mit gewaltigem Giebel und gediegenen Portalen; dazu die Pestkammern, dann inmitten des weitgestreckten zweiten Hofes des Spitals, „der fast wie ein großer Burghof anzusehen ist", das ganz eigenartige Hegereiterhaus mit achteckigem Zeltdach und malerischem Rundtürmchen, ferner die ehemalige Roßmühle, die vermöge ihrer mächtigen Quadern und Streben fast einem Bollwerke gleicht; Ökonomiegebäude, Scheuern mit beinahe bis auf die Erde reichendem Dach und manch andere Baulichkeiten, an denen die Jahrhunderte nicht spurlos vorübergegangen sind. Im Hintergrunde ragt an der Mauer der trotzige Stöberleins- oder Hundsturm mit Erkern und Neidkopf auf.


Hegereiterhaus.

Fast unmittelbar an das Hospital stößt das außerordentlich feste Spitalthor mit hohem Thorturm, und weiterhin schließt sich an die älteren Befestigungen seit 1572 die neuere Rundbastei, ebenso formvoll wie stark aufgeführt, von deren oberem Gange noch heute einzelne Kartaunen drohend durch die Schießscharten blicken. Eine Zugbrücke verband die Bastei mit dem äußeren Thorbogen, welcher weithin sichtbar die Bestimmung dieses geschützten Erdenwinkels durch die Inschrift kundgiebt:

Pax intrantibus, Salus exeuntibus —
Friede den Eintretenden, Heil den Ausgehenden!

Nun noch außerhalb des Spitalviertels zum freigelegenen Wildbaderturm, der mit der Stadt durch einen über den Felsengraben gespannten hohen Brückenbogen verbun-



Spitalthor.

den ist und ein Überrest der schon erwähnten vormaligen Feste Essigkrug sein soll. Alle diese Türme, nach innen offen, beherrschen die Stadtthore und die Landstraßen auf weit hinaus.

Von dieser Bergzunge aus eröffnet sich wieder eine herrliche Aussicht die Tauber hinauf und hinab; gerade darunter — man kann auf etwa dreihundert Stufen hinabsteigen — liegt am Rande des Flüßchens das Wildbad, eine nach dem Erdbeben um die Mitte des vierzehnten Jahrhunderts zu Tage getretene Schwefelquelle, welche vor einer Anzahl von Jahren in den Besitz des berühmten Orthopäden, Meisters Friedrich Heßing in Göggingen, übergegangen ist, der dort eine sehenswerte Kuranstalt erbaut.

Wilbrandt hat ihm bekanntlich in seinen „Rothenburgern" schon bei Lebzeiten ein verdientes Denkmal gesetzt, und aus dessen Munde mögen wir vernehmen, wie Dichteraugen die Erythropolis Tubarina der Gelehrten anschauen: „Da sah er wieder sein altes Rothenburg, zu seiner Freude noch unversehrt, die grauen Mauern mit den bebauten Gräben, die hohen Thore und Türme, die malerische Harmonie der Ziegeldächer, die noch in allen Farbentönen, vom braunsten Rot bis zum bleichsten Gelb, aber durch die Zeit zusammengestimmt, durch keinerlei modernen Fürwitz gestört, wie eine vornehme geschlossene Gesellschaft in der Luft musizierten." — —

Wir sind bis hierher dem alten Lobspruche des Kaspar Bruschius nachgekommen:

Sieh mit Fleiß Rotenburg an
Ein Statt in Franken lobesan

und es steht zu hoffen, daß die gegebene Schilderung gar manchen veranlassen werde, sich auch an Ort und Stelle in den unentrinnbaren Zauber und die eigentümlich künstlerische Stimmung jener romantischen Welt zu versenken. Wohl trifft da Riehls schönes Wort zu: „Wer nicht in gewissem Sinne verliebt ist in das Land seiner Wanderschaft, dem wird sich das Land auch nicht erschließen."

Um so mehr dürften auf das gleiche Ziel auch die vorliegenden zahlreichen Abbildungen hinwirken, welche die Redaktion dieser Zeitschrift nach Aufnahmen des Herrn Photographen Carl Herbert in Rothenburg mit dessen Genehmigung hat herstellen lassen,

nachdem der hochlöbliche Stadtmagistrat der altehrwürdigen Stadt dieselben in bereitwilligster Weise aus seinem Besitz zur Verfügung gestellt hatte. Der verbindlichste Dank dafür sei an dieser Stelle ausgesprochen, zugleich auch dem Vorstandsmitgliede des Vereins „Alt-Rothenburg“, Herrn königlichen Pfarrer Martin Weigel, der den Verfasser durch Übermittelung wertvollen gedruckten und bildlichen Materials bei seiner Arbeit auf das entgegenkommendste unterstützt hat.

Nicht verkennen läßt sich ja, daß die Neuzeit schon mit kräftigen Hammerschlägen an die sturmerprobten Thore pocht und daß vielleicht der Tag nicht mehr fern ist, wo Alt-Rothenburg von modernen Außenvierteln berührt werden und — gleich Nürnberg — auch in seinem Inneren nicht mehr so ungetrübt wie heute als das Urbild einer alten deutschen Stadt, von der es auch heißt: „Bauten und Bücher sind die Leidenschaft der Renaissance gewesen,“ erscheinen wird. Zwar sucht die Pietät gegen das von den Vätern Überkommene ihr tausendjähriges Erbe vor diesem Ansturm nach Möglichkeit zu schützen, und es wird sich nichts Ähnliches wiederholen, wie es sich im Beginne der bayerischen Herrschaft zutrug, daß das kostbarste gotische Bauwerk Rothenburgs, die Michaeliskapelle, zum Abbruch verkauft wird; mit Recht sagt Rée: „soll Rothenburg erhalten bleiben — und das wünscht die ganze Welt, soweit sie Sinn und Gefühl für echte Schönheit hat“; aber wir sollten doch bei Zeiten den Quell so erhebender Empfindungen mehr als bisher aufsuchen und seine den Sinn für das Schöne belebende Kraft unmittelbarer in uns aufnehmen. Kaum besser können wir schließen als mit den überzeugten Worten, mit denen die prächtige Christel in Paul Heyses lieblicher Novelle ihr Urteil über Rom und Rothenburg aussprudelt: „Der Tiber mag ein ganz schöner Fluß sein, aber mit der Tauber läßt er sich gewiß nicht vergleichen!“





Wilhelm Raabe in seinem Arbeitszimmer. Nach dem Gemälde von Hanns Fechner (1892).

Wilhelm Raabe.

Eine litterarische Würdigung zu seinem siebzigsten Geburtstage

von

Harry Mayne.

Es lebe das freie Lachen, das sich aus der Gebundenheit des grämlichen Tages plötzlich und unvermittelt und unwiderstehlich losringt! es lebe vor allem die stille Heiterkeit, welche bei besserem Nachdenken allen wirren, krausen Ärgernissen des Lebens abgerungen wird! und leben sollen die, welche sich jederzeit gründlich Rechenschaft abzulegen vermögen, und welche die Qual oder die Wonne der Stunde wohl gleich allen Erdgeborenen überraschen, doch nicht überwältigen kann. Gepriesen sei der, welcher mit wirklichem Gewinn den kurzen Augenblick des Behagens aus der unbehaglichen Länge des Tages hervorzuheben versteht!"

Und gepriesen sei der Dichter des „Träumlings", der uns diese Worte gesagt und alle

die schönen Dinge, die er hochleben läßt, in sich hat Ereignis werden lassen. Gepriesen sei der gute echte Humor, der uns Deutschen zum Glück niemals ganz gefehlt hat; ist er doch ein goldenes Patengeschenk, das der Herrgott vor allem uns in die Wiege gelegt hat. Aber hat denn jeder Deutsche Humor? Weit gefehlt! Denn der ist eine von den köstlichen Gaben, die dem Menschen nicht fertig in die Hand gegeben werden können, sondern die mit ihm und in ihm wachsen und entweder verkümmern wie eine Blume im Schatten oder herrlich aufgehen und Frucht tragen, etliches sechzigfältig, etliches hundertfältig. Denn das ist das Schöne am Humor, daß er den Egoismus unmöglich macht. Er ist ein geselliges Ding und setzt andere Menschen voraus, denen er sich mitteilt. Steckt einen Menschen in einen Palast, darin er findet, was sein Herz begehrt, gut Essen und Trinken, Bücher und Bilder; thut alles, um ihm die Langeweile fernzuhalten, nur laßt keinen anderen Menschen zu ihm — er kann sich reich und behaglich und zufrieden fühlen, aber Humor wird er nicht entwickeln. Denn der Humor (auf deutsch Flüssigkeit) ist ein Fluidum, er muß fließen von einer Seele in die andere; er schöpft aus der Mehrheit, und er schöpft auch für die Mehrheit: er stammt aus dem Verkehr und lebt nur im Verkehr, denn er ist selbst Verkehr. Wie ein guter Sauerteig ist er: ein mit Humor begnadeter Mensch in einer Familie, in einer Gesellschaft genügt, um sie alle froh zu machen; er steckt an wie die Hundswut und — das Dichten, wie unser Wilhelm Raabe sagen würde. Einen Tropfen von diesem unschätzbaren Fluidum haben wohl die meisten Deutschen mit der Muttermilch eingesogen. In unseren Kindern spüren wir ihn — soweit ein Kind Humor haben kann —, aber wenn wir älter geworden sind, du lieber Gott, da ist er uns wohl oft verloren gegangen mit allerlei Jugendidealen und schönen Vorsätzen. Denn es ist nicht leicht, so ein Tröpfchen festzuhalten bei dem Treiben und Drängen des rastlosen Lebens. Das Tröpfchen will wohl gehütet und geschont sein. Es muß anwachsen im Verkehr mit den Menschen, ihrer viele müssen ihre Tröpfchen zusammenrinnen lassen, dann erst kann man von einem Fluidum sprechen. Das einzelne verdunstet in der scharfen Luft des Tagewerkes. Wer nur seiner Pflicht, seiner Arbeit, seinen Entwürfen lebt, der kann nicht Humor haben. Dazu muß man ein fühlender und denkender Mensch sein. Humor ist eine Weltanschauung, zu der man gelangt, nachdem man die Welt angeschaut hat mit warmem und tiefem Blick und sich Rechenschaft gegeben hat von allem, was man da geschaut hat, und abgewogen das Böse gegen das Gute.

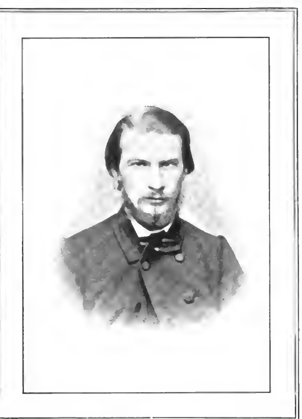
Der lichte, sonnige Strahl, der als Humor in die Welt hineinleuchtet, ist ein gebrochener Strahl. Man meint, jeder Humorist sei auch ein Optimist und hat damit am Ende wohl recht, aber der Humor hat ihn erst dazu gemacht. Man wird als Vorstufe zum Humor immer einen, wenn auch noch so leisen Pessimismus finden, der überwunden worden ist, aber als schwache Unterströmung dem forschenden Blick sich immer noch bemerkbar macht. Vielleicht ist Humor nichts weiter als überwundener Pessimismus. Darum hat man ihm auch die lachende Thräne ins Wappen gegeben.

Da tritt jemand, dem ein Tropfen Humor im Blute liegt, seelenvergnügt in die Welt hinein. In jedem Menschen sieht er einen guten Freund und wundert sich, daß die anderen insgesamt nicht ebenso seelenvergnügt aussehen wie er selbst. Und dann macht er die böse Erfahrung, daß jene vermeinten Freunde sich gar nicht um ihn kümmern, ja ihm wohl ein Bein stellen. Er will sich beklagen bei wieder anderen, aber denen geht es gerade so, und je mehr er sich in der Welt umschaut, um so klarer erkennt er, daß es gar selten so ist, wie es sein sollte:

Die Untreu liegt im Hinterhalt,
Und auf der Straße fährt Gewalt,
Der Friede und das Recht sind wund,

wie schon Herr Walther von der Vogelweide seufzte. Da kann einer zeigen, ob er Humor hat. Er hat ihn, wenn er sich selbst ehrlich Herz und Nieren prüft, ob er denn seinerseits so handelt, wie er es von den anderen verlangt, und dann seine Ansprüche an die Menschen und an das Leben herabschraubt. Er hat ihn, wenn er es über sich gewinnt, sein liebes Ich aus dem Mittelpunkt der Welt fortzunehmen und sich diese Welt einmal von der Seite anzusehen, wenn er lernt,

Anfang und Ziel, Ursachen und Wirkungen gegeneinander zu halten. Dann wird er lachen über so vieles, was ihm erst unbegreiflich schien, lachen über den Abstand zwischen Wollen und Vollbringen, zwischen Mittel und Zweck. Und dieses Lachen befreit, denn es beweist, daß man das Leben richtig erfaßt hat und es fortan gehen lassen wird, wie es eben geht und gehen muß. Nicht als sollte man in thatenloser Ohnmacht die Wellen über sich fortfluten lassen: das darf man ebensowenig wie in kindischem Trotz sich den so viel stärkeren entgegenstemmen wollen; aber man weicht ihnen klüglich aus und lacht dann hinter ihnen drein, die so grimmig daherschwollen und ein Stückchen weiter in hohles Schaumgekräusel zerrannen. Man ist dankbar für jedes Gute und thut dem Schlechten nicht die Ehre an, es über Gebühr zu beachten. Ein bißchen Wehmut freilich ist meist geblieben, und ein bißchen Resignation gehört auch zum Humoristen. Aber dafür kann man auch besser lachen als die anderen, denn nur der kann von Herzen lachen, der auch von Herzen hat weinen können. Ein Mensch von Humor ist einer, dem nichts Menschliches fremd ist, und ein guter Mensch ist er obendrein.



Wilhelm Raabe im dreißigsten Lebensjahre.

So ein guter Mensch ist auch Wilhelm Raabe, und ein glücklicher noch dazu, weil

er genügsam geworden ist und anspruchslos. Auch bei ihm, dessen Jugend in die Zeit der Herrschaft Schopenhauers fällt, hört man wohl den anfänglichen Pessimismus noch ein wenig heraus; aber der Dichter überwindet ihn bald und schreibt vor den „Hungerpastor“ das Sophokleische Motto: „Nicht mitzuhassen, mitzulieben bin ich da.“ Zuweilen thut er, als sei sein Humor das Asyl des Flüchtlings und nicht die eroberte Heimat des siegreichen Lebenskämpfers. „Was bleibt auch mir anderes übrig,“ so sagt er z. B. einmal, „als mir heute aus den Zuständen der Vergangenheit eine angenehme Gegenwartsunterhaltung künstlerisch-chemisch abzuziehen und das caput mortuum in den frischesten Wind zu streuen, der augenblicklich vor dem Fenster weht?!“ Ja, der frische Wind, der macht es eben, und daß man am offenen Fenster sitzt und nicht im Sorgenstuhl hinter dem Ofen! Wohl weilt Raabe mit seinem ganzen Denken und Sinnen in der Vergangenheit, aber indem wir uns der Vergangenheit erinnern, ist sie ja — nach Tieck — nicht mehr vergangen. Die Vergangenheit lebt leibhaftig in Wilhelm Raabe und er in ihr; immer wieder legt er davon Zeugnis ab: „Herrgott, diese alten Zeiten! Man darf nichts anrühren, ohne daß es irgendwo klingt und rauscht, daß einem die Thränen vor Rührung in die Augen kommen. Das ist wie eine Rumpelkammer und wie ein alter dunkler, vergessener Kleiderschrank von der Großmutter her.“ Kein melodisches Lärmen geht ihm über das klimpernde Getön, welches das alte Klavier in seiner Ecke aus seinem eschenen Gehäuse von sich giebt. Und wenn er so das Ohr an ein Bündel vergilbter Papiere, an ein würdig Pergamen, an einen Folianten in Schweinsleder, ja oder auch an eines der Büchelchen in Duodez mit abgegriffenem Sammeteinband, Goldschnitt und Kupfern von Daniel Chodowiecki lege, dann, meint er, höre oft kein Kind, das eine Muschel an das Ohr hält, von ferne her ein geheimnisvolleres, tiefgründigeres Tönen, Sausen und Brausen.

Das Altmodische, das vom Dichter das Leben wieder erhält, kann ja gar nicht veralten; veralten kann nur das Tote, das immer mehr in Staub zerfällt, den die Motten und der Rost fressen. Und Wilhelm Raabe kann so wunderhübsch altmodisch sein. Wie Albrecht Dürers prächtigen „Hieronymus im Gehäuse“ oder den Goethischen Hans Sachs denkt man sich ihn wohl im durchwärmten Stübchen sitzend, einen dicken alten Tröster vor sich; so zeigt ihn auch Hanns Fechners treffliches Bild. Dazu entlockt er seiner geliebten langen Pfeife die schönsten blauen Wolken. Hin und wieder schaut er auf, streicht sich nachdenklich gesenkten Hauptes den grauen Vollbart und zwinkert vergnügt mit den kleinen, aber sonnig hellen Äuglein, wenn er in der Scharteke etwas gefunden hat, was ihm so recht behagt, und wovon er denkt, daß es seinen lieben Lesern auch wohl Freude machen möchte. Denn an seinen Leser denkt er immer und erzählt ihm seine Geschichten vom Mund zum Ohre ganz so, wie sie ihm selbst sein Großmütterchen erzählt haben mag, mit erhobenem Finger, wenn's nötig ist, und recht eindringlich, meist aber ganz schlicht und schmucklos, denn was Großmütterchen erzählt, wirkt immer und ist immer schön. Manchmal thut er auch sehr steif und gravitätisch, aber der Schelm sitzt ihm im Nacken, und wenn er uns gar seine „großgünstigen Leser“ nennt, so ist das ein Hauptspaß. Solche Schnörkel gehören nun einmal bei ihm dazu, denn so schnörkelhaft waren ja auch die Kommoden und Kanapees und Servanten zu Großmutters Zeit; darum bieten sich bei ihm die Leute auch so oft feierlich die Schnupftabaksdose und brauchen so steifleinene Fremdwörter wie alert und sedate. Dazwischen allerdings tritt er auch oft genug im Hausrock vor uns, kommt uns mit seiner heimischen Mundart und geniert sich gar nicht, auch einmal ein vulgäres Wort wie „wegeln“ oder „anelenden“ unterlaufen zu lassen. Und was er für altmodische Menschen und Bücher anführt: nicht nur Matthias Claudius, den Wandsbeker Boten, Gellert und Musäus, sondern (man denke!) sogar Salomon Geßner und Joachim Heinrich Campe. Der Geruch von wurmzerfressenen Schmökern gehört notwendig in diese Lavendelduftatmosphäre. Nur der Bratapfel fehlte eigentlich noch, den wir auf den Bildern des unserem Dichter vielfach sinnesverwandten, nur weniger kräftigen Ludwig Richter selten vermissen.

Falsch wäre es, unseren alten Braunschweiger für einen schüchternen und linkischen Provinzialen zu halten, der sich nicht aus seinen vier Pfählen wagt, und der dem modernen Leben ganz entfremdet ist. Aber wenn er nun einmal seiner Natur nach lieber etwas abseits sich ansiedelt, wenn er, dem Egoismus und Genußsucht verhaßt sind, sich lieber zu den Stillen im Lande hält, wer darf's ihm verdenken! Bescheid weiß er im großstädtischen Treiben ganz wohl. Hat er doch seine „Unruhigen Gäste“ einen „Roman aus dem Säkulum“ genannt, in dem Excellenzen und Barone im eleganten Modebade sich ein Stelldichein geben. Der ehemalige Berliner Student ist im großen Lesesaal der königlichen Bibliothek ebenso zu Hause wie im akademischen Viertel nördlich der Linden und im Zirkus Renz. Er schickt seine Personen gern nach Amerika, von wo sie gereist wiederkehren. Auch zeitlich ist er nicht dahinten geblieben, sondern kann frischweg vom deutsch-französischen Kriege erzählen, den Milliardentaumel der Gründerjahre schildern, auf den Kulturkampf anspielen oder auf die letzte Reichstagsrede Bismarcks sich beziehen. Im „Deutschen Adel“ finden sich in einer Gesellschaft Bismarck und Moltke, Simson, Virchow, Lasker u. a. zusammen. Raabe spricht neben allerlei anderen Idiomen auch das Berlinische und bedauert in einer Erzählung ausdrücklich, daß er nicht auch das Wienerische nachmachen könne. Er scheut nicht die Schilderung des socialen Elends in der Großstadt. Er steigt ins „Alte Eisen“ hinab, in den dunklen Lumpenkeller, er gesellt uns dem leichtsinnigen, wenn auch harmlosen Dirnchen und folgt einem Armenbegräbnis auf den schmutzigen Vorstadtkirchhof. Da berührte er sich also gar mit den ganz Modernen; freilich, im ganzen versteht er sie nicht, zuckt aber nur gleichmütig die Achseln über sie. Nur an einer Stelle kann er sich einen kleinen Hieb gegen „das neurasthenische neunzehnte Jahrhundert“ nicht versagen, und wenn ihm eine neuere Wortbildung, eine modische Redensart unter die Finger gerät, die ihm gar nicht scheinen will, parodiert er sie mit ein paar Gänsefüßchen und merkt, wie der alte Fontane, so manches mit gutmütiger Ironie „beiläufig“ an.

Bevor wir uns weiter daran erinnern, was uns Raabe alles erzählt hat, wollen wir uns des genaueren vergegenwärtigen, wie er erzählt; denn in aller Kunst ist das Wie bedeutungsvoller als das Was, zumal bei einem Dichter, dessen Darstellungsgebiet so geringen Flächenraum einnimmt.

Raabe schreibt nicht, sondern er spricht. Nie denkt man im Ernst an einen Schriftsteller, der bei Lampenlicht am Pulte sitzt und Perioden feilt, eher an einen freundlichen Onkel, der seine Märchen den Kleinen erzählt, eins auf dem Schoß, eins an der Hand, ein drittes zu seinen Füßen; und von den Kinder- und Hausmärchen, deren er so oft gedenkt, hat er auch wirklich gelernt. Der Erzähler ist bei Raabe, der von künstlerischer Objektivität nichts wissen will, geradezu ein Teil der Erzählung. Am liebsten spricht er in der ersten Person und kann mit den Worten „Erzählen wir ruhig und ohne alle Aufregung“ eine Geschichte beginnen. Im Eingang der Novelle „Das letzte Recht“ kommt er auf die unmittelbare Reichsritterschaft: „Mit letzterer beschäftigen wir uns vielleicht später einmal, wenn uns Gott das Leben schenkt; heute wollen wir ...“ eine andere Geschichte erzählen. Er giebt sich wohl selbst bisweilen einen Ruck und nimmt sich vor, seinen Bericht im gewohnten Ton fortzusetzen und sich nicht fortreißen zu lassen von der jeweiligen Stimmung der geschilderten Verhältnisse. Wolle man seine Geschichte nicht hören, gut, so werde er eben, wie recht häufig, zu sich selber reden. Hat er aber einen eifrigen Leser erwischt, so nimmt er sich seiner auch treulich in allen Fährden und Nöten an und zieht den Atemlosen z. B. beim Unwetter eilfertig in die geöffnete Thür der Apotheke „Zum wilden Mann“ mit hinein. Er sieht davon ab, einzelnes zu beschreiben, „um die Gefühle der Leserin zu schonen“, und überläßt anderes des Lesers eigener Einbildungskraft.

Andererseits kann „Schreiber dieses“ wieder mit feierlichem Ernst uns sein Manuskript vorweisen und sich über eine treffliche Gelegenheit, es abzukürzen, freuen. Es fällt ihm auf, daß er bisher meist im Präsens geschrieben habe; er wolle nun fortfahren, in der Vergangenheit zu schreiben. Er citiert in einem Kapitel ein anderes, ja sogar in einem Buche frühere, wie sein geliebter Jean Paul. Die Dorette Kristeller aus dem „Wil-

den Mann" z. B. tritt uns um zehn Jahre gealtert in den „Unruhigen Gästen" wieder entgegen, wo sie immer wieder auf die frühere Geschichte eingeht. Raabe bemerkt von vielen Dingen, die zum erstenmal erwähnt werden, daß sie später noch eine Rolle zu spielen hätten, wie ähnliches ja auch die mittelhochdeutsche Epik liebt. Er spielt, gewiß nicht ohne Einwirkung der „Ironie" der Romantiker, mit der Form wie die Katze mit der Maus, und so lustig uns dies Spiel unterhält, das von Raabes ganzer Art nicht zu trennen ist, so kann es den Dichter doch oft genug um seine volle Wirkung bringen. Zuweilen setzt er sich wohl mit drolliger Pose zurecht, als wolle er nun streng noch der Chrie vorgehen, in Wahrheit aber schlägt er ihr im Handumdrehen ein Schnippchen. Er fingiert Unmut darüber, daß ihm die Dinge über dem Kopf zusammenschlügen; er fragt sich, was es ihm denn nun am Ende genützt habe, „durch Tage und Nächte den künstlerischen Geheimnissen nachgeschlichen zu sein", und klagt, trotz allem Studium dem „ungeheuren Gedicht" nicht den harmonischen Abschluß abgewonnen zu haben, wie man ihn bei Pindar und den übrigen alten Griechen finde. Seine Personen können ihm schon warm machen, namentlich wenn er ihrer eine einmal zu lange aus den Augen verloren hat. In komischer Verzweiflung resümirt er gegen Ende der Geschichte „Im alten Eisen", was ihm noch Ausweis seiner Papiere noch zu thun übrig sei; und nun führt er katalogmäßig fünf Punkte auf, wie man derartiges sonst etwa in Schillers Don Carlos-Entwürfen zu finden gewohnt ist. Es wird ihm gar zu schwer, bei der Stange zu bleiben und nicht abzuschweifen, und so fleht er im „Dräumling" die Göttin des Durcheinander an, einen kurzen Augenblick ihren Quirl im Gewölk stecken zu lassen und zu seiner Hilfe herabzusteigen. Ein andermal stemmt er sich eigensinnig den Forderungen der dichterischen Technik entgegen und trumpft in „Pfisters Mühle" auf: „Nun könnte ich mich selber litterarisch zusammennehmen, auf meinen eigenen Stil achten, meine Frau und alle übrigen mit ihren Bemerkungen aus dem Spiel lassen und wenigstens zum Schluß mich recht brav exercitienhaft mit der Feder aufführen ... und es fällt mir nicht ein — es fällt mir im Traume nicht ein! Ich werde auch jetzt nur Bilder, die einst Leben, Licht, Form und Farbe hatten, mir in Nachtträumen so lange als möglich festhalten!"

Besonders gefällt sich Raabe im Editorenstil und bemerkt im „Hungerpastor" etwa von zwei Briefen, sie seien im Original nicht so leicht zu lesen, „wie sie hier im Druck erscheinen", oder er erklärt in „Unseres Herrgotts Kanzlei", er gäbe ein gewisses Gespräch so wieder, wie es geführt worden sei, nur lasse er den elsässischen Dialekt des Hauptmanns dabei so viel als möglich fallen.

Öfters tuschelt der belesene Mann dem Dichter etwas zu. Dann vergleicht er etwa eine Figur im „Hungerpastor" mit Jean Pauls Armenadvokat Siebenkäs oder verweist auf ein Seitenstück in Musäus' Geschichte „Die stumme Liebe", der er sogar ein litterarhistorisches Lob erteilt, wie er übrigens auch seine eigenen Bücher zum Spaß als wunderschön und vortrefflich bezeichnet. Im „Heiligen Born" läßt er ein Lied anstimmen von Scheiden, Meiden und Sehnsucht, das dem Erzähler verloren gegangen, jedenfalls aber in „Des Knaben Wunderhorn" zu finden sei.

Ein gern gebrauchtes Bild macht uns seine Technik besonders deutlich. Er betrachtet den Rahmen seiner Geschichte als Bühne, auf der regelrecht gemimt wird. Zuerst giebt er die Scenenanweisungen oder, wie er es auch nennt, die Katalogisierung mit derselben Umständlichkeit wie ein Ibsen oder Gerhart Hauptmann. Er macht eine „dramaturgische Notiz" und erinnert sich im „Dräumling" des alten Kunstgriffes, irgend jemanden auf einen Turm oder sonst erhöhten Aussichtspunkt steigen und von dort aus Bericht geben zu lassen, wenn in der Ferne etwas geschieht, dessen Verlauf zu kennen auf der Bühne wünschenswert sei: „Wir aber" — es handelt sich um die Schillerfeier im „Grünen Esel" zu Paddenau — „wir aber, die wir zu Ehren des gefeierten Dichters seine edlen Werke von neuem lesen, ziehen Vorteil daraus, und zwar in diesem gegebenen Falle aus der Tragödie ‚Maria Stuart'. Wir gehen nicht mit auf das Schafott und führen auch die Leser nicht dahin! Wie der Graf Leicester

nehmen wir unseren Standpunkt über dem Jammer ..." Im „Schüdderump" läßt der Dichter den Helden der späteren Teile schon im Anfang für einen Augenblick im Hintergrunde leise über die Bühne schleichen. Er läßt vor einer Scene den Vorhang fallen, um ihn gleich darauf vor einer anderen wieder aufzuziehen — es ist die reine Raritätenkastentechnik, die in der Dramaturgie der Stürmer und Dränger wie in der romantischen Komödie eine so große Rolle spielt. Und das Originellste ist, der Hörer oder Zuschauer befindet sich nicht vor, sondern hinter den Coulissen dieser etwas primitiven Bühne und hat nicht einmal den Eindruck einer wirklichen Vorstellung, sondern den einer ziemlich gemütlichen Probe, in der zu Zeiten auch bloß markiert wird. Raabe aber steht als duldsamer Bühnenmonarch in der Mitte, läßt den Leser wie einen jungen Regisseuraspiranten an allen bühnentechnischen Erwägungen teilnehmen, ja verwendet ihn sogar als Statisten.

Und das Repertoire dieser Bühne? Man kann Raabes Stoffe unter vier Rubriken bringen. Einmal haben wir das tagebuchartig angelegte Idyll, Reminiscenzen ohne rechte Handlung und feste Führung, sodann die großen Romane, in denen das Idyllische, dem Dramatischen gegenübergehalten, gleichfalls vorwiegt. Wir haben ferner die historische Erzählung und endlich und vor allem die kleinere meist humoristische Novelle. Und das alles spielt sich zur Hauptsache in Raabes engerer Heimat ab, zwischen der mittleren Elbe und der unteren Weser. Seine Erzählungen wurzeln im norddeutschen Binnenlande, wie die Storms an den holsteinischen Küsten, wie die Roseggers in der Steiermark oder die Fontanes in der Mark, und wie die Mark ist Raabes Heimat ein schlichtes, unscheinbares Land, das seine Schätze nicht dem Auge, sondern dem Herzen erschließt. Und echte Heimatskunst haben wir auch hier, so wenig hervorstechend ihr individuelles Gepräge ist.

Am 8. September (auch der Geburtstag Clemens Brentanos und Eduard Mörikes) 1831 wurde Wilhelm Raabe zu Eschershausen im Osten des Braunschweiger Landes geboren. Sein Vater war Beamter. Still und wenig bewegt hat des Dichters Leben sich abgespielt. Er besuchte die Schule zuerst in Stadtoldendorf — das „Odfeld" enthält manche verhüllte Reminiscenz aus dieser Zeit — und dann in Holzminden und Wolfenbüttel. Nach abgeschlossener Schulbildung widmete er sich zu Magdeburg dem Buchhandel gleich so manchem anderen, der später zum Buchschreiben übergehen sollte. Und wie so mancher andere Dichter, den ein blindes Geschick anfangs hinter einen Ladentisch stellte: Heine, Brentano, Justinus Kerner, Freiligrath, Otto Ludwig, Fontane, Sudermann, gewann er seinem Beruf nur wenig Freude ab. So verließ er ihn denn dreiundzwanzigjährig und begab sich von Magdeburg nach Berlin, wo er Litteratur, Geschichte und Philosophie studierte, und wo er sich als Dichter entdeckte: eine Spreegasse war es, die der „Sperlingsgasse" zum Vorbild gedient hat. Im Jahre 1856, nach zweijährigem Studium, wandte er sich der alten Heimat wieder zu und nahm den Wohnsitz in Wolfenbüttel bei seiner inzwischen verwitweten Mutter. In der engeren Heimat waren und blieben die Wurzeln des Menschen und des Dichters, hierher kehrte er zurück, nachdem er sich in Stuttgart den eigenen Herd gegründet hatte. Er zog dann nach Braunschweig, und von hier aus gingen, zum größten Teil durch Vermittelung dieser „Monatshefte", seine ersten Erzählungen und Romane in die Welt. Damals beherrschten die Litteratur Willibald Alexis, Gutzkow, Berthold Auerbach, Jeremias Gotthelf, erst in zweiter Linie kamen die größeren Dichter Hebbel und Otto Ludwig, und mehr oder weniger gleichzeitig mit Raabe, meist aber schneller und glücklicher errangen sich Gustav Freytag und Fritz Reuter, Gottfried Keller und Theodor Storm, Scheffel und Spielhagen ihre Stellung. Der achtjährige Aufenthalt im Schwabenlande, in Stuttgart (1862 bis 1870), blieb nur eine Episode im Leben des Dichters. Er lebte dort, wie er mir schreibt, „im vollen geselligen, litterarischen und — politischen Tummel und Taumel der Tage". Mit all den vielen bedeutenden Männern, die um jene Zeit in der schwäbischen Metropole sich zusammenfanden, pflegte er regen Verkehr, nur — zu seinem großen Bedauern — mit Ed. Mörike nicht, der sich in ängstlicher Zurückgezogenheit hielt. Mörike war dem Norddeutschen, der gleichfalls so

gern in der Idylle sich ansiedelte, übrigens sehr gewogen, wie auch dieser dem „wundervollen Lyriker“, dem „großen Träumer“ die aufrichtigste Verehrung entgegenbrachte. Aber etwas Süddeutsches drang darum doch nicht in Raabes Art und Dichtung ein. Seit 1870 lebt er denn auch wieder ununterbrochen in seinem alten Braunschweig, ein stiller Mann, der, heimgekehrt von der Seefahrt des Lebens, mit kundigem Blick von sicherem Port aus das Meer überblickt. Da sitzt er, von Liebe umhegt, in stiller, lauschiger Klause. Selten dringt ein Gast hinein in die Gesellschaft des selbst in seiner Heimat wenig „berühmten“ Dichters; wem es aber gelingt, der ist des Preisens voll über die echt niederdeutsche Gemütlichkeit des Raabeschen Familienkreises, der ihn sofort wie einen alten Freund behandelt. Was giebt's da alles zu sehen! Vor allem die lustigen Federzeichnungen, mit denen der Dichter die später von der Gattin sorglich abgeschnittenen Ränder seiner Manuskripte zu bedecken liebt. Und auf einem Sofa sitzt man da, in das der Dichter eine große Anzahl biblischer Zeichnungen vor langen Jahren hat einpolstern lassen, weil damals die Kinder noch zu jung waren, sie zu betrachten. Sie werden bei Lebzeiten des Dichters wohl nicht aus ihrer schnurrigen Haft erlöst werden.

Raabes litterarische Muster aufzusuchen, fällt nicht schwer. Natürlich kennt er seinen Jean Paul, mit dem er an Formlosigkeit wetteifert und im Hinblick auf welchen Goethe im Humor das zersetzende Element der Kunst sehen konnte. Raabe nennt gern Lorenz Sterne und Oliver Goldsmith, er schätzt Dickens, dem er den Sinn für das realistische Detail verdankt, und er schätzt Immermann hoch und hat von ihnen allen wie auch von E. Th. A. Hoffmann gelernt, aber sein Bestes ist zugleich sein Eigenstes. Auch eine innere Entwickelung hat er als Erzähler kaum durchgemacht. In mehr als vierzig Jahren hat er mehr als vierzig Bücher geschrieben, ohne daß man sagen kann, er hätte am Ende mehr und anderes und besseres dargebracht als im Anfang. Überrascht hat uns Raabe nie. Mit der „Chronik der Sperlingsgasse“ ist er im Jahre 1857 zum erstenmal vor uns getreten, und noch heute gehört gerade dieses Buch zu seinen gelesensten und geschätztesten. Das Jahr 1864 brachte mit dem „Hungerpastor“ wohl überhaupt sein Bestes, und wiederum finden wir unter den Novellen der achtziger und neunziger Jahre wahre Zierden ihrer Gattung. Allenfalls ist entwickelungsgeschichtlich darauf hinzuweisen, daß er in der Behandlung der historischen Erzählung entschiedene Fortschritte gemacht hat.

Als sich der Dichter in der „Chronik der Sperlingsgasse“ zuerst versuchte, dachte er noch gar nicht an ein Publikum, sondern schrieb für sich selbst nieder, was dem einsam in der Großstadt Dastehenden aus alter lieber Zeit im Ohre klang, und siehe, es ward ein Kunstwerk, nicht der Form, aber dem Gehalt nach. „Ich weile in der Minute und springe über Jahre fort: ich male Bilder und bringe keine Handlung; ich breche ab, ohne den alten Ton ausklingen zu lassen: ich will nicht lehren, sondern ich will vergessen, ich — schreibe keinen Roman!“ Ja, was steht eigentlich in dieser Chronik drin! Das Einzelne entschwindet dem Leser gar bald, es bleibt nur Gefühl, Stimmung, eine durch verschwimmende Nebel leicht getrübte Anschauung zurück. Alles, was sich in und zwischen ein paar dürftigen Häusern der engen Gasse abspielt, ist mit innigem Anteil am sogenannten Unbedeutenden aufgefaßt und festgehalten. Es ist das wehmütige Versenken in das Kleinleben der Natur und des Menschenlebens, das in der deutschen Litteratur seinen ersten Ausdruck in Goethes „Werther“ fand. Bezeichnend ist es, daß Raabe jede Blume, jeden Käfer mit ihren lateinischen Klassennamen zu benennen weiß. Das Buch ist wie ein altes Herbarium, aus dessen gepreßten Blumen ein trockener, etwas dumpfer Duft emporsteigt, es ist wie ein altertümliches Kästchen mit allerlei vergilbten Blättern, verblaßten Schleifen und verwelkten Sträußchen. Es hat viel von dem, was man bei Storm Requisitenromantik genannt hat. Aber der Dichter verliert nicht im Kleinkram den freien Blick für das Große; „Gieb acht auf die Gassen, blick auf zu den Sternen!“ das ist das Leitmotiv der „Leute aus dem Walde“ und des Dichters selbst.

Auch in den mehrbändigen Romanen finden wir den Dichter noch oft so wie in der Sperlingsgasse: „mit einem Fuß in der

Gegenwart und Wirklichkeit, mit dem anderen im Traum und in der Vergangenheit." Da ist zunächst der nicht genug zu lobende „Hungerpastor", der die heilige Macht des echten, wahren, geistigen Hungers schildert, wie er im einzelnen zerstörend und erhaltend wirkt und wirken wird bis an der Welt Ende. Wir hören die schlichte Lebensgeschichte des Hans Jakob Nikolaus Unwirrsch, der als Sohn eines auf höhere Dinge gerichteten und darum nichts erreichenden Schusters das Licht der Welt erblickt, von seinem Vater nichts als eben jenen Hunger erbt und seine Vornamen nach den Schustern Hans Sachs, Jakob Böhme und Oheim Grünebaum erhält. Wir begleiten ihn durch seine Schul-, Studenten- und Hauslehrerzeit, bis er nach trüben Tagen als glücklicher Gatte in die Hungerpfarre zu Grunzenow an der Ostsee einzieht. Man denkt bei diesem wohl auch von Goethes „Wilhelm Meister" nicht unbeeinflußt gebliebenen Bildungsroman zuweilen an Freytags „Soll und Haben"; als anderer Veitel Itzig kreuzt die Wege des einstigen Schulfreundes der selbstische, streberhafte Moses Freudenstein, der als getaufter Dr. Theophile Stein ein glänzendes, aber verruchtes Leben führt. Alles in allem ist es ein vortrefflicher Roman von tiefem Gemüts- und Gedankengehalt und auch in der äußeren Anlage sonder Tadel.

Von Raabes anderen Romanen sei hier nur noch auf den „Schüdderump" vom Jahre 1870 näher eingegangen, der indessen mit weniger Recht als „Der Hungerpastor" berühmt geworden ist. Zuerst spielt die Geschichte im Siechenhause des Harzdorfes Krodebeck, wo eines Tages die schöne Maria, die falsche Liebe ins Elend gebracht hat, mit ihrem kleinen Töchterchen abgeladen wird. Das Kind Antonie wird ein wunderschönes Mädchen, das auf dem adeligen Lauenhofe aufwächst, von allen geliebt und verhätschelt. Da taucht nach einigen Jahren plötzlich ihr Großvater wieder auf, der früher Barbier im Dorfe war, der es aber durch anrüchige Geschäftsoperationen in Österreich zu Rang, Titeln, Orden und Reichtum gebracht hat. Er nimmt Antonie, die mit allen Fasern ihres leidenschaftlichen Gemütes an denen hängt, die Elternstelle an ihr vertreten haben, mit sich nach Wien, wo sie in langsamem Siechtum sich verzehrt. Vortreffliche Typen sind einerseits der kluge, echt vornehme und zart empfindende Chevalier Karl Eustach von Glaubigern, andererseits die très noble et très puissante Dame Comtesse de Pardiac u. s. w., eine unausstehliche alte Jungfer mit pretiösen Allüren und einem erst lebenden, dann ausgestopften Mops. Unter den Nebenpersonen, die bei Raabe so oft das Hauptinteresse erwecken, steht obenan die hexenhafte, aber herzensbrave greise Botenfrau Jane Warwolf, die in der „Wackerhahnschen" der Erzählung „Hastenbeck" eine letzte Auflage erlebt. Eine „nachdenkliche Alltagsgeschichte" nennt der Dichter seinen Roman, der mit Ausnahme des dritten Bandes durch seine Handlungsarmut uns ein wenig ermüdet.

Eine nachdenkliche Alltagsgeschichte! Das Wort ist recht bezeichnend für Raabe. Er ist kein Schriftsteller, der ein rohes Unterhaltungsbedürfnis befriedigt. An sich ist sein Stoff selten interessant, er wird es erst unter dem Gesichtswinkel des lieben Erzählers. Raabe bringt die Stimmung mit in die einfachste Begebenheit, die Stimmung macht das meiste bei ihm, und wir müssen selbst Stimmungsmenschen sein, um ihn ganz zu würdigen. Wer hohen Genuß von ihm haben will, der muß so ein Bändchen mit sich hinaufnehmen in sein Kämmerlein, wenn die graue Dämmerung an den Wänden heraufzukriechen beginnt und das Herz ihm abgetrieben ist und matt oder übervoll. Das Tagestreiben muß man fein draußen lassen, nur als „Ferne Stimmen" darf es herüberrauschen. Und wenn man sich dann dem Dichter willig ergiebt mit Herz und Sinn, dann erquickt und tröstet er, „wie einen seine Mutter tröstet". Er nimmt unser Herz an der Hand und führt es spazieren auf stillen Wegen, an denen freundliche Blumen stehen und klare Bächlein vorüber rinnen. Und dabei zeigt er uns so viele hübsche, spaßige Dinge und macht uns aufmerksam auf so viele gute närrische Menschen, daß wir am Ende hell auflachen, das Buch zuschlagen mit frohem leichtem Sinn und die Treppe hinunterspringen, wieder in das Menschengetümmel hinein. Und dann verstehen wir wieder alles, denn wir sehen mit den Augen des Dichters, und oft fällt uns ein ernsthaftes oder lustiges Wort von ihm ein bei dem,

was wir sehen, und es ist uns, als lächle er uns verstohlen und vertraut dabei zu.

Raabes Alltagsnovellen zerfallen in die mehr elegischen und die mehr humoristischen. Als Vertreter der ersten Gattung mögen „Alte Nester" und „Im alten Eisen" gelten, als Vertreter der zweiten „Der Dräumling" und „Pfisters Mühle". In den ersteren treffen Menschen spät wieder zusammen, die früher unter glücklicheren Umständen vereint waren; auch sind diese Geschichten vielfach Ich-Erzählungen, Reminiscenzen alter Leute, die an einem trüben Tage ihr Gedächtnis auskramen. Von einem warmen Schimmer tiefen Gemüts übergoldet sind die „Alten Nester". Die Knaben und Mädchen, die sich einst in dem alten Schlosse und auf dem Steinhofe an der Weser getummelt haben, kommen nach langen Jahren wiederum daselbst zusammen, um alles anders zu finden. Sind sie doch selbst andere geworden. Statt der Büsche, in denen sie sich einst Nester gebaut, steht da nun eine tote Mauer, die Nester sind fort. „Naturgeschichtlich besteht es ganz und gar nicht zu Recht, daß jeder Vogel wieder in dasselbe Nest fällt, in welchem er flügge geworden ist, sondern ganz im Gegenteil." Aber am Ende eint sich doch spät, was sich früh getrennt hat. Ein rührendes Stückchen, das tief traurig stimmt, ist die „Holunderblüte" in den „Fernen Stimmen". „Eine Erinnerung aus dem Hause des Lebens" nennt der Dichter die Novelle, d. h. aus dem tausendjährigen Prager Judenkirchhof Beth-Chaim, den der Holunder mit Düften von atemberaubender Süße erfüllt. Hier war's, wo der Erzähler, ein alter Medizinalrat, als Student einen kurzen Traum durchlebte mit dem fünfzehnjährigen Judenmädchen Jemima Löw, die dann an der unsäglichen Liebe zu dem Geschiedenen dahinsiechte. Das Ganze ist auch im Milieu hervorragend gut gelungen und ein ernstes Seitenstück zu des Altmeisters Knaus friedlichem Bilde „Ein Sommerabend im Judengäßchen".

Die lustigsten Gegensätze zu solchen trüben Gestalten sind etwa der Sumpf-, Moor- und Heidemaler Haeseler im „Dräumling" oder der Chemiker A. A. Asche in „Pfisters Mühle". Der Dräumling ist ein Sumpf bei dem Orte Paddenau und entspricht dem Fontaneschen „Stechlin", insofern sich um ihn eigentlich alles dreht. Mit glücklichstem Humor, mit seiner Komik schildert hier der Dichter die Jubelfeier zu Schillers hundertstem Geburtstage, die der poetische Rektor Fischarth in Scene setzt. Ganz prächtig sind die modernen Totengespräche zwischen Goethe, Schiller und den anderen Olympiern, die gleich den homerischen Göttern an der Geschichte Anteil nehmen. „Pfisters Mühle" — Raabe fiedelt uns mit Vorliebe auf abseits gelegenen einzelnen Mühlen und Höfen an — führt den Untertitel „Ein Sommerferienheft" und ist statt in Kapitel in Blätter eingeteilt, was für die von Jean Paul übernommene Technik bezeichnend ist. Da gehen zwei Handlungen völlig durcheinander. Doktor Eberhard Pfister erzählt seinem jungen Weibchen die Geschichte von seines Vaters Mühle. Emmy schläft über der Erzählung des öftern ein, behauptet aber trotzdem, alles gehört zu haben, und muß dann zu ihrer Rechtfertigung rekapitulieren. Da sie ihren Mann fortwährend mit Fragen und eigenen Bemerkungen unterbricht, dauert die Erzählung tagelang. Mit einer solchen Rahmeneinkleidung nach Raabescher Art vergleiche man einmal die vollendete Gruppierung in Conrad Ferdinand Meyers blank, oft allzu blank polierten Novellen! Die Mühle nun, anfangs der beliebteste Ausflugsort der Städter, vornehmlich der Studenten, wird durch die neu angelegte Krickerode Zuckerfabrik schwer geschädigt, deren übelriechende Abflüsse in den Mühlbach sich ergießen. Jetzt ist an den grotesk gezeichneten Doktor Asche die Reihe gekommen. Durch sorgsame Analyse findet er saures Magnesiumkarbonat, Schwefelsulfat und derlei edle Substanzen im Wasser, während der obenauf schwimmende Schleim sich als Begiatoa alba ausweisen muß. Den angestrengten Prozeß gewinnt zwar der alte Müller, aber erst nach langem Dulden, und er stirbt am Ende doch an dem Gestank. Auch der als Räuberhauptmann von der ganzen Gegend gefürchtete und dabei als verängstigter und halb verhungerter Bengel sich entpuppende „Horacker" gehört zu den besten Erfindungen Raabes, während dagegen eine sonst ganz lustige Geschichte wie „Deutscher Mondschein" oder gar eine leichte Humoreske wie „Theklas Erbschaft" erheblich zurückstehen.



Wilhelm Raabe im siebzigsten Lebensjahre.

Sodann hat Raabe Klio, der „Muse der von den gebildeten Ständen der Gegenwart bevorzugten Geschichtsklitterung", wie er sie im Jahre 1876 nennt, gehuldigt. Und zwar darf er als einer der erfreulichsten Vertreter in der Zwittergattung des historischen Romans gelten, wenigstens in seinen späteren Sachen. Sein eigenstes Feld, das auch den Launen seiner äußeren Gestaltungsart freien Spielraum gewährt, ist das Barockzeitalter. Das nicht nur in die Breite, sondern vor allem in die Tiefe gehende Geschichtsstudium, das die historische Erzählung voraussetzt, darf als solches natürlich im Kunstwerk nicht hervortreten. Man muß es fühlen, daß der Dichter im fremden Stoff durchaus heimisch ist, direkt beweisen darf er es uns nicht. Und doch thut das Raabe nicht selten durch lange Chronikenauszüge und durch eine mit allzu großer Absichtlichkeit nicht nur altertümlich getönte, sondern grell gefärbte Sprache. Daß er die Annalen von Brauweiler kennt, brauchte er uns eigentlich nicht zu sagen, doch versöhnt uns der schalkhafte Dichter aufs schnellste wieder durch das Geständnis, dann und wann über seiner Materie, seinem gelehrten Rüstzeug, auf beiden Armen liegend, gründlich gelangweilt einzuschlafen. Und wenn er seitenlang mit ernsten Gelehrtenfalten im Gesicht allerlei geschichtlichen Kleinkram seinem Zettelkasten entnommen hat, unterbricht er sich selbst wohl mit einem schelmischen: „Doch — manum de tabula! blasen wir jetzt den gelehrten Staub, welcher

sich während aller dieser dem Erzähler langweiligen und dem Leser gleichgültigen Auseinandersetzungen auf unserem Manuskript angesammelt hat, lustig fort."

Wir haben auch hier zwischen größeren Romanen und knappen Novellen zum Vorteil der letzteren zu scheiden. Mit dem zweibändigen „Heiligen Born" betrat im Jahre 1861 der Dichter, der sich damals noch Jakob Corvinus nannte, zuerst historischen Boden. Im Mittelpunkte der etwas dünnen Handlung steht die Pyrmonter Heilquelle, die allerlei buntes Volk heranzieht. Eine besonders glückliche Figur ist Claus Eckenbrecher, ein frischer, derber, herzensguter Kerl, der daheim in Holzminden nicht gut thun will und darum in den Dienst des Grafen von Pyrmont tritt. In der Schlacht bei St. Quentin zeichnet er sich rühmlich aus und führt als Hauptmann am Ende doch die Braut heim, die ihm der protestantische Pfarrer Ehrn Valentin Fichtner, der Vater der holden Monika, so lange versagt hat. Monika selbst ist gar zu sentimental gefaßt, wie denn die ganze Erzählung außer an großen Längen auch noch an einer gewissen Süßlichkeit leidet, deren sich Raabe dann sehr bald völlig entwöhnt. Einige scharf profilierte Nebenpersonen wie die italienische Curtisane Fausta la Tedesca, der welsche Arzt Simone de Spada und der katholische Vikar Festus, den eine unsinnige Leidenschaft zu Monika um den Verstand bringt, geben dem Ganzen Glanz und Farbe.

Ein Jahr darauf führt uns Raabe in „Unseres Herrgotts Kanzlei", das von Krieg und Meuterei hart bedrängte Magdeburg des Jahres 1552, in dessen blutbespritzten Straßen sich eine einfache Liebes- und Eifersuchtsgeschichte zwischen dem Rottenmeister Marcus Horn und des Buchdruckers Lotther schönem Töchterlein Regina abspielt. Nicht weniger als dreizehn Jahre lang hat Raabe an dem Material zu dieser Erzählung gesammelt, und der Dichter ist darum hier am schwächsten, weil er zu sehr Chronist ist und es sich nicht versagen kann, ein gut Teil zeitgenössischer Geschichtschreiber auf Gänsefüßchen durch die Erzählung stelzen zu lassen, die infolgedessen oft etwas dürr und trocken anmutet.

Viel glücklicher ist Raabe in der kleinen historischen Erzählung. Ein Stückchen freilich wie die „Grabrede aus dem Jahre 1609", die den Sermon des Magisters und Predigers Burkhart zu St. Ulrich in Magdeburg an der Leiche des Rektors und Scholarchen Georg Rollenhagen, des Dichters des „Froschmäuselers", teils direkt, teils indirekt paraphrasierend wiedergiebt, ist nur ein altertümelndes Exercitium, das indessen intimste Kenntnis des Zeit- und Ortskolorits beweist. Auch „Das Odfeld" des Jahres 1889 fällt noch ein wenig in den alten Fehler zurück, indem aus dem lateinischen Schulsack des Magisters Buchius gar zu viele unverdauliche Brocken in die Bataille zwischen dem Herzog Ferdinand von Braunschweig und dem Herzog von Broglio geraten. Höher stehen „Des Reiches Krone" und „Die schwarze Galeere" aus der Sammlung „Ferne Stimmen" (1865). Namentlich die zweite Novelle, die den Kampf der Wassergeusen gegen die Spanier in Antwerpen zum Hintergrunde hat, ist ein Prachtstück der Erzählungskunst; ihre festen Linien tauchen aus Pulverdampf und Seenebeln hervor wie die Takelage eines guten Schiffes. Das niederländische Kolorit ist vorzüglich getroffen, die Sprache meisterhaft gehandhabt, und ein frischer, meerluftatmender Realismus hält uns bis zum letzten Wort gefesselt.

Von gleicher Vollendung ist „Das letzte Recht" (1865), das Paul Heyse mit gutem Fug in die Mustersammlung seines deutschen Novellenschatzes aufgenommen hat. Auch diese Novelle ist ganz prächtig lokalisiert. Wir werden ansässig in der kleinstädtischen Enge der Reichsstadt Rothenburg im Thal, zu der die Gewitter der bewegten Jahre 1704 und 1705 nur als fernes Wetterleuchten und dumpfes Grollen herandringen. Die Silberburg und der Luginsland, der kindische alte Wächter, der immer über der schweinsledernen Prudentia œconomica einnickt, dazu vor allen der heimtückische Scharfrichter Wolf Scheffer mit dem blanken Richtschwert unter dem roten Mantel und das Liebesidyll im verwilderten Garten, das sind so treffliche Bilder und Gestalten, daß wir die ein wenig gezwungene Motivierung des Ganzen völlig übersehen. Es ist zugleich die objektivste Erzählung Raabes, in der er sich von allen Unarten der Komposition fern hält und ein wahres Kabinettstückchen hervorbringt.

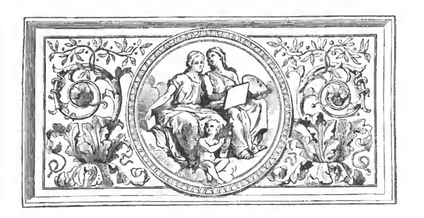
Endlich sei noch besonders „Der Marsch nach Hause“ hervorgehoben, wo historische Novelle, humoristische Erzählung und Dorfgeschichte zu einem bunten und wirksamen Gemisch ineinander greifen. Es handelt sich da um den Arkebusier-Korporal Sven Knudson Knäckebröd vom gelben Regiment Oxenstierna, der beim Sturm der Schweden auf Lindau im Jahre 1647 in die Gefangenschaft eines Allgäuer Dorfes oder, genauer, der handfesten Frau Fortunata Madlenerin geraten und zum Sennknecht gemacht worden ist. Sehr hübsch ist es zu beobachten, wie sein alter Fluch „Donner und Nordlicht“ in den siebenundzwanzig Jahren seines neuen Dienstes sich allmählich in ein „O Käse und schwer Geschütz“ wandelt. Plötzlich zwackt ihn eines Tages doch die schon fast ganz ausgelöschte Erinnerung gar heftig, und er reißt aus. In Lindau trifft er seinen ehemaligen Waffenbruder, den Korporal Rolf Rolfson Kok, der ähnlich wie er selbst zu einem biederen Hafenvogt verphilistert ist. Von schmerzlichem Heimweh überwältigt, beschließen sie, zum schwedischen Heere zu stoßen, das doch irgendwo im Norden zu finden sein müsse. „Sie hielten sich in den Armen, die beiden alten Schweden. Sie küßten sich, und die Thränen rollten ihnen über die gelbbraunen Backen. Sie tätschelten sich zärtlich die breiten Buckel und hatten eine Freude aneinander wie ein Brautpaar im Maienmond.“ Wirklich gelangen sie auch zu Wrangel, bekommen ihren Teil an den Schlägen bei Fehrbellin und sonstwo, aber — sie haben den Geschmack am alten Handwerk verloren und sehnen sich nun ebenso noch Lindau zurück wie vorher zu ihren Leuten. Der Hafenvogt fällt, aber der schwedische Senn führt den Marsch nach Hause zum zweitenmal durch, so sehr er Gamaschen hat vor der Frau Fortunata. Noch gewaltiger Pauke und Brandmarkung als schlimmer Lügner ob seiner abenteuerlichen Erzählungen wird er dann in Gnaden wieder angenommen zu seiner ihm in Fleisch und Blut übergegangenen Käserei. —

Damit hätten wir das Darstellungsgebiet Wilhelm Raabes im wesentlichen begrenzt. Er ist der Dichter deutscher Tüchtigkeit, wie sie den Kern des deutschen Humors bildet, der freilich zuweilen auch wohl einmal dem Kleinlich-Spießbürgerlichen verfallen kann. Er ist daheim in der kleinen Stadt, sowohl in der des siebzehnten und achtzehnten Jahrhunderts wie in der unserer Tage. Und hier stehen ihm am nächsten die biederen, wenn auch oft schrullenhaften Pastoren, mit denen er an Bibelfestigkeit wetteifert, die Apotheker, Ärzte, Förster, und namentlich liebt er seine Kollegen, die Philologen, vom gestrengen Rektor bis zum verkümmerten Armenlehrer herunter. Groß ist seine Vorliebe für das Originelle, ja Abnorme. Es sind meist komische Käuze, und es sind Philister, die der Dichter uns vorführt; aber welche Fülle von Poesie steckt auch im deutschen Philister! Die deutsche Bürgersfrau kennt Raabe unübertrefflich, aber die tieferen, differenzierten Probleme der weiblichen Seele sind ihm fremd geblieben. Wie weiß er das Empfinden solcher Alltagsleute zu schildern, mit welchem liebevollen Anteil durchlebt er mit ihnen Lust und Leid! Mit seltener Kunst liest er auch in den Seelen der kleinen Leute und der Kinder, und in der lebenswahren Stilisierung ihrer Briefe z. B. steht er einzig da. Die leiblich und geistig Armen haben einen Ehrenplatz in seinem Herzen. Doch steckt er sich den Rahmen auch weiter; „keine Völkerschaft ist ihm zu schwarz“ im „Meister Autor“, wo der falsche Nigger Signor Ceretto eine Hauptrolle spielt, und der „Abu Telfan“ führt uns tief in das Innere Afrikas. Daß ihm die ernsten, schweren, ergreifenden Töne nicht fehlen, beweisen allein der strenge verbitterte Pfarrer Prudens Hohnemeyer in den „Unruhigen Gästen“ und seine Schwester Phöbe, die Lehrerin der Idiotenanstalt in Halah. Doch ist es ein seltener Pessimismus, der sich in den Worten ausspricht: „Die Welt ist eine harte Nus zu knacken, und wenn man sie auf hat, ist sie hohl.“ Es ist ein anderes Wort, das unseren Humoristen selbst kennzeichnet: „Man glaubt alle Augenblicke vor einer Wand zu stehen, um jedesmal zu finden, daß ein Weg um dieselbe herumführe.“ Das ist der ganze Raabe mit all seiner Liebenswürdigkeit, die ihn uns so wert macht.

Ein echt deutscher Dichter ist er auch in seiner Vorliebe für das Symbolische. Er versteht sein Gefühl voll in Bilder einzutauchen und uns so nahe zu bringen. Er

ist der Dichter des deutschen Gemüts. Er findet rings um sich her Gegenstücke zu den Regungen seines Inneren. Gern sucht er alles um ein deutliches, anschaulich hingestelltes Symbol zu krystallisieren, das auch in uns die betreffenden Seelenschwingungen auslösen soll. Das schönste Symbol dieser Art ist die väterliche Schusterkugel, die das ganze Leben des Hungerpastors durchleuchtet. Als der Vater stirbt, beläßt man sie doch weiter im Zimmer, als bleibe damit ein Stück des Toten selbst dort, der zu Lebzeiten so oft nachdenklich in ihren Schimmer geblickt hat. Das Kind spielt mit scheuer Ehrfurcht um sie herum, und immer, wenn es später dunkel um den geprüften Mann wird, fällt ein Strahl aus der Schusterwerkstatt des braven Vaters dem Sohn über den Pfad als Trost und Wegweiser. Eine ähnliche Rolle hat der Schüdderump zu spielen. So hieß der Karren, auf den früher die Pestleichen geladen wurden, um durch Öffnen einer Klappe massenweise in die Gruft gesenkt zu werden. Den schauerlichen Ton, den das gab, macht uns der Dichter einmal deutlich, und nun fahren wir immer zusammen, wenn er auf das Vorüberrollen des Schüdderumps anspielt. Der heilige Born, der Dräumling, des Reiches Krone oder des Großvaters Degen „Im alten Eisen", auch sie haben die Aufgabe eines symbolischen Leitmotivs, das immer wieder angeschlagen wird.

In „Pfisters Mühle" erinnert sich Raabe einer Kunstausstellung, bei deren Durchmusterung sich ihm die Frage aufgedrängt habe: „Wo bleiben alle die Bilder?" Er wiederholt dann diese Frage noch des öftern in der Erzählung, und wir mögen sie auch wohl aufwerfen im Hinblick auf des Dichters gesamtes Schaffen. Dem ganzen deutschen Volke ist der Dichter zu seinem begreiflichen Kummer nicht bekannt geworden; dafür hat ihn aber auch die Mode verschont, und eine gewiß nicht kleine Gemeinde ist ihm immer gern und willig gefolgt; aber doch nur so, wie man in einer Ausstellung von Genrebildern von einem zum anderen weiter schreitet. Jedes Bild erregt Wohlgefallen, aber je mehr neue man sieht, um so mehr erblassen die ersten im Gedächtnis. Wir haben viele Raabesche Bilder kennen gelernt, und doch haben wir von ihm selbst keine feste Anschauung, sondern nur allerlei Anschauungen. Er hat uns Werke seines Lebens geschenkt, nicht das Werk seines Lebens. Er ist uns nicht nur seinen „Faust" schuldig geblieben, sondern auch seinen „Onkel Bräsig". „Eine vortreffliche Ouverture, aber wo bleibt die Oper?" schrieb von der „Chronik der Sperlingsgasse" Friedrich Hebbel, der scharf hingestellte Gestalten bei Raabe vermißte. Sehr viele und besonders humoristische Typen hat uns der Dichter gezeigt, aber ein neuer Typus, der Typus Raabe, war nicht darunter, keine Person, die so, losgelöst von dem Verhältnis zu ihrem Schöpfer, in das Volksbewußtsein übergegangen wäre, die man gern citierte und kopierte. Der Hungerpastor war ein guter Anlauf dazu, aber der Humorist lebt nicht fort in einem Eulenspiegel, einem Münchhausen. Paul Heyse hat das sehr richtig hervorgehoben. Das soll man nicht bekritteln, vielmehr sind wir dankbar für das, was der Dichter uns geschenkt hat nach Maßgabe seiner Eigenart. Ist diese Art an sich nicht groß, so ist er doch groß in ihr. Und wer innerhalb seines Gebiets das Höchste erreicht, der hat genug gethan und darf nicht mit dem Maße dessen gemessen werden, dem weitere Grenzen ein größeres Ziel stecken. Raabe gehört neben Gustav Freytag und Fritz Reuter. Möge das deutsche Publikum die Gunst, die es diesen beiden so reichlich gespendet hat und noch heute spendet, endlich auch dem über Gebühr lange zurückgesetzten und verkannten Dichter Raabe zu teil werden lassen. Seine Werke haben ihre volle Wirkung noch nicht gethan, ihre Mission noch nicht erfüllt. Es stecken in ihnen noch viele ungehobene Schätze. Für Herz und Gemüt bedeutet Wilhelm Raabes Dichtung die gesundeste Nahrung, deren unser Volk bedarf. Möge es zu seinem eigenen Heil immer öfter bei dem trefflichen deutschen Poeten einkehren, an dem es eine alte Schuld gutzumachen hat.



Die Brüderschaft.

Historische Erzählung aus der Zeit Michelangelos

von

Alexander Freiherrn von Gleichen-Rußwurm.

II.

(Nachdruck ist untersagt.)

Zu Füßen der himmelstrebenden Wasserleitungsbogen, die, von der einstigen Aqua Claudia übriggeblieben, den weiten grasbewachsenen Plan vor der Kirche San Giovanni in Laterano überhöhen, zog sich ein großer, gut gehaltener Garten bis an die Stadtmauer. Regelmäßige, nach dem Geschmack Pirro Ligorios beschnittene Hecken umsäumten die Wege und traten vor den Ruhepunkten coulissenartig auseinander, um dem Blick Raum zu geben bis zu den blauenden Albaner- und Sabiner-Bergen.

Lelia Carpi saß auf einer Marmorbank, die, wohl dem Prachtbau eines antiken Bades entstammend, scheinbar vor wenig Tagen an diesen Platz gekommen war, denn der Boden zeigte die frischen Spuren menschlicher Arbeit. Das rotblonde Haar des üppigen Weibes hob sich wie Flammen von dem dunklen Laub der Lorbeerhecke ab, während die Gestalt in bunten Kissen ruhte, deren leuchtende Farben den weißen Stein belebten und in schwellender Fülle an die feingemeißelten Greife gedrückt waren. Nach antiker Art bildeten diese Fuß und Seitenlehne der Bank. Lelia sah unzufrieden über das Land, sie nagte mit ihren schneeweißen kleinen Zähnen an der Unterlippe und wartete.

Warten ist der Feind des Genusses. In die ersehnte Zukunft stehlen sich gleich Geistern, die das schönste Hoffen und den stärksten Willen zu bändigen vermögen, Erinnerungen an Dinge, die man am liebsten auf immer dem Gedächtnis entreißen möchte. Rote Rosen lagen in Lelias Schoß, achtlos spielten die Finger in den duftenden Blättern. So oft sie allein war, trat Varanos Bild vor ihre Seele. Sie haßte den schönen Jüngling, der es gewagt hatte, ihre Liebe zu verschmähen, aber eine fieberhafte Leidenschaft trieb sie an, sein Schicksal und seine Leiden zu verfolgen.

Er muß sterben, damit mein Herz Ruhe hat, dachte sie und sah im Geist das rote Blut aus seiner Brust fließen. So hätte sie ihn küssen wollen, sterbend zum letzten-, zum einzigenmal. Es wäre eine Erinnerung für sie geworden, mit der sie das Leben und seine Freude von neuem aufzunehmen bereit gewesen. Weder ihre Liebe

nach ihr Haß gönnte den Jüngling einer anderen.

Sie wollte Gewißheit haben, daß er leide, daß er bereue, sein Glück mit ihr auf immer verscherzt zu haben. Es hätte sie mit Triumph erfüllt, Zeugin seiner Qualen zu sein, mit wildem häßlichem Triumph!

Sie sah den langen, gradlinigen Weg hinunter, der zum Garteneingang führte. Den fernen künstlerischen Abschluß dieser Anlage bildete die Ruine des Kolosseums, an der ameisenartig die Menschen arbeiteten, Steine für die Bauten der Farnese abzufahren. Lelias scharfes Auge erkannte die zerstörende Thätigkeit.

Widersprüche, überall Widersprüche! dachte sie halblaut und fand, daß ihre eigenen Gefühle denjenigen der Männer glichen, welche die Bauten der angebeteten Antike mehr und mehr vernichteten, obwohl sie aus der Liebe zum Altertum fast einen Glauben gemacht hatten. Auch ihr Herz begehrte mit sehnender Pein Varanas Anblick und verlangte doch nichts anderes als seinen Tod.

„Wenn ich Ercole geküßt habe und weiß, daß nach mir nur die Erde seine Glieder umfaßt, will ich ihn vergessen," seufzte sie und wendete sich hastig nach der Seite, auf welcher sich ein Pfad in die epheuumwucherten Wasserleitungsbogen verlor.

„Manfredino!" rief sie in die grüne Einsamkeit, aus der mit hastigen, sich überstürzenden Schritten das Männchen mit dem großen Kopf und den kurzen Beinen herbeieilte.

„Was befiehlt die Herrin?" keuchte der Bucklige.

Lelia lachte: „Von Äsop sagt man, er habe ausgesehen wie du. Doch konnte er seiner Herrin lustige Fabeln erzählen. Du kannst nichts. Seit zwei Tagen ist Ercole Varano im Gefängnis, und du hast mir noch nicht berichtet, ob er tobt, ob er klagt, ob er bittet, ob er von mir spricht. Hättest du wenigstens eine Fabel erfunden, Dummkopf!"

Sie warf ihm eine Rose ins Gesicht, deren Dorn seine Nase ritzte, aber er fing die Blume mit der Hand auf und küßte sie. „Von Lelias Hand sind selbst Dornen ohne Spitze. Herrin, selbst für mich sind die Thore der Engelsburg verschlossen. Wallt ich durchs Schlüsselloch, so dünn ich bin, mein Buckel bliebe hängen," scherzte er mit wehmütig verliebtem Lächeln.

„Du gehst im Auftrag des Kardinals Alexander."

„In Eurem Auftrag, Madonna?" frug der Zwerg und schien nicht verstehen zu wollen.

„Im Auftrag des Kardinals," wiederholte sie ungeduldig. „Im Palast wird dir Annunciata ein Andenken geben, das du dem Gefangenen als Lelias letzten Gruß überbringst. Strickleiter, Feile und Dolch ..."

„Madonna, das kann ich nicht. Er hat dich geschmäht, dich, die herrlichste Frau auf Erden, und dein treuester Diener soll ihm die Freiheit bringen, nachdem ihn endlich ein gerechtes Schicksal getroffen hat. Schlagt mich tot, aber ..."

Lelia lachte laut auf. Der Ton klang schrill und häßlich und schien nicht dem schönen Munde anzugehören, dem er entsprossen. „Narr! thu, was ich dir sage." Nach kurzem Zögern setzte sie hinzu: „Varano soll sterben. Aber ein Mann, den Lelia geliebt hat, stirbt mit der Waffe in der Hand, nicht als Verbrecher im Turm. Er lebt schon lange genug, und nach Farneses Willen sollen seine Gegner nichts über die Nacht von La Storta erfahren, selbst der heilige Vater nicht alles. Jetzt weißt du, warum die Strickleiter in die Engelsburg kommt. Im Felde, auf dem nach Ercoles Wahn die Freiheit schlummert, lauern die Diener des Kardinals."

„Und wenn man mich trotzdem nicht einläßt?" frug der Zwerg beinahe heiser vor heimtückischer Freude.

„Dann hilft du bei mir den Ring des Kardinals."

Lebhafte Schritte näherten sich auf dem Kiesweg, und mit einem enttäuschten „Du!" empfing Lelia den Bruder. Manfredino beeilte sich in der Richtung des Ausgangs zu verschwinden.

Odoarda sah seiner Schwester ähnlich. Alle Züge, die bei dem Mädchen leidenschaftlich begehrend, glühend schön erschienen, waren in dem starkknochigen Gesicht des Bruders bis zur sinnlichen Roheit ausgebildet.

„Du scheinst Freunde zu erwarten, Lelia," sagte er und betrachtete die schöne, reichgeschmückte Gestalt. „Gleichviel, du mußt mir

einige Augenblicke schenken. Der Kleine," er deutete den Weg hinunter, an dessen Biegung Manfredino verschwand, „sucht in meinem Auftrag das Mädchen von Siena."

Erstaunt sah die Schwester dem Bruder ins Gesicht, der mit den Tönen einer heißen, fieberhaften Leidenschaft zu ihr sprach. „Mein Herz verlangt nach der Fremden. Es liegt ein Reiz in ihr, der mich gewaltthätig, wahnsinnig macht, solange ich sie entbehre, und der mich zum zahmen, stammelnden Jüngling wandeln könnte, wenn ihre weißen Arme mich umfingen."

„Willst du von weiblicher Schönheit schwärmen, so wähle einen Freund zum Vertrauten, nicht mich!" unterbrach sie ihn rasch. „Ich hasse Beata Tolomei. Aber ich gönne sie dir, nur will ich nichts über das Mädchen zu hören bekommen." Lelias Haß zitterte gewaltsam durch ihre Stimme.

Odoardo zuckte die Achseln. „Du hast keinen Grund eifersüchtig zu sein. Hat dich nicht gestern der Kardinal die Schönste der Römerinnen genannt? Ich war der verschwiegene Bote zwischen dir und ihm. Der Dienst, den ich verlange, ist gering, Lelia."

Sie nickte schweigend und ließ die Finger langsam durch das dunkle Laub des Larbeers gleiten, als wolle sie an seiner glatten Frische ihr heißes Blut kühlen.

Odoardo fuhr fort: „In allen Klöstern hat Manfredino nach Beata geforscht und nichts erfahren. Ich weiß aber durch den Kardinal, daß ihre Verwandten willens waren, sie bei den Schwestern von San Silvestro in Capite einzukleiden. Die Oberin hat das Recht, den fremden Mönch zu zwingen, daß er ihr die Jungfrau ausliefert, deren Aufenthalt er niemand verraten will. Du mußt um meinetwillen zu Vittoria Colonna gehen, damit sie die Oberin von dem Geschehenen in Kenntnis setzt. Ehe Beata den guten Nonnen überliefert wird, kann ich nachholen, was dein Kardinal zu versäumen gezwungen war."

„Wozu Vittoria Colonna einmischen? Du weißt, ich liebe sie nicht," erwiderte Lelia, und ihre Lippen kräuselten sich verächtlich bei Nennung des Namens, denn sie verstand nicht, daß man ein Menschenalter an einer großen Liebe hangen könne.

„Weil sie mit Lattanzia Tolomei befreundet ist und Großes im Kloster gilt. Die Marchesa von Pescara ist ja bewandert in heiligen Dingen wie eine Nonne," sagte er mit spöttischem Nachdruck.

Bewegung ließ sich vom Gartenthore her vernehmen, und ohne die Antwort der Schwester abzuwarten, zog sich Odoardo heimlich in das tiefe Dunkel des Gartens zurück.

Die leichten Schritte eines Mannes kamen näher. Lelia zwang sich, den sorgsam frisierten Kopf abgewendet zu halten, um ihr schönes Profil auf dem grünen Hintergrund zur Geltung zu bringen. Ihre ganze Gestalt hob sich im Gefühle des Stolzes, den schönsten, begehrtesten Mann zu ihren Füßen zu sehen, aber sie liebte ihn nicht, denn während sie die Stimme Alexander Farneses vernahm, folgten ihre ungebärdigen Gedanken dem Zwerg auf dem Wege zur Engelsburg.

„So muß ich hold entzückt ihr Antlitz sehen,
Ob falsch, ob wahr, ich weiß nur, wie ich's fand.
Was Wunder, wenn der Triebe Unverstand
Mein Herz in heißen Gluten ließ vergehen,"

deklamierte Farnese mit schmelzender Stimme von den Larbeerbüschen versteckt, ehe er sich der schönen Lelia näherte, die sich schnell erhob, um ihn mit zierlich gesetzten Worten zu begrüßen. Kräftig und schlank stand der Kardinal in dunkler, aber weltlicher Tracht vor ihr, lehnte sich mit leichter Grazie an den Greifen der Bank und sah mit unverhohlener Freude die begehrenden Blicke des Weibes, die sich ohne Scheu und Zieren auf ihn richteten.

Petrarcas Sonett, das der hochgebildete Jüngling zu seinem Eintritt gewählt, war bis zu Odoardos Ohr gedrungen, der aufhorchend diese poetische Begrüßung belächelte, aber einen erfreuten Ausdruck annahm, weil seiner Schwester die Ehre des Besuches zu teil geworden. Mit seinem breiten Gesicht und den spitzen Ohren glich er einem Satyr, der das Liebesglück von Gott und Nymphe belauschen wollte; doch er wandte sich rasch ab, trällerte ein freches Liedlein vor sich hin und verließ durch eine Seitenpforte den Garten.

Kleine Häuser standen zwischen den Garten- und Weinbergsmauern der abgelegenen Straße versteckt. Odoardo ließ einen Pfiff ertönen. Eine Thür öffnete sich, und Serafina erschien mit den Pferden. Der junge Mann schwang sich in den Sattel des kräf-

tigen Braunen, legte die Schenkel stramm an die Weichen und trabte gen Westen über die Via Sacra nach der inneren Stadt.

Auf den Straßen standen die Leute in dichten Gruppen, vor dem düsteren Palazzo di Venezia staute sich das Volk und lärmte, als ob eine Revolution ausgebrochen sei. Das Pferd wurde im Gedränge so unruhig, daß Odoardo nur weniges aus den durcheinander geschrienen Worten vernehmen konnte.

„Aus kleinen Scharmützeln entstehen große Kriege," rief ein Mann mit Habichtsnase in schwarzer, feierlicher Kleidung, der Notar Sartorio vom Corso. „Man soll Camerino sich selbst überlassen."

„Und die Salzsteuer aufheben," fuhr ein dicker Kaufmann aus der Via Marforio fort, der wegen Kriegsgefahr aufgehalten war, Wein in Marino zu kaufen.

„Wir werden siegen. Vergeßt nicht, daß ein Wunder auf der Flaminischen Straße geschehen ist," schrie bereits heiser ein Verkäufer von Wachskerzen, der im Solde der Farnese stand. „Kauft Kerzen, kauft Kerzen! und betet für den Sieg!"

„Ein Wunder? welches Wunder?"

„Lügengeschichten! In unserem Jahrhundert daran zu glauben!"

„Lästerung! ein Priester hat den Herrn gesehen!"

„Und ein Mädchen geraubt!" schrien mit den lebhaftesten Armbewegungen, mit drohenden Fäusten und flammenden Augen die Männer durcheinander, als sich mit leidenschaftlicher Eile ein blasser Mönch Bahn brach und sich auf einen Campagnawagen schwang, dessen Führer des Gedränges wegen gehalten hatte.

Mit hohem durchdringendem Ton und der harten Aussprache eines Spaniers rief er in die Menge: „Wer wagt es, mich, den Boten des Herrn, zu beschuldigen, ein Weib geraubt zu haben?" Gelächter und Beifall, Widerspruch und Rufe, er solle reden, klangen ihm entgegen.

Odoardo, stämmig auf seinem Pferde sitzend, war gerade dem Wägelchen gegenüber angekommen und erkannte Ignatius wieder, der ihm, das Schwert drohend in der Hand, seit jener Nacht im Gedächtnis geblieben. Sein erregtes Blut wallte auf, heftig rief er über die Köpfe der Leute dem Priester zu: „Ich beschuldige dich. Wo ist Beata Tolomei, wenn du sie nicht geraubt hast?"

Wenn sich zwei Ansichten, das Wort der That und das Wort der Klage, plötzlich in hervorragenden Vertretern gegenüberstehen, sondern sich unwillkürlich die Hörer in Gruppen. War Odoardo auch in Rom wenig beliebt, diesmal hatte er im Sinn der meisten gesprochen, denn die Mönche waren bei dem lebenslustigen Volke ebenso verhaßt, als man den prachtliebenden Papst auf beiden Seiten des Tiber verehrte, und die Leute wußten noch wenig von der strengen Strömung kirchlicher Kreise. Man schrie Loyola zu, sich zu verteidigen.

In dem Spanier lebte noch die furchtlose, freie Art des Edelmannes. Er wartete unbeweglich, bis die Brandung des Augenblicks sich gelegt, und rief dann mit der Sicherheit eines tödlich treffenden Schützen: „Geraubt wie die Mutter das Kind aus den Krallen des Löwen. Vor deiner Begier ist die Jungfrau gerettet und erwacht in meiner Hut aus der Betäubung des Schmerzes. Glaubt ihr, ich hätte ein Kloster sicher genug für sie gefunden? In den Häusern der Heiligen lebt Weltlust, Reichtum und Freude. Nur die Armut bietet Schutz, die heilige Armut und die Hütten der wahrhaft Frommen. Hört ihr, was euch die Glocke vom Turm herabruft? Betet für die Seele der Waise, statt um ihr sterblich Teil häßlich zu streiten."

Mit weitausgreifender Bewegung deutete er in die Richtung des weitläufigen Stiftes der Clarissinnen, das nordwestlich des Colonnapalastes im Thale lag. Der dünne Ton einer kleinen Glocke klang von dort her, und einige alte Männer zogen den Filzhut vom Kopfe, um zu beten. Die anderen tauschten Bemerkungen, die Stimmung wurde leiser und gleichgültiger. Odoardo, froh, einen Fingerzeig erhalten zu haben, rief, um die Lacher auf seine Seite zu bekommen: „Die Welt ändert sich. Der schwarze Kater hütet einen Singvogel, damit ihn die Mäuse nicht fressen."

Man ließ ihn ungehindert weiter traben und hörte zuerst lachend, dann aber staunend den merkwürdigen Worten zu, die dem Mönch in einem Gemisch aus italienischer, spanischer und lateinischer Sprache von den Lippen flossen: „Seht nicht dem Reiter nach! Es

ist die Sünde, die zum Flusse trabt, die Sünde, die überall das eigene Bild, die eigene Schwäche sucht. Ist der Teufel so stark in euch, daß ihr den Gottbegnadeten verlacht? Sind eure Seelen so fest geschlossen wie die Fenster dieses Palastes? Ich, der Ritter der göttlichen Gnade, wäre verzagt und elend umgekehrt vor Roms gewaltiger Sündenlast, hätte mir des Herrn leuchtende Erscheinung nicht Zuversicht in die Seele gehaucht. Geht jetzt der Teufel auf der Erde im Philosophengewand spazieren, das Höllenfeuer folgt ihm nach und wird die Gottlosen verzehren."

„Savonarola!" rief einer aus der Menge.

„Wir sind keine Florentiner!" schrie ein anderer.

„Holt den Fremden vom Wagen!" ein dritter.

„Fahr zu Kutscher, auf wen wartest du?" zirpte Manfredinos Stimme dazwischen, der unterdessen hinter dem Palazzo Venezia vorgekommen war.

Loyola predigte weiter: „Die Heidengötter treiben ihr Wesen in Rom, mit ihren Gliedern grabt ihr den verderblichen Geist aus der Erde und vergeßt, daß dieser schöne Marmor nicht zu Gottes Ehre, nicht zum Ruhm der Kirche gebildet ist."

„Frömmer als der Papst," sagte der Buckelige zu seinen Nachbarn und zog sie am Ärmel, wegzugehen, denn er fürchtete bösen Einfluß auf das Geschäft mit Altertümern. Gleichzeitig gingen zwei andere Händler kopfschüttelnd in die Seitenstraße.

Ignatius aber fuhr fort: „Heidnische Fröhlichkeit hat euch in Rom ergriffen und blind gemacht gegen die Feinde, die Satan im Norden der Berge und in der Erdentiefe erweckt hat. Aber wir werden siegen und mit Feuer und Schwert die Ketzer mit ihren Gedanken, Worten und Thaten vernichten, denn die Kirche beherrscht die Jahrhunderte. Wäre sie nicht unfehlbar, und wäre sie nicht der erste Ausdruck menschlicher Größe mit der blitzenden Gewalt des Bannes und der Herrschaft über die Seelen, wäre sie menschlich statt göttlich, das Lachen des Teufels würde von einem Weltende zum anderen klingen und mit seinem Ton die Erde erbeben und die Kirche in Trümmer fallen lassen."

Loyola schöpfte Atem und sah sich im Kreise um. Einige Bettler streckten ihm die Hände entgegen oder hielten die schmutzigen Hüte vor, um eine Gabe zu empfangen. Ein paar Venetianer lehnten an der Mauer des Palastes und schienen dem sanften Gesichtsausdruck nach von ihrem Liebchen an der Adria zu träumen, und der Fuhrmann des Wagens, auf dem Ignatius stand, lag ausgestreckt auf den sonnigen Steinen einer niedrigen Mauer. Er schlief. Alle anderen hatten sich zerstreut, denn Bußpredigten gehörten in die Zeit der Fasten. Der Spanier stieg auf die Straße herab.

„Öffnet mir die Herzen statt der Hände, dann will ich euch reiche, ewige Gaben verteilen."

Da gingen auch die Bettler von dannen, und Loyola schritt allein seine Straße der Engelsburg zu. Er verzweifelte nicht, denn selbstbewußt glaubte sein Geist an den Sieg, dessen Scheiterhaufen bald über die Erde ein unheimliches, fürchterliches Licht verbreiten sollten.

Tief in Gedanken gehüllt ging er gegen die Brücke, die nach der Engelsburg führt, ohne die prächtig-schwerfällige Karosse zu beobachten, in der eine üppige Frau nach einer entlegenen Kirche fuhr, darinnen zu beichten, ohne die fröhliche Jugend aus dem Volke zu bemerken, die voll lustigen Übermutes auf der Straße ihre Scherze trieb und dem zerlumpten Priester Spottworte nachrief, die jedesmal ein lärmendes Gelächter im Chor erweckten.

Stolzen Schrittes betrat er die Tiberbrücke und sah sinnend in das gelbe Wasser, welches sich langsam unter den engen Bogen zwischen Felsen und Mauerresten weiterwälzte. Männer waren unter großem Geschrei beschäftigt, unten am Ufer einen Steinblock, der mit Seilen umspannt war, dem Flusse zu entwinden, und von ungefähr konnte er die Formen einer Statue erkennen, deren unbedeckte Glieder glänzend im Sonnenschein unter der Hülle des Schlammes hervorzuschimmern begannen. Er schlug ein Kreuz und sah mit innerem Zorn, daß Priester der heiligen Kirche mit ängstlichem Interesse die arbeitenden Männer umgaben.

Wie viele Feinde der Kirche, dachte er, sind über diese Brücke gezogen, zerstörende

Barbaren und Kaiser, die nach der Gewalt über den Papst und über die Stadt getrachtet, Krieger und Männer, die mehr wissen wollten, als Gottes Offenbarungen kund gethan. Alle unterlagen. Sollte das Gespenst, das mit totem Marmor und Erz der Erde entsteigt, vernichten, was dem Menschengeist und den Waffen widerstanden? Noch werden die Bewohner jenes Hauses mir die Thüren verschließen, murmelte Ignatius weitergehend halblaut vor sich hin und sah mit umfassendem Blicke auf die Gebäudemasse des Vatikans, die in königlicher Schwere die Leonina gebietend überragte, aber die Stimme der Wahrheit wird durch das Schlüsselloch eindringen wie die Sorge in den Palast der Pracht.

Er warf den Kopf hochmütig zurück, als ob er noch der stolze spanische Ritter wäre, und betrat die dumpfen Gänge der Engelsburg, deren feuchte Kälte den Wanderer wie ein Hauch aus dem Grabe empfing.

Seit Sonntag morgen war strenger Befehl gegeben, niemand zu den Staatsgefangenen zu lassen außer den Brüdern des enthaupteten Johannes, die ein Recht hatten, Trost und Zuspruch in die düstersten Zellen zu tragen. Schon stritt der kleine Buckelige sich heftig mit den Wächtern herum, die auf den Namen des Kardinals Farnese hin ohne sichtbares, bürgendes Zeichen Manfredino den Eintritt verwehren wollten.

Loyola trat zu ihnen. Auch er hatte die Absicht, in das Gefängnis Varanos zu gehen, und verlangte, mit einem Schreiben Caraffas versehen, den Eintritt.

Während sie sprachen und die Wächter immer energischer mit dem Zeigefinger vor dem Gesicht hin und her fuhren, um auf landesübliche Weise begreiflich zu machen, daß ein weiteres Drängen aussichtslos sei, kam ein mittelgroßer Mann, der über sein Gewand eine braune Kutte gezogen und durch die Kapuze das Gesicht verborgen hatte, und heischte mit den wohllautenden Sätzen der toskanischen Mundart Einlaß zu Ercole Varano. Mächtige, gute Augen glänzten aus den Löchern des dunklen Gewandes über die Anwesenden, und mit der Hochachtung vor allem Geheimnisvollen, die den Römern von jeher angeboren ist, folgte der Schließer ehrerbietig dem Winke des Vermummten. Ihre Schritte verhallten im steinernen Gang. Um sich wichtig zu machen, stieß Manfredino den fremden Mönch leise an den Ellenbogen und flüsterte: „Es muß Michelangelo gewesen sein, der Maler des Papstes. Ich habe seine Stimme erkannt."

Erstaunt und verächtlich sah Loyola auf den kleinen Mann herab. Was sagte ihm der Name Michelangelo, was bedeutete ihm das Wort Kunst? Er kannte das Schwert und das Wort, den Kampf der Waffen und der Rede. Der Schmuck des Lebens durch Schönheit war seinem Sinne fremd, in dem nur das Elend und die Pracht Eingang gefunden, das Elend der Menschheit und die irdische Pracht zur Glorie des himmlischen Wesens. Er verließ ohne Gruß das Gewölbe der festen Burg und wendete sich dem vatikanischen Palaste zu. Nach dem feuchten Düster des Hauses hielt er geblendet die Hand gegen die leuchtende Sonne. Manfredino, eingeschüchtert und geärgert, daß der Fremde seine Vertraulichkeit stolz abgewiesen, lachte höhnisch auf und rief, damit es die umherlungernden Soldaten hörten: „Seht mir den Maulwurf, er scheut die himmlische Sonne." Ignatius von Loyola aber ging eilig von dannen.

Im Inneren des mächtigen Gebäudes, das, als Grab der Cäsaren gedacht, ein Grab der Freiheit und ein Zufluchtsort bedrohter Päpste geworden, ging unterdessen der Vermummte in sinnendem Schweigen über Gänge und Treppen, bis der eisgraue Führer vor einer kleinen Thür stehen blieb, unter seinen großen Schlüsseln suchte, deren Gewicht die eine Schulter ein wenig herabgedrückt hatte, und die kleine Pforte öffnete, den seltsamen Gast einzulassen.

Michelangelo mußte sich bücken, als er die Schwelle betrat. Er zog den Mantel fester um seine Gestalt, obwohl er nicht verwöhnt und verzärtelt war, denn er fand es bitter kalt in dem sonnenlosen, steinernen Raum.

Ercole Varano heftete einen Blick auf den Eintretenden, der den Menschen in der Seele traf und dem Künstler das Bild eines Verdammten einprägte, der ohne Gnade zu erwarten dem Herrn ins Auge schaut.

„Du bist Ercole Varano, den ich suche."

„Ich bin's. Daß du mich zum Tode abholen willst, erkenne ich an deinem Gewand.

Wir wollen wenig Worte machen, denn was hilft es, wenn ich dir, dem Namenlosen, sage, daß ich unschuldig bin." In diesem Warten lag weder Todesfurcht noch Schrecken. Solche Gefühle waren Ercole fremd wie den Männern seiner Zeit, die mit dem mittelalterlichen Glauben die Angst vor dem Ewigen verloren hatten. Erstaunt beobachtete er den Gast, der sich auf den festen Eichenholzschemel niederließ und zu sprechen begann.

„Du irrst. Wohl gehöre ich zur Brüderschaft des enthaupteten Johannes Florentiner Nation. Doch unsere Aufgabe liegt nicht allein in der traurigen Begleitung der Verurteilten, unsere Pflicht ist es, die Seelen der Verbrecher mit dem Herzen ihrer Opfer auszusöhnen. Du hast eine Familie schwer getroffen, die dir im Leben Gutes erwiesen. Was kann ich den Tolomei zu deiner Verteidigung berichten?"

In Varanos Ausdruck war eine mächtige Veränderung vor sich gegangen. Die Arme, die er krampfhaft auf die Brust gepreßt hatte, breiteten sich aus, und in den Augen, die in stumpfer Trauer starr auf die Thür gerichtet waren, leuchtete plötzlich der Glanz einer wiedererwachenden Seele. Hastig, überstürzend kamen die Worte von seinen Lippen, denn er wollte alles auf einmal erzählen, um nichts zu vergessen. „Und gehst du auf deinem barmherzigen Pfad zu Beata Tolomei," schloß er die selbst befreiende Beichte, „dann nimm durch die Kraft der Wahrheit das bittere Bewußtsein aus ihrem Herzen, daß sie mir als dem Mörder ihres Vaters fluchen muß. Nimm deine Beredsamkeit, dein Mitleid zusammen, auf daß sie deinen Worten Glauben schenke und keinen Verbrecher, sondern einen Unglücklichen in mir erkenne. Ich weiß, daß die Nacht vor der milvischen Brücke mich von allem trennt, das mir heilig und lieb auf Erden gewesen, und habe nur noch den einen Wunsch im Leben, daß Beata erfahren möge, warum ich ihrem Vater entgegengeritten. Denkt sie an mich, soll sie sich eines Unglücklichen und keines Elenden erinnern."

Michelangelo verstand seine Zeit und begriff, wie ein Mensch das ganze Leben auf eine einzige Hoffnung stellen könne. Er versprach nach Kräften den Ort, an welchem Beata verborgen gehalten wurde, zu suchen. Da wich die kurze Freude aus den Zügen Varanos. Der Jüngling rang in bitterer Verzweiflung die Hände und rief: „So ist Beata in der Gewalt Farneses! Ihr Männer in der schwarzen Kutte seid in Rom weit verzweigt, man sagt, euer Einfluß reiche bis in die Zimmer des Vatikans. Ich ging aus, die Geliebte zu retten, und tötete im Kampf ihren Vater, weil meine unglückliche Hand den besten Willen des Herzens durchkreuzte. Wenn dein Geschick freundlicher ist, spanne deine Kräfte im Dienst der Verfolgten an. Thue nichts für mich, alles für sie! Ich will sterben, denn mich verfolgt das Unglück wie der Schatten den Körper, seit ich ein Erbgut zu erkämpfen begann, von dessen Recht ich selbst so wenig überzeugt war wie jene, die mich aufstachelten, es zu erjagen."

Der Künstler war aufgestanden und umfaßte mit einem Blick unendlicher Liebe die kräftig schöne Gestalt des Jünglings, deren blühendes Leben mit dem greisenhaft entsagenden Ausdruck der Augen in grellem Widerspruch stand. Unverschuldetes Unglück ergriff sein weiches Herz, war doch das eigene Schaffen von den Schlägen eines rauh eingreifenden Schicksals oft genug getroffen worden. Seine Kunst war ihm Freund und Geliebte, denn er fühlte für seine Werke wie für menschliche Wesen, weil er ihnen allen Teil an seiner stolzen, selbstverschlossenen Seele gegeben. Jetzt legte er die Hand auf Ercoles Schulter: „Ich hoffte von dir Beatas Aufenthalt zu erfahren, aber ich fand dich unwissend und in Trauer wie meine Freunde die Tolomei. Rom ist groß und eine verworrene Welt von Winkeln und Türmen, doch die Gewalt des Willens guter Menschen vermag mehr als die lärmende Macht der Helden des Tages. Verlaß dich auf uns!"

Er klopfte mit einem festen Schlage an die Thür, die sich öffnete, ihn hinauszulassen. Varano vernahm die verhallenden Schritte, dann sank er in die Knie, den Kopf fest in die Hände pressend, und stöhnte: „Umsonst, umsonst!"

Es waren keine Gedanken, die wie drohende Geister auf ihn einstürmten, es waren Gefühle, die sein Herz zermarterten, quälende Gefühle der Ohnmacht. Die einzelnen Steine des Kerkers wurden zu Gewichten,

die ihn belasteten, und er fühlte mit lähmender Schwere die Kraftlosigkeit der Muskeln im Kampfe des Lebens. Was half ihm die Stärke des Armes, der scharfe weitdringende Blick, er vermochte weder die kleine Thür aufzubrechen, noch weiterzusehen, als der beschränkte Horizont des kleinen Fensters es gestattete.

Er klammerte sich an die Eisenstäbe und sah, wie der Himmel in unerbittlicher Bläue auf den sanften Hügellinien des Monte Mario ruhte, er sah zwischen den Weingeländen den Pfad, welchen er mit leidenschaftlicher Hoffnung hinausgeritten, und hörte von fern undeutlich Stimmen der Menschen, die frei waren. Sie kamen ihm vor wie brandende Wogen, die an den Felsen des Gefängnisses schlugen.

Mit goldener Liebe umstrahlte die Sonne bereits den Höhenzug, und dunkle Schatten lagerten sich in der engen Zelle, als die Thür wieder geöffnet wurde und der erstaunte Varano dem kleinen Buckeligen gegenüberstand.

„Ihr seid gut verwahrt, Signor Ercole, das muß ich sagen. Donna Lelias Zauberwort konnte den bärbeißigen Alten nicht bestimmen, mich hereinzulassen. Nur der Ring des Kardinals Farnese, dessen hohe Gunst auf uns niederstrahlt, seit Ihr diesen Palast bezogen, öffnete die Thür. Das schickt Euch Donna Lelia, gebraucht es diese Nacht und laßt Euch nicht wieder im Gebiet des heiligen Vaters erblicken. Hier seid Ihr vogelfrei." Er warf ein kleines Bündel auf den Boden. „Feile, Strickleiter und Dolch sind die letzte Liebesgabe der schönen Herrin. Sie will sich vor der Erniedrigung bewahren, einen Mann geliebt zu haben, den der Henker gerichtet. Für solche Botschaft genügt ein verwachsener Amor."

Manfredino lachte und gab dem Schließer eilig das Zeichen. Es drängte ihn, den unwirtlichen Raum zu verlassen und Lelia zu berichten, daß er einen gebrochenen, im Unglück stumpfsinnig gewordenen Menschen vorgefunden habe.

Wie eine Frau kostbare Perlen liebevoll durch die Hand gleiten läßt, nahm Varano prüfend das feste Gewebe der Leiter. Freiheit, Leben, die Hoffnung, vielleicht ein kleines Mittel zu Beatas Rettung beitragen zu können, hielt er umspannt, und beim Anblick des starken Messers, das funkelnd auf dem dunklen Steinboden aufblitzte, empfand er ein Gefühl inniger Dankbarkeit der Frau gegenüber, deren Liebe er zurückgestoßen.

Er versteckte die Gaben unter das modernde Stroh und streckte seinen Körper zu friedlicher Ruhe auf das feuchte Lager aus, um Kräfte zu sammeln für die Arbeit der Nacht.

Ercole schloß die Augen, ohne zu schlafen, und überlegte, was er thun könne, wenn er den Sternenhimmel über sich und den taufrischen Boden unter den Füßen, vor der Engelsburg stünde. Seine Diener waren versprengt, gefangen wie er oder hatten sich den wilden Räuberbanden des Gebirges angeschlossen. Der Gedanke an seine Freunde entlockte ihm ein wehmütiges Lächeln, war doch Freundschaft eine Gabe aus dem Füllhorn Fortunas, die mit Reichtum und Erfolg, mit Hoffnung und Gewinn vom Himmel fällt.

Wo waren die jungen Vettern der Tolomei, wo Sebastiano, der ihn bereits um ein Lehen gebeten, Francisco de Hollanda, der junge Maler, der sich erboten hatte, das ganze Fürstengeschlecht von Camerino in nie dagewesener Herrlichkeit zu malen, wo waren die Freunde, die Wort und Schwert bereit gehalten, solange er in Gunst der Farnese gestanden? Der junge Mann fühlte sich unendlich allein. Lelias Dolch und die Kraft der Glieder waren sein einziger Besitz, die Fürsorge jener finsteren Kuttenmänner, welche die Schritte der Todgeweihten mit trauriger geheimnisvoller Liebe umgaben, der einzige Zusammenhang mit der äußeren Welt.

Wie konnte er den Kampf mit dem mächtigen Kardinal aufnehmen, wie eine Hoffnung hegen, für Beata zu handeln? Die jähe Freude beim Anblick der Rettungswerkzeuge wich dem unklaren Gefühl, daß ein einziger Mensch so wenig bedeute wie ein einziges Blatt, daß ein Wille wohl töten könne, aber nicht retten.

Er schlug die Augen auf und sah, wie ein Lichtstreifen durch die Thürspalte fiel; er hörte, wie sich der Schlüssel kreischend drehte, und bemerkte, daß ein Mönch mit leisen Schritten seine Zelle betrat.

„Frieden sei mit dir!“ sagte Loyola, schlug ein Kreuz über den Gefangenen und setzte sich auf den Schemel, den vorher Michelangelo eingenommen. Die Laterne stand auf dem Boden und verbreitete ein unruhiges, flackerndes Licht, das mit wechselnden Strahlen auf die Gestalt Varanos fiel, den Kopf des Priesters aber im Dunkeln verschwinden ließ. Ercole konnte die Züge des Fremden nicht erkennen, dessen Stimme ihm bekannt vorkam, bekannt wie die Erinnerung eines schrecklichen Augenblicks.

„War auch der Weg durch die Vorzimmer des päpstlichen Palastes weit,“ begann der Fremde, „und kostete genug bittende Worte, so führte er mich doch meinem Willen gemäß zu dir.“

Ignatius wollte fortfahren, aber Ercole, dem die Stimme von Wort zu Wort vertrauter geklungen, sprang auf und umfaßte mit der Linken die Schulter des Mönches. Die Rechte umklammerte drohend Lelias Dolch: „Du bist der Priester, der zwischen mich und Beata getreten. Ich erkenne dich, wenn sich dein Gesicht auch im Schatten verbirgt. Du führtest sie nach Rom. Wo ist sie? Du allein bist für ihr Leben verantwortlich.“

„Das bin ich vor Gott.“ Die Hoheit des reinen Gewissens blitzte aus den Augen des Spaniers.

Varano ließ den Arm sinken: „Sag mir nur, daß sie nicht in Farneses Hände gefallen, daß mein Opfer nicht vergebens war, dann will ich mein Schicksal ohne Murren auf mich nehmen, wie es einem Edelmann geziemt.“

„Weder der Löwe noch der Wolf reißt die Beute vom Opferaltar des Herrn. Beata Tolomei fand den Weg, den ihr die Gnade Gottes vorgezeichnet hat.“

„Du weichst mir aus, ich will keine Gleichnisse. Ich will wissen, wo Beata ist, damit ich ihre Vergebung erflehen kann.“

Ignatius fürchtete, der verwegene Liebhaber wolle von neuem das Kind der Tolomei seiner Bestimmung entreißen, denn sein scharfes Auge hatte ein Glied der Strickleiter erkannt, die infolge von Ercoles Aufspringen aus dem Stroh hervorlugte. „Was hilft es, wenn du dich wider menschliches Erwarten befreist und ihre genesende Seele in Zweifel und Jammer stürzt. Die Jungfrau ist für Höheres bestimmt,“ sprach er, „als für die Erfüllung deiner Träume.“

„Sie soll nur die Wahrheit erfahren,“ stöhnte der Gefangene. „Sonst nichts. Unser Glück ist vernichtet.“

„Die Früchte der irdischen Leidenschaft sind kein Glück. Der Himmel gebietet uns, sie zu verachten. Den Vögeln der Luft, die keine unsterbliche Seele haben, ist ein Nest zu bauen und Junge flügge zu ziehen höchstes Gesetz. Von uns Menschen verlangt der Herr andere Thaten —“

Der Mönch, dessen nackte, arme Füße auf dem Ziegelboden eines Gefängnisses standen, dessen zerlumptes Gewand der Umhüllung eines Bettlers glich und dessen Lippen von stolzen Worten überflossen, unterbrach sich, denn er merkte, daß der Mann vor ihm seinen Reden nicht mehr folgte und zu träumen schien.

Vor Ercole tauchte die Herberge vor der Stadt auf, in welcher er Beata zum letztenmal gesehen, die blutende Leiche Tolomeis und das angstverzerrte Gesicht der Geliebten. Er wollte das Bild gewaltsam verscheuchen und sagte mit gepreßtem Ton: „Ich kann nicht ruhig sterben, wenn mich ihr vorwurfsvoller Blick bis zum Tode verfolgt. Was habt Ihr davon, trennt eine Lüge zwei liebende Herzen?“

Ignatius antwortete nicht, und Ercole sah schweigend zu Boden. Müde und schwer ließ er sich auf das Strohlager nieder und stützte den Kopf in die Hand. Der Arm ruhte auf dem emporgezogenen Knie.

„In den toskanischen Bergen wären wir glücklich geworden. Liebe, Freiheit, die Luft der Heimat zu atmen verlangte ich mir, und die sanfte, blonde Königin meines Herzens fand Genüge in den Gemälden, die unsere Phantasie im Dämmer der schattigen Gärten entwarf. Hätte die Habsucht anderer mir das Schwert nicht in die Hand gedrückt, und wäre der Ehrgeiz der Eltern nicht zwischen das Glück ihrer Kinder getreten, ich könnte Beata schützend und schirmend in meine Arme schließen und müßte nicht eine traurige Freude empfinden, daß ein armer Mönch elende Zuflucht für sie bereitet hat, die sie vor schlimmerem Schicksal bewahrt.“

Er starrte bewegungslos in das Dunkel.

Trotz der schwärmerischen, überschwengliche Begeisterung atmenden Art seines Wesens wußte Loyola die Stimmung eines Augenblickes auszunutzen. Dieser Gefangene, der einen entfernten Verwandten des Papstes erschlagen und das Schwert an einer Stelle gezogen, die der Herr durch seine Gegenwart geheiligt, war dem sicheren Tod verfallen. Er konnte als erstes Opfer einer strengen Richtung die Gemüter erschüttern. Aber er konnte auch auf der Richtstätte die sühnende Befreiung von Loyolas Wunder verkünden, Anhänger werben und spanische Frömmigkeit zum büßenden Ziel der sündigen Gemüter erheben. Ignatius entschied sich zu letzterem Versuch.

„Du hast gefehlt," sprach er, „als du dich aufmachtest, dem Reisezug entgegenzutreten und Beata von ihrem frommen Weg abzulenken, denn es war nicht deines Amtes, sie vor Gefahr zu schützen. Dazu hatte der Herr mich ausersehen."

„Es war meine heilige Pflicht, sie vor Farnese zu retten."

„Menschliche Beweggründe zerfallen in nichts im Angesicht des allgewaltigen Gottes. Du sündigtest, weil du das Schwert am geweihten Ort zogest, und deine erste Strafe war der Mord, der dich auf immer von Beata trennt."

„Es war kein Mord. Sie muß erfahren, wie alles gekommen ist, dann wird sie vergeben."

„Wenn du den Tod vor Augen bekennen willst, daß auch dich die Kraft des Wunders getroffen und du das Schwert sinken ließest, damit es in meiner Hand zur sühnenden Waffe würde, so will ich dich vor Beata rechtfertigen und ihr sagen, sie solle dem reuevollen Beleidiger Gottes verzeihen, obwohl er trotz der Gegenwart des Herrn sich nicht scheute, Blut zu vergießen."

„Gott ist überall. Du mischst die klarsten Dinge durcheinander. Meine lautere Absicht muß Beata erfahren um ihrer eigenen Seelenruhe willen. Mit deinem Wunder habe ich nichts zu thun."

Loyola erkannte den Einfluß jener geistvollen Männer, die an die Unsterblichkeit der Seele glaubten, weil sie Sokrates gelehrt, die größere Erhebung im Tode des griechischen Weisen und des römischen Philosophen Seneca fanden als in den Erzählungen von christlichen Märtyrern, aber er sah auch mit dem Scharfblick des menschenkennenden Priesters, daß der jugendliche Träumer vor ihm, unklar in Wissen und Wollen, für seine Zwecke reif werden könne. „Dinge zu verachten," begann er, „die man nicht begreift, ist menschlich, aber göttlich ist es, den Unverstand glaubend zu besiegen. Wenn du dem Wunsch entsagst, in das irdische Schicksal Beatas einzugreifen, wird aus deiner sündigen Liebe zu ihr ein reuiges Bitten um Verzeihung, die sie gewähren wird, ob sie deine armseligen Beweggründe kennt oder nicht. Dein Stolz will, daß durch deine Botschaft noch einmal eine Liebe rege wird, die ihre Seele belasten würde wie ein schwerer Stein. Lieben wir Männer in der staubigen, zerlumpten Kutte nicht mit heiliger Inbrunst und glühendem Feuer die Madonna, die über unseren Gedanken thront wie der Berg von Manserrat über den Landen? Stehen wir nicht in ritterlicher Nachtwache vor ihrem Altar, ohne anderen Lohn zu ernten als das Glück, ihr Bild rein und leuchtend im Himmel zu sehen?"

Er hatte einen prophetischen Zug und glich den Männern, von denen Ercole in alten Ritterbüchern gelesen, wenn er sich an den heißen Sommertagen Sienas in die kühle Bibliothek des alten Talamei geflüchtet. Damals war ihm Beata wie die weiße Rose vorgekommen, um derentwillen er den Kampf mit sagenhaften Ungeheuern bestehen wollte. Erinnerungen an die alte friedliche Zeit drängten sich in den Sinn des Gefangenen wie bunte, liebe Träume, und von den Bildern erfüllt, die einst den Sinn des Knaben verwirrten, sagte er: „Wenn man die weiße Rose bricht, röten sich ihre Blätter. Ich will zufrieden sein, daß mein Unglück der Blume meines Herzens die lichte Weiße bewahrt hat. Bringst du mir ein Zeichen, daß der Zorn gegen mich von ihr gewichen, weil sie davon überzeugt ist, daß ich kam, sie zu retten, und daß ihr Vater mich zur Verteidigung zwang, so will ich dir dankend die Hände küssen und mit ruhigem Herzen den düsteren, fackeltragenden Männern folgen. Aber verlange nicht von

mir, über die Nacht in La Storta zu sprechen. Das thue ich nicht."

Ignatius sah den festen Entschluß zu schweigen in den Mundwinkeln Varanos ausgeprägt und antwortete einlenkend: „Wenn du den alten Varano zur Seite legst, wie einen Toten, und neu ins Leben treten willst als gehorsamer Sohn einer streitenden, siegenden Kirche, giebt es vielleicht eine Thür für dich, die selbst aus dem Verließ der Engelsburg zur Freiheit führt, nicht zu einer Freiheit, wie du sie gewohnt warst, sondern zu einer Knechtschaft im Namen Gottes, wie ich sie trage. Auch über mich ist die Gnade in Waffen und Rüstung gekommen. Als Kriegsmann habe ich Schwert und Wehr vor einem Marienbilde in meiner spanischen Heimat aufgehängt und der Mutter Gottes zu dienen begonnen, wie es der Dichter des Amadis den Rittern der Liebe vorgeschrieben." Er legte die Hand auf Ercoles Stirn. „Ich bringe deinen Gruß als die Nachricht eines Toten, und Beata soll dich beweinen, als lebtest du nicht mehr, bist du doch — verurteilt oder frei — für sie gestorben."

Er nahm die Laterne vom Boden und ging, wie er gekommen, über den Bogengang, den die Päpste auf einer alten Wasserleitung errichtet, in den vatikanischen Palast, wo er Caraffa fand, mit ihm in die nächtliche Einsamkeit des Monte Pincio zurückzukehren.

Dort stand am Weinberg Capifuechi die elende Hütte, von der aus die finstere Richtung sich künstler- und philosophenfeindlich verbreitete.

Stolzer denn je hob Caraffa das Haupt, hatte ihm der Papst doch den Kardinalshut versprochen, das sichtbare Zeichen des Sieges. Schweigend gingen die Männer durch das nächtliche Rom. An mancher Straßenecke leuchtete ihnen die Lampe eines Marienbildes, sonst mußten sie sich auf den Glanz der himmlischen Sterne verlassen.

Als Loyola den Unterschlupf aufsuchen wollte, der bisher Weinbergsgeräten zur Überwinterung gedient und jetzt Tisch, Schemel und Strohlager für den spanischen Mönch auf Bitten der Theatiner erhalten hatte, trat ihm mit einer kleinen Laterne ein altes, schmutziges Weib entgegen. „Herr, Euer Pflegling liegt in heftigem Fieber! Meine Tochter wacht bei der Fremden, aber es ist besser, Ihr kommt."

Ignatius folgte ihr über die Steine des Weinberges bis zu der Stadtmauer, die jäh abfällt zum Thal hinunter.

Dort wohnte die alte Maddalena in einem zusammengefallenen Turm. Sie war ein böses Bettelweib, das im Geruch der Heiligkeit stand, denn sie schmeichelte den Mönchen und kauerte den ganzen Tag betend an den Kirchenthüren. Eine Luft zum Ersticken erfüllte den Raum, in dessen Winkel Beata mit glühenden Wangen und heißen, überheißen Händen lag.

Das Gewand war schmutzig und zerrissen, das Haar hing wirr um das liebliche Haupt, und die Lippen murmelten zusammenhanglose, unsinnige Dinge.

„Der Geist ist über ihr," sagte Maddalenas Tochter den Eintretenden, erhob sich und ging hinaus. Loyola trat neben das Mädchen, hielt die Laterne über das feine, anmutige Gesicht und sagte zur Alten: „Beten wir, daß sie die Nacht übersteht und Zeugnis ablegen kann von dem Wunder, das sie gesehen. Gottes Wort allein verscheucht die bösen Geister, die sie verfolgen."

Beide knieten nieder und sprachen eintönige Litaneien. Allmählich schlief das alte Weib darüber ein und sank auf dem Stroh nieder zu Beatas Füßen. Ignatius wachte am Lager und legte seine kühle Hand auf das Haupt der Kranken, wenn die Fieberträume lauter und ängstlicher wurden.

Als der Morgen mit dämmernder Frische hereinbrach, atmete Beata ruhiger und lag bald in friedlichem Schlummer. Da ging der Mönch hinaus, Erquickung in der taufeuchten, erwachenden Natur zu suchen, und stärkte seinen Geist zu neuem mühseligen Tagewerk.

Als er den Weinberg mit gesenktem Haupt gedankenvoll verließ, bemerkte er ebensowenig den kleinen buckeligen Mann, der sich durch das Thürchen hineinschlich und sich hinter einem Feigenstock vor ihm versteckte, wie den Jüngling, der vorsichtig die Hand am Griff seiner Waffe die Gegend im Morgengrauen durchspähte. Es war Francisco de Hollanda, dem die Pförtnerin von San Silvestro am Tage vorher erzählt hatte, daß die Bettelweiber an den Kirchenpforten von einer

sonderbaren Fremden im Turm der alten Maddalena gesprochen. Er hatte die ganze Nacht nach diesem Versteck gesucht und war erfreut, als er Manfredino mit triumphierender Miene aus dem Weinberg herauskommen sah.

Er faßte den tödlich Erschrockenen fest an der Schulter: „Du hast Beata Tolomei gefunden!"

Den Zwerg verließ die gewohnte Sicherheit, er fürchtete sich: „Wenn auch, was geht's Euch an?" sagte er halb kleinlaut, halb frech. „Seht selber nach!" Er entwand sich der Hand des jungen Mannes und lief, so schnell ihn seine kleinen Beine trugen, den holperigen Pfad zur Stadt.

Noch atemlos, mit offener Halskrause, den zerzausten Federhut tief im Nacken, kam er in die stille Straße, an deren Ende der Palazzo Carpi stand.

Gleichzeitig wurde eine Sänfte von der Tiberbrücke her getragen. Er wunderte sich nicht, denn es war nichts Ungewohntes, nach Sonnenaufgang bereits Frauen der höchsten Stände von Dienern begleitet auf der Straße zu sehen. Die fromme Strömung der Zeit rief empfängliche Seelen frühzeitig zur Messe in befreundete Klöster.

Aber Manfredino strahlte vor Freude, als er Lelia erblickte. Doch diese rief die Träger an, zu halten, winkte dem Zwerg und sagte mit gedämpfter, zornglühender Stimme: „Du hast Varano meine Gabe nicht gebracht!"

„Doch, Madonna," stammelte der Erschrockene.

„Du lügst. Ich werde den Kardinal bitten, dich peitschen zu lassen."

Die Sänfte wurde auf Lelias Wink wieder aufgenommen, und die nachfolgenden Diener Farneses überhäuften Manfredino mit grimmen Spottreden. Sie kannten die Ursache von Lelias Zorn, denn sie hatten in der Nacht umsonst unter den Mauern des Gefängnisses gelauert.

Von Zweifeln und Gedanken gequält, lag Ercole Varano noch immer auf dem Stroh seines Kerkers. Die Frist war unbenutzt verstrichen.

Wenn er Lelias Strickleiter benutzte, würde sein Körper vielleicht frei, aber seine Seele blieb gefangen und müßte an der Kette weiter schleppen, in Beatas Augen ein Mörder zu sein.

Wenn er aber im Kerker bliebe und die Rückkehr des Mönches erwartete, würde ihm vielleicht die ersehnteste Befreiung durch ein vergebendes Wort der Geliebten zu teil.

Wie eine gewaltige Melodie klangen die Worte des Fremden in seinem Inneren nach, wie der Ausdruck einer geheimnisvollen, unwiderstehlichen Macht.

Hatte sich nicht alles, was er bisher unternommen, in Unglück verwandelt? Wäre es nicht besser, sich dem starken, selbstbewußten Willen des Gottbegeisterten zu fügen, verantwortungslos in ihm unterzugehen?

Von der Sehnsucht erfaßt, sich des eigenen Willens zu entäußern, ließ der Unglückliche Stunde um Stunde verrinnen. Eine grenzenlose Müdigkeit hatte Leib und Seele erfaßt, so daß er regungslos liegen blieb. Obwohl er sich zwingen wollte, die Augen offen zu halten, überfiel ihn ein dumpfer, totenähnlicher Schlummer, bis die Kühle des Morgens seine Glieder erschauern ließ.

Der Schließer kam, Brot und Wasser zu bringen, gewahrte die Strickleiter Lelias und die Feile, die achtlos der Hand des Unschlüssigen entfallen waren, bemächtigte sich ihrer und trug sie hinaus, den Aufsehern die wichtige Entdeckung mitzuteilen.

* *
*

Unter dem Gewölbe der sixtinischen Kapelle stand Michelangelo Buonarotti und sah mit scharfen Augen unverwandt auf den Karton, der die kräftige Gestalt des totenrichtenden Christus zeigte. In dem Künstler schien ein Zweifel aufzusteigen, ob dieser muskelstarke Mann mit den sturmbewegten Haaren der Heiland sein könne, von dem Contarini und die Brüder des Oratoriums der göttlichen Liebe gesprochen.

In der Versammlung des vergangenen Abends war ihm, der die Qualen der Verdammnis und das ewige unabwendbare Verderben darstellen sollte, aufs neue klar geworden, daß die Irrlehre kein Verbrechen sei, dessen Gefäß man zerstören müsse, sondern eine Krankheit, die man heilen solle. Das trübe Lampenlicht in der kleinen Kirche San Silvestro und Dorothea zu Trastevere

hatte Männern geleuchtet, die das Ziel in milder Versöhnung, in echt christlicher Duldsamkeit erblickten. Seit Caraffa und die Theatiner sich vom Oratorium losgesagt, die sonsten Lehren Contorinis mit Spott überschüttet und die Strenge des Schwertes, die reinigende Gewalt des Feuers gegen alle verlangten, die ketzerische Gedanken hegten oder Freude empfanden an der Schönheit des Leibes und der Götterbilder, herrschte unter den Freunden eine niedergeschlagene Stimmung, wie sie ein Heer vor überlegenem, siegreichem Feind ergreifen kann. Ohne Hoffnung, den Papst zu einer Versöhnung der Gegensätze zu bestimmen, überzeugt, daß er mehr und mehr den schonungslos Frommen nachgeben müsse, verloren sich die philosophisch Gesinnten in die Gedankenreihen höherer Offenbarung. Sie waren für ihre Zeit seelisch zu gebildet und konnten das Verlangen nach roher Härte nicht verstehen. Das Heilige des Menschentums, die Würde der einzelnen Seele wurde den Männern in San Silvestro bewußt, so daß sie den Wert des Menschenlebens und die Bedeutung einer vorwärtsschreitenden Idee begreifen konnten, während in den mächtig werdenden Kreisen das Verständnis für den Gehorsam und die bedingungslose Unterordnung unter einen Willen aufdämmerte, den man den göttlichen nannte.

Die breitschulterige Gestalt Michelangelos beugte sich nahe auf die Zeichnung. Die Welt bestand in diesem Augenblick für ihn nur in seinen Gedanken über Christus, die er in ein körperliches Bild zu übersetzen suchte. „Ein Gott muß schön sein, gewaltig und erhaben,“ hatte er geglaubt, nachdem die erdentstiegene Gestalt Apollos seinem Auge die Macht antiker Schönheit erschlossen, und das marmorne Bild Christi, welches er vor Jahren gemeißelt, trug die heldenhaften Züge eines Achill.

Er lächelte, denn er gedachte eines Abends, an dem er in die Kirche gegangen, um zu sehen, ob das rote Licht der ewigen Lampe die Muskeln seines Heilands spielen lasse, als wären sie von lebendigem Blut erfüllt. Damals kniete ein Mönch vor dem Bildnis und wollte beten, doch unruhig erhob sich der Mann und sagte zu dem Künstler, den er nicht kannte: „Wenn nur das verfluchte Heidentum im Boden geblieben wäre! Aus diesem Körper schimmert die Weltlust des Athleten und nicht die Heiligkeit des menschgewordenen Gottes. Hätte ich die Macht, ich würde die Künstler verbrennen, die das nackte, sündige Fleisch meißeln und malen.“ In dem Davoneilenden hatte Michelangelo Johann Peter Caraffa erkannt.

Nackt wie der griechische Gott stand auch jetzt der richtende Herr vor ihm. Und ein Zorn, den der Künstler gegen die frommen, scheinheiligen Männer in seinem Herzen fühlte, blitzte aus den Augen der Zeichnung. Ich will euch alle in die Hölle setzen, dachte er, wenn ihr in der Schönheit die Lust und in der Kraft das Verderben seht. Mit lebhafter Bewegung sprang er auf, ging zu einem Stuhl, auf dem unter einigem Handwerkszeug ein kleines, in weißes Leder eingebundenes Buch lag. Er nahm den abgegriffenen Band der „Göttlichen Komödie“, von dem er sich nur selten trennte, und schlug, ohne lange zu suchen, eine Stelle auf. Wußte er doch seinen Dante beinahe auswendig, und las er doch die Verse nur mit dem Gefühl eines Freundes, der die trauten Züge seines Genossen mit stets erneuter Freude betrachtet. „Sommo Giove“, den höchsten Jupiter, nannte der christliche Dichter den Herrn, und Michelangelo kehrte, nachdem er die Stelle wieder überlesen, befriedigt an seine Arbeit zurück, den olympischen Christus, den er im Geiste geschaut, an der Wandfläche anzulegen.

Damals waren die Gestalten Gottes, des Erlösers und der Madonna wandelnde, der Künstlerphantasie unterworfene Gebilde. Man befragte Bibelstellen und Überlieferungen in Bezug auf die körperlichen Eigenschaften von Wesen, deren Geist man in feste Gestalt zu bannen suchte, und mit den wechselnden Auffassungen des Glaubens änderte sich die Darstellung vom körperlosen byzantinischen Heiligen bis zum muskelstrotzenden, leibhaftigen Götterbild der Renaissance, von der hoheitsvollen Mater gloriosa bis zum lieblichen, rein menschlichen Bilde der Mutter.

Wenn Michelangelo die Thüren fest hinter sich geschlossen hatte und in weltentrückter Einsamkeit arbeitete, sprach er mit seinem schaffenden Geist, so daß die Wände unheimlich von seiner Stimme wiederhallten:

„Du mußt ein strafender Gott werden und die Erde mit dem Schütteln deiner Locken bewegen. Wie Jupiter vernichtend auf Troja blickte, mußt du eine Welt versengen, in der die Überzeugung mit Feuerflammen und das freie Wort mit Todespein bestraft wird. Ich kann es nicht vergessen, daß man meinen Savonarola verbrannte, und wenn ich die Angst des ewigen Gerichtes male, so kommt es mir vor, als stünde ich auf der Florentiner Piazza und sähe, wie das Feuer aus den Steinen bräche, die Unbarmherzigen erbarmungslos zu strafen. Es wird wieder dunkel um uns. Regt sich ein freier Geist, muß ihn der Felsen des Unverstandes erdrücken. Ich bange für die Freunde. Selbst meine Madonna muß ängstlich aus ihrem Himmel schöner Gedanken in schützende Arme flüchten. Doch Christus soll stark genug sein, eine Welt zu verteidigen und eine Erde zu verderben."

Mit sicherer Hand zeichnete er den gewaltigen Arm, wölbte die Brust in mächtiger Fülle und deutete die Stelle an, auf welcher sich die Madonna scheu und flehend in den Schutz des herrlichen Sohnes schmiegen sollte.

„Ja! mein Herrgott! Für den Tag des Gerichtes eignen sich die sanften Züge nicht, die Raffael deinem Haupt gegeben. Du mußt Apollos Pfeile versenden können ohne Mitleid und Trauer, denn in deinen Namen hüllt sich das Verbrechen, dessen Mantel die Heuchelei und dessen Hut der Aberglauben ist. Armer Varano!"

Michelangelo war in dem edlen Empfinden des Menschen durch die Bewegung verletzt, die in den letzten Monaten immer mehr um sich gegriffen hatte und die Freude an der schönen Welt, dem schönen Körper und dem schönen Gedanken mit giftigen Worten heuchlerischer Frömmigkeit zu ersticken drohte.

In dem Prozeß Ercole Varanos rangen die Gewalten miteinander. Die Campagna, selbst der Stadtbezirk Roms, wimmelte von Überfällen und gesetzlosen Thaten, ohne daß die Gefängnisse sich öffneten, die Verbrecher aufzunehmen. Wagte aber jemand das kirchliche Dogma und die Heiligkeit eines Priesterwortes zu verletzen, so drohte seinem Körper der Tod und seiner Seele die Hölle.

Der Künstler seufzte hoch oben auf seinem Gerüst, denn er war gut in seinem Herzen und liebte die Menschen, wenn er auch nicht dergleichen that. Die große Arbeit und die Last seiner Jahre hatten ihn nicht abgehalten, Ercoles Schicksal mitleidig zu begleiten, und er hatte den Pflichten seines Amtes gemäß als Mitglied der Brüderschaft des enthaupteten Johannes ihn mit der Familie Tolomei zu versöhnen getrachtet.

Wie hatte sein Herz geweint, als ihn Francisco de Hollanda an das Krankenlager der unglücklichen Beata geführt. Als Künstler und als Mensch verachtete er die Männer, die, ein Ziel schonungsloser Frömmigkeit vor Augen, das schöne, liebliche Kind in Maddalenas jammervolle Hütte gebracht. Es hatte den ganzen Einfluß Lattanzios bedurft, um die Kranke, sobald es ihr gefährlicher Zustand erlaubte, in den Palast des Oheims überzuführen. Ignatius war als Beichtiger an der Seite seines Schützlings geblieben und wirkte mit gewaltigen Worten auf die arme, schwergetroffene Seele. Beata spann sich in ein Gewebe fruchtloser Reue und quälender Selbstvorwürfe. Ihre Liebe sei das Verderben des Hauses, klagte sie, und verschulde allein den Tod ihres Vaters. Sie wollte nichts mehr von gelehrten Studien, nichts mehr von der Freude am Schönen wissen und lebte, trotz des sanften Zuspruches und der Pflege ihrer Verwandten täglich schwächer werdend, in Gebeten und Bußübungen, die ihr Loyola mit harter Strenge vorgeschrieben. Kein Glied des Hauses Tolomei empfand Mitgefühl für Ercole Varano. Die Wunde war noch zu frisch, die seine That geschlagen, und der Spanier verstand es, jeden Gedanken an Versöhnung zu verbannen, so lange der Jüngling kein williges Werkzeug seiner Lehren zu werden schien. Michelangelo hatte unter seiner dunklen Kappe in den letzten Tagen schwere Wortgefechte durchkämpfen müssen.

Ungebärdig und laut verlangte Caraffa mit seinem Anhang den Tod des Frevlers, der das Schwert an geheiligter Stelle gezogen. Niemand erhob seine Stimme für den Gefangenen, und der treue Helfer erkannte mit Besorgnis die Strömungen, die sich mächtig gegen seinen Schützling vereinten. Nur die größte Gefahr war ihm verborgen, denn er wußte nicht, daß die Far-

nese gleichzeitig bestrebt waren, sich ihres früheren Werkzeuges unauffällig zu entledigen.

Der schöne, kräftige Jüngling, der still in seiner Zelle litt, fesselte ihn, die zarte Mädchenblume, die unter der Gewalt von hartherzigen Priestern verblühte, ehe sie zur Entfaltung gekommen, that ihm leid, als wäre er der Vater.

Während der Arbeit kehrten seine Gedanken immer wieder zu dem Gefangenen in der Engelsburg zurück.

„Er soll gerettet werden!" rief er so laut, daß in der Wölbung der Ton nachzitterte und wie ein leiser versöhnender Klang zu dem Künstler zurücktönte.

Daß die Rettung durch die Brüderschaft des enthaupteten Johannes zu geschehen habe, war ihm klar, und er überlegte, wie sich das Recht der Vermummten über die ewigen Seelen der Verurteilten auf das körperliche Schicksal ausdehnen lasse.

„Da sitze ich nun und male einen Totenrichter, der Säcke voll Seelen aus dem Fegefeuer erlöst," murmelte er, „und wie mein alter Dante kann ich in der Ewigkeit das Bild von Freund und Feind an die gebührende Stelle setzen, aber wenn es sich um ein armes, irdisches Menschenleben handelt, kann ich nicht wie dieser da meine Locken schütteln, daß der Vatikan in seinen Grundfesten zittert." Und mit einer Wucht zeichnete er das Haupt des Herrn, dessen Haare die himmlischen Stürme durchtobten, daß sie wie knisternde Flammenbündel in die Wolken lohten — ganz anders als die weichen Locken, die Raffaels ewig schönen Christus umwallten.

In die Arbeit versunken, vernahm er die Bewegung nicht, die im Vorraum der sixtinischen Kapelle entstand, und hörte nicht auf das laute Klopfen an der Thür.

Endlich rief eine fette, ungehaltene Stimme, so laut sie konnte: „Mach auf, Michelangelo, der heilige Vater will dich sprechen." Es war Messer Ambrogio, der Sekretär des Papstes, dessen Ruf die feierliche Stimmung unterbrach.

Ein Lächeln der Befriedigung glitt über die Züge des Künstlers. Heute schien der Besuch die schöpferische Arbeit nicht zu stören.

„Gleich!" antwortete er ohne Erregung, kletterte langsam vom Gerüst herab und ging mit ruhigen Schritten nach der Thür, unbekümmert, ob der Papst eine Minute mehr oder weniger warten müsse.

Paul III. trat mit freundlicher Beweglichkeit in die Kapelle, segnete den knienden Maler und reichte ihm den großen, herrlichen Ring mit dem dunkelglühenden Rubin zum Kuß. Ihm folgten einige Diener, die einen schweren geräumigen Sessel und Kissen aus prächtigem Brokat herbeitrugen. Messer Ambrogio, dick, geschäftig und vollständig von dem Hochmut des Unterbeamten erfüllt, lächelte herablassend Michelangelo zu, der den Platz für den Stuhl des Papstes bestimmte. Nach kurzen Versuchen fand er den Ort, von welchem aus sein Herr die angefangene Arbeit am besten überschauen konnte. Hofherren, einige Kleriker, Peter Caraffa und die liebliche Vittoria Farnese, die Schwester des Kardinals Alexander, waren mit dem heiligen Vater hereingekommen.

Dieser beugte das Haupt zurück und ließ den bewundernden Blick zur Decke gleiten; dann nahm er Vittoria an der Hand, deutete lächelnd auf Eva, die der Schlange gehorcht, und sagte: „Die Frau hat im Dienste des Bösen die Welt bezwungen, warum sollte sie im Dienste des Guten nicht einen König bezwingen!" Die junge Prinzessin sollte in wenigen Tagen nach Frankreich gehen, als Gattin des Herzogs von Vendôme für den Einfluß der Farnese zu wirken. Sie zuckte mit dem Ausdruck unglücklicher Resignation die schönen, entblößten Schultern und setzte sich müde auf ihren Schemel neben dem Sessel des Papstes, den ihr der Ceremonienmeister Biagia di Cesena in eigener Person herbeigetragen hatte.

„Nun, Michelangelo, zeige mir, wie weit du gekommen bist."

Einige Diener rückten das Gerüst, das auf Rädern ging, zur Seite, und mit stolzer Bescheidenheit ließ Michelangelo den Blick vom Papst zum Bilde, vom Bild zum Papste schweifen. „Heiliger Vater, Ihr seht, daß an der Zeichnung wenig mehr fehlt, und daß Hölle wie Himmel bereits einige Farben bekommen."

Paul III. saß bequem in seinen Sessel zurückgelehnt und ließ die gewaltige Auffassung Michelangelos vom Jüngsten Gericht auf sich wirken. Er sah das angelegte Werk

zum erstenmal und schien von der überwältigenden Fülle der Gestalten bedrückt, zwischen denen das Haupt des angefangenen Christus wie eine drohende Erscheinung aus den Wolken heraus sich zu bilden schien. Noch schwieg er, und eine beängstigende Stille lag über der kleinen Gruppe. Michelangelo hatte zum Schrecken der Hofleute seinen Filzhut wieder auf den Kopf gesetzt, denn die Kapelle war kühl, und die Haare hatten sich in seinem Alter gelichtet. Vittoria Farnese rückte unruhig auf ihrem Schemel hin und her, der kleine Fuß trat gelangweilt auf das seidene Kissen, welches man ihr untergeschoben hatte, und die ringgeschmückte Hand suchte nach der französischen Mode ein leichtes Gähnen zu verbergen.

Sie begriff die Kunst als Zier der Wände, als schönen Rahmen rauschender Feste, als stimmungsvollen Hintergrund andachtsvoller Stunden, aber das Werden und Wachsen eines Werkes, die schaffende Arbeit des Künstlers, die der Beifall auserlesener Freunde belohnt, verstand sie nicht zu schätzen. Das heitere, vergnügungssüchtige Kind haßte die Besuche des Papstes in den Werkstätten und galt deshalb im Verkehr mit Künstlern für hochmütig und unfreundlich. Der unstete Blick glitt von den nackten Gestalten der schönen Jünglinge, die das Gewölbe der Sistina zu tragen scheinen, über den Himmel zur Hölle, und plötzlich deutete Vittoria laut auflachend mit dem ausgestreckten Zeigefinger nach einem bereits fertig ausgeführten Kopf im unteren Teil der Freske: „Heiliger Vater, seht, Euer Ceremonienmeister ist in der Hölle!"

Paul III. haßte das laute, aufdringliche Wesen in Wort und Gebärde und liebte als klassisch gebildeter Humanist nur die feinen, sarkastischen Scherze seiner Gelehrten. Er wollte mit verweisendem Wort die frivole Kunstbetrachtung seiner Verwandten zum Schweigen bringen, aber die unverkennbare Ähnlichkeit des Bildes mit Cesena, dem die sprachlose Wut einen echt höllischen Ausdruck verlieh, und die zufriedene, unbefangene Miene Michelangelos zwangen ihn unwillkürlich zu heiterem Lachen.

Der heilige Vater war in guter Stimmung. „Du hast über Kunst gerichtet, Cesena," sagte er, „und wolltest den schönen nackten Körpern des Meisters ein Mäntelchen umhängen, weil du nach eigenem Beispiel nicht begreifst, daß der Mensch schön sein kann. Hier siehst du Michelangelos Antwort."

„Eure Heiligkeit," stotterte der Angegriffene, in seinem Zorn kaum die Worte findend, „Michelangelo hat sich einen üblen Scherz erlaubt; befehlt ihm, daß er die Züge verändert."

Den Papst belustigte die Verzweiflung seines Ceremonienmeisters, und er scherzte gnädig: „Weißt du nicht, daß der Papst die Seelen nur aus dem Fegefeuer losbitten kann. Wegen der Hölle mußt du dich schon an den Künstler selber wenden."

Dann wollte er wieder schweigend das Bild betrachten, denn es gefiel ihm, obwohl es ihn befremdete, doch Caraffa konnte seine Zunge nicht mehr bezähmen.

„Michelangelo hat Scherz mit dem Heiligsten getrieben, heiliger Vater! Wer kann einem Laien das Recht zugestehen, Seelen in die Hölle zu stürzen oder in den Himmel zu erheben. Euer Ceremonienmeister sprach die Wahrheit, wenn er die frommen Bilder bekleidet haben wollte. Seht die Gestalt an!" — dabei ergriff er mit zornzitternder Hand den Karton mit dem Christusbild — „das ist ein nackter Heidengott, vor dem man sich bekreuzigen soll. Der Maler hätte an Orcagnas Jüngstem Gericht lernen sollen, daran können sich gläubige Seelen erbauen."

Ein tieftrauriger Blick Michelangelos glitt über sein Bild. Gab es so wenig Menschen, die im stande waren, ein Kunstwerk reinen Sinnes zu genießen?

Der Papst sah vor sich hin. Er war kein Mann raschen Wortes und durch die Gewohnheit, beständig zwischen mächtigen Gegnern zu stehen, sei es zu vermitteln, sei es den Kampf zu erregen, im Ausdruck vorsichtig geworden. Auch hier hatte sein Wort ausschlaggebende Bedeutung. Der weißhaarige Michelangelo stand als Apostel der Kunst unter dem Gewölbe der Sistina, seiner Schöpfung, die als Ausdruck des königlichen Menschen zeigte, was Kraft und Können vermag, und den Ruhm der ewigen Stadt sowie des römischen Lebens, wie einst die Kaiserpaläste und Göttertempel, in alle Welt verbreitete. Der Künstler schwieg in

dem Bewußtsein, daß seine Werke für ihn sprächen.

Mit Unwillen, ein Bild menschlicher Leidenschaft im härenen Gewand der Frömmigkeit, betrachtete Caraffa — den langen, mageren Hals zurückgebogen — die Gestalt Evas an der Decke. Verführung und Sünde sah er in den Farmen, die der Maler zur Verherrlichung des ewigen Schöpfers in lieblicher Schönheit gebildet hatte, und wendete sich mit Abscheu zu dem Gemälde der Hauptwand, auf dem wiederum nackte Gestalten sein Auge beleidigten.

Paul Farnese verachtete ihn, aber er kannte als Staatsmann aus Macchiavellis Schule, daß nur mit dem ätzenden Gift des Fanatismus ein Schaden geheilt werden konnte, der unter der Herrschaft griechischer Götter und Philosophen beinahe todbringend den alten Leib des kirchlichen Weltsystems befallen.

In Caraffa verkörperte sich für den Papst in diesem Augenblick das Wesen der Kirche, in Michelangelo die Schönheit des Lebens. „Predigen kannst du, Caraffa," sagte er, „und im Konsistorium lausche ich deinen Reden mit Freude. Du bist der ernste Geist, der die Welt davar schützt, zu fröhlich zu werden, aber die Kunst soll frei und unbefangen bleiben, solange ich lebe. Ich will nicht umsanst die große Mühe daran gewendet haben, meinen Flarentiner in Ram festzuhalten."

Er war aufgestanden und klapste Michelangelo vertraulich auf die Schulter. Dann wendete er sich zu dem Theatiner: „Ich weiß, das Feuer der Hölle brennt unter deinen Sohlen, solange du in der Werkstatt eines Künstlers bist, selbst wenn er sie in der ersten Kapelle der Christenheit aufgeschlagen hat. Deshalb will ich dich nicht länger von deinen heiligen Werken zurückhalten."

Er reichte ihm die Hand gnädig zum Kuß, und Caraffa verließ den Raum eiligen Schrittes, die Gemälde noch einmal mit vernichtendem Hasse betrachtend. Damals keimte der Gedanke zuerst in seiner Seele, wenn er zur Macht gelange, das ewig Schöne zu vernichten. Michelangela hatte das Gefühl, als ob ihm eine Spinne über den Rücken liefe, und atmete auf, nachdem der Mönch die Thür hinter sich geschlossen.

Der Papst nickte mit dem Kopf, als ob er einen Gedanken weiter verfolge, und wendete sich mit freundlicher Teilnahme zu dem Künstler: „Vittoria Farnese scheint zu sehr von eigenen Angelegenheiten in Anspruch genommen zu sein, als daß sie deine Werke mit Verständnis genießen könne. Aber ich hielt darauf, daß sie vor ihrer Abreise nach Frankreich das Schönste sähe, was in Ram zum Labe Gattes und zur Ehre der Stadt entsteht. Begleitet die Prinzeisin zu ihrer Sänfte," fügte er für das Gefalge hinzu und küßte Vittoria auf die liebliche Stirn mit warmer, väterlicher Zärtlichkeit.

Beide Männer blieben allein.

Paul III. saß wieder, den Kapf leicht nach varwärts gebeugt, lässig in seinem Sessel. Michelangelo ergriff, neben ihm stehend, einen Pinsel, um, die einzelnen Gestalten bezeichnend, leichter seine Gedanken erklären zu können. Er seufzte wie von einem schweren Alp befreit und sprach: „Etwas Edleres und Gottgefälligeres, heiliger Vater, als echte Malerei giebt es hienieden nicht. In wahrhaft Gebildeten wird die Andacht durch nichts so sehr geweckt, nach so veredelt als durch diese mühsam errungene irdische Vallkammenheit, die der göttlichen nahe steht und fast gleichkammt. Ein gutes Gemälde ist nämlich nichts anderes als ein Abglanz der Vollkommenheiten von Werken Gottes und eine Nachahmung seines Malens, eine Musik und eine Melodie schließlich, die nur ein vornehmer Geist und auch dieser nur mit Anstrengung zu verstehen vermag. Wenn ein junges, herrliches Weib an den Werken der Kunst achtlas vorübergeht, ist es begreiflich, weil es selbst schöner ist als alles in seiner Umgebung. Aber ein hochgebildeter Mann sallte wenigstens sa viel Achtung vor der Arbeit anderer haben, daß er keine Risse in ihre Zeichnungen macht."

Caraffas wütende Hand hatte das Papier der Christusskizze am oberen Ende ein wenig verletzt.

„Wäre keine Leidenschaft in der Welt, gäbe es keine Größe," sagte der Papst. „Vergiß die eisernden Warte und erkläre mir, was du darstellen willst. Ich erkenne den antiken Geist, der dich beseelte."

„Alle auserlesenen Geister," hub Michelangelo an, „sehnen sich heute nach dem Al-

tertum zurück, weil offenbar in jenen alten Zeiten die edlen Künste blühten, geschätzt und belohnt wurden. Damals, wahrlich, erreichten alle Dinge die höchste Stufe der Vollendung. Die Gaben, welche der Allmächtige den Sterblichen verliehen hat, waren entwickelt wie niemals wieder, denn von Anbeginn der Welt an waren sie gewachsen, um hernoch bis auf unsere Tage ebenso stetig abzunehmen und zu verfallen. Mir scheint, die göttliche Vorsehung habe es also bestimmt, weil damals die Stunde näher und näher rückte, in welcher die Vollkommenheit erreicht werden sollte, die Stunde, in der unser Herr als Gottmensch auf Erden zu wandeln kam. Denn ich möchte behaupten, weder vorher noch nachher hatten jemals die Dinge einen solchen Höhepunkt und eine so weltumfassende Größe erlangt wie in den Zeiten des Augustus, da der Heiland unter uns war. — Sobald jedoch die herrliche Vollkommenheit ihn gen Himmel fahren sah, ging sie dahin zurück, desselben Weges, den sie gekommen war, ins Himmelreich, woselbst — wie ich glaube — sie der Mutter Gottes als Mantel und Hülle dient. In meine Stadt Florenz und nachher in Rom unter der glorreichen Regierung heiliger Päpste fiel ein Stückchen von diesem leuchtenden Mantel auf die Erde, die Augen der Menschheit durch eine schöne, himmlisch wahre Kunst zu erfreuen. Ist es ein Wunder, wenn jetzt meine arme Madonna erschreckt zu ihrem mächtigen Sohn flieht, weil böse Menschen ihr die glänzende Hülle der Schönheit vom Leibe reißen wollen, nachdem sie kaum den Zipfel ihres Gewandes erblickt?"

Gedankenvoll sah der Papst dem Künstler in die begeisterten, strahlenden Augen. Die freie, offene Art Michelangelos gefiel dem Mann, der gewohnt war, die eigenen Gedanken zu verbergen. Eine künstlerische Stimmung, die von der Gestalt des Meisters und von seinen Werken, von dem Deckengemälde und den unordentlich umherstehenden Kartons auszugehen schien, ergriff den alten, feinsinnigen Humanisten, obwohl sein Ohr in jüngster Zeit den Feinden antiker Kunst und deren Auferstehung offen gewesen.

„Wenn man überall so vernünftig und fromm über das klassische Altertum dächte, wie du es thust," sprach er mit seiner gewohnten leisen Stimme, „wäre uns manche böse Sorge erspart geblieben. Ein Dämon, sagte man mir, locke die Menschen im Gewande der Kunst. Ich habe ihn trotz meiner fünfundsiebzig Jahre noch nicht entdeckt. Da ihn aber so viele gottesgelehrte Männer gesehen haben, muß er wohl in Schrift, Marmor oder Farbe manchmal zu finden sein."

Der Anflug eines ironischen Lächelns belebte das welke Gesicht, während Michelangelo in heftiger Eile die Zeichnung seines Christus ergriff, sie dem Papst vor die Augen zu halten.

„Seht, Eure Heiligkeit, dies ist mein Herr, nackt, schön, die kräftige Gewalt aus allen Gliedern strotzend, von edlem Zorn erfüllt, wenn er Menschen zu richten kommt, die nicht verstehen und vergeben können. Wie finsteres Gewölk verjagt er die Armseligen, denen jeder Gedanke verschlossen ist, und denen der goldene Strahl der Sonne nicht die blühende Schönheit des Menschen als tägliches Wunder neu enthüllt, sondern die nur ein Gefäß der sündigen Seele in ihm erblicken. Da unten, Herr, seht Ihr einen Haufen lichtscheuer Leute. Ich hab sie aus dem Gedächtnis gemalt, wie sie mir in den Sinn kamen. Verzeiht, wenn ich den großen Dante auch hier zum Vorbild nahm, denn meine Hölle mußte wohl oder übel bevölkert werden."

„Du hast's noch gnädig gemacht," antwortete der Papst, manchen Kopf und manche Gestalt erkennend. „Mit Dichtern und Malern muß man verhandeln wie mit den Mächtigen dieser Welt. Leute wie Dante und du schaffen für die Jahrhunderte, während die Werke der Gekrönten mit ihnen oder ihrem Hause untergehen."

Aus der Höhe des Gewölbes und aus den Winkeln der freskengeschmückten Wände stiegen die Schatten des Abends und breiteten sich wie langsam wallende Schleier über den Raum der Sistina. Verschwommen tauchten Botticellis Gestalten aus dem Düster, ungenau wurden die Konturen von Michelangelos übermenschlichen Gebilden. Eine weiße Erscheinung zwischen dunkelnden Fresken und schattenversenkten Geräten saß Paul III. gedankenvoll auf seinem Sessel.

Michelangelo schwieg. Er fand kein tröstendes Wort für den Greis.

Um sich aus der trüben Stimmung herauszureißen, spann der Papst den ersten Gedanken weiter und sprach: „Dein Geist, Michelangelo, ist eine Welt für sich, in der du gebietest, wie es Machiavell von einem Fürsten verlangt. Selbst der christliche Himmel muß die Gestalt annehmen, die du ihm giebst, und die Welt sieht den Herrgott mit deinen Augen. Du bist zu beneiden."

„Heiliger Vater!" rief der Künstler beinahe erschrocken, und der Schmerz seines Lebens bebte in der Stimme, „hier, zwischen diesen vier Mauern war ich die beste Zeit meines Daseins gefangen. Mit dem Bewußtsein der Befriedigung gestaltet meine Hand allein, wenn der Meißel in das weiße Fleisch des Marmors dringt und ich die schöne Gestalt, die im Block steckt, von ihrem steinernen Mantel befreie. Ich bin kein Maler, und wenn ich meinen Herren, den Päpsten, als gehorsamer Diener den Willen that, Farben zu mischen, so ahnt keine Seele, was ich dabei gelitten habe. Ihr mögt um das zittern, was Ihr geschaffen habt, heiliger Vater, ich muß um das zittern, was in meinem Haupte lebt und, wie Minerva, die Schädeldecke sprengen möchte. Ihr könnt wenigstens die Hoffnung hegen, daß die Farnese groß und mächtig werden, während ich die Sicherheit habe, daß mit diesem elenden Leib meine Gedanken ungemeißelt vergehen."

Urbino, Michelangelos Diener, kam geräuschlos und zündete die Lampen am Gerüste des Malers an, denn sein Herr hatte bestimmt, daß er nach dem Ave Maria weiter arbeiten wolle. Einen Krug Wein und ein Brot stellte er neben die Werkzeuge auf den Tisch.

„Ich will dir ein Sprüchlein sagen," begann der Papst, „kommt es auch von keinem Heiligen und keinem Kirchengelehrten, und hat es auch unser Dante nicht in seinen unsterblichen Gesängen, so ist es doch gut:

Wenn Unglück kommt, und wohl kommt's jede Stunde,
Schling es hinab wie bittere Arznei,
Ein Thor ist, wer sie kostet mit dem Munde.

Dir ist das Heilmittel besonders gut bekommen, denn vielen sind deine Gemälde lieber als deine Steinhauereien. Da willst du nun," fuhr er fort und deutete auf die Hauptwand, von der sich in grellem Lichtschein die Zeichnung des Christuskopfes abhob, „zwischen Himmel und Hölle scheiden und bist nicht im klaren über die Grenzen der eigenen Begabung." Paul III. erhob sich: „Vor allem ist es schwer, Richter über sich selbst zu sein."

Die Glocken läuteten das Ave Maria, und der Papst wandte sich mit langsamen Schritten nach der Thür. Es schien ihm leid zu sein, daß er die Werkstätte seines Lieblingskünstlers verlassen müsse. Denn er liebte — nach antiker Sitte — das Gespräch.

„Es ist so, heiliger Vater," antwortete Michelangelo, „aber weniger verantwortungsreich als das Gericht über andere. Den Ungerechten setze ich in die tiefste Hölle, wenn er auch nur leichtsinnig über Kunst geurteilt hat wie Euer Ceremonienmeister. Dahin gehört ein jeder, der das Lebenswerk eines Mannes mit Spott besudelt. Für Leute aber, die Leben und Freiheit anderer vernichten um eigener Pläne und Gedanken willen, hab ich auf meinem Bilde keinen Raum. Da müßte ich schon mit meinem Pinsel in den Keller steigen."

Paul III. blieb stehen. „Du möchtest scherzend über ein Ernstes sprechen, aber ich merke an deiner Stimme, daß dir die Seele von einem Grimm aufgerührt ist, der eine bestimmte persönliche Ursache haben muß. Welches Gerücht ist in deine friedliche Künstlerwerkstätte gedrungen?"

„Ich bin nicht allein Künstler, Eurer Heiligkeit zu dienen, sondern auch Florentiner und als solcher Bruder des heiligen enthaupteten Johannes. Da hört und sieht man in den Gefängnissen und an den Richtstätten viel Unrecht und Leid, das stumm in den Mann eingeschlossen ist und nicht bis zum Thron des Papstes dringen kann. In der Engelsburg liegt seit voriger Woche ein edler Jüngling, der, wie gewisse mönchische Richter wollen, im Frühling öffentlich verbrannt werden soll, weil er in ketzerischem Ungestüm das Schwert an geweihter Stelle gezogen habe. Der Ort ist eine verrufene Herberge vorm Thor, in der Blut ein alltäglicher Saft ist; aber einem spanischen Mönch soll der Herr dort erschienen sein." Michelangelo sprach leise, schnell, voll inne-

rer Erregung, denn Varanos Schicksal lag ihm am Herzen, und er hatte lange auf die Gelegenheit gehofft, sprechen zu können.

Mit leichter Bewegung von Ungnade fuhr der Papst mit dem Zeigefinger hin und her: „Laß die Theatiner und ihr Wunder zufrieden. Die Kunst darf und muß, als ein Kleinod freier Geister, von den Richtungen des Tages unberührt der Schönheit dienen, wie du selber einmal gesagt hast. Aber der Glaube muß heutigen Tages von starken Händen und strengen Geistern getragen sein."

„Niemand wird mir vorwerfen können, heiliger Vater, daß ich weichmütig sei wie ein zartes, wehleidiges Weib. Diese alten Augen haben alle Furchtbarkeit einer grimmen Welt gesehen: Feuertod, Folterqualen, jede Marter des Leibes, die man erfunden hat. Unerkannt unter meiner schwarzen Kutte, wie die Brüder des enthaupteten Johannes in die Kerker gehen, mußte ich manche letzte Nacht bei einem armen Sünder beten und bis zum Todesstündlein bei ihm ausharren. Was sich dabei in meine Seele prägte, das ist auf diese Wand mit deutlicher Schrift gezeichnet. Alles, was Verzweiflung aus den Zügen machen kann, die Gott nach seinem Ebenbild geschaffen hat. In schwerem Kampf hab ich wie ein Beichtvater um die Seele manches Armen gerungen, wie ich mit dem Stein kämpfen muß um die Schönheit, die darin verborgen ist. In mancher schmerzvollen Nacht, an manchem blutig aufgehenden Morgen hab ich an der irdischen Gerechtigkeit zweifeln müssen und erkannt, daß sie schwach und blind ist, und daß einseitige Strenge nur Haß und Heuchelei hervorbringt. Jener Jüngling — er heißt Varana —, an den ich immer wieder denken muß, mag schuldig sein vor den Augen der Welt und der Richter. Aber weil er das Verbrechen eines anderen büßen muß, dessen sündige Leidenschaft das ganze Unglück verschuldet hat, weil er an Stelle eines Mächtigen in enger Zelle den Todesspruch erwartet, und weil gewisse Leute sein Unglück benutzen wollen, ihren Einfluß in die Stadt zu posaunen, gehört er noch lange nicht zu denen, die im Kampf zwischen Engeln und Teufeln gnadenlos in die Tiefe gestürzt werden." Er deutete mit dem Pinsel auf eine Gegend der Freske, die schon in dunklem Schatten lag, deren furchtbare Schönheit seinem Künstlerauge allein gegenwärtig war.

Der Papst stützte sich mit der Hand auf die Lehne des Sessels und suchte trotz der Dämmerung in Michelangelos Zügen zu lesen. Ein leichter Argwahn stieg in ihm auf, und, rascher, heftiger, als es seine Gewohnheit war, frug er: „Wer ist der Schuldige, den du sündig und mächtig nennst?"

Michelangelo wurde sich seiner Kühnheit bewußt: „Erlaßt mir die Antwort, heiliger Vater!"

In seinem Gedanken bestärkt, beharrte Paul III. auf seinem Willen und setzte hinzu, als der Künstler noch einmal bat, schweigen zu dürfen: „Wärst du ein Müßiggänger, wie alle anderen, die mich umgeben, ich würde dir nicht raten, einen Namen zu nennen. Denn nichtssagende Alltagsmenschen findet man ohne Laterne in allen Marktflecken der Welt. Aber so gut du in meiner Gegenwart deinen Filzhut auf dem Kopf haben darfst, so gut erlaube ich dir jede Wahrheit auf der Zunge."

„Der Kardinal Alexander," sagte Michelangelo leise, „wollte eine Tochter aus edlem Hause ..."

„Genug," unterbrach ihn der Papst. „Ich will die Geschichte nicht wissen, wie sie von böswilligen Leuten erzählt wird und wie du sie, von gutem Willen beseelt, geglaubt haben magst. Caraffa sagte mir, der Himmel habe die Jagd des Kardinals zur rechten Zeit in jene Gegend gelenkt, um größeres Unheil zu verhüten. Das glaubt man in Rom. Ich habe keine Lust, in den Gang der Gerechtigkeit einzugreifen. Den Ceremonienmeister habe ich in deiner Hölle gelassen, der Maler Michelangelo soll die Gefangenen ebenso in ihren Zellen lassen."

„Der arme Künstler läßt sie gewiß darin, aber die Gnade des Papstes könnte die Strenge versüßen, wie ein Strich in meinem Christuskopf den Strafenden in einen Vergebenden verwandeln würde. Wenn ich mich recht erinnere, wurde die Milde vor kurzem auf meiner Zeichnung vermißt."

Paul Farnese war von schonungsloser Härte, sobald es sich um eine Frage seines Hauses handelte. Er schätzte die Bereit-

willigkeit Caraffas und seiner Freunde besonders hoch, in dieser Beziehung niemals seinen Willen zu kreuzen.

„Schlag dir die Anwaltschaft aus dem Sinn. Dein Schützling scheint Unglück zu haben, das kann ich nicht ändern," sagte er ungehalten, denn er hatte keine Lust, den Feind eines Farnese zu begnadigen.

„Ihr habt die Schlüssel zu lösen im Himmel und auf Erden, heiliger Vater. Damit hat Euch der Apostel Petrus ein furchtbares Amt überlassen, und mich dünkt, als müsse die Schwere dieser Schlüssel für einen sterblichen Menschen fast allzu drückend sein. Denn seht, Ihr, die Ihr im Gebiete der Stadt richtet und unbarmherzig richtet, auch Ihr müßt einmal vor einen größeren Richter treten. Die ganze Pracht und Macht fällt von Euch, wie das Bettlergewand den Leib des Armen verläßt. Nackt, unverhüllt steht Papst und König vor dem weltenrichtenden Christus. Wenn der Tag kommt, daß Ihr ihm also in die Augen sehen müßt, hilflos auf das eigene Verdienst angewiesen wie diese alle" — er deutete auf die Gestalten, die bebend zu Christus emporsahen und deren Köpfe gerade jetzt von Urbinos Lampe beleuchtet wie lebendig dem Bilde zu entsteigen schienen —, „dann wird ein Gnadenwort, das dem Herzen entquoll, vor dem Thron des Gewaltigen für Euch sprechen. Das ist meine Überzeugung, heiliger Vater, und wenn Ihr auch sagt: Was mag ein Laie von göttlichen Dingen verstehen, so behaupte ich doch, daß ein Mann, der aus tiefster Seele heraus Künstler, das heißt Schöpfer, ist, wie kein anderer in die Gedanken des großen Schöpfers aller Dinge zu dringen versteht."

„Kühne Worte, Michelangelo!" erwiderte der Papst und sah mit leisem Schauer nach der Wand, auf welcher die furchtbare Majestät des Bildes im Abenddämmer versank und nur einige Gestalten im grellen Lichtschein gespenstisch erschienen.

„Laßt mich kühn sein," rief Michelangelo, „kühn in dieser Stunde, heiliger Vater, und im Angesicht des Jüngsten Gerichts, das Ihr mich zu malen geheißen und das nur Euren Ruhm, die Größe und Heiligkeit Eures Geistes in ferne Zeiten tragen soll. Schenkt mir eine Gnade, das heißt nicht mir, denn ich habe für mich nie um etwas gebeten, sondern gebt uns, den Brüdern, die wir Verurteilte zum Richtplatz geleiten und die Seelen der Verbrecher mit ihren Feinden versöhnen, einen armen Sünder frei, dem wir zu neuem nützlichen Leben verhelfen. Gebt mit einemmal eine Gnade so recht von Herzen, die Euch dem einzelnen gegenüber zu groß und bedeutend erscheint. Wir sind alle Männer, die Vertrauen verdienen, und die Brüderschaft des enthaupteten Johannes hat noch niemals anders als im päpstlichen Namen gehandelt."

Die Thür der Kapelle öffnete sich, und Messer Ambrogio kam mit fackeltragenden Dienern, den Papst in die Kirche zur Abendandacht abzuholen.

„Ihr alle seid Florentiner?" frug Paul III. und überlegte im stillen, als Michelangelo eifrig bejahte, daß die engherzigen Patrioten aus Florenz keinen Jüngling begnadigen würden, der in Camerino geboren und in Siena aufgewachsen sei. Er wußte, daß sich viel Gesindel aus der Arnostadt in Rom herumtreibe, und war überzeugt, daß mit Varano zugleich auch Florentiner in Betracht kommen würden. Der Papst war genau von allen Vorfällen seines Gebietes unterrichtet und nahm Interesse an Ercoles Untergang, dessen Erbansprüche durch Vertrag auf die Glieder des Hauses Farnese übergegangen waren. Er fand die Entschädigungssumme sehr hoch, die man dem vorgeschobenen Prätendenten ausgesetzt hatte, und Varanos Verwickelung in den peinlichen Prozeß der Tolomei erschien ihm als eine Erlösung. Paul III. wollte zu gleicher Zeit klug und gnädig sein.

Als Michelangelo zum Abschied niederkniete, den Segen zu empfangen, legte er ihm die weiße, welke Hand auf das entblößte Haupt und sagte: „Du bist nicht nur ein großer Künstler, sondern auch ein großer Mensch. Ich will die Brüderschaft des enthaupteten Johannes und damit die Stadt Florenz belohnen, weil sie dich zu den Ihrigen zählt."

Er wandte sich zu Messer Ambrogio, der sich mit der Geschäftigkeit eines Augendieners verneigte: „Morgen will ich rechtsgültig und für immer eine Bulle unterzeichnen, in deren Folge die Erzbrüderschaft der

Barmherzigkeit zum enthaupteten Johannes, Florentiner Nation, das Recht bekommen und behalten soll, aus der Zahl der zum Tode verurteilten Verbrecher jährlich einen zu befreien, möge er begangen haben, was er wolle. Vergiß es nicht! Denn ich weiß, du bist manchmal vergeßlich."

Er verschwand, von den Fackelträgern geleitet, im weiten Vorsaal. Der letzte schloß die schwere Thür von außen. Michelangelo blieb allein.

Er wischte sich mit der Hand über die Stirne, denn ihm war im Laufe des Gespräches warm geworden, und ging mit innerer Befriedigung an seinen Tisch, sich durch einen tiefen Zug des guten, feurigen Weines zu stärken. Dann stieg er seine Staffelei empor, im Schein einer trüben Lampe weiter zu arbeiten bis in die tiefe Nacht. Er war alt und trug den Thatendrang der Jugend in seinem Geiste, so daß ihm jede Stunde, jeder Augenblick wertvoll erschien.

* *
*

Als die Nachricht unter den Brüdern des enthaupteten Johannes bekannt wurde, daß der Papst ihnen das Recht der Gnade erteilt habe und sie jährlich am Johannistag einem verurteilten Verbrecher die Freiheit zu geben berechtigt seien, füllten sich ihre Herzen mit Dankbarkeit für den großen Landsmann Michelangelo Buonarotti. Räumte auch dieser seinen Anteil bei der Errungenschaft des großen, allgemein gewürdigten Vorteils nicht ein und schloß sich unzugänglicher als je in die sixtinische Kapelle, so drang die Wahrheit doch durch Ambrogio in die Öffentlichkeit, und jeder Florentiner in Rom fühlte sich selbst durch das Bewußtsein gehoben, mit dem herrlichen Mann eine gemeinsame Heimat zu besitzen.

Zur würdigen Feier des päpstlichen Gnadenaktes kamen die Brüder nicht in der kleinen Kapelle neben ihrem Friedhof an Santa Maria della Fossa südwestlich des Kapitols zusammen, sondern sie vereinigten sich wie bei besonders wichtigen Gelegenheiten in der schönen neuen Kirche Santa Maria della Pace.

Gruppenweise standen die Männer im Schiff des Gotteshauses, betrachteten einzeln die Wand über dem Altare Agostino Chigis, die Raffael mit den Gestalten der Sibyllen geschmückt hatte, und fanden, daß aus den Werken „ihres Meisters" doch eine tiefere, gewaltigere Auffassung der heiligen Dinge spräche.

„Ja, unser Meister!" sagte ein alter Mann mit schönem weißem Bart, der mit Leo X. aus Florenz nach Rom gekommen war und seither in päpstlichen Diensten stand. Er erzählte, daß man sich im Jahre 1518 zum letztenmal hier versammelt habe, daß der Papst als Florentiner selbst gekommen sei und die feierlichen Gebräuche der Brüderschaft mit ihnen durchberaten habe. Der Alte gehörte seit zwei Jahren zu den Räten, die dem „Governore" zur Seite standen, die Thätigkeit der Gesellschaft zu leiten.

Ein jüngerer Mann trat zur Gruppe, der sich bisher ängstlich abseits gehalten hatte und von den Genossen auffällig gemieden wurde. Er war vollständig geschoren und sah lächerlich aus mit seinem kegelförmigen, ganz kahlen Schädel.

„Nun, Gian Battista," rief der Alte, „traust du dich wieder unter anständige Menschen. Ich bin heute noch froh, daß dich unser Governore scheren ließ, denn ein Camerlengho, der es mit dem Geld der Brüderschaft nicht genau nimmt, taugt wenig für uns."

Der Geschorene zog sich wieder schweigend zurück. Er hatte die empfindliche Strafe der Verunzierung seines Hauptes durchgemacht und war gefemt, bis ihm die Haare von neuem wachsen würden. Außerdem stand sein Name im „libro dei dormenti", wodurch er von jeglicher Wahl zu einer Ehrenstelle in der Brüderschaft ausgeschlossen war.

Man hielt auf Strenge unter den Bürgern aus Florenz, und manche Dinge, die bei Sicilianern und Griechen nur ein Achselzucken hervorgerufen hätten, wurden als Verbrechen geahndet. Deshalb waren Florentiner Genossenschaften auch besonders geachtet in Rom.

An diesem Tage sollten vor allen Dingen die Gebräuche festgestellt werden, unter denen der Begnadigte in das Leben zurückzuführen sei, aber weil der Johannistag nahe war, mußte man auch die Persönlichkeit des Verbrechers bereits erwägen.

„Ist ein Florentiner darunter?" wurden die Tröster gefragt. Es waren dies acht

Mitglieder, die das Amt hatten, die Seelen der armen Sünder mit ihren Opfern zu versöhnen und, wenn es möglich war, den letzten Willen ihrer Schutzbefohlenen zur Ausführung zu bringen. Zu ihnen gehörte Michelangelo. Man sah sich nach dem Meister um, aber er fehlte noch.

Ein Florentiner lag freilich in Ketten, ein armer junger Bursch, dem die Eifersucht das Messer aus der Scheide gerissen und der im Düster von Santa Maria in Trastevere einen Römer erstochen, weil er sich nach der Messe zur schönen Livia geneigt, Liebesworte in das Ohr der Betenden zu flüstern. Man nannte seine That menschlich, natürlich und fand, daß sie der Kirche wenig geschadet habe, sei diese doch am nächsten Morgen durch den Kardinal von Siena aufs neue geweiht worden. Daß die Mönche in Rom über das Verbrechen des Florentiners zeterten und über solche Gotteslästerung während der Fasten sogar gepredigt hatten, berührte die Männer wenig, deren Verständnis die Macht eines selbstthätigen Willens, die Verteidigung einer Leidenschaft näher lag als die drückende Gewalt des großen heiligen Gedankens. Man schien vor den Verhandlungen bereits einig zu werden, den armen, verliebten Pietro zu befreien. War es doch auf alle Fälle ein Verdienst, den Landsmann vor dem Gerichtswesen des heiligen Vaters zu schützen.

Noch war die Kirche für das Volk offen, und vor dem Hauptaltar betete ein merkwürdiges Paar.

Eine schöne junge Frau, mit Goldschmuck überladen, kniete am Boden, die Augen mit inbrünstiger Andacht auf die Madonna gerichtet, während ihr kleiner buckeliger Mann den Blick mehr auf den üppigen Formen der Gattin als auf dem Heiligenbilde ruhen ließ.

Da in Rom die Sitte herrschte, daß alle Neuvermählten die wunderthätige Santa Maria della Pace um ehelichen Frieden baten, war auch Manfredino mit der langumworbenen Bäckerstochter aus Trastevere vor den Altar der Mutter Gottes gegangen und hatte ihr zwei dicke, reich vergoldete Wachskerzen gestiftet. Sie brannten hell und schienen stolz auf ein ganz kleines, kupfergetriebenes Herz herabzuleuchten, das neben ihnen lag.

Der Zwerg hatte nach der empfindlichen Strafe, die Lelias Zorn ihm verschafft, die Dienste des Kardinals Carpi verlassen und in der Nähe der Peterskirche ein Geschäft mit frommen Bildlein, Gebetbüchern und derartigen Dingen eröffnet, denn er hielt nicht mehr viel von dem Handel mit altem Marmor und griechischen Göttern. Das angebetete Mädchen hatte dem Flehen des Vielverlachten endlich nachgegeben, allerdings unter der sonderbaren Bedingung, daß der arme Matteo, der in ihrem Hause gesund gepflegt worden, als Diener bei ihnen bleiben müsse.

Matteo — der einstige Begleiter Ercoles — der schwer getroffen neben seinem Herrn an der Thür von La Storta zusammengestürzt und ohne Lebenszeichen im Staub der Straße liegen geblieben war, als Farneses Knechte den Kampfplatz, alles niederstoßend, verließen, kniete nahe seiner neuen Herrin und betrachtete die schöne Frau mit liebevoller Verlegenheit.

Er dachte des dämmernden Morgens in der Campagna, an welchem mitleidige Kaufleute ihn halberstarrt auf ihren Wagen gelegt und in die Stadt geführt hatten, und erinnerte sich, wie Giulia, aus deren kleinem vergittertem Fenster manche liebeverheißende Blume schon früher den schmucken Reiter getroffen, ihn trotz des mütterlichen Widerstandes ins Haus genommen und gesund gepflegt habe. Das kleine Kupferherz unter Manfredinos Lichtern stammte von ihm und sollte die Mutter Gottes bestimmen, ihm Giulias treue Liebe zu erhalten. War die Himmelskönigin doch wunderthätig, besonders in Santa Maria della Pace, und konnte die widerspruchsvollsten Dinge auf Erden möglich machen, wenn sie nur wollte.

Die drei Beter erhoben sich und verließen die Kirche unter dem spöttischen Lachen der Florentiner, die den Eingang hinter ihnen verschlossen, um sich zur Sitzung in der Apsis zu ordnen. Der neuernannte Camerlengho verlas die Namen, aber es fehlte noch mancher, auf den man warten mußte, ehe die Beratung begann.

Vor der Kirchenthür und in den umliegenden Straßen zwischen Santa Maria dell' Anima und dem Staatspalast liefen Bettler und Müßiggänger zusammen. Alle hatten

von der Gnade des Papstes gehört und wollten erfahren, wem sich wohl die Brüder zum erstenmal geneigt erwiesen. Man sprach von einem prächtigen Zug und einem Volksfest am Johannistage zu Ehren des Befreiten und hielt mit Eifer einen päpstlichen Soldaten auf, von dem man wußte, daß er in der Engelsburg Wache gestanden.

Bei wem die Brüder aus und ein gegangen; wer unschuldig im Kerker säße, wer hoffen könne, wurde durcheinander gefragt, und der Bedrängte antwortete, um los zu kommen, daß Priester und Vermummte ab und zu in die Zelle Varanos, eines fremden Edelmanns, gekommen seien.

Das Wort schlug an Manfredinos Ohr, und er rief: „Der wird verbrannt, so sicher als ich glücklich verheiratet bin. Wer in Gottes Gegenwart Blut vergossen hat, dem hilft keine Brüderschaft und keine Freundschaft."

Während er prahlerisch, und mit Anspielungen auf seine neuerwachte Frömmigkeit geschmückt, den Überfall erzählte und durchblicken ließ, daß Farnese und namentlich er die arme Bedrohte in La Storta gerettet habe, regte sich in Matteos gutem Herzen der Gedanke, ob ihn das Schicksal nicht vielleicht zu dem Zweck aufgespart habe, seinen ehemaligen Herrn zu retten, und er rief in Manfredinos Rede hinein: „Du lügst! Seht diese Schramme! Den Hieb hab ich in jener Nacht auf den Kopf bekommen. Ich weiß besser, wie alles zugegangen ist, denn ich bin selbst mit Varano nach La Storta geritten."

Es war ein großes Gedränge um den Buckeligen entstanden, so daß die verspätet ankommenden Brüder mit Mühe bis zur Kirchenthür gelangten.

Michelangelo, der unter den letzten war und, den Filzhut tief ins Gesicht gedrückt, vorwärts eilte, wurde durch die Menge gezwungen, in Matteos Nähe stehen zu bleiben, so daß er gerade die heftig hervorgestoßenen Worte vernehmen konnte.

Er sah auf. Sollte ihm endlich in diesem Burschen ein Zeuge der Wahrheit begegnen? Einige Neugierige stieß er mit Eifer zur Seite, legte die Hand auf die Schulter des Jünglings und sagte mit einem gebietenden Ton, der jede Gegenrede ausschloß: „Wenn du das Geheimnis jener Nacht lüften kannst, komm eilig mit mir!"

Man gab ihm ehrerbietig Raum, denn einige erkannten den Künstler, und Matteo ging mit ihm in ein benachbartes Haus, das der Besitzer bereitwillig dem berühmten Mann öffnete.

Auf der Straße führte Manfredino wieder das große Wort. Die junge Frau ärgerte sich bereits, denn die Anwesenden spotteten über den kleinen Kerl mit dem großen Mund und ließen Giulia manche anzügliche Redensart kosten. Empört unterbrach sie den Gatten und rief: „Mach dich nicht lächerlich! Wie sollte dir jemand eine Heldenthat glauben! Ich hab Varano gesehen. Er ist ein schöner, junger Mann wie selten einer, und wenn die Brüder ein Einsehen haben, retten sie ihn."

Es entspann sich ein gewaltiger Wortstreit zwischen den beiden, die vor einer Viertelstunde um häuslichen Frieden gebetet hatten, und das Volk nahm jubelnd teil an ihrem Gezänke.

Endlich wurde es der kräftigen Trasteverinerin zu viel. Sie hob Manfredino wie ein Kind vom Boden auf und schleppte ihn unter gewaltigem Beifall in eine Seitenstraße.

Am Eingang derselben begegnete das groteske Paar Michelangelo, der mit Matteo das kleine Eckhaus verließ und eilenden Schrittes auf die Kirche zuging, an der schweren, eisenbeschlagenen Thür zu pochen.

Er kam, nachdem bereits alle versammelt waren.

Als er das kühle, dämmernde Kirchenschiff betrat, begrüßte ihn der Governore feierlich.

„Ich glaube," setzte er seiner Ansprache hinzu, „du wirst dich mit uns darüber freuen, daß der erste, den die Brüderschaft am Tage Sankt Johannis begnadigen wird, ein Florentiner ist."

Einer um den anderen erzählte Pietros Geschichte.

Mit verschränkten Armen hörte der Meister zu, dann reckte sich seine Gestalt, und er begann: „Schmerzbewegt muß ich unserem Landsmann heute die Stimme versagen. Die Macht, deren wir teilhaftig wurden, ist wohl eine Gnade, aber auch eine furchtbare Verantwortung vor Gott. Wehe der Brü-

derschaft, wenn es ihr einmal so ginge wie den Juden, die schrien: Gieb uns Barnabas frei, während ein unschuldiger Christus in Haft lag. Brüder! Seit Monaten ist ein Unglücklicher in San Angelo, den man dreifachen Frevels angeklagt und zum Feuertod verurteilt hat. Hier steht aber ein Mann, der Zeuge seiner Unschuld ist und euch beweisen wird, daß wir die Pflicht haben, den Armen zu befreien." Er deutete auf Matteo. Der Bursche schlich furchtsam heran, denn er brauchte viel Mut, Ankläger eines Farnese zu werden, und erzählte leise — zum Governore gewandt — den tückischen Anschlag des Kardinals und Ercoles gescheiterte Rettungsversuche.

Ein Murmeln und Flüstern ging durch die Reihen der Brüder.

Indessen waren die Nachbarn aus den Häusern getreten, die Frauen sahen zu den Fenstern hinaus, von der Piazza Navona her kam allerlei Gesindel, und die alten Bogen des Cirkus Domitianus, in denen die verrufenen Frauenzimmer hausten, verödeten, weil alle Welt neugierig war, etwas vom Gnadenakt der Brüderschaft zu vernehmen.

Der Lauf der Welt sei unsicher, dachten viele, die Kuttenmänner könnten leicht ein anderes Mal in die Lage kommen, auch ihnen Gutes zu erweisen. Das Volk hält zusammen, zittert doch jeder für die eigene Haut, wenn der Schlag auch einen anderen trifft.

Nach langem Harren, währenddessen einige Spaßvögel die Leute ergötzten und mit bissigem Witz über die neue Salzsteuer erfreuten, öffnete sich die Mittelthür von Maria della Pace, und die Brüder schritten vermummt in feierlichem Zuge auf die Straße. Sie wollten in den Vatikan, um Paul III. für die große unerwartete Auszeichnung zu danken.

Manches Bettelweib, das die Hand den dunklen Gestalten entgegenstreckte, erhielt eine Kupfermünze, aber den vorlauten Fragern, die nach dem Namen des Begnadigten schrien, wurde aus dem langsam wandernden Zuge keine Antwort zu teil.

„Morgen kommen sie wieder in San Orsola zusammen," brummte der Diener der Brüderschaft und verabschiedete sich vom Sakristan. Hinter ihm verließ Matteo mit lebhaft geröteten Wangen die Kirche und suchte sich möglichst rasch durch die Gaffer zu drängen.

Doch ein bewegliches, eifriges Männchen, der Schneider Pasquino, der dem Palazzo Francesco Orsini gegenüber wohnte und nach dessen Vater der antike Marmortorso seinen Namen erhalten hatte, redete ihn an: „Du warst unter den Brüdern, du mußt wissen, was vorgegangen ist."

Halb stolz, halb unwillig gestand Matteo, daß er zu Varanos Gunsten ausgesagt habe und auf die Brüder Eindruck gemacht zu haben hoffe.

„Ein Edelmann!" sagte der Schneider mit Mißvergnügen. „Mir wäre lieber, sie befreiten den Florentiner, der ist wenigstens aus dem Volk."

„Varano ist ein armer Schlucker wie wir," meinte ein gutmütiger Mann neben ihm, welcher Waffen in stand setzte und Ercoles Helm einigemal ausgebeult hatte. „Mir ist's recht, wenn er frei kommt!"

Matteo wurde umringt und mußte alles erzählen, was ihm bekannt war. Er setzte sich, da er noch müde von seinem Krankenlager war, auf einen Stein an der Kirchenwand, während die Zuhörer den schmalen Raum versperrten, der den Weg zwischen den Klostergebäuden der Anima und Santa Maria della Pace bildet.

Man achtete nicht des lärmenden Reiterzuges, der aus der Richtung des Marsfeldes kam, und es bedurfte heftiger Reden, vielen Drängens und Stoßens, bis unter Flüchen und Schreien Platz für den Kardinal Alexander und sein Gefolge geschaffen war.

In der armseligen Straße, zwischen dem Elend halb zerfallener Häuser und den zusammengedrängten Menschen bewegte sich der Jagdzug, starrend von Gold und Glanz, langsam vorwärts.

Den Mittelpunkt bildete der jugendschöne Farnese, und neben ihm ritt Donna Lelia, den Falken auf der Hand. Ihre Locken flatterten im Winde, ihr Lachen klang laut, fast schrill. Alexander sah heute gedankenvoll auf seine Begleiterin, auf das Weib, das so fröhlich an dem Tag zur Jagd ritt, an dem der einst Geliebte zum Tod durch die Flammen verurteilt war. Denn er

wußte mit Sicherheit, daß Lelios verschmähte Liebe nicht zum kleinsten Teil den schonungslosen Richterspruch über Ercole herbeigeführt hatte.

Über das Rätsel des Weibes nachzuforschen, war dem lebensfrohen Jüngling noch niemals eingefallen, und plötzlich halb unbewußt befiel ihn leises Grauen vor Lelias stolzer Schönheit, die in der Morgensonne funkelte wie ein edler Stein. Sie erschien ihm wie die Verkörperung jener Lust der Welt, von welcher die Mönche so schauervoll predigten: Wer den Becher leere, den die Schöne lächelnden Mundes kredenze, bekäme mit der Neige Natterngift zu kosten, dessen Bitterkeit niemals von den Lippen zu tilgen sei.

Er schüttelte das Haupt, die finsteren Vorstellungen los zu werden, und murmelte vor sich hin: „Zum Teufel die Mönche mit ihren Geschichten. Es lebe Jugend, Schönheit und der Name Farnese!"

Dann gab er dem Rappen die Sporen, um schneller durch die Neugierigen zu kommen.

Seine Begleiterin blieb einen Schritt zurück. Ein Wort schlug an ihr Ohr, hart, schneidend wie Metall. Man sprach von Varano im Volk.

„Der Bastard von Camerino muß frei werden. Die Brüder können nicht anders!" behauptete der Waffenschmied laut und deutlich, unbekümmert der Jäger, die von den meisten schweigend angestaunt wurden.

Lelia erschrak. Sie drückte den Sporn in die Weiche des Fuchses, daß er sich bäumte und mit einem mächtigen Satz an die Seite Farneses sprang. Ihre schimmernde Haut war glutübergossen, die roten Haare ringelten sich auf dem grünen Sammet des Gewandes, und ein feindlicher, verächtlicher Blick traf die Menge.

„Sie will nichts mehr von Varano hören, hat er sie doch sitzen lassen!" rief lachend Pasquino.

Klatschsüchtig, wie das Volk von jeher gewesen, und begierig, die geheimsten Geschichten der Vornehmen an das Licht zu ziehen, spielte der Schneider auf die Gerüchte an, die im Frühling aus dem Hause Carpi in die Öffentlichkeit gedrungen.

Von dem drohenden Gedanken erfüllt, daß sie plötzlich dem Jüngling gegenüber stehen könne, den sie noch immer nicht zu vergessen vermochte, frug Lelia den Kardinal unvermittelt und zornentbrannt: „Haben die Brüder des enthaupteten Johannes wirklich das Recht, jeden beliebigen Gefangenen zu befreien?"

Befremdet sah sie Farnese an: „Jeden. Der Papst hat keine Bedingung gestellt."

„Sie dürfen Varano nicht dem Urteil der Richter entziehen!" rief sie mit leidenschaftlich zitternder Stimme. Ihre Worte klangen wie ein Aufschrei der Seele.

Feindselig betrachtete sie Alexander Farnese und bemerkte den häßlichen, rachsüchtigen Zug um ihre Mundwinkel, der ihm früher niemals aufgefallen war. Er antwortete nicht.

Lelia begriff seine Stimmung und drückte die kleine Zügelfaust fest zusammen, daß der Fuchs den Kopf in die Höhe warf und das grüne Gewand seiner Reiterin mit Schaum bespritzte.

Man war am Neubau des Palazzo Farnese angelangt, und Lelio sah schweigend zu, wie der Baumeister, Bericht erstattend, zu seinem Herrn trat, wie ein Bote des Papstes auf schweißtriefendem Rosse heransprengte, den Kardinal nach dem Vatikan zu entbieten, weil wichtige Nachrichten vom Kriegsschauplatz zu Camerino angelangt seien.

Mit kurzem Gruß wendete sich Alexander von ihr ab und ritt das Tiberufer entlang, am Kloster der heiligen Brigitte vorüber nach dem Vatikan.

Nicht der gewohnte Blick liebevoller Glut, der ihrem Herzen sonst wohlgethan und sie über die Sehnsucht noch dem anderen hinwegtäuschte, ruhte beim Abschied auf ihr, sondern Lelia fühlte den kalten, unfreundlichen Ausdruck einer nicht befriedigten Stimmung, der sie im tiefsten Herzen erschauern ließ.

Als Alexander in den Gemächern Seiner Heiligkeit erschien, fand er die Säle voll aufgeregter, heftig streitender Gruppen.

Der Papst saß allein an seinem Tisch unter der Disputa und las eifrig in einem umfangreichen Schreiben Karls V. Er suchte offenbar nach einer Stelle, die er günstig für sich auslegen könne.

Was nutzten die siegreichen Scharmützel, die sein Sohn Pier Luigi gegen den Her-

zag von Urbino erfochten hatte, wenn der Kaiser schrieb, er wolle nichts von Waffengewalt wissen und selbst den Lehensherrn von Camerina ernennen? Wie schwer wurde es ihm gemacht, den Kampf gegen die Colanna zu beenden, wenn der Kaiser dieses Geschlecht seines Wahlwollens versicherte!

Am Eingang des weiten Gemaches standen nur wenig Männer und beobachteten schweigend den Papst. Selbst Alexander wagte es nicht, den lesenden Greis zu stören. Endlich lächelte dieser: „Will der Kaiser nicht, daß die Kirche Camerino bekommt, so kann er ja selbst Ottavia Farnese belehnen. Dem Gatten seiner Tachter Margarete wird er die kleine Freude nicht vorenthalten.“

Er winkte dem Kardinal Carpi heranzutreten und beriet mit seinem Vertrauten die nötigen Schritte, die im Spätherbst, wie der Papst sagte, „zur Reisezeit der Traube“, von Erfolg gekrönt wurden. Zunächst schloß man — wie es in derartigen Fällen Gewohnheit war — einen Vertrag, den der Herzog von Urbino bereit war, anzunehmen, da ihn Venedig schmählich im Stich gelassen hatte.

Der Papst war aufgeräumt, denn er haffte, mit dem Konsistarium leichtes Spiel zu haben, und fürchtete keinen Widerstand in der eigenen Kurie gegen die Pläne zu Gunst und zum Reichtum seines Hauses.

Liebevoll klopfte er Alexander auf die kräftige Schulter und sagte: „Auch du mußt den Purpur mit dem Waffenkleid vertauschen, mein Kind, denn die Calonna haben heute nacht auf der Appischen Straße einen Zug mit Salzwagen ausgeplündert, so daß meinen guten Römern mit der Würze auch der Witz ausgehen wird. Der Kaiser hat zwar viele schöne Warte zu Gunsten dieser Rebellen, aber vor Worten soll man sich nicht fürchten auf Erden. Es giebt deren so viel, und sie bedeuten alle zusammen nach nicht einmal die kleinste That. Jetzt nimm zuerst an meiner Statt den Dank der Florentiner Brüderschaft entgegen. Ich habe keine Zeit für diese Leute. Sag ihnen, ich würde vom Fenster aus meinen Segen spenden, wenn sie den ersten Befreiten am Vatikan vorüberführen.“

Alexander kniete vor seinem Großvater nieder und ging, die Brüderschaft des enthaupteten Jahannes im Saale der Konstantinsschlacht zu empfangen.

Zu dem Papst trat aber Gian Petra Caraffa und brachte Ignatius van Loyala zum erstenmal vor das Angesicht des heiligen Vaters.

Der Spanier wurde in Gnaden aufgenommen, und Paul III. legte die Hand auf ein stattliches Schriftstück, das Messer Ambragio mit breitem Lächeln var ihm niedergelegt. Es war die Gründungsurkunde des neuen Ordens.

Mehrere Kardinäle drängten sich in die Nähe, denn es war viel van dem asketischen Mönch gesprochen worden, der den Herrn gesehen und dessen Vorschläge nicht nur fromm, sondern auch weltklug sein sallten. Von einer Schale, die silbergetrieben einen Bacchuszug nach antiker Art darstellte, nahm Carpi die Feder, sie seinem Herrn zur Unterschrift zu reichen.

„Soweit sind wir noch nicht,“ meinte der Papst, dann wendete er sich zu Loyala: „Ihr geht mir mit eurem frommen Eifer zu weit, und ich muß dem neuen Orden einige Beschränkungen auferlegen, wie ich sie mit Gian Petra besprochen habe. Wenn du wieder mit den neuen Statuten var meinem Thron erscheinst, werde ich deine Bitte in feierlichem Konsistorium bestätigen.“

„Heiliger Vater,“ wagte Cantarini einzuwerfen, „mit dem Geiste dieser Männer tritt ein neuer Kampf in die Christenheit.“

„Eben deshalb brauche ich sie,“ fuhr der Papst härter und heftiger auf, als es im allgemeinen seine Art war, „von allen Seiten habe ich Widerstand und Abfall erfahren, und wenn Männer zu mir kammen, die sich selbst verpflichten, alles zu thun, was der jedesmalige Papst befehle, in jedes Land zu gehen, zu Türken, Heiden und Ketzern, in das er sie senden werde, ohne Widerrede, ahne Bedingung und Lahn, unverzüglich, soll ich diese Männer von mir weisen?“

Caraffa und seine Freunde riefen: „Nein, gewiß nicht, heiliger Vater!“

Cantarini zog sich schweigend und betrübt im Herzen zurück, der alte Philosoph Carpi aber lächelte und legte die Feder des Papstes wieder auf das heidnische Bacchanal.

Von Paul III. gesegnet, ausgezeichnet und mit Hoffnungen gestärkt, verließ Igna-

tius den Vatikan. Er kam sich vor, als sei er feierlich zum Ritter der Mutter Gottes geschlagen worden.

* * *

In den folgenden Tagen sprach man in Rom mehr von der Brüderschaft des enthaupteten Johannes als von den Gefechten in der Nähe von Camerino, um die sich das Volk wenig kümmerte, und von den Brandschatzungen armer Campagnabauern durch die empörten Colonna.

Selbst Alexander Farneses Zug gegen Marino und Rocca di Papa an der Spitze eines päpstlichen Söldnerheeres blieb ziemlich unbemerkt, und in den Osterien, an den Tischen der öffentlichen Schreiber, in deren Nähe sich stets Müßige und Neugierige versammelten, wurden Wetten abgeschlossen, ob Varana oder Pietro aus Florenz begnadigt würde. Es sollte überdies ein Schaugepränge geben, auf das die vergnügungssüchtigen Römer sich freuten.

Die Brüder wurden von Fragern bestürmt, doch sie waren eidlich zu schweigen verpflichtet, und es mißlang selbst den geschicktesten Boten Lelias, die Wahrheit von den pflichttreuen Männern zu erfahren.

* * *

Als sich die Sonne am Johannistag erhob und ihre Strahlen gleich den Wellen eines goldenen Meeres die Stadt überfluteten, eilten die Arbeiter der Brüderschaft in Ercoles Zelle, den finsteren Raum mit grünen Zweigen zu schmücken. Auf das armselige Stroh warfen sie walddustende Blätter und trugen Sommer in das winterkalte Gewölbe.

Blaß und mit eingefallenen Wangen erhob sich der Jüngling. Seine Bewegungen waren langsam wie die eines Kranken. Die Monate der Gefangenschaft hatten Schönheit und Geschmeidigkeit von seinen Gliedern gestreift, nur in den eingesunkenen Augen flackerten unheimliche Lichter und verrieten die Unruhe einer zweifelnden Seele. In der steinernen Enge, deren furchtbare Last er von Tag zu Tag stärker, drückender fühlte, war ihm der Höllengedanke so greifbar nahe gekommen, daß er sich fiebernd schüttelte vor Furcht, wenn er des drohenden Wortes „immer" gedachte. Lattanzios Philosophie war nur eine Freundin freier glücklicher Menschen, doch keine Trösterin für herbes Leid, und war dem Jüngling mit Freiheit und Glück entschwunden. Nun tastete seine Seele nach einem rettenden Glauben. Der Unglückliche klammerte sich noch immer an Hoffnungen. Er beklagte, daß ihn der edle Mann aus den Reihen der Brüder schon lange vergessen habe, und suchte umsonst den Worten Loyolas Tröstung zu entnehmen.

So oft er gekommen, hatte der Mönch versichert, daß Beata für Varana bete und alles Leid, dessen Ursache er gewesen, vergeben würde, sobald er die Entweihung des heiligen Ortes gebüßt habe.

Sollte der grüne Schmuck seiner Zelle das Ende seiner Buße bedeuten? Holten ihn die Vermummten zum Sterbegang? Erstaunt betrachtete er das wortlose Gebaren der Fremden, die den Kerker rüsteten, als wäre er eine Kapelle.

Begierig sog er den würzigen Atem der Lorbeer-, Steineichen- und Olivenzweige ein, die in reicher Menge auf dem Boden lagen und an den Wänden aufgestellt waren, das tiefe, ernste Grau des felsenartigen Gesteins zu unterbrechen. Der Blick in das grüne, stumme Leben der Natur that ihm wohl, waren es auch nur abgehackte, sterbende Reiser, die ihn umgaben.

Lebhaftes Stimmengewirr unterbrach seine Träumereien, und er hielt gebiendet die knochige Hand vor die Augen, als die Thür aufging und Fackeln über Fackeln sichtbar wurden.

Vermummte Gestalten, dem Manne gleich, der zu Beginn seiner Kerkerschaft ihm liebevoll zugesprochen, drängten sich in den engen Raum.

An ihrer Spitze schritt ein großer, hochgewachsener Mann mit einem schwarzen Stab in der Rechten, einem rotseidenen Gewand und einer nicht entzündeten Fackel in der Linken; ihm folgten zwei Brüder mit brennenden Lampen, andere mit Fackeln und wieder andere mit leuchtenden Kerzen. Zwischen diesen ging einer, der ein mächtiges Kruzifix trug.

Es war ein sonderbares, eigenartiges Kunstwerk. Ein Schüler Raffaels hatte diesen Christus im Auftrage der Brüderschaft in Elfenbein geschnitten. Die Arme des Heilands waren nicht angenagelt, sondern hingen herab, und die Hände waren liebevoll geöffnet, den Sünder barmherzig aufzunehmen. Ein Mitglied der Brüderschaft, das in ganz Rom als Goldschmied geschätzt und geachtet wurde, hatte zu Füßen des Gekreuzigten einen silbernen Olivenzweig kranzartig um das Holz geschlungen.

Hinter diesen Männern erschien der Befehlshaber der Engelsburg, den Ercole aus früherer Zeit kannte, und ließ sich von dem Governore bestätigen, daß er der Brüderschaft einen Gefangenen, den das hochnotpeinliche Gericht wegen Verbrechens der Gotteslästerung, des Mordes und des Friedensbruches zum Feuertod verurteilt habe, dem päpstlichen Willen gemäß feierlich ausliefere.

Da erfuhr Ercole zum erstenmal den Spruch der Richter und ward sich zum erstenmal bewußt, wie gering die Machthaber ein Menschenleben achten. Unter freiem Himmel, wenn sich die Kämpfer schwertmutig gegenüber standen, war ihm der Tod willkommen, lorbeergekrönt erschienen, jetzt legte sich ihm eine eisige Kälte über Kopf und Brust, und er sah sich unter den schweigenden Gestalten um, ob keine Mitleid mit ihm empfände.

Der Befehlshaber des Gefängnisses ging mit seinen Soldaten und Schließern hinaus, und der Führer der Vermummten trat vor Ercole, zerbrach den schwarzen Stab und sagte: „Mit diesem Holz zerbreche ich die Gewalt des Todes und die Strenge der Gerechtigkeit. Die Farbe der Freude soll deinen Leib bedecken, und zum Zeichen, daß du mit der Welt Frieden schließest durch Reue und Gebet, soll der Olivenkranz deine Stirn schmücken."

Sie schlangen den Zweig mit den graugrünen, sammetartigen Blättern um seinen Kopf, warfen ihm das rotseidene, lange Gewand um, und ein Geistlicher, der über dem Meßgewand die Kutte der Brüder trug, sprach zu ihm: „Nachdem dir alle vergeben haben, an denen du gesündigt, hat die Brüderschaft des heiligen enthaupteten Johannes Florentiner Nation dich für würdig erachtet, die Gnade zu genießen, welche auszuteilen ihr der heilige Vater gnädigst gestattet. Knie nieder und küsse das Kruzifix. Dann wollen wir dich in feierlichem Zuge vor den Altar der gnadenreichen Mutter geleiten, auf daß du die Messe hörest, ehe du hinaus ins Leben gehst."

Bevor Ercole niederkniete, fragte er zweifelnd mit leiser, stockender Stimme: „Haben mir alle vergeben, alle?"

„Welcher Tröster hat die Untersuchung geleitet?" sagte der Governore.

Ein Vermummter trat hervor: „Niemand zürnt dir, Varano. Aus dem ergreifenden Schmerz wurde der stille Kummer, der das Unglück erkennt, wo er Verbrechen vermutete. Du kannst nach der Messe ohne Scheu das Haus der Tolomei besuchen, denn es wird dich niemand von der Schwelle weisen."

Die Stimme klang Ercole vertraut, er sank mit Inbrunst vor dem Bilde der Erlösers auf die Knie und küßte die Füße des Gekreuzigten.

Einer der Männer, der am heftigsten für Pietros Befreiung aufgetreten war, flüsterte seinem Nachbar zu: „Michelangelo hat recht gehabt, als er für diesen eintrat."

Der andere Vermummte erwiderte: „Man sieht auch hier, wie göttlich die Gnade und wie menschlich die Gerechtigkeit ist."

Der Zug setzte sich in Bewegung.

Inmitten der Brüder, die einen Jubelhymnus anstimmten, ging Ercole, als ob ihn Traumesgewalt dem sonnigen, befreienden Morgen entgegenführe. Anfangs waren seine Schritte tastend, unsicher, und seine Hände vermochten kaum die Fackel zu halten, die der Governore als Zeichen des neubeginnenden Lebens am Lichte eines Bruders für ihn angezündet hatte.

„Es ist Varano!" rief jubelnd ein Landsknecht, der mit einem Trupp von Freunden vor der Engelsburg stand. Seine Wette lautete auf Ercole, und er gewann ein neugeprägtes päpstliches Goldstück.

„Der arme Pietro wird aufgehängt," erwiderte sein betrübter Nachbar, der die Wette verlor, und ein Bürger sagte zum Schreiber von der Lungara, der Politik trieb und aus dieser Befreiung Krieg prophezeit hatte: „Er sieht nicht aus, als ob er Camerino erobern würde."

Weil der Papst versprochen hatte, den Zug vom Fenster aus zu segnen, bogen die Brüder in die enge Straße des neuen Borgo ein.

„Evviva Varano!“ schrien einige armselige Söldner und streckten die Hälse aus der schmutzigen Osteria heraus. Sie hatten unter seinem Vater gestritten und hofften kriegerische Beschäftigung von dem armen Befreiten.

„Evviva la Confraternita!“ rief das Volk und folgte dichtgedrängt den Brüdern nach der Piazza Sankt Petri. Dort knieten alle in weitem Kreise nieder, als sich die Fenster der neuerbauten Sala regia öffneten und die weiße Gestalt des Papstes im Sonnenglanz erschien, die Hand über die Menge der Knienden auszubreiten.

„Wen haben mir die Brüder aus den Kerkern geholt?“ fragte Paul III. seinen Ceremonienmeister.

„Einen undankbaren Günstling Eurer Heiligkeit, den früheren Prätendenten von Camerino.“

Das war nicht Gnade für Recht, das war wohl Recht für Gnade, dachte der Papst und murmelte: „Ich bin dir vielleicht mehr Dank schuldig, Buonorotti, als jener, dem du das traurige Geschenk des Lebens gemacht hast.“ Dann setzte er seinen Weg fort, zur Frühmesse in die Peterskirche hinabzusteigen.

Auf dem Platze erhoben sich die Brüder und gingen die Straße am Tiber entlang bis zur neuen Brücke, um durch die Stadt ihre kleine Kapelle zu Füßen des Kapitols zu erreichen.

Mit gebeugten Schultern und scheuen Augen schritt Ercole einher. Das Düster des Kerkers und der Hunger hatten seinen Geist und Körper gebrochen. Dumpf regte sich das gelähmte Vermögen des Erkennens, während all die longentbehrten Dinge wie Licht, Sonne, Bewegung, der Farbenglanz des belebten Tages, freundliche Menschenstimmen in ihrer Fülle ihn zu überwältigen drohten. Er fürchtete unter dem Banne eines der unheimlichen, lebendigen Träume zu stehen, die seinen Schlaf bald mit dem Himmel der Freiheit umgaukelt, bald mit marternvollen Todesqualen erfüllt hatten, und glaubte erwachend den Kopf aufs neue an die feuchte, dunkle Wand des Kerkers stoßen zu müssen. Wie oft hatte er seine Befreiung geträumt! Dann war ihm Beata als Engel des Lichts erschienen, hatte ihn an der Hand genommen und hinaus in die liebliche Landschaft der Heimat geführt; aus ihrem Lächeln hatte er Kraft zum Leben getrunken.

Würde ihm die Ersehnte auch jetzt erscheinen? Noch war Ercoles Geist so ohnmächtig, so befangen, daß er das Wachen nicht vom Träumen unterscheiden konnte, aber die Liebe, das Stärkste im Menschen, die gewaltigste Waffe gegen den Tod, war mächtig und mutig in seinem Herzen.

Er öffnete die Augen weit, um sich in der fremden Welt umzusehen. Sein geistiger Blick sah überall Beatas Bild, wie ein guter Engel schien sie ihm auf dem Gnadenwege voranzuschweben.

Ihr Anblick sollte ihm zu teil werden. Denn es ist beschlossen, daß unser heißestes Streben gekrönt wird, nur anders, als wir es träumen.

Als man in der Nähe des Ghetto, das noch geschlossen war, den Portikus der Octavia erreichte, kam ein anderer Zug durch den altersgrauen Bogen, ein trauriger Triumphzug des Todes.

— — — — — — — — — — — — —

In der Johannisnacht hatte Lattanzio Tolomei am Lager seiner Nichte den Tag erwarten wollen, denn der kundige Rabi, den man in letzter Stunde gerufen, war gegangen, ohne dem Greis eine Hoffnung auf Genesung zu geben.

Er hatte der Kranken mit einem lindernden Trank die schmerzvollen Fieberphantasien verscheucht, so daß die zartgerundete Brust sich in ruhigen Atemzügen hob und senkte. Aber er hatte zu den anderen Ärzten beim Scheiden gesagt, lindern könne seine Arznei, helfen nicht.

Diese Worte waren an Lattanzios Ohr gedrungen.

So hatte er alle aus dem hohen, kühlen Raum geschickt, in dem kostbare Gefäße mit Rosen gefüllt zwischen Büchern und Kunstwerken standen und eine silberne Lampe sanftes, bleiches Licht verbreitete.

Allein mit dem Kinde, das den Traum seines Alters bildete und nun sterben wollte, fühlte er, daß die Seele — wie Plato sagt — nur mehr lose an den Körper gefesselt

sei, und setzte sich zu Häupten Beatas nieder, die durchsichtige kleine Hand in seine zu legen.

Da öffnete sie noch einmal die herrlichen blauen Augen, und den Blick auf den Oheim geheftet, hauchte sie die Worte: „Rufe mir Ercole. Er hat es gut mit mir gemeint — ich will ihm danken.“

Dann bewegte sie den Körper, als ob sie ein großer Schmerz durchzittere, und die Augen richteten sich starr und erloschen zur Decke.

Lattanzio schloß die Lider mit sanfter Hand und betrachtete das Bild keuscher Anmut, bis der Morgen graute und die Lampe erlosch.

Jetzt führte man Beatas Leiche in die Kirche Santa Maria zu Trastevere, weil diese Basilika zur Zeit dem Kardinal von Siena zugeteilt war und die liebliche Jungfrau mit aller Pracht aufgebahrt werden sollte.

Nach alter toskanischer Sitte ließ Lattanzio seinen Liebling unbedeckt durch die Straßen nach dem Gotteshause tragen, denn der Freund des Schönen gedachte, solange er konnte, die Blicke an der herrlichen Menschenknospe zu weiden.

— — — — — — — — — — — — — —

Als der Leichenzug sich den singenden Brüdern näherte, traten diese mit frommer Ehrfurcht zur Seite. Die Lichter der Leidtragenden funkelten wie helle, glänzende Sternlein im Sonnenlicht, sobald sie sich von dem dunklen Hintergrund der Straße ablösten. Frauen mit langen, schwarzen Schleiern trugen die Enden des Bahrtuches, andere folgten betend in großer Menge.

Die Träger stellten ihre Last, vom langen Weg ermüdet, vor dem Bogen der Octavia nieder, den ein Marienbild mit rosaglimmender, ewiger Lampe seit alter Zeit zu einer Stätte frommer Andacht geweiht hatte. Die Glocken von San Angelo in Pescheria läuteten zum Gebet.

Als die Sonne mit lebendiger Kraft das Antlitz der Toten erleuchtete, die im Schmuck der wallenden, blonden Haare weißgekleidet wie eine Braut auf der Bahre lag, konnte man glauben, eine Schlafende vor sich zu sehen. Bewundernd ruhten die Blicke der verschleierten Frauen, bewundernd die Augen der nächststehenden Brüder auf dem lieblichen Kind, dessen Mund in Frieden lächelte und dessen Hände fromm um einen Rosenkranz gefaltet lagen.

Der alte Philosoph Lattanzio Tolomei stand in thränenloser Andacht neben Beata und fand sie schön. Es schmerzte ihn, daß nicht die reinigende göttliche Flamme diesen Leib in glühendem Kuß vernichten dürfe, sondern daß die dunkle, schwere Erde die Hülle einer Seele bedecken müsse, die jetzt in der ewigen Harmonie der Sphären wandere. Der Schüler Platos betete nicht, gleich den anderen, für die Tote, sondern er verehrte und betrauerte die Schönheit in diesem Wesen, das, zum letztenmal vom Glanz der himmlischen Sonne umflossen, der ruhenden Psyche glich, die Amor belauschte.

Claudio Tolomei in geistlichem Gewand stand neben ihm.

Ercoles umherirrender Blick traf die Bahre, und sein Auge glänzte im ersten Schauen vor Seligkeit. Starr betrachtete er die geliebte, heißersehnte Gestalt, denn sie kam ihm wie eine überirdische Erscheinung vor. Sie konnte nicht tot sein. Beata mußte leben, und die Augenlider, die unter den dunkelblonden Brauen so fest geschlossen waren, mußten sich öffnen, ihn, den Wiedergeborenen, willkommen zu heißen.

Warum bewegte sie die Hand nicht, warum knieten die düsteren Frauengestalten in ihrer Umgebung und hielten brennende Wachskerzen in Händen? Was sollte das Kruzifix?

Jetzt erkannte er Claudio im Ornat, sah das trauernde Gesicht Franciscos de Holanda, sah die Freunde vergangener Tage. Einer nach dem anderen löste sich deutlich für ihn aus der Menge der Gestalten.

Er begriff das Furchtbare, das Entsetzliche und stürzte, weder der Brüder noch des trauernden Gefolges achtend, bis zur Bahre. Dort faßte er mit heißer Leidenschaft die Hände der Trauten und bedeckte sie mit glühenden Küssen. Die Fackel, die er von sich geworfen, erlosch am Boden, und sein Olivenkranz fiel zu Beatas Füßen auf die Erde.

Die Frauen drängten sich aufschreiend zusammen, denn sie dachten einen Wahnsinnigen vor sich zu haben, und die Männer wollten

ihn mit Gewalt von Beatas Seite reißen. Doch Lattanzio gebot ihnen, den Jüngling gewähren zu lassen.

„Es brachte genug Leid,“ sagte er, „daß sich die Menschen zwischen die Lebenden drängten. Wir haben nicht das Recht, eine feierliche Stunde des Schmerzes zu stören.“

So lag Ercole lange Brust an Brust mit der Toten und drückte in einzigem, ausholendem Kusse die Lippen auf den erkalteten Mund. In seinem roten Hemd, mit verwirrten Haaren und zitternden Händen preßte er sich fest an die weichen, lieblichen Glieder, ein Leben zu suchen und zurückzurufen, das auf ewig vergangen war.

Endlich traten Francisco de Hollanda und der Governore der Brüderschaft auf ihn zu und trennten ihn langsam, leise von dem geliebten Körper.

„Sie dachte am letzten Abend ihres Lebens an dich,“ sprach Lattanzio, „und sagte zu Michelangelo Buonarotti: ‚Ich glaubte immer an Varanos Unschuld, aber Eurer Mühe gelang es, ihn vor aller Augen zu rechtfertigen. Ich danke Euch.‘ Dies war die letzte Freude ihres Lebens.“

Da brach ein Thränenstrom aus den Augen des tapferen Jünglings, und mit liebevollem Mitleid führten ihn die Brüder des Weges.

In der Barmherzigkeit Unbekannter liegt ein großer, erhebender Zug. Die Männer, deren Gesichter dem Unglücklichen verborgen waren, geleiteten ihn sicherer und besser ins Leben zurück als die Hand liebender Freunde, weil sie, von kleinen, persönlichen Gefühlen befreit, einer Naturgewalt glichen und den Willen zum Leben, den Zwang, sich in alles fügen zu müssen, verkörperten.

Gefaßter, als sei er von Freunden umgeben, schritt Ercole unter den Vermummten durch die engen, winkeligen Gassen.

Auch die Träger hoben Beata von neuem auf die starken Schultern, und singend verschwand der lange, feierliche Zug auf der Brücke nach Trastevere. Ercoles Olivenzweig ruhte auf dem weißen Gewand der Toten; Lattanzio hatte ihn vom Boden aufgenommen, dort niedergelegt und das Blondhaar wieder in lieblichen Wellen um das zarte Oval des Gesichtes geordnet.

Francisco begleitete auf den Wink des alten Philosophen den Zug der Brüder, um sich nach der Messe in Santa Maria della Fossa des unglücklichen Ercole anzunehmen.

Verwundert schauten sich die Leute an, die am Wege stehen geblieben waren, ein Freudenfest mit anzusehen. Sie fanden, daß die Florentiner Brüderschaft auch im Jubel der Gnade einherschritte, als müsse der Governore dem Gehängten den Strick abschneiden, statt den Befreiten ins Erdenleben zurückzuführen. Da war es doch fröhlicher und natürlicher zugegangen, wenn der Fürst Savelli, dessen Haus neben dem Octaviabogen in das Marcellustheater gebaut war, von seinem Recht Gebrauch gemacht hatte, unter Spiel und Tanz einem römischen Verbrecher die Thüren des päpstlichen Kerkers zu öffnen. Man lachte die Brüder aus, weil sie es nicht verstanden, nach dem Sinne des Volkes fröhlich zu sein.

Niemand folgte ihnen in die kleine baufällige Kirche, und die feierliche Dankmesse glich einem Totenamt.

Als Ercole — ein armer Begnadigter — die Spende der Brüder empfangen hatte, die es ihm ermöglichen sollte, das Leben unter den Menschen wieder anzufangen, und sich die Thür des ärmlichen Gotteshauses hinter ihm schloß, ward ihm die ganze Leere seines verlassenen Daseins bewußt. Das rote Hemd hatte er den Brüdern gelassen und trug sein gewöhnliches Gewand, das — fadenscheinig und schmutzig geworden — im hellen Sonnenlicht recht elend und verkommen aussah.

Die Feder des Hutes war geknickt, die Steine hatte der Schließer aus der Agraffe gebrochen. Nur das Messer, das ihm Manfredino in Lelias Auftrag gebracht, besaß er noch. Er zog es aus dem Wams, worin er es verborgen gehalten, und steckte es in den verödeten Gurt. Dabei bemerkte er zum erstenmal, von welch herrlicher Arbeit es war.

Francisco de Hollanda trat zu ihm.

Der Maler drückte die Hand des Befreiten und sagte einfach: „In meiner Wohnung liegt ein Gewand, das dich kleiden möchte. Sind wir doch fast von derselben Größe. Auch hat dir der Meister“ — so nannte er stets Michelangelo im Gespräch — „ein Schwert geschickt, das er jüngst zum Dank für einen Bauplan von einem Händler be-

kommen. Er könne es doch nicht mehr brauchen, läßt er dir sagen. Ehe die Nacht kommt, gehst du aus der Stadt nach Marino. Dort liegen die Colonna im Kampf mit den Päpstlichen und heißen jeden kräftigen Arm willkommen. Wenn die Schwerter durch die Luft sausen, vergißt sich das Herzeleid."

Ercole erwiderte gerührt den Händedruck des jungen Mannes. Er hatte niemals etwas für ihn gethan, das eines Dankes wert gewesen wäre, und sah nun die natürliche Freundlichkeit seines Wesens mit Wohlthat vergolten. Bisher hatte er nicht an die Güte des Menschenherzens geglaubt.

Von der Stadtseite kam Maltea in eiligem Lauf.

„Herr, Herr! Welch eine Freude, daß ich dich wiedersehe!" Er faßte Ercoles beide Hände mit Leidenschaft und erzählte mit fliegender Hast, ohne jenem Zeit zur Antwort zu lassen: „Wir beide sind die einzig Geretteten aus der alten, kriegsfrohen Zeit. Alle anderen sind von Farneses Gefolge in der Nacht bei La Starta niedergehauen worden. Mich ließ man unter der Treppe liegen, weil ich kein Lebenszeichen von mir gab. Die alte Wirtin nahm mich in die Hütte, und ein reisender Kaufmann führte mich auf mein Flehen nach Rom, wo die gute Giulia — du weißt, Herr, die Bäckerstochter aus Trastevere, die längst ein Auge auf mich geworfen hatte — den kranken Leib wieder kräftig pflegte. Jetzt ist sie mit dem buckeligen Manfredino verheiratet, und ich bin bei ihnen im Dienst. Wär ich's nicht, ich ging, weiß Gott, wieder mit dir in den Krieg. Bei den Colonna ist der Wein gut und das Schwert locker. Du gehst doch zu ihnen. Der Kardinal Farnese kommandiert gegen sie. Es wird eine Lust für dich, ihm entgegenzureiten, hat er doch alles Unglück verschuldet. Den Grauschimmel, Herr, hab ich für die Bäckersleute gekauft. Niemand konnte ihn reiten unter den maulfrohen Farnesischen Knappen. Heute nacht laß ich die Stallthür auf und schlafe so fest wie die Säcke des Bäckers. Hol dir ihn, Herr! Er gehört ja doch zwischen deine Schenkel."

Noch einmal drückte der treue Bursche die Hand seines ehemaligen Herrn, lachte verschmitzt und ging, weil er sich seiner Rührung schämte, so rasch als möglich in die Stadt.

„Ein guter Kerl!" meinte Francisco und ermunterte den Unschlüssigen, ihm zu folgen. „Komm, ein Schluck kräftigen Weines wird deine Gedanken aufrütteln. Claudia Tolomei hat mir gestern für dich einen Trunk aus seinem Keller geschickt, der einem Philosophen antiken Geistes alle Ehre macht." Er faßte ihn unter den Arm und führte ihn über den tannenbeschienenen, verlassenen Platz, an dessen Rändern Dornen die Ruinen umgrünten und hinter dessen kleinem Kirchlein der traurige Gottesacker für die Gerichteten lag.

Ercole warf einen Blick auf den armseligen Ort mit den bunten, zerfallenden Holzkreuzen, auf dem die ruhelosen Seelen der Verbrecher des Nachts der Sage nach ihr Unwesen trieben.

„Wäre es viel anders," seufzte er, „wenn ich dort von den Brüdern verscharrt würde?" Dann fühlte er aber das warme, pulsierende Leben in dem Arm des Freundes, der sich fest und führend um seinen mageren Rücken gelegt hatte, und er wurde sich der Empfindung bewußt, die bereits vor wenig Augenblicken seinen Sinn durchleuchtet hatte und und die er jetzt in das einfache Wort zusammenfaßte: „Wenn wir es sterbensmüde für das Beste halten, daß man uns wie ein Tier in einem Winkel verenden ließe, dann richtet uns die Güte fremder Leute wieder auf, und wir begreifen im Jammer, wie groß und einzig ein Menschenherz ist. Als Matteo vorhin von meinem Grauschimmel sprach, hatte ich Lust, noch einmal meinen Kopf an die weichen schnuppernden Nüstern zu drücken, aber ich thu es nicht. Der alte Barona ist am Wagen der Octavia tot zusammengestürzt. Der neue versteht die harten Worte des spanischen Mönches, die mich trostlos ließen, solange ich haffte. Wer weiß, ob ich nicht von dir aus auf den Gartenberg gehe, um bei den Theatinern Ignatius von Loyola zu suchen. Vielleicht kann er einen Mann gebrauchen, der für die Erde tot ist, aber reif für das Leben der Entsagung."

Der heitere jugendliche Künstler sah verwundert in die schöne Gotteswelt. Er hatte Ercole lieb mit dem ganzen Mitleid seines

Herzens, aber gab sich umsonst Mühe, seine Worte zu verstehen. „Wärst du ein Maler, so hättest du jetzt die künstlerische Gewalt, eine Mater dolorosa oder derartiges himmelsschön darzustellen. Das würde dich trösten. Bei euch Kriegsleuten hielt ich dafür, daß Waffenklang und rächender Kampf dieselbe Wirkung habe und bei Philosophen wie Lattanzio Tolomei die einsame Welt von Platos Gedanken. Deshalb riet ich dir, gegen Alexander Farnese mit den Colonnas zu streiten. Wie man bei den unheimlichen, armseligen Mönchen Vergessen finden kann, begreife ich nicht. Es muß einem doch immer gegenwärtig sein, daß man es früher besser gehabt hat."

„Du verstehst die neue Zeit nicht, Francisco, auch mir ist sie nur im Kerker und im Elend bewußt geworden."

Beide schwiegen und wanderten durch die stillen Straßen, denn das Volk hatte sich des Feiertags wegen in die Kirchen zerstreut.

Da fühlte Ercole, wie eine Hand die seine mächtig faßte. Er stand still und sah befremdet auf.

Die hagere Gestalt des Ignatius von Loyola ragte ihm entgegen, den Blick fest und forschend auf ihn gerichtet.

Schweigend breitete der Mönch eine Kutte aus, ähnlich derjenigen, die er selber trug, und warf sie über Ercoles zerschlissenes Gewand.

Leise wie von plötzlichem Heimweh an alte Zeiten ergriffen, frug der Jüngling: „Was willst du von einem, der nur reiten und fechten kann?"

„Ich brauche dich. Ich habe dich ausersehen. Nein, nicht ich. Gott selbst hat dich ausersehen, dich durch die tiefsten Schluchten der Verzweiflung geführt, damit jeder Trotz gebrochen ist, ehe du sein williges Werkzeug wirst. Sei nicht demütig, sondern stolz, daß du so viel leiden durftest. Es geht nichts auf der Gotteswelt verloren. Jede Kraft kann in eine andere, brauchbare Kraft verwandelt werden, die Kraft des Schmerzes in die Kraft der That. Was willst du für oder gegen Colonna streiten? Es wäre schade um deine Kraft, wenn sie in armseligen menschlichen Dingen aufgerieben würde. Wie ich deine Geliebte in jener wilden Nacht vor Schmach und Schande beschützt habe, so will ich mit den guten Streitern, die ich werbe, die Reinheit der Kirche vor Schimpf und Befleckung bewahren. Unser Kampf ist der höchste und wichtigste auf Erden. Sei glücklich, daß du auserſehen bist."

Tief traurig im Herzen verstand Francisco die Gewalt des Mönches. Denn Baronos Gestalt hatte sich emporgerichtet, sein Mund sich um weniges geöffnet, als söge er die begeisterten Worte des Fremden durstig ein. Dann preßte er die Lippen mit festem Entschluß zusammen, und in seine tief eingesunkenen Augen kam ein Feuer, als hätten sie Glut gefangen aus Loyolas düster brennenden Blicken.

Ercole löste seinen Arm von dem des Freundes und hüllte sich fest in die umgeworfene Kutte. Wie seine Glieder darin versanken und das bleiche Gesicht sich in dem dunklen Raum der Kapuze verlor, wurde es dem jungen Maler kalt und bange ums Herz.

Er sah im Geiste eine schimmernde Welt von Jugend, Kraft und Lebenslust versinken, während unheimlich finstere Gestalten mit unerbittlich glühenden Augen alles Farbige und Freudige verscheuchten. Mit tiefem Seufzer wandte er sich, um seinen Meister zu suchen und dem verehrten Manne zu melden, daß sein Schützling trotz allem tot und verloren sei.

Gesenkten Hauptes ging er hin, und doch war heute sonniger, fröhlicher Johannistag.



Der Planet Mars.

Von

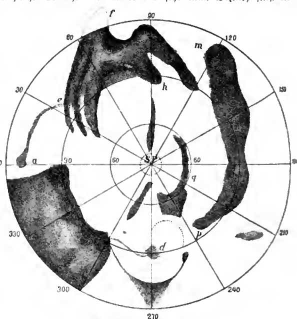
Hermann J. Klein.

(Nachdruck ist untersagt.)

Unter allen Wandelsternen, welche gleich der Erde die Sonne umkreisen, kommt uns für die teleskopische Untersuchung keiner so nahe wie Mars. Zwar gelangt der Planet Venus zeitweise in noch größere Nähe zur Erde, allein alsdann erscheint er uns, weil zwischen Sonne und Erde stehend, nur als schmale Sichel oder ist ganz unsichtbar. Auch der zu den Planetoiden gehörige kleine Wandelstern Eros kommt gelegentlich in sehr bedeutende Erdnähe, allein wegen seiner Kleinheit — er hat wahrscheinlich kaum 50 Kilometer im Durchmesser — bietet er kein geeignetes Objekt zu physischen Beobachtungen. Wenn Mars dagegen in günstiger Erdnähe sich befindet, so erscheint er schon an mäßigen Ferngläsern als ein Scheibchen, auf welchem man helle und dunkle Flecke unterscheiden kann, und an den großen Teleskopen der Neuzeit bietet er das interessanteste planetarische Objekt durch die Fülle und Eigentümlichkeit des Details, welches sich bei ihm der genauen Untersuchung darstellt. Man darf indes nicht wähnen, daß diese interessanten Einzelheiten der Marsoberfläche, selbst an den größten Fernrohren, ohne weiteres ins Auge fielen, daß man nur durch ein solches Instrument zu schauen brauchte, um sogleich das wahrzunehmen, wovon die Berichte der Beobachter sprechen. Diese im Publikum allgemein verbreitete Meinung ist durchaus irrig. Wohl sieht auch der Laie bei geeigneter Stellung des Mars an einem großen Teleskop am Rande der Planetenscheibe meist einen halbkreisförmigen weißen Fleck, auch rechts und links der Randpartien hellere und im Innern der Scheibe einige dunkle Stellen; allein jene Deutlichkeit, welche diese in Zeichnungen der Marsoberfläche besitzen, haben sie in Wirklichkeit nie, und um vollends das feinere Detail zu unterscheiden, ist ein sehr erfahrenes Auge erforderlich, dessen Schulung nicht von heute auf morgen erzielt werden kann. Selbst der berühmteste Marsbeobachter, Schiaparelli in Mailand, der als wohlgeschulter Beobachter mit der Untersuchung des Mars begann, berichtet, daß er anfangs nur wenig Detail unterscheiden konnte und nicht wußte, was er aus den verschwommenen dunklen Fleckchen machen sollte. Die astronomische Beobachtung auf irgend einem speciellen Gebiete der Himmelskunde ist eine Kunst, in welcher nur Übung den Meister macht und zu der außerdem ein angeborenes Talent erforderlich ist. Wenn diese beiden Voraussetzungen nicht zutreffen, kann auch die Benutzung eines mächtigen Fernrohres kein entsprechendes Ergebnis liefern, und deshalb wird der Laie, wenn ihm einmal Gelegenheit geboten ist, durch ein großes Teleskop zu schauen, gewöhnlich in hohem Grade enttäuscht. Es ist notwendig, diese Bemerkungen vorauf zu schicken, um den Leser auf den richtigen Standpunkt bezüglich der zur Sprache kommenden Ergebnisse der Marsuntersuchungen zu stellen.

Was zunächst die allgemeinen kosmischen Verhältnisse des Planeten Mars anbetrifft, so beträgt seine wahre Umlaufsdauer um die Sonne 687 Tage. Die Bahn, welche er beschreibt, ist sehr elliptisch, denn in größter

Entfernung von der Sonne beträgt sein Abstand von dieser 247,6 Millionen Kilometer, im kleinsten 205,4 Millionen, während die Entfernung von der Erde bis auf 396 Millionen Kilometer steigen und sich bis auf 57 Millionen vermindern kann. Letzteres findet statt, wenn Mars in seiner Sonnennähe und um Mitternacht im Süden (im Meridian) steht, d. h. in Opposition mit der Sonne. Solche beträchtlichen Erdnähen dieses Planeten ergeben sich durchschnittlich alle fünfzehn Jahre, und Mars glänzt dann am nächtlichen Himmel so hell mit intensiv rotem Lichte, daß er auch dem nicht astronomischen Publikum auffällt. Der wahre Durchmesser des Mars beträgt 6745 Kilometer. Je nach der Entfernung von der Erde erscheint er natürlich als ein bald größeres, bald kleineres Scheibchen, und dessen scheinbarer Durchmesser wechselt zwischen 25,6″ und 3,5″.



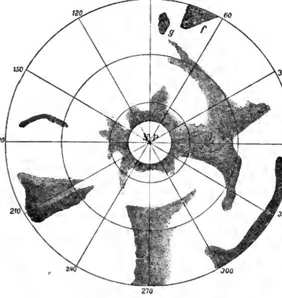
Die nördliche Hemisphäre des Mars
nach den Beobachtungen von Mädler und Beer 1830—40.

Wie die Erde dreht sich Mars von West nach Ost um eine Achse, und die Dauer dieser Umdrehung beträgt 24 Stunden 37 Minuten 22,6 Sekunden. Endlich besitzt er noch zwei sehr kleine Monde, welche bei der großen Erdnähe von 1877 entdeckt wurden. Der dem Mars am nächsten stehende, Phobos, vollendet seinen Umauf um ihn schon in 7 Stunden 39 Minuten, der andere, Deimos, in 30 Stunden 18 Minuten. Die Umlaufszeiten dieser beiden Monde sind also erheblich kürzer als die Rotation ihres Planeten selbst, und dies hat bei dem Anblick jener Monde vom Mars aus sehr eigentümliche Verhältnisse zur Folge. Ein Auge auf diesem Planeten sieht nämlich den Phobos im Westen auf- und im Osten untergehen, während der Trabant Deimos im Verhältnis zu seiner wahren Umlaufszeit sich so langsam zu bewegen scheint, daß er erst nach $5\frac{1}{3}$ Marstagen wieder an demselben Orte des Himmels steht.' Daneben sind diese Monde für den Anblick vom Mars aus sehr kleine Objekte; selbst der innerste erscheint im Durchmesser sieben- bis achtmal kleiner, als uns der Mars erscheint, sie bleiben auch beide länger über als unter dem Horizonte und zeigen endlich niemals eine voll erleuchtete Scheibe, sondern sind in dieser Stellung (welche der des Vollmondes zu unserer Erde entspricht) stets verfinstert.

Nach diesen Vorbemerkungen wenden wir uns nunmehr zum Mars selbst. Schon den Alten fiel dieser Planet durch sein rötliches Licht auf, und von allen Sternen ist er derjenige, dessen rötliche Farbe am deutlichsten für das bloße Auge hervortritt. Bei den

alten Hebräern hieß er deshalb der „Brennende“. Vermutungen und phantastische Erklärungen über diese Farbe sind früher häufig aufgestellt worden; man dachte an ockerhaltigen Boden, der die Oberfläche des Mars bedecke, an roten Sandstein, sogar an eine rote Vegetation auf dem Mars, endlich an die Wirkung einer dichten Atmosphäre, indem man darauf hinwies, daß die auf- und untergehende Sonne bisweilen die Gegenstände der Erdoberfläche mit einem rötlichen Schimmer überzieht. Diese letztere Deutung ist bestimmt irrig, wir werden weiterhin vielmehr finden, daß das rötlichgelbe Licht, in welchem Mars erscheint, von dem Umstande herrührt, daß ein großer Teil seiner Oberfläche von Festland bedeckt ist, welches diese Färbung besitzt und wahrscheinlich eine vegetationsleere Wüste bildet. Die Atmosphäre, von welcher Mars zweifellos umhüllt ist, macht sich in den spektroskopischen Beobachtungen nur durch einige schwache Liniengruppen bemerkbar, welche auf die Anwesenheit von Wasserdampf in ihr hinweisen.

Beobachtungen über die Beschaffenheit des Mars konnten natürlich erst beginnen, nachdem das Fernrohr erfunden war; doch schon seit 1610 richtete Galilei das neue Instrument auf den Mars. Zwar konnte er nichts Besonderes an ihm wahrnehmen, meinte jedoch, dieser Planet zeige sich nicht rund. Erst in den Jahren 1636 und 1638 sah der neapolitanische Astronom Fontana Spuren von dunklen Flecken auf der Marsscheibe, und am 28. November 1659 zeichnete der berühmte Huygens einen großen, dunklen Fleck, den man in heutigen Darstellungen der Marsoberfläche wiedererkennen kann. Der große Beobachter Dominicus Cassini sah 1666, daß die Flecke des Mars sich über die Scheibe dieses Planeten fortbewegten; er schloß daraus auf die Umdrehung dieses Planeten um seine Achse und bestimmte ihre Dauer zu etwa 24 Stunden 40 Minuten. Im Jahre 1704 kam Mars bei seiner Opposition der Erde sehr nahe, und diese günstige Gelegenheit benutzte der Astronom Maraldi zu Paris, um mit einem für die damaligen Verhältnisse großen Fernrohre den Planeten sorgfältig zu beobachten. Er bestätigte die von Cassini gefundene Umdrehungszeit desselben und sah außerdem an den beiden Polen zwei glänzend weiße, halbkreisförmige Flächen, auch bemerkte er, daß die dunklen Flecke ihr Aussehen wechselten, also keineswegs wie die Flecke des Mondes unveränderliche Gebilde sind. Über das



Die südliche Hemisphäre des Mars
nach den Beobachtungen von Mädler und Beer 1830—40.

Wesen der hellen Polarflecke sprach Maraldi sich nicht aus, abgleich er 1719 einen derselben, welcher dem südlichen Pole des Planeten nahe war, wiedersah. Erst der große Himmelsforscher Wilhelm Herschel, der mit bedeutend besseren Instrumenten als alle seine Vorgänger beobachtete und den Mars in den Jahren 1777, 1779, 1781 und 1783 untersuchte, kam zu der Überzeugung, daß die hellen Polarflecke dieses Planeten durch Eis und Schnee verursacht werden, indem sie abwechselnd zur Winterzeit an Ausdehnung gewinnen, im Sommer der betreffenden Hemisphäre dagegen kleiner werden. Herschel fand überhaupt, daß Mars in mancher Beziehung große Ähnlichkeit mit der Erde besitze sowohl in Bezug auf die Gesamtdauer von Tag und Nacht als in Rücksicht des Wechsels der Jahreszeiten und der Stellung der Achse zur Ebene der Bahn. Auch eine merkliche Atmosphäre schrieb er dem Mars zu und glaubte Spuren von Wolken in derselben wahrgenommen zu haben. Nach Herschel hat sich besonders Schröter viel mit der Beobachtung des Mars beschäftigt, ohne jedoch dem bereits Bekannten wesentlich Neues hinzuzufügen.

So blieb der Stand unserer Kenntnisse von den physischen Zuständen des Mars bis zum Jahre 1830, wo der Planet der Erde wiederum sehr nahe kam. Dies veranlaßte Mädler und seinen Freund Beer in Berlin zu gemeinsamen Beobachtungen, bei denen sie ein nicht sehr großes, aber ausgezeichnetes Fernrohr von Fraunhofer benutzten. Sie begannen ihre Beobachtungen am 10. September 1830 und setzten sie, vom Wetter begünstigt, bis zum Spätherbst fort. Dabei wurden von ihnen viele Zeichnungen der Marsflecke nach dem Augenmaße entworfen und die Längen und Breiten derselben auf der Marskugel durch Schätzung bestimmt. Als Anfangspunkt für die Zählung der Meridiane auf dem Mars wählten sie einen kleinen schwarzen Fleck, der auch von späteren Beobachtern als solcher beibehalten worden ist. Am Südpol des Mars sahen sie den weißen Polarfleck, der sich in dem Maße, als dieser Pol tiefer in den Sommer rückte, mehr und mehr zusammenzog, ein Verhalten, wodurch, wie die Beobachter sagten, die Hypothese einer wirklichen Schneebedeckung der Marspole bedeutend unterstützt wird. Die Nordhalbkugel des Planeten, soweit sie 1830 sichtbar war, zeigte keine Spur eines weißen Flecks, obgleich sie sich mitten in ihrem Winter befand. Dies findet seine Erklärung in dem Umstande, daß der nördliche Pol des Mars auf der damals von der Erde abgewendeten Seite des Planeten sich befindet.

Auch in den Jahren 1832, 1837 und 1839 beobachteten und zeichneten Mädler und Beer den Mars bei jeder günstigen Gelegenheit und stellten aus der Gesamtheit ihrer Aufnahmen die erste genauere Weltkarte dieses Planeten in zwei hemisphärischen Darstellungen (als nördliche und südliche Halbkugel) her. Überhaupt sind diese Untersuchungen des Mars die gründlichsten, welche bis zum Jahre 1877 vorhanden waren. Sie lieferten eine Menge zuverlässiger Daten zur Beurteilung der auf diesem Planeten herrschenden allgemeinen Verhältnisse physischer Zustände, welche, um den Standpunkt unseres Wissens über den Mars um die Mitte des neunzehnten Jahrhunderts zu bezeichnen, hier zusammengestellt werden sollen.

Die Farbe der Polarflecke war stets ein reines Weiß und nicht im geringsten der Färbung des übrigen Teils der Kugel ähnlich. Die Ab- und Zunahme dieser Flecke bei stets gleichbleibender Gestalt derselben und der Umstand, daß die Rotationspole entweder ihre Centra bilden oder sich doch nur wenige Grade von ihnen entfernen, ferner die Thatsache, daß jeder Fleck am größten in seinem Winter, am kleinsten während seines Sommers ist, harmonieren, wie Mädler damals betonte, aufs vollkommenste mit der Annahme, daß wir in diesen weißen Flecken einen unserem Schnee analogen Winterniederschlag auf der Marsoberfläche erblicken. Unsere Erde muß, aus Planetenferne betrachtet, ganz ähnliche Erscheinungen darbieten. Vermöge der Achsenstellung des Mars ist dessen Südpol der Sonne am meisten zugewandt, wenn die Stärke der Erleuchtung und Erwärmung daselbst durch 0,52 der auf der Erde stattfindenden ausgedrückt werden kann; der Nordpol des Mars hingegen, wenn diese nur 0,37 beträgt. Diese bedeutende Ungleichheit wird zwar, was das Jahr im ganzen betrifft, vermöge des in den Wintern sich

umkehrenden Verhältnisses ausgeglichen, und selbst für die einzelnen Jahreszeiten findet eine teilweise Kompensation statt, da die Länge des Sommerholbjahres der Nordhalbkugel sich zu dem der Südhalbkugel wie



Mars 1858, 5. Juni, gezeichnet von P. Secchi.

19 : 15 verhält; allein für die Kulminationspunkte der Wärme und Kälte bleibt offenbar ein sehr bedeutender Unterschied übrig. Am Südpol des Mars sind demnach heißere Sommer und kältere Winter als am Nordpol, und diese Differenz ist viel beträchtlicher als die ähnliche auf unserer Erde, da die Bahn des Mars viel mehr vom Kreise abweicht als die Erdbahn und die Neigung seiner Achse gegen die Ebene seiner Bahn größer als die der Erdachse ist. Infolgedessen dehnt sich der südliche Schneefleck des Mars im Winter erheblich weiter gegen den Äquator hin aus als der nördliche, zieht sich aber auch im Sommer in viel engere Grenzen als dieser zurück, ja verschwindet dann zuweilen fast ganz. Die übrigen dunklen Flecke des Mars scheinen nach Mädler konstanten Oberflächenteilen anzugehören, sie sind also keine Analoga unserer Wolken, doch zeigen sich an ihnen Spuren der optischen Wirkungen solcher wolkenartigen Verdichtungen, und sie erscheinen bestimmter, gesonderter, intensiver in ihrem Sommer, formloser, bleicher, verwaschener in ihrem Winter. Die größte Veränderlichkeit sowohl der Größe und Form als der Intensität nach ließen die Beobachtungen bei den schwarzen Flecken der Nordpolarzone wahrnehmen, und hier findet eine eigentümliche Erklärung statt. Sind die weißen Polarflecke wirklicher Schnee, so kann ihre Verminderung bei herannahendem Sommer nur im Wege des Schmelzens und der allmählichen Abdunstung vor sich gehen. Die Mächtigkeit des Schnees ist nach aller Wahrscheinlichkeit sehr beträchtlich, jene im Übergange begriffenen Flächenstriche werden demnach sehr feucht sein; nun hat aber ein sumpfiger und morastiger Boden gewiß unter allen Oberflächenteilen die schlechteste Reflexionsfähigkeit und muß uns also am dunkelsten erscheinen. Das Maximum dieser Dunkelheit aber wird in diejenige Zeit fallen, wo das Schmelzen den raschesten Fortgang nimmt, was im Frühlinge stattfindet, also in der Zeit, wo es wirklich auf dem Mars beobachtet wird. Bei keinem der übrigen Weltkörper, so schloß Mädler seine Darlegung, ist es bis jetzt gelungen, eine so wahrscheinliche und in ihren Einzelheiten so befriedigende Deutung der beobachteten Phänomene aufzustellen. Es dürfte nach allem Gesagten nicht allzu gewagt sein, den Mars als einen unserer Erde auch in physischer Beziehung sehr ähnlichen Weltkörper zu betrachten, gleichsam ein allgemeines Bild der Erde, wie sie, aus großen Fernen betrachtet, am Fernrohre erscheinen würde. Ein Marsjahr enthält 669²/₃ Marsumdrehungen. Der Marstag verhält sich zum Erdentage wie 75 : 73. Der Frühling der nördlichen

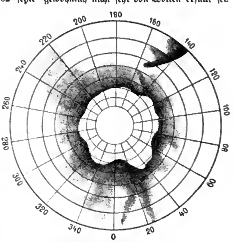


Mars 1858, 7. Juni, gezeichnet von P. Secchi.

Marshalbkugel währt 191¹/₃ Marstage, der Sommer 181, der Herbst 149¹/₃, der Winter 147. Frühling und Sommer zusammengenommen sind auf der nördlichen Halbkugel des Mars 76 Tage länger als auf der südlichen; die beiden durch die Nachtgleiche ge-

schiedenen Jahreshälften stehen demnach im Verhältnis von 19 : 15.

Das war der Standpunkt unserer durch Mädlers Untersuchungen begründeten Kenntnis über die Verhältnisse auf dem Mars, und er blieb im wesentlichen der gleiche bis Ende der fünfziger Jahre. Erst 1858 begann Secchi in Rom mit einem neunzölligen Refraktor von Merz die Marsflecke aufmerksam zu beobachten und entwarf eine Reihe von vierzig farbigen Zeichnungen des Planeten, die jedoch bis jetzt nicht veröffentlicht worden sind. Im Jahre 1862 setzte er seine Beobachtungen und Zeichnungen mit großem Fleiße fort. Der römische Astronom erkannte deutlich bläuliche Regionen, die in lebhaftem Kontrast zu dem Weiß der Polarflecke und dem rötlichen Gelb anderer Flecke standen, er bezeichnete jene als Meere, diese letzten als Festländer. Durch Vergleich mit den Darstellungen von Mädler kam Secchi zu der Überzeugung, daß die dunklen Flecke des Mars nicht unveränderlich seien oder vielmehr, daß es unter ihnen solche giebt, die ihre Größe und Sichtbarkeit merklich wechseln. Um die nämliche Zeit beobachteten auch Lord Rosse und Lassalle mit ihren großen Spiegelteleskopen den Mars, doch enthalten ihre Zeichnungen nicht mehr Einzelheiten als die der früheren Beobachter, die mit wesentlich schwächeren Instrumenten arbeiteten. Die Opposition des Mars 1862 und 1864 veranlaßte auch Prof. Kaiser in Leiden, den Planeten aufmerksam zu verfolgen. Er lieferte eine große Anzahl von Zeichnungen und stellte daraus eine Karte der nördlichen und der südlichen Hemisphäre des Planeten zusammen, welche interessante Vergleichungen mit der älteren Karte Mädlers gestattet. Kaiser legte übrigens den Anfangsmeridian nicht durch den gleichen Punkt wie Mädler, sondern durch einen anderen Fleck, der ihm als der dunkelste erschien. In dem letztgenannten Jahre wurde Mars auch zuerst spektroskopisch untersucht und zwar von W. Huggins in London. Dieser fand, daß das Spektrum des Planeten ein getreues Abbild des Sonnenspektrums ist, doch enthält es auch einige schwache Linien, deren Ursprung Huggins dem Wasserdampf zuschreibt. Auch der ausgezeichnete Doppelstern-Beobachter W. R. Dawes beobachtete und zeichnete Mars 1864 genauer und kam zu der Vermutung, daß wahrscheinlich an einer Stelle des Festlandes sich das Meer seit 1862 zurückgezogen habe, indem dort eine große Landzunge sichtbar geworden sei. Übrigens hatte Dawes den Eindruck, daß die Atmosphäre des Mars gewöhnlich nicht sehr von Wolken erfüllt sei.

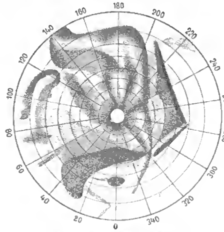


Die nördliche Hemisphäre des Mars nach den Beobachtungen von Kaiser 1864.

Die Beobachtungen von Dawes benutzte drei Jahre später der Schriftsteller R. Proctor, um vornehmlich aus ihnen eine Generalkarte des Mars zusammenzuarbeiten, die eine Zeitlang in großem Ansehen stand, obgleich sie völlig wertlos ist. Die eigentlichen Beobachter dieses Planeten hatten sich begnügt, die dunklen Flecke durch Buchstaben zu bezeichnen, Proctor aber gab diesen Flecken nicht nur ziemlich willkürliche Umrisse, sondern auch Namen und zwar solche von Astronomen. So unterschied er einen Dawes-Ocean, einen Mädler-Kontinent, ein Cassini-Land, eine Maraldi-See u. s. w., Namen, die von englischen und französischen Beobachtern beibehalten worden sind, obgleich Schiaparelli später eine geeignetere

und, da er selbst Beobachter und Entdecker neuer Formen auf dem Mars war, auch berechtigtere Nomenklatur geschaffen hat. Im Jahre 1873 hat auch der Maler Nathaniel Green einige vortreffliche Zeichnungen des Mars angefertigt, aber wesentlich neue Aufklärungen über diesen Planeten wurden nicht erzielt.

Die Hauptergebnisse über die Beschaffenheit des Mars beginnen mit dem Jahre 1877, als dieser Planet der Erde bis auf 55 Millionen Kilometer nahe kam und sein scheinbarer Durchmesser 30″ erreichte. Damals befand sich N. Green auf Madeira, wo die Atmosphäre sehr klar und ruhig ist, und er benutzte die günstige Gelegenheit, an einem Teleskop von 13 Zoll Spiegeldurchmesser eine große Anzahl sehr sorgfältiger Zeichnungen des Mars anzufertigen. Diese enthalten mehr Einzelheiten als alle früheren Darstellungen, doch machte Green darauf aufmerksam, daß die einzelnen hellen und dunklen Formen der Flecke in den Zeichnungen weit schärfer und bestimmter hervortreten, als man sie am Fernrohr wirklich sieht. Was die Atmosphäre des Mars anbelangt, so sah Green niemals eigentliche Wolken in den äquatorialen Gegenden des Planeten, wohl aber Dunstschichten, die bisweilen weite Gebiete verhüllten. Wenn sich die dunklen und hellen Flecke infolge der Rotation dem Rande der Planetenscheibe näherten, so verschwanden sie allmählich, was eine Folge der Atmosphäre des Mars ist. Die sogenannten Meere erschienen in grünlich-grauer Färbung von verschieden intensivem Tone, der mit dem Orangegelb der Festländer kontrastierte. In dem de la Rue-Ocean entdeckte Green eine kleine weiße Fläche, welche er für eine mit Schnee bedeckte Insel erklärte. Seine besondere Aufmerksamkeit wandte Green den Polarzonen des Mars zu. Er fand die Eiszone um den Südpol am 1. September ziemlich zusammengeschmolzen und außerhalb derselben einen weißen Punkt, den er für eine damals noch nicht geschmolzene isolierte Schneefläche erklärte; am 8. September war die Schneekalotte noch mehr zusammengeschmolzen, und außerhalb derselben zeigte sich jetzt eine ganze Reihe kleiner, weißer Fleckchen, offenbar Reste der ehemaligen Schneegrenze. Außer Green haben noch viele andere Beobachter 1877 den Mars gezeichnet, aber alle diese Arbeiten verschwinden neben den Untersuchungen, die damals Schiaparelli ausführte und welche die lange Reihe seiner Marsbeobachtungen eröffnete.



Die südliche Hemisphäre des Mars nach den Beobachtungen von Kaiser 1864.

Schiaparelli benutzte zu seinen Beobachtungen ein ausgezeichnetes Fernrohr von acht Zoll Objektivdurchmesser und zehn Fuß Brennweite und wandte meist eine 322fache Vergrößerung an. Seine Absicht ging dahin, zunächst eine neue Bestimmung der Richtung der Umdrehungsachse des Mars zu liefern, ferner eine Anzahl von gut sichtbaren Punkten der Marsoberfläche durch genaue Messungen nach Länge und Breite festzulegen, die verschiedenen Regionen der hauptsächlich sichtbaren südlichen Hemisphäre des Mars zu zeichnen und zu beschreiben, die südliche Eiszone nach ihrer Ausdehnung und ihren Veränderungen zu messen und endlich das Verhalten der Marsatmosphäre zu studieren. Nach diesen Richtungen hat er 1877 eine Arbeit geliefert, welche alles vor ihm Dagewesene weit hinter sich zurückläßt und den

Ausgangspunkt unserer heutigen Kenntnis von der Beschaffenheit des Mars bildet.

Als Ausgangspunkt für die Zählung der Längengrade auf dem Mars, der sogenannten areographischen Längen, wählte Schiaparelli denselben dunklen Fleck, den 1830 Mädler auch gewählt hatte. Er bildet, wie Schiaparelli erkannte, die Spitze einer Landzunge, die in einen Meerbusen vorspringt. Im ganzen bestimmte der Mailändische Astronom damals die Längen und Breiten von 62 Punkten auf dem Mars, und diese dienten in vortrefflicher Weise, um eine genaue Karte desselben in Mercatorprojektion zu entwerfen, während alle früheren Karten des Mars nur nach dem Augenmaß eingezeichnete Details enthalten. Die Benennungen der einzelnen Oberflächenteile, welche früher Proctor eingeführt hatte, verwarf Schiaparelli völlig, schon weil die Proctorsche Karte als bloße Kompilation sich in den Beobachtungen zu Mailand nicht bewährte. Für die neuen Benennungen wählte Schiaparelli ausschließlich geographische, historische und mythologische Namen. Viele Gebiete, welche bis dahin als zusammenhängende Kontinente angesehen worden waren, erwiesen sich in den Beobachtungen Schiaparellis als Durchschnitte von breiten Meeresarmen. Überhaupt erschien der größte Teil der Länder auf dem Mars in eine Zone nahe dem Äquator zusammengefaßt, welche rings um den ganzen Planeten sich erstreckt ohne Unterbrechung durch große Meere. Dadurch unterscheidet sich Mars wesentlich von der Erde, auf welcher die äquatoriale Zone meist von Meeren bedeckt wird, ein Umstand, der, wie wir später sehen werden, für die klimatischen Verhältnisse von entscheidender Bedeutung ist. Ziemlich parallel den äquatorialen Landmassen fand Schiaparelli in den mittleren südlichen Breiten des Mars eine Reihe großer Inseln und zwischen beiden Zonen große Meeresteile, die durch lange kontinentale oder unter Wasser gesetzte Halbinseln, die sich meist von Nordwest nach Südost erstrecken, voneinander getrennt sind. Wo diese Halbinseln sich an benachbarte Festländer anschließen, werden sie meist durch die weiten Mündungen von Meeresarmen oder Kanälen seitlich begrenzt. Die zum Teil unter Wasser gesetzten Halbinseln, welche Schiaparelli auf seiner Karte von 1877 darstellt, führen die Namen Ausonia, Hesperia, Atlantis II, Aurea Cherso, Pyrrha, Deucalion; jene Kanäle sind u. a.: Indus, Gehon, Äthiopum, Lethe, Ganges, Hydaspis. Die Breite dieser Kanäle schwankt zwischen vierhundert und hundert Kilometern, sie sind mit der Straße von Malakka oder dem Roten Meer oder dem Golf von Kalifornien vergleichbar. Was die Atmosphäre des Mars anbelangt, so war sie bisweilen verschleiert oder dunstig, einigemal so sehr, daß man das darunter befindliche Detail der Planetenoberfläche nicht erkennen konnte, im allgemeinen aber um so klarer, je höher die Sonne über den betreffenden Regionen stand. Die südliche Polarkalotte bis zu 60 Grad der Breite ist, mit Ausnahme von zwei Inseln, vom Meer bedeckt. Der Durchmesser der Schneezone nahm in dem Maße, als die Mitte des Sommers der südlichen Marsatmosphäre sich näherte, und über diese hinaus etwa zwei Monate fortwährend ab, dann schienen wieder neue Schneefälle einzutreten.

Die nächst günstige Marsopposition fand 1879 statt; der Planet kam damals der Erde allerdings nicht so nahe wie zwei Jahre vorher, dafür aber hatte er eine günstigere Stellung über dem Horizonte, und zahlreiche Beobachter beeilten sich, diese auszunutzen. Den größten Erfolg hatte wiederum Schiaparelli. Auf Grund seiner diesmaligen Beobachtungen und Messungen entwarf er eine neue Karte der Marsoberfläche, wie sie sich ihm 1879 darstellte. Er sah alle 1877 beobachteten Flecke wieder mit Ausnahme von zweien, aber von den ehemaligen Festländern und Meeren hatten viele ihre Gestalt, Farbe und den Grad der Sichtbarkeit merklich geändert. Der Kanal Araxes schien jetzt eine etwas andere Laufrichtung zu haben als vordem, und ein großer neuer Kanal (Iris) wurde an einer Stelle beobachtet, wo 1877 bestimmt ein solcher nicht vorhanden war. Ein breiter weißer Streifen, der wie ein Schleier mehrere Kanäle und die umgebenden Landstriche überdeckte, wurde am 26. Dezember gesehen und war höchstwahrscheinlich durch Schneefall entstanden. Andere dunkle Flächen hatten sich vergrößert, also (unter Voraussetzung, daß es Meere

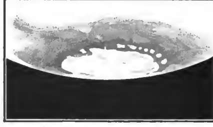
sind) ihre Umgebungen überschwemmt. Die südliche Schneezone war, entsprechend der Jahreszeit auf dem Mars, aufs äußerste zusammengeschmolzen, die nördliche dagegen befand sich im Maximum ihrer Ausdehnung und zeigte mehrere helle Ausläufer, vermutlich Schneefelder.


Mars 1864, 20. November, gezeichnet von Dawes.

Während der Marsopposition im Winter 1881 bis 1882 blieb der Planet noch weiter von der Erde entfernt als in den vorhergehenden, aber die Witterungsverhältnisse in Mailand begünstigten die Beobachtungen in hohem Maße, auch kam dieses Mal die nördliche Hemisphäre des Mars der Erde besser zu Gesicht. Schiaparelli fand alle Meeresstraßen oder Kanäle, welche er 1877 entdeckt hatte, wieder, dazu eine Anzahl neuer. Manche derselben zeigten sich oft als schattige Linien, zu anderen Zeiten erschienen sie scharf wie mit der Feder gezeichnet und im allgemeinen schnurgerade in Gestalt größerer Kreise der Marskugel. Viele schnitten sich unter rechten oder schiefen Winkeln, und ihre Breite betrug etwa 120 Kilometer, ihre Länge dagegen in einzelnen Fällen bis zu 4800 Kilometer. Jeder Kanal begann und endigte in einem Meere oder einem anderen Kanal, kein einziger endigte mitten im gelblich-rötlichen Festlande. Das Merkwürdigste aber war, daß sich in den Monaten Januar und Februar 1882 mehrere Kanäle plötzlich verdoppelt zeigten und die Häufigkeit solcher Verdoppelungen zu Schiaparellis größtem Erstaunen zunahm. Den Vorgang selbst beschrieb er mit folgenden Worten: „Rechts oder links von einem schon bestehenden Kanale bildet sich, ohne Änderung des Laufes oder der Richtung des letzteren, eine andere meist gleiche oder parallele Linie, bisweilen indessen mit einer geringen Verschiedenheit in Aussehen und Richtung. Die Entfernung der beiden Linien ist im einzelnen verschieden, sie wechselt zwischen 350 bis 700 Kilometer. Nicht selten ist eine Linie in einzelnen Teilen ihres Verlaufs ungleich dunkel oder breit, dann zeigt die begleitende Linie das nämliche Verhalten. Die Länge solcher Linienpaare ist verschieden, sie schwankt zwischen 1000 und 5000 Kilometer, stets aber folgen dieselben größten Kreisen der Marsoberfläche, d. h. in der ebenen Projektion sind sie schnurgerade wie mit dem Lineal gezogene Parallellinien. Der Vorgang der Verdoppelung scheint zu einer bestimmten Epoche einzutreten, dann aber auf der ganzen Oberfläche des Mars." Im Jahre 1877 war keine Spur der Verdoppelung wahrnehmbar, ein einzelner Fall zeigte sich 1879 bei dem Kanal Nil zum großen Erstaunen Schiaparellis, und diese Verdoppelung bestand auch am 11. Januar 1882, aber damals war schon ein zweiter Kanal ebenfalls doppelt. „Noch größer," schreibt Schiaparelli, „war mein Erstaunen, als ich am 19. Januar den Kanal Jamuna, welcher gerade auf der Mitte der Marsscheibe stand, ebenfalls doppelt erblickte; anfangs glaubte ich an eine Augentäuschung, aber die Erscheinung blieb. Vom 19. Januar ab kam ich nicht aus dem Staunen, denn nach und nach wurden Orontes, Euphrat, Phison und Ganges doppelt und ebenso die Mehrzahl der anderen Ka-


Mars 1864, 26. November, gezeichnet von Dawes.

näle. In einigen Fällen war es möglich, gewisse Symptome nachzuweisen, die der Verdoppelung vorausgingen. So zeigte sich am 13. Januar längs des Ganges ein leichter, schlecht begrenzter Schatten, am 18. und 19.



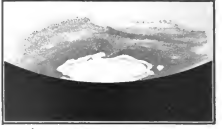
Die nördliche Schneezone des Mars 1877, 1. September, gezeichnet von Green.

war daselbst nur eine Reihe weißer Fleckchen, am 20. war der Schatten noch unbestimmt, am 21. aber die Verdoppelung völlig klar. Beim Euphrat und mehreren anderen Kanälen spielte sich der Vorgang in gleicher Weise ab. Auf der Erde findet sich nichts diesen Verdoppelungen Analoges, und ein Urteil über die Natur derselben abzugeben, würde verfrüht erscheinen." Von der Gesamtheit seiner Wahrnehmungen während dieser Opposition des Mars gab Schiaparelli eine Karte.

Während der Opposition von 1886 blieb die Entfernung des Mars von der Erde erheblich, so daß seine Scheibe im Durchmesser um die Hälfte kleiner erschien als 1877, auch waren die Luftverhältnisse nur selten günstig, so daß Schiaparelli bloß in zwanzig Nächten gute Beobachtungen erhielt. Während der letzten Hälfte seiner Beobachtungen konnte er indessen ein weit kraftvolleres Instrument, den neuen achtzehnzölligen Refraktor benutzen, den die Sternwarte Mailand in Anerkennung der wichtigen Ergebnisse ihres Direktors erhalten hatte. Die Verdoppelungen waren nicht mehr wahrnehmbar außer derjenigen des Nilus, diese aber war großartig und umfaßte etwa 10 Grad des Marsäquators. Am Orte des Lacus Hyperboreus zeigte sich am 26. Februar keine Spur eines dunklen Fleckes, aber achtundvierzig Stunden später war dieser See vollkommen ausgebildet vorhanden.

Im Jahre 1886 wurde Mars auch auf der neuen Sternwarte bei Nizza mit dem dortigen großen Teleskop von Perrotin und Thollon beobachtet. Diese bestätigten vollständig die Wahrnehmungen Schiaparellis über das Netz geradliniger Kanäle, die sich unter allen möglichen Winkeln schneiden. Auch sahen die Beobachter in Nizza mehrere Kanäle doppelt, darunter am deutlichsten den Nil, andere einfach wie auch zu gleicher Zeit Schiaparelli.

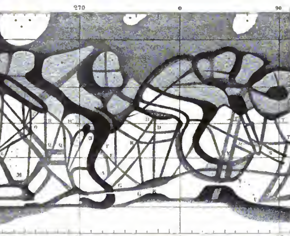
Die Opposition des Mars im Frühjahr 1888 war für die Beobachtungen günstiger als die vorhergehende und wiederum der Nordpol des Planeten der Erde zugewendet. Die Beobachter in Nizza konnten den Planeten dieses Mal mit ihrem neuen großen Refraktor von 28 Zoll Objektivdurchmesser untersuchen und bestätigten im wesentlichen die Wahrnehmungen von 1886. Indessen konstatierten sie auch mehrere große Veränderungen. So war das Festland Lybia, welches sich in 270 Grad Länge unter dem Äquator nordwärts und südwärts ausdehnt, völlig von dem benachbarten Meer überflutet in einer Ausdehnung von über 600000 Quadratkilometern, also reichlich der Größe Deutschlands.



Die nördliche Schneezone des Mars 1877, 8. September, gezeichnet von Green.

Nördlich davon, unter 25 Grad nördl. Breite zeigte sich auf dem dortigen Festland ein neuer Kanal parallel dem Äquator und geradlinig, als Arm eines doppelten, schon früher bekannten Kanals, den er mit dem

Meere verbindet. Endlich war die nördliche Eiszone des Mars an einer Stelle von einem dunklen Kanal durchschnitten, und die Kanalverdoppelungen waren im Vergleich zur vorhergehenden Opposition zahlreicher geworden. Die Wahrnehmungen Schiaparellis in Mailand stehen damit in voller Übereinstimmung. Auch er sah die schwarze Linie, welche die Schneekalotte des Nordpols durchschnitt, ja zuletzt war sogar eine Trennung dieser Schneezone in drei Teile erkennbar. Entsprechend dem Vorrücken der Jahreszeit auf dem Mars nahm die Größe der Schneezone bis Anfangs Juni zu, dann verminderte sie sich. Das Wiedererscheinen der Verdoppelung der Kanäle fand gegen Mitte Mai statt, etwa drei Monate nach dem Sommeranfang der nördlichen Marshemisphäre. Die Verdoppelung scheint vier oder fünf Monate hindurch angedauert zu haben. Schiaparelli hebt hervor, daß die Details auf der Marsscheibe anfangs neblig und schlecht begrenzt erscheinen, aber stufenweise deutlicher werden in dem Maße, als die Jahreszeit fortschreitet. Die Linien und Flecke stellen sich immer bestimmter dar, und endlich tritt die Epoche der deutlichen Verdoppelung der Kanäle, der kleinen Flecke oder Seen und der sonstigen kleinsten Details ein. Der Kanal Euphrat zeigte 1888 eine höchst sonderbare Veränderung. Im Jahre 1886 war er als dunkle, nahezu gerade Linie erschienen, die den Marsäquator ungefähr in 337 Grad Länge schnitt und in 315 Grad Länge den 80. Grad nördl. Breite traf, links von dem kleinen, runden Polarflecken. Dieser Kanal Euphrat trifft unter 40 Grad nördl. Breite auf einen rundlichen, dunklen Fleck, den Lacus Ismenius, in dem mehrere andere Kanäle einander kreuzen, dann unter 65 Grad nördl. Breite auf einen zweiten Fleck, den Lacus Arethusa, wo zwei Kanäle kreuzen, und endigt endlich unter 80 Grad nördl. Breite, wo er sich mit einem größeren dunklen Streifen vereinigt. Im Jahre 1888 erschien nun zunächst der ganze dunkle Streifen vom Äquator bis zu 80 Grad nördl. Breite doppelt; aber die beiden Linien blieben nicht, wie dies gewöhnlich der Fall ist, einander parallel, sondern vom Pole gegen den Äquator hin nahm ihr Abstand voneinander zu. Außerdem erschien der Lacus Ismenius sowohl als der L. Arethusa doppelt. Im Jahre 1886 endigte der Kanal links von dem nördlichen Polarfleck, so daß sein nördlicher Teil bis 1888 eine Drehung von ¹/₆ des ganzen Kreisumfanges um den Pol als Mittelpunkt gemacht zu haben scheint. Das ganze Kanalsystem samt den Lacus Arethusa und Ismenius erscheint daran beteiligt, denn auch diese waren 1888 aus der Lage von 1886 gegen rechts gerückt. Die Thatsache als Ergebnis der unmittelbaren Beobachtungen scheint unanfechtbar, aber es ist unmöglich, sie ohne Zuhilfenahme von willkürlichen Hypothesen zu erklären. Ebenso unmöglich ist es andererseits aber auch, das ganze Kanalnetz des Mars in seiner ge-



Teil der Marsoberfläche mit Kanälen, gezeichnet 1886 von Perrotin und Thollon.

metrischen Anordnung aus der unorganischen Natur zu erklären, wie schon ein Blick auf die Zeichnungen Schiaparellis erkennen läßt, ganz abgesehen von dem Phänomen der Verdoppelung der Kanäle. Auf der Lick-Sternwarte konnte 1888 die Beobachtung des Mars erst am 16. Juli beginnen, als der Planet schon sehr weit entfernt und folglich seine Scheibe schon recht klein war, es wurden daher dort nur wenige Details gesehen, und die Zeichnungen derselben stimmen im einzelnen auch nicht sehr gut miteinander überein. Jedenfalls aber beweisen sie, daß jeder Beobachter seine eigene Manier zu sehen (und zu zeichnen) hat und daß nur die Wahrnehmungen eines und desselben Beobachters der Strenge nach unter sich vergleichbar sind.

Die Oppositionen des Mars in den Jahren 1890 und 1892 ergaben trotz verhältnismäßig großer Nähe des Planeten nur wenig, da Mars für die europäischen und nordamerikanischen Sternwarten ziemlich tief am Horizont stand und deshalb die Bilder selten die erforderliche Ruhe und Schärfe zeigten. Schiaparelli konstatierte jedoch, daß von mehreren Kanälen nur matte Streifen sichtbar waren, daß aber einige große Seen, z. B. der Lacus solis, durch helle Streifen in zwei Teile geteilt erschienen und an anderen Stellen Verdoppelungen entstanden waren, auch hatten sich einige dunkle Ausläufer neu gebildet. Am 5. Juli 1890 sah man auf der Lick-Sternwarte im nördlichen Teile der Marsscheibe ein helles weißes Fleckchen außerhalb der Lichtgrenze, welches noch etwa einer halben Stunde infolge der Rotation des Mars schon in die helle Scheibe des Planeten getreten war. Am nächsten Abend zeigte sich etwas Ähnliches. Im folgenden Jahre erschienen solche helle Punkte an der Lichtgrenze häufiger, auch in Nizza wurden sie gesehen. Nach den eingehenden Erörterungen von Prof. Campbell handelt es sich hierbei um Berge, deren Höhe 3000 bis 4000 Meter nicht übersteigt, die aber wegen ihrer bedeutenden Längenausdehnung, in der sie von der Sonne beschienen werden, für unsere größten Ferngläser sichtbar sind. Wahrscheinlich sind diese Berge in ihren höheren Teilen auch mit Schnee bedeckt und werden vielleicht infolge dieses Umstandes, der eine große Helligkeit derselben verursacht, sichtbar. Darauf würde nach Campbell auch der Umstand deuten, daß sie nicht in gleicher Weise vor und nach der Opposition gesehen wurden, sondern einen gewissen Zusammenhang mit den Jahreszeiten verraten. An helle Wolken ist nicht zu denken, da die Gebilde Nacht für Nacht unverändert an ihrem Ort blieben. Auch Schiaparelli hat die Konstanz dieser hellen Fleckchen bestätigt, und man kann kaum an etwas anderes als hohe und sehr lange Bergketten dabei denken.

Die Opposition des Mars im Jahre 1894 erwies sich für die Beobachtungen wieder sehr günstig. Mehrere Kanäle erschienen doppelt sogar in der Zeit des Sommersolstitiums der südlichen Marshemisphäre. Ein neuer Beobachter erschien nun auf dem Plane, P. Lowell aus Boston, der sich vorgenommen hatte, den Mars unter den vorzüglichsten Umständen zu beobachten. Er vereinigte sich mit den Astronomen W. Pickering und A. E. Douglaß, von denen der erstere bereits reiche Erfahrungen an einem Bergobservatorium in Peru gemacht hatte. Es wurde beschlossen, an einer möglichst günstig gelegenen Hochstation ein temporäres Observatorium zu errichten und dort einen Refraktor von 18 Zoll Objektivdurchmesser, zuletzt einen solchen von 24 Zoll, aufzustellen. Als Ort wählte man Flagstaff in Arizona, 2200 Meter über dem Meeresspiegel, wo sich die Luft für feine Beobachtungen ausgezeichnet günstig erwies, und bereits am 1. Juni 1894 wurden die Untersuchungen begonnen. Die Ergebnisse derselben sind sehr bedeutend und die Schlüsse, welche Lowell daraus zieht, überraschend. Was zunächst den südlichen Polarfleck anlangt, so nahm derselbe an Ausdehnung in dem Maße ab, als auf dem Mars der Frühling dem Sommer wich. Diese weiße Schneezone war von einem schwarzblauen Saume umgeben, der sich mit ihr zusammenzog; er erschien am breitesten, als die Schmelzung des Eises, der Jahreszeit gemäß, am beträchtlichsten sein mußte. In der Eiszone selbst sah man dunkle Spalten oder Kanäle, zu Zeiten auch sternartig blitzende hellere Punkte, die vermutlich von Eisbergen herrührten, deren Abhänge das Sonnenlicht in der Richtung gegen die Erde hin spiegelten. Der Mittelpunkt der Schnee-



zone fiel nicht mit dem Umdrehungspol des Mars zusammen, und am 13. Oktober war der südliche Polarfleck völlig verschwunden. Die dunklen, größeren Teile der Marsoberfläche veränderten ihre Farbe von blaugrün bis zu ockergelb in einer Aufeinanderfolge, die dem Wechsel der Jahreszeiten dort entspricht. Sie sind nach Ansicht von Lowell und W. Pickering nicht offene, freie Wasserflächen, sondern Regionen, in denen bei der großen Schneeschmelze der Südpolarzone sich Wasser verbreitet, was eine ausgedehnte Vegetation hervorruft. Der grünliche Schimmer derselben verwandelte sich in dem Maße, als die Jahreszeit fortschritt, mehr und mehr in ein eintöniges Grau, und endlich ging diese Farbe in Gelb über, so daß die meisten Flecke südlich vom 50. Grad südl. Breite unsichtbar wurden. Die rötlich erscheinenden Flächen des Mars sind nach Lowell völlige Wüsten, deren Ausdehnung infolge des Wassermangels bedeutend größer ist als diejenige unserer irdischen Wüsten. Die schon 1892 von W. Pickering in Arequipa bemerkte Thatsache, daß einzelne Kanäle weit in die dunklen Flecke der sogenannten Meere hineinziehen, wurde auch in Flagstaff (sowie auf der Lick-Sternwarte) bemerkt, und sie ist nur verständlich unter der Annahme, daß die Meere schwache Depressionen sind, in denen die Bodenfeuchtigkeit eine gewaltige Vegetation zur Blüte bringt. Die großen rotgelben, wüsten Festländer des Mars zeigten sich in Flagstaff von einem Netzwerk sehr feiner, dunkler, meist geradliniger, selten regelmäßig gekrümmter Linien durchzogen. Diese gehen von Küstenpunkten der blaugrünen Region aus ins Innere der Kontinente und kreuzen mit anderen ähnlichen Linien. Jeder Kanal hat überall die gleiche Breite, nur wo er die dunkle Fläche verläßt, scheint er etwas breiter zu sein. Durch diese Kanäle wird der rotgelbe Teil des Planeten in eine Menge sphärischer Dreiecke zerlegt, und die Zahl der Kanäle ist außerordentlich groß. In Flagstaff wurden viermal so viel Kanäle gesehen als Schiaparelli in seinen Karten zeichnet, und je reiner und ruhiger die Luft war, um so mehr Kanäle traten hervor. In ihrer Lage zeigen diese Kanäle eine große Beständigkeit, doch sind sie nicht immer gleich gut sichtbar. Ihre Sichtbarkeit hängt nicht vorzugsweise von der Annäherung des Mars an die Erde ab, sondern von der Jahreszeit auf dem Planeten, und tritt erst ein, wenn der Schnee in der betreffenden Polargegend schmilzt. Dann schreitet ihr Sichtbarwerden vom Pole gegen den Äquator hin fort. Je weiter die Jahreszeit vorrückt, um so deutlicher werden die Kanäle, bis sie zuletzt wieder abblassen, in der gleichen Weise wie die dunklen Flächen. Hieraus ist zu schließen, daß zwar die Schmelzwasser der Polarzone den Anfang bei dem ganzen Vorgange bilden, daß wir aber in den Kanälen selbst nicht die eigentlichen Wasserläufe vor uns sehen, sondern Vegetation, welche die Kanäle rechts und links von ihren Ufern begleitet. Von einer Verdoppelung der Kanäle haben die Beobachter in Flagstaff nicht viel wahrgenommen. Lowell spricht schließlich seine feste Überzeugung aus dahin, daß das Kanalnetz des Mars nicht aus der unorganischen Natur stammt, sondern künstlichen Ursprungs ist, daß die Oberfläche dieses Planeten uns ein Bild künstlich bewässerter Länder darbietet, daß also Mars von intelligenten Wesen bewohnt ist, die ein Interesse an der Wasser-


Aussehen des Mars 1888, 12. Juni,
nach den Beobachtungen und Zeichnungen von Perrotin zu Nizza.

verteilung haben. Denn nach allem ist die Menge des frei cirkulierenden Wassers auf jenem Planeten keine sehr bedeutende und steht relativ weit hinter derjenigen auf der Erde zurück. Gewisse dunkle runde Flecken, die nur bei sehr guter Luft hervortreten, haben einen Durchmesser von 190 bis 230 Kilometern, sie kommen niemals isoliert vor, sondern stets in Verbindung mit Kanälen, ja sie bilden die Knotenpunkte von solchen. Ihre Sichtbarkeit ist ebenfalls abhängig von den Jahreszeiten auf dem Mars und folgt



Mars 1888, 5. Juni, gezeichnet von Schiaparelli

direkt auf die Schneeschmelze am Pole, fortschreitend in der Richtung gegen den Äquator hin. Lowell erklärt sie für Oasen, die mit Hilfe der Kanäle bewässert und zur Hervorbringung von Vegetation geeignet gemacht wurden. Er bemerkt zu seinem Schlusse, daß Mars von intelligenten Wesen bewohnt ist: „Sicherlich wird diese Folgerung bei den Astronomen Widerstand finden, welche infolge der ungünstigen Lage ihrer Observatorien die von mir wahrgenommenen Erscheinungen nicht selbst sehen können, aber ebenso sicher wird die Zeit kommen, wo an geeigneten Orten Observatorien errichtet werden, die unsere Wahrnehmungen bestätigen."

Die Hauptursache, welche auf dem Mars Veränderungen hervorruft, die von der Erde aus wahrgenommen werden können, ist die Schneeschmelze und die dort herrschende Armut an tropfbarem Wasser. Diese wird schon durch den Umstand bewiesen, daß die Marsatmosphäre selten so dampferfüllt ist, daß darin Wolken entstehen. Auch der Umstand, daß trotz der großen Entfernung des Mars von der Sonne im Sommer der Polarschnee fast völlig fortschmilzt, was in der Polarregion der Erde nicht der Fall ist, beweist, daß daselbst keine gewaltigen Eisbedeckungen stattfinden, sondern nur verhältnismäßig mäßige Schneeanhäufungen. Weiter aber muß man hieraus schließen, wie W. Pickering nachdrücklich betont, daß die klimatischen Verhältnisse auf dem Mars sehr excessiv sind; es müssen daselbst sehr heiße Tage und empfindlich kalte Nächte vorkommen, der Himmel muß dort am Tage mehr oder weniger heiter sein und sein Licht vom Meeresspiegel reflektiert werden. Dieses reflektierte Licht muß aber im Polariskop sich als solches erkennbar machen. Versuche, welche Pickering nach dieser Richtung hin anstellte, haben jedoch nur eine Bestätigung in den blauschwarzen Flächen rings um die Polarkalotte ergeben, beweisen also, daß dort wirklich Wasser vorhanden war, nicht aber in den dunklen Flächen, welche gewöhnlich Meere genannt werden.

Auf eine andere Möglichkeit zur direkten Beantwortung der Frage nach etwaigen Marsmeeren hat bereits 1862 Professor Philips in Oxford aufmerksam gemacht, nämlich auf die Spiegelung der Sonne im Wasser jener Meere. Schiaparelli hat dieses Problem rechnerisch behandelt und gezeigt, daß bei größter Annäherung des Mars an die Erde der scheinbare Durchmesser des von einer Wasserfläche auf jenen Planeten reflektierten Sonnenbildes 0,04" betragen muß und uns in der Helligkeit eines Sterns dritter Größe erscheinen würde. Davon ist aber niemals auch nur die geringste Spur bemerkt worden, was nicht überraschen kann.

wenn große Flächen freier oceanischer Wassermassen dort fehlen, während doch das blinkende Zurückstrahlen des Sonnenlichtes von polaren Eismassen des Mars thatsächlich gesehen worden ist. Auch Schiaparelli ist der Überzeugung, daß freie Wassermassen auf dem Mars nur in beschränktem Maße vorhanden sind und die Verteilung derselben nördlich und südlich von den Äquatorialgegenden die Hauptursache der periodischen, an die Jahreszeiten geknüpften Veränderungen daselbst bilde. Die südliche Hälfte des Mars ist bei weitem die wasserreichere, da sich dort ein zusammenhängender, wenngleich nicht tiefer Ocean befindet, während in der Nähe des Nordpols nur verhältnismäßig geringe Wasseransammlungen vorhanden sind. In jedem Frühling der südlichen Marshemisphäre beginnt daselbst eine große Schneeschmelze, welche die hydrographischen Verhältnisse völlig beherrscht. Auf unserer Erde hat das Schmelzen der Schnee- und Eismassen in der nördlichen und südlichen Polarzone für die Festländer keine große Bedeutung, weil alle Oceane ein großes, zusammenhängendes Becken bilden und also stets ein Ausgleich im Niveaustande der Meere stattfindet. Anders auf dem Mars. Dort findet sich ein zusammenhängendes Meer nur auf der südlichen Hemisphäre und nicht symmetrisch zum Pole, sondern fast völlig auf der östlichen Hälfte, und dieses ist vollständig von den weit kleineren Meeresteilen der nördlichen Hemisphäre getrennt. Die südliche Eis- oder Schneezone, die den antarktischen Ocean des Mars bedeckt, erstreckt sich im Winter bisweilen über den vierten oder selbst den dritten Teil der ganzen Oberfläche des Planeten. Wenn diese Schnee- und Eismassen schmelzen, so muß im Frühling ein allgemeines Steigen des Seespiegels die Folge sein, und dieses muß sich auch in den kleinen Meeresteilen, welche den großen südlichen Ocean umgeben, ausprägen. Von der Erde aus sieht man zu dieser Zeit nicht nur die inneren Meere auf dem Mars dunkler und schärfer, sondern auch die Meeresstraßen, welche sie mit dem großen Süd-Ocean verbinden. Die Grenzen des letzteren dehnen sich aber niemals weit in das Innere der Kontinente und etwa bis zu den höher gelegenen nördlichen Gegenden aus, sondern es finden nur teilweise Überschwemmungen des Festlandes statt.

„Man kann," sagt Schiaparelli, „diese periodisch alle dreiundzwanzig Monate eintretende Überschwemmung mit den großen Fluten und Ebben unserer Meere vergleichen, und es ist sehr zweifelhaft, ob dieselbe für das dortige organische Leben und für die Bewohner der Umgebung günstige Folgen habe. Denn wenn das Meerwasser dort so salzig ist wie bei uns, so muß die Überschwemmungszone zu einer Art Salzsteppe werden; keinesfalls könnten diese Wasser zu Kulturzwecken dienen. Ganz anders liegen die Verhältnisse auf der nördlichen Halbkugel des Mars. Wenn dort die große Schneeschmelze des Frühlings stattfindet, so befinden sich die Schmelzwasser im Mittelpunkt einer großen, zusammenhängenden Festlandmasse, müssen sich demzufolge rings um die Eisregion ausdehnen und eine breite Zone zeitweilig in ein Meer verwandeln. Aber



Mars 1888, 13. Juni, gezeichnet von Schiaparelli.

auch in tiefer liegende Gegenden überfließen und dort gewaltige Überschwemmungen verursachen. Diese Überschwemmungen breiten sich in zahlreichen Wasserarmen aus und bilden weite Seen. Große Wasserstraßen ziehen



Mars 1896, 11. Dezember, gezeichnet von Cerulli.

sich dann auch bis auf die südliche Halbkugel des Mars in den dortigen Ocean, welcher das Hauptbecken der Wasser dieses Planeten bildet. Alles dieses kann man deutlich von der Erde aus wahrnehmen. Die durch die Schneeschmelze verursachte große Überschwemmung auf der nördlichen Marshemisphäre liefert aber nur Süßwasser, und dieses allein ist dem organischen Leben notwendig und förderlich im Gegensatz zum Salzwasser. Wenn also auf dem Mars eine Bevölkerung von vernünftigen Wesen lebt, welche im stande ist, die Naturkräfte zu ihren Zwecken zu verwenden, so muß es eine ihrer Hauptaufgaben sein, die Süßwasserschätze, welche die Schneeschmelze des Nordens liefert, zur Kultur ihrer Landgebiete möglichst auszunutzen. Denn diese Überschwemmungswasser bilden ihre Hauptquelle, Regen fällt dort anscheinend nie aus den Wolken, und der Wasserschatz des Planeten ist sehr reduziert." Um jeden Preis sind, nach Schiaparellis Meinung, die etwaigen Marsbewohner gezwungen, das köstliche Naß zu verwerten, ehe es ungenutzt verrinnt, denn ihr Leben hängt davon ab.

Diese Ausführungen, so betont der berühmte Mailänder Astronom nachdrücklich, könnten manchem romanhaft klingen, aber sie sind es vielleicht in weit geringerem Grade als manche kühne Ausmalungen, die unter dem Namen der Wissenschaft in den Büchern erscheinen, in den Versammlungen gepredigt und auf Universitäten vorgetragen werden. Man begreift nun die geometrische Anordnung der zahlreichen Kanäle, welche das Festland nach allen Richtungen durchziehen und in dreieckige Parzellen zerlegen, man begreift auch, weshalb die Kanäle gradlinig verlaufen wie die Meridiane auf einer Kugel, kurz man sieht ein, daß und weshalb sie künstlichen Ursprungs sind. Eine große, anscheinend unüberwindliche Schwierigkeit bleibt freilich bestehen, nämlich die gewaltige Ausdehnung des Kanalsystems auf dem Mars. Selbst wenn wir annehmen, was durch die neuesten Beobachtungen höchst wahrscheinlich wird (und was auch in der That der Fall sein muß, wenn die Wasser nicht in wenigen Stunden ablaufen sollen), daß die wirkliche Breite der Kanäle ganz erheblich geringer ist als die scheinbare Breite der dunklen Linien, so sind die Kanäle doch immer gewaltige Werke, deren Ausführung die Kräfte des Menschengeschlechtes, wenigstens in dem früheren und vielleicht auch im jetzigen Zustande der Kultur, völlig übersteigen würde. Nun ist auf dem Mars die Schwere allerdings nur 0,4 von derjenigen auf der Erde, Arbeitsausführungen also sind demnach in dem gleichen Verhält-



Mars 1896, 31. Dezember, gezeichnet von Cerulli.

nisse leichter als bei uns, allein trotzdem bleibt die Ausführung eines Kanalsystems von dem Umfange im großen bis herab zur Verteilung über kleine Bezirke, so weit wir urteilen können, ein Unternehmen, welches die volle Beherrschung mechanischer Hilfs-

mittel und der Naturkräfte in einem Maße voraussetzt, wie es auf der Erde kaum jetzt gefunden wird. Wir sind demnach gezwungen, anzunehmen, daß auf dem Mars eine sehr hoch kultivierte Bevölkerung vorhanden ist, und daß diese hohe Kultur dort älteren Datums sein muß als die unserige. Freilich ist auch Mars bezüglich der Wasserverhältnisse schon auf der absteigenden Linie, während der Wasserreichtum unseres Erdplaneten noch auf unabsehbare Zeiten hinaus als ein überreicher zu betrachten ist. Allein auch hienieden werden die freien Wassermassen im Laufe der Jahrtausende langsam abnehmen, und auch für die Erde wird eine Zeit kommen, wo mit den vorhandenen Wasserschätzen sparsam gewirtschaftet werden muß. Was in solchen Zeiten die Menschheit, durch die Not gezwungen, in Bezug auf bestmögliche Verwertung des Wassers ausführen muß, mag dahingestellt bleiben.

Sehr viele und zum Teil höchst absonderliche Erklärungsversuche hat die Verdoppelung der Marskanäle hervorgerufen, und man darf dieser Hypothese gegenüber dreist behaupten, daß aller menschliche Scharfsinn daran zu Schanden wurde. Es ist daher gewissermaßen als eine Erleichterung verspürt worden, als einer der neuesten Marsbeobachter, Cerulli in Teramo (Italien), der selbst zwei vortreffliche Karten des Mars geliefert hat, auf Grund seiner Untersuchungen zu dem Ausspruche kam, diese Verdoppelungen seien nur scheinbare, hervorgerufen wahrscheinlich durch Spannungen in den Fassungen der großen Objektivgläser. Die Frage, ob diese Erklärung wirklich zutreffend sei, ist noch nicht entschieden, aber der Umstand spricht zu ihren Gunsten, daß die Trennungen oder Verdoppelungen der Kanäle stets an der äußersten Grenze der Wahrnehmbarkeit liegen und zwar sowohl für ein Fernrohr von 8 Zoll Objektivöffnung als für ein solches von 18 oder 28 Zoll. Wären sie reale Erscheinungen, so müßten in einem Fernrohr von 28 Zoll Öffnung die Trennungslinien weiter auseinander treten als in einem solchen von 8 Zoll Öffnung, dies ist aber nicht der Fall. Für Schiaparellis erstes Fernrohr mußten theoretisch zwei Linien auf der Marsoberfläche bei der Entfernung, die der Mars 1882 einnahm, noch gerade getrennt sichtbar sein, wenn ihre Entfernung 8 Grad der Marskugel betrug, und dies war der Fall, die Trennung lag gerade an der Sichtbarkeitsgrenze. Für das achtzehnzöllige Fernrohr lag theoretisch die Trennung bei etwa 4 Grad Entfernung auf der Marskugel, und wirklich zeigt dasselbe die Verdoppelungen der Kanäle mit diesem Abstand; für Lowells Fernrohr würde die Sichtbarkeitsgrenze der Trennung etwa 3 Grad auf der Marskugel betragen, und in der That zeigten sich in diesem die wahrgenommenen Verdoppelungen der Kanäle mit dieser Entfernung. Sonach ist es wahrscheinlich, daß die Kanalverdoppelungen nur optische Erscheinungen sind, und eine große Schwierigkeit für die Erklärung der Vorgänge auf dem Mars fällt damit hinweg. Die thatsächlich dort vor sich gehenden Veränderungen aber finden ihre ungezwungene Deutung darin, daß es meteorologische Vorgänge im Verlaufe des Marsjahres sind, welche sie bedingen, und daß die daselbst eingetretene Verminderung der an der Oberfläche befindlichen Wassermengen eine auf hoher Stufe der Kultur stehende Bevölkerung gezwungen hat, ungeheure Vorkehrungen zu treffen, um dem raschen und nutzlosen Abrinnen der Schmelzwasser entgegenzutreten. Damit hat die astronomische Beobachtung das, was die Laien seit alten Zeiten in erster Linie von ihr verlangten, was aber die Fachleute aus guten Gründen ablehnten, zufällig geleistet, nämlich den Nachweis, daß außerhalb der Erde auf einem fremden Planeten intelligente Wesen vorhanden sind, die sich in dieser Beziehung den Menschen völlig ebenbürtig zur Seite stellen können, ja sie vielleicht noch übertreffen. Am Beginn des zwanzigsten Jahrhunderts wird diese Behauptung manchem allerdings so ungeheuerlich vorkommen wie um die Mitte des sechzehnten Jahrhunderts die Lehre, daß die Erde sich um die Sonne bewege, aber alles spricht dafür, daß sie, gleich dieser, von der Zukunft volle Bestätigung empfangen wird.



Verde antico.

Eine harmlose Geschichte aus der guten alten Zeit

von

Luise Schenck.

(Nachdruck ist untersagt.)

Das epheuumsponnene Schloß spiegelte sich in dem dämmergrünen, waldumsäumten Teich. Ein Bild von satter, milder, nebeldurchdufteter Färbung. Ein verwunschenes smaragdenes Feenreich, wie es vor Hunderten von Jahren gewesen sein mochte, wie es nach hundert Jahren vielleicht noch sein würde.

Aber drinnen ging es bunt her. Drinnen schien es aufgerüttelt aus der imposanten Eintönigkeit der einstigen dänischen Königsschlösser, die Wohnsitze der schleswig-holsteinischen Amtmänner geworden, die Kavalierhäuser in prosaische Schreibstuben verwandelt, ihre Insassen noch immer mit einem ängstlich gehüteten Teil alten Glanzes und alter Größe umkleidelen.

Morgen war des Amtmanns Jubiläum. Die Prinzeß hatte sich schon heute zum Fünfuhr-Thee ansagen lassen, um ihrem einstigen Kammerherrn eine Gnade zu erweisen. Der alte Herr empfing die Prinzeß und die Oberhofmeisterin am Fuß der Freitreppe, bot der Prinzeß sehr förmlich den Arm und führte sie hinauf in den Rittersaal. Die Oberhofmeisterin, die majestätisch hinterdrein geleucht war, sah sich stumm unter den geschwärzten Ahnenbildern und den verrosteten Rüstungen um, obwohl weder der sterbende Tag noch die Kerzen an den Armleuchtern sie annähernd erhellten. Aber, wenn die Prinzeß sich mit dem Kammerherrn unterhielt, hatte die Oberhofmeisterin zu schweigen. Es wurde ihr zuweilen schwer, da sie sonst zu reden hatte, endlos zu reden.

Die Prinzeß, der noch immer der Schelm ein wenig im Nacken saß, sagte: „Mein lieber Kammerherr von Sanden, Sie nehmen sich so feierlich aus wie Ihr eigenes Monument."

Und der Kammerherr erwiderte seufzend: „Das Leben hat seine Konflikte."

„Aber nicht für Sie — nicht heute."

„Hoheit sind überaus gnädig," stammelte der Kammerherr, fast erschrocken, seine innere Mißstimmung verraten zu haben. „Ich bin glücklich, sehr glücklich, besonders in diesem Augenblicke, durch Ihre Gegenwart."

„Nun, was giebt's denn sonst?" fragte die Prinzeß halb neugierig, halb teilnehmend, zum Erstaunen der Oberhofmeisterin. „Der Klatsch über Altnars wird Sie doch nicht be-

unruhigen?" Die Oberhofmeisterin rückte auf ihrem Stuhl. Wirklich, ihre „liebe Prinzeß", ihre „Engelsprinzeß" ging zu weit. Sie war es nicht, die ihre Prinzeß erzogen hatte, sonst würde diese sich nicht zu der Erkundigung über einen kleinstädtischen Klatsch herabgelassen haben. „Sagen Sie mir doch, wie die Sache eigentlich ist?" forschte die Prinzeß weiter. Ein großer schwerer Seufzer entstieg dem Busen der Oberhofmeisterin, die in den Ahnenkreis blickte, um sich an neutrale Gegenstände zu halten. Aber den Kammerherrn schien die Frage zu erleichtern, er wurde plötzlich gesprächiger, interessierter.

„Unerklärlich ist sie, Hoheit, unerklärlich. Mich bringt sie morgen in ein schlimmes Dilemma. Altuars sind gesellschaftlich unmöglich geworden, meine Stellung verbietet mir, sie zur Tafel zu ziehen, die besten Freunde meines Hauses."

„Ich glaube nichts Böses von den guten Leutchen," sagte die Prinzeß. „Warum fragen Sie sie nicht direkt. Und was ist es denn eigentlich. Ich will und muß es wissen."

„Als Beamter darf ich sie nicht fragen," versetzte der Kammerherr, „als Beamter ..."

„Stille, stille! Ich befehle, daß mir der Fall vorgetragen wird."

„Nun," flüsterte der Kammerher, „im tiefsten Vertrauen also. Nachts, wenn alles im Schlafe liegt, wird es bei Altuars lebendig, es wird Licht entzündet, doch die geschlossenen Läden hüten den Schein. Man hört ein Klingen von Münzen, ein Schurren, ein Schaben, ein Feilen; dazwischen Stöhnen und Seufzer. Der Nachtwächter, der es zuerst bemerkte, rief die Polizisten herzu. Diebe vermutend, legten sie sich auf die Lauer. Umsonst. Es kam niemand zum Vorschein. Die heimlich ausgeforschten Dienstboten berichteten, daß sie seit einigen Tagen früher als sonst entlassen würden. Das Treiben im Hause dauert fort. Es wird allnächtlich stundenlang beobachtet, bis gegen Morgen das Licht erlischt, die Geräusche verstummen ... Man flüstert im Publikum von Falschmünzerei!"

„Und Sie, Sie glauben das?" rief die Prinzeß. Sie war nahe daran, in ein Lachen auszubrechen; aber sie unterdrückte diese Neigung aus Rücksicht auf das verstörte Gesicht des Kammerherrn.

„Die Polizei hat sich der Sache bemächtigt. Ich kann nicht einmal die Freunde um Aufklärung bitten, und ich bin gezwungen, sie morgen tief zu verletzen."

Auch die Prinzeß wurde ernst. Die Oberhofmeisterin hatte während dieser heimlichen Mitteilungen das Porträt einer Dame in Weiß entdeckt und allmählich enträtselt. Da die etwas peinliche Pause die Oberhofmeisterin verpflichtete, die Konversation aufzunehmen, fragte sie darauf hinweisend: „Ist das Feys Bild?"

„Es ist das Porträt der Ahnfrau, von der Fey den Namen und die Haare geerbt hat," versetzte der Kammerherr.

„Und die Capricen?" sagte die Prinzeß. „Die hat sie wohl von mir?"

Fey von Sanden, das blonde Patchen der Prinzeß, war erst in diesem Augenblick eingetreten. Sie hatte noch in aller Eile einen Rosinenkuchen zerschnitten, der zufällig schon heute vom Konditor des Städtchens geschickt war. Zugleich erschien der Diener Timm mit dem Thee.

Fey beugte sich über die Hand der Prinzeß, um sie zu küssen, und wie sie den Kopf tief senkte, warfen die Kerzen blendende Reflexe über die erdrückende Fülle der silberhellen Haare, die sie von der Ahnfrau Fey geerbt hatte samt ihrem wunderlichen Namen.

„Die Capricen? Kann sein," sagte Fey, als die Prinzeß ihre Frage wiederholte. „Um mich davon zu heilen, komme ich später zu Ihnen ins Kloster."

„Ich will dich nicht," rief die Prinzeß, dem Patchen die rosige Wange küssend. „Wo hast du nur gleich den frischen Rosinenkuchen hergezaubert, kleine Fey?"

„Der Zufall hat ihn uns geschickt, weil er weiß, daß Hoheit ihn gerne essen."

„Nun ich hoffe, er schickt dir nächstens einen Freier in goldener Kutsche." Die Prinzeß plauderte fröhlich weiter mit ihrem Patchen, so daß auch der Kammerherr ein wenig auftaute.

Die Prinzeß war sehr beliebt in dem epheuumsponnenen alten Schloß, wohin sie so oft kam, daß ein bürgerlicher Schwiegersohn dort unmöglich hätte Fuß fassen können. Ein bürgerlicher Schwiegersohn wäre ein

Unding für den Kammerherrn gewesen. Das sah jeder ein außer Fey, die sich über nichts Gedanken machte und Grafen und Barone ausgeschlagen hatte, als ob sie auf einen Prinzen wartete. Achtundzwanzig Jahre war sie schon, aber ihr lange verwitweter Vater bewachte sie ängstlich. Fey las nur Jugendschriften und Musterzeitungen. Sie war so einfältig wie irgend ein Mädchen in der alten Zeit.

Um sieben Uhr schellte es. Der Konditor kam, den Rosinenkuchen zu fordern, der in die Irre gegangen war. Er hatte nicht zu Amtmanns gesollt, sondern zu Aktuars, die eigentlich von Brenkens hießen, was kaum erwähnt zu werden brauchte, da sie nie bei ihrem Namen genannt wurden. — Was thun? Fey und die Haushälterin Bindewald einigten sich dahin, eine von den hausbackenen Citronentorten zum Ersatz anzubieten. Aber die Aufregung war noch nicht vorüber, als der Diener nochmals in dem gelben Abendzimmerchen erschien, wohin der Kammerherr mit Fey zu einer Partie Schach übergesiedelt war.

„Gnaden zu melden, Aktuars lassen die Torte zurückschicken, lassen bestens danken. Es wäre nicht nötig ... Herr Kammerherr!"

„Nun, Timm?"

„... Herr Kammerherr, Aktuars sind noch nicht zu morgen eingeladen."

„Timm, du vergißt dich."

„Ist wahr, Herr Kammerherr."

„Das Leben hat seine Konflikte," seufzte der Kammerherr. „Die Geschichte mit dem Kuchen ist mir fatal." Auch Fey seufzte wegen jenes anderen Konfliktes, der ihnen beiden schwer auf dem Herzen lag. Wieder klopfte Timm: Er brachte einen Brief und stand noch an der Thür, während der Kammerherr das Couvert öffnete.

„Herr Kammerherr," sagte Timm in fast flehendem Ton, „haben Herr Kammerherr noch einen Auftrag für Aktuars?"

„Timm, du vergißt dich."

„Ist wahr, Herr Kammerherr."

„Hm," sagte der Kammerherr nach einer Pause, „fehlt es mir an der Brille oder am Verstande?"

„Da fehlt es wohl an der Brille."

„Nun, lies einmal laut." Der Kammerherr reichte seiner Tochter das Blatt. Es schien ein wenig in ihrer Hand zu beben, wie auch sie es staunend überflog. Auch ihr schien der Inhalt rätselhaft, wie sie mit stockender Stimme las:

„Lieber Onkel!

Aus der Neuen Welt in die Alte zurückgekehrt, habe ich zunächst die Stätten aufgesucht, denen unsere Familie entstammt. Mein Wunsch war, mich auf einer derselben niederzulassen. Leider ist augenblicklich keins der alten von Sandenschen Güter käuflich zu erwerben. Ich werde mich mit einem neueren Besitz begnügen müssen, habe inzwischen als Pfand des urheimischen Bodens eine Torfsode mit mir genommen. Augenblicklich weile ich bei dem Onkel Kurt von Sanden zu Neu-Sanden. Wir gehen täglich auf die Hasenjagd. Aber mein Sinn steht nach höheren Dingen. Ich möchte Familienreliquien sammeln. Der Onkel Kurt ist mir freundlich entgegengekommen. Sehr glücklich würde es mich machen, wenn du dich geneigt finden solltest, mir das Bild der Dame in Weiß zu überlassen, die doppelt in deiner Galerie vorhanden ist. Onkel Kurt grüßt herzlich mit mir. Einen friedlichen Überfall für deinen Jubiläumstag planend, in bester Verehrung

Kurt von Sanden-Völkers."

Der Kammerherr schüttelte verdrießlich den Kopf. „Nun, wer von beiden schreibt, Kurt von Sanden oder Kurt Völkers?" Feys klare Augen ruhten noch wie in einem wundersamen Staunen auf dem Blatt. „Wer von ihnen kommt?"

„Ich denke, sie kommen beide," sagte sie nach einigem Besinnen.

„Nein, nein. Kurt Vötkers schreibt den Brief, das ist klar. Warum er sich hinter Kurt von Sanden versteckt, das mag Gott wissen. Vermutlich einer von seinen alten Streichen."

„O Papa, Aktuars sagen, es wäre unrecht gewesen, daß ihr, du und der Onkel Kurt, ihn damals bei Nacht und Nebel nach Amerika eingeschifft hättet. Andere junge Leute wären auch leichtsinnig, und zum Spiel wäre er verführt."

„Das kennt man. Verführt sind sie alle. Und die Frau Aktuar ist ja auch väterlicher-

seits eine Art Tante von ihm. Das erschwert noch den abscheulichen Konflikt. Ei, ei, sonst ist die Fahrt nach Amerika gewöhnlich das letzte Kapitel; aber dieser junge Mann überrascht uns mit einer Fortsetzung — Rückkehr aus der Neuen Welt als ungebetener Jubiläumsgast, Torfsodenbesitzer, Ahnenprätendent, Bilderstürmer. Was weiß ich?" Der alte Herr arbeitete sich, der gewohnten pomphaften Würde vergessend, in einen ganz menschlichen Zorn. „Das Porträt der Fey von Sanden bekommt er nicht. Aristokratische Tendenzen stehen ihm gar nicht zu. Kurt Völkers hat als der Sohn eines bürgerlichen Vaters kein Recht auf von Sandensche Ahnenbilder."

„Nein," versetzte Fey, „ich meinte nur ..." Dabei blieb es. Fey sagte das, wenn sie keine Meinung zu haben wagte ...

Fey stand noch spät am Fenster ihres eigenen Erkerzimmers und schaute über den Garten nach dem Kavalierhause hinüber, das Aktuars inne hatten, die eigentlich von Brenkens hießen, was nun zum letztenmal erwähnt wird. Sie schaute nach den Sternen und nach den Astern unten im Garten, die sich immer deutlicher abhoben aus den düsteren Coulissen der epheuumspannenen Schloßmauern. Das Herz war ihr so voll, daß sie das Herannahen der Mitternacht nicht bemerkte und heftig zusammenzuckte, als die zwölf Schläge langsam vom Schloßturm erklangen. Was ging unten vor in ihrem stillen grünen Reich? Schattenhafte Gestalten tauchten darin auf, die eine mit einem grotesken Horn bewaffnet, alle in große Mäntel vermummt. Die dunklen Männer horchten und spähten heimlich an den Fensterläden drüben und machten einander Zeichen. Eine trübe Helligkeit begann durch die Spalten zu schimmern. Fey, die sich schnell vom Fenster zurückgezogen hatte, ging weinend im Zimmer auf und ab. Aktuars beargwöhnt, umspäht, bewacht und nicht eingeladen zur Jubiläumsfeier! Wie schrecklich!

Allmählich stahlen sich aber doch allerlei fröhliche Gedanken in ihren Schmerz hinein. Sie vergaß ihn fast über den verirrten Rosinenkuchen, über die Prinzeß und über den Freier in der goldenen Kutsche, über den Brief des Vetters Kurt. So komische Briefe konnte nur der Vetter Kurt schreiben. Und wunderbar, daß er nun wiederkam nach zwölf langen Wanderjahren! Es war nichts Trauriges dabei, und doch flossen ihre Thränen weiter.

Am nächsten Morgen erwachte Fey unter den Klängen des Jubiläumsständchens. Rasch war sie in das weiße Morgenkleid geschlüpft, das ihre schlanke Gestalt in losen Falten umfloß. Dann ordnete sie die Haare in einen einzigen armdicken Zopf, den sie einmal tief in den Nacken bog und dann auf dem Kopf in einen reichen Knoten schlang, von dem die Wellen und Ringeln des Scheitels sich in wunderbarem Glanze ablösten. Es waren die Haare der Ahnfrau Fey, ein langes, schattenloses, silberschimmerndes Gespinst, das wie Heiligenscheln um ihr apfelblütenfarbiges Gesicht lagte.

Der Choral und die Jubelhymne waren verklungen. Nach einer Pause setzte die Musik aufs neue ein: „Freut euch des Lebens." Und Fey fing an zu tanzen. Sie wußte nicht, wie es kam; aber dieses Erwachen war zu schön. Wie klopfte ihr das Herz, als jetzt in der Ferne ein Posthorn schmetterte! Sie hörte es näher und näher kommen; sie sah die gelbe Kutsche am Thore halten. Und alle Konflikte waren ertränkt in dem Accord von Musik, von Sonnenschein und Jubel. Sie lief die Treppe hinunter wie im Tanze schwebend, dem in die Halle tretenden stattlichen Mann entgegen, der übermütig die Arme ausbreitete, als ob er sie auffangen wolle.

„Fey, Fey!" rief er, die mächtige Bewegung seines Innern unterdrückend, in leisem leidenschaftlichem Tone. Ihr war, als müsse sie in seine Arme fliegen, aber dicht vor ihm hielt sie an, wich zwei Schritte zurück und reichte ihm die zarte Hand. Dann trat sie ihm näher, legte den Zeigefinger auf den Mund und flüsterte: „Scht ... das Bild kriegst du nicht."

Er sah wie behext ihren klaren Augen tief, tief auf den Grund.

„Das werden wir sehen," rief er aus und lachte, daß die Zähne durch seinen dunklen Bart schimmerten.

„Jesus, wie groß du geworden bist," sagte Fey betroffen, „und wie frech!"

„Ja, warte nur," erwiderte der Vetter Kurt Völkers.

Der Amtmann zeigte sich ziemlich kühl. Eilig wurde das Frühstück hergerichtet, damit das Gedeck vor dem Erscheinen der Gratulanten beseitigt war.

„Und Kurt von Sanden?“ fragte der Amtmann. Das brachte die Rede auf die rätselhafte Unterschrift des Briefes.

„Der bin ich auch,“ erklärte der Vetter. „Ich habe mir drüben eine unabhängige, geachtete Stellung erworben. Nach den unangehmen Vorkommnissen aber, die meiner Reise nach Amerika vorangingen, fand ich es richtig, meinem Namen den meiner Mutter vorzusetzen, der übrigens mein Taufname ist.“

„Hm ... legt man drüben auf solche Dinge Wert? ... Wenn du übrigens auch hier den Namen führen willst, wirst du vor der landesherrlichen Einwilligung die Einwilligung aller von Sandens einholen müssen.“

„Das ist geschehen, lieber Onkel. Mir fehlt nur noch deine und Feys Unterschrift.“ Der Kammerherr verneigte sich zustimmend, während Fey ihn schelmisch von der Seite ansah.

„Ich muß mir's erst überlegen,“ sagte sie. „Wenn Kurt Völlers gut gemacht hat, was Kurt Völlers versah, so gefällt sein Name mir nicht schlechter als meiner. Warum sollte er ihn ändern?“

„Fey!“ rief der Vetter mit einem warmen Aufleuchten der kecken, dunklen Augen. Der Amtmann lüftete den Kork einer Weinflasche und ließ ihn nach Feys Teller rollen.

„Heute hätte ich's vergessen,“ sagte Fey, den Kork in die Tasche ihres Kleides steckend.

Kurt lächelte. Es war alles wie in der alten Zeit, als er seine Ferien hier verlebte. Das unheimlich hohe Halstuch des Onkels, das seinen Kopf wie in einer Schraube hielt, Feys Taschengeld, das mit der Auslösung der Korke fällig war. Fey saß ihm im Schmuck ihrer wundervollen Haare so licht und zart gegenüber, als wäre sie nach der Backfisch, in den er sich einst als Primaner heiß verliebte. Daß der Onkel es durch Zufall entdeckte, endete den schönen Traum. Denn dieser schickte ihn eilig aus dem Hause mit der Versicherung, daß seine Thorheit für immer verborgen und vergessen sein solle. Zu einer Fey von Sanden dürfe ein Kurt Völlers die Augen nicht erheben. — Ein zweiter Kork fand seinen Weg nach Feys Teller und in ihre Tasche. — War hier denn alles unverändert geblieben, während er den Kampf des Lebens gekämpft hatte? Nur der Epheumantel, der die Mauern bis unter das Dach überzog, schien düsterer, nur der Amtmann schien gravitätischer, der Diener automatenhafter geworden. Die altmodische Grandezza dieses Haushaltes kam ihm halb ehrwürdig, halb komisch vor, ihm doch imponierend in ihrer wunderbaren Beständigkeit, in dem Ernst ihrer Selbstverständlichkeit.

„Papa,“ sagte Fey, als das Frühstück zu Ende war, „ich möchte zu Aktuars gehen, um mich wegen des Rosinenkuchens zu entschuldigen ... Soll ich sie einladen?“

„Nein, nein,“ rief der Kammerherr heftig. „Alles, was ich thun kann, ist, sie nachzubitten, wenn sie zur Gratulationsfeier kommen. Sie werden dann natürlich ablehnen.“

Kurt traute seinen Ohren nicht. — Die alten Nachbarn, die besten Freunde des Hauses, seine eigenen entfernten Verwandten! Erst auf wiederholte Fragen erfuhr er den Grund dieser unbegreiflichen Spaltung. Aber der Vetter Kurt hatte nicht die Rücksicht, welche die Prinzeß gestern gezeigt hatte. Er lachte gerade heraus; er hatte kein Verständnis mehr für die Konflikte dieses grünen Feenreiches. — Mein Gott, warum fragte man die Alten nicht? Nicht eingeladen durften sie werden! Das war geradezu entsetzlich. Die Miene des Amtmanns verfinsterte sich mehr und mehr. Fey brachte endlich mit allerlei Zeichen den Vetter Kurt zum Schweigen, der ihr dann versprechen mußte, Aktuars nicht vor der Gratulationscour aufzusuchen, da er durch seine Reden die Sache nur noch verschlimmern könne. Kurt empfahl sich, um während des Empfanges den Park zu durchstreifen und allerlei vertraute Stätten aufzusuchen. Für Fey war es die höchste Zeit, sich umzukleiden und ihren Platz neben der Oberhofmeisterin einzunehmen, die sich willig gefunden hatte, die Honneurs zu machen, da Fey sich wenig für Repräsentation eignete. Die Oberhofmeisterin, welche eine rote Sammetrobe trug, unterhielt sich wunderbar, ohne etwas zu sagen. Fey verschwand fast neben ihr in dem weißen, mit gelblichen Spitzen

besetzten Linonkleide, dessen Ärmel, mit rosa Schleifchen gerafft, die runden, weißen Arme freiließen, so schmucklos und einfach stand sie da. Nachdem die Oberhofmeisterin alle an Fey gestellten Fragen beantwortet hatte, schlich diese aus dem Rittersaal. Im Vorzimmer fand sie Timm und Bindewald händeringend an dem langen Tische, der mit Blumen und anderen Spenden überladen war. Kurt hatte sein Geschenk, ein Paar altrömische Kandelaber, aufstellen lassen.

„Das hätte der junge Herr nicht thun müssen. Die Leuchter so grünspanig herbringen," rief Timm. „Ist 'ne Schande fürs Haus."

„Der gnädige Herr könnte einen Schlag davon haben," ergänzte Bindewald, die Bänder ihrer Haube in apoplektischer Anwandlung auf- und zuknüpfend. Fey erblaßte, ihre Augen hingen starr an den grünüberzogenen Kandelabern.

„Timm", sagte sie leise, „trage die Leuchter noch oben in die lange Kammer. Räume das Spielzeug vom Tisch und lege Lappen und Bürste zur Hand. Dann laufe zu Aktuars. Die Gnädige sprach neulich von einem vorzüglichen Putzwasser, das sie aus Hamburg bekommen. Bitte den Diener, dir etwas davon zu leihen."

„Ach ... und soll ich sie nicht einladen?"

„Das thut der Herr Kammerherr selber," erwiderte Fey. „Bindewald, eine große Schürze!"

Als Kurt nach einer halben Stunde von seinen Streifereien zurückkehrte, kam ihm der Gedanke, zur Feier seiner Erinnerungen die Nebenräume des Schlosses zu durchstöbern. Auch den Taubenschlag mußte er sehen, zu dem man an der „langen Kammer" vorbei gelangte. Sonderbare Geräusche drangen von dort herzu, seine Aufmerksamkeit auf die offene Thürspalte lenkend. Er horchte eine Weile und trat ein. Fey stand unter dem Oberlicht des langen Raumes, inmitten von Kindermöbeln und Spielzeug. Dunkelrot im Gesicht, die Löckchen an der feuchten Stirn klebend, bearbeitete sie die römischen Kandelaber eifrig mit Lappen und Bürste.

„Halt," rief er. „Was hast du vor?"

„Uns das anzuthun!" klang es schmollend zurück. „Das war nicht recht von dir ... Bindewald."

„Ach, Bindewald!" Jetzt begriff er die Zerstörung des klassischen grünen Bezuges. Was wußte Bindewald von verde antico? Ihre Reinlichkeitsmanie war natürlich auch dieselbe geblieben. Nie hatte er Fey in so großer Erregung gesehen. Er blickte sie neugierig an. Der Zorn stand ihr reizend.

„Fey, ich bin wirklich unschuldiger, als du denkst. Dieser Grünspan ist verde antico, Fey!"

„So hilf mir doch, daß es nicht erst ein Ärgernis giebt. Sie haben immer so schlecht von dir gesprochen."

„Du doch nicht, Fey?" Er putzte tapfer mit unter dem Bann ihrer blauen Augen.

„Dies hier beweist, daß sie recht haben ... Ah, da schimmert endlich das Metall blank und bräunlich!"

„Mein Gott," ächzte Kurt, um sich blickend, „da ist noch all der alte Plunder! Die Puppe Auguste sogar mit dem roten Radmantel und der blauen Plüschkapote. Laß sehen, ob ihr noch das eine Auge im Kopfe klirrt." Er schüttelte die Puppe mit großem Interesse. „Wahrhaftig! Weißt du noch, wie ich ihr das Auge ausschlug, einschlug, wollte ich sagen."

„Ja. Du warst so wild, so wüst!"

Kurt warf die Puppe Auguste in die Ecke. Er stand wie im Traum vor Fey, die sich keine Ruhe gönnte.

„Wie sollte man hier, wo sogar einäugige Puppen unsterblich sind, wie sollte man hier vergeben und vergessen können?" rief er heftig aus. „Wie sollte man hier, wo man seinen ältesten Freunden mißtraut, den Abwesenden Gerechtigkeit widerfahren lassen? Ich hätte nie mehr herkommen sollen, nie!"

„Warum auch?" grollte Fey, deren Augen sich unter Thränen verdunkelten.

„Fey," sagte er in einem veränderten weichen Ton, „weißt du, ich kam um ein Bild?"

„Du kriegst es nicht." Jetzt lachte sie doch ein wenig.

„Das werden wir sehen," rief er wie am Morgen und sah sie an, als ob er sie verschlingen wolle.

„Fort, fort," rief Fey, die Kandelaber lassend. „Ich muß meine Hände waschen. Geh rasch hinunter und stelle dich dahin,

wo Aktuars stehen. Sie wissen, daß du gekommen bist."

Bald kam auch Fey die Treppe herab, die Haare geordnet, ein Fläschchen in den Händen. Sie verweilte in der Halle, die Fortgehenden begrüßend. Jetzt nahten Aktuars, begleitet von dem Amtmann, alle mit verstörten Gesichtern. Der Amtmann lud sie mit lauter vernehmlicher Stimme zur Tafel ein. Sie dankten zaudernd, die Frau blutrot im Gesicht, wie beengt von dem neuen grauseidenen Kleide, der Mann bleich und bekümmert, die Lippen bewegend, als müsse er dennoch Ja sagen und den ganzen Spuk von sich abschütteln. Einige der Anwesenden warfen neugierige oder spöttische Blicke auf die kleine Scene, deren innere Tragik nur der Amtmann und seine Freunde fühlten. Der Amtmann sprach sein Bedauern aus, küßte der alten Dame mit gesuchter Höflichkeit die Hand, und man trennte sich. Ein Bruch so herb und scharf, daß er kaum wirklich schien. Timm sah unruhig vor sich nieder, als ob er nach Scherben suchte.

Da trat Fey auf die alte Dame zu, und anmutig ihren Arm um sie schlingend, entschuldigte sie sich wegen des Rosinenkuchens. So schritt sie fort mit ihr.

„Ich habe dieses Fläschchen drüben abzugeben," rief Fey dem erstaunten Amtmann zu, der seinen Augen nicht traute, weniger noch, als er jetzt seinen Neffen hinter einer Kübelpflanze hervortreten und dem unsicher rückwärts gehenden Aktuar den Arm reichen sah.

„Das sind sonderbare Allüren," murmelte der Kammerherr, den sich Entfernenden nachsehend. Wenn er sich nicht gefreut hätte, die gekränkten Freunde so gut begleitet zu sehen, würden die Freiheiten seines Neffen ihn geärgert haben.

Dem Aktuar war bei der Erregung der Jubiläums-Madeira ein wenig zu Kopfe gestiegen. Er sprach ununterbrochen, um zu verbergen, was ihn allein beschäftigte.

„Die Statue der Germania müßte ein höheres Postament haben. An sich ist sie nicht schlecht; freilich die linke Schulter etwas höher als die rechte. Aber sie sieht der Oberhofmeisterin ähnlich, die doch eine stattliche Frau ist ... Das neue Rathaus will keiner loben, und das Schulhaus ist schon wieder zu klein. O, mein lieber Kurt, es giebt viel Verkehrtes in der Welt. Rätsel, die keiner raten kann."

„Mein lieber Mann!" bat die Frau Aktuar, und beide blickten sich mit so leeren verödeten Gesichtern an, als habe ihnen das Rätselraten Herz und Sinn gebrochen.

„Ja, du hast recht. Sich nur nichts merken lassen, das ist die Hauptsache. Wie sagt doch Schiller? Das Unvermeidliche ..."

„Hier ist die Essenz mit vielem Dank," sagte Fey, das Fläschchen auf den Tisch stellend. „Sie ist ausgezeichnet."

„Ich sage, die Statue müßte ein höheres Postament haben," faselte der Alte weiter. „Aber so vieles ist verkehrt in der Welt. Die Essenz, ja meine liebe Fey, die ist vorzüglich. Wir haben sie selbst erprobt."

„Aber, Alter!"

„Nun, Alte, unsere jungen Freunde dürfen das doch wissen. Bei der Überschwemmung im letzten Frühling sind uns zwei Beutel mit Speziesthalern naß geworden. Wir fanden sie erst jetzt, ganz mit Grünspan überzogen."

„Verde antico," murmelte Kurt.

„Nun, es war ein bißchen eigen, den Leuten davon zu sagen oder sonst die Sache an die große Glocke zu hängen. So entschlossen meine Alte und ich uns, die Münzen selber zu reinigen und zwar, um das Gerede zu vermeiden, zur Nachtzeit."

„Hurra!" rief Kurt, vom Sofa aufspringend und auf Fey zueilend, die ebenso rasch emporgeschnellt war. Es sah wieder aus, als ob sie sich in die Arme fallen müßten, aber Fey besann sich noch eben zur rechten Zeit. Als Timm kam, um den jungen Leuten einen Wink zu geben, erklärten sie, daß sie bei Aktuars speisen würden, wenn diese nicht mit nach dem Schlosse gingen. Fast gewaltsam führte Kurt die Frau Aktuar, und Fey hängte sich dem alten Herrn an den Arm. Timm, der gar nichts von dem Jubel verstand, folgte freudestrahlend den beiden ungleichen Paaren.

So setzten sie sich an die Tafel. Allen mißtrauischen Blicken trotzend, unterhielt Kurt seine Tischnachbarn in einer hinreißenden Laune. Als die offiziellen Toaste verklungen waren, stieß auch er an sein Glas: „Ich habe zunächst von zwei römischen Kande-

labern zu berichten, die ich meinem Onkel zu Füßen legen wollte, die aber wegen ihres Überzuges von verde antico beanstandet wurden und in der „langen Kammer“ verschwanden. Zufällig diesen mystischen Raum passierend, hörte ich ein metallisches Tönen, ein Reiben und Bürsten, Klirren und Stöhnen. Falschmünzerei war die einzige Erklärung. Entsetzt trete ich ein in die lange Kammer und erblicke mitten unter dem Gerümpel eine Fee, die beschäftigt ist, das verde antico der Kandelaber zu vernichten. Das Putzwasser, dessen verheerende Wirkung mich schaudern machte, hat aber noch andere Dinge geklärt als die römischen Leuchter. Es war von der Frau Altuar geliehen, die es benutzte, nächtlicherweile einige bei der vorjährigen Überschwemmung oxydierte Silberthaler vom verde antico zu befreien. Verde antico? Altgrün will ich es übersetzen. Grün und frisch sehe ich diese würdige Frau und ihren Gatten im Alter. Altgrün ist das Gefühl der Freundschaft, das sie beide diesem Hause verbindet. Möge es, allen Trübungen trotzend, immergrün bleiben wie dieses Feenreich, das ich nach einem Dutzend Jahren wie nach einem Gestern wiederfand. Das Ehepaar von Brenken, unsere lieben Altuars, sie leben hoch!“

Das Gläserklingen und Händeschütteln wallte kein Ende nehmen. Der Amtmann küßte seine alten Freunde. Fey und Kurt wirbelten von Stuhl zu Stuhl nach immer aneinander vorüber, ein wie großes Rätsel es auch schien ...

Als die Gäste fort und die beiden mit dem Kammerherrn allein geblieben waren, sagte dieser: „Lieber Neffe, ich bin so glücklich über deinen Toast, daß ich dir das Bild der Dame in Weiß zum Geschenk anbieten möchte.“

„Sehr gütig, lieber Onkel. Einen guten Platz hätte ich dafür in der Galerie zu Neu-Sanden. Der Onkel Kurt hat mir nämlich das Gut verkauft, um, wie er lange gewünscht, seine alten Tage im Süden zu verleben.“

„Ei,“ sagte der Kammerherr. „Und du verschwiegst uns das?“

„Fey willigt nicht in meinen Namenswechsel, die einzige Bedingung, von welcher der Onkel die Gültigkeit des Kontraktes abhängig macht.“

„Aber Fey!“ rief der Amtmann vorwurfsvoll.

Fey trat dicht an Kurts Seite, und den Vater mit einem tief bewegten Blick ansehend, sagte sie fest und klar: „Gut. Aber auch ich habe eine Bedingung. Wenn er meinen Namen will, so giebt er mir seinen dafür. Und wenn er die Ahnfrau will, so bekommt er die Enkelin in den Kauf.“

„Fey, Fey!“ rief der Vetter Kurt wie am Morgen, die Arme nach ihr ausstreckend. Und diesmal gab es kein Entrinnen. Schluchzend sank sie an seine Brust.

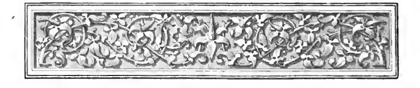
So warb Fey von Sanden sich den Verlobten selber. — —

Und, was die Engelsprinzeß dazu sagte?

„Unter Umständen ist eine gelbe Postkutsche besser als ein goldener Wagen,“ sagte sie.

Da war es auch der Kammerherr zufrieden.





Casa Buti in Rom.

Von

Friedrich Noack.

Am 13. Februar 1901 starb in Rom ein Mann, dessen Vater persönlicher Freund und Mitarbeiter von Raphael Mengs gewesen war. Ein und ein halbes Jahrhundert in den Rahmen zweier Menschenleben, Vater und Sohn, gefaßt, ein chronologisches Kuriosum, das selbst in der ewigen Stadt, wo man sich ganz besondere Begriffe von Zeit angewöhnt und die Vergangenheit stets eng an die Gegenwart geknüpft findet, Verwunderung erweckt und sich nur dadurch erklärt, daß der Sohn geboren ward, als der Vater schon neunundfünfzig Jahre zählte, und selber es auf fünfundneunzig Jahre brachte. Dieser jüngst verstorbene Greis, Kassationsgerichtsrat Cesare Buti, war das letzte Kind aus der in der deutsch-römischen Künstlerwelt so berühmten Casa Buti, jenem Hause der Via Sistina, dessen Name im neunzehnten Jahrhundert jedem nordischen Romfahrer fast so geläufig war wie Kapitol oder Pantheon, welches fünfzig Jahre lang ein Brennpunkt künstlerischen Lebens und von den bedeutendsten Persönlichkeiten Europas besucht war. Thorwaldsen hat vor allen durch ein vierzigjähriges Zusammenleben mit den Butis ihrem Namen Ruf und Glanz verliehen, aber doch nicht er allein; einige Dutzend nordischer Künstler und Kunstfreunde haben gleich ihm in diesem Hause ein behagliches Heim gefunden, dessen Erinnerung sie gern und dankbar bewahrten.

Die Familie Buti stammte aus Toskana; von Calenzano bei Florenz, wo sie Ackerbau und Müllerei betrieben, siedelte ein Buti gegen 1700 nach Rom über. Dessen Sohn Antonio heiratete eine Römerin, die ihm am 11. Dezember 1747 einen Sohn Bartolomeo Camillo Buti schenkte. Die Familie hatte sich damals schon zum gebildeten Mittelstand emporgearbeitet; Antonios Bruder Gianantonio, geb. 1717, war Maler, und der junge Camillo widmete sich der Baukunst. Die Butis wohnten anfangs in der an die Villen und Weingärten des Esquilin angrenzenden Vorstadt Suburra; erst Camillo Buti siedelte 1781 in das vornehmere Künstler- und Fremdenviertel des Pincio über. Kurz zuvor war er mit Raphael Mengs und dessen Gönner, dem spanischen Gesandten D'Azara, in Beziehungen getreten; die gemeinsame künstlerisch-archäologische Veröffentlichung über die Ausgrabungen der Villa Negroni verband sie. Mengs, und nach seinem Tode sein Schwager Maron, nahm die antiken Wandgemälde in sorgfältigen Nachbildungen auf, D'Azara bestritt die Kosten, und Buti besorgte mit Hilfe der Kupferstecher Campanella und Vitali die Herausgabe des Prachtwerks. Im Nachlaß seines Sohnes Cesare erinnern noch anderthalb Dutzend zart und sorgsam ausgeführter Temperabilder Mengs' und Marons nach alten Wandmalereien an diese Beziehungen.

Das Haus, welches Camillo Buti im Herbst 1781 an der Via Sistina, damals noch Strada Felice genannt, bezog, war von dem berühmten Kupferstecher Piranesi bewohnt gewesen und bildete einen Teil des Palazzo Tomati, dessen Hauptbau an Via Gregoriana liegt. Camillo, damals noch ledig, lebte mit seinem Oheim, dem Maler Gianantonio Buti,

und seiner 1754 geborenen Schwester Geltrude Buti zusammen. Erst 1796 vermählte er sich mit Anna Maria Atticciati, seine beiden Verwandten blieben aber auch danach mit ihm vereint. Der Architekt Buti erfreute sich eines gewissen Wohlstandes; ein künstlerisches Zeugnis dafür ist das im Nachlaß seines Sohnes befindliche Familienbild, auf welchem sein Hausgenosse Cornelius Cels aus Brabant im Jahre 1802 das Ehepaar mit drei Töchterchen lebensgroß dargestellt hat, und welches einen unverkennbaren Zug bürgerlicher Wohlhäbigkeit zeigt. Noch beredter erzählen davon die verstaubten Papiergeldbündel in alten Schubfächern, die Cedole des Banco di S. Spirito und des Monte della Pietà di Roma aus dem Ende des achtzehnten Jahrhunderts, die einen Nennwert von einigen tausend Scudi aufweisen; sie erzählen aber zugleich auch von dem plötzlichen Verlust des ersparten Vermögens, denn in den unruhigen napoleonischen Zeiten waren die Cedole eines Tags völlig wertlos geworden, und Camillo Buti wußte nichts mehr damit anzufangen, als sie mit einem Streifband zu umgeben, worauf er die kummervollen Worte schrieb: „Poveri argenti miei ridotti in Carta.“ (Mein armes Geld in Papier verwandelt.) Als er am 30. Dezember 1808 im einundsechzigsten Lebensjahre starb, hinterließ er eine Witwe, die mit ihrer Hände Arbeit für vier unerzogene Kinder sorgen mußte.

Diese Not wurde der Grund für die besondere Art von Berühmtheit, die sich Casa Buti in den folgenden Jahrzehnten erwarb. Wie viele Familien des römischen Kleinbürgertums ergriffen auch die Butis den Erwerbszweig des affittacamere und vermieteten möblierte Zimmer an Fremde, vornehmlich an Künstler. Sie hatten Glück damit: noch bei Lebzeiten des Vaters 1804 war Thorwaldsen, dessen Ruhm aufzublühen begann, in ihr Haus eingezogen und blieb zeitlebens bei ihnen. Das von ihm und Butis bewohnte, an Via Sistina gelegene Hinterhaus des Palazzo Tomati ist neuerdings durch einen mehrstöckigen Neubau verdrängt worden. Damals wechselten von der Ecke bei Capo le Case aufwärts gegen Trinità dei Monti Gärten mit niedrigen Stallungen, auf die der dreistöckige Hinterbau Tomati mit zwei Thüren und einer Hofeinfahrt folgte. Thorwaldsen hatte einen besonderen Eingang bei Nr. 46, die Wohnung der Butis einen solchen bei Nr. 51, und dazwischen lag der zum Hof führende Portone Nr. 48, durch den man auch in das nach Via Gregoriana gelegene Haupthaus gelangen konnte. Dann folgten wieder Gärten, Ställe und Ateliers bis zu dem heute noch unverändert vorhandenen Haus der Padri delle Scuole Nr. 60. Die gegenüberliegende Seite der Via Sistina ist dagegen kaum verändert; die Aussicht aus den Butischen Fenstern über die Straße weg auf alte Dächer und den südlichen Rand der Villa Malta ist heute noch dieselbe, wie ein kleines Ölbild aus dem Jahre 1829 im Butischen Nachlaß sie darstellt.



Albert Thorwaldsen, gemalt 1814 von Wilhelm Eckersberg im Hause Buti.

Als Camillo 1808 starb, war sein ältestes Töchterchen Elena erst elf Jahre alt, die zweite, Vittoria, sieben, Olympia vier und das Nesthäkchen Cesare nur zwei Jahre. In die Aufgabe ihrer Versorgung und Erziehung teilten sich die Mutter Anna Maria, eine hübsche rundliche Frau von einundvierzig Jahren und die vierundfünfzigjährige ledige Tante Geltrude Buti. Beide Frauen haben nicht nur ihre Pflichten gegen die heranwachsende Kinderschar treulich erfüllt, sondern wurden auch im besten Sinne des Wortes die Hausmütter zahlreicher kunstbeflissener Jünglinge und junger Männer aus dem

europäischen Norden, denen sie ein wahres Heim in der Fremde schufen. In Deutschland glaubt man vielfach, daß das Behagen des häuslichen Herdes, das herzliche Familienleben fast ausschließlich ein Geheimnis der germanischen Stämme sei, für welches dem Italiener Verständnis und Anlage fehle. Aber schon aus den italienischen Denkwürdigkeiten Goethes und seiner Freunde kann man sich überzeugen, daß auch römische Hauswirtinnen es verstanden, mit schönen Eigenschaften des Herzens und häuslichen Tugenden ihren oft nur flüchtigen Gästen eine Atmosphäre des Behagens zu schaffen, trotz aller Verschiedenheit der äußeren Lebensformen. Wenn die Butis mehr als andere affittacamere in ein näheres Gemütsverhältnis zu ihren fremden Hausgenossen traten, wofür in der deutschen Romlitteratur nicht wenige Zeugnisse erhalten sind, so mag es hauptsächlich darin begründet sein, daß sie ihren Gästen hinsichtlich des Bildungsstandes und der geistigen Interessen näher standen als die Mehrzahl der vom Fremdenverkehr lebenden Römer. Bei den Butis war, auch wenn ihr Tagewerk in häuslichen Verrichtungen bestand, auch wenn die heranwachsenden Töchter für andere die Wäsche bügelten, doch eine künstlerische Familientradition lebendig, die von dem Tage an, als der große Thorwaldsen ihr Hauskind wurde, mit Bewußtsein und Eifer weiter gepflegt worden ist.

Witwe Anna Maria Buti, geb. Atticciati.
Gemälde von Adolf Senff 1838. Im Butischen Nachlaß.

Kaum war Thorwaldsen als erster Pensionär in Casa Buti eingezogen, so folgten ihm schon im Winter 1805/1806 die dänischen Maler Hoyer und Cramer, der Bildhauer Christian Rauch und der Schriftsteller Friedrich Sickler, der mit dem Maler Reinhart den „Almanach für Rom" herausgab. Am bedeutsamsten wurde für den vornehmeren Charakter des Butischen Fremdenquartiers der Aufenthalt Wilhelm von Humboldts in Rom, der seit Anfang 1803 den zweiten Stock des Palazzo Tomati gegen Via Gregoriana und einige Zimmer des Hinterhauses an Via Sistina bewohnte. Die Altersgleichheit der beiderseitigen Kinder mag den ersten Anlaß zum Verkehr der Nachbarfamilien Humboldt und Buti gegeben haben, jedenfalls hat die Gemahlin des preußischen Gesandten es nicht verschmäht, mit Frau Anna Maria herzliche Beziehungen anzuknüpfen. Als sie im Mai 1817 zum zweitenmal nach Rom kam, von ihren in jungfräulicher Schönheit blühenden Töchtern und dem Schwiegersohn Hedemann begleitet, schrieb Frau von Humboldt an Friderike Brun: „Wir fuhren in Via Felice hinein; unsere guten Bekannten, die Butis, stürzten die Treppe herunter und konnten es vor Freude kaum glauben." Dann erzählt sie weiter, wie sie nach Möglichkeit dieselben Räume wie vordem wieder bezogen und der Freundin Buti die Besorgung des ganzen Haushaltes übergeben habe. Die Tochter Gabriele versäumte damals nicht, in den Briefen an ihren Bräutigam von Bülow ihre Freude darüber auszudrücken,

daß sie an demselben Tisch schreibe, der ihr und der Schwester Adele ein Jahrzehnt früher zum Lernen gedient hatte, und daß sie bei Butis noch manches von ihrem ehemaligen Spielzeug wiedergefunden habe. Aber nicht die Damen allein hingen mit ganzem Herzen an der Casa Buti, auch Wilhelm von Humboldt selber vergaß nicht, als er 1829 wegen eines Grabmals für seine Gattin an Thorwaldsen schrieb, Grüße an die Butische Familie beizufügen. Als nun gar im Jahre 1853 Gabriele von Bülow als alte Dame nach Rom zurückkam, schilderte sie einer Schwester das Wiedersehen mit Butis in den rührendsten Worten, erwähnte den Hofbrunnen, den Durchgang, die „höchst greuliche“ Treppe als unverändert und bekannte, daß es ihr in dem schmerzlichen Gefühl, die liebgewordene Stätte so ganz allein wiederzusehen, eine Wohlthat war, sogleich Vittoria und Elena Buti als „lebendige Wesen aus jener Zeit“ in ihrer Wohnung zu begrüßen.



Elena Buti, die Braut Rudolf Schadows. Miniaturbildnis im Butischen Nachlaß.

Für Thorwaldsens Verhältnis zu seinen Hausleuten sind dergleichen unmittelbare schriftliche Zeugnisse nicht vorhanden, aber die Thatsache allein, daß der dänische Phidias vierzig Jahre lang die Wohnung in Casa Buti beibehielt, beweist schon genügend, wie sehr er sich unter der Obhut von Anna Maria und Geltrude heimisch fühlte. Zudem bewahren die mündliche Überlieferung der deutsch-römischen Künstlerkolonie und die Romreisen-Litteratur des neunzehnten Jahrhunderts manchen charakteristischen Zug dafür auf, daß Thorwaldsen sein ganzes häusliches Leben und damit auch manche seiner wichtigsten Interessen der Butischen Fürsorge vertrauensvoll überließ. Er hatte sich der Familie völlig in Pension gegeben und nahm stets seine Mahlzeiten mit ihr ein; nur zu Anfang der vierziger Jahre, zwischen seiner vorletzten und letzten Reise nach Dänemark, bevorzugte er den Mittagstisch in größerer Künstlergesellschaft bei dem Schweizer Gastwirt Waldis in Via S. Isidoro. Sonst bewegte sich sein tägliches Leben zwischen der Werkstatt an Piazza Barberini und Casa Buti. Als ein hübscher Zug von der patriarchalischen Schlichtheit dieses Lebens wird erzählt, daß Thorwaldsen oft im hellen Arbeitskittel vormittags vom Atelier nach Via Sistina herüberkam, seine Hausfrau Anna Maria ans Fenster rief und ihr auftrug, den Frackanzug bereit zu legen,



Vittoria Buti, die Gattin des Bildhauers Julius Troschel. Miniaturbildnis im Butischen Nachlaß.



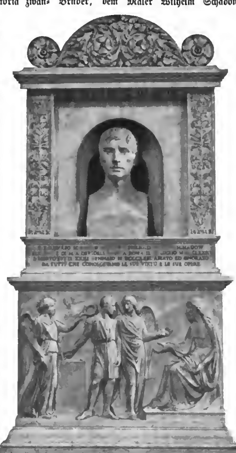
Olympia Buti, Gattin des Malers Heinrich Lengerich. Zeichnung von Adolf Senff 1833. Im Butischen Nachlaß.

da er zu Tisch ausgebeten sei. Auch die von seinem Biographen Thiele berichtete Geschichte von der zufälligen Verwundung Thorwaldsens durch einen Schuß eröffnet einen Blick in das häusliche Behagen der Casa Buti. Beim Abendessen am Karfreitag 1823 versprach der Meister, dem damals sechzehnjährigen Sohn Cesare Buti seine Pistolen für das römische Osterschießen zu leihen. Vom Familientisch weg gehen beide auf Thorwaldsens Zimmer, der Junge empfängt die Waffen, macht eine unbedachte Bewegung und schießt dem Meister eine Kugel durch die Finger der linken Hand gegen die Brust. Der Künstler wähnt sich tödlich getroffen und ruft, auf einen Stuhl sinkend, nach Mutter Buti. Zum Glück war der Schreck größer als die Gefahr; die gute Hausfrau brachte den Verwundeten zu Bett, pflegte ihn ein paar Tage, und am Ostermontag konnte er mit dem Arm in der Binde schon wieder ausgehen. Auch der natürlichen Tochter Thorwaldsens nahm die Familie Buti sich viel an, da ihre Mutter eine gewöhnliche Person war, nach romanesker Ausdrucksweise eine donnaccia, und mit dem einstigen Geliebten selbst nicht mehr im besten Einvernehmen stand. Ein Andenken an diese Beziehungen zu Elise Thorwaldsen bilden noch ihre im Butischen Nachlaß befindlichen Schulhefte, die mit einer alten Kommode, einigen Gipsabgüssen und ein paar bekritzelten Blättern das einzige zu sein scheinen, was Meister Thorwaldsen seinen römischen Hauswirten hinterlassen hat. Im Testament hat er jedenfalls der Butis nicht gedacht; er mochte wohl glauben, daß er bei Lebzeiten durch den langen Aufenthalt in ihrem Hause ihnen genug an Ehren und Vorteilen zugewandt habe.


Rudolf Schadow, der Bräutigam von Elena Buti.
Zeichnung von Wilh. Schadow. Im Butischen Nachlaß.

Den Humboldts und dem dänischen Phidias hat Casa Buti hauptsächlich ihren Ruhm, den Besuch hoher Personen und den ununterbrochenen Zuzug nordischer Gäste zu danken. Von gekrönten Häuptern, die über ihre Schwelle gingen und die „höchst greuliche“ Treppe hinaufstiegen, ist obenan der treue Freund der deutsch-römischen Künstlerkolonie, König Ludwig I. von Bayern, zu nennen. Genau dem Butischen Hause gegenüber, Via Sistina Nr. 92, hatte er seinen Aufgang zur Villa Malta, die er 1827 erworben hatte, und oft unterhielt er sich, aus seiner Thür tretend, über die Straße weg mit Thorwaldsen oder Frau Anna Maria Buti. Schon als Kronprinz hatte er das Haus selbst betreten, teils Thorwaldsens wegen, der nach und nach aus seiner Wohnung ein köstliches Museum zeitgenössischer Kunst machte, teils als regelmäßiger Abendgast der Frau von Humboldt, die 1817 bis 1819 einen vielbesuchten Salon in Rom hielt. Mit ihr und der schönen Henriette Herz war der Prinz an einem Abend d. J. 1818 auch bei Frau Buti selbst zu Gast, und daß es eine anregende Gesellschaft war, bezeugt die Herz, die in ihren Aufzeichnungen den Abend einen der fröhlichsten ihres Lebens nennt. Am 29. April 1821 gab Thorwaldsen in der Casa Buti dem Kronprinzen zu Ehren einen großen Künstlerball, welchen der Gefeierte ein paar Wochen später aus Nymphenburg in einem Brief an den Meister dankbar erwähnte, und auch der Königssohn versäumte nicht, seine Grüße „alla brava famiglia Buti“ beizufügen. In der ange-

nehmen Erinnerung an das Abschiedsfest haben gewiß die damals in jugendfrischer Anmut blühenden Töchter des Hauses keine geringe Rolle gespielt. Elena Buti war vierundzwanzig Jahre alt, Vittoria zwanzig, und Olympia hatte eben das siebzehnte Lebensjahr vollendet. Zwar mußten sie alle im Haushalt Hand anlegen und dem Familienbudget nach Kräften zu Hilfe kommen, aber ihrer Grazie und Liebenswürdigkeit that das keinen Eintrag; vielleicht wurden sie von den deutschen Gästen gerade um ihrer seltenen häuslichen Tugenden willen besonders geschätzt. Die zahlreichen Künstlerinsassen der Casa Buti haben alle Gefallen an ihnen gefunden, und mehr als einer verewigte sie im Bilde. Ein Freund des Malers Philipp Veit spricht in seinen Reiseerinnerungen gern von den „reizenden Töchtern“ seiner Hausfrau Buti und schildert, wie abends bei seiner Rückkehr aus dem Café Greco die „holde Vittoria“ mit der Lampe die Hausthür öffnete, ihn mit einem melodischen felicissima notte begrüßte und zum Familienzimmer führte, wo die fleißige Mutter, mit den Töchtern noch um den Tisch sitzend, sich von den Gästen ihr Tagewerk erzählen ließ, woraus vor dem Schlafengehen noch ein anregendes Plauderstündchen sich entwickelte. Einen der schönsten Tage seines römischen Aufenthaltes nennt derselbe Gewährsmann den in der Familie Buti verlebten Weihnachtstag, wozu die Hausfrau ihre sämtlichen Mieter mit dem herzlichen römischen Spruch einlud: „Pasqua con Dio, Carnevale con chi vuoi, Natale con i tuoi.“ (Ostern mit Gott, Karneval mit wem du willst, Weihnachten mit den Deinen.) Daß die drei Butischen Töchter die Herzen deutscher Künstler gewannen, erscheint danach fast selbstverständlich. Die Liebe der Ältesten nahm allerdings eine tragische Wendung. Elena verlobte sich mit dem Bildhauer Rudolf Schadow, einem Thorwaldsen-Schüler, der mit seinem jüngeren Bruder, dem Maler Wilhelm Schadow,



Grabmal Rudolf Schadows, ausgeführt von Emil Wolff, in der Kirche S. Andrea delle Fratte zu Rom.

jahrelang in Casa Buti wohnte. Er erkor das Mädchen, das unter seinen Augen herangewachsen war, zu seiner Gemahlin, als er die Bahn des Ruhmes betreten hatte und ein vielbeschäftigter Künstler geworden war. Aber bevor es zur Ehe kam, starb der Bräutigam an einer heftigen Lungenentzündung



Witwe Anna Maria Buti geb. Atticciati im Alter. Zeichnung von Julius Troschel. Im Butischen Nachlaß.

am 31. Januar 1822. Auf dem Sterbelager gab Schadow dem Berliner Musiker Franz Lauska, der ihn mit Butis vereint treu pflegte, seinen letzten Willen kund, daß ein Drittel seiner Habe den Töchtern Buti zukomme, die er wie Schwestern liebe. Das mündliche Vermächtnis, etwa siebentausend Scudi, wurde von Schadows Familie anerkannt, und mit ihr vereinigten sich die Butis, um das Andenken des Toten durch ein von Emil Wolff ausgeführtes Grabdenkmal in S. Andrea delle Fratte zu ehren. Die Mutter Buti hoffte eine Weile, daß Elena ihre Neigung dem jungen Wolff zuwenden möchte, der seines Vetters Schadow Werkstatt und Wohnung in Rom übernahm; doch erfüllte sich der Wunsch nicht, da Wolff sich in ein Modell verliebte, und Elena Buti blieb dem toten Bräutigam bis zu ihrem eigenen Ende treu. Ein rührendes Andenken an die Witwentrauer der Braut ist das im Butischen Nachlaß befindliche Bildnis Rudolf Schadows, Bleistiftzeichnung seines Bruders, das heute noch ein verdorrter Cypressenzweig schmückt. Die jüngste Tochter Olympia vermählte sich im Juni 1825 mit dem Stettiner Maler Heinrich Lengerich, der auch jahrelang ein Hauskind der Frau Anna Maria gewesen, und zog noch in demselben Sommer mit dem Gatten nach Deutschland, wo sie sich, wie der Maler Flor später erzählt, völlig einlebte, während ihr Mann sich immer nach Rom zurücksehnte. Vittoria Buti heiratete im August 1838 den Bildhauer Julius Troschel aus Berlin, der sich in Rom niederließ und noch bis nach 1860 die Überlieferungen des Hauses Buti an derselben Stätte behütete. Mit ihm zusammen wohnten die beiden Hausmütter Anna Maria und Geltrude bis zu ihrem Tode; die erstere starb genau ein Jahr nach ihrem Mietsmann Thorwaldsen am 27. März 1845 im Alter von achtundsiebzig Jahren, ihre Schwägerin Geltrude erreichte die fünfundneunzig und verschied im Dezember 1847. Der Sohn Cesare, der um ein Haar Thorwaldsen getötet hätte, schlug die juristische Laufbahn ein und verließ mit seiner Vermählung schon 1835 das Elternhaus.

Außer den schon genannten Insassen der Casa Buti hat noch eine lange Reihe nordischer Künstler dort ihr römisches Heim gefunden. Auf die dänischen Freunde Thorwaldsens, Hetzer und Cramer, sowie seinen deutschen Kunstgenossen Christian Rauch folgte 1809 für drei Jahre der Weimarer Maler Ferdinand Jagemann, zugleich auch die Tochter Laura des gerade verstorbenen Archäologen Zoega. Von 1810 bis 1813 hatte der große französische Maler Ingres die Zimmer über Thorwaldsen inne, 1813 folgte ihm Wilhelm Eckersberg aus Schleswig, der dort das Bildnis seines Hausgenossen Thorwaldsen malte. Zugleich kamen



Geltrude Buti, Schwester von Camillo Buti. Zeichnung von Julius Troschel. Im Butischen Nachlaß.

der dänische Architekt Peter Malling, Christian Rauch zum zweitenmal bis 1817, die Brüder Rudolf und Wilhelm Schadow, denen sich seit 1816 der Blumenmaler Adolf Senff aus Halle und der Kasseler Historienmaler Ludwig Ruhl anschlossen. Senff war einer der treuesten Hausgenossen der Butis; er wohnte noch 1848 im Hause und hat testamentarisch der verwitweten Braut Elena tausend Scudi vermacht. 1818 kamen der Architekt Julius Ruhl, die Maler Wilhelm Wach aus Berlin und Lengerich hinzu, während zugleich im Haupthaus nach Via Gregoriana Frau von Humboldt und das Malerpaar Riepenhausen sich einrichteten. 1820 wurde der Däne Hermann Freund für zehn Jahre Thorwaldsens Arbeits- und Hausgenosse, zugleich kamen aus Berlin der Bildhauer Ludwig Wichmann und der Historienmaler Julius Schoppe, dann der dänische Architekt Georg Koch, der Musiker Lauska, der Maler Paul Mila und der Bildhauer Wolff aus Berlin, 1823 auf ein Jahr der Maler Carl Begas, von dem in Casa Buti auch ein Porträt Thorwaldsens entstand. Um 1828 wurde der hannoversche Gesandte Kestner, Lottes Sohn und ein eifriger Förderer deutscher Kunst in Rom, Hofnachbar der Butis nach Via Gregoriana hin und blieb es mehr als zwanzig Jahre. Während der letzten Lebensjahre Thorwaldsens waren die Maler Eduard Magnus und Senff, sowie der Dessauer Bildhauer Franz Woltreck seine Hausgenossen; in seinem Todesjahr 1844 zogen der bayerische Maler Michael Wittmer und der Bildhauer Julius Troschel in Casa Buti ein. Die letzten ledigen Kunstjünger, die sich unter Anna Marias hausmütterliche Fittiche begaben, waren der Corneliusschüler K. G. Pfannschmidt und der spätere Berliner Akademiedirektor K. Becker.

Thorwaldsens Büste
im Hausflur der ehemaligen Casa Buti zu Rom.

Als Gabriele von Bülow 1853 Casa Buti besuchte, fand sie die Freundinnen Vittoria und Elena als einzige lebende Zeugen ihrer Kindheit, aber das Haus war unverändert, und in den Marmor-Sarkophag des Hofbrunnens rauschte noch wie ehedem das Wasser. Heute ist infolge baulicher Veränderungen seit 1886 die Fassade nach Via Sistina nicht wiederzuerkennen; im Hofe jedoch findet der Freund alter Erinnerungen noch denselben rauschenden Brunnen, und im Halbdunkel des Treppenhauses gemahnt eine Büste Thorwaldsens mit kurzer Inschrift an die Glanzzeit der Casa Buti und der nordischen Kunst in Rom.



Algernon Charles Swinburne.

Eine Studie
von
Otto Hauser.

(Nachdruck ist untersagt.)

Als Holman Hunt und Dante Gabriel Rossetti im Hause ihres Freundes Millais die Pre-Raphaelite-Brotherhood als eine League of Sincerity gründeten, ahnte wohl keiner der drei jungen Künstler, daß in dieser Gründung der Keim zu einer ganz eigenartigen, neuen Kultur liege, die bald auch auf dem Festlande begeisterte Anhänger und schöpferische Vertreter finden sollte. Sie hatten auch keine Kenntnis von John Ruskin, der eine der ihren ähnliche Forderung nach einer Kunst, die anders war als die damals herrschende akademische, schon ausgesprochen hatte. Und fast zur selben Zeit hörte Bell Scott, den man den ersten anonymen Präraffaeliten genannt hat, einen sechzehnjährigen Jüngling Verse recitieren von solcher ursprünglichen Kraft, daß er ver-

wundert fragte, wer sie gedichtet habe. Es war niemand anders, der sie vortrug, als Algernon Charles Swinburne, dessen schönen von goldrotem Gelock umgebenen Kopf Bell Scott eben porträtierte. Der Künstler, der damals seine berühmten Fresken in der großen Halle Sir Walter Trevelyans malte, hatte den jungen Algernon auf einem rauhhaarigen Hochlandsponq vorüberziehen sehen und gleich beschlossen, den eigenartigen Kopf des fast noch knabenhaften Reiters für sein Werk zu verwenden. Es gelang ihm, den Jüngling zu bewegen, ihm Modell zu sitzen, und bei dieser Gelegenheit vernahm er, vielleicht der erste Fremde, Strophen des größten Lyrikers Englands in der zweiten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts, der schon in jener Zeit seinen eigenen Stil gefunden hatte, der mit den Jahren nur an Reife und Tiefe, doch kaum an metrischer Vollendung gewann, der heute mit Recht in seiner Heimat als der sprachgewaltigste Dichter gefeiert wird.

Am 5. April 1837 ist Algernon Charles Swinburne auf dem Landsitze Holmwood bei Henley-upon-Thames als der Sohn des Admirals Sir Charles Swinburne und einer Lady Ashburnham geboren. Er ward in Frankreich erzogen und eignete sich die Sprache dieses Landes so völlig an, daß er in ihr einige seiner kunstvollsten Gedichte auf Baudelaire, auf Theophile Gautier u. a. schreiben konnte. Die französische Litteratur ist ihm nicht weniger genau bekannt wie die englische; er gilt in England als der erste Kenner Victor Hugos, den er vielleicht allzusehr bewundert, und schrieb über ihn eine ausgezeichnete Studie (1881). Seine bedeutenden Kenntnisse in den klassischen Sprachen erwarb Swinburne in Eton und Oxford, wo er später studierte. Seine griechischen Gedichte sind metrisch und inhaltlich ohne Fehl. Swinburnes Belesenheit ist eine so umfassende, daß wohl nur die wenigsten unter den wenigen Lesern seiner Werke alle Anspielungen auf Stellen alter und neuer Autoren herauszufinden vermögen, namentlich seine Oden auf Victor Hugo verlangen die eingehendste Beschäftigung mit Victor Hugos zahlreichen Schriften, um voll gewürdigt werden zu können. So haftet Swinburnes Dichtungen, wie es bei seinem Studiengang nicht anders denkbar ist, etwas Litterarisches an, das die große Menge der Kunstfreunde ihnen fernhält, weshalb ihr Dichter weder in weiteren Kreisen bekannt, noch gar populär werden konnte.

Will man aber Swinburnes dichterisches Wesen erkennen, so muß man von seinen gelehrten Anspielungen absehen, und da findet man in ihm einen den Präraffaeliten durchaus verwandten Geist. Man darf nicht von Beeinflussung sprechen, denn als er Dante Gabriel Rossetti kennen lernte, war sein eigener Stil schon zu seiner Besonderheit herangereift, aber man muß ihn neben Ruskin und den Präraffaeliten als den Dritten nennen, der das Bedürfnis nach einer neuen Kunst in sich empfand und dabei die Kraft hatte, es in That umzusetzen. Sein Werden läßt sich nicht verfolgen; er tritt als Gewordener vor das Publikum mit den beiden Dramen The Queen-mother und Rosamond (1860), die, so wenig inhaltlich gelungen sie sein mögen, doch schon den ganzen Swinburne zeigen, der sich in den späteren Werken nur voller, reiner entfaltete. Vor allem haben sie Stil, also gerade das, was jungen Schriftstellern fast immer mangelt, und daß dieser Stil kein angeeigneter, kein nachgeahmter ist, beweist die Thatsache, daß sich Swinburnes Sprachweise im wesentlichen bis in die neueste Zeit gleichgeblieben ist. Dennoch kann man nicht verkennen, daß die Vorbilder dieser Dramen die der großen elisabethinischen Epoche sind, nur verhalten sie sich zu ihnen ebenso wie Rossettis erste Aquarelle zu Sandro Botticellis und der anderen frühitalienischen Künstler Werken: sie erborgen das Kostüm der längstvergangenen Zeit aus Stilgefühl, nicht aus Mangel oder Lust an Mummenschanz. Beide Dramen sind bezeichnenderweise Dante Gabriel Rossetti gewidmet, mit dem Swinburne eine Zeit lang in demselben Hause wohnte. So begegnet man dem Kopfe des Dichters auch auf mehreren Bildern Rossettis, namentlich auf dem Mittelbilde seines großen Triptychons in der Kathedrale zu Llandaff The seed of David, wo man in den Zügen des Hirten, der vor der heiligen Jungfrau mit dem Jesuskinde auf dem Schoße kniet und die Lippen auf die Hand des Kindes drückt, Swinburnes adeliges Antlitz leicht erkennt.

Andererseits hat Swinburne zu Rossettis Bild Christmas-Carol ein altertümliches, seines Gedicht geschrieben.

Neue Eindrücke bekam Swinburne auf einer Reise durch das Festland nach Italien; wie einst Winckelmann, vermochte auch er den Alpen keine Schönheit zuzugestehen, dagegen entzückten ihn die lachenden Fluren Oberitaliens. In Florenz suchte er den greisen Freiheitsdichter Walter Savage Landor auf, der da ferne der Heimat in freiwilligem Exile lebte.

Halb zögernd kam ich, halb ein Dränger
Voll Jugendmut,
Der jüngste zu dem ältsten Sänger
Von Britenblut,

heißt es in einem Gedichte auf Landors Tod im folgenden Jahre (1864). Swinburne bat ihn um seinen Dichtersegen, und der fast Neunzigjährige, schon völlig Erblindete wankte, auf die Schulter seines Gastes gestützt, wieder durch die Gemächer seines Palazzo, die er seit Jahren nicht durchschritten hatte. Ihm, dem großen Griechen, widmete Swinburne sein nächstes Buch, das Drama Atalanta in Calydon (1865) in griechischen Versen. Dieses Drama ist sein erfolgreichstes, sein populärstes Werk. Es fand sofort die Anerkennung, die es verdient, und machte seinen Dichter mit einem Schlage und für immer berühmt. Der gewaltige Rhythmus der eingeflochtenen Chöre, die an Shelleys Freiheitsgesänge erinnerten und doch nach Form und Inhalt so neu waren, riß den Leser hin, die klassische, dabei tiefleidenschaftliche Sprache der Reden und Gegenreden gemahnte an Äschylus und bezauberte durch ihre Bilderfülle. Wir sehen in Atalanta in Calydon vielleicht das einzige Griechendrama, das wert ist, der unvergleichlichen „Iphigenie" an die Seite gestellt zu werden. Swinburne, der sonst gern ein Übermaß bietet, hat hier alles Unnötige zu sagen vermieden. Im Mittelpunkt der Tragödie steht weder Meleager noch die jungfräuliche Jägerin Atalanta, die gekommen ist, den das Land verwüstenden, von Artemis gesandten „kalydonischen" Eber zu fällen, sondern Althäa, die Mutter des Helden, die an den Göttern zweifelt und zuletzt in wahnsinniger Wut über den Tod ihrer beiden gewalttätigen Brüder von ihres Sohnes Hand das Holzscheit, an das Meleagers Leben gebunden ist, in die Flammen wirft. Sterbend wird er vor sie gebracht: wie das Scheit allmählich verzehrt wird, siecht er unter wundervollen Antiphonien langsam in seiner Jugend dahin. Graf Wickenburg hat das Drama ins Deutsche übersetzt (Wien 1878), jedoch Swinburnes sprachliche Schönheiten nicht charakteristisch genug wiedergegeben, so daß seine Übertragung nur einen schwachen Ersatz für das Original bietet. Die Diktion der Chöre sei wenigstens durch eine, im wesentlichen Wort für Wort getreu übersetzte Strophe, die zweite aus dem Liede an Artemis, gekennzeichnet:

Komm mit Leeren der Köcher und schnellendem Bogen,
Herrliche Jungfrau, in strahlender Pracht,
Mit Säuseln des Windes und Rauschen der Wogen,
Mit Wassergetose und mit Macht;
Binde, du Flüchtigste, dir die Sandalen
Über der Füße Eilen und Strahlen;
Denn der Osten ist hell und der Westen umzogen
Um die Füße des Tags und die Füße der Nacht!

Diese Chöre sind das Modernste in Swinburnes Dichtung, obwohl gerade sie ihre Vorbilder in denen der griechischen Dramen haben. Wir finden in ihnen dasselbe Griechentum wie in den Bildern eines Burne-Jones, G. F. Watts, ein Griechentum, das auf seine Art ebenso ungriechisch, ebenso stilisiert ist wie das in den Kupferstichen zu Winckelmanns Werken oder in den Bildern der Angelika Kauffmann, mit dem Unterschiede jedoch, daß sich Swinburne wie Burne-Jones und Watts voll bewußt sind, kein historisch genaues Griechentum nachzuschaffen. Sie geben die Gedanken, die Gesichte wieder, die in ihnen durch Betrachten der Antike erweckt wurden, und bieten eben dadurch neues, eigenes. Dies gilt fast noch mehr von Erechtheus, der zweiten klassischen Tragödie Swinburnes, die, elf Jahre später erschienen (1876), gleichwohl am besten im Anschluß an Atalanta in Calydon besprochen wird. Von Euripides wissen wir, daß er die Erechtheussage behandelt hat, aber sein Stück ist verloren gegangen bis auf ein Fragment, das uns durch einen Zufall in der Rede Lykurgs, des Redners, gegen Leokrates erhalten blieb. Kenner werden dieses Fragment in den folgenden Versen Praxitheas wiedererkennen. Praxithea spricht zu

ihrer Tochter Chthonia, um sie zu bewegen, sich für das Heil ihrer Vaterstadt Athen, die Eumolpus, des Poseidon Sohn, bedroht, opfern zu lassen:

O wende, wend ein wenig deine Augen
Von mir; ertragen kann ich's nicht, zu sehn,
Ob sie in meine lächeln oder nicht,
Ob Furcht ihr Licht erblassen, Glaube sie
Zu festen Sternen macht. Not sind uns sehr
Sterne, die nicht in Stürmen untergehn,
Lichter, die Blitze überleuchten; doch
Mein Herz wagt weder sie noch dich zu prüfen,
Noch zu erforschen, welcher Art ein Weib
Du bist, die ich gebar; wärst du ein Mann,
Hätt an dein Aug, dein Herz ich keine Frage,
Die Schrift in ihnen läs' ich ohne Bang,
Wärst du mein Sohn; doch könntest du nur sterben dann
Im reinen Kampf durch Zufallsmacht und Speere
Und hättest kein Gedenken und kein Grab
Berühmter dann als deine Kampfgenossen,
Wo **ein** Grab vielen wird und auch **ein** Ruhm;
Doch eigne Krone soll ein Mägdlein tragen,
Mein Kind, gestorben für die teure Stadt,
Und Leben geben uns, die ihr's ihr gaben
Und ihren beiden Schwestern; und ist dies
Kein hohes Gut? Mein Kind, dem Fleische nach
Nur mein, in Liebe zu dem teuren Land
Sollst du verbluten; aber fällt die Stadt,
Welch Los wird mir und meinen Kindern dann?
Steht aber **sie** und du liegst für sie tot, —
Hast du in ihr ein besser Teil denn wir,
Ein heiliger denn wir alle.

Praxithea ist ganz in ihr Geschick ergeben und darin das Gegenteil der mit den Göttern hadernden Althäa; auch Chthonia willigt freudig ein zu sterben, und mit ihr zugleich verbluten freiwillig ihre beiden Schwestern am Altar. Erechtheus besiegt und tötet den Feind in einer Schlacht, die großartig beschrieben wird, und fällt nun dem Zorne Poseidons zum Opfer. Noch lebt Praxithea, aber auch sie fleht um den Tod. Da erscheint Athene selbst, gewährt ihr zu sterben und gelobt, stets die Stadt, die ihren Namen trägt, beschützen zu wollen.

Die erhabene Sterbensfreudigkeit der Hauptpersonen giebt dieser Tragödie den Charakter eines Weihespiels; die Götter sind immer nahe; an Stelle der irdischen Konflikte tritt das allgewaltige Schicksal, das allein den Verlauf der Handlung bestimmt, wodurch der Leser ganz zum objektiven Zuschauer wird, dem es versagt ist, für irgend eine der Gestalten Partei zu nehmen, sich für sie zu erwärmen. Erechtheus steht als Kunstwerk ebenso hoch wie Atalanta in Calydon, aber da es nicht menschlich zu interessieren vermag, wirkt es nicht so tief. Die Chöre, die auch in diesem Drama in echt griechischer Weise angewendet sind, gehören, wie die in dem ersten, zu dem Bedeutendsten, Schwungvollsten, was Swinburne als Lyriker geschaffen hat.

Noch in demselben Jahre wie Atalanta in Calydon erschien Chastelard (1865), das erste von Swinburnes Maria Stuart-Dramen, dem 1874 Bothwell und 1881 Mary Stuart folgte, womit der Cyklus abgeschlossen ward.

Chastelard ist noch vor Atalanta in Calydon entstanden, und auch einige Scenen der beiden anderen Teile der Trilogie gehen auf diese frühe Zeit zurück, die überhaupt die plänereichste in Swinburnes Leben ist. Der Stoff war national, die Behandlung bedeutender als die aller Vorgänger, namentlich der englischen, die Sprache fascinierend, die Charakterzeichnung scharf, gleichwohl fand von allen Werken des Dichters dieser Cyklus am wenigsten Anerkennung. Mit Chastelard begann der Sturm gegen Swinburne als einen „fleischlichen“ Dichter, der noch dazu in gotteslästerlicher Weise Wollust und Frömmigkeit ineinander menge, ein Vorwurf, den man noch heute aus dem Munde sonst hochgebildeter Engländer hören kann, die keine Zeile von Swinburne lesen würden, so sehr man ihn ihnen rühmt und empfiehlt und versichert, er werde ihrer Glaubenszuversicht nicht Abbruch zu thun vermögen. Dennoch ist der Vorwurf nicht unbegründet. Eine Zeit, die in Wordsworths langatmigen und langweiligen „Exkursionen“, in Tennysons trefflichen, doch immerhin etwas weiblichen Idyllen das Höchste verehrte, was Dichter schaffen konnten, die an Shakespeares Sonetten und poetischen Erzählungen schweigend vorüberging, Lord Byron und Shelley noch immer nicht vom Banne löste, mußte die Schilderung der mächtigen Sinnlichkeit Maria Stuarts, die eben das Tragische in ihrem Wesen ist, mißbilligen, zumal wenn sie sich so unverhüllt zeigte wie hier. Swinburne hat darum, vom Gegenstandpunkt betrachtet, das Verdienst, mit seinen ersten Werken wieder „Männlichkeit“ in die englische Litteratur gebracht zu haben. Er leugnete ebensowenig wie Rossetti, daß seine Dichtungen vielfach, trotz ihrer keuschen Sprache, intensiv sinnlich seien, behauptete jedoch wie er, daß auch die Sinnlichkeit ein Recht habe,

poetisch dargestellt zu werden (Under the microscope, 1872). Ein Dichter, der die Absicht hatte, die ganze Maria Stuart-Tragödie zu behandeln, der sich nicht, wie Schiller, begnügte, den fünften Akt allein zu schreiben, mußte auch wagen dürfen, das Allzuweibliche im Wesen der unglücklichen Schottenkönigin zu schildern. Swinburne that es, er paart aber ihren Liebeshunger mit einer kalten Herzlosigkeit, die zwar durch ihn mitbedingt ist, die aber gleichwohl unser Interesse an ihren Schicksalen vermindert.

Chastelard, der in Maria Stuarts Schlafgemach aufgefunden wird und der dafür sein Leben hingeben muß, sagt kurz vor seinem Tode zur Königin selbst, die ihn im Gefängnisse aufsucht, damit er sie um Gnade anflehe:

Sollt alles Gute denn ein Weib vereinen?
Ihr seid ganz schön; geringrer Frauen Lippen,
Ob mitleidsvoll und wahr, sind dennoch nicht
Schön wie die Euren. Andre Hände mögen
Almosen geben, Gutes thun, wenn Eure
Der Männer Seelen wild umklammern. Nein,
Bald häßlich sind sie, die mehr gut als schön,
Schöner als sie seid Ihr: Ihr seid ganz schön.
Ganz schön zu sein, ist dies das beste nicht?

So bleibt nun Maria Stuart bis an ihr Ende; die Entwickelung, die uns eine Gestalt interessant macht, fehlt ihrem Charakter, aber gerade dadurch gewinnt er an dämonischem Reiz. Sie ist blutdürstig, leichtsinnig und grausam, ihre Liebe tötet, aber sie sättigt auch, sie gehört zu jenen „andern Weibern", von denen Enobarbus in „Antonius und Kleopatra" sagt: „sie überladen die Begierden, die sie nähren." Sie fühlt „Tanzbewegungen" in ihren Füßen, wenn sie an den Tod eines Feindes denkt; so sagt sie zu Rizzio:

Ich bin von Herzen froh, leicht wie im Lenz
Ein Südwind, tollet meine Seele nur
Von seinem vorgeschmeckten Tod —

und meint, als sie von den Anklagen hört, die John Knox ihr entgegenschleudert, von dem düsteren Fanatiker:

Hanf spinnen
Für solche Kehle, so beredt und laut,
Deuchte mir besser, tönglicher mir,
Als Seide weben und mit Feingold sie
Beblümen.

Die Rede des John Knox selbst ist ein rhetorisches Meisterstück, sie umfaßt im Original vierzehn Seiten und läßt in ihrem Umfang schon ahnen, welche Dimensionen das zweite Stück der Trilogie, dem sie angehört, hat. Der ganze „Faust", das ganze „Verlorene Paradies" sind beide kürzer als diese fünfaktige Tragödie Bothwell. Daß sie schon dadurch bühnenunmöglich, ist klar; jeder einzelne Akt ist für sich ein abgeschlossenes Schauspiel, das denn auch seine besondere Überschrift trägt: Rizzio, Bothwell, Jane Gordon, John Knox, Die Königin. So ist das ganze Werk eigentlich mehr eine Heptalogie, und Swinburne sah sich vielleicht mit Rücksicht auf die griechischen Tragiker veranlaßt, es zu einer Trilogie anzuordnen.

Die anziehendste unter den vielen Gestalten des Riesenwerkes ist Maria Beaton, das Widerspiel der Maria Stuart, die zuletzt, freilich in etwas gezwungener Weise, den traglschen Tod ihrer Gebieterin herbeiführt. Die Art, wie Maria Beatons stille und reine Liebe zu Chastelard, dem Helden des ersten Teils, diesen mit dem letzten verknüpft, beweist, daß der Plan zu der ganzen Trilogie bis ins Jahr 1860 zurückreicht, in dem Chastelard entstand. In Mary Stuart singt Maria Beaton, dem toten Chastelard so treu wie dem lebenden, der Königin ein Lied von ihrem einstigen Geliebten vor, der noch kurz bevor er das Schafott bestieg, ihre Unschuld beteuerte; sie fragt, ob die Königin wisse, von wem dies Lied gedichtet sei, worauf Maria Stuart meint, sie habe es gewiß schon vernommen und glaube, Remy Belleau, ein Dichter der Plejade, sei sein Verfasser. Da beschließt Maria Beaton — etwas spät — sich und den Hingeopferten, so ganz Vergessenen zu rächen. Die Königin hat einen gehässigen Brief voll beißender Anklagen an Elisabeth geschrieben, ihn Maria Beaton übergeben, dann aber befohlen, ihn zu vernichten. Diesen Brief nun liefert Maria Beaton an Dawison aus, und so gelangt er in die Hände der Queen Bess, die, als sie ihn erhält, in Schmähreden ausbricht, die weit hinter sich lassen, was Schiller ihr in der berühmten Gartenscene in den Mund legte. Daraufhin tritt das Todesurteil in Wirksamkeit, und Maria Stuart stirbt selbst auf dem Schafott wie ihr erster Geliebter Chastelard.

Obwohl der Stoff des Maria Stuart-Cyklus ein nationaler, obwohl die vergötterte

Qneen Bess ganz nach englischer Auffassung gezeichnet ist, obwohl das ganze Werk eine Fülle wahrhaft großer Scenen enthält, vermochte es sich doch nicht uneingeschränkte Anerkennung und noch weniger die Bühne zu erobern. In Deutschland ist nur Chastelard in einer Übersetzung von O. Horn (Bremen 1873) bekannt geworden.

Um das Bild des Dramatikers Swinburne zu vollenden, seien noch seine beiden neuesten Dramen Marino Faliero (1885) und The Sisters (1892) erwähnt. Alle Vorzüge der Sprache Swinburnes findet man in ihnen wieder, aber Marino Faliero überragt kaum die ziemlich verunglückte Behandlung desselben Stoffes von Lord Byron, und auch „Die Schwestern", wohl das einzige Drama des Dichters, dessen Stoff ganz frei erfunden ist, befremdet durch die Doppelhandlung, welche an die Intermezzi im „Sommernachtstraum" und im „Hamlet" erinnert, ohne doch so organisch verbunden zu sein. Das Zwischenspiel führt uns in das Italien des sechzehnten Jahrhunderts, das eigentliche Drama spielt in Schottland zur Zeit der Schlacht bei Waterloo. Zwei Schwestern lieben einen Mann, ein ähnliches Problem wie das in Maeterlincks Aglavaine et Sélysette, das vier Jahre später erschien. Während aber Maeterlinck die schwächere der beiden Liebenden freiwillig in den Tod gehen läßt, vergiftet in Swinburnes Dichtung die eine den geliebten Mann.

Wenn man so dem Dramatiker Swinburne, der gleichwohl im zeitgenössischen England nicht seinesgleichen hat, nicht ohne kritische Bedenken gegenüber stehen kann, wenn man trotz der vielen einzig schönen Scenen so manches entdeckt, was dramatisches Halbblut bekundet, wenn uns die Dramen trotz ihrer glutvollen Sprache nicht zu erwärmen, kaum zu erschüttern vermögen, muß man hingegen dem Lyriker Swinburne die aufrichtigste Bewunderung zollen. Auch seine Lyrik verlangt Ausdauer, und es mag einige hundertstrophige Oden von ihm geben, die außer dem Dichter, dem Setzer und dem Korrektor nur vielleicht einzelne Kritiker ausgelesen haben. Swinburne ist weltunklug genug, mit so langen, geradezu betäubenden Stücken einige seiner Sammlungen zu eröffnen. Aber keine Zeile, die er schreibt, ist trivial. Seine zehn Bände Lyrik enthalten Schätze höchster Poesie. Sie verleugnen, wie schon angedeutet, am wenigsten Swinburnes ausgebreitetes Wissen; der Kenner glaubt, nun einen Propheten des Alten Bundes, nun Pindar, nun einen Minnesänger der blühenden Provence, nun Petrarca selbst, dann wieder einen schottischen Minstrel, endlich keinen anderen als den „satanischen" Baudelaire zu hören, aber stets ist es Swinburne, der für sie spricht oder vielmehr für sie singt. Denn alles wird bei ihm Musik. Er ahmt nie einen fremden Dichter nach, aber er dichtet aus seinem Geiste heraus, doch so, daß er alles, was uncharakteristisch wäre, unterdrückt: auch sind ihm die Vorstellungen vergangener Zeiten kein gelehrter Ballast, sondern ihm ganz zu eigen geworden. Er dichtet nicht mit einer Litteraturgeschichte in der Hand, es ist nichts Unfreies in seinem Schaffen.

Hatte ihn Atalanta in Calydon berühmt gemacht, so machten ihn die im folgenden Jahre (1866) erschienenen Poems and Ballads berüchtigt. Es sind seine „Erstlingsfrüchte", wie er sie selbst in der Widmung nennt. Die glühende Erotik, die sich in der Mehrzahl der Gedichte dieser Sammlung offenbart, war in England damals unerhört, und erst heutzutage wertet man auch sie, nachdem man Swinburne so manche edle Gabe verdankt. Die Gedichte tragen den Stempel der Jugendlichkeit an sich, nicht in technischer Beziehung, sondern ihrem Inhalt nach. Es ist etwas von dem Feuerbrande des Dichters der „Räuber" und der „Anthologie auf das Jahr 1782" in ihnen, doch ist die Sprache durchaus keusch, überhaupt aristokratischer, obwohl sie die Revolution verherrlicht. Swinburne dichtet „Sapphische Strophen" ganz im Geiste der „männlichen" Lesbierin, er schildert eine Liebe, die an Sadismus grenzt, in Satia te sanguine, doch mit welchen Worten! Ich citiere eine Stelle in wörtlichster Übertragung:

> Wie die Pest in vergifteter Stadt
> Triumphiert, wenn das Sterben begann,
> Sa du, fleht Liebe dich matt
> Um Brot und Mitleid an.
>
> Wie kann dein Mitleid erwachen?
> Sie wirft sich umsonst auf die Knie.
> Aus Nadeln, so scharf wie dein Lachen,
> Machst du ein Kreuz für sie.

Stumm trägt sie des Pfeiles Wunde,
Der Dornen, der Geißel Schmerz,
Du saugst mit schlafrotem Munde
Ihr feuchtrote Wunden ins Herz . . .

Du giebst sie preis den Spöttern
Am Kreuz und schleuderst sie jäh
Zu den Toten und ihren Göttern
Hinab in die Tiefen der See.

So voll du die Leiden ihr maßest,
Sie starb nicht. Ich seh sie noch.
Du komst und gingst und vergaßest;
Ich hoff, einst stirbt sie doch!

Wollust und Grausamkeit im Verein sind die Motive zu Dolores, Les Noyades und Faustine, Gedichten von großartigstem rhythmischem Schwung und, obgleich Ausgeburten einer überhitzten jugendlichen Phantasie, von bleibendem Wert. Man kann fast kein Stück dieser Sammlung anführen, das nicht seine besondere Berühmtheit erlangt hätte. Die beiden Balladen auf das Leben und auf den Tod, das Tannhäuserlied Laus Veneris, die den Band beginnen, der „Triumph der Zeit“, die Sonette auf den schönen Hermaphroditos im Louvre, die „Hymne an Proserpina“ und die „Hendecasyllaben“ sind neben den genannten wohl die bedeutendsten. Als ein Gegenstück zu den Strophen aus Satia te sanguine seien die „Hendecasyllaben“ angeführt, ein Gedicht voll esotherischer Schönheit, ganz frei vom Erdenstaube:

In dem Mond, da die Rosen müde sterben,
Sah ich — oder vor mir lag tot der Sommer —
Übers Meer, und ich schritt dahin am Strande.
Bis zur Grenze der See hinaus da blickt ich,
Wo, dem Auge des Löwen gleich an Feuer,
Halb vom Lide bedeckt, die Sonne flammte,
Bis ich leise die Wogen hörte rauschen,
Sich bewegend wie unter Engelsfüßen,
Die aus allen den Himmeln zahllos kamen;
Weben hört ich den Wind, die Blätter flüstern,
Leise, voll von Gesang und Schatten, lispeln;
Und ich sah, von den Engeln nur betreten
Lautlos, Lande in zauberhaftem Mondschein,
Weit hinaus sich erstreckend, sonst durchhaucht von
Lippen eines mir unbekannten Windes,
Nicht geboren in einem Land des Nordens,
Nicht durchwärmt von dem Sonnenschein des Südens.
Eine selige Stimme aber hört ich:
„Sieh, der Sommer ist tot, verglüht die Sonne
Und das Jahr wie ein Blatt verblichen. Schon sind
Alle Früchte des Tags gepflückt von ihren
Zweigen, keine verblieb, gepflückt zu werden.
All die Blumen, die zarten Blumen welkten,
Alle starben dahin. Die öde Jahrszeit
Ist wie unter der Asche noch ein Funke.
Nun beim Lichte der Winterszeit, beim Mondlicht,
Licht des Schnees und dem bitteren Licht des Frostes
Blumen bringen wir, die der Herbst nicht hinrafft,
Weiße Kränze und Kronen jüngster Zeiten,
Falsches Laub (doch des Sommers Laub ist falscher)
Unter Augen der Sterne dort gewoben,
Wann Licht lag auf den windumwehten Fluren,
Wo die Blume des Schaums erblüht als Lilie
In den klingenden, unfruchtbaren Furchen,
Grünen Feldern der See, die keine Weide;
Wenn der Winter beginnt, der thränenvolle,
Thränen werden sie all, und seine Tempel
Schmückt die eiserne Blume stets des Frostes.“

Den Poems and Ballads folgten im Laufe der Jahre noch zwei gleichnamige Sammlungen, deren keine die Berühmtheit des ersten Bandes erlangt hat, deren jede aber Dichtungen von unvergänglicher Schönheit enthält. Beide sind „gesünder“ als die erste, bieten aber zu viele Gedichte an und über Dichter, von denen die meisten nur persönliches Interesse haben. Zwischen dem Erscheinen des ersten Teiles Poems and Ballads und des zweiten liegen zwölf Jahre, die fast ganz wissenschaftlichen Studien und den Dramen Bothwell und Erechtheus gewidmet waren; die Gedichte, die Swinburne während dieser Zeit veröffentlichte, sind ausschließlich politische Festgesänge. Schon in der ersten Serie der Poems and Ballads finden wir solche Dichtungen, doch erst die Bekanntschaft mit Mazzini machte Swinburne zum Herold der Freiheit, der „nur sie liebt, der ihr seine Lieder zu Füßen legt, sie lieben muß, um zu leben.“ Als sich Mazzini und Swinburne das erste Mal sahen, saßen sie den ganzen Abend Hand in Hand und sprachen nur von der Freiheit. Kurze Zeit darauf entstand A Song of Italy (1867), eine mächtige, vielfach dunkle, fehdefreudige Dithyrambe, die er Mazzini selbst widmete, der, „Italiens Vater, auf heiligen Händen das neugeborene Kind durch Verderben, Spott und Fährnis trug, von keinem geführt, von vielen geschmäht.“ Noch 1870 erschien die „Ode auf die Proklamation der französischen Republik“, dem verehrten Victor Hugo, der für Swinburne von Anfang an mit Freiheit identisch ist, gewidmet, 1871 die Songs before Sunrise, 1875 die Songs of two Nations, mit denen die Periode ausschließlich politischer Lyrik in Swinburnes Schaffen schließt. Man darf zwar nicht immer sagen: „Ein politisch Lied! Ein leidig Lied!“ Immerhin aber ist die politische Dichtung zu sehr an die jeweiligen Zeitverhältnisse gebunden, als daß sie Jahrzehnte später noch begeistern könnte. So sind denn von allen diesen Werken nur die „Lieder vor

Sonnenaufgang" auch noch heute wertvoll; gerade sie ober blieben in dem Sturm des deutsch-französischen Krieges unbeachtet, verhallten in ihm, weshalb auch eine ursprünglich geplante französische Ausgabe nicht zu stonde kom. Dos bekannteste Gedicht in dieser formvollendeten, gedankentiefen, erhobenen Sommlung ist das Sonett ouf Michelangelos „Schlafende Nacht" in San Lorenzo in Florenz:

Schlafende Nacht, wachst du nun auf? und spricht
Vom Tog nicht schon dir Dämmerung ins Ohr?
Bist du ouch Stein und Schlaf, du mußt empor,
Wenn es vom Himmel ruft: Es werde Licht!

Du weißt, dich nicht zu wecken war uns Pflicht,
Schwand nicht der alte Schmerz, die Schmach zuvor.
Die Ruhe war dein Recht; darum deschwor,
So lang sie herrschte, unser Ruf dich nicht.

Ein Segen war, der dir beschert allein,
Das Glück, zu schlafen hier und Stein zu sein.
Ja, deinetwegen schwiegen wir bis nun.

Du lebst, wir wußten's; trotzdem ließen wir
Nichtsehns, Nichtfühlens hohe Wohlthat dir —
Doch läßt dein Engel dich auch jetzt noch ruhn?

Swinburnes republikonisches und atheistisches Glaubensbekenntnis ist das in einem an Shelleys Oden erinnernden Versmoße geschriebene Gedicht Hertha, in der wir wohl Richard Wagners Erdo, „der Welt weisestes Weib", wiederkennen dürfen. Sie spricht zum Menschen unter vielen Bildern von seiner Richtigkeit und der Nichtigkeit seiner Götter; so stellt sie sich als Lebensbaum dar:

Doch kein Gott, den ihr macht
Und zum Gotte erhebt,
Der do weint und der locht,
Der da zürnt und der bebt,
Ist mehr als der Wurm dieser Borke, die obfällt: er stirbt, wenn ihr lebt.

In Blitze gehüllt,
Mit den Wundern beschwingt,
Vam Donner umbrüllt,
Van Mysterien umringt,
Bebt Gatt, und die Engel sind weiß van der Furcht, die ihn plötzlich bezwingt.

Seine Dämmerung kam auf ihn,
Er bangt um sein Reich,
Seine Geister sehn gram ouf ihn,
Sein Schmerz mocht sie bleich:
Die Stunde, sie schließt sein unendliches Johr, und es fällt ihn ihr Streich.

Nun vom Gott ihr befreit,
Nun ihn Wahrheit begräbt,
Giebt euch Neues die Zeit,
Wos euch stärkt und erhebt:
Republik, die geliebteste, Liebe, die Freiheit erweckt und die lebt.

Schon diese wenigen, aus ihrem Zusammenhang herausgerissenen Strophen lassen begreiflich erscheinen, doß nach Tennysons Tode nicht Swinburne, sondern der herzlich unbedeutende Austin poeta laureatus wurde; sie zeigen ober auch, wie sehr sich seine politische Lyrik von der kleinerer Poeten unterscheidet. Man kann ihn neben Pindar stellen, nur sind seine Dichtungen größer und edler in ihrer Haltung. Wie Shelley ist Swinburne, von Geburt ein Sprosse eines alten, ursprünglich wohl dänischen Adels, Republikaner aus uneigennützigster, freier Überzeugung, wie er seit seiner Jugend Atheist voll Glauben an die Menschheit, die er mit seinen Werken zur Freiheit erziehen will. Die „Lieder vor Sonnenaufgong" sind so bedeutend, daß man sogen kann, auf ihnen neben Atalanta in Calydon und Poems and Ballads I beruhe Swinburnes Ruhm, wenn nicht allein, so doch hauptsächlich.

Die Studies in Song (1874) bilden den Übergang zu der zweiten Serie Poems and Ballads; sie enthalten neben einigen sehr longen politischen Gedichten auch wieder ondere, namentlich Schilderungen des Meeres in Sturm und Stille und öder Dünenlandschaften am Gestode der Nordsee, die nur einer schreiben konnte, der selbst das Meer kennt und liebt. Swinburne ist ein leidenschaftlicher Schwimmer, als Jüngling liebte er es, vom Brandungsschoum umflockt, von Klippe zu Klippe zu springen; diese Freude am Meer beseelt seine Dithyrambe Off Shore, das klassische Gedicht zum Preise des Schwimmsports. Außer diesen Dichtungen enthält das Buch auch noch Kinderlieder — Lieder auf Kinder, nicht für Kinder, wie ein englischer Kritiker betont —, die Swinburne auf einem völlig neuen Gebiete zeigen, von denen sich in den späteren Sammlungen stets einige finden. Eines der kürzesten diene als Probe:

Kinder.

Doß „solcher dos Reich des Himmels",
Dies Wort ist strohlender wohl
Als inmitten des Sternengewimmels
Der Glonz des Sternes om Pol.

Kein Wort in ollen den Reichen
Der Erde, des Himmels trug
In sich solch göttliches Zeichen,
Seit einer die Harfe schlug.

Kein Zeichen vor gläubigem Volke
Wie vor ungläubigem wies
Je hinter zerrissener Wolke
Ein solches Paradies.

Viel Glaubensarten leben,
Doch Blut befleckte sie gleich:
O, es muß einen Himmel geben,
Ist solcher das Himmelreich!

Swinburne, der als Meister der hohen Lyrik damals schon anerkannt war, zeigte sich da in einer ungeahnten herzlichen Liebenswürdigkeit. Die Poems and Ballads II (1878) brachten eine Anzahl ähnlicher kürzerer Gedichte, alle von feinster Symbolik, nur kurze Stücke enthält der dünne Quartband A Century of Roundels (1883), der von einer Zeitschrift als A Century of Scoundrels (Hundert Schufte) angezeigt wurde und so den Anekdotenschatz der Engländer bereichern half. Die Reimbindung ist in allen diesen Rondellen dieselbe, aus dem Geleitwort ersichtliche:

Fliegt, weiße Falter, hin zum Meer,
Leicht und zart, vom Wind gewiegt,
Kaum zu sehn, wie ihr licht daher
Fliegt!

Die ihr dunkel der Nacht entfliegt,
Die ihr heller erstrahlt, o wer
Achtet des Schimmers, der auf euch liegt?

Sanft wie ein leiser Seufzer der,
Der wie ein Lied, das lachend siegt,
Jedes zum Port, wo es gerne wär,
Fliegt!

In solchen Elfzeilern spricht der Dichter die erhabensten, tiefsten, wie die lieblichsten Gedanken aus. Für uns Deutsche sind von besonderem Interesse die drei Rondelle auf Richard Wagners Tod, denen sich eines auf „Lohengrin“ und ein anderes auf „Tristan und Isolde“ anreiht. Eines von diesen finde hier eine Stelle:

Ein Klagen tönt, als schwebten erdenwärts
Nachtstunden wehbeschwingt; kein Mund verhöhnt,
Daß rings, als schwände Hoffnung, Lust und Scherz,
Ein Klagen tönt.

Unwerter bleibt zurück die Welt, entkrönt,
Da nimmer nun in hohem Sang sein Herz
Geburt und Tod und Nacht und Tag versöhnt.

Wie Flöten weich, stark wie Posaunenerz,
Von Wind durchtaust, von Donnerhall durchdröhnt
War, was er sprach, für den in einem Schmerz
Ein Klagen tönt.

Es ließe sich eine besondere Studie über Swinburnes Verwandtschaft mit Richard Wagner schreiben: ich erinnere an Hertha, an das Tannhäuserlied Laus Veneris. Hierzu kommt noch, daß Swinburne auch die alte gälische Mär von Tristan und Isolde behandelt hat. Sein Tristram of Lyonesse erschien mit anderen Gedichten vereint 1882. Dieses Epos ist neben Gottfried von Straßburgs unsterblichem Werke und Richard Wagners Musikdrama die bedeutendste, vollendetste Behandlung der oft wiedererzählten Aventiure; sie stellte Swinburne in die erste Reihe der englischen Epiker und ward von der Kritik fast ohne Vorbehalt als Meisterwerk anerkannt. Der Dichter hält sich wie schon in Laus Veneris an französische Quellen, ohne Gottfried zu berücksichtigen, wodurch er sich eine gewisse Selbständigkeit bewahrte. So erzählt er die Begebenheit mit dem Liebestrank ganz anders als der Straßburger Meister, vielleicht weniger wahrscheinlich, aber ebenso poetisch. Tristan (Tristram) bringt Isolde (Iseult) in dem Schiffe „Schwalbe“ übers Meer zu König Marke (Mark), für den er sie freite. Rasch ging es zuerst dahin durch die linde Sommernacht; Tristan spielte die Harfe und sang, dann wieder erzählte er von König Arthurs Hof und seiner Ritterschaft; Isolde hörte zu. Allmählich ward es Tag.

Da hüpft' ihr Herz in ihr; sie schwebte hin
Durchs Morgenrot mit Leben, Geist und Sinn:
Ihr Mund sog ein die helle, scharfe Luft,
Wie Rosen süß und voller Meeresduft,
Ihr Aug sog ein des Ostens Jubelglanz,
Das Flammenmeer, sog ein den Himmel ganz ...
Ein Brand durchglühte ihre Seele tief,
Der flackernd ihr in Fuß und Hand verlief.
Nun brach des Morgens Knospe groß und hehr,
Und einer Blume glich auf glühdem Meer
Der Sonnenball, erst halb der Flut enttaucht
Der Morgen schwellte, wie ein Feuer raucht.
Da blühte auf, von dieser Stund umloht,
Die mystische Blume ihrer Seele groß und rot,
Die Knospe ihres holden Geistes ward
Zur Rose, und, die frühlingslang geharrt,
Die volle Rose ihrer Weiblichkeit,
Entquoll der Hülle flammenrot, befreit.
War's Ohnmacht, daß so wallt' ihr Maienblut?
Mai ward's in ihr und brachte Juniglut.

Aber bald wurde der Wind rauh, und die See ging hoch. Tristan selbst ergriff das Ruder, und als er zu trinken begehrte, suchte Isolde nach einem Trank. Der schlafenden Brangäne nimmt sie das Gefäß mit dem für Marke bestimmten Minnetrank, das sie an ihrem Busen barg, und bringt ihn selbst dem Helden.

Der Becher war
Ihr Galahault* und die ihn reichte dar.
Nicht braucht' es süße Rede, andre Hand,
Um Mund an Mund zu laden; jedes stand
Zuckend wie ein getroffner Vogel dort;
Aug starrt' in Aug, und keines fand ein Wort,
Bis Hand der Hand und Haupt dem Haupt genaht.
Nacht war's um sie, doch hell im Süden trat
Die Sonne vor aus grauem Wolkengrund —
Vier Lippen wurden da ein heißer Mund.

Auf diese letzte Zeile nimmt der Schluß Bezug. Tristan hat, von König Marke aus dem Lande verbannt, in Britannien die „weißhändige" Isolde zum Weibe genommen, ohne ihr mehr als dem Namen nach Gemahl zu sein. Er denkt noch stets an die „blonde" Isolde, die seinetwegen in Tintagel weint. Die Liebe der „weißhändigen" Isolde verwandelt sich unterdessen in Haß, und als er von einer Fahrt tödlich verwundet heimkommt und ihren Bruder nach der blonden Isolde aussendet, die ihn schon einmal heilte, und ihm befiehlt, wenn sie mitkommt, ein weißes Segel, wenn sie fern bleibt, ein schwarzes zu hissen, beschließt sie, auf Tristans Frage, welches von beiden sie nahen sehe, zu sagen, das schwarze komme zum Strand. Sie thut es.

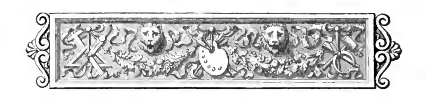
Aufspringen wollt er, sehn und sprechen, weh!
Dazwischen trat der starke Tod, und jäh
Umschloß sein Haupt die Nacht wie kaltes Erz;
Tristan lag tot: gebrochen war sein Herz.
Da brach in Klagen aus, wer dies vernahm.
Und sieh, das Schiff mit weißen Segeln kam,
Und Ganhardin stieg eilig an das Land
Und führte schnell mit ehrerbietiger Hand
Isold vom Schiff ans Ufer. Doch davor
Den lauten Weheruf vernahm ihr Ohr,
Hatt es ihr Herz gehört. Sie eilte fort
Und suchte keine Zeugen für das Wort,
Sie trat zum Toten ein und neigte mild,
Als wie zum Quell, der allen Durst ihr stillt,
Ihr Haupt zu ihm, erschauernd, todeswund —
Vier Lippen wurden da ein stummer Mund.

Eine zweite epische Dichtung in einem überaus komplizierten Versmaße veröffentlichte Swinburne 1896, The Tale of Balen, ein Gedicht aus dem Kreise der Tafelrunde, das er seiner Mutter widmete, die ihm noch in demselben Jahre der Tod entriß. Schon der Stoff dieser Mär steht uns viel ferner, außerdem vermag er auch weniger menschlich zu interessieren.

Von Swinburnes neueren und neuesten Lyrikbänden nenne ich noch A Midsummer Holiday and other Poems (1884) und Astrophel and other Poems (1894) als die bedeutendsten. Swinburne hat auch in ihnen nichts wesentlich Neues geboten, aber die erste Sammlung enthält Seestücke, die jenen in Studies in Song und in Tristram of Lyonesse nicht nachstehen, und die zweite eine Reihe vorzüglicher Sonette auf Bühnenwerke der elisabethinischen Zeit, die ein Zeugnis von Swinburnes gründlicher litterarischer Bildung ablegen. Es dürfte wenige geben, die diese reiche Litteratur so vollkommen beherrschen. Was er sonst noch in Prosa schrieb, ist alles tief durchdacht, manchmal zu ekstatisch, immer geistreich und anregend. Es sind nur Studien über Victor Hugo, über George Chapman, den Homerübersetzer, über die Charlotte Brontë, Shakespeare und Ben Jonson und William Blake, den bizarren und oft doch so gewaltigen painter-poet, den die Präraffaeliten erst wieder entdeckten, außerdem Schriften zur Verteidigung seiner Kunst und der seiner Freunde Rossetti und Morris, welche drei man als Vertreter einer „fleischlichen Schule" bezeichnet hatte, endlich einige politische Artikel, die in mehreren Bänden gesammelt vorliegen und ihrem Autor in England den Ruf eines der ersten Prosaschriftsteller der Gegenwart sichern. Es ist etwas Blendendes, Faszinierendes in Swinburnes Prosa, sie ist so poesiedurchtränkt, daß ihr nur Rhythmus und Reim fehlt, um volle Poesie zu sein. Wer sich in ihrem Banne befindet, muß seinen eigenen Stil sich erst wieder zurückerobern.

Mit welchen Werken Swinburne sein Volk und die Welt noch beschenken mag, sein weites Gebiet wird er schwerlich noch mehr erweitern. Dabei wird er wohl immer für die große Mehrzahl der Kunst- und Litteraturfreunde der große Unbekannte bleiben, der er von Anfang an war, oder in der Zukunft noch an Ruhm gewinnen; denn es giebt nur allzu wenige in unserer im Tagestreiben aufgehenden Zeit, deren Streben auf so hohe, ewige, feste Ziele gerichtet ist wie das seine.

* Der Vermittler zwischen Lancelot und Ginevra. Vergl. „Galeotto fu il libro et chi lo scrisse", Div. Comm. Canto V.



Die Kunst in der Schule
und das Kunstverständnis des Volkes.

Von

Karl Zetzsche.

(Nachdruck ist untersagt.)

Man fordert eine Kunst für das Volk. Man beklagt den Mangel an Kunstempfinden und Kunstinteresse in unserm Volke und beklagt die gleichgültige und kritiklose Hinnahme der erbärmlichsten Öldrucke wie der geschmacklosesten Erzeugnisse unserer Industrie, die ein kräftiges Aufblühen der Kunst und des Kunstgewerbes unmöglich macht. Man spricht auch fortwährend von der Notwendigkeit, das Volk und vor allem die Jugend zu besserem Kunstgeschmack zu erziehen, und glaubt dies zu erreichen, indem man den Zeichenunterricht ändert, d. h. eine andere Methode einführt und die Schulstube mit Bildern schmückt, damit sie nicht mehr „so öde und charakterlos“ aussehen soll und das Kind „sich daran gewöhne, einen solchen Schmuck durch die Kunst als einen unentbehrlichen Bestandteil seiner Umgebung zu betrachten.“

Aber man denkt nicht daran, daß die Interesse- und Urteilslosigkeit der weiten Schichten unseres Volkes nicht durch vereinzelte Ursachen, wie eine unzweckmäßige Methode des Zeichenunterrichtes und ähnliches, hervorgerufen sein können, daß vielmehr eine so allgemeine Erscheinung aus dem Zusammenwirken vieler Faktoren, wenn nicht aus der Gesamtrichtung unseres bisherigen Entwickelungsganges entsprungen sein muß, und daß deshalb eine Abhilfe auch nicht durch vereinzelte Maßnahmen aus der Initiative und noch dem persönlichen Geschmacke einzelner geschaffen werden kann.

Will man ernstlich und mit Aussicht auf wirklich nennenswerte Erfolge an eine Erweckung und Hebung des künstlerischen Geschmackes in den breiten Schichten unseres Volkes herantreten, so wird man weit ausgreifen und zielbewußt Schritt für Schritt vorwärts gehend den Kampf gegen den Unverstand und die Teilnahmlosigkeit auf der ganzen Linie zugleich aufnehmen müssen, will man nicht durch unklare und sich widerstreitende Einflüsse statt der ersehnten allgemeinen Bildung eine Verbildung auf einzelnen Gebieten ins Kraut schießen sehen.

Auch darf man sich nicht auf die ärmeren Schichten des Volkes, die Arbeiter- und Landbevölkerung beschränken, die an unserer bisherigen Kunstentwickelung völlig unbeteiligt sind und höchstens die letzten Auflagen der Surrogatkunst zu Ramschpreisen aufnehmen, nachdem die Mode bereits wieder auf etwas anderes übergegangen ist.

Viel wichtiger, aber auch viel schwieriger wird es sein, den Geschmack der sogenannten gebildeten Kreise zu läutern und zu heben. Wichtiger, weil in deren eigener Lebenshaltung doch immer einige Mittel für den Schmuck der Behausung aufgewendet werden, und weil das Vorbild dieser Kreise, namentlich in kleineren Städten und auf dem Lande, wieder die übrige Bevölkerung beeinflußt; schwieriger, weil hier das Interesse für die künstlerische Ausgestaltung unserer Umgebung zwar vielfach vorhanden, aber meist derart verkrüppelt ist, daß es sich zu häufig lediglich in gesteigerter Geschmacklosigkeit äußert.

Man braucht sich ja nur zu vergegenwärtigen, in wie vielen Behausungen der Schmuck

der Wohnung lediglich aus einem Sammelsurium von Warenhausartikeln und Werken des blutigsten Dilettantismus besteht, um zu erkennen, wie tief eingefressen dieser Schaden ist und welche gewaltigen Anstrengungen nötig sein werden, daran etwas zu ändern.

Die Herrschaft des Warenhauses und des unfruchtbaren, selbstgefälligen Dilettantismus in den sogenannten gebildeten Kreisen ist aber nicht nur der bezeichnende Ausdruck der gegenwärtigen Lage, sondern giebt zugleich den Schlüssel zum Verständnis der tiefer liegenden Ursachen.

Nicht bloß die immer mehr die Solidität des deutschen Bürgerhauses untergrabende Sucht, mehr zu scheinen als zu sein, und die kindliche Freude am Talmischmuck sind es, welche das Kaufen in den Warenhäusern erklären, sondern im Grunde genommen eine unglaubliche Verständnislosigkeit für die einfachsten Qualitätsunterschiede in der Warenerzeugung. Wie weit diese Verständnislosigkeit geht, kann sich wohl kaum jemand vorstellen, der nicht wie der Verfasser, ein mit den verschiedensten Handwerkern und Kunsthandwerkern zusammenarbeitender Architekt, jahraus jahrein Gelegenheit zur unauffälligen Beobachtung hat.

Kann man sich wundern, daß Leute, die kein Verständnis haben für saubere Arbeit, die vielleicht eine zusammengenagelte Kiste mit aufgeleimten Verzierungen nicht zu unterscheiden vermögen von einem sorgsam nach allen Regeln der Kunst zusammengefügten Möbel, Ramschbazarware kaufen, die sie ja so viel hübscher und so viel billiger bekommen als die einfache aber solide Arbeit, für welche der Handwerker „so unverschämt hohe" Preise fordert? Für das Fassungsvermögen und den Schönheitssinn dieser Leute genügen eben auch die so sinnig aus Stärkekisten und bronzierten Garnrollen zusammengebauten Ziermöbel, zu deren Selbstanfertigung der Dilettant die nötige Anleitung in den Modejournalen findet. Und von diesen ist der Übergang zu den übrigen Werken des Dilettantismus, der mühelos und ohne irgend welche technische und künstlerische Schulung malt, brennt, treibt und modelliert und zwar nicht zum eigenen bescheidenen Vergnügen, zum Zeitvertreib oder Zeitverderb, sondern „um seine künstlerische Persönlichkeit durchzusetzen," von selbst gegeben. In diesem Milieu kann denn auch nur eine Sorte von Kunst Aufnahme finden, die von den eigenen Leistungen in Bezug auf Können nicht allzu verschieden, in der Anmaßung aber noch überlegen ist.

Ganz abgesehen von den empfindlichen Nachteilen, welche diese absolute Urteilslosigkeit der großen Masse des kaufenden Publikums in wirtschaftlicher Beziehung für den Käufer wie für die Industrie bringt, entzieht sie dem leistungsfähigen Handwerk immer mehr Boden, so daß alle bisherigen Anstrengungen zur Hebung und Kräftigung desselben vergeblich erscheinen. Ohne ein gesundes, auf tüchtigem konstruktivem Können begründetes Handwerk kann aber, das lehren alle Epochen der Kunstgeschichte, auch keine Handwerkskunst, kein Kunstgewerbe wahrhaft erstarken und blühen. Die Handwerkskunst und die Erzeugnisse des Kunstgewerbes wiederum bilden die Vermittler zwischen dem gesamten Volke und der hohen Kunst. Ihre Entwickelung giebt den praktischen Maßstab, wie weit die künstlerischen Gedanken und Bestrebungen Gemeingut des Volkes geworden sind.

Will man daher im Volke Kunstverständnis und Bedürfnis nach echter Kunst erwecken und die heranwachsende Generation in diesem Sinne beeinflussen, so wird man weit umfassendere Mittel anwenden und viel einschneidendere Änderungen in unserer Erziehungsmethode vornehmen müssen als etwa durch den Bilderschmuck der Schule. Mag die Freude an einem schönen Bilde noch so veredelnd auf das Kindergemüt einwirken, der nachhaltige Einfluß, der aus der wiederholten Betrachtung eines guten Bildes hervorgehen kann, wird allein dem Kinde weder Kunstverständnis vermitteln, noch zur Bekämpfung der angedeuteten Mißstände erheblich beitragen. Vielmehr ist es nur zu wahrscheinlich, daß im besten Falle infolge dieses Einflusses in der Durchschnittswohnung ein gutes Bild in die unveränderte sonstige Umgebung hineingehängt wird und daß als natürliche Folge davon sehr bald nicht der höhere Kunstwert des Bildes eine künstlerische Hebung der Umgebung, sondern die minderwertige Umgebung den Ersatz des guten Bildes durch eine wieder um einige Stufen tiefer

stehende Erwerbung aus dem Warenhause veranlassen wird.

Ein wirklich künstlerisches Empfinden — nicht das zufällige Verstehen und Genießen eines einzelnen Kunstwerkes — kann aber im Volke erst dann erwachen, wenn letzteres wenigstens das Gefühl für die leitenden Elementargrundsätze der angewandten Kunst wiedergewonnen hat. Das Volk wie das Kind verlangt zunächst Positives, nicht abstrakte Begriffe. Solange im Volke kein Verständnis dafür zu finden ist, daß die künstlerische Gestaltung eines Gegenstandes nicht in der willkürlichen äußeren Form, sondern in der logischen Entwickelung der Gebrauchsform, in der dem Material und seiner Technik entsprechenden Bearbeitung begründet ist und daß aus beiden erst die Zierform hervorgehen kann, solange werden alle künstlerischen Erziehungsversuche ohne wirklich praktische Ergebnisse, ohne nachhaltigen Einfluß auf die Wahl der Geräte, auf die Ausstattung der Wohnung und auf die ganze Lebenshaltung verlaufen.

Deshalb fasse man alle Mittel zusammen, um unserem Volke zunächst eine positive Grundlage für eine künstlerische Erziehung, für ein Kunstempfinden im wahren Sinne des Wortes zu geben, indem man zuerst die Interesselosigkeit und Mißachtung gegen die Handwerkskunst bekämpft und dem Kinde schon Verständnis für diese oder jene Fertigkeit beibringt. Die Schule bietet dazu ja reichlich Gelegenheit. Schon im Anschauungsunterricht kann dem Kinde mit Hilfe von guten Wandtafeln und unter Vorzeigung von Beispielen der Unterschied zwischen den falschen und den tektonisch und künstlerisch richtigen Formen unserer Gebrauchsgeräte und Möbel klar gemacht und diese Belehrung im Zeichenunterricht fortgesetzt werden, wie etwas Ähnliches bezüglich der Ornamentformen und einfacher Farben-Zusammenstellungen bereits im Zeichenunterricht sächsischer Schulen stattfindet.

Auch in den preußischen Schulen ist neuerdings eine Einrichtung getroffen, welche direkt in dieser Richtung zu wirken bestimmt ist und dankbare Anerkennung verdient. Durch eine Kommission von Lehrern der Berliner Kunstschule ist nämlich eine größere Anzahl von Zeichenmodellen ausgewählt worden, bestehend aus geeigneten kunstgewerblichen Arbeiten der verschiedensten Techniken. Diese werden an Stelle der Zeichenvorlagen nicht nur in gewerblichen Fachschulen, sondern in den Bürger- und Töchterschulen benutzt und bieten den doppelten Vorteil, daß der Schüler nach dem interessanteren Stücke mit mehr Lust und Liebe zeichnet als nach der gedruckten Vorlage oder dem Gipsabguß, und daß gleichzeitig in ihm das Interesse für die betreffende kunstgewerbliche Technik geweckt wird.

Eine Erklärung der einfachen tektonischen Grundsätze, nach denen die Gebrauchsformen sich entwickeln, einzelne Hinweise auf die durch die Verschiedenheit des Materials und der Technik gebotenen Unterschiede in der Verzierung wird wohl jeder Lehrer nach einiger Vorbereitung in befriedigender, den Kindern verständlicher Weise zu geben vermögen, jedenfalls aber viel leichter als eine Erklärung der künstlerischen Eigenschaften eines Bildes. Dem Kinde aber wird damit etwas Greifbares gegeben, ein Gedankengang, den es überall fortspinnen und dessen Folgerungen es an allen Gegenständen seiner Umgebung prüfen kann.

Während nun im Anschauungsunterricht das Auge auf die Unterscheidung der falschen und richtigen Formen hingelenkt und im Zeichenunterricht das Sehen verschärft und die Hand in der Wiedergabe des Erfaßten geübt, zugleich auch dem Kinde beim Zeichnen selbst bewiesen wird, daß die logisch richtig entwickelte Form durchweg die einfachere und natürlichere, auch in ihrer Linienführung klarere ist, soll in einem erweiterten obligatorischen Handfertigkeitsunterrichte Übung im Arbeiten, im Gebrauch von Werkzeugen u. s. w., vor allem aber die Fähigkeit, irgend etwas wirklich exakt fertigzustellen, erlangt werden.

Leitet man das Kind von früher Jugend an zu derartigen, je nach Alter und Kräften verschiedenen Arbeiten an, so wird man ihm auf die zweckmäßigste und nachhaltigste Weise für das Leben Verständnis und Achtung für jede saubere und in sich vollendete Arbeit anerziehen; man wird ihm den Blick für den Qualitätsunterschied in der Warenerzeugung schärfen, damit es später bei der Auswahl seiner Gebrauchsgegenstände nicht von dem trügerischen Aufputz sich blenden

läßt und die einfache und sollde Arbeit verschmäht. Der einmal geweckte Sinn für das Gute wird also auch den Geschmack beeinflussen, und mit der Erkenntnis der Hohlheit wird das Sichabwenden vom äußeren Schein Hand in Hand gehen.

Die Schule kann noch mehr thun in dieser Richtung. Wie man in einzelnen Baugewerkschulen angefangen hat, den angehenden Bautechnikern die Vorteile und Nachteile der verschiedenen Fensterbeschläge praktisch vor Augen zu führen, indem man sie nebeneinander zum Gebrauche anbringt, so sollten in jeder Schule das Gerät und die in Betracht kommenden Bauteile nach den Grundsätzen künstlerischer Durchbildung so ausgewählt und ausgestaltet werden, daß sie in dem praktischen Anschauungs- und Überzeugungsunterricht als Beweisstücke dienen können. Zweckmäßige Thürgriffe, ganz einfach aber vollendet gearbeitete, dauerhafte und bequeme Möbel sind das Nächstliegende, die ganze Ausstattung der Schule, ihre Raumwirkung, die Sauberkeit und solide Ausführung des ganzen Gebäudes, das alles wirkt an sich und läßt sich dem Kinde gegebenen Falles in einer Weise vor Augen führen, daß es daraus Nutzen für seine Geschmacksbildung zieht.

Während so der Geschmack der heranwachsenden Generation geläutert wird, sorge man andererseits dafür, daß der geläuterte Geschmack auch seiner Auffassung entsprechende Gegenstände finde. Hier bietet sich z. B. ein weites und dankbares Arbeitsfeld für die zahlreichen Fach- und Kunstschulen. Auch sie gehen ja erfreulicherweise in ihrem Unterricht immer mehr von der Theorie zum Praktischen über durch die Einrichtung von Lehrwerkstätten, in denen die Schüler ihre Ideen vom Papiere in die Wirklichkeit übersetzen lernen. Besser und nutzbringender für die Gesamtheit als alle Ausstellungsarbeiten würde für diese Lehrwerkstätten die Aufgabe sein, einfache Gebrauchsgeräte, einfache billige Wohnungseinrichtungen in mustergültiger Arbeit und Form auszuführen als Vorbilder für die Schulen und als Vorbilder für die zahlreichen tüchtigen Handwerker, denen meistens Mittel und Zeit für die Ausarbeitung solcher Modelle fehlen.

Es mag ja ganz gut sein, wenn durch Staatsaufträge und besondere Vergünstigungen den Fachklassen unserer kunstgewerblichen Lehranstalten die Gelegenheit geboten wird, besonders kunstreiche und kostbare Arbeiten auszuführen. Dies mag für die Lehrer eine besondere Befriedigung gewähren und für die Leistungsfähigkeit der Werkstatt ein glänzendes Zeugnis ablegen. Aber man sollte nicht vergessen, daß diese Schulen doch in erster Linie zu Nutz und Frommen des ganzen Kunstgewerbes, also der großen Anzahl selbständiger Staatsbürger und nicht als Konkurrenzanstalten höherer Ordnung für diese geschaffen sind, und daß viele tüchtige Meister ähnliche hervorragende Arbeiten nur deshalb nicht ausführen können, weil ihnen keine Gelegenheit dazu geboten wird. Nehmen daher die Fachlehranstalten solche Gelegenheiten noch besonders für sich in Anspruch, werden ihnen statt den ebenso leistungsfähigen selbständigen Kunstgewerbetreibenden noch aus Staatsmitteln besondere Unterstützungen zu teil, so sollte man so offenbare Benachteiligung der jetzigen Generation wenigstens dadurch wieder einigermaßen auszugleichen suchen, daß man in der oben angedeuteten Weise die Fachklassen in den Dienst unserer doch zum Teil unter recht ungünstigen Bedingungen um ihre Existenz kämpfenden Kunstgewerbetreibenden stellt, indem man ihnen Aufgaben überträgt, wie die Ausarbeitung von Entwürfen und Modellen, die einer Hebung des Kunstgeschmacks im ganzen Volke dienen, und für die deshalb die Aufwendung von Staatsbeihilfen unter allen Gesichtspunkten gerechtfertigt erscheinen müßte.

Würden an dieses weit ausholende System alle die Einzelbestrebungen angeschlossen, die von privater Seite bereits in uneigennützigster Weise ins Leben gerufen sind, wie die Bestrebungen für den Bilderschmuck der Schulhäuser, so würden sie alle festen Boden unter die Füße bekommen und die rechte Gelegenheit, aber auch den richtigen Maßstab für ihre Wirksamkeit zum Nutzen unseres Volkes und unserer Kunst gewinnen. Hoffen wir, daß ein solches Zusammenfassen aller Kräfte recht bald und vollkommen gelingt!



Litterarische Rundschau.

Seit Jahren ist es uns zu einem lieben Brauch geworden, die „Litterarische Rundschau“ des Septemberheftes, das kurz vor Goethes Geburtstag zu erscheinen pflegt, mit einem Überblick über die Goethe-Litteratur des verflossenen Jahres zu beginnen. Kaum je wieder wird es uns freilich vergönnt sein, dabei das Auge über eine so reiche Ernte schweifen zu lassen, wie sie das Jubiläumsjahr 1899 in die Scheuern sammelte; aber es fragt sich, ob wir darüber ernstlich trauern sollen. So viel Gutes und Wertvolles damals gediehen ist, es war doch unter dem Massenhaften auch viel Spreu, die schon auf der Tenne verwehte, und mancher, der Jahre hindurch still an einer Forschung über Goethisches Schaffen gearbeitet oder an einem persönlichen Bekenntnis über ihn und seine Weltanschauung gesonnen hatte, scheute sich, die Früchte dieses Forschens und Sinnens in einem Augenblick auf den Markt zu bringen, wo dieser von den Stimmen der Höker und Kärrner am lautesten widerhallte und das Schlagwort „aktuell“ alles das beiseite schob, was sich nicht in den Dienst des Tages stellte. Heute sind Nachblüte und Nachwehen dieses im bösen wie im guten Sinne „erhöhten Momentes“ überwunden, und so erscheint es nur natürlich, wenn jetzt anstatt der behenden, schillernden Eintagsfliegen und farbenblinkenden Sommervögel, die der Jubiläumstag flügge gemacht hatte, wieder die befiederten Vögel, allen anderen voran der gelehrte Vogel der Minerva, ihr Nest unter seinem Dache bauen. Herrschten damals die Broschüren, die „Festschriften“ und die „Lokalbeiträge“, so tritt jetzt wieder die wissenschaftlich fundierte Forschung und die umfassende Gesamtdarstellung in den Vordergrund. An erster Stelle aber haben wir auch diesmal ein paar gute Ausgaben von Goethes eigenen Schöpfungen zu erwähnen, die immer das Beste bleiben werden, womit seinem Genius gedient werden kann.

Das Kostbarste allem anderen voran! Von Adolf Schölls Ausgabe **von Goethes Briefen an Frau von Stein** liegt jetzt die dritte umgearbeitete Auflage, besorgt von Julius Wahle, vollständig vor (Frankfurt a. M., Litterarische Anstalt, Rütten u. Loening). Wie den ersten, so heißen wir jetzt auch den zweiten, abschließenden Band (geb. 8,40 Mk.) mit schrankenloser Anerkennung willkommen. Das Charakteristische dieser Ausgabe ist ja die Einreihung von Goethes Briefen aus Italien und die Mitteilung von Billets der Frau von Stein an Goethe, die teils lose erhalten, teils in die Quartalhefte der an Goethe gerichteten Briefe eingeheftet sind. Das älteste der erhaltenen Billets stammt aus dem August 1794, das letzte schrieb Charlotte von Stein an dem letzten Geburtstage Goethes, den sie erlebte: am 28. August 1826. Es hat den leisen Klang der Ahnung nahen Todes: „Tausend Glück und Segen zum heutigen Tag. Mögen die Schutzgeister auf dem himmlischen Reichstag befehlen … daß alles Liebliche und Gute Ihnen, geliebter Freund, erhalten werde und mit aller Hoffnung aufs Künftige ohne Furcht verbleibe, mir aber erbitte ich, verehrter Freund, Ihr freiwilliges Wohlwollen auf meiner noch kurzen Lebensbahn. Charlotte v. Stein geb. v. Schardt.“ Nicht die gesamte Menge dieser oft inhaltslosen Blätter ist abgedruckt worden, wie sich denn die in jeder Beziehung würdige Ausgabe überhaupt einer schlichten Beschränkung auf das Sachliche und Bedeutsame befleißigt, sondern nur eine Auswahl: 66 Billets, die sich leicht und ungezwungen einfügen und die durch manches hübsche Wort, in dessen Tiefen eine Erinnerung an Vergangenes zittert, feine Züge zu dem Bilde der Dichterfreundin beisteuern. Wer dieses unvergleichliche Denkmal heißer Liebe und mildverklärter Freundschaft genießen will, wie es genossen werden muß: wie eine Dichtung, der wird es dankbar begrüßen, daß nicht nur jedem neuen Briefjahr eine orientierende und kurz zusammenfassende Einleitung vorangeht, sondern daß von 1789 an die einzelnen Briefe auch durch eine verbindende Darstellung verbunden erscheinen. Als Schmuck sind dem Bande beigegeben: die bekannte Doppelsilhouette Goethes und des kleinen Fritz Stein und die gleich ihr aus der französischen Ausgabe von Lavaters Physiognomik stammende Silhouette der Frau von Stein. Dazu gesellt sich die Nachbildung des neu aufgefundenen Elfenbein-Miniaturgemäldes aus dem Goethe-Nationalmuseum, wie sie auch unsere „Monatshefte“, auf die hier

Bezug genommen wird, im Maiheft 1900 mit den anderen erhaltenen Porträts der Frau von Stein bereits brachten. Der nicht fehlende „Anhang“ bringt außer den nötigen erläuternden Anmerkungen und einem Personenverzeichnis den Abdruck von Frau von Steins Trauerspiel „Dido“.

Für eine neue **Gesamtausgabe von Goethes Werken**, die im Bibliographischen Institut (Leipzig und Wien) zu erscheinen beginnt, haben sich Professor Dr. Karl Heinemann und Professor Dr. E. Elster als Herausgeber mit mehreren anderen Fachgelehrten verbunden. Es soll eine kritisch durchgesehene und erläuterte Ausgabe werden, die die neuesten Ergebnisse der weitverzweigten Forschung, wie sie namentlich in der Weimarer Sophienausgabe niedergelegt sind, in gedrängter Form zusammenfaßt. Die am Schlusse eines jeden Bandes abgedruckten litterarhistorischen Anmerkungen wollen weiten Kreisen zugänglich machen, was zu einem großen Teil bisher auf die kleine Schar der „stillen Gemeinde“ beschränkt geblieben war. „Durch Eigenes wie Angeeignetes bescheiden dienend, wollen sie dazu beitragen, für den größten Dichter der letzten Jahrhunderte, für den Leben weckenden Befreier unseres Volkes das Verständnis zu vertiefen, die Liebe zu mehren.“ Wie der vorliegende erste Band, die von Professor Heinemann besorgten **Gedichte**, zeigt, ist die Ausgabe derart eingerichtet, daß sie den Bedürfnissen verschiedener Leserkreise genügt: in der kurzen von Heinemann verfaßten Biographie dieses ersten Bandes, einem Muster von schöner Klarheit und energischer Gedrängtheit, dessen sich der Verfasser der großen Goethe-Biographie nicht zu schämen braucht, sowie in den Einleitungen zu den einzelnen Werken und den den Text begleitenden Fußnoten wird alles das geboten, was weiteren Kreisen zum Verständnis von Goethes Gedichten erforderlich sein mag; diejenigen, welche jedoch das Bedürfnis fühlen, in die überaus reiche Litteratur über Goethe eingeführt zu werden, finden in den Anmerkungen am Schlusse der Bände ausgiebige Belehrung und Hinweise auf alle belangreichen Schriften und Aufsätze. Die Ausstattung ist so vornehm, schlicht und gediegen zugleich, wie man es einer Goethe-Ausgabe nur wünschen mag. Nur die Reproduktion der Kraus'schen Radierung nach dem bekannten Goethe-Porträt von Stieler erscheint leider arg mißlungen.

Und so legt euch, meine Lieder,
An den Busen meinem Volke —

mit diesen Goethischen Versen bringt sich die neue „Meyersche Klassikerausgabe“ der Gedichte Goethes dem ganzen deutschen Volke dar; für Liebhaber und kunstverständige Litteraturfreunde bestimmt sich dagegen die bei aller Einfachheit der Ausstattung höchst aparte Ausgabe, die der Verlag der „Insel“ (bei Schuster u. Loeffler, Berlin und Leipzig) von dem **Märchen und der Novelle Goethes** veranstaltet hat. Die Herausgeber der „Insel“ eröffnen mit diesem Bande eine Reihe von Ausgaben, die, wenn sie auch nicht gerade Kuriosa genannt werden können, doch eine gewisse Eigentümlichkeit des Inhaltes oder der Form an sich haben, die eine Popularität im weitesten Sinne von vornherein ausschließt. Das Unternehmen soll zwei Serien von unbekannteren Werken der älteren deutschen Litteratur umschließen: solche in ungebundener und solche in gebundener Rede. Wie jene von der Goethischen Novelle, so wird diese von Immermanns „Merlin“ eröffnet — hier wie dort ein glückverheißender und geschmackverbürgender Anfang. Die Ausstattung, weder prunkvoll noch bizarr, umgiebt sich durch eine diskrete Altertümlichkeit in Format und Farbenmuster mit einem feinen Hauch der Intimität, so daß diese Ausgaben auch für die gewähltesten und vornehmste Bibliothek ein ganz besonderer Schmuck zu werden versprechen.

Zu den erfreulichsten Erfahrungen, die dem Beobachter des Wachstums Goethe-Schillerschen Einflusses auf unsere Volksmassen beschieden sein können, gehört die Thatsache, daß der Kreis dessen, was von der geistigen Hinterlassenschaft der beiden Unsterblichen als populär gilt, sich allmählich immer weiter ausdehnt. Wie ein in gesunder Kraft aufstrebender Baum setzt er Ring um Ring an. Noch vor wenigen Jahren erschien den meisten der **Briefwechsel zwischen Goethe und Schiller** weit mehr als ein nur litterarhistorisch wertvoller Kommentar zu ihrem Leben und Schaffen denn als selbständig zu würdigendes Dokument ihres Gedankenlebens. Heute erkennen wir darin mit Goethe endlich die große „höchst erbauliche“ Gabe, „die den Deutschen, ja ich darf wohl sagen, den Menschen geboten wird“, eine Gabe, die gerade so gut zu den „klassischen Werken“ gehört wie der „Faust“ und der „Wallenstein“. Ein beredtes Zeugnis für diese im Interesse einer einheitlichen Erfassung des Goethe-Schillerschen Geistes nicht freudig genug zu begrüßende Thatsache ist der Umstand, daß sich nunmehr auch Reclam entschlossen hat, den Briefwechsel seiner bekannten, weitverbreiteten „Universal-Bibliothek“ einzuverleiben. In drei gefälligen Oktavbändchen (geb. je 60 Pf.) liegt er seit Anfang dieses Jahres vor. Philipp Stein, der seiner Zeit für dasselbe Unternehmen auch Bismarcks Reden herausgegeben, hat ihn mit einer litterarhistorischen Einleitung, erläuternden Fußnoten, die namentlich über alles Biographische und Zeitgeschichtliche zuverlässigen Aufschluß geben, sowie mit einem sorgfältigen Inhaltsverzeichnis versehen. Das Ganze fußt auf der gediegenen Grundlage, die unsere regsame philologisch-historische Forschung mit Vollmers Ausgabe vom Jahre 1881 geschaffen hat, ohne sich mit einem allzu gelehrten Apparat zu belasten. Alles, was inzwischen aus der Fritz Jonasschen Ausgabe der Schiller-Briefe sowie aus den Goethe-Jahrbüchern noch hinzugekommen, ist gewissenhaft verwertet, die Schreibweise in ihrer unverfälschten Ursprünglichkeit wiederhergestellt. So werden sich die handlichen drei Bändchen nicht bloß für die Lektüre, sondern auch für wissenschaftliche Zwecke brauchbar erweisen, vor allem aber — was für lebendig zu erhaltende Geistes-

schöpfungen doch immer das Wertvollste und Ausschlaggebende — die Kenntnis des herrlichen Dokumentes der fruchtbarsten Männerfreundschaft, die unsere Litteraturgeschichte kennt, in Kreise tragen, die bisher immer noch mit einer gewissen Scheu an ihm vorübergegangen sind.

In dem Nachlaß des getreuen Eckermann, dessen unablässiger Sorge es die Welt zu verdanken hat, daß der zweite Teil des Faust ausgeführt und vollendet worden, hat Friedrich Tewes eine Bühneneinrichtung der ersten Abteilung des zweiten Teils von Goethes Faust vorgefunden. Es handelt sich um 24 Foliobogen, die von Eckermanns Hand die Aufschrift tragen: „**Faust am Hofe des Kaisers.** In drey Akten“ und die der glückliche Finder unter diesem Titel nun auch herausgegeben hat (Berlin, Georg Reimer; geb. 2,40 Mk.). Die Bühneneinrichtung, zu der der Herausgeber noch einen etwas älteren Entwurf, gleichfalls von Eckermanns Hand, hinzugezogen hat, ist im Jahre 1834 entstanden; sie war, abgesehen von der Thatsache ihrer Existenz, bisher nicht bekannt, während Eckermann die eingestreuten Bemerkungen über die „Mütter“ sowie andere kürzere Notizen bereits in seinen „Gesprächen“ verarbeitet hatte. Goethes „Faust am Hofe des Kaisers“ wurde, wie wir aus Beaulieu-Marconnays Mitteilungen im Goethe-Jahrbuche II (1881) wissen, in der vorliegenden Einrichtung in Weimar thatsächlich aufgeführt, aber erst nach Eckermanns Tode und zwar am 24. Juni 1856. Aus der Einleitung des Herausgebers entnehmen wir ferner die interessante Mitteilung, daß Eckermann in den letzten Jahren seines Lebens beabsichtigt hat, „Gespräche mit Goethe über den zweiten Teil des Faust“ herauszugeben, ein Plan, der über die ersten Anfänge schwerlich hinausgekommen sein wird. Was der Herausgeber von den erhaltenen Aufzeichnungen abdruckt, bezieht sich mehr auf Äußerlichkeiten als auf den Inhalt der Dichtung selbst. Einige Bemerkungen Eckermanns über Goethes Vortragskunst und Handschrift jedoch verdienen wohl auch hier wiedergegeben zu werden. „Schon der Ton seiner Stimme,“ versichert Eckermann, „war im hohen Grade merkwürdig! bald wie ein Gelispel, bald wie das Rollen eines Donners, durch alle denkbaren Naturlaute gehend, und dann wieder ging sie plötzlich zu ganz anderen Dingen über, wie z. B. bei dem Schnarchen der Greise (im zweiten Teil des ‚Faust‘), welches er genau nachzuahmen versuchte, wobei gewöhnlich lauter garstige Töne zum Vorschein kamen, die gequetscht und mit sichtbarer Anstrengung aus der Kehle sich vernehmen ließen; und da war es wiederum, wo er sich groß zeigte, wenn er in dem Ton der griechischen Tragödie mächtig erschütternde Dinge hervorbrachte. Am liebsten hörte man ihn jedoch, wenn seine Stimme, durch keine Leidenschaftlichkeit gehoben, im ruhigen Gang der Rede dahinrollte, wie z. B. in der Helena, wo das Geschrei der Kraniche zur Sprache kam, deren Getön aus hoher Luft herab den zuhörenden Wanderer hinaufzublicken anlockt. — So wie der Klang der Stimme eines Menschen zu seinen vorzüglichen Eigentümlichkeiten zu zählen ist, so ist seine Handschrift nicht weniger merkwürdig und zu beachten. Den ersten Teil des Faust schrieb Goethe, wie er mir vor Jahren erzählte, auf Postpapier; und zwar hütete er sich, darin die geringste Korrektur zu machen, so daß das Manuskript als ein Muster von Reinheit anzusehen war. Diese saubere Handschrift Goethes hat sich sein lebelang erhalten. Ohne Pedanterie, ohne steif zu erscheinen, wie bei einem, der nach Accuratesse strebt und dann diesem Ziel ein solches Gepräge aufdrückt, daß man es jedem Worte ansieht: es ist darauf abgesehen, eine große Nettigkeit und Sauberkeit zu zeigen und so, wie man zu sagen pflegt, stets im Sonntagsanzuge einherzugehen, weit entfernt von diesem, bewegte sich seine Handschrift durchaus frei und ungezwungen.“ — Da die Eckermannsche Bearbeitung auch sonst zwischen den einzelnen Scenen manche gescheite Bemerkung enthält, die vielleicht den Keim ihrer Anregung bei Goethe selbst gefunden hat, so wird man bei künftigen Bühneneinrichtungen des zweiten Teils des Faust, auch wenn sie sich zu der Trilogie und Teilung nicht bequemen können, an der Eckermannschen, hier nun so übersichtlich dargebotenen nicht achtlos vorübergehen dürfen.

In neuem, solidem Gewande kommt ein bekannter Unbekannter zu uns: **Faust, der Tragödie dritter Teil,** treu im Geiste des zweiten Teils des Goethischen Faust gedichtet von Deutobald Symbolizetti Allegoriowitsch Mystifizinsky (5. Auflage. Tübingen, H. Lauppsche Buchhandlung). Man kann seinem Gott auf vielerlei Weise dienen — Friedrich Theodor Vischer, der eigenwillige, trotzköpfige schwäbische Ästhetiker, glaubte, am heiligsten sei der Zorn, ein ehrlicher, handfester, bitterer Zorn, der Rute und Lauge nicht spart, und er ging hin und dichtete den „dritten Faust“. Die Parodie selbst hat uns heute kaum noch etwas zu sagen: wir haben längst die wunderbare Größe und Tiefe des „zweiten Faust“ erkennen und verehren gelernt, unsere ersten Bühnen ringen um seine würdige Darstellung, langsam beginnt er sich neben seinem älteren conciliianteren Bruder auch in das Volksverständnis und in die Volksgunst einzuschmeicheln. So möchte man versucht sein, Vischers Buch vom Teufel holen zu lassen, wenn nicht aus dieser seltsamen Offenbarung eines hyperkritischen Geistes die Liebe zu dem Dichter hell hervorleuchtete. Wem sie die Zorneswolken umhüllen, mit denen der Donnerer sich in der eigentlichen Parodie umgiebt, der wird sie doch in dem „Nachspiel“ nicht verkennen, welches das Ganze beschließt wie ein leuchtender Sonnenuntergang einen trüben Tag. „Erkrankte Liebe ist mein ganzer Zorn.“ Wie sich hier der „Unbekannte“ mit dem „alten Herrn“ auseinandersetzt, sein freventliches Unterfangen erklärt und entschuldigt und endlich in langem, begeistertem Lobeshymnus die Perlen der unvergleichlich kostbaren Kette Goethischer Dichtungen anbetend durch seine frommen Hände gleiten läßt — das ver-

söhnt reichlich und gehört auch heute noch mit zu dem Schönsten und Sinnigsten, was über Goethe gesagt worden. Deswegen allein wird man diesen sonderbaren Segensfluch immer noch gern wieder erschallen hören.

Alljährlich um Sommers Anfang wird der Goethe-Gemeinde das **Goethe-Jahrbuch** dargeboten (Frankfurt a. M., Litterarische Anstalt, Rütten u. Loening), das Organ der Goethe-Gesellschaft, die vornehmste, nur ihrer Tradition nach etwas allzu stark philologisch geartete Sammelliste für alles das, was im Laufe des Jahres über Leben und Schaffen des Unerschöpflichen in Forschung und Darstellung Neues zu Tage getreten. Auch diesmal ist der fällige Band (der XXII.) pünktlich erschienen, aber über seinen Blättern liegt ein trüber Trauerschleier: der erste hohe Protektor der Goethe-Gesellschaft, der Großherzog Karl Alexander, dessen ernstes Bildnis uns an der Schwelle des jüngsten Bandes grüßt, weilt nicht mehr unter den Lebenden. Seinem Andenken widmet Bernhard Suphan, der Direktor des Goethe-Schillerarchivs, im Auftrage des Vorstandes der Goethe-Gesellschaft einen weihevollen, aus innerer Ergriffenheit zu dichterischer Höhe emporstrebenden Nachruf; ihm schließen sich der Herausgeber des Goethe-Jahrbuches, Prof. Ludwig Geiger, und der Vorstand des Goethe-Nationalmuseums an. Aus den „Neuen Mitteilungen" verdienen die „Gedanken über Freiheit und Gleichheit", sowie die Zusammenstellung „Homerischer Übersetzungsfragmente" hervorgehoben zu werden, deren Erschließung gleichfalls Suphan zu danken ist. Außerdem erfreut Paul Bailleu durch Mitteilung eines prächtigen französisch-deutschen Briefes der Prinzessin Therese von Thurn und Taxis, in dem diese, die zweitälteste Schwester der Königin Luise von Preußen, einer vertrauten Freundin über die mit dem jungen preußischen Königspaare gemeinsam verlebten Weimarer Tage Bericht erstattet. Unter den „Abhandlungen" begegnen uns außer Beiträgen von Creizenach („Goethe als Befreier"), Veit Valentin („Goethes Freimaurerei in seinen nichtfreimaurerischen Dichtungen"), Morris („Mephistopheles") u. a. goldene Worte Rudolf Hildebrands über Goethes Lieder, über das Technische in seiner Dichtkunst und über sein Verhältnis zur deutschen Sprache, Aphorismen, die aus den Goethe-Vorlesungen des unvergeßlichen Leipziger Universitätslehrers eine treue Schülerhand glücklich gerettet hat. Im Anhang finden wir bereits den diesjährigen Festvortrag der Goethe-Versammlung abgedruckt, Prof. Richard M. Meyers feinspürige Abhandlung „Goethe als Psycholog".

Für weitere Kreise die interessanteste Gabe des diesjährigen Goethe-Jahrbuches wird jedoch ein Beitrag von Otto Harnack sein, der sich „Goethe und Lili Parthey" betitelt. Aus dem ereignisreichen Marienbader Sommer des Jahres 1823 berichten uns nämlich die glücklich erhaltenen und nun hier mitgeteilten Tagebuchblätter einer damals in holder Backfischjugend blühenden Berlinerin. Sie zeigen uns Goethe in voller Frische und Heiterkeit, unmittelbar bevor die Ankunft Ulrike von Levetzows ihn zu leidenschaftlicher Erregung fortriß und schließlich dazu führte, niemals mehr die ihm so vertraut und wertvoll gewordene Stätte in Böhmen aufzusuchen. Wir sehen den fast vierundsiebzigjährigen Dichter auf ein junges, freilich von schwärmerischer Begeisterung erfülltes Mädchen einen Eindruck hervorbringen, das es begreiflich erscheinen läßt, daß auch er selbst kurz darauf noch in „Herzensirrung" verstrickt werden konnte. Wir erfahren endlich, daß ein Gedicht, das in den Ausgaben stets mit denen an Ulrike vereinigt erscheint, thatsächlich von Goethe der jugendlichen Verehrerin gewidmet worden, die dem greisen Dichter im Auftrage des Komponisten Zelter nicht bloß einen „Gruß", sondern resolut, wie die jungen Berlinerinnen also damals schon waren, auch das getreulich übermittelte, was in unserer tausendhaften Sprache zwar nur einen unreinen Reim darauf abgiebt, zwischen den Lippen des Dichters und seiner glühenden Verehrerin damals aber sicherlich einen desto reineren Klang ergeben hat.

Die glückliche Botin war Lili Parthey, „die appetitliche Parthey", wie ihr Musiklehrer Zelter sie wohl nannte, „eine sehr zierliche, ja mehr als zierliche Berlinerin", wie Goethe sie den Seinen beschreibt. Die Geschichte weiß sonst nichts Sonderliches von ihr zu melden, als daß sie im Juli 1823 in Begleitung einer Berliner Tante die Fürstin Hohenzollern in Marienbad besuchte, durch diese mit Goethe bekannt gemacht wurde, um ihren zärtlichen Auftrag zu erfüllen, und sich dann flugs vor ihr geliebtes Tagebuch setzte, um ihm, noch glühend von dem frischen Erlebnis, das große Ereignis ihrer jungen Tage anzuvertrauen. Man wird angesichts der vierzehn engbedruckten Seiten, die ihre Aufzeichnungen im Goethe-Jahrbuch füllen, die Empfindung nicht unterdrücken können, als sei hier Feder und Papier auch für ein schwärmerisches Mädchenherz gar zu stark in Anspruch genommen, wird sich aber durch die kindliche Naivetät, die aus den Blättern sprudelt, bald versöhnt finden, zumal da alles den Eindruck vollster Wahrhaftigkeit macht und die wesentlichsten Züge der Begegnung durch Goethes freilich begreiflicherweise weit nüchternere Notizen aus jenen Tagen bestätigt werden.

Echt mädchenhaft beginnen die vom Mittwoch den 23. Juli 1823 datierten Aufzeichnungen mit einem Ausruf: „Welch ein Tag — o dio! Ich muß mich nur aller Ausrufungen enthalten, aber glücklicher war ich noch nie, und der Kulminationspunkt meiner Existenz ist vorüber. — Ich habe ihn gesehen, was will das sagen? — aber dreimal gesehen, ihn gesprochen, seine Hand gehalten, ihn geküßt, und er hat mir schöne Dinge gesagt!" So geht es drobelnd und quirlend noch eine halbe Seite weiter, bis das freudehüpfende Herz endlich den Faden der Thatsachen findet und die Schreiberin erzählt, wie sie am frühen Morgen, mit der Fürstin und der Tante vom Brunnen kommend, vor Goethes Wohnung

anlangte. „‚Hier wohnt er,‘ sagte die Fürstin. Die Fenster standen offen, sie stellte sich hin und rief: ‚Herr v. Goethe!‘ Er erschien alsbald oben am Fenster in schöner Wäsche und einem Schlafrock (es soll ein Flausch gewesen sein), blendend weiß, mit hübschen Entschuldigungen, daß er noch so gar ‚morgendlich‘ sei — ich sah hinauf wie nach einem Stern —; dann agazierte sie ihn aufs anmuthigste, daß er ihr neulich gutes Wetter prophezeit und gemacht habe, daß sie ganz naß geworden sei. ‚Ja, damals war ich noch jung, wenigstens ein paar Tage jünger und folglich grausam!‘ — Die Fürstin mit gewohnter Lebendigkeit: ‚Jetzt muß ich Sie vorstellen, Herr v. Goethe, hier sind Damen aus Berlin, die Ihnen sehr schöne Grüße zu bringen haben, von wem doch schon?‘ — ‚Von Zelter.‘ — ‚Ja, von Zelter, dies ist Lili Parthey, wenn Sie von ihr gehört haben‘ u. s. w. Ich brachte darauf meinen Gruß an. — ‚Da bringen Sie mir nicht nur einen schönen Gruß, sondern auch eine schöne Stimme mit,‘ tönt es von oben herab. — Die Fürstin trieb darauf zum Frühstück und sagte ihm, der Kaffee riefe: ‚Ich weiß, was das sagen will, und hoffe, die angenehme Bekanntschaft, die ich von einiger Höhe herab angefangen, in der Ebene fortzusetzen.‘“

Höflich, wie der alte Herr gegen das schöne Geschlecht allzeit war, bemühte er sich alsbald selbst zu den Damen. Unserer tapferen Berlinerin schlug doch das Herz ein wenig, als er eintrat, und sie wurde feuerrot, aber „bang“ war ihr gar nicht, obgleich sie ihn noch viel jugendlicher und stattlicher fand, als sie sich ihn vorgestellt hatte. „Die Augen sind unendlich schön, gottlob, daß ich sie und ihn nicht dreißig Jahre früher gesehen habe — es ist eine Milde darin und ein Feuer, ich habe so etwas noch nie gesehen. Der Mund ist alt, wenn er nicht spricht, aber sobald er ihn bewegt oder freundlich aussieht, was er oft that, so ahnet man seine ganze Schönheit.“

Um Schmeicheleien für seine liebliche Verehrerin war der allzeit Galante keineswegs verlegen. Selbst Berlin mußte dafür herhalten, und auf eine kleine galante Lüge kam es ihm gar nicht an. Als ihn die Fürstin fragte, warum er denn nie nach Berlin käme, ob er eine Antipathie dagegen habe, antwortete er: „Ach nein, im Gegenteil, es ist“ — setzte er mit einem liebenswürdigen Seitenblick auf Lili hinzu — „es ist zu gefährlich, jetzt noch mehr. Und dann bin ich durch meine Kinder dort so sehr zu Haus, als sei ich dort gewesen.“ — „Was?“ rief die Fürstin, „Sie sind nie dagewesen?“ Und ohne zu stocken, beteuerte der Arge: nein, er habe sich immer davor in acht genommen — und war doch 1778 mit dem Herzog dagewesen, kannte Tegel und hatte die Humboldts besucht, was sich im weiteren Gespräch zu seiner Schande herausstellte! „Bei meinen Kindern,“ fügte er hinzu, „ist es eine ordentliche Krankheit geworden, und da hat mein Sohn einen Plan gekauft, den muß ich mit ihm studieren und durch alle Straßen laufen und bei jedem Hause, wo ein Freund wohnt, wird ein Kreuz gemacht mit roter Tinte. Und dann spricht er mir von großen Plätzen, wo das Schloß steht und das Opernhaus, und wie herrlich das alles sei.“

Des weiteren kam die Rede auf Thorwaldsen und auf Danneckers Ariadne in Frankfurt, über die die Fürstin mit gewohnter Lebhaftigkeit herfiel. „Da sieht man wieder,“ wandte da Goethe lächelnd ein, „daß niemals Frauen über eine Frau urteilen können; das ist uns nun einmal vorbehalten, so wie Ihnen, über uns den Stab zu brechen.“ — „Nun, so urteilen Sie nur einmal, sie ist gewiß viel zu klein.“ — „Ei nein, es ist ein recht hübsches Kind, ein artiges, angenehmes Figürchen, und sie sitzt so anmutig auf ihrem Hunde da —“ — „Da habe ich Sie gefaßt,“ rief die Fürstin dazwischen, „das war eine strenge Kritik, sie sitzt ja auf einem Tiger!“ — „Was gar auf einer Katze — nun, ich finde es nur bequem, daß sie still steht und nicht mit dem artigen Kinde davonläuft, denn das würde die Anschauung sehr stören.“

Das war malitiös; noch boshafter aber wurde der Olympier, als die Rede auf das französische Trauerspiel und auf Talma kam. Er entwarf eine herrliche satirische Schilderung, wie der Held immer den Mantel auf der rechten Schulter und der Vertraute ihn auf der linken trüge, so daß man sie sofort daran unterscheiden könne. Dann von dem „Britannikus“, einem „hübschen soliden Stück, wo der Held mit einem gewissen stehenden Gestus hereingekommen und langsam einen schönen Helm von seinem Haupt genommen und ihn herumdrehend auf den nebenstehenden Tisch gestellt habe.“ Endlich eine Scene aus der „Zaïre“. Da war der alte Nerestan — nun, der Mann war bei Jahren, und man konnte ihm das Zittern nicht verargen; der hielt beide Hände in die Höhe und zitterte sehr. Die beiden Liebenden zu seinen Seiten thaten im Feuer der Leidenschaft desgleichen, und es war ein schöner Anblick, diese sechs zitternden Hände in der Luft zu erblicken. Damit aber noch nicht genug! Als ein im Hintergrund stehender Vertrauter die allgemeine Bewegung sah, erhob auch er seine Hände, da waren es denn glücklich acht!

So hätte es in munterem Geplauder noch eine gute Weile fortgehen können, wenn nicht ein ungeschicktes Kammerkätzchen das amüsante Beieinander gestört und den Dichter an den Aufbruch gemahnt hätte. Da erst ward sich die gute Lili bewußt, daß sie die süßere Hälfte ihres Auftrages vergessen hatte. Von den älteren beherzteren Damen ermutigt, stürzt sie dem Davonschreitenden im letzten Augenblick auf die Treppe nach: „Herr v. Goethe, es ist noch etwas vergessen worden!“ Was nun folgt, ist zu köstlich, als daß wir nicht die glückliche Erleberin der beneidenswerten Situation selbst das Wort führen lassen sollten. „Er wandte sich zu mir,“ schreibt Lili Parthey, „ich stand ein paar Stufen höher und sagte mit bewunderungswürdiger Kühnheit: Zelter hätte mir nicht nur einen

Gruß aufgetragen, sondern auch was sich darauf reimt. Er verstand das augenblicklich, und ich bekam einen sehr schönen — (die jungfräuliche Feder sträubt sich, das Wort niederzuschreiben), so daß ich noch mehr als sonst die arme Friederike bedauerte, und dann sagte er gar: ‚Mein schöner Engel, Millionen Dank sage ich Ihnen.‘ Dabei wollte er mir die Hand küssen, was ich natürlich nicht litt, sondern ihm ebenso natürlich den Mund hinhielt. ‚Den dritten müssen Sie nun in Berlin holen,‘ sagte die Gräfin. — ‚Würde ich ihn bekommen?‘ — ‚O gewiß, mehr als einen‘“ ...

Am Spätnachmittag fand sich der Herr Geheimbderath wider seine Gewohnheit noch einmal am Brunnen ein, um sich alsbald zu den Damen zu gesellen. Wohl eine gute Stunde lustwandelte der alte Herr mit ihnen auf und ab. Die interessanten Persönlichkeiten, die auf der Brunnenpromenade vorüberwandeln, liefern reichlichen Stoff zur Unterhaltung: der Herzog und der Erbherzog von Weimar, Louis Bonaparte, Eugen Beauharnais u. a. Und allen Vorüberziehenden giebt der große Dichter einen liebenswürdigen Kommentar mit auf den Weg. Von Anekdoten und Scherzen sprudelt er nur so. Als sich die kleine neugierige Berlinerin einmal wieder nach einem Grüßenden erkundigt, antwortet er: „Das ist ein großer Mann, sein Ur-, Ur-, Ur-, Ur-Ältervater ist einmal gen Hummel gefahren und hat wohl auf alle herabgesehen; er heißt Henoch.“ — „War denn der Mann ein Luftschiffer?“ fragte seine Begleiterin. „Ei,“ antwortete da der Zeitgenosse Montgolfiers, „wenn Sie 30 bis 40 Jahre früher geboren wären, was ich Ihnen übrigens nicht wünschen will, ganz und gar nicht wünschen will, so würden Sie schon wissen, daß jener Gute nicht im Ballon, sondern in dem Buch Mosis zum Himmel aufgehoben wurde.“ — „Der,“ fiel ihm die kleine Naseweise ins Wort, „das war ja Elias!“ — „Ja, später in dem Buch der Könige,“ belehrte sie da der Bibelkundige, „da haben Sie auch recht; aber unser Henoch unternahm dergleichen viel früher im ersten Buch Mosis.“ Da schalt sich die Superkluge tüchtig, daß sie nicht besser bestanden und so wenig bibelfest sei. Er aber, der immer Gütige und Ritterliche, tröstete sie: „Das ist gar nicht so notwendig. Wie kann ein so schönes und junges Kind schon wissen sollen, was sich alles mit den alten, uralten Erzvätern zugetragen hat!“ ...

„Da steht nun ungefähr da,“ so beschließt die liebe Plaudertasche ihre Tagebuchergüsse, „was zwischen uns verhandelt worden ist — aber: ach, wie traurig sieht in Lettern, schwarz auf weiß mich alles an, was sein Mund allein vergöttern, was das Herz bezaubern kann! Indessen ist es immer für die Zukunft besser als gar nichts, und die Zeit verlöscht mehr, als wir denken und möchten!“ — Und damit hat sie recht behalten; wir hätten gar keinen Grund, ihr und ihrer holden Redseligkeit böse zu sein, ebensowenig wie es Goethe war, der ihr vielmehr durch Zelter an Stelle des nie eingelösten dritten Kusses die folgenden artigen Verse sandte:

Du hattest gleich mir's angethan,
Doch nun gewahr ich neues Leben;
Ein süßer Mund blickt uns gar freundlich an,
Wenn er uns einen Kuß gegeben. —

Nicht aufgenommen in das Goethe-Jahrbuch ist die **Gedächtnisrede auf den Großherzog Karl Alexander von Sachsen**, die Kuno Fischer bei der am 31. Mai d. J. im Weimarer Theater veranstalteten Trauerfeier gehalten hat. Doch braucht sie deshalb niemand zu vermissen, da sie uns zu gleicher Zeit mit dem Goethe-Jahrbuch als selbständiges Heft in der Sammlung „Kleiner Schriften“ von Kuno Fischer (Nr. 9) dargeboten wird (Heidelberg, Carl Winters Universitätsbuchhandlung; geh. 1,50 Mk.). Es ist erstaunlich, welche Lebensfülle in diesem Heftchen von etwa 5 Druckbogen beschlossen liegt. Fischer hat das Leben des auf der Höhe seiner Tage Vollendeten nach allen seinen vielfachen, nicht selten weitreichenden Ausstrahlungen mit pietätvoller Liebe und verständnisvollem Scharfblick verfolgt; aber so wenig sparsam er nach seiner Art mit Lob und Anerkennung, Bewunderung und Verherrlichung verfährt, man verliert doch keinen Augenblick das Bewußtsein, daß er auch als Festredner nicht vergessen hat, wie alles Beste und Größte, das er rühmt, sein Licht von Goethe empfängt, aus den hohen Traditionen des Ortes gleichsam seinen Atem gezogen hat. Was das Büchlein enthält, ist, soweit ich sehe, weitaus das umfassendste und inhaltreichste, was über den verewigten Großherzog gesagt worden — aber Kern und Krone dieses sich ganz von innen entfaltenden Lebensbildes sind und bleiben die Aufzeichnungen Karl Alexanders über seinen Verkehr und sein Verhältnis zu Goethe, die Fischer unseres Wissens hier zum überhaupt erstenmale verwertet. In gleicher Bescheidenheit hat sich ein Fürst noch nie ein gleich stolzes Denkmal gesetzt. Nur eine Stelle, der Schluß der Erinnerungen, sei hierher gesetzt: „Dieser wohlthuende Einfluß Goethes auf das regierende Haus fand denn auch,“ schreibt der Großherzog, „zu allen Zeiten und bei allen Gliedern desselben das treueste Lob in dem dankbaren Vertrauen, das sie ihm entgegenbrachten. Die Briefe der Herzogin Anna Amalia, die des Herzogs Karl August, der Großherzogin Luise, der Prinzessin Karoline, der Großfürstin, meiner Mutter, der Kaiserin, meiner Schwester, sind davon Zeugen, die Aufzeichnungen Sorets, meines Erziehers, Eckermanns, meines Lehrers, nicht zu vergessen. Alle bezeugen die Einwirkung Goethes in das Leben und Werden von uns allen. Und was seitdem an neuer Thätigkeit im Lande und Hause Weimars entstanden ist und wirkt, erzählt besser als Worte, daß Gott den Geist Goethes fortleben läßt im Großen wie im Kleinen, den Geist der Wahrheit und Schönheit. Der Allmächtige wolle es so bleiben lassen.“ —

Der Briefwechsel zwischen Goethe und Schiller war es, der zuerst einen vollen, tiefen Blick in

die Gedanken- und Dichterwerkstatt dieser beiden Großen im Reiche der Dichtung erschloß. Nun erst lernte man, wie viel doch auch die Gottbegnadeten dem kühl rechnenden und wägenden Verstande, wie viel sie dem künstlerischen Gewissen, wie viel sie dem sauren Schweiße verdankten. Man fühlte sich dem Genius durch diese ungekünstelten, rückhaltlosen Selbstbekenntnisse um ein gut Teil menschlich näher gerückt, man erkannte das brav Handwerksmäßige in ihrer Kunst und fühlte zum erstenmale den festen Boden unter sich, von dem aus man etwas von dem geheimen Wirken und Schaffen ihres Geistes zu erkennen hoffen durfte. Am einheitlichsten und reinsten erschien auch hier Goethe, weil er — auch darin seiner Lehrmeisterin Natur getreu — immer vom Nächstliegenden ausging und von sich selbst aus durch langsam immer weiter sich spannende Ringe das Allgemeine an sich zu ziehen suchte. Schwerlich hat ein zweiter so ohne alle Pose und Unbefangenheit sich selbst beobachtet und kommentiert wie Goethe. Wie er's fühlte, so sagte er's. Darum ist alles, was er über seine Werke, ihr Entstehen, ihr Erkeimen, ihr Wachsen, ihr Reifen oder ihr Verwelken, ihr Wollen und Nichtwollen niederschrieb oder andern mündlich mitteilte, so wahrhaft und so wertvoll; und darum war es ein äußerst fruchtbarer Gedanke, einmal alles das zu sammeln, was uns an solchen Selbstbekenntnissen überliefert ist. Dr. Hans Gerhard Gräf, ein junger Beamter der Herzoglichen Bibliothek in Wolfenbüttel, hat es unternommen, diesen Gedanken praktisch durchzuführen. Von seinem im ganzen auf fünf Bände berechneten Werke, das er **Goethe über seine Dichtungen** nennt, mit dem etwas altertümlich-bescheidenen Zusatz „Versuch einer Sammlung aller Äußerungen des Dichters über seine poetischen Werke", ist der erste Band des ersten Teils erschienen (Frankfurt a. M., Litterarische Anstalt, Rütten u. Loening; geh. 7 Mk.). Gräf behandelt darin in alphabetischer Reihenfolge die erste Hälfte der epischen Werke Goethes; im Vordergrunde stehen die „Achilleis", „Hermann und Dorothea", „Reineke Fuchs", die „Unterhaltungen deutscher Ausgewanderten" und „Die Wahlverwandtschaften". Zu den Zeugnissen, denen selbstverständlich alle zum Verständnis nötigen biographischen und sachlichen Erläuterungen beigegeben sind, fügt der umsichtige Herausgeber auch die Antworten der Korrespondenten, soweit sie zum Verständnis beitragen. So vermag das Werk, dessen Benutzung sorgsame Register erleichtern, dem weiten Kreise der Litteraturfreunde wie dem engen der Fachgelehrten gleich nützlich zu dienen, als ein Faktor, der immer zu den ursprünglichsten und reinsten Quellen leitet, getreu seinem Goethischen Motto: „Natur- und Kunstwerke lernt man nicht kennen, wenn sie fertig sind; man muß sie im Entstehen aufhaschen, um sie einigermaßen zu begreifen".

Eine neue Gesamtdarstellung von Goethes Leben und Dichten liegt in diesem Jahre nicht vor. Wir brauchen das nicht zu bedauern, da wir uns an den Werken von Heinemann, Meyer und Bielschowsky zunächst genügen lassen dürfen. Zudem stellt sich nunmehr Professor Dr. S. M. Prems **Goethe** in der völligen Neubearbeitung, die das Buch erfahren hat, würdig neben diese Dreiheit (3. Aufl. mit 116 Abbildungen; Leipzig, Ed. Wartigs Verlag [Ernst Hoppe]; brosch. 5 Mk., geb. 6 Mk.). Auch die Grundlage dieser Goethe-Biographie ist die historische: von dem Zeithintergrunde allein vermag sich das Bild des Dichters in den richtigen Umrissen und in der richtigen Verteilung von Licht und Schatten wirksam abzuheben. Das Werk erweitert sich daher nicht selten zu einem Kulturpanorama der Zeit, in dessen Mittelpunkt aber immer die Person des Dichters steht. Der Verfasser, auf dem Gebiete der neueren Litteraturgeschichte durch einige glückliche Forschungen bekannt, darf sich dank seiner tüchtigen Kenntnisse erlauben, in allem, was er sagt, statt phrasenhafter Schönrederei die Thatsachen sprechen zu lassen, die ihm in reicher Fülle zu Gebote stehen. Überall erfreut eine charaktervolle Selbständigkeit, eine lichtvolle Klarheit und ehrliche Schlichtheit, eine schöne, edle Freiheit in Beurteilung sittlicher Fragen. Auch die Auswahl der Illustrationen, von denen nur wenige in der Reproduktion zu wünschen übrig lassen, zeugt von Unabhängigkeit und Selbstsicherheit. Aus dem Kreise der Züricher Goethe-Freunde, aus den Familienschätzen der Brion, Brentano, Levetzow u. a. erscheint manch neues Bild und Blatt. Besondere Forschersorgfalt hat Prem dem späteren Leben des Dichters zugewandt; hier namentlich ist viel neues verarbeitet, das auch für die sachwissenschaftliche Goethe-Forschung von Wert ist und Prems Buch auch neben den genannten Goethe-Biographien eigene Bedeutung sichert.

Mancherlei Zierliches und Hübsches zu Goethes Leben und Dichten findet sich in der **Festgabe zur Enthüllung des Wiener Goethe-Denkmals**, die der Wiener Goethe-Verein „Mitstrebenden und Freunden" als Erinnerung an den 15. Dezember 1900 dargebracht hat (Wien, Alfred Hölder, k. k. Universitätsbuchhandlung). Das im festlichen Folioformat erschienene, mit zahlreichen Faksimilia von Handschriften Goethes selbst und seiner erlesenen Gratulanten geschmückte Heft bringt Beiträge von Ferdinand von Saar, von Edmund Hellmer, dem Schöpfer des Wiener Denkmals, der über Entstehung und Sinn seines schönen, würdigen Werkes willkommenen Aufschluß giebt, von Marie von Ebner-Eschenbach, die auch in der kleinsten Äußerung nicht die stillverklärte Harmonie ihrer edlen Menschlichkeit verleugnet, von Paul Heyse, Karl Ruland, Erich Schmidt, Jacob Minor u. a. Der inhaltreichste Beitrag stammt von Heinr. Buck, dem Bibliotheksrat des Herzogs von Cumberland und zu Braunschweig-Lüneburg, und behandelt Goethes Beziehungen zu der Königin Friederike von Hannover, der jüngeren Schwester der Königin Luise. Ein Anhang giebt Bericht über den Wiener Goethe-Verein, seine Entstehung, Entwickelung und glückliche Bethätigung.

Eine kleine Schrift Dr. Siegmar Schultzes über **Falk und Goethe** (Halle a. S., C. A. Kaem-

merer u. Co.), die die Beziehungen der beiden zueinander nach neuen, handschriftlichen Quellen (zerstreuten Notizenblättchen aus Falks Nachlaß) darstellt oder besser skizziert, hat für weitere Kreise nur insofern Interesse, als der Verfasser nicht ohne Erfolg versucht, seinem Schützling Falk für seine Goethe-Erinnerungen eine stärkere Glaubwürdigkeit zu retten, als er bisher genossen hat. Was über Goethe selbst in diesen Aufzeichnungen referiert wird, kann unser Urteil über ihn schwerlich berühren: Falks Mitteilungen sind zu sehr mit unverbürgtem Klatsch durchsetzt, um als biographisches Material großen Wert zu haben. Die hochtönende Einleitung will den paar Aufsätzen schlecht zu Gesichte stehen.

Ein Schriftsteller, der bis dahin kaum eine Zeile über Goethe geschrieben hatte und dessen Lieblingsgedanken sich auf ganz anderen Bahnen bewegten, hat vor einigen Jahren den glücklichen Gedanken gefaßt, uns auf Grund unmittelbarer Zeugnisse, vor allem also aus den Gesprächen und den Briefen des Dichters, dessen alltägliches Leben und Benehmen zu schildern. Er machte den Anfang, indem er im Geiste Goethes, d. h. zusammengestellt aus dessen Werken, **Zwei vertrauliche Reden: Meine Religion — Mein politischer Glaube** herausgab (Berlin, E. S. Mittler u. Sohn; geh. 1 Mk., geb. 1,75 Mk.). Hier führte, abgesehen von einigen belanglosen stilistischen Übergängen, durchweg Goethe selbst das Wort: der Herausgeber, Dr. Wilhelm Bode, hatte keinen weiteren Ehrgeiz gehabt, als die vielerlei zerstreuten Äußerungen des Dichters zusammenzufügen und aneinander abzustimmen. So kam ein Mosaikbild zu stande, in dem kein fremder Stein war und das einen ganz eigenartigen Reiz hatte — nur eins mußte man bedauern: die Wandlungen, die natürlich auch Goethe in seinen religiösen und politischen Anschauungen durchgemacht hat und die gerade dem historisch geschulten Blick so interessant und lehrreich sind, waren verwischt, wenn auch Bode bestrebt gewesen war, sich wesentlich auf die reiferen Äußerungen des alten Goethe zu beschränken. Diese Einwendung verstummt auch gegenüber der zweiten Veröffentlichung, die derselbe Verfasser neuerdings hat ausgehen lassen, noch nicht ganz. Indem Bode nach derselben Methode **Goethes Lebenskunst** darstellte (ebd.; geh. 2,50 Mk., geb. 3,50 Mk.), ließ er die Form der doch immerhin an einen bestimmten Augenblick gebundenen Rede fallen und griff zu der einer fortlaufenden, wenngleich wesentlich das Alter berücksichtigenden objektiven Schilderung, in die sich nun ohne Zwang auch einzelne kritische Bemerkungen einschieben ließen. So schildert er uns, leider nur die Vorarbeiten tüchtiger Forscher allzu wenig nutzend, in den verschiedenen Abschnitten seines frisch, frei, leicht und natürlich geschriebenen Büchleins (229 Seiten), wie Goethe wohnte und wirtschaftete, wie er sich kleidete, wie er aß und trank, wie er seine Gesundheit stärkte und Krankheiten ertrug, wie er sich gegen Fremde und Freunde verhielt, gegen Höherstehende und Untergebene, wie er als Liebhaber und Ehemann war, wie er arbeitete und lernte, wie er echte Menschlichkeit zu üben suchte, wie er sich zu Gott und seinen Verkündern stellte. Mancher kleine Zug, der für sich betrachtet vielleicht geringfügig und kleinlich erscheinen würde, gewinnt in diesem Zusammenhange Leben und höhere Bedeutung. Dabei berührt auch hier wieder angenehm, daß der Verfasser sich den schönen Grundsatz von Goethes Mutter zur Richtschnur nimmt: nur nicht moralisieren! Ein Schriftsteller, der Verfasser so vieler Mäßigkeitsschriften ist, wie Bode, und doch über Goethes Verhältnis zum Wein und anderen berauschenden Edelgenüssen des Lebens so ruhig und sachlich berichtet, verdient alles Lob. Uns will diese Art Bodes, weitere Kreise an Goethe heranzuführen und sie mit ihm gleichsam persönlich vertraut zu machen, äußerst fruchtbar und dankenswert erscheinen, zumal da er sich auch hier wieder streng an das hält, was aus zuverlässigen Quellen fließt. Seien wir ganz offen: es hieß auch für uns, zunächst ein gewisses Vorurteil gegen derlei Popularisierungen zu überwinden — immer argwöhnt man dahinter ein Herabziehen des Hohen und Großen in eine unwürdige niedrige Sphäre —, aber bald befreundet man sich mit Bodes bescheidener und taktvoller Art, und bald sieht man denn auch ein, daß derartige Verlebendigungen dem Andenken Goethes besser dienen als mancher streng wissenschaftlich gehaltene Beitrag, dem vor Gelehrsamkeit der Atem ausgeht.

Bode hat seinem Buch einen sehr bezeichnenden glücklichen Titel gegeben. „Lebenskunst“ ist ein Begriff, der von Goethe geschaffen zu sein verdiente, so sehr hatte er ihn zu eigen, so vollendet hat er ihn erfüllt. Und dieses Eigenste gönnte ihm ein neidisches Geschick gerade am wenigsten zu vererben. An nichts krankten seine Nachkommen mehr als an dem Mangel an „Lebenskunst“. Sie selbst fühlten das, und schon im Jahre 1845, nach dem Tode der Schwester Alma, vierzig Jahre vor seinem eigenen Tode, schrieb Walther v. Goethe an den Sekretär Schuchardt, den Verwalter der Goethischen Sammlungen: „Wenn Sie so in den Sammlungsräumen oder dem Arbeitszimmer des Großvaters in unserem Sinne schalten, da denke ich doch, es gereut Sie nicht, daß Sie treu an uns, den Überbliebenen von Tantalus' Haus, halten. Glauben Sie mir: das Reich der Eumeniden geht zu Ende.“ Ein trauriges Wort, das als Motto stehen könnte über den Lebensbildern, die uns Jenny von Gerstenbergk nach Briefen und persönlichen Erinnerungen von **Ottilie von Goethe und ihren Söhnen Walther und Wolf** gezeichnet hat (Stuttgart, J. G. Cotta). Die Blätter sind dem verewigten Großherzog Karl Alexander zu Sachsen-Weimar gewidmet, dem sie, in dem höheren Sinne des Wortes: gehören. Denn abgesehen davon, daß seine Wünsche und sein Vertrauen diese Aufzeichnungen veranlaßt haben, daß er der Herausgeberin die meisten und besten Briefe Ottiliens zur Verfügung stellte und ihr durch seine liebevoll eingehenden Erinnerungs-

gespräche gleichsam erst die Farbe auf die Palette lieferte, die ihr Pinsel für die Porträts brauchte, — niemand anders als er war es auch, der, unbeirrt durch alle Absonderlichkeiten, den Zweiflern und Anfeindern zum Trotz immer wieder den Hochsinn und Edelmut der Enkel Goethes, insbesondere seines „geliebten Freundes“ Walther, hervorhob und dieser seiner durch deren Vermächtnis glänzend gerechtfertigten Treue in einem an Jenny von Gerstenbergk gerichteten Briefe Ausdruck gab, der der vorliegenden Schrift den weihevollsten Abschluß giebt und zugleich der Menschenkenntnis und der „unbestochenen, von Vorurteilen freien Liebe“ des fürstlichen Schreibers das schönste Zeugnis ausstellt. „Walther Goethe,“ schrieb der Großherzog am 23. Juni 1897, „war eine Persönlichkeit, welche aus dem Alltäglichen und Gewöhnlichen vollkommen heraustrat. Wenn bei Beurteilung einer Individualität die Zeit, der sie angehört, und die Erziehung, die gleichsam der Ausdruck derselben ist, berücksichtigt werden muß, so ist dies hier der Fall. Geboren zu der Zeit, wo der Ruhm seines unsterblichen Großvaters seinen Höhepunkt erreicht hatte und er der Gegenstand von nie gesehener Bewunderung und Verehrung vom In- und Auslande, von der ganzen Welt war, genoß Walter v. Goethe von der Wiege an die schmeichelnden Töne der Bewunderung für seinen Großvater. In dem Familienkreise, in dem großen und belebten Kreise der Bekannten und Freunde, von denen namentlich die geistreiche Mutter Walthers, Ottilie v. Goethe, umgeben war, wurde er frühzeitig gewöhnt, die Welt von diesem Centrum aus kennen zu lernen, ohne sich wohl bewußt werden zu können, daß dieses Centrum eine Ausnahme war. Diese Ausnahme wurde zwar von seiner Mutter und ihrem Kreise erkannt, aber es wurden Ansprüche an die Welt hieraus entwickelt, welche von dieser nicht erfüllt werden konnten, denn die Welt bewundert wohl, aber sie räumt nie den Erben der bewunderten Persönlichkeit das Recht ein, hieraus Vorrechte für sich selbst, das heißt für die Erben abzuleiten. Diese Umstände erschwerten Walther sowohl wie seinem Bruder den Lebensweg und erzeugten bei beiden oft eine Erbitterung gegen diese Welt, die von ihrem Standpunkte aus in mancher Hinsicht berechtigt war, nicht aber ihre Berechtigung in dem Standpunkt der Welt finden konnte. Dabei kannte der edle Charakter Walthers absolut keine Selbstliebe. Das Wort Rücksicht war gleichsam die Devise seines Lebens. Er dachte, er sorgte immer für andere, aber er wachte über die Achtung, die der Erinnerung seines Großvaters gebührte ... Bei seiner zartbesaiteten Seele ereignete es sich dabei oft, daß er die harte Berührung der Welt in ihren Ansprüchen an seine und seiner Familie Person auf das tiefste empfand und dieses Gefühl sich fast bis zum Haß steigern konnte. Dieses eigentümliche Verhältnis zwischen Verehrung für den Großvater und Rücksichtslosigkeiten der Welt gaben und erhielten bei Walther eine Schüchternheit, zu welcher ihn seine geistigen Eigenschaften keineswegs berechtigten. Auch selbst der treuesten Freundschaft gelang es nicht, ihn zu einem Hervortreten mit seiner Begabung zu bestimmen, aber er bot dem, der ihn nahe kannte, den Genuß treuester Freundschaft und das in jeder Beziehung und zu allen Zeiten. So war Walther Goethe ...“ Dies menschlich schöne Verständnis für anderer Gefühls- und Seelenleben, wie es sich in den Zeilen des Großherzogs ausspricht, lebt auch in den eigenen Aufzeichnungen der Verfasserin. Was sie uns in den vorliegenden Blättern geschenkt hat, erfüllt nach Komposition und Stil nicht überall die höchsten Anforderungen, aber es ist ein Denkmal, das den Gefeierten wie dem guten Willen der Feiernden gleiche Ehre macht. —

Wenn wir nun von Goethes Leben übergehen zu Goethes Werken, so begegnet uns aus dessen Jugendperiode zunächst eine Studie von dem Berliner Privatdocenten Max Herrmann über das **Jahrmarktsfest zu Plundersweilern**, deren Umfang (293 S.) nicht zu erschrecken braucht (Berlin, Weidmannsche Buchhandlung). Herrmann, ein germanistischer Philologe von der besten Schulung, der sich in Gewissenhaftigkeit und Gründlichkeit bei seinen Forschungen kaum genug thun kann, hat in seinem Werke eine erschöpfende Entstehungs- und Bühnengeschichte des übermütigen Spiels aus der Frankfurter Zeit Goethes (1773 bis 1775) geliefert, die reich ist an wichtigen neuen Ergebnissen. Dem gelehrten Verfasser war es weniger darum zu thun, seine sonst keineswegs geringe Kühnheit an der Deutung der in dem Stück zweifelsohne zahlreich versteckten litterarischen Anspielungen zu erproben, als vielmehr mit der allseitigen Durchforschung dieses Goethischen Werkchens in eine charakteristische Epoche des Dichters und in eine eigentümliche litterarische Geschmacksrichtung der Zeit vorzudringen, um von hier einen Ausblick auf die innere Kultur der beiden Objekte zu gewinnen. Dabei war es ihm beschieden, in den Handschriftenschätzen Weimars eine — übrigens wenig heilige — Siebenzahl von Strophen ans Licht zu fördern, die uns bisher unbekannt geblieben waren. Goethe hatte sie bei einer Durcharbeitung des Textes für eine Aufführung in Weimar (1778) gedichtet, um sie einem neu eingeführten Bänkelsänger in den Mund zu legen, sie dann aber wieder ad acta gelegt. Wie weit der umsichtige Forscher die Fäden seiner Untersuchung spinnt, mag der Hinweis lehren, daß er in einem besonderen Kapitel auch alles das mustert, was das Theater und insbesondere die bildende Kunst der Zeit für den Stoffkreis des „Jahrmarktsfestes“ beigesteuert haben. Um das hier Ausgeführte zu erläutern, ist dem Buche eine Dekade von authentischen Abbildungen beigefügt, von denen wir eine Probe geben. Der Anhang, der eine kritische Ausgabe des Stückes selbst, einige bemerkenswerte Kompositionen und endlich Nachträge und Verbesserungen bringt, sorgt vollends dafür, daß die Quellen mit all ihren Nebenrinnsalen bis auf den letzten Tropfen erschöpft werden. Bei einem Litteratur-



Der Bänkelsänger auf dem Jahrmarkt.
Nach dem Gemälde „Le chanteur en Foire" von Seekatz.
(Aus: „Jahrmarktsfest von Plundersweilern". Entstehungs- und Bühnengeschichte von Max Herrmann. Berlin, Weidmannsche Buchhandlung.)

denkmal einer Goethischen Epoche, die selbst unter dem Zeichen der „Andacht zum Unbedeutenden" stand, soll das weder Verwunderung noch Unbehagen bereiten, sondern als dankbar genossener Beweis deutschen Ernstes und deutscher Gründlichkeit hingenommen werden.

Mit reichlich viel Selbstreklame und nicht ohne allerlei offene oder versteckte Polemik wider die zünftige Goethe-Philologie hat Herm. Türck, der gedankenreiche Verfasser des „Genialen Menschen" (4. stark vermehrte Auflage. Berlin, Ferd. Dümmler), **Eine neue Faust-Erklärung** in die Welt geschickt (Berlin, Otto Elsner). Sie betrifft im wesentlichen das Verhältnis von „Magie und Sorge" im „Faust". Türck sieht in Faust den Typus des produktiven Genies, das sich „der Magie ergeben", d. h. dem intuitiven Erkennen und schöpferischen Handeln, und ihr treu bleibt, bis die Sorge, d. h. Furcht und Hoffnung, die eigentlichen, bezeichnenden Philistergefühle, ihn anhaucht und ihn so blind macht, wie die Durchschnittsmenschen ihr lebelang sind:

> Die Menschen sind im ganzen Leben blind,
> Nun, Fauste, werde du's am Ende!

Demgemäß unterliegt Faust in seiner Wette ... Der Verfasser sucht diese grundstürzende Auffassung mit viel Geist und philosophischer Schulung als die einzig stichhaltige zu erweisen; seine Ausführungen behalten ihren geistigen Reiz und fördern die Einsicht in das trotz aller Dunkelheiten und Unebenheiten in künstlerischer Hinsicht bewundernswert harmonische Lebenswerk Goethes auch dann, wenn man sie nur als geistreiche Hypothese anzuerkennen vermag.

Den stärksten Widerspruch wird Türcks Erklärungsversuch aus den Kreisen der Goethe-Philologie erfahren, die in seiner Hypothese notwendig die Übereinstimmung mit der von Goethe in ihren Grundzügen doch festgehaltenen, wenn auch umgebildeten Fausttradition, sowie die Berücksichtigung der schon durch die zahlreichen Unterbrechungen erklärten Inkongruenz der verschiedenen Schaffensperioden vermissen wird. Und es ist auch schwerlich zu hoffen, daß ihm „Die Philologen des XX. Jahrhunderts", denen Jacob Minor, der Wiener Universitätsprofessor, zukunftsfelig seine Entstehungsgeschichte und Erklärung von **Goethes Faust** (Stuttgart, J. G. Cotta; 2 Bände, geh. 8 Mk., geb. 10 Mk.) gewidmet hat, geben werden, was ihm die heutigen vorenthalten. Seit Lachmanns Zeiten darf die germanische Philologie unter allen Wissenschaften den Ruhm für sich in Anspruch nehmen, mit Harnisch und Schwert am vertrautesten zu sein. Minor gilt nicht erst seit gestern als ein getreuer Fortsetzer und Pfleger dieser streitbaren Tradition. Mit wem er ein Hühnchen zu pflücken hatte, der mußte erfahren, daß dabei auch in der klassischen Stadt der „Backhändl" Federn fliegen, bevor man ans Braten geht. Auch in seinem Faust-

buch braucht man Hieb und Stich nicht zu vermissen, obwohl es versichert, den landläufigen Kommentaren von Düntzer, Loeper und Schröer keine Konkurrenz machen zu wollen. Es ist hier nicht der Ort, sich mit Minors Polemik näher zu beschäftigen oder sich gar mit ihr auseinanderzusetzen; aber es will uns scheinen, als stehe doch auch der Verfasser dieses Faustbuches mit beiden Füßen auf den Schultern derer, die mit philologischem Rüstzeug vor ihm an dem größten aller Probleme der Weltlitteratur geschafft haben. Doch gut! Minor glaubt also, die „oberste Tugend der Philologen“, die „Gabe, sich mit der Phantasie in die Situation zu versetzen, die uns der Dichter vorstellt“, wenn nicht einzig und allein, so doch in hervorragendem Maße für sich beanspruchen zu dürfen. Streiten wir darüber nicht, ob er den echten Ring allein besitzt oder den längst umgeschmolzenen mit so und so viel anderen teilen muß — das ist nicht zu leugnen: bei Namen hat er ihn in der eben angeführten Erklärung genannt, und ein gut Teil des ursprünglichen echten Metalls ist sein. Minors Buch ist ein Meisterwerk der Interpretation: so ganz von innen heraus schaut und deutet es die Dichtung. In den vorliegenden beiden Bänden zunächst nur den sogenannten „Urfaust“, das „Fragment“ (von 1790), und den ersten Teil (1808); der „zweite Teil“ steht noch aus. Wir dürfen nach dem Vorliegenden das Beste von ihm hoffen, das im Zusammenhange in einem vollständigen Werke überhaupt darüber gesagt worden. Ungemein wohlthuend muß den Laien und bloßen Liebhaber an dem bereits Geleisteten vor allem eins berühren: die Voraussetzungslosigkeit des Interpreten, der allen Ballast universallexikalischer Gelehrsamkeit, der sich im Zwischendeck der Faustkommentare anzusammeln begann, mit leichter Hand über Bord wirft und ohne alle Mittler mit seinem Gotte selbst spricht. Es ist der erste Kommentar seit langen Jahren, dem man sich mit Lust und Freude anvertrauen darf, nicht nur, weil er ganz auf der „Wissenschaft der Thatsachen“ fundiert ist, sondern mehr noch, weil er über den Teilen nie das geistige Band vergißt und überall den Ideenzusammenhang und die großen künstlerischen Fragen im Auge behält. „Von dem Ganzen in die Teile“ — diese Goethische Maxime ist auch Minors wohl beobachteter Grundsatz: er wie seine Leser fahren gut dabei. Freilich eins muß bemerkt werden, schon um Enttäuschungen der Käufer vorzubeugen, Minors Kommentar ist nur zu nutzen, wenn man neben ihm zugleich Erich Schmidts Ausgabe des Urfaust (3. Auflage; Weimar, Herm. Böhlau, 1894) und den Faustband (Bd. 14) der Weimarer Sophienausgabe von Goethes Werken liegen hat.

In loserem Zusammenhange mit Goethes Faust stehen zwei Schriften, die eigentlich aus dem Rahmen dieses Berichtes herausfallen und auf die deshalb auch nur mit ein paar kurzen Worten hingewiesen werden soll. In der ersten hat Hans Marbach unter dem Titel **Christus und Faust** (Dresden und Leipzig, Carl Reißner) seine Gedanken über Religion und Sittlichkeit niedergelegt. Marbach erblickt den Schwerpunkt der reinen Lehre Christi in der Weltüberwindung durch Gutsein und sittliches Handeln, an Stelle deren dann Paulus und Luther fälschlicherweise dem Glauben und der Gnade und damit der Weltverneinung allzu großes Gewicht beigelegt hätten. Berichtigt und vollendet sei Luther erst wieder von Goethe, dessen Faust den Augenblick reinster Befriedigung in dem Aufgeben des Ich, in der entsagenden, selbstverleugnenden That empfindet und so einer Gnade teilhaftig wird, die nicht willkürlich ist, sondern alle ohne Ausnahme rettet. Das ist das Gemeinsame zwischen Christus und Faust: Weltüberwindung im Glauben an die Menschennatur, eine Überwindung des Bösen und jedes Dualismus, eine Religion der Gesinnung und der That. Die Schrift verdient ihres Gedankenernstes wegen die Aufmerksamkeit aller derer, die nach einer Versöhnung zwischen Christentum und den Gipfeln deutscher Kunst und Kultur verlangen und dafür einen philosophisch wie litterarisch geschulten Führer suchen. — In gewisser Beziehung berührt sich mit den Gedanken der Marbachschen Schrift der Vortrag, den Pfarrer H. Sagemeier hat drucken lassen: **Das Menschlichkeitsideal in Goethes „Faust“ und Hauptmanns „Versunkener Glocke“** (Gütersloh, C. Bertelsmann), nur daß hier der theologisch-orthodoxe Standpunkt kräftiger betont und der modernen Dichtung ein gut Teil weniger Toleranz bewiesen wird als dort.

Nicht nur Botaniker, sondern alle die, welchen an einer Gesamterfassung der Goethischen Persönlichkeit gelegen ist, werden nicht ohne wertvolle Anregung und Belehrung Dr. A. Bliedners kleine Schrift (75 Seiten mit 4 Tafeln Abbildungen) über **Goethe und die Urpflanze** lesen (Frankfurt a. M., Litterarische Anstalt, Rütten u. Loening). Der Verfasser geht in seiner Untersuchung äußerst sorgfältig und geschickt vor, und wenn das Ergebnis, das er gewinnt, sich schließlich auch nicht als so neu und eigenartig erweist, wie er in der ersten Finderfreude vielleicht angenommen hat, die Arbeit birgt doch auch im Laufe ihrer Beweisführung so viel Interessantes und Beherzigenswertes, insbesondere in dem Abschnitt „Philosophisch-Botanisches“, daß man die bescheidenen Blätter nicht ohne dauernden Gewinn aus der Hand legen wird. F. D.

Von der Hohkönigsburg hat unser Aprilheft aus der Feder Bodo Ebhardts, des Verfassers des großangelegten Werkes „Deutsche Burgen“ und des nunmehr mit ihrer Wiederherstellung betrauten Architekten, eine so liebevoll eingehende und namentlich historisch gründliche Schilderung veröffentlicht, daß wir uns hier, wo es gilt, auf zwei Schriften desselben Verfassers hinzuweisen,

die es mit jenem Gegenstand zusammenhängen, ersparen können, auf die Geschichte der Burg und ihre Bedeutung näher einzugehen. Die erste dieser ebenso sorgfältig wie prächtig ausgestatteten Veröffentlichungen — beide sind in dem rühmlichst bekannten Verlage von Wilhelm Ernst u. Sohn (Berlin) erschienen, der kürzlich auf ein fünfzigjähriges Bestehen zurückblicken durfte —, die **Denkschrift über die Wiederherstellung der Hohkönigsburg bei Schlettstadt im Elsaß**, giebt Auskunft über Erforschung, Erhaltungs- und Wiederherstellungsarbeiten, über Kosten und Pläne der Wiederherstellung, sowie genauen Bericht über die bisherigen Arbeiten. Zahlreiche Illustrationen: Grundrisse und Einzelansichten aus der Burg sind eingefügt. Unter den sechs Lichtdrucktafeln zeigt die erste den Wiederherstellungsentwurf der Burg von Süden aus (vgl. Monatshefte, April, Sonderblatt S. 100); die übrigen Tafeln geben den heutigen Zustand der Südseite, den Grundriß des Erdgeschosses, den heutigen Zustand der Nordseite, sowie den Längsschnitt des heutigen Zustandes. Außerdem finden wir in durchweg vollendeten Reproduktionen das Löwenthor, den Batterieturm von 1480, das Große Bollwerk im Westen, den Haupteingang mit Brunnenturm (nach Naturaufnahmen der Kgl. Meßbildanstalt zu Berlin, ausgeführt unter Leitung des Geh. Baurats Dr. Meydenbauer im Frühjahr 1900), ferner den Wiederherstellungsentwurf von Osten gesehen, sowie Studien für die Wehrgangausbildung und verschiedene Modelle des heutigen Zustandes und der Wiederherstellung.

Gewissermaßen die architekturwissenschaftliche Grundlage und Rechtfertigung für die hier vorgetragenen Rekonstruktionsregeln giebt Ebhardts zweite Schrift: **Die Grundlagen der Erhaltung und Wiederherstellung deutscher Burgen**, Vortrag, gehalten auf dem ersten Tag für Denkmalpflege in Dresden, Generalversammlung deutscher Geschichts- und Altertumsvereine, September 1900. Als Quellen für die Wiederherstellung und formgerechte Erhaltung unserer Burgen gelten dem Verfasser: 1) Die erhaltenen Baureste, und zwar sowohl die des wiederherzustellenden oder zu erhaltenden Bauwerkes als auch die Reste in ihrer Gesamtheit. 2) Die geschichtlichen Nachrichten, mögen solche nun bestehen in Urkunden oder in Berichten irgendwelcher Art von Zeitgenossen, wie die poetischen Werke des gesamten Mittelalters. 3) Abbildungen von Burgen von den stammelnden Mitteilungen der ältesten Handschriftenillustrationen bis zur Neuzeit. 4) Die Litteratur über Burgenbau von den karolingischen Zeiten bis zur Gegenwart. — An der Hand von Tafeln und zahlreichen Abbildungen erläutert der Verfasser sodann des näheren die Verwendbarkeit dieser Quellen und zeigt an zwei Beispielen (Marksburg a. Rh. und Hohkönigsburg), wie er diese Quellen benutzt hat, und welche Rückschlüsse sich daraus für die Allgemeinheit ziehen lassen. Ein Schlußwort richtet an weitere Kreise die Aufforderung und Mahnung, mitzuarbeiten an der treuen Bewahrung und Verteidigung der Burgen als Denkmäler deutscher Kunst und Kultur. —l.

* * *

Jakob Casanova von Seingalt. Sein Leben und seine Werke. Nebst Casanovas Tragikomödie „Das Polemoskop". Von Victor Ottmann. (Stuttgart, 1900. Privatdruck der Gesellschaft der Bibliophilen.) — Die zu Beginn des Jahres 1899 begründete „Gesellschaft der Bibliophilen", deren zweite Vereinsgabe uns hier vorliegt, bezweckt den Zusammenschluß aller Bücherfreunde und Bücherliebhaber zur gegenseitigen Förderung ihrer Interessen und zur Herausgabe von einschlägigen Fachwerken und schönen Drucken, die nur den Mitgliedern der Gesellschaft zugänglich sein sollen. (Jahresbeitrag 8 Mk; Anmeldungen an die Adresse des Sekretärs Victor Ottmann in Stuttgart, Schloßstraße 60.) Sie entfaltet damit in Deutschland eine Thätigkeit, der in Frankreich und England schon längst ein fruchtbarer Boden beschieden war und der auch bei uns durch die wieder mächtig belebte Lust an schönen und merkwürdigen Büchern und durch den deutlich gehobenen Geschmack im Buchgewerbe die besten Verheißungen gegeben sind. Als erste Veröffentlichung der Gesellschaft erschien in ihrem Gründungsjahre eine entzückende Faksimile-Reproduktion von Goethes Handschrift des Lustspiels „Die Mitschuldigen" in seiner umfangreichsten, endgültigen Fassung, wie sie der Dichter seiner Zeit Friederike von Sesenheim zum Geschenk gemacht hatte. Betrndete diese erste Veröffentlichung durch ihre getreue Nachbildung des Originals, auch in Papier und Einband, zu welcher Höhe jetzt das Können unseres Buchgewerbes gediehen ist, so findet die Herausgabe der zweiten Vereinsgabe ihre Rechtfertigung mehr im Inhalt als in der Form und Ausstattung. Abgesehen von harmonisch abgestimmtem Einband, Signet und Ex-libris-Zeichen, die sämtlich von Herm. R. C. Hirzel entworfen sind, einem sauber wiedergegebenen Bildnis Casanovas und einigen Faksimilia seiner Briefe und Notizen enthält das Buch nur noch einige Autotypien, die auf die Bezeichnung „Buchschmuck" im höheren Sinne schwerlich Anspruch machen dürfen. Die Gabe gehört demnach eher zu den „merkwürdigen" als zu den „schönen Büchern". Aber auch so soll sie uns durchaus willkommen sein. Zunächst erfüllt sie eine Art historischer Ehrenpflicht gegen einen Mann, dessen Name allgemach auch diejenigen auf den Index zu setzen begannen, die sonst einen Charakter mitsamt seinen hohen und niederen Bestrebungen aus dem Geiste seiner Zeit zu verstehen suchen: Ottmanns Buch rückt das geschichtliche Bild des genialen Abenteurers wieder in die rechte Lage zwischen Licht und Schatten und lehrt uns den ganzen Menschen sehen, nachdem wir durch die Brille einer gewinnsüchtigen, immer nur seine Memoiren zu unreinen Zwecken ausbeutenden Geschäftsmache lange nur eine Seite, und zwar

die ungünstigste, von ihm gesehen. Ottmanns biographische Darstellung ist eine fein und gerecht, mit geschichtlichem Blick abgewogene Würdigung des Menschen und Schriftstellers Casanova, für seine Fehler und Verirrungen nicht blind, aber auch den großen Zug nicht verkennend, der durch dies mit kühnen Entwürfen und Plänen angefüllte Leben geht. An die Biographie schließt sich eine Bibliographie der Casanovaschen Schriften; das Ganze krönt die Ausgabe des von Ottmann geschickt und geschmackvoll übersetzten Dramas „Das Polemoskop", dem man als litterarischem Kuriosum die Teilnahme nicht versagen wird. —l.

Dantes Göttliche Komödie, in deutschen Stanzen frei bearbeitet von Paul Pochhammer (mit einem Dante-Bild nach Giotto von E. Burnand, Buchschmuck von H. Vogeler-Worpswede und zehn Skizzen. Leipzig, B. G. Teubner; geb. 7,50 Mk.). — Die ausgereifte Frucht eines jahrzehntelangen Lebens und Webens in Dante. Man fühlt es, auch wenn der bescheidene „Bearbeiter" es einem nicht sagte, daß hier das Beste und Tüchtigste eines Menschenlebens an ein über alles geliebtes Ziel gesetzt ist, und wer dem greisen, aber immer noch jugendlich elastischen Herrn jemals persönlich begegnet ist und ihn — eins ist nicht ohne das andere zu denken — über sein Lieblings-, nein über sein Lebensthema hat sprechen hören, der wird sich in die Seele des Verfassers freuen, daß es ihm noch vergönnt war, diese Frucht seines unermüdlichen Strebens und Forschens, Denkens und Bildens in so schöner, vornehmer Schale dem deutschen Publikum darzubieten. Dante ist ihm eine sittliche Macht ersten Ranges, die noch heute unter uns unvermindert lebendig sein könnte, sobald wir nur wollten. Freilich standen dem bisher die landläufigen Übersetzungen mit ihrer unserem deutschen Gefühl fremden Formenstarrheit und dem schweren Rüstzeug gelehrter und mystischer Anspielungen im Wege — über sie gerade möchte Pochhammers uns hier gereichte, mehr seelen- als wortgetreue poetische Bearbeitung hinwegheben. Seine Wiedergabe versucht „dem deutschen Hause zu sagen, wer Dante war"; so ist in die Übersetzung zugleich auch Deutung und Erläuterung mit verarbeitet, ohne daß sich der formgewandte, feinfühlige Nachdichter — man kommt um das Wort nicht herum — hätte verleiten lassen, den Nachen mit dem Ballast wissenschaftlicher Streitfragen zu belasten, wie sie um Dante so reichlich wuchern. Auch die prosaischen Zuthaten („Leben Dantes"; „Einführung"; „Übersichten"; „Rückblicke" u. s. w.) vermeiden die Polemik und wirken deshalb als voll gerundetes Ganze, das, wenn nicht immer überzeugend, so doch die einheitliche Auffassung einer tief von dem Gegenstand durchdrungenen Persönlichkeit darstellt. Demnach darf man diesen Pochhammerschen „Dante" allen denen empfehlen, denen es nicht sowohl um eine philologische Einzelkenntnis der commedia divina zu thun ist als vielmehr um ein inneres Verständnis ihrer hauptsächlichsten Ideen und um den Genuß ihrer vorzüglichsten Schönheiten. D.



Redaktion unter Verantwortung von Dr. Adolf Glaser in Berlin und Dr. Friedrich Düsel in Berlin-Friedenau.
Druck und Verlag von George Westermann in Braunschweig.

Alle für die Redaktion bestimmten Sendungen sind zu richten an:
die Redaktion von Westermanns Illustrierten Deutschen Monatsheften in Braunschweig.



Seit dem Erscheinen der neuen, billigen Ausgabe von Theodor Storm's Sämmtlichen Werken hat sich das Interesse des deutschen Volkes an den feinsinnigen und ergreifenden Dichtungen des nordischen Poeten auf das Lebhafteste gesteigert; ihr Werth ist heute ein überall anerkannter und unbestrittener; sie sind ein dauernder, hochgewertheter Besitz unserer Litteratur geworden. Einen Platz haben sie sich erobert in dem Herzen der Nation; **man weiß, daß sie es werth sind, in die Bücherei jeder Familie aufgenommen zu werden.** Deshalb sei diese billige Gesammtausgabe, die bereits in den weitesten Kreisen Verbreitung gefunden hat, erneut als vornehmes und insbesondere zu Festgeschenken geeignetes Werk hierdurch angelegentlich empfohlen, um so mehr, als Storm's Dichtungen im Gegensatz zu mancher modernen Augenblickslektüre in ihrer schlichten, innigen Weise zum Herzen sprechen, das Gemüth ergreifen, das Interesse des Lesers immer wieder von Neuem wachrufen und solchergestalt zur nie versiegenden Quelle des Genusses werden.

Die Bandausgabe von „Theodor Storm's Sämmtlichen Werken", die in würdiger und vornehmer Ausstattung vorliegt, kann bezogen werden:

gebunden in 4 Doppelbänden
zum Preise von 24 M., 6 M. für jeden Doppelband.

1. Doppelband = Band 1 und 2
2. Doppelband = Band 3 und 4
3. Doppelband = Band 5 und 6
4. Doppelband = Band 7 und 8

oder

gebunden in 8 Bänden = 4 Abtheilungen
zu je 2 einzelnen Bänden zum Preise von 28 M., 7 M. für jede Abtheilung.

1. Abtheilung = Band 1 und 2
2. Abtheilung = Band 3 und 4
3. Abtheilung = Band 5 und 6
4. Abtheilung = Band 7 und 8

Den Bänden sind neun Illustrationen beigegeben, die theils Portraits des Dichters in verschiedenen Lebensaltern, theils Abbildungen seiner Wohnstätten und seines in Husum errichteten Denkmals darstellen.

Inhaltsverzeichniß.

Band I. (Mit 1 Illustr.)
Immensee.
Späte Rosen.
Auf dem Staatshof.
Ein grünes Blatt.
Im Schloß.
Unter dem Tannenbaum.
Abseits.
Von jenseit des Meeres.
Angelika.
Im Sonnenschein.

Band II. (Mit 1 Illustr.)
Im St. Jürgen.
Eine Malerarbeit.
Auf der Universität.
Posthuma.
Wenn die Äpfel reif sind.
Drüben am Markt.
Der kleine Häwelmann.
Geschichten aus der Tonne: Die Regentrude. Der Spiegel des Cyprianus. Bulemanns Haus.
Im Saal.
Veronika.

Band III. (Mit 1 Illustr.)
Marthe und ihre Uhr.
Hinzelmeier.
Viola tricolor.
Draußen im Haidedorfe.
Zerstreute Capitel: Der Amtschirurgus; Heimkehr. Lena Wies. Von heut und ehedem. Zwei Kuchenesser der alten Zeit. Von Kindern und Katzen und wie sie die Nine begruben.
Aquis submersus.
Beim Vetter Christian.

Band IV. (Mit 1 Illustr.)
Eine Halligfahrt.
Pole Poppenspäler.
Waldwinkel.
Ein stiller Musikant.
Psyche.
Ekenhof.
Im Brauerhause. (Erschien zuerst unter dem Titel: Der Finger.)

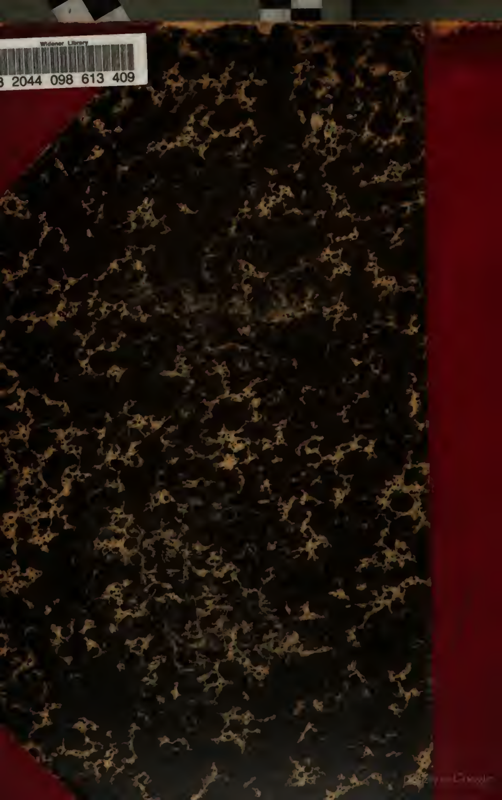
Band V. (Mit 1 Illustr.)
Renate.
Carsten Curator.
Ein Doppelgänger.
„Es waren zwei Königskinder".
Zur Wald- und Wasserfreude.

Band VI. (Mit 1 Illustr.)
Hans und Heinz Kirch.
Zur Chronik von Grieshuus.
Der Herr Etatsrath.
Ein Fest auf Haderslevhuus. (Erschien zuerst unter dem Titel: Noch ein Lembeck.)

Band VII. (Mit 1 Illustr.)
Bötjer Basch.
Schweigen.
Der Schimmelreiter.
Die Söhne des Senators.

Band VIII. (Mit 2 Illustr.)
Im Nachbarhause links.
John Riew'.
Ein Bekenntniß.
Meine Erinnerungen an Ed. Mörike.
Gedichte.




Widener Library
3 2044 098 613 409